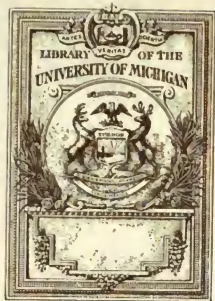




# Globus





1/16  
1

910.5  
G56

1000

**G l o b u s.**

XXXV. Band.



# Globus.

Illustrierte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Fünfunddreißigster Band.

---

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1879.





# Inhaltsverzeichnis.

## Europa.

Die plattische Obleuerung Europas. Von Dr. Otto Reimann 171. 88. 105. Die Weltgeschichte bei den Griechen. Von Dr. Huber 71. 91. Der technische Mensch auf der Pariser Ausstellung 270. Deutschland. Centralverein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande 14. Der Treidnerverein für Ostbade 95. Verkehr mit Dänemark 124. Dampfverehrter im Osten von Hamburg 206. Seinenverkehr in der Oberlausitz 206. Die heimischen Mittelplümer Ostpreusslands 206. Personenverkehr der Berlin einmündenden Eisenbahnen 223. Auster deutsches Land und Welt. Von v. Rüdiger und v. Röhren 233. Wirkung der Eisenbahnen auf die Seefahrt der deutschen Reichsflotte 239. Die Petroleumindustrie 240. Die Ozeanen in Frankreich und Deutschland 271. Österreich-Ungarn. Das Eisenbahnnetz im Jahr 1878 224. Rastherhand von Triest 207.

Dänemark. Verkehr mit Deutschland 124. Rabel nach Island 124. Niederlande. Amsterdam 131. 145. 161. Dampfmaschinenbau zwischen Amsterdam und Bismar 207, zwischen Amsterdam und Java 336. Belgien. Transithandel von Cleve 207. Großbritannien. Gerichte und Zollbestimmungen 124. Die Bevölkerung Deutschlands in der Zeit 240. Frankreich. Anzahl der Fremden 95. Handel mit den Kolonien und dem Auslande 206. Seidenrenten 207. Handelsmarine 207. Bahnen im Jahre 1878 224. Die Geburten in Frankreich und Deutschland 271. Zusammenfassung der wissenschaftlichen Reisen 286. Italien. Schiffsverkehr in den Oden 124. Eisenbahnen 124. Seidenrenten 207. Spanien. Ausfuhr 207. Seidenrenten 207.

Portugal. Anzahl der Rege 128. Türkeisches Reich. Die Erträge in Rumelien 14. Russisches Admirationsteil (Gütersteuer) 77. Die Jahrgang der Seeflächen 95. Verflechtung der Völkergruppen in der Türkei 95. 271. Fortwirthschaft 111. Wiedereröffnung der Reise von Ost Indien 224. Die Administrativtheilung des Osmanischen Reiches. Von Dr. H. E. Wernmann 263. Vergegenwärtigung der Gemeintheil 286. Ortsbestimmungen in Bulgarien und Rumelien 330. Serbien. Neue Währung 124. Griechenland. Eine Reise in Griechenland. Nach dem Hauptquartier des Herrn Genl. Belle 17. 33. 49. 65. Russland. Materialien zur Geschichte des Menschen im östlichen Europa 111. Reutenbergs Erklärung der Verlöbten 111. Gründung der Donau-Republik 224. Föhnwind Verfallsgründen 270.

## Asien.

Türkisches Vorderasien. Schlimmanns Ausgrabungen in der Leos 14. 173. Aufnahme Eubens 15. Die Wasserleitung der Stadt Jerusalem 111. ff. Deliaß über die Lage des biblischen Paradieses 173. Seidenrenten von Kleinasien und Epirus 1874 bis 1877 207. Die Schwänen Palästina 252. Vereinfachte englische Expedition nach Ostindien 255. Schären über den Ursprung des türkischen Goldmondes 255. Die Administration der Osmanen 263. Von Dr. H. D. Nordmann 263. Reisen nach Epirus 357. Geographische Ausnahmen der Russen in Armenien 368. Arabien. Araber und über Arabien. Von W. Schym. VI. 43. VII. (Kurten's Arabien) 282. 295. VIII. (Rayons's Arabien) 374. Rayons's Reisen in Arabien 286. 352. 374. Russisches Asien. Kaufhaus. Die Gewürze und ihr Land 108. 121. Austritt der Russen 173. Civilisation im Kaufhaus 137. — Sibirien. Kaufhäuser von der sibirischen Expedition auf dem Sibirischen Hümmers 7. 64. 95. 352. Verbindung zwischen Russland und Sibirien durch Eisenbahn und Schiffahrt 112. Ammons's Expedition zur Wasserstraße zwischen Ost und Jenisei 173. 286. Die Sibirische Reise Expedition zu Kosenwitsch's Unterstützung 307. Die Veränderungen der slavisch-russischen Rationalität innerhalb der Bevölkerung Sibiriens 317. — Turkestan. Projekt einer

Eisenbahn nach Kaschgar 127. 224. 254. Neue Beschreibungen in dem alten Reiche des Cyrus. Von Prof. Dr. W. Leuz 311. Das russische Turkestan. (Nach dem französischen der Madame de Ujfaludy.) 337. 353. 369. Neuer Handelsweg zwischen dem Kaspiischen Meer und dem Amu-Daria 367. Ausnahmen am nordöstlichen Ufer des Kaspiischen Meeres 351. Türkische Chanale. Chansin's Expedition nach Karatigin 29. Seidenrente im Jahr 1878 127. Persien. Handel von Teher 1877/78 207. Khybanjan. Die Hindustan-Hafen. Von Emil Glogner 204. 231. 249. Kaschgar 351. Ombien. Befestigung Geylens 124. Handel über die Binnenlandgrenze 124. Rüßenaufnahmen 173. Ausnahmen an den Grenzen Rumens 271. Ombien. Einjährige Einwanderung in Singapur 125. 367. Preis's Produktionsfähigkeit 127. Zur Landeskunde von Annam 160. Umwidmung der malayischen Halbinsel 173. Ausfuhr von Kamassblättern aus Malakka und Siam 192. Handel zwischen französisch-Gochina und China 207. Ethnographisches aus Hindien 286. China nach Ballenstaaten. Graf Siechenow's Expedition nach Innerchina 15. 174. Eisenbahnprojekte 15. Zur chinesischen Auswanderung 97. 906. Handel mit Riangschin auf Hainan 125. Der Bergantano Salat 127. Geologische Untersuchung des nördlichen China 127.

Brischewitz's neue Reise nach Innerchina und Tibet 159. 307. Reise über den Ursprung des Wortes „Fogel" 174. W. Krich's Reise vom Jung-tschang nach Schama 174. Die Welt in Jinnan 191. Chinesische Sitzverhältnisse 208. Ausfuhr von Zigaretten 208. Abgang des englisch-chinesischen Handels 208. Handel der chinesischen Provinzen 1877 208. Westmaorenarbeit in Vanuatu 271. Der Lauf des Wehmaiputra schiffgeflert 271. Ferdinand von Richthofen's China 273. 313. Potala 296. Erste chinesische Baumwoll-Manufaktur in Schanghai 367. Zustände in Ostturkestan 368. Organisation des Generalstaates 361. Japan. Die sterberischen Verbindnisse der Japaner 15. Außenhandel im Jahr 1877 125. Vertrag mit den Vereinigten Staaten 207. Rabel nach Nordamerika 208. Die neue Stadt Sapporo auf Jelo 882. Cariatatischer Archipel. Philippien. Trockenheit 16. Beförderungsverhältnisse 124. Rabel zwischen Manila und Singapur 124. Eisenbahn 207. Handel der vier Hauptinseln 207. Die Bau von Sandakan auf Bornen. Von W. Eichenberg 141. — Holländischer Reich. Die hollandische Sumatra-Expedition 112. 255. Der malayische Archipel. Von v. W. Eichenberg 307. Schwereigkeiten der telegraphischen Verbindung auf Sumatra 307. Die Sulfate auf Java 307. Chinesen auf Java 367.

### Afrika.

Ueber die Verwendung von Elefanten bei Weid-Weisen und Anlage von Stationen. Von Dr. Vogt 119. Die Expeditionen von F. Richerlon 209. Telegraphen-fabel von Wien nach Durban 256. Haupt-sache über die geographische Erforschung Westas 286. Englische Missionäre nach Afrika 268.

Tunisien. Erbauung eines Gesundheitsamtes auf Malta 15. Roubaire's Forschungen 30. Französisch-Besetzte hinsichtlich Westas's 271. Telegraphen 256. Ein-malung 257.

Ägypten. Eisenbahn nach Port Said 112. Eröffnung von Darfur 128. Warena in ägyptischen Diensten 174. Einmischen des Zueg-Rais 223. Geographische Arbeiten im Januar 272. Aufenthalt im Sudan 297. Aus- und Einzug 1878 297. Reise von Wifflondern Nil aufwärts 287.

Abessinien. Italienische Expedition nach Senna 30. Politische Verhältnisse 128. Der Senen und das Innere. Die Mission am Tanganja-See 30. Stan-ten's letzte Vorhänge durch Afrika (1874 bis 1877) 81. 97. 113. 129. Seele und Wech am Njalla-See 125. Thier-sachen 128. Die Mission am Victoria

Njanga 128. Holz über das Maruse-Reich 174. Neue bühmige Afrika-Expedition 174. Stanen's erstes Reisetagebuch in heutiger Uebersetzung 175. Den-haerd's Geforschung des Dana 175. Serpa Pinto's Reise quer durch Afrika 224. Weutter's Tod 224. Internatio-nale Expedition in Afrika 256. Nach-richten von der Wifflondern Expedition 264. Nachrichten von der Mission am Tanganja-See 256. Debatze's glück-liche Reise in Ostafrika 272. Stanen wieder in Afrika 336.

Der Säden. Botschaft 90. Ein Jahr aus dem Leben einer Kaiserin in Süd-Afrika. Von Lady Becher 30. Uren-beim nach Transvaal 125. Zustände in Kaffaria 125. Gesellschaft für süd-afrikanische Vorkämpfer u. 128. Die Stei-lerung der englischen Regierung zu den Eingeborenen Südafrika 246.

Der Wäken. Angriff der Bantulos auf die Schüttel-Expedition 16. Die por-tugiesische Afrika-Expedition 31. Heath's Reise in Angola 31. Frindley's Reise des König von Luanda 31. Nordameri-kanische Mission nach Westafrika 31. Die fran-zösische Congo-Expedition Senegambie de Reauja's 94. 215. Einwohnerzahl von Afri-

ka 128. Die Handelsreise zum Ruata Janmo 128. Märkte nach dem Ruata 128. Neue Karte über Westafrika. Von Richard Wood 137. Gombes und Gessell's Expeditionen in Gongo 176. Unter den Bantulos in Westafrika. Von Oberstleutnant Kay 182. Der Dampfer "Geny Wem" auf dem Niger 256. Fran-zösische Westafrikanische Handels-gesellschaft an der Goldküste 256. Seileville's Reise 256. 257. Radeisten von den Expeditionen der Wifflondern Gesellschaft in Deutsch-land 272. Kaufmann des untern Senene 297. Voges's Reise zum Ruata Janmo 297. Die Congo-Expedition 297. de Semelle's Radeisten vom Ruata 297. Von Dr. R. Buchner's Reise in Angola 331. Portugiesische Expedition in Westafrika 336. Kereen Gombes's Reise um das Gaurum-Seebege 343. Entgegen der Dragg's neuen Reiseprojekt 368. Eng-lische Handelsstation am Kap Dicksi 368. Jankin. Silberbrand's Reise nach Waba-gasfar 31. Aus Annenarino 31. Hühnchen bei den Conarischen Inseln 223. Dr. G. H. Kelenberg's Reisen in Süd-afrika und Wabagasfar. Von Dr. Kren-jing 249.

### Der Continent von Australien.

Civilisation der Eingeborenen 144. Zer-setzung 175. Ghinesische Einwanderung 366.

Wäurstralien. Eagle Bay 47. Neue Karte W. Forrest's 304.

Süd- und Central-Australien. Oberste Expedition in das Innere 47.

Wilde Kaninchen 47. Weidland im Innern 48. Vercayal und Wändes's Expedition in Central-Australien 319. Anführung von Wasser in der Kuan-mona-Gebirge 320.

Victoria. Weltausstellung 47. Reiden des Ackerbaues 320.

Neu-Süd-Wales. Die australische Ro-liche Neu-Süd-Wales. Von G. Gress-ling 171. 183. 193.

Curienland. Entdeckung von Seen 48. Reise von Goldgruben 48. Goldfelder 48. Expedition des Curienland's nach Port Darwin 144. 304.

### Kleinere Inseln des Stillen Ozeans.

Hirpingen und Wäberung der Polynesier 31. Hühn's Reise nach dem Stillen Ocean 176. Der hundertjährige Lebens-lag Kapitän Cook's. Von F. Birgham 185.

Englische Kolonien. Der Hühn's-Wed-der. Von Dr. G. G. Jung 23. 29. Die Insel Pitcairn und ihre Bewohner. Von F. Birgham 27. Intelligenz der

Maori 32. Handel der Hühn's-Inseln 128.

Neu-Guinea. Kolonisationsprojekte 31. Goldie's Reise 31. Verunglückte Expe-ditionen 320. Kanibalismus 320.

Relanien. Radebergwerke auf Neu-Salomonien 32. Vermehrung der Salo-monen- und Santa-Cruz-Inseln 32. Kan-ibalismus auf Neu-Britannien 32.

Ghaed's Monographie über die Neu-Oberland 175.

Polynesien. Der Wäusag auf den Sand-wich-Inseln. Von F. Birgham 47. 176. Der Inseln des Heures. (Eine hawaiische Sage.) Von F. Birgham 297. Ghinesische Einwanderung auf den Sand-wich-Inseln und auf Tahiti 366.

### Nordamerika.

Die Zukunft der Indianer Nordamerikas. Von Prof. George Grant 10. 234. 257. 289. 327. 347. G. v. Siller. War-toga's Mollusken-Reise über Nordame-rika 176. 388. Export früher Ghines-cher nach Europa 126.

Der Norden. Untersuchung der west-ghindianischen Sprache 336. Nach dem Tod Wäde's die West 177. 185. 225. 241. 257. Körpergröße der Gubens-berg 388. Die Gesellschaft Outoum in Cuiber 333.

Vereinigte Staaten. Prof. Hayden's Aufnahmen im Jahr 1878 32. 152. Aus-gabung eines Wäskaden in Ohio 32.

Die Thongese der Pueblo-Indianer 32. Dighton-Hud-Schmelze 52. Reu-nedter Ghinesenprojekte in Virginia 48. Wänaufnahme des Staates Neusee 48. Ameri-kanische Forschungsreisen. Von Carl Ochenius 55. Schreien der Däner bei den Jutis 79. Zur Charakteristik der talghindischen Indianer 79. Indianische Religion 79. Erzeugung von Wäuter und Käse 125. Ghinesenpopulation der pa-cifischen Küste 126. Ein- und Auszug 1878 126. Die Wintun-Indianer 154. Zunehmende Bewohnung von Nebraska 176. Welt und Sprache der Wälsten im südwestlichen Oregon. Von Wä. G.

Gaiffel 167. 187. Erste Stahlbrücke 224. Ghinesen in Ende 1878 224. Kabel von San Francisco nach Jotahama und Tien-tsin 334. Neue Schiff-fahrt nach Memphis 334. Katholisch und Wäbshof in den Vereinigten Staaten 360. Ghinesische Einwanderung 366. Die Steppe am Ruata See 378. Regent-mänerung nach dem Westen 384. Ein-manderung nach dem Westen 383. Glare-ner King Director der Wänaumen 384. Wärico. Wäco-Wäco. Von Z. Wäler 41. Baumwoll- und Wolleindustrie 126. Fortschritt 384. F. Wäp's "Aus Westico" 384.

Central-Amerika. Ackerbau in Honduras 32. Oecologische Unterjüngung von Honduras 48. Kunstthum der Yucatan

projektirt 48. Eisenbahnen 224. Der Oalen Visinghore in Guatemala 384. Weßindien. Ober's ornithologische

Expedition 48. Handel mit tropischen Früchten 126. Ginzelnaustragung aus Cuba 223. Handel von Puerto Rico 223.

## Südamerika.

Columbia. Landwirtschaftliches 126. Ausfuhr von Ebenholz 126. Geschäftsdarft der Frauen 191. Ausfuhr von Cartagena 223. Howard Andre's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876 273. 289. 305. 321. Venezuela. Die Stadt Guaya 78. Guayana. Goldausbeute in Französisch Guayana 48. 126. Gebirgskette 64. 384.

Brasilien. Oeath's Reise 78. Verkehrsnetzen 126. Niedriges Wasserstand des Amazonenstroms 191. Projectirte hydrographische Arbeiten 192. Uruguay. Export von Wollschaffern 78. Wollschaf in den Jahren 1877 u. 1878 384. Argentinien. Ausgrabung eines Tumulus in Buenos Aires 78. Streit um Patagonien 78. Fortschreibung der Indianergrenze 78. Schiffbauernachung des Vi-

comayo 79. Holzausfuhr aus dem Gran Chaco 79. Ruffschiff Krenomonien in Buenos Aires 79. Wollschaf Kolonate am Rio Uruguay 79. Gold in Patagonien 79. Kornausfuhr 192. Chile. Meteorologische Beobachtungen 79. Octo 204. Peru. Verbo's Ermordung 79. Ural von Peru 80. Ginzelnaustragung 1877 126. Schiffbauernachung 366.

## Arktisches Gebiet.

Nachrichten von der schwedischen Expedition aus dem Eibirischen Eismeer 7. 64. 96. 352. Gegend's actives Projekt 80. Bennett's arktisches Projekt 80. 192.

Eine zweite holländische Expedition projectirt 96. Lydon's Nordpolarfahrt mit der „Norenc" 96. Projectirte meteorologische Station auf Komaja Zemlja 192.

Nordfahrtspläne in England 192. Virenten Sandberg's Höflichkeit 192. Fahrt der „Valk" 192.

## Vermischte Aufsätze und Mittheilungen.

Ethnographisches, Anthropologisches u.

Jagdbergbau. Von Richard Andree 26. Synopsial-Zander. Von Richard Andree 24. Friedrich Müller's Allgemeine Ethnologie 48. Die Vorgehichte des Nordens nach gleichzeitigen Landmännern. Von Vorleser 57. Die Vorgehichten aus eigenen Körper. Von Carl Oberland 68. Notizen zur Handels- und Verkehrsgeographie 124. 206. Curdillberproduction der Erde 126. Der Hainkrug. Von Richard Andree 161. Die hebräischen Alterthümer Cyprienslande 222. Ethnographisches über das Tlic-Tsar-Epial 288. Der tertiäre Mensch auf der Pariser Ausstellung 270.

### Vom Völkertische.

Jacob Valler, Die Tärten in Europa 14. Johs Walser, Ein Jahr aus dem Leben einer Hausfrau in Südafrika 30. Friedrich Müller, Allgemeine Ethnographie 48. Verden, Epierleben, Bd. IV, 48. Bd. V, 298. Warjaer, Die Vorgehichte des Nordens nach gleichzeitigen Landmännern 57. W. Ostert, Völkertische 77. J. J. Kirchner, Bosnien in Bild und Wort 78. W. Neumann's Pallast, Ueberhichten über Produktion, Verkehr und Handel in der Weltwirtschaft 127. Götter-Schleiden, Ethiopien 137. Götterfeld, Italien, Pechuel-Loesche, Die Zoango-Expedition 1873 bis 1876 137. 287. Stanley, Wie ich Visinghore fand 175. W. Oeffel-Wartig, Nordamerika, seine Städte und Naturumwelt, sein Land und seine Leute 176. 383.

Teegast, Die hebräischen Alterthümer Cyprienslands 222. v. Riden und v. Köppen, Unser deutsches Land und Volk 239. v. G. Wed, Die heutige Türkei. Bd. II, 255. Dr. F. Fabri, Ueber Deutschland der Kolonien? 257. Paullische, Die geographische Erziehung des asiatischen Kontinents von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage 286. v. Wajenberg, Der malayische Archipel 367. Hermann Ropp, Einiges über Witterungsangaben 373. F. Nagel, Was Mexico 384.

### Biographisches. Personalia.

Kretzlege 79. 364 (enthaltend Vobbege 364. Veray 80. Blau 365. Gantlow 80. Teor 365. Hiesig 365. Grifsbach 365. Handke 364. Kobi 79. Lehmann 364. Lang 364. Wulst 365. Nau v. Champtouss 364. Pallasius 365. Roe 365. von Koon 365. Rufow 364. Bayard Taylor 80. Westergaard 79. Kaminow 173. 286. J. Vater 14. Gurglen 819. Schwager 272. 331. Brilo Gergelle 31. 336. Kumber 175. 368. Kreuzer 64. 384. Doll 96. von Dantschman 367. Debaig 272. Deligsh 173. Denhardt 175. Dulais 256. 287. Dutscher mit Wäns 160. Gubner 304. Hiesig 175. H. Horsch 304. Görtner 48. Goidie 31. Grentel 175. Grigoretz 367. Gogue 127. Theophilus Oahn 30. Harman 271. Harman 286. von Haffel 255. Hayden 152. Alfred Heath 31. Heintz Oeath 78. von den Hoven 264. J. H. Hildebrandt 31. H. Hübner 174. Hore 256. Jrent 31. 386. Jrenten 366. Jek-Joung 47. G. Ring 384. Krulenhorn 111. Klopff 128. Kur 16. Maday 128. Manjon 43. 286. 362. Marcke 128.

Martiam 192. Merno 174. Matzeer 30. 128. W. Martzky 174. W. Menje 368. von Medow 272. Müller 368. Nordenfjeld 352. Ober 48. C. Oheim 29. Pintos 31. 224. Pucheln 256. Vogge 126. Polman 286. Prichmaler 159. 367. Roberts 192. Ruffschiff 272. Koubst 30. Neufsen Bey 272. Kouljeit 174. Sandberg 192. Saturnino 126. Savogran 69. 215. 368. Say 95. Schmid 111. Schlimann 14. 173. Schmitt 16. Schuchardt 31. Schuchardt 272. de Seneval 287. Schom 127. Seibritow 96. Senckman 255. Seilerit 256. 287. Stentley 174. 336. Stenart 363. Stenart 15. 174. Tegen 96. de Hiltow 337. 353. 369. Tsch 255. Wollschaf 142. 224. Wierisch 15. Wiegand 192. Wölffig 192. Wundt 319. Woodthorpe 271.

Mitarbeiter an Bd. XXXV (soweit sie sich genannt haben):

Richard Andree 26. 28. 137. 151. F. Biberion 269. F. Biragham 27. 47. 185. 287. Wilbert S. Gelliff 167. 187. Georg Gerland 10. 294. 297. 280. 327. H. Gey 211. G. Grotffsch 171. 189. 199. Carl Oberland 68. Franz Oubot 74. Carl Emil Jang 23. 89. Otto Krummel 71. 88. 105. H. Seng 211. Kur 182. T. Walter 41. W. D. Warblmann 263. Reuling 296. Carl Cajanus 55. F. Gogge 119. Carl Emil Schlingensiefel 204. 231. 249. Weisenberg 141. W. Schme 43. 282. 295. 374.

## Illustrationen.

## Europa.

## Griechenland.

(Wells's Reise.)

Schoenmüßler 2.  
Voranbendöriges Tenmal bei Argos 3.  
Anficht von Argos mit dem fränkischen Schloße auf Corin 4.  
Vappos auf dem Zandogros 5.  
Ein Palliast, der seinen Gürtel anlegt 5.  
Fenster eines ehemaligen Türkenhauses bei Tripolis 6.  
Byzantinische Brücke über den Eurotos 15.  
Das Thel von Sparta 19.  
Sparta und der Zandogros 20.  
Der Zandogros, von Sparta aus gesehen 21.  
Mißra 22.  
Kirche der Pantanassa in Mißra, von Eßden gesehen 31.  
Beygerungen in der Kirche der Pantanassa 35.  
Giatale von Mißra 36.  
Kirche des D. Nikolaos in Mißra 37.  
Frau aus Mißra 38.  
Econ-Pappiermänn im Hause des Pappos von Trip 39.  
Die Schlacht der Maguta 41.  
Mantien 53.  
Kardamoli 53.  
Kalamata 54.  
Kalamata, mit seinem fränkischen Schloße 58.  
Quasthür in Kalamata 67.  
Koroni 68.  
Koroni 68.  
Einfahrt in die Rhede von Koronino 69.  
Die Festung von Koronino 70.

## Amerikam.

Die Otterer-Graht 135.  
Kaglicien-Schloß 136.  
Der Ort Quis mel de Ooselen 136.  
Wulter-Poort 137.  
El. Antipones Waag auf dem Rucame Markt 146.  
Die Anker und der Montebons-Thurm 147.  
Cuzc Yerna Vrouwen Kerf 148.  
Die Weller Kerf 149.  
Der königliche Palast in Amsterdam 150.  
Im Amsterdamer Judenvicriell 162.  
Woroburngwall 168.  
Bildsäule des Dichters Vondel 164.  
Dochterlocht 165.  
Verkehrswiter und Dienstmädchen 166.

## Sien.

## China.

Hongkong im Fok 279.  
Russisch-Turkison.  
Palast des Gouverneurs und Hofstet in Crenburg 338.  
Raramanerei in Crenburg 339.  
Ringspinnendes Sullen 340.  
Ringspinn-Röhren in der Steppe 341.  
Eine Tartarin und zwei Ringspinner 342.  
Krone und reiche Ringspinner 344.  
Ein moosbender Seric und zwei Ringspinner 355.  
General von Kaufmann 356.  
Das Thor des Zamerlan 357.  
Eine Brücke Schemanere; Thier über den Straßkan 358.  
Thor der Festung von Zamerlan 359.

Our Emir, das Grab des Zamerlan 370.  
Wiederse Zilla-Kari 371.  
Anficht von Zamerlan vom Blake Kir-schloße aus 372.  
Wolcher Schir-Der 373.  
Der Kol-Tsch, Reichthron des Emirs 374.

## Africa.

## Stanley's Reise.

Gingeborener von Kua auf Verkauf in U-bichibiki 82.  
Der Berg Kurumbi 83.  
Frau aus Igaba. Gingeboerene von Ubjie (a. Ubbidjone) und Igaba 84.  
Gingeboerene von Ubbidjone 85.  
Gingeboerene von Ubjie. Ein Ubjieja aus Uhombo (von hinten gesehen) 86.  
Ein Dorf im südöstlichen Manjuma 86.  
Gingeboerene von Manjuma 87.  
Ältere, Häuptling von Mpungu 88.  
Weghede der Werrago 88.  
Schmelzofen und Schmiede in Bant-Kirumbu 100.  
Kriegsobel und Schemel aus Illau. Kopf-topf der Wobila. Spielbrett aus Uregga 101.  
Kua in Glanda 102.  
Kriegstrumeln der Stämme am obern Congo 103.  
Ruene Kobo-Gonoe 108.  
Großes Kriegskanoe auf dem Kruwimi 104.  
Der siebente Kataract der Stanley-Fälle 105.  
Wesser aus Nabungu 114.  
Der König von Tschumbiri, eine seiner Frauen und sein Sohn 115.  
Raiula's Tod 116.  
Die "Baby Miler" in den Stromschnellen 117.  
Hall des Ghim-Urnold-Stußes in des Untergangs des Zimmermanns Galeant im Jingo-Fluß 131.  
Begräbnisplatz in Ubinda 132.  
Die Expedition in Rabinda 133.

## Weßafrika.

Pongelamädchen 183.  
Celpalmen 210.  
Fruchthände und männliche Blüten der Celpalme 211.  
Fruchthand und Frucht der Celpalme 212.  
Celpalmlaub am Strande in Voongo 213.  
Fächer- oder Kieja-Palme 214.

## Der Eßden.

Rejules 247.  
Jululoffen vom Stamme der King-Kop 248.

## Nordamerika.

## Mexico.

Statue Eloc-Moo's 42.

## Canada.

## de Ramothé's Reise.

Cagoad Hall in Toronto 179.  
Einzelner in Kollingwood 179.  
Rikarney am Huron-See 181.  
Chippeway-Indianer beim Ausbeßern eines Bootes 181.  
Sault-Saint-Marie, vom amerikanischen Meer aus gesehen 184.  
Der Ripigon-Fluß 184.  
Die Donnerthal (Thunder Bay) 185.

Port William mit der Wändung der Ram-minthiquia 195.  
Station an der Südspitze des Eshbander-von-See's 196.  
"Beilage" eines Botes 197.  
Der Tragpfl Rothbawie 206.  
Schnellwähe der Rivière Maligoe 227.  
Saultur-Indianer 229.  
Chippeway-Indianer 229.  
Port Huron 230.  
Wandweg 242.  
Ein französischer Wehje 243.  
Manobischer Trapper 244.  
Kriehäuptling 245.  
Der Red River bei Dogwood 248.  
Die Wüste im Nordwesten 290.  
Port Pembina 261.  
Vierdamen über einen Nebenfluß des Red River 262.

## Südamerika.

## Columbin.

## André's Reise.

Einmalmen des Wädhles der Geozolon-Boime auf dem Culinbio 274.  
Palmito (Sphalobogair) 275.  
Die Vorhöher in Salento 275.  
Gölte und Palmen (Astrocaryum und Ceroxylon) in los Bonos 276.  
Gaguro vom Culinbio mit der Güllta 277.  
Die höchstle Piedra de Moler über den Rio de la Vieja 278.  
Kirche des Heßers S. Francisco in Car-tage 290.  
Woheloh von Antioquia 290.  
Wasserträger (aguadores) und Wäßerer-innen den Garcoja 291.  
Fäbrication von Seilen (cahuaya) aus der Heßer der Bourcoja 292.  
Garretilla, Werkzeug der Seiler bei Car-tage 293.  
Linnthe der Vorderseite der Kirche in Tu-lus 293.  
Kombagastell für Bdelgen Lulus und Fuga 294.  
Wurliobäume in dem überfluttemten Gonca-Thole 306.  
Trichthür der Tarienda Guanal 308.  
Reide von los Junios über den Rio Ta-moa 309.  
Fourcoyros Lindeni 309.  
Gali im Gonca-Thole mit der Weide über den Rio Gali 310.  
Etraje in Gali 322.  
Thurm der San-Francisco-Kirche in Gali 323.  
Fischreien aus Wäßlern von Coeos huly-racen in Gali 324.  
Anneres eines Mando in Agua-Blanca bei Gali 324.  
Kombholl im Gonca-Thole bei Gali 325.  
Wäßerliche Sorgen und Vertheilung von Feannstein aus Jasterdo 326.

## Karten.

Karte des Congo-Flusses in Weßafrika zur Uebersicht der Reise Savorgnan de Brazza's 217.  
Karte der Kutenberg's Reisen auf Wabagof-tar 291.  
André's Reise in Columbin. Von Paga nach Junios, Gali und Zamundi 291.  
Kombholl des Camaron-Weßjies in Weß-afrika mit den Gombes's Kellerrouten von 1877 344.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1879.

### Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Herrn Henri Belle.)

I.)

Abfahrt von Kaulpia. Schwammfischer. Nihil und der fernnäische Sumpf. Das Pyramidendenkmal auf dem Berge Chason. Ankunft in Argos. Griechische Tausche. Die Burg Larisa. Von Argos über Hyfiai und Paläo-Nudhi nach Tripolizza und Tegea.

Um von Kaulpia nach Argos, dessen Häuser man vom Burgfelsen Palamidi aus im Nordwesten unterscheiden kann, zu gelangen, giebt es drei Wege: auf der Königsstraße zu Wagen, am Meeresstrande entlang zu Pferde oder auf dem Meere nach Nihil und von dort mit den vorausgeschickten Pferden hinauf nach Argos. Die Böder und die Eintönigkeit der ersten waren Belle von seinem Auszuge nach Tyrins her schon bekannt, eben so wenig zog ihn der Nitt im Sande längs eines peßhaudenden Sumpfes an, und so wählte er den dritten und längsten, vielleicht gerade seiner Länge wegen und weil er mehr Wechsel und Zerstreuung verhielt. Um 5 Uhr Morgens verließ sein Boot, eine offene Barkle, den Hafen, und lustig blähte die Landbrise das große vieredrige Segel an der schrägstehenden Stange, welche für die griechische Marine ein charakteristisches Zeichen ist. Die Fahrt geht zwischen dem äußersten Vorsprunge der Stadt und dem Firt Burgi hindurch und dann geradewegs nach Westen. Die Morgenluft war so frisch, daß Belle den Manteltragen hochschlug, die Matrosen ihre beiden wolkigen Westen anjogten und der Schiffsherr sich in ein vieriges englisches Halotuch wickelte, dessen schwebendes Netz hüßlich gegen die Folge von

entzündend jarten und getrockneten Farben in der Natur ringum abfiel. Die Sonne stand noch hinter den Bergen und beschien nur die Spitzen des Berges Maleo im Westen, und ein bläulicher Ton mit einzelnen unbestimmten feinen Lichtern ruhte auf dem Wasser. Diese griechischen Berge sind wahrhaft wundervoll, und Ländelung kann man ihre Gestalten, ihre Umrisse und die schöne Harmonie ihrer Linien und Farben betrachten. Nur aus diesen Meeren, schimmernd im Azur des Himmels und den Strahlen der aufgehenden Sonne, konnte die Göttin der Schönheit austauschen, nur aus diesen edlen, harmonischen Bergen die Phantasie der Griechen sich die Wohnstätte der Götter und Heroen ausmalen!

Nach einer halbständigen Fahrt erschien die Sonne über dem Rammbe des Gebirges und zertheilte sofort den leichten Nebel, der auf dem Meerhufen lag. Nun erblickte Belle ganz in der Nähe mehrere große Barken, die unbesorglich dalagen: wie der Patron sagte, waren es Schwammfischer. Das Gewerbe dieser Leute ist zwar seit lange in Griechenland heimisch, hat sich aber in den letzten Jahren bedeutend entwickelt, femehr noch die wachsende Zahl der dabei verwendeten Boote, als was die Apparate anlangt. Früher gab es nur wenige Männer, welche sich für dieses anstrengende Geschäft eigneten, und selbst die geschicktesten konnten nicht länger als zwei Minuten unter Wasser bleiben, wo sie in aller Hast und, wie es der Zufall stigte, gute und schlechte Schwämme durch ein-

1) Bezpfl. Bd. XXXI, S. 33, 49, 65, 81 und 97; Bd. XXXII, S. 1, 17, 33, 49, 65 und 81; Bd. XXXIII, S. 241, 257, 273, 288 und 305.

ander um sich herum abstrifen. Ist auch verließ sie die Kraft, an der Signalleine zu ziehen, und sie blieben todt auf dem Meeressande liegen. Damals galt die Taucher von Kalymnos und Sygni an der kleinasiatischen Küste als die ersten Schwammfischer der Welt. Heutigen Tages aber bedienen sich die Leute der Tauchapparate, von denen sich auf Regina allein 24 in England gefauste Exemplare finden. Ganz Griechenland besitzt etwa 40, welche ein Capital von über 170 000 Mark darstellen, wozu noch der Werth der eigens für die Schwammfischer erbauten Fahrzeuge kommt. Jetzt arbeitet ein Taucher täglich sechs Stunden und kann lange genug unter Wasser bleiben, um unter den Schwämmen nach Größe und Feinheit die Auswahl zu treffen. Unfälle kommen nur selten vor, und das Einzige, worunter die Leute

zu leiden haben, ist, daß sie in Folge des starken atmosphärischen Druckes, unter welchem sie arbeiten, etwas schwerhörig werden. Noch vor einigen Jahren belief sich das ganze Erträgniß dieser Fischer auf nicht mehr als 16 000 Mark im Jahre; heute aber wirft sie fast jener Neuerung über das Hundertfache, mehr als 1 600 000 Mark, ab, und die Zahl der Barken nimmt noch immer zu. Es giebt ihrer in Hellas jetzt 160. Diejenigen, welche Tauchergänge besitzen, führen eine Besatzung von 12 bis 15 Matrosen, die anderen nur 5 oder 6, welche der Reihe nach tauchen. Patron und Mannschaft theilen sich in dem Ertrag nach Verhältniß. Letzterer beläuft sich auf mehr als 240 000 Kilogramm Schwämme von verschiedener Güte: von der besten Sorte kostet das Kilogramm an Ort und Stelle 28 bis 32 Mark,



Schwammfischer.

von der zweiten etwa 11 Mark. Die Fischer zahlen eine Abgabe von 10 Proc. des Nettoertrages. Regina z. B. verdient damit jährlich über 560 000 Mark und jeder Taucher von 1200 bis 1600 Mark.

Die griechischen Fischer selbst unterziehen die Schwämme nur einer ersten Reinigung durch Entfernung des gallertartigen Ueberzuges, dessen Zerlegung der Qualität des Schwammes schaden würde, und verkaufen sie dann den Händlern, welche sie nach Frankreich oder England verschicken und dabei zum Theil auf unethische Weise ihren Verdienst vergrößern. Das weitere chemische und mechanische Verfahren, um dem Meeressproducte Ansehen und Weichheit zu geben, können wir hier füglich übergehen.

Die Fahrt über den Golf hatte kaum eine Stunde ge-

danert, und die Sonne hatte den Reisenden bereits dazu gedrückt, seinen Mantel abzuliegen und den Schirm aufzuspannen, als das Boot schon auf dem sandigen Strande von Myli (die Mühlen) sanft aufstieg. Es ist das ein Weiler von etwa 30 ziemlich regelmäßig gebauten Häusern am Fuße des im Alterthume Fontinos genannten Berges; eine Reihe von sechs Mühlen auf dem Gipfel eines kleinen Hügelchens reihfertigt seinen Namen. Darüber erheben sich auf einem nackten Kallberge die Reste eines französischen oder venetianischen Schlosses. Am Fuße des Fontinos treten drei Quellen zu Tage, deren größte einen mit Wasserpflanzen bedeckten Teich, die Althonia Limne des Alterthums, bildet. Unweit südlich davon fließt die Quelle Perza, wie ursprünglich die ganze Gegend hieß, einige hundert Schritt nördlich der Paph

Boutinos direct zum Meere. Hier war das Lager der von Herakles erschlagenen Hydra: in dem Ungethüm erblickt der deutende Mythologe „die schädlichen Wirkungen des unregelmäßigen Wassers“ und in seinen immer nachwachsenden Rippen die stets von Neuem wieder hervorbrechenden Quellen, die Herakles nur durch des Feuerbrandes Hilfe zu beseitigen vermochte, d. h. durch Niederbrennen der üppigen Vegetation.

Der Boden rings um den Teich ist torfig und mit hohem dichten Kraut, aus welchem Schwertlilien in Menge hervorleuchten, bedeckt, und wagt man sich zu weit vor, so kann man im Schlamm versinken, wie es zumellen dem Vieh passiert, wenn es durch die Teiche der hier zahlreichen Inseln schwimmt und toll gemacht wird. Wäden und Königsfischer tummeln sich an dem Teiche, der 150 bis 200 Meter im Durchmesser haben mag und im Alterthume, wo Nero seine Tiefe vergeblich zu messen versuchte, wie noch heute für unergreiflich und darnach für einen der Eingänge zur Unterwelt galt. Zwar ist das Wasser hier, das ohne das Eingreifen der Menschenhände die ganze Küstenstrecke in einen

Stumpf verwanbelt würde, wie Dursian (Geographie von Griechenland, II, S. 67) berichtet, durch Eindämmung der Ufer des Teiches und durch Ableitung vermittelst eines Kanals geregelt und nutzbar gemacht worden; aber trotzdem sieht man an der gelben Gesichtsfarbe, den matten Augen, dem gebumfenen, fahlen Hiesige und dem langsamen Gange der Bewohner von Nylfi, daß die Nähe des Stumpfes und das Trinken seines ungesunden Wassers seine unheilvolle Wirkung ausübt.

Von Nylfi führt der Weg nach Argos nordwärts zwischen Feldern hin, deren Halme damals zu Anfang Mai schon sich gelb färbten. Ein von Erbmauern umgebener Baumgarten bezeichnede die Stelle, wo der letzte türkische Aga von Nylfi dicht am Meere sich einen Park mit seltsamen Bäumen angelegt hatte. Sein Haus (Landhaus) ist noch zum Theile vorhanden und dient jetzt einer griechischen Familie als Wohnhaus und Scheuer. Argos zeigt sich schon; aber hinter dem Dorfe Staphidasi bog Velle erst zur Linken ab, um antike Reste auf einer Vorhöhe des Berges Chaon



Pyramidenförmiges Denkmal bei Argos.

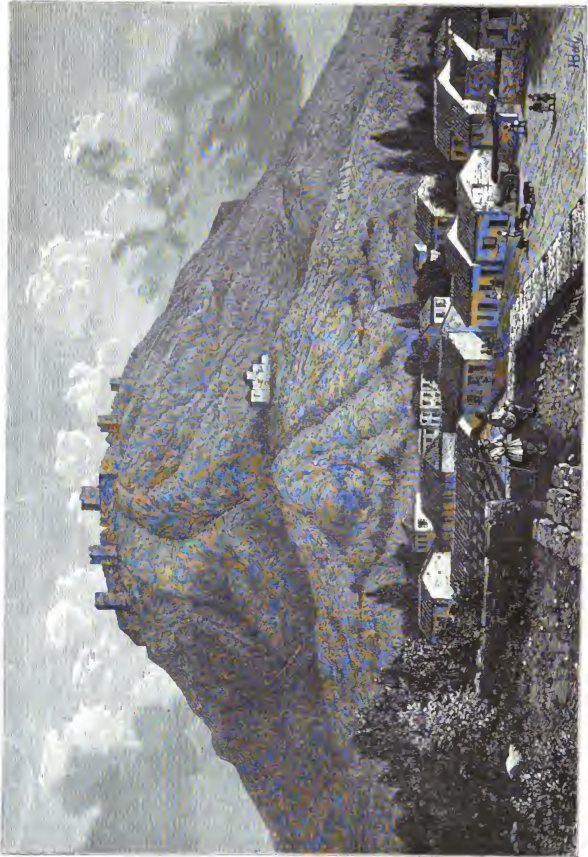
zu besuchen. Dort liegt oberhalb der Ruinen einer antiken Triffohlt ein pyramidenförmiges Bauwerk aus großen viereckigen mit Wädel verbundenen Werksblöcken von viereckiger Grundform und mit pyramidal abgehängten Mauerflächen. An der einen Ecke ist eine Vertiefung mit einer nach oben zu dreieckig zulauenden Thür, durch welche man in einen Gang und dann in ein centrales Gemach gelangt. Doch steht bis jetzt weder über den Zweck, noch die Erbauungszeit dieses Denkmals, dessen Form sich in ganz Griechenland nur noch in Vignorio bei Epidaurios einmal wiederholt, etwas fest.

In zwanzig Minuten war die Straße beim Uebergange über den Crafinos wieder erreicht, der nach dem Glauben der Alten aus dem Stymphalischen See entspringt und einen unterirdischen Lauf von 38 Kilometern zurücklegt, eine Annahme, welche bei der geologischen Bildung der Peloponnes nichts Unwahrscheinliches hat, da ihr Kalkboden in großen Tiefen von einem Netz von Spalten durchsetzt ist, welche das Wasser der Flüsse und Seen aufnehmen und in großen Entfernungen wieder zum Vorschein kommen lassen.

Velle war schon kurze Zeit zwischen kleinen von Gärten

umgebenen Häusern, die er für eine Vorstadt von Argos hielt, hingeritten, als sein Führer anhielt und ihm erklärte, daß sie im Mittelpunkte des Landes angelangt seien. Argos ist in der That nur ein großes Dorf von niedrigen, schiefert gebauten Häusern, zwischen welchen Gärten und Bäume stehen, und erinnert sehr an ungarische und siebenbürgische Dörfer. Seine 9000 Einwohner nehmen einen Raum für sich in Anspruch, der in einem civilisirten Lande für das Fünffache ausreichte. Freilich erzeugt solche Unregelmäßigkeit ein malerischeres Bild als die einförmigen Häuserzeilen unserer Städte, und an Licht und Luft leidet in Argos niemand Mangel. In den Gärten blühen Orangen- und Citronenbäume, und Rosen, Oleander und Jasmin erfüllen die Luft mit ihren Wohlgerüchen. An einer Stelle machen die lebendigen Fäden Lehmannern Platz und die Häuser rücken einander näher, stehen in derselben Straße und bilden ein paar breite belebte Straßen: das ist der übrigens wenig interessante Bazar. In einigen der größten Läden lagen Ballen von Tabakblättern, die in der Ebene von Argos gut gedeihen und die künftigen Bewohner derselben, wenn sie nicht so faul und sorglos wären, reich machen könnten.





Ansicht von Argos mit dem herrlichen Schloß auf Paros.

Da naht sich raschen Schrittes ein Priester, an den die Leute herantreten, um seine Stola zu küssen. Zwei Chorknaben, die ihm folgen, tragen an einer Stange einen großen

mit dem byzantinischen Kreuze geziertern kupfernen Kessel voll Wasser. Es ist ein Pappas auf seinem Taufgange. Weist bringt man die Kinder in die nächste Kirche, um dort



Pappas auf dem Taufgange.



Ein Pappas, der seinen Gürtel anlegt.

die Ceremonie des Eintauchens an ihnen vollziehen zu lassen, mitanter ober, bei Krankheit, aus Gefälligkeit oder gegen gute Bezahlung kommt der Pappas in das Haus, murmelt,

während Verwandte und Freunde auf den Knien liegen, einige Gebete, ergreift dann den Täufling bei den Armen und taucht ihn dreimal unter. Zwar hat diese heilige Hand-

lung häufig Lungenentzündung zur Folge, die das arme Kind direct in den Himmel bringt; aber bis dato hat nichts die griechische Bevölkerung von diesem Verfahren abbringen können.

Verläßt man die Stadt nach Nordwesten, so kommt man an den Fuß des Burgberges Karisa, in dessen Abhang das Theater eingegraben ist. Von dem Bühnengebäude hat sich nichts erhalten, wohl aber sind noch 67 der in den Felsen selbst eingeschnittenen Sitzreihen sichtbar. Um den Gipfel des Berges zu erreichen, muß man eine Stunde lang über schroffe felsige Galden bergan steigen. Halbwegs bei dem kleinen Kloster Katakamini finden sich Reste einer Zinnenmauer, welche die erste Umfassung der fränkischen Festung auf dem Bergesgipfel bildete. Ab und zu trifft man auch auf Ruinen griechischer Mauern aus Haustein und ohne Mästel. Nach mancher Anstrengung erreicht man endlich das Schloß, welches vermüde seiner guten Erhaltung einen großartigen Eindruck macht. Die theils runden, theils viereckigen Thürme der Ringmauer sind noch vollständig erhalten; vielfach sieht man an diese Säulen und andere Reste eingemauert und Friesstücke als Thürstürzen oder Fensterrahmen verwendet. Ueberall ruhen die mittelalterlichen Mauern auf altgriechischen oder byzantinischen Fundamenten, und im Innern der Burg haben sich noch vier schöne alte Eiskerne erhalten. Hier und da sieht man zwischen dem Unkraut verrostete Kanonenkugeln liegen, und in einem kleinen unterirdischen Raume Knochen und Schädel von Thieren und Griechen bleichen und zerfallen. 1822 war dieses Schloß die Zufluchtsstätte der griechischen Insurgenten, welche dort die Belagerung durch Trauali Pascha's Meer mühsam ausblieben.

Am Abend dieses Tages beschloß Belle mit seinen Reisegeossen, um einen Tag zu gewinnen, auf der geradesten Straße nach Tripolita zu gehen und den Versuch der wieder landständig noch archäologisch lebenden Ruinen von Mantinea zu unterlassen. Folgenden Morgen kehrten sie also wieder nach Nefli zurück, bogen dann rechts ab und ließen in Schlangenwindungen über kahle, verbrannte Abhänge, zwischen Felsen und magern Gestrüpp bergauf. Diese Straße wird zwar in den offiziellen Statistiken und namentlich im Budget als fahrbar bezeichnet; aber an vielen Stellen konnte man kaum mit einem Karren vorwärts kommen. Nach einem dreißigjährigen Ritte über dürrer Hochebenen war das kleine Plateau von Achlaso das am 6. erreicht, welches dem antiken Ophlai, wo die Spartaner von den Aegieren besiegelt wurden, entspricht. Ansehnliche Trümmer seiner Acropolis

haben sich erhalten. Weiter führt der Weg beim Kani von Tusa vorbei in eine Engklucht zwischen den Bergen Kenia und Parthenion (im Süden). Auf einem vorliegenden Felsen des letzteren liegen die aufsehnlichen Trümmer von Palao-Muchsi, einer der größten Städte Moreas zur byzantinischen Zeit. Zahlreich sind die Kirchenruinen; von deren einen sind noch die Säulenbalcon, Bögen, die große Kuppel in der Mitte und zwei kleinere zur Seite erhalten. Dieselbe ist aus Ziegeln und nach demselben Plane wie die byzantinischen Kirchen in Konstantinopel erbaut, während man zu den übrigen Gebäuden und den Mauern der Stadt einen



Fenster eines ehemaligen Fürstenhauses bei Tripolita.

schwierigen, in der Nähe anstehenden Stein genommen hat. Hoch auf dem Felsen liegt eine stattliche Burg, welche mit der Stadt durch Brücke, die auf dem Bergabhange errichtet waren, in Verbindung stand. Ueberall kann man Spuren von Straßen, Häusern und Eiskernen unterscheiden, deren viele der Zeit der fränkischen Herrschaft angehören; denn Palao-Muchsi war ein strategisch wichtiger Punkt, weil es den Engpaß beherrschte, der von der Küste nach dem Innern von Aetolien und Arkadien hinaus führt. Einst zählte sie 25 000 Einwohner; aber nachdem sie Mathäus Khan, der byzantinische Befehlshaber, an Mothamun II. übergeben, sank sie unaufhaltsam zu dem Ruinenhaufen von heute herab, in welchem Tausende von Raben nisten.

Aus der Schlacht des Parthenion-Gebirges tritt man in eine weite, bebauete, rings von Bergen umgebene Ebene, an deren Westende Tripolita liegt. Diese erst in neuerer Zeit erbaute Stadt, zu deren Errichtung die Trümmer von Tegea, vielleicht auch von Pallantion und Mantinea, dienten — so daß manche in ihrem Namen eine Erinnerung an diese drei Orte sehen wollen —, war im vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts eine der blühendsten in der Peloponnes und Residenz des Pascha's, deren Verwallter. Aber von seinem Zerfall, von den Mauern, der Koren Hauptthor vergebelt war, von den Häusern der reichen Türken, ihren Wäskchen und Brunnen sind heute nur noch unansehnliche Trümmer erhalten: ihre zweimalige Eroberung, am 17. October 1825 durch Ibrahim Pascha, ließ kaum einen Stein auf dem andern. Jetzt erheben sich dort in drei breiten regelmäßigen Straßen durchweg neue Gebäude. An einem mit Bäumen beplanten Plage liegen mehrere von Leuten dicht angefüllte Kaffeehäuser und der Bazar mit seinen zahlreichen Klempnern und Kurzwaarenhändlern ist voller Leben. Die 7000 Einwohner der kleinen Stadt gelten für eifrig, fleißig

und sparfam; sie wandern nach den größten Städten Griechenlands, nach Athen, dem Piräus, Nauplia und Patras aus, erarbeiten sich dort eine kleine Vorrath und lassen sich dann in ihrer Heimath nieder. Das Volk hier ist kleiner und stämmiger als an der Küste und im nördlichen Griechenland. Das Klima ist so, wie man es von einer Meeresküste von 1000 Meter auf einem Plateau zwischen entzogenen Bergen, wo nichts das Wüthen des Nordwindes hemmt, erwarten kann. Der Winter ist regnerisch und kalt und nicht selten klebt der Schnee mehrere Tage lang in Stadt und Umgebung liegen.

Am folgenden Morgen wohnte Belle dem Aufsteigen seines Wirthes bei; derselbe war Deputirter zum Parlament, ein echter Typus des alten hellenischen Stammes, auch in seiner Tracht, die mit Eisen, Borten und goldenen Schnüren reich besetzt war. Um seinen langen rothseidenen Gürtel anzulegen, läßt er dessen eines Ende von seinem Bedienten halten, der es mit aller Kraft anzieht, und dreht sich dann wie ein Ballettänzer um sich herum, so daß sich der Gürtel fest um seine schlanke Taille legt. Mit letzterer versehen sich die Griechen, und es giebt ihrer viele, welche darin die schlankesten Frauen übertrafen.

Von Tripolisa brachte ein einfüßiger Galopp über eine angebaute, aber einfüßige Ebene unser Reisenden nach Tegea, auf dessen Ruinen die in der griechischen Chronik der Eroberung von Morea oft erwähnte Stadt Nissi lag. Ihre mit Thürmen besetzten Mauern sind noch in einer Höhe von 3 Meter und einer Dicke von 2 Meter erhalten. In Folge dieser nochmaligen Verwüstung der Städte hat sich von Tegea wenig anderes erhalten als Trümmern, Basreliefs und Säulentrümmer, die hier und da in die gleichfalls schon wieder zerstörten byzantinischen Kirchen verbaut worden sind.

In einem benachbarten Gefüße, wo ihnen ihr Diener Alexandros Kaffer bereitete, und das früher ein Lusthaus eines Paschas oder reichen Thüren gewesen sein muß, vertriehen die in geometrischen Figuren geschmückten hölzernen Fensterläden ihren türkischen Ursprung; in der Mauer des ersten Zimmers war eine kleine spitzbogige Nische ausgehauert, welche als Schrank diente.

Von dort setzte Belle seine Reise nach Sparta fort.

## Nachrichten von der schwedischen Expedition aus dem Sibirischen Eismere.

Ende November sind die ersten brieflichen Nachrichten von Nordenfjöld's Expedition, welche bis zur Mündung der Yena reichen, eingetroffen und durch schwedische und dänische Zeitungen veröffentlicht worden. Dieselben wurden vom Dampfer „Yena“ bis nach Jakutsk und von da durch die sibirische Post befördert. Sie schildern die Reise bis Cap Tscheljuskin ausführlich und von da bis zur Yenamündung, da die Zeit drängte, nur kurz. Es muß jetzt wohl angenommen werden, daß die Expedition die Veringstraße nicht erreicht hat, sondern irgendwo vor der Küste von Nordostsibirien, vielleicht bei den Neusibirischen Inseln, oder bei Wrangel's (Keltet's) Land überwintert. Immerhin kann im Spätwinter von der Expedition über das Eis nach dem sibirischen Festlande eine Nachricht gelangen. — Zunächst schreibt Prof. Nordenfjöld am 20. August, östlich vom Cap Tscheljuskin, daß die Dampfer „Yena“ und „Yena“ am 10. Morgens ihre Fahrt östlich von der Mündung des Jenisei fortsetzen und ihren Kurs zunächst auf die westlichste der Kamens-Inseln, welche vor der Mündungsbucht der Nisina belegen sind, fortsetzen. Bei wolkigem Himmel war die Luft + 10,4° C., die Temperatur des Meeres anfänglich + 10°, später + 8°, der Salzgehalt unbedeutend. Kein Eis wurde im Laufe des Tages gesehen. Begünstigt durch eine frische Brise aus S.-O. konnte „Yena“ daher mit vollen Segeln ihre Reise antreten. Später am Tage bedeckte sich die See mit Nebel. Die Schiffe gingen daher mit großer Vorsicht vorwärts, zumal sie eine Reihe auf der Seeferse nicht verzeichneten Inseln passirten. Auch am folgenden Tage war schönes Wetter und die See eisfrei. Allein der Nebel wurde so dicht, daß die Schiffe am Morgen bei einer der zahlreicheren kleinen Inseln, welche auf der Fahrt angetroffen wurden, liegen bleiben mußten. Die Insel bestand aus einem Gneisslager, nur sparfam mit Schutt bedekt, theilweise überbedekt mit einer dürftigen Moosvegetation. Das feuchte Wetter hatte während dieser Sommermonate an den Steinen und

Verhalten eine reichliche Flechtenvegetation erzeugt. Das Meerwasser war wenig salzig, wenigstens an der Oberfläche, und die Meeralgeln fehlten deshalb beinahe vollständig, während das Schlepplnetz dem Zoologen eine nicht geringe Ausbeute an reinen Meerestheuren lieferte. Am Nachmittage des 11. August hatte sich das Wetter aufgelockert, so daß man weiter segeln konnte. Einzelne Eiskügel erschienen und gegen Nacht nahm das Eis in bedenklicher Weise zu, doch waren die Schollen noch nicht so zahlreich, daß die Segelung dadurch beeinträchtigt worden wäre. Bei der durch diese Verhältnisse bedingten langsamen Fahrt konnte die Untersuchung der Meerestemperatur und die Arbeit mit dem Schlepplnetz um so eifriger betrieben werden. Das Eis erwies sich meist als Baisis, so durchsichtig, daß es viel mehr ein zusammenhängender Eistruß wie wirkliches festes Eis war. Es war klar, daß dieses Eis in wenigen Tagen völlig verschwunden sein würde. Obwohl ein so wichtiger Nebel sich zu Zeiten über die See lagerte, daß die Fahrzeuge sich gegenseitig ihre Position mit Hilfe der Dampfpeile anzeigen mußten, wurde die Fahrt gegen Nordosten auf einer unbekannten Bahn fortgesetzt, welche mit Holmen (Inseln) durchsetzt war, ein Schilfengebiet, der sich von Diskonshagen längs der Küste bis Cap Tscheljuskin hinzieht. Daß das Schiff während dieser ganzen Segelfahrt kein einziges Mal auf Grund kam, war ein Beweis für die ausgezeichnete Art, mit welcher es durch Lieutenant Palander, unterstützt von seinen beiden Offizieren, Prusewitsch und Höggaard, navigirt wurde. Der Salzgehalt des Meeres nahm etwas zu, während die Temperatur sich verminderte. Ingleich wurde das organische Leben am Grunde des Meeres reicher. So förderte Dr. Sturberg in der Nacht vom 13. zum 14. August, während das Fahrzeug an einem Eiskeil Treibeis vertaüt lag, eine Menge Meeresthierformen aus der See, z. B. ein großes Exemplar von Alceio Fachrichtii und viele Seefernen (Asterias Linckii und panopla), Pteronogoniden und andere. Mit-

tels des Schleppeges wurden nahe an Land von Dr. Kjellman mehrere große Meeresalgen erbeutet. Dagegen war das höhere Pflanzen- und Thierleben am Lande so dürftig, daß die Rüste im Vergleich mit dem Festenlande von Spitzbergen und West-Kowaja-Semlja eine vollständige Einöde bildet. Alse, Lummern, Tristen und Seeschwalben, welche bei Spitzbergen zu Tausenden und aber Tausenden erscheinen, fehlen hier vollständig. Wöden, welche mit ihrem behängigen Geflechte die Luft dort erfüllen, kommen hier nur sparsam vor. Schneeammern trifft man in sechs oder sieben Arten, einige Gänsearten in großer Menge am Lande. Außerdem wird von der Vogelwelt noch eine Eulenart (*Strix nyctea*) und eine Falkenart erwähnt. Von warmblütigen Thieren traf die Expedition nur zwei Walrosse und einige Robben (*Phoca barbata* und *Phoca hispida*). Fische kommen hier wahrscheinlich in reichlicher Menge vor.

Während das Fahrzeug an einer der Schollen verankert lag, von denen einzelne groß und mächtig genug waren, um zehn Menschen tragen zu können, begab sich Prof. Nordenskiöld mit Lieutenant Nordquist auf das Eis, um zu sehen, ob er nicht einige Spuren von jencm merkwürdigen Staube fossilischen Ueberspuren antreffen könne, welchen er im Jahre 1872 auf dem Eise an der Nordküste Spitzbergens gefunden hatte. Lieutenant Nordquist entdeckte auf dem Schnee einige gelbe Flecke, die sich bei näherer Untersuchung an Bord nicht als eine organische Materie, sondern als ein grobkörniger Sand, als sehr wohl ausgebildete Krystalle von 1 bis 2 Millimeter Durchmesser, herausstellten. Vom 14. bis 18. August lagen die Fahrzeuge, auf klarem Wetter wartend, in einem trefflichen Hafen zwischen der Taimyr-Insel und dem Festlande vor Anker. Nordenskiöld kaufte diesen Hafen Actiniaschalen, wegen der großen Menge von Actinien, welche hier zu Tage gefördert wurden. Das Land war schneefrei und bedeckt mit einer graugrünen Vegetation, die aus Grasarten, Moosen und Flechten bestand. Die Fauna der Arten phanerozoischer Gewächse war äußerst gering, die Entwicklung der Moose und Flechten dagegen sehr reich. Das Ufer bot eine Reithierweide, die weit besser war als in den an Reithieren reichen Thälern am Beskum, Jösfjord und Storfjord auf Spitzbergen. Gewiß haben russische Jäger diese Ufer lange nicht besucht, doch zeigten sich nur wenig Reithiere. Capitän Johannsen meinte, daß die Ursache der Spärlichkeit der Reithiere in dem Vorkommen von Wölfen zu finden sei, von welchen Spuren vorgefunden wurden. Der Sund, welcher die Taimyr-Insel vom Festlande trennt, wurde mittels der Dampfbarfalle untersucht. Prof. Nordenskiöld bezeichnet den Actiniaschalen als geeigneten Punkt für eine der Beobachtungsstationen, welche nach dem Verschlage Beprengung von den Bot Perlam erreicht werden sollen. Der Hafen besteht in einer nach allen Seiten geschützten Bucht mit einem guten Ankerplatz. Ungedacht des noch immer herrschenden Nebels lösteten die beiden Schiffe, "Bega" und "Yena", am 18. die Anker, um die Fahrt gegen Cap Tscheljuskin fortzusetzen. Die Schiffe dampften längs dem Westküsten der Taimyr-Insel, vor welcher eine Menge aus der Karte nicht angegebene Inseln liegen. Die Nordspitze der Taimyr-Insel scheint nicht so weit nach Norden sich zu erstrecken, als die Karten angeben. Eis wurde nur in geringer Menge und zwar nur Bapris, die sich sehr zerstreuen zeigte, angetroffen. Alles dieses Eis mußte bald weggeschmelzen. Auch die Taimyrbucht war nahezu eisfrei. Bei der Fahrt wurde ein schwacher Bergwind bemerkt. Am 19. August wurde längs der Küste der Tscheljuskin-Halbinsel, und zwar in einem äußerst dichten Nebel, der sich nur für Stunden soweit zerstreute, daß man die Umrisse des Landes sehen konnte, weitergeleitet oder gebampft. Auf der Fahrt traf

man ein weitgestrecktes Feld zusammenhängenden Eises, welches vor einer Bucht an der Westküste der Taimyr-Halbinsel lagerte. Unter der Einwirkung der Strahlungsbrechung schien das Eis sehr hart und hoch, aber bei Annäherung an die Kante des Eises zeigte sich, daß auch dieses feste Eis ebenfalls die Eisstrifen, welche hier und da angetroffen wurden, durchstießen war. Der Nebel löstete weit zu sehen, und Prof. Nordenskiöld beschränkte schon, daß Alsen nördlichste Spitze so von Nebel verhüllt sein werde, daß eine Landung nicht möglich sei. Aber bald erschien eine eisfreie Landspitze im Nordosten. Ein wenig nach Norden öffnete sich eine kleine eisfreie Bucht des Landes. In dieser warf die "Bega" am 19. August, 6 Uhr Nachmittags, den Anker. Es wurde die Schwedische Flagge aufgehiebt und eine der wenigen Kanonen, welche die "Bega" führte, gab Salutsschüsse. Das erste Ziel der Expedition, die nördliche Spitze der Alten Welt, war erreicht. Die Luft hatte sich geklärt und die Landspitze lag vor uns im Sonnenhinein und schneefrei. Wie bei der ersten Landung am Jenisei traf man auch hier einen mächtigen Eisbären, der indess, nachdem die Salutsschüsse abgegeben, vor den Augen der Jäger entfloß. Die "Bega" verweilte beim Cap Tscheljuskin bis zum Mittag des folgenden Tages, um eine genauere astronomische Ortsbestimmung dieses wichtigen Punktes vorzunehmen und den Zoologen und Botanikern Gelegenheit zu Excursionen am Lande zu gewähren. Cap Tscheljuskin bildet eine niedrige Landspitze, welche durch die Bucht, in welcher das Fahrzeug lag, in zwei Theile getheilt wird. Eine Vergehöhe läuft, sich allmählig abnehmend, von dem östlichen Strande mit der Küste parallel nach Süden. Nach ungefährer Berechnung aus Grund der astronomischen Beobachtungen und der vorgenommenen Triangulirungen liegt die westliche Spitze auf 77° 36' 37" nördl. Br. und 103° 25' 5" östl. L. v. Gr., die östliche Spitze noch etwas nördlicher, nämlich auf 77° 41" nördl. Br. und 104° 1' östl. L. 1). Lanbenmüßes hielten sich der Berg bis zu 1000 Fuß zu erheben. Sowohl die Vergehöhe wie das Hochland waren nahezu schneefrei. An den meisten Stellen des Strandes war aber ein Eisfuß zurückgelieben.

Der Boden des Hochlandes bestand nach den Untersuchungen des Prof. Nordenskiöld aus Kalk, die Vergart war aufrecht Schieferlagerung ohne Verfeinerung, reich an Krystallen von Schwefelkies, an der Oberfläche waren die Schieferlager von mächtigen Quarzadern durchsetzt. — Von Phanerogamen konnte Dr. Kjellman hier nur 24 Arten aufzufinden, die meisten ausgebreitet durch ihre Reigung, wulstartige dicke Rasenflecke zu bilden. Es sah beinahe so aus, als ob die Pflanzen der Tscheljuskin-Halbinsel verstaubt hätten, von hier aus weiter nach Norden zu wandern, und an dem äußersten Hügel gegen das Meer zu Halt gemacht hätten. Hier nämlich, auf einem verhältnißmäßig weiten Meerestreifen, fand man beinahe alle Pflanzen, Phanerogamen wie Kryptogamen, des Landes zusammen, während man weiter ins Land hinein manche derselben vergebens suchte. Das Thierleben am Lande wetteilte mit dem höhern Pflanzenleben an Dürftigkeit. Von Vögeln waren namentlich einige Tringa-Arten, ferner eine Lumme, Anker bernicla, die Eisergans und eine Berggale vertreten. Auf dem Meere vor der Landspitze, welches bis auf einige herumtreibende Eisstücke eisfrei war, erblickte man ein Walross, zwei Wälmale und einige Seehunde (*Phoca hispida*). Mittels des Schleppeges wurden unter Grunde des Meeres verschiedene große Algen (unter anderen *Laminaria Agardhi*) und eine

1) Was mit der bisherigen Angabe gut genug stimmt, da der Unterschied in der Länge nur etwa 3/4 deutliche Meilen beträgt.

große Menge niederer Thiere herausgeholt, worunter viele große Exemplare von *Isoetes antonsoni*, eine *Hopodonta* etc.

Ein zweiter Brief des Prof. Nordenfjöld ist auf der Fahrt zwischen Cap Tscheljusin und der Mündung des Olenez geschrieben und datirt vom 21. bis 26. August. Wir geben auch aus diesem einen Auszug. Nachdem die „Vega“ am Mittag des 20. August den Anker gelichtet, war das Meer in der nächsten Umgebung der Nordspitze Akenes so eisfrei geworden, daß Prof. Nordenfjöld hoffte, er würde nicht nur längs der Küste, welche eine Strecke auf der andern Seite von Cap Tscheljusin südlich läuft, sondern auch gerade in östlicher Richtung bis zu den Neusibirischen Inseln eine offene See finden. Gemäß dem Programm der Expedition nahm dieselbe daher den Kurs nordwestlich D. J. S. mit der Hoffnung, in dieser Richtung eine westliche Fortsetzung der Neusibirischen Inselgruppen zu treffen. Am 20. und 21. August dampfte die Expedition in der genannten Richtung zwischen dem Treibeis hin, das anbauend sehr zerstückt lag, aber aus größeren und härteren Feldern bestand, als sie bisher angetroffen worden waren. Leider erkamerte ein so dichter Nebel die Schiffsahrt, daß man die Eisfelder und Eisstücke nur in unmittelbarer Nähe des Schiffes sehen konnte, und es war daher unmöglich, einen Ueberblick über die Ausdehnung und Lage des Eises zu erhalten. Nachdem man in der Nacht zum 22. ziemlich dicke Treibeisfelder durchsegelt hatte, konnte die Expedition im Laufe des Tages in östlicher Richtung nicht weiter kommen. Sie setzte daher den Kurs mehr südlich, allein auch in dieser Richtung stieß man bald auf Eishindernisse, wenigstens so weit man in dem dichten Nebel erkennen konnte. Um klareres Wetter abzuwarten, hielt die „Vega“ gegen Mittag an einem der großen Eisfelder. Aus der Ferne sah dieses groß und flach aus, als daselbst betreten wurde, fand man es aber so zerfressen, daß es klar war, es würde binnen Kurzem verschmelzen. Als das Wetter aufklarte, dampfte man weiter. Eine kurze Stunde wurde das Fahrzeug genöthigt, mittels Eisanker sich an einem andern Eisfeld zu verhalten. Zeitig am Morgen des 23. klarte die Luft etwas auf. Die Expedition dampfte weiter, geriet in Treibeis und kam am selben Tage Abends halb sieben erst wieder in offenes Wasser. Die Tiefe der See hatte während dieser Irrfahrt im Eise zwischen 33 und 35 Faden betragen, begann nun aber sich zu verringern, ein Zeichen der Nähe von Land. Letzteres wurde um 8 Uhr 45 Minuten Abends gesichtet. Die nordöstlichste Spitze der östlichen Laimyr-Halbinsel, als welche sich das Land auswies, lag ungefähr auf 76° 30' nördl. Br. und 118° östl. L. Gr. Die See war auf eine Entfernung von 15 bis 16 Fuß vom Lande vollständig eisfrei. Erds Minuten vom Lande schwanzte die Tiefe der See zwischen 6 und 12 Faden. Die Luft hatte sich geklärt. Eine nordwestliche Brise führte das Fahrzeug schnell ohne Hilfe des Dampfes über eine vollständig eisfreie See. Die Böden am Strande zeigten eine eigenthümlichen conischen Formen, welche den sibirischen Strand des Jenisei zwischen Kistenin und Isomjona kranzähnlich. Berge von wenigstens 2000 bis 3000 Fuß Höhe zeigten sich ein Schild lankeimwärts vom Strande und — kleine Ansammlungen von Eis in den Klüften abgerechnet — waren die Spitzen und Kronen der Berge schneefrei. Auch einige kleine Ufershöden schienen vorzukommen, die nach Schätzung über 800 bis 1000 Fuß über Meereshöhe abschlossen. Das Thierleben in der See wurde nun reich. Dr. Sturberg förderte aus einer Tiefe von 35 Faden eine Menge prachtvoller mariner Thierformen mittels des Schlepptropfes heraus, ferner Seezurren und andere. In geringerer Tiefe zeigte sich ein großer Reichthum an niederen Thieren. Die hier vor-

kommenden Thiere sind keine Eismeerformen und insofern von hohem wissenschaftlichen Interesse. Oft konnte man vom Fahrzeug aus keine Spur von Eis sehen, und wie die mit eingelaute Ankerleine ergiebt, segelte das Schiff da, wo die bisherigen Karten Land angaben. Um 11 Uhr Vormittags des 24. August wurde „Land voraus“ auf Vordorbrseite“ ausgerufen. Es war offenbar die Insel, welche unter dem Namen Preobraschenski-Insel im Beginn der Mündungsbucht der Ghatanga auf den Karten angegeben ist. Sie liegt vier Längengrade östlicher, als die Seearten angeben. Die Insel bestand aus einem steilen Abhange, der horizontale Schichten begrenzte, in denen man Versteinerungen zu finden hoffte. Theils in Rüdigkeit hierauf, theils um dem Dr. Hjelman und Almqvist Gelegenheit zu einer Landexcursion in dieser noch niemals von einem Manne der Wissenschaft besuchten Gegend zu geben, ließ Prof. Nordenfjöld das Fahrzeug einige Stunden hier ankern. Der nordöstliche Abhang der Insel, welche sich nach den Messungen des Lieutenant Nordquist auf 300 Fuß vom Strande erhebt, wimmelte von zahllosen Alken und Mören (*Larus tridactylus*). Am Strande wurden zwei Bären geflossen. Die großwachsende Sibirische jagte eine üppige Vegetation und lieferte den Botanikern reiche Ausbeute. Hier wurden auch verschiedene Bergzulen, Alke, Mören und Seeisen getrossen. Von Insekten wurde eine *Staphylinus*-Art gefunden, ferner drei Exemplare einer *Chrysoloma*-Art, verschiedene Dipteren und Kraken. In den Kalklagern fanden sich die erwahten Versteinerungen nicht, nur ein Belemnit wurde angetroffen, ein Zeichen dafür, daß die Insel aus Jemen in der Secundärperiode gebildeten Lagern besteht, welche weitgestreckte Theile von Nordibiriens Tiefland einnehmen. Abends 10 Uhr wurden die Anker gelichtet. Die Expedition befand sich nun auf 73 bis 74° nördl. Br. und die Nächte begannen dunkel zu werden. Lieutenant Palander mußte mit großer Vorsicht navigiren, besonders da die Küste ansicht auf den Karten ausgelegt und das Meer, welches er vor sich hatte, so flach war, daß an den meisten Stellen bis zur Venenmündung nur 5 bis 8 Faden Tiefe waren. Seit dem 23. Abends war die Expedition vom herrlichen Wetter begünstigt und das Meer vollkommen eisfrei. Nach der Erfahrung, welche die Expedition in dieser Lage gemacht hat, wird die sibirische Nordküste im Spätsommer nicht mehr von Eis besetzt sein als das Weiße Meer im Hochsommer. Die Ursache davon ist, wie Prof. Nordenfjöld im Programm für seine Expedition bereits andeutete, in der Wasse warmen Wassers zu suchen, welches die großen sibirischen Ströme im Sommer in das Meer führen. Dies werden die während der Expedition vorgenommenen hydrographischen Untersuchungen noch näher ergeben. Täglich wurde sechs Mal die Temperatur der Oberfläche des Meeres ermittelt und meteorologische Beobachtungen angestellt. Ferner wurde zwei bis drei Mal täglich die Temperatur und der Salzgehalt des Meeres in verschiedenen Tiefen festgestellt. Diese Arbeiten wurden von dem Lieutenant Palander und Bove ausgeführt. Die Temperatur der See am Grunde wechselt je nach der Tiefe, welche bis zu 30 Meter betrug, zwischen — 1° und — 1 1/10° C. Die Schwere des Meerwasser beträgt von 1,026 bis zu 1,027, entsprechend einem Salzgehalt, der wenig geringer ist als derjenige des Wassers im Atlantischen Ocean. An der Oberfläche des Meeres ist die Temperatur außerordentlich verschieden; so z. B. bei Dicksonshafen + 10°, etwas südlich vom Laimyr- und 5,4°, im Treibeis vor diesem Sund + 0,8°, außen vor der Laimyrbucht + 3°, bei Cap Tscheljusin = 0,1°, vor der Ghatangabay + 4° und zwischen der Ghatanga und der Rena + 1,2 zu + 5,8°. Die Schwere des Oberflächengewässers

des Meeres hatte in dieser Zeit in einer breiten Rinne an der Küste niemals 1,023 Überfließen und betrug mitunter nur 1,01 und weniger. Nach der Ansicht und den Beobachtungen Nordenskiöld's geht ein schmaler warmer Salz-wasserüberfließenstrom von den Mündungen des Ob und Jenisei zunächst längs der Küste nordwärts und dann unter dem Einfluß der Excretion weiter östlich. Andere gleichartige Ströme werden bereits durch die Chatanga, Anabara, Olenok, Yena, Jana, Indigirka und Kolyma, welche Flüsse sämmtlich ihr unter dem heißen Sommer Sibiriens mehr oder weniger erwärmtes Wasser in das Eismeer ergießen, und auf diese Weise das letzte während einer kurzen Zeit des Jahres nahezu eisfrei längs der Küste machen. Prof. Nordenskiöld hat demnach in seinem Plane diese Verhältnisse sehr richtig beurtheilt.

Lieutenant Hoogard von der dänischen Kriegsmarine schreibt „vor der Venaminbung, den 27. August“, in einem von dem Kopenhagener „Dagblad“ veröffentlichten Briefe wie folgt:

„Meinen letzten Brief sandte ich aus Dicksonshafen, den 9. August. Am nächsten Tage segelten wir weiter und machten sofort die Entdeckung, daß die Karten falsch waren, da die Küste weit westlicher lag, als man glaubte. Als wir Dicksonshafen verließen, war herrliches klares Wetter, aber schon am nächsten Morgen hatten wir Nebel, welcher uns fast ununterbrochen folgte. Trotz des Nebels ging es jedoch rasch vorwärts, und schon am nächsten Tage, den 11., passirten wir Cap Strerögef, den äußersten Punkt, bis zu welchem bis jetzt ein Schiff gekommen war. Auf unserm Wege passirten wir täglich Inseln, welche nicht auf den Karten verzeichnet waren. Schon am Montag Vormittag, 12. August, hatten wir Eis, aber es war so unbedeutend, daß wir es nicht beachteten, Nachmittags begegneten wir indeß dichteren Eiskügelchen, welche wir vergebens zu durchbrechen versuchten. Es war eine ganz eigenartige Fahrt, mit voller Kraft rannten wir gegen die fadenblauen Eisschichten, um Flag sowohl für uns selbst wie für die kleine „Yena“ zu schaffen, die von Eisen ist und also nicht so viel verträgt als „Vega's“ 23büßige Eichenseiten. Nach einiger Zeit mußten wir umkehren, es war unmöglich an dieser Stelle durchzukommen: erst gegen Abend fanden wir eine Passage, und weiter steuerten wir jetzt gen Osten.

Es war eine unergleichen Fahrt. Im Süden stand das Zaimyerland feuerroth in der Mittennachtssonne, welche von der Refraction hoch über den nördlichen Horizont gehoben wurde, während das Eis sich in den Lüften spiegelte und die phantastischen Formen annahm; ein Bär war unvor-sichtig genug, zu nahe an „Yena“ heranzuschwimmen, und mußte die Unvorsichtigkeit mit seinem Leben büßen. Ueber die spiegelblanke Fläche des Meeres glitten die Schiffe weiter, mehrere kleine Dörme passirten, an deren Küsten noch Eis lag. Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange, schon am nächsten Tage mußten wir wieder wie gewöhnlich zwischen

dichten Treibeise manduciren, und plötzlich bekamen wir gerade vor uns in kaum 1000 Ellen Entfernung Land in Sicht. Selbstverständlich ankeren wir sofort und warteten eine Klärung ab, welche auch Nachmittags um 3 Uhr erfolgte, aber schon nach zwei Stunden stellten sich wieder Nebel und Eis ein. Mit diesem trieben wir östwärts, bis wir mit der ersten sich darbietenden günstigen Gelegenheit eine kleine Bucht in dem Ende zwischen der Zaimyrinsel und dem Festlande aufsuchten. Nach einer Polynacht, die sich in großen Massen verlor, nannten wir die Bucht „Actinia-Hafen“. Von hier aus machten wir mehrere Ausflüge mit der Dampfbohrfahle.

Am 18. August wurden wir endlich aus unserm Zwangs-aufenthalt in Actinia-Hafen befreit, indem der Wind sich änderte und das Eis soctricke. Wie gewöhnlich im Nebel, steuerten wir nach Tscheljuskin hinüber, welches wir am nächsten Tage in Sicht bekamen. Ohne das Land selbst zu sehen, sondern dem Eisrande desselben folgend, errichteten wir gegen Abend die von Tscheljuskin angegebene kleine Bucht westlich von der Nordspitze Asten. Mit welchen freudigen Hoffnungen segelten wir diesem vorläufigen Ziele unserer Bestrebungen entgegen! Von allen Mächten mit wechsender Flügge und die ehrenwürdige Nordspitze der Alten Welt mit fünf Schüssen salutirend, fuhr „Vega“ stolz in die kleine Bucht hinein. Um das Fest zu einem vollständig glücklichen zu machen, brach die Sonne durch den Nebel und zeigte uns ein hohes schneebedecktes Gebirge im Hintergrunde. Von der Spitze eines großen Schneehäufens stierte ein Bär erkant auf diese unerwarteten Gäste und trollte abdem, nachdem er einige Schrammschüsse bekommen, in die Berge zurück. Am nächsten Morgen, als unsere Observationen beendet waren, errichteten wir einen Steinberg, in welchem wir ein Document, enthaltend Aufführungen über den Fortgang unserer Expedition und unsern Plan für die Zukunft, legten. Um 1 Uhr Nachmittags am 20. August lichten wir die Anker und steuerten östwärts. Wir hatten wieder mehrere Tage mit Nebel und Eis zu kämpfen, bis wir die Küste der östlichen Zaimyr-Halbinsel errichteten, wo wir ein fast offenes Fahrwasser fanden. Die Küste lag circa 60 engl. Meilen westlicher, als die Karte 1) angab. Am 25. August ankeren wir bei einer Vogelinsel in der Mündung der Chatanga-bucht. Nachdem alle Observationen beendet waren, segelten wir weiter und sind jetzt in der Mündung der Yena, wo wir „Yena“ verlassen, die nach ihrem künftigen Heimathort, Jakutsk, geht, wohin sie zugleich unsere Post befördert. Nach wenigen Monaten hoffen wir in Japan zu sein und die Nordostpassage ist dann von einem Schiffe befaßen.“

(Mittheilung der Geographischen Gesellschaft in Bremen.)

1) Lieutenant Valander, Vorkapitän des Expeditionsschiffes „Vega“, von welchem die Expedition unter Vorkapitän J. A. E. Nordenskiöld's Führung, führt an, daß das Land östlich vom Cap Tscheljuskin 5° westlicher liegt als auf den Karten angegeben.

## Die Zukunft der Indianer Nordamerikas.

Von Prof. Georg Gerland in Straßburg.

### I.

Die Frage nach dem Aussterben der Naturvölker ist und bleibt für unsere gesammte Culturwelt eine höchst wich-

tige, in rein theoretischer sowohl als auch, und zwar von Jahr zu Jahr mehr, in praktischer Hinsicht. Ist sie doch

nichts anderes, als die schärfste, letzte Zuspitzung der Frage nach dem Verhältnis der Natur- und Kulturvölker überhaupt; und gerade heute, wo sich nun auch Afrika erschließt, wo also die Kulturwelt mit dem gesammten Kreis der Naturvölker in Berührung tritt, wo diese Berührung durch den gesteigerten Handel und Verkehr immer enger und bedeutungsvoller wird, wo durch die Eisenbahnen, Telegraphen und Kabel das Gesamtinteresse der Völker sich stets mehr zu wirklicher Einheit in leichterer Uebersehbarkeit zusammenzieht, gerade heute gewinnt die Frage nach dem gemeinschaftlichen Verhältnis aller dieser so verschieden gestellten und gearteten Theile der Menschheit eine ganz außerordentliche Wichtigkeit. Ist es wirklich wahr, daß ganze Völkerräume, oder, wie auch oft gesagt ist, ganze Racen „von der Natur selbst dem Untergange geweiht“ sind, und daß dieser Untergang unerbittlich da eintritt, wo solche Racen mit den höher begabten Lieblingsrassen der Natur, mit den Kulturvölkern, welche zum Leben und zur Herrschaft bestimmt sind, in nähere Berührung treten? Wenn unsere Untersuchung der Thatoden ein Ja auf diese Fragen ergibt, nun, so kann zunächst kein Zweifel sein, daß leiblich und geistig die menschlichen Racen durchaus verschieden sind, und daß diejenigen Gelehrten, welche geradezu eine Eintheilung des Menschengeschlechts auf diese grundlegenden Eigenthümlichkeiten der Racen, auf ihre größere oder geringere Lebensfähigkeit, begründen wollen, ganz Recht haben, so zu thun, denn welches Racenmerkmal ist denn mehrbühiger, durchgreifender und mehr den Ausschlag gebend, als diese Fähigkeit zu leben und diese Nothwendigkeit zu schwinden? „Tenn die Natur, sie ist ewig gerecht,“ sagt der Dichter, „wopden er oder eben weil er die ewigen, ehernen, großen“ Gesetze, die harte Unerbittlichkeit der Natur sehr wohl kannte. „Nacht nun die Natur von ihrem Römischen, der (freilich nicht weislichen) Gerechtigkeit, eine solche Ausnahme, wie sie doch vorläge, wenn ein Theil der Menschheit nicht nur der Güter der Civilisation nie theilhaftig werden, ja diesen gegenüber nicht einmal seine Existenz behalten könnte, so ist es für den Philosophen sowohl wie für den Naturforscher und den Historiker gleich wichtig, diese Abweichung in ihrer doch ebenfalls wieder gesetzlichen Nothwendigkeit kennen zu lernen. Tenn etwas, was nicht gesetzlich notwendig ist, kommt in der Natur nicht vor. Ganz speciell ist bei diesen Untersuchungen der Anthropolog, der Ethnolog beteiligt, zugleich aber auch der Geograph: es leuchtet ja ein, daß die Wechselbeziehungen des tellurischen und des organischen Lebens, welche genau zu ergründen eine Hauptaufgabe des Geographen ist, daß diese Wechselbeziehungen ganz anders sind, wenn es Racen giebt, welche von der Natur dem Untergang geweiht sind, eben wegen ihrer bestimmten organischen Eigenthümlichkeiten, als wenn dies nicht der Fall ist. Und nun die praktische Bedeutung dieser theoretischen Untersuchungen! „Die Lösung des Problems der Indianercivilisation,“ sagt ein Vertreter der amerikanischen Regierung, „hängt wesentlich von der Ansicht ab, welche man über die Indianer selbst gewinnt. Sind sie, wie man gewöhnlich glaubt, eine aussterbende Race, bestimmt in einer nicht entfernten Zeit ganz zu verschwinden, in Folge ihrer Berührung mit der Civilisation oder aus anderen Gründen, so werden die Bemühungen, sie selber zu civilisiren, den Weissen als Sentimentalität und feinerweges in dem Werth erscheinen, welche ihrer praktische Bedeutung hat. Fäßt sich dagegen aber bewiesen, daß die Indianer, anstatt durch die Verhältnisse einem baldigen Untergang geweiht zu sein, in der Regel nicht an Zahl abnehmen und aller Wahrscheinlichkeit nach bestimmt sind einen händigen Factor, ein bleibendes Element unserer Bevölkerung zu bilden, dann wird man die Nothwendigkeit ihrer Civilisation auf einmal ein-

sehen und die Bemühungen nach dieser Seite hin so behandeln, als ihre Wichtigkeit es erheischt.“ Sehr richtig; und was hier bloß in Beziehung auf die amerikanischen Zustände gesagt wird, ist ohne Zweifel auch verallgemeinert, angewendet auf die Verhältnisse der Cultur- und Naturvölker überhaupt, von gleicher Wichtigkeit. Was die letzteren noch lange hinhalten, wenn sie doch schwinden müssen? Sollte es nicht besser, ja menschenfreundlicher und pflichtgemäßer sein, ihnen den unbedinglichen Zustand des Dinschwandens abzukürzen, sie kurzer Hand auszurotten? Man denke nicht, daß es an solchen Stimmen gefehlt habe. „Die Natur, sagt der französische Arzt Vobdichon im Jahre 1847, schreiet stets fort und um fortzuschreiten zerßt sie, und so giebt es auch unter den menschlichen Racen einige, welche dem Untergang geweiht sind, trotz allen eigenen Gegenbemühungen, trotz allen rettenden Bemühungen des Christenthums. Es, außer anderen, die Guanahen, die Urvohner der Canarischen Inseln, ferner viele Völkerräume Americas und des Stillen Oceans, trotz vieler physischer Vorträge, trotz ihrer Künfte, ihrer zum Theil nicht geringen Entwidlung. Warum das? Weil ihr socialer Zustand ein fortwährendes Aletat gegen die Humanität ist. Nord, Kauz, ewiger unlosler Krieg ist ihr gewöhnlicher Zustand; sie opfern, sie verstümmeln Menschen, sie halten an der Polygamie, an der Sklaverei fest, sie belassen die Augen über die Kräfte ihrer Natur mit Arbeit. In den Augen der Theologie sind sie verlorene Menschen, der Moral lasterhaft, der Oekonomie der Menschheit Nichtproductanten; von ihrem Utpfang an haben sie sich Gottes höchstem Befehl, der Verpflchtung zur Arbeit, nicht gefügt. Eine wahre Hylandropie darf die Erstling solcher Racen nicht bilden; ihre Ausrottung ist eine Wohlthat, eine höhere Pflicht.“ Ja würde diese Worte nicht ermahnen, denn Vobdichon's wunderliche Wunsch ist, obwohl nicht ohne Grund geschrieben, legt mit Recht verfallen, wenn nicht einer der bestauntesten Anthropologen Americas, J. E. Nott, diese Ansichten zu den eigenen gemacht und sie mit einigen weiteren Zusätzen in sein großes Werk aufgenommen hätte?; wenn nicht die neuente Auflage dieses Wertes, von 1868, die gleichen Ansichten unverändert wiederholte. Nott spricht aus, daß das Todesgeschick der ganzen amerikanischen Urvbevölkerung sich dem letzten Ende nahe, gleich dem Sand einer auslaufenden Sanduhr. Diese Ansichten sind also, wie schon die Verbreitung des Wertes beweist, welches sie vertritt, in America bis dahin allgemein geteilt. Daß man auch im Interesse der Sklavensharter vielfach ähnliche Ideen in Betreff der inferioren Racen ausgesprochen hat, ist ja bekannt genug.

Es lassen sich Theorie und Praxis in der Behandlung dieser Frage durchaus nicht trennen; und gerade wegen ihrer Wichtigkeit hat man mehrere vielfach zu lösen versucht, meist freilich nicht allgemein einsehend, sondern nur für einzelne Fälle und Gegenben. In England, in America überwiegt natürlich das praktische, bei und in Deutschland das theoretische, rein wissenschaftliche Interesse. Von diesem ausgehend hat Waig seine Abhandlung „über die angelegte Lebensfähigkeit der Amerikaner, Pelzhaier und Kaufhaier“ im ersten Band seiner Anthropologie der Naturvölker geschrieben; dem gleichen Interesse aus lieh ich vor zehn Jahren meinen Essay „über das Aussterben der Naturvölker“ (Leipzig, Zeltner 1868).

Die Resultate, zu welchen ich damals kam, sind die folgenden: Die Naturvölker sterben nicht deshalb aus, weil

1) Bodichon, Etudes sur l'Algérie et l'Afrique. Alger 1847, p. 148, 150 seq.

2) Nott and Gliddon, Types of Mankind. Philadelphia 1868.



ihre Lebenskraft, ihre Entwicklungsfähigkeit eine geringere sei als die der Culturvölker; sie sterben keineswegs alle hin, wenn sich freilich auch der Umfang des Aussterbens als ein sehr weites zeigt. Was nicht selten ist insofern dies Aussterben nur Schein, der auf übertriebenen Angaben der Quellen, namentlich älterer Quellen, auf Namensverwechslung und Namensausfch, auf Verhämmerung verschiedener Völkerrämme u. s. w. beruht. Die Gründe für das Aussterben, wo es wirklich eintritt, liegen 1. in Natur und Leben der Naturvölker selber; 2. in bestimmten Einflüssen der sie umgebenden Welt; 3. in den Anforderungen, welche die Cultur heutzutage an sie stellt; 4. in der Behandlung, welche sie durch die Weißen erfahren haben. Zum ersten Punkt gehört die außerordentliche Empfänglichkeit der Naturvölker für neue Nahrungsmittel, worin sie sich freilich nicht im Wesen der Sache von den Culturvölkern unterscheiden, ferner aber oft ganz unwilligen Lebens-einrichtungen, ihre geringe Sorgfalt für ihr eigenes Wohl, ihr Unbestimmtein um die Zukunft, ihre Verschwendung, Zerstörung von Nahrungsmitteln, ihre Kriege, Ausfchweifungen, Menschenopfer, Behandlung der Weiber, die Tödtung der Kinder, der Cannibalismus u. s. w. Zugleich aber ist die Macht der Vererbung sehr zu betonen, welche manche einzelne schädliche Gewohnheiten (Ausfchweifungen, Bändetricht, Blaudurst und dergleichen) durch die Folge der Generationen hindurch als immer stärkerer Joch den späteren Geschlechtern auferlegt. Hier greifen die äußeren Einflüsse ein, indem viele Länder so höchst ungesund für menschliche Entwicklung sind, daß eine dichte, blühende Bevölkerung sich durchaus nicht in ihnen erwoelnen kann; indem ferner die Nahrung im Urwald oder in den Jagdgründen eine meist sehr zerstreute ist, ihr Auffuchen und Erwoelnen also die ganze Kraft der Völker beansprucht und doch sehr leicht Hungersnoth und Massenverhungern der Jüngern eintritt. Die heutige Cultur nun tritt ganz plötzlich an die unentwickelten Stämme heran, welche durch lange Jahrtausende an ihre unvollkommenen Zustände völlig fest gewöhnt sind; sie muthet ihnen das Ueberschne zu, in plötzlichem Wechsel ihr ganzes bisheriges Dasein aufzugeben und sich Dinge anzueignen, welche weit über die physische Fähigkeit der lebenden Generation dieser Völker — nicht über die Fähigkeit dieser Völker im Allgemeinen — hinausgeht. Sie muthet Kindern zu, auf einmal Erwoelsene zu sein: dadurch eben erliegen sie zunächst physisch, indem sie die Lebensbedingungen, welchen sie und welche ihnen angepaßt waren, aufgeben müssen, um sich neue anzueignen, denen sie nicht angepaßt sind, deren Eigenthümlichkeiten sie häufig nicht einmal verstehen, welche sie angeschlossen anwenden. Zugleich aber erliegen sie physisch, wegen der allzu hohen Anforderungen, die man an sie stellt; Anforderungen, welchen physisch zu genügen auch kein Culturvolk die Fähigkeit hätte. Und ferner, wie lieblos hat man sie behandelt! wie häufig sie geradezu ausgerottet! Dennoch zeigt sich, daß nie ein Grund allein das Aussterben eines Volkes verursacht hat, daß vielmehr stets mehrere zusammenwirken müssen, um ein wirkliches Hinschwinden zu veranlassen; daß namentlich Inselferdörungen in Folge ihres beschränkten Raumes leicht erliegen; daß eben wegen der geringen Individuenzahl der einzelnen schwindenden Völker ihr Aussterben um so leichter eintritt, aber auch um so minder schwer in der Beurtheilung wegen muß. Zugleich wird der Werth, den auch diese unentwickelten Völker für die Menschheit haben, nach einigen Seiten hin betrachtet und keineswegs als unerheblich gefunden.

Das sind die Resultate meiner Untersuchung und durch dieselben ist namentlich der gekrimmte Nimbus, welcher das Aussterben so vielfach zu umgeben scheint — welchen Darwin freilich auch jetzt noch betont, wie er ihn vor 30 Jahren

betonte!) — gründlich zerstreut und beseitigt als Ergebnis verschiedener sehr klarer, sehr natürlicher Gründe aufgedeckt, deren Zusammenwirken, weit entfernt, das Aussterben ganzer Völkerrämme nicht genügend zu erklären, es eher wunderbar erscheinen lassen, daß von so manchen Völkerrassen überhaupt noch etwas übrig ist, daß nicht ganz ganze Rassen ausgestorben sind. Dies letztere aber, was sehr zu beachten, ist niemals geschehen; es beruht stets auf subjectiver Willkür oder Unkenntnis oder auch nur sorglosen Verbrauch des Wortes Rasse, wo man ein Aussterben ganzer Rassen behauptet hat. — Auch die weitere Fortführung der letzten zehn Jahre hat den Stand der Frage und ihrer Beantwortung im Wesentlichen nicht geändert. Doch ist, da gerade diese letzten Jahre so ganz besonders thätig auf ethnologisch-anthropologischem Gebiet waren, eine große Menge neuer Thatsachen beigebracht, welche die oben ausgesprochenen Ergebnisse der Fortführung über das Hinschwinden so mancher Naturvölker noch eingehender und umfassender erhärten, und so würde eine genauere Wiederaufnahme der ganzen Untersuchung durchaus an der Zeit sein, auch wenn sie keine wesentlich neuen Gesichtspunkte ergeben wird. Um so mehr an der Zeit, als auch in Amerika, wo man ja bisher immer noch ganz allgemein an der „blight and withering theory“ schielte, sich jetzt Stimmen erheben von ganz andern Inhalt, Stimmen, welche diese Theorie wenigstens für die Eingeborenen Amerikas als absolut falsch und im Gegentheil behaupten: die Indianer sterben nicht aus, sie sind durchaus als Factor der Bevölkerung auch für die Zukunft in Rechnung zu bringen. Diese Stimmen schallen laut herüber sowohl aus den Vereinigten Staaten von der Regierung selbst ausgehend, wie ebenso auch aus dem englischen Nordamerika. Um so lieber geht man auf die Beschreibung dieser neuen Aufichten ein, als dieselben unsere oben angegebenen Resultate auf das Vollständigste und Klarste bestätigen, wenn auch nur für einen Theil der Menschheit.

So wurde zu Washington Ende November 1877 ein Heft ausgegeben, welches zugleich den Schluß des Annual Report of the Commissioner of Indian Affairs to the Secretary of the Interior for the year 1877 bildet und unter dem Titel „Are the Indians dying out?“ eine officielle Correspondenz des Commissioner of Education mit dem Commissioner of Indian Affairs und anderen sachkundigen Personen veröffentlicht. Diefelbe enthält zunächst genaue Angaben über eine Reihe officieller Zählungen, besser gesagt, Zählungsangaben, Schätzungen der Indianer der Vereinigten Staaten von 1789 an bis jetzt. Die erste dieser Angaben, welche auf einer wirtlichen Zählung, nicht bloß Abschätzung beruht, die erste also, welche rechten Werth hat, ist die von 1870, in welchem Jahre eine allgemeine Volkszählung in den Vereinigten Staaten stattfand; allein auch hier ist die bei weitem größere Hälfte der 883 712 Indianer immer noch abgeschätzt, nicht gezählt, und aus sehr guten Gründen muß die Zahl selbst bis auf 313 712 herabgesetzt werden, welche in näher Vertheilung (313 371) auch von den officiellen Berichtstattern über die Indianer angegeben wurde. Beide Angaben beruhen auf verschiedenen Zählungen. Der Bericht der Commissioner of Indian Affairs von 1875 giebt 279 337 Indianer der einzelnen Stämme an, zu welcher Zahl noch 25 731 Individuen, welche in freiem Stammverbande stehen, hinzugefügt werden müssen, also Gesammtsumme 305 068. Indianer in Stammverbänden für 1876 sind nur 266 151 angegeben, weil in Folge

1) Darwin, Abstammung des Menschen, übers. von Garas 1, 55. Darwin, naturwissenschaftliche Reise, übers. von Diefenbach 1844, 2, 213.

des Dakotakrieges die 13 186 Dakota nicht mitgezählt wurden; hierzu gleichfalls jene 25 731, gleich genau dieselbe Zahl 305 068, welche indess eben wegen ihrer allzu großen Ungenauigkeit der Ueberschätzung, keinen allzu großen selbständigen Werth beizumessen laßt. Die nun folgenden Remoanda entspringen zunächst kritisch sehr richtige Bemerkungen über ältere Schätzungen der indianischen Bevölkerung: von den ersten spanischen Abenteurern, die noch dazu durch mexicanische Verhältnisse vermindert waren, laßt man sich keine zuverläßigen Angaben erwarten, ebensowenig von den ersten französischen Entdeckern, meist Missionären, welche sich die Mühen, die sie dem Christenthum gewinnen wollten, gar nicht groß genug denken konnten. Dazu war es natürlich, daß die Spanier durch ihre kriegerischen, die französischen Missionäre durch ihre friedlichen Unternehmungen eine große Volkzahl in ihre Nähe lockten, welche die Gesammtmenge des Volkes viel größer erscheinen ließ, als sie in Wirklichkeit war. In den gleichen Fehler verfielen die ersten englischen Ansiedler, die ihre kleinen Städte natürlich in den Wasserläufen gründeten, an den Hauptverkehrsstraßen der Indianer und auch in ihren Kriegen durch die Ubiquität der Feinde verleiht, ihre Zahl vielfach überschätzten. Dazu kam — und die folgenden Gründe sind sehr richtig auseinandergelegt —, daß man an Handelsplätzen immer die Bevölkerung weiter Umgebungen zusammenzählen sah, daß die Indianer ihre eigene Zahl möglichst vergrößerten; daß die ungeheure Ausdehnung des Gebietes, welches die Naturvölker beherrschten, die Europäer, die sich baskische nach europäischer Weise bevölkert dachten, wieder stark über die Einwohnerzahl täuschte. Dann folgt eine genaue Verprechung der Angaben über einzelne Völker, über die Huronen, die Seminolen, die Alaska-Indianer (nach Dall), der Californier, über die Völker des Irroquoisbundes (von 1660 an) und die Sioux, und es zeigt sich nicht nur, daß man in früheren Zeiten vielfach die Zahlen übertrieben hat, sondern auch daß heute ein merklicher Fortschritt in Civilisation sowie in Kopfhalt bei diesen Völkern sich nachweisen läßt, und der Schluß ist durchaus gerechtfertigt, daß die Indianer keineswegs von „Natur dem Untergange geweiht seien“ im Zusammenstoß mit der modernen Cultur, daß man vielmehr diese withering theory mindestens sehr modificiren, wahrscheinlich ganz aufheben müsse. Diese Stimme klingt anders als die Vott's, welche wir oben vernahmen, und, was besonders merkwürdig ist, nicht bloß aus den Vereinigten Staaten des mittleren Nordamerica hören wir derartige, das Gleiche ergibt sich widerspruchlos durch Dall's Untersuchungen im ängstlichen Nordwesten und aus englischen Berichten über Britisch-Nordamerica. Letztere entnehmen wir einem sehr interessanten Artikel der „Times“, welcher über Wilson's und Mallery's Forschungen berichtet<sup>1)</sup>. Professor Daniel Wilson aus Toronto sprach in der anthropologischen Section der British Association über die canadischen Indianer sich dahin aus, daß von einem „Hinschwelen“ der „Noththiere“ gar nicht mehr die Rede sein könne, daß sie vielmehr sich immer mehr und mehr mit der weißen Bevölkerung amalgamirten und aller Wahrscheinlichkeit nach in Folge mit ihr ein Volk anemachen würden. Schon jetzt fliehe ihr Blut in den Adern jeder Schicht der canadischen Gesellschaft, von der höchsten bis zu der untersten; manche, welche noch als Indianer gelten, sind so weiß als ihre heutigen Vaudeville, die „Blaggeister“. — Nur eine genauere Ausführung jener schon erwähnten Mittheilungen der Vereinigten Staaten, auf welche sich auch Wilson bezieht, giebt Oberst Mallery, Mitglied des United States Survey<sup>2)</sup>; je wenn Major S. W. Clark in seiner offiziellen

Veröffentlichung eine ausführlichere Abhandlung über die Gründe des Anwachsens oder Hinschwelens der Indianer verfaßt, so laßt man dies Verprechen durch Mallery's Arbeit als erfüllt betrachten. Zunächst weiß ihr Autor auch freierseits nach, daß die älteren Angaben in Betreff der Volkzahl der Indianer auch nur annähernd genau waren noch sein konnten; er zeigt, daß die Indianer in alter Zeit nie anders als an den Ufern der Ströme und Seen und am Meeresgestade, nie aber in den Prairies gewohnt haben — die sie ja ohne Noth durchaus nicht bewohnen konnten —, daß die Stämme, welche man heute als Prairie-Indianer kennt, ursprünglich aus Fluß- und Seemorendungen gewesen sind; daß zur Zeit der Entdeckung weit der größte Theil Nordamerikas unbewohnt war. Da nun die neuen Ankömmlinge nur aus den Verkehrsstraßen der Indianer sich bewegten, da diese letzteren überall her und überall hin zusammenströmten, so jene austraten, so wurde die Zahl der Eingeborenen überschätzt. Diese selbst übertrieben, aus Stammereitelkeit, ihre Macht und Menge in ihren eigenen Angaben sehr, wofür Mallery noch aus neuerer Zeit interessante Beispiele vorbringt. Dieselben Stämme hatten oft sehr verschiedene Namen, wodurch natürlich auch wieder die Zahl der Eingeborenen übertrieben wurde, indem man denselben Stamm mehrmals zählte.

Gründe nun für das Hinschwenden der Indianer findet Oberst Mallery ganz richtig in ihren ewigen Kriegen sowie in den eingeschleppten Krankheiten, von denen namentlich die Platten furchbar wüthten, wenigstens nicht furchbarer als auch unter anderen Racen. Ja man hat ihre Wirkungen aus bisweilen übertrieben, wofür Mallery ein interessantes Beispiel allerdings aus neuerer Zeit mittheilt: 1868 sollten die Vancouver-Inseln von den Platten fast ausgerottet sein; allein der Report des Canadian Minister ergab, daß nur 88 gestorben waren. Heutzutage sind die Platten überhaupt ohne besondere Gefahr für die culturlosen Völker America's.

Im Kriege waren die Indianer nach Mallery gegen einander rücksichtslos, als die Europäer gegen sie waren; und durch den Krieg war ihr Hinschwenden schon im Gange vor der Ankunft der Weißen. So zeigen denn heute die Indianer durchaus kein Hinschwenden, wohl aber ein Anwachsen, wie Mallery an verschiedenen Beispielen nachweist; die offiziellen Reports der letzten vier Jahre zeigen, daß die Zahl der Geburten zu denen der Sterbefälle sich wie 6 bis 10 Procent zu 2,32 Procent verhalten. Können doch jetzt auch schwächliche Kinder am Leben bleiben, was früher nicht möglich war; werden doch jetzt keine Alten mehr geädert, keine Zwillinge mehr umgebracht.

Mallery glaubt, daß zur Zeit des Columbus in America nördlich von Mexico nur etwa 500 000 Indianer geübt hätten, daß jetzt in den Vereinigten Staaten und Alaska etwa 300 000 gezählt würden, daß also, nach Einfügung der canadischen Indianer, sich das Hinschwenden der Eingeborenen America's beinahe gleich null erweise! So spricht er und Wilson hoffnungsvoll von der Zukunft der Americaner: daß die Einführung einer so übermächtigen Cultur nicht möglich, nicht ohne tiefe Erschütterung des bisher unentwirren Volkes geschehen kann, werde ich nicht von selbst; schon jetzt sei der Indianer vielfach eben so gebildet und so gut sitirt als der englische Bauer; das Unergebniß würde in America eine völlig gemischte Race sein, mit vorwiegend englischem Typus, in welche dann die Indianer aufgegangen sein würden. So stimmt Mallery mit Wilson überein.

ber of our Indians in Proceedings of American Association for Advanc. of Science Vol. XXVI, 1877, p. 340 — 366.

<sup>1)</sup> Mail 3. Sep. 1878, p. 6, The North American Indians.

<sup>2)</sup> Col. Garrick Mallery, The former and present num-

## Aus allen Erdtheilen.

## Europa.

— Im September 1878 hat sich in Berlin ein Centralverein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande" constituirt, der es sich zur Aufgabe macht, einen regen Verkehr zwischen den im Auslande lebenden Deutschen und dem Vaterlande anzubahnen und zu unterhalten, sowie über die Natur und die gesellschaftlichen Verhältnisse der Länder, wo Deutsche angeheftet sind, Aufklärung zu gewinnen und zu verbreiten. Auf Grund der gewonnenen Kenntnisse des Auslandes ist der Verein bestrebt, die Auswanderung nach den Ländern zu fördern, welche der Ansiedelung Deutscher günstig sind und in welchen das deutsche Volkselement sich lebendig zu erhalten vermag. Mit Hilfe beratiger Niederlassungen hofft der Verein die Errichtung von Handels- und Schiffahrtsgesellschaften sowie die Begründung deutscher Colonien bewirken zu können. In der Förderung der Handelsgeographie erkennt er eine seiner hauptsächlichsten Aufgaben und unterhält zu diesem Zwecke mit deutschen und ausländischen handelsgeographischen Vereinen eine fruchtbarlichen Verkehr. Zur Erweiterung der Geschichtskunde wird er, sobald diese Mittel dies gestatten, ein ständiges Bureau errichten, welchem unter Leitung und Mitwirkung des Vorstandes die Aufgabe zufällt, über deutsche Niederlassungen im Auslande Auskunft zu erteilen, über dieselben fortlaufende Berichte zu veröffentlichen, Auswanderern und im Auslande befindlichen Deutschen wirksamen Rathschlag zu verschaffen, Auswanderungslustige mit den Schwierigkeiten und Gefahren, welche ihrer harten, besamt zu machen, Stellsuche von im Auslande befindlichen Deutschen sowie von Inländern, welche auszuwandern beabsichtigen, zu vermitteln, Verbindungen für wissenschaftliche wie Handelszwecke anzubahnen und zu unterhalten, eine Bibliothek anzulegen und zu verwalten, Vorträge zu veranstalten, das Studium der Colonialpolitik anderer Staaten zu veranlassen, wie denn überhaupt in jeder Weise die Bestrebungen des Vereins zu befördern. (Die Adresse des Vereines ist: Berlin S. O. Planufer 93; die Mitgliedschaft wird durch Entrichtung eines Jahresbeitrages von mindestens 6 Mark und schriftliche Beitrittserklärung erworben.)

— Eine interessante, durchaus neue und der weiten Nachforschung zu empfehlende Mittheilung macht James Baker in seinem Buche „Die Türken in Europa" (S. 297 der deutschen Uebersetzung): „In den Bergen der Rhodope, durch welche mich mein Weg führte (Baker, der das Strymont-That hinab reitet, meint den Perim-Dag, den östlichen Drebrö), wohnt noch heute ein Volkstamm, „Ergöno", der, ich zweifle nicht, identisch ist mit den von Herodot erwähnten Agarianen. Dieses Volk wurde vor ungefähr hundert Jahren zum Rodamendianismus bekehrt, hält jedoch trotzdem an einigen seiner ursprünglichen Gebräuche fest, von denen einer in den gemeinsamen Zusammenkünften beider Geschlechter an bestimmten Tagen des Jahres und in der Weibergemeinschaft besteht. Herodot und Strabo aber erwähnen eines Stammes der Thracier, der Agarianer nördlich von den Krethonern, welche Polygamie in sehr ausgedehntem Maßstabe trieben. Dies stimmt mit Wohnort und der Sitte der Ergöno." Wie gelang, dieser Stamm verblieb eingeborene Untersuchung, wie sie überhaupt jene Verhältnisse eben erst anfangen, aus dem je bisher bedeckenden Dunkel hervorzutreten. Es ist durchaus nicht unannehmlich, daß sich in ihnen Reste der alten thessalischen Bevölkerung bis heute ziemlich unvermischt

erhalten haben, welche jetzt unter dem Gesamtamen Bulgaren gehen, und wenn wir auch nicht hoffen können, dort noch sprachliche Reste des Thracischen zu finden, so mag bei genauerm Jorsuchen doch mancher Ueberbleibsel in Sitte, Brauch und Sage aus Urzeiten entdekt werden. Freilich müssen erst ruhiger Zeiten eintreten, die Gelernte und Reisende ihre Schritte dorthin richten können, wo in jeder Beziehung fast noch unbetretener Boden ihrer harzt. (Sowohl James Baker's Buch, mit historisch-ethnographischen Anmerkungen von Carl Emil Franzos und einer Einleitung von Hermann Bamberg verfaßt (Stuttgart 1878, Levy und Müller), schon vor fast zwei Jahren geschrieben und in deutscher Uebersetzung schon vor Jahresfrist erschienen ist, so lobt es sich doch, augenblicklich die Aufmerksamkeit wieder darauf zu lenken. Wir kennen wenigstens kein anderes neueres Werk, welches den südlichen Theil der europäischen Türkei, also Ost-Rumelien und die Wilajets Adrianopel und Saloniki, und die verschiedenen Volkstämme der Balkanhalbinsel in populärer Weise so eingehend behandelt. Baker, von Beruf Militär, dann Gutsherr in Macedonien, ist der erste, welcher ausführlich die landwirthschaftlichen Verhältnisse behandelt (Cap. 22 und 23). Die Abtheilte sowie die über türkische Verwaltungen, Heer und Götter der Türkei, die Türkei als Militärmacht, Steuern und Abgaben und die Anhängen über Bevölkerungszustand, Staatsverwaltung, Unterrichts- und Finanzen sind die lehrreichsten des Buches, unterhaltend dagegen diejenigen über die Reisereise (Cap. 1, 3, 5, 6, 11, 12, 16, 18, 19, 20). Von großem Interesse ist auch in Cap. 2 die Darstellung des Aufstehens, welchen Schule und Kirche in neuerer Zeit bei den Bulgaren genommen hat. Mit der Turkeiophilie des Verfassers dagegen vermögen wir uns eben so wenig zu befremden wie mit den historischen Abchnitten, so sehr sich auch Franzos bemüht, durch Streichen und Ergänzen nachzuheilen. — Die Ausstattung des Buches ist gut.)

## A f i e n.

— Nach fünfundsiebzigjähriger Unterbrechung hat Heinrich Schliemann am 30. September 1878 seine Ausgrabungen auf Hisarlik, welches er für die Stätte des homerischen Troja hält, wieder aufgenommen und sie zunächst bis zum Anfang December fortgeführt. Der Herrmann, welcher ihm die Erlaubnis dazu erteilte, und den er Lobard's, des englischen Gesandten, Vermittlung bedurfte, verpflichtet ihn, zwei Drittel der Fundstücke an das Kaiserliche Museum in Konstantinopel abzuliefern und sämtliche Rollen, welche sich auf etwa 100000 Mark monatlich belaufen, zu tragen. Die ist zunächst ein türkischer Delegat von Regierungswegen bestellt, der monatlich 300 Mark Gehalt bekommt, ferner 10 Polizeisoldaten à 47 Mark, die in der Bekleidung Schliemann's und der Kaffischer über die Arbeiter tag Diente leisten, und 125 Arbeiter. Bis jetzt sind die wertvollsten Funde ein zweifelhafte sehr gut erhaltener Teil von Eisen, das erste bearbeitete Object aus Troja, ein kleiner Schatz goldener und silberner Schmuckgegenstände und Wilkinson von Wäldchen, wie sie jetzt an der Küste des Peloponnes und des Peloponnes Meeres nicht mehr vorkommen. Schliemann sucht ihr massenhaftes Vorkommen dadurch zu erklären, daß er meint, die Bewohner der vier vorchristlichen Crisakten auf Hisarlik — so viel glaubt er annehmen zu dürfen — hätten die Wäldchen ihre grünen und mit den Schalen in Ermangelung von Backen ihre Wohnungen versiert. Gegen Mitte November sollte eine Theilung der Ausbeute stattfinden, von

welcher zwei Drittel in Stambul vor der gebildeten Welt verkauft werden sollen, wenn ihnen nicht noch Schimmerer besorcht, während Schiama das auf ihn entfallende Drittel in South Kensington aufstellen will.

— Aus Ceylon meldet der Times-Correspondent vom 12. November 1878, daß für die trigonometrische Aufnahme der Insel bereits eine Basis gemessen und daß die Katastralaufnahme in Angriff genommen worden ist. Letztere hat wegen des eigenthümlichen Charakter der Vegetation und der Gefahr ihrer besondern Schwierigkeiten. Die Inseln haben nur kleine und leicht verfallbare Steine die einzigen Orientirungspunkte. Die Orientirung können oft ihre eigenen Westlichter, falls sie solche überhaupt haben, nicht leiten; und es wird eingebracht und mühsame Reifung lösen, um das Privatgeheimnis an Wechsellern und selbst an einzelnen Bäumen, welche wieder von dem Besitze des Landes selbst getrennt ist, festzustellen.

— Graf Bela Szechendi's Expedition nach Quancrasien (s. Uoban) XXXIV, S. 40) ist gleich an der Schwelle von China auf Schwierigkeiten gestoßen, welche zur Abänderung des ganzen Plans zwingen werden. G. Valint, auf dessen Sprachkenntniß bei der projectirten Reise in der Mongolei wesentlich mit gerechnet wurde, erkundete in Shanghai so schwer, daß er nach Europa zurückkehren mußte; außerdem macht die in Schansi, Schensi und Kansu herrschende Hungersnoth gegenwärtig den Durchzug durch diese Provinzen nach der Mongolei hin zur Unmöglichkeit. Die Expedition bestand sich im August 1878 zum Theil in Japan, wo die Mitglieder verschiedene Reisen ausführten. Oberlieutenant G. Kreiner wollte am 10. August eine sechsundzwanzigstägige Expedition in das Innere von Jesso antreten. Logan bereiste die Gebirge im Süden von Wandung und der Graf die Insel Kippou. Spätestens Mitte October wollten sie ihre große Reise durch China, die Mongolei u. s. w. antreten.

— Aus Hong-kong wird berichtet, daß die sinesische Regierung an die Eröffnung einer Eisenbahn von Tschu (an der Mündung des Pei-ho) nach Tientsin denke, um den Verkehr zwischen Peking und dem Meere zu erleichtern und die mühselige Schifffahrt auf dem viel gewundenen Pei-ho zu umgehen. So berichtet der North China Herald, allerdings „unter aller Reserve“, da die Nachricht zu willkommen ist, um sofort geglaubt zu werden, und jedermann die Abneigung der Chinesen gegen Neuerungen und namentlich gegen Eisenbahnen kennt.

— Auf den Philippinen hat andauernde Trockenheit einerseits Hungersnoth, andererseits Viehdrecksplage erzeugt. Stellenweise sind Wälder und Flüsse angetrocknet und die Weidh ist allgemein.

— Eine Besprechung des Buchs „Geographisch-medizinische Studien nach den Erlebnissen einer Reise um die Erde. Von Dr. H. Bernich“ (Berlin 1878) in der Zeitschrift für Angewandte Allgemeine Zeitung No. 302 (vom 29. October 1878) entnehmen wir folgenden in culturhistorischer Beziehung höchst interessanten Passus über die körperlichen Verhältnisse der Japaner. „Im Allgemeinen kommt den Japanern nicht die robuste Körperconstitution der Chinesen zu, eher zeigen sie eine physische Schwäche, die sich schon in ihrem dürftigen Wuchs (das Mittelmaß der Körpergröße mit 154 Centimeter für Höhe-Trennen bleibt hinter dem ungeringen beträchtlich zurück, dem geringen Umfang ihrer Brust und der spärlichen Entwicklung ihrer Muscularität fundig. Schon im Anfang der dreißiger Jahre prägt sich das frühe Altern auf den Gesichtszügen derselben aus. Die schrumpfende, vielgefurchte Haut der Stirn- und Augenwinkel, die hängenden Falten der Wangen contrastiren oft in eigenthümlicher Weise mit einem noch jugendlich glänzenden Augenpaar und einem frischen, das volle Weib weißenden Munde. Dieses frühe Altern entspricht der Frühreife der Kinder, die, besonders wenn sie schwächlich sind, bis ins vierte Jahr an

der Brust der Mutter genährt werden. Der vierjährige Säugling führt mit seiner Mutter schon ein ganz vernünftiges Gespräch und nimmt, kaum entwöhnt, an allen Lebensübungen und Vergnügungen der Erwachsenen wie an ihrer Nahrung Theil. Letztere besteht in allen Lebensaltern und unter allen Classen der Bevölkerung aus Reis, der, rein mit Wasser ausgezogen, selbst ohne Salz, nur von Zeit zu Zeit mit einem Bissen Fischfleisch und in Salz conservirten Gemüses gewürzt, genossen wird. Die Größe täglich dreimal eingekehlte Reismenge, die bei Tanten aus dem Mittelstade für jede Mahlzeit etwa 470 Gramm beträgt, führt zu der bei diesem Velle habituellen Magenverweigerung und den dort so häufigen Rechenamstörungen.

Die einseitige Nahrungweise, zusammen mit dem feucht-heißen Klima der japanischen Inseln, läßt Bernich für die Uelade der physischen Schwäche ihrer Bevölkerung. Diesbezügler hat auch in der für den Japaner im Vergleich zu anderen Nationen schwächeren Acclimatation in anderen Ländern, wie man bei den im letzten Decennium nach Europa zu ihrer Ausübung gelandeten jungen Leute erfahren hat. Der Versuch, durch dieselben die einzelnen Culturgewächse anzupflanzen zu lassen und durch dieselben die frühere europäische Cultur nach ihrer Orimath zu leiten, ist misslungen, nicht weil es die einzelnen dieser jungen Leute an Fleiß fehlen ließe. Es war die physische Schwäche ihrer Körperanlage, welche den meisten die Erfüllung ihrer Aufgabe unmöglich machte. Vertrauchten sie ihre geringen Kräfte schon am großen Theil bei der Acclimatation, bei welcher sie durch sehr guten angenehme zweckmäßige Nahrung noch einigermaßen unterstützt waren, so mußten sie sich völlig ab, wenn sie, zurückgekehrt und von unabwieslichen Verhältnissen zur Reife zurückgetrieben, die Aufgabe der Wiedererzeugung erfüllen wollten. Statt mit Frische und Lebhaftigkeit ihr reformatorisches Werk beginnen zu können, schieden sie unfähig und fränzlich in den ihnen fremd gewordenen heimlichen Verhältnissen dahin, oder legen sich auf Krankentisch und sterben an erschöpfenden Krankheiten.

Das Culturproblem der Japaner, das sie plötzlich vor gewaltig höhere geistige Anforderungen gestellt hat, gipfelt nach Bernich in der Frage nach ihrer physischen Leistungsfähigkeit. Sie haben in jüngster Zeit den Anspruch gemacht, sich geistig ans dem Niveau der reisenden Nationen emporzuheben. Wie weit ihnen dies bei dem Festhalten an der altergebrachten Reismahrung und ihrer damit zusammenhängenden schwächlichen Körperbeschaffenheit gelingen wird, wird die Zukunft lehren. Eine Hoffnung, welche diese Inselbewohner noch im Jahre 1871 überall freigelegt ansprachen, ist bereits getrübt worden: sie glaubten in drei Jahren, also 1874, mit der Erwerbung und Anriangung der europäischen Cultur fertig zu sein. Bestürzt liegt sie, wie weit sich das begonnene Werk ausdehnt, Gemüthlich auf dem Gewichte hängt. Welchen dauernden Erfolg die Bemühungen der nach Japan berufenen Europäer auch haben mögen, in drei Beziehungen ist durch sie wohl Vertrieben angebahnt worden. Die Worthteile eines sichern und schnellen Verkehrs durch Post, Telegraph und Eisenbahn wird ein so bewegliches Volk nie mehr angeben. Eben so wenig läßt sich denken, daß es die mit größtem Entschlusse ausgenommenen Schätze der Naturwissenschaft gegen das schnelle Wiederaufsteigen der Japancie umwecheln, oder, nachdem es die Segnungen einer milden Gegendung sich zu eigen gemacht hat, auf die Bräut der alten japanischen und chinesischen Juris zurückgreifen sollte.“

#### A F F I A

— Auf der steinen zu Tunesien gehörigen Insel Salita südlich von Sardinien wird demnach auf Kosten der französischen Regierung ein Prädium erbaut werden. Wieder ein Zeichen, daß Frankreich ihr zusehends größeren Einfluß gewinnt und denselben zum Vortheil des anglicanischen, von seinen Befürwortern schwer geplagten Landes vermehren wird.

— Von der Schütt'schen Expedition nach Innerafrika (s. „Globus“ XXXIV, S. 361) sind Ende November mehrere Briefe eingelaufen, welche von einem Ueberfalle durch die Schwarzen berichten. Der Meistende hatte versucht, direct nordwärts (von Malange ober von der großen Straße nach Kimbunda aus?) durch das Gebiet der Dalls über den Cuango vorzubringen, was aber von beständig zurückgeworfen und (südwärts) in das Land der Bangelas geführt worden. Die Oberlieutenant Luz, der 1875 ins Land ausgeführt durchzogen hat, berichtet, gesten bereits als sehr rühmlich und namentlich den Portugiesen feindlich gekannt, wie sie denn auch im Jahre 1860 dieselben aus dem Cuango-Thale verjagten und deren Wadherobe um 1½ Längengrade nach Westen zurückführten. Luz fand, daß die Bangelas zwar mißtrauisch und argwöhnisch seien, das Gerüde über sie aber übertrieben wild. Die jedoch Schütt am 12. August von Rio Luby (unter Zuflus des Cuango) schreibt, ist er mit den Bangelas feindlich aufkommensförmig: „Wir hatten eine Prügelei am Gamicca, die damit endete, daß uns fast alles, was diesen Geruch gefiel, abgenommen worden ist. Wenn mein Kopf mir nicht abgenommen wurde, hätten die Bangelas sich das natürlich nicht als Entschuldigend anrechnen; sie hatten rechtlich die Absicht es zu thun.“ Ebenfalls haben sie den waldreichen Händler Saturnino, Dr. Vogge's Freund, überfallen, verwundet und an seiner Weiterreise nach Kimbunda gehindert. Am 1. September meldete dann Schütt aus Casuri im Lande der Songa halbwegs zwischen Sanga (dem östlichsten portugiesischen Orte) und dem Cuango, daß er und Saturnino, welcher sich ihm (sich?) angeschlossen, gewillt seien, trotz der Trübungen der Bangelas über den Cuango zu gehen und in die directen Weg nach Norden zu eröffnen. „Wir wollten jetzt versuchen, zwischen den Holla und den Bangelas durchzukommen, ohne die einen oder die anderen groß zu berühren. Das Schlimmste ist, daß wir Verroth in jedem Meile von unsern eigenen Thieren zu gewärtigen haben. — Einen Vortheil hat mein Lankeirren gehabt; ich habe eine wirklich genaue Karte von dem ganzen Plateau zwischen 8 und 10° südl. Br., allen jahrelichen Wasserläufen, die ihm entspringen, dem Laufe des Cuango und Luby sowie des Lubanda (wahrscheinlich der Wuango von Oberlieut. Luz) anfertigen können, habe eine betrübende und, glaube ich, ausgelegte Vogelcollection und habe viele Beobachtungen aus allen Gebieten der Naturwissenschaften niedergeschrieben. Nur meine Pflanzenammlung, die nicht groß sein konnte — denn bis jetzt war Winter —, ist bei einem Brande meiner Hütte in Ndalla Moaquia (richtiger wohl Sankula Moaquia) verbrannt; aber der Kälte wird sie mir reichlich ersetzen. Die Regenzeit ist eingetroffen; aber das schadet nichts, wir brechen morgen auf.“

Einer der beiden Europäer, welche allein die hier in Rede stehenden Gebiete kennen, der hiesige Oberlieutenant Anton Luz — daß die Deutsche Afrikanische Gesellschaft ihm zwar nach Afrika gelenkt, nicht aber dafür Sorge getragen hat, seine Beobachtungen dabeist rasch zu veröffentlichen, ist eine Unterlassung, welche sich loben an Luz Nachfolger Schütt leider schwer gerächt hat — schreibt uns ausführlich dieses Unfalls d. d. Güns 8. December 1878, wie folgt: „Mein Weg führte mich von W'Bunga abwärts nach der „Feira“ (Markt), unter welchem Namen der schon von Livingston her bekannte Ort Cassanbische zu verstehen ist. In diesem Orte war es auch ganz konstant, wo sich leinerzeit die angegebten portugiesischen Kaufleute durch allzu hartes Benehmen gegenüber den Schwarzen verstoßen machten, so daß im Jahre 1860 die Bangelas sich erheben und die Weißen in der Feira ermordeten. Seit dieser Zeit datiren sich der Haß und die Abneigung dieses Volkes gegen die Portu-

giesen. So erzählt es mir selbst der Sobá von Lualla am Lubi-Flusse (unter Zuflus des Cuango im Lande der Bangelas), wo ich am 2. October 1875 mein Lager besag. Saturnino, der durch seine Draufgänger und durch seine geistlichen Verbündungen leinerzeit unserer Expedition viel nützlich und künftigen Reisenden noch nützlich wird, wenn ihm nicht ein Pfeil der Bangelas früher den Garauß macht, war im Jahre 1860 in Cassanbische (Feira) anständig und eufam der allgemeinen Meitelei nur durch eülig blind. Er zog hierbei ostwärts über den Cuango zu den Luacos (Kafas) nach Kimbunda und gelangte in großem (süßlichen) Bogen nach Bibé. Diervon erzählt er mir selbst. Erst viel Zeit datirt wohl auch seine Abneigung gegen das Cassanbische-Land, welcher er wiederholt (womit) gegen mich als gegen Dr. Vogge Ausdruck, denn wir in Malange den Wunsch ansprachen, durch das Land der Bangelas zu ziehen. — Wenn ich die Rückreise von Kimbunda dennoch durch dieses Land unternahm und dabei so glücklich war, wohlthäter durchzukommen, so liefert dies nur unvollständige den Beweis, daß meine Vermuthung, der Jern und Haß der Eingeborenen lehre sich bloß gegen die Portugiesen, gegründet war. Diese Ansicht theilte leinerzeit auch mein Begleiter Dr. Vogge. Ich komme daher zu der begründeten Vermuthung, daß die Begleitung Saturnino's bei den Bangelas einem Reisenden weit eher schaden als nützen kann, wo sich dies theilweise schon bei Herrn Schütt beküht hat.“ Ueber seinen eigenen Aufenthalt im Bangela-Lande schreibt uns Herr Oberlieutenant Luz: „Das Land zieht sich von Sanga Cassanbische (Sib) des bedeutendsten Sobá der Bangelas, östlich von Cuango und von Livingston's Cassanbische wohl zu unterscheiden) nach Westen bis zum Gatenio-Gebirge, einem Theile der Talamongana (Westerseite zwischen Cuango und Luango), wo mein Ueberzug erfolgte. Im Süden ist es durch das Sanga-Gebiet und durch jenes der W'ungana begrenzt; über die Nordgrenze weiß ich leider nichts näheres anzugeben. Ich durchreiste dieses Gebiet in der Zeit vom 24. September bis 7. October mit anstrengenden Märschen. Die Wege waren natürlich der beginnenden Regenzeit während durchgehends sehr schlecht; die Märsche dauerten stets circa 4 bis 5 Stunden. — Mit dem Sobá von Sanga Cassanbische, insbesondere aber mit jenem von Lualla am Luby befreundete ich mich sehr schnell und fest. Ist es doch schon als Beweis dafür anzusehen, daß mir diese Herren Eimooren von Gekelung machten, was sonst nirgend bei den Bangelas Sitte ist. Die Frauen des Sobá von Lualla brachten mir Eier und Hühner zum Gekelung, und ich regalierte sie hierfür mit einigen Verleschindern, wovon sie anfallend viel Freude besaßen. Natürlich durfte ich auch mit Gekelungen an die Sobá's nicht sparen; denn jener von Lualla schenkte mir in einer Annahmehaltung von Großmuth seine — sehr delikate Pfeife, die ich mit großem Dant. annahm. Diesen Sobá muß ich überhaupt in Sonty nehmen; er war ein prächtiger Gekelung; sein Kehlflus war betörend. Es gefiel ihm bei mir sehr gut, und er blieb bis spät des Abends; früh am Morgen, als ich weiterzog, kam er, sich von mir an verabschieden. Da war der Sobá von Lualla (wie) Tagesreisen östlich von Lualla) ganz anders. Erbot darüber, daß ich nicht in der Nähe seiner Sontala campirte, frag er mir zwei meiner „moleques“ ab und beehrte sie für sie ein Pfund von 2 Gallonen Wein und 6 große Becks da Tanga (48 Farbs). Bei meiner geringen Anstrahlung an Tauschwaaren war es mir dringend geboten, sehr zu sparen; ich konnte mich daher unter seiner Bedingung auf Zahlung der 48 Farbs einlassen und bot nur ein Drittel, was mir ohnehin schon sehr schwer ankam. Er ging auf mein Angebot ein.“

**Inhalt:** Eine Reise in Griechenland. Nach dem Französischen des Herrn Henri Velle. I. (Mit sechs Abbildungen.) — Nachrichten von der sinesischen Expedition aus dem Sibirischen Uimere. — Georg Werlan: Die Zukunft der Indischer Nordamerikas. 1. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. — (Schluß der Redaction 12. December 1878.)

# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXV.



№ 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1879.

## Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Herrn Henri Velle.)

### II.

Von Tegea nach Sparta. Blick auf das Eurotas Thal. Sparta, das heutige und die Reste des alten. Der Ackerbau. Ausflug nach Karatoni. Die Purpurschnecken. Nach Mistra.

Von den Ruinen Tegeas führt der von der Natur selbst vorgezeichnete Weg nach Sparta in genau südlicher Richtung aufwärts in dem stillen und traurigen Thale des Saranta Potamos, der, wenn er Wasser führt, dasselbe in den oberen Alpenos ergießt. Der Weg ist heute nur noch ein Saumpfad, wenn er auch den stolzen Namen einer „Demesia“ (Heerstraße) trägt; daß er einst besser im Stande war, beweisen die vielfach noch sichtbaren alten Wagengeleise im Felsboden. Bald hinter dem Klavi von Krva Prjio überschreitet er die Grenze zwischen Arkadien und Lakonien, alddann die Wasserscheide und tritt in den wilden Engpaß Klisura. Dort begegnete unseren Reisenden ein Zug beladener Pferde, der von einer starken militärischen Abtheilung begleitet wurde: in den Kräften war Oetd, Steuerringänge, die nach Tripolisa geschafft wurden.

Jenseit der Wasserscheide ändert sich das Ansehen der Gegend: an den Bergeshängen treten Palmen, Erdbeerbäume, in denen die Grillen aus alten Kräften zirpen, Ventisna, weißes und rothes Heidekraut auf und unten im Thale wechseln Pflanzungen von Maulbeerbäumen mit schattigen Platanengruppen. Dann aber beginnen die felsigen Klüden, die ganzen steinigen Hügel und jähren Abhänge von Neuen und das Land ist wie zuvor trocken und öde. Plötzlich aber erweitert sich der Horizont nach Süden und das Auge erblickt über dem von Weißbäumen umgebenen Dorfe Vurtia hinweg das grüne Thal des Eurotas, überragt von dem bis 2409

Meter aufliegenden Taygetos, dessen sieben scharfe schneebedeckte Spitzen mit ihren dunkelblauen Schladten und schwarzen Tannenwäldern sich so prächtig vom klaren Himmel abheben. Unten im tiefen Thale schlängelt sich der glitzernde Eurotas durch die grüne Landschaft; an seinen Ufern liegen Dörfer mit rothen Dächern, Felder und Haine von Maulbeerbäumen und Pappeln, und dort, schon vom Taygetos beschattet, Sparta selbst. Stundenlang verweilt Velle, das großartige Schauspiel, eines der herrlichsten in der Peloponnes, zu betrachten, bis die Nacht kam und der Mond hinter dem Barren heraufstieg und mit seinem bleichen Lichte das ganze Thal beschien, während der Taygetos wie eine mächtige schwarze Binnenmauer da stand und von unten her die kühle, mit dem Dufte des Thales geschwängerte Luft herüberwehte.

Aum nächsten Morgen stiegen die Reisenden steil in das Thal hinauf und überschritten den Eurotas auf einer hohen, kühlen, einbogigen Brücke byzantinischen Ursprungs. Der schnelle klare Fluß köhmt wie zwischen zwei Decken von Cleander, Narzissen und blauen Lilien durch eine Gegend von seltener Leppigkeit; in Meterschuß gedeihen da Feigen, Maulbeeren, Citronen, Drogen und Oliven. An Baum-pflanzungen und wohlbewässerten Gärten vorbei und vorüber bei den Ruinen des antiken Theaters ritten die Reisenden ein in das heutige Sparta.

Neu-Sparta wurde erst im Jahre 1834 auf der Stelle

der alten Stadt, welche seit der Gründung von Mistra (1250) verödet war, gegündet und hat sich gut entwickelt, wenn es auch bei dem letzten Census (1870) erst 2700 Einwohner zählte. Ihre Straßen sind breit und regelmäßig, ihre Häuser plump und alle nach einer Schablone gebaut, aber fest und von Gärten umgeben. Sie sind viereckig und haben außen eine Freitreppe, welche in das Erdgeschloß führt. Nebenräume und Küche liegen darunter oder in besonderen Gebäuden. Man tritt geradewegs in den Salon, dessen Wände mit Kalt gemischt und dessen Decke bunt gemalt ist; Fenster und Thüren bestehen aus schlecht polirtem rothen Eichenholz. Im Garten hinter dem Hause stehen Weinlauben und allerlei Obsthäuser, wie Drangen-, Granaten-

und Feigenbäume. Manche Theile gleichen einem deutschen Babort; die Häuser, deren Erbauung Hr. Velle — wir wissen nicht, mit welchen Rechten — irgend welchen bairischen Architekten zuschreibt, erfüllen die Anforderungen des Klimas durchaus nicht: wenn im Winter der Sturm vom Taggetos herabweht, frieren die Inwohner und müssen sich in Pelze hüllen, während zur Sommerzeit bei Tage und Nacht eine wahre Brüllesenhe herein herrscht.

In den ängeren Stadttheilen wächst Gras auf den schlecht gehaltenen Straßen, die Häuser stehen weit von einander und zwischen ihnen liegen wüste Strecken und Obsthäuser, deren Bewässerungsgräben oft genug ihren Inhalt über die Straße fließen lassen. Im Pazar dagegen steht ein Haus



Byzantinische Brücke über den Eurotas. (Nach einer Zeichnung Velle's.)

neben dem andern; die Läden haben hölzerne Vorbächer, die auf aufrechten Säulen ruhen und alle gleiches Aussehen haben. Gegen die Sonne Griechenlands reichen dieselben aber nicht aus, namentlich bei einer so breiten, staubigen Straße, welche zu den schmalen, kühlen Pazar's mohammedanischer Städte in hartem Gegensatz steht.

Auch die Lage selbst der Stadt läßt zu wünschen übrig; die Ausdünstungen der durch die Ueberschwemmungen des Eurotas erzeugten Sümpfe und die warme Feuchtigkeit, welche von den Gärten und Pflanzen ausströmt, machen sie zu einer ungesund. Im Sommer fehlt es an Kühlung, und die Tageswärme, welche im Mittel 36° beträgt, erhöht in der Nacht kaum eine Verminderung. Im Winter dagegen benutzt die Sonne einige Stunden lang heiß auf den Boden herab, verschwindet aber bald hinter dem Taggetos,

worauf eine kühle Nässe die Ebene überzieht; solche solchen Wechsel verursachen aber schwere Krankheiten.

Die Reste des alten Sparta sind unbedeutend genug: zuerst im Südwesten des heutigen Ortes und von dessen Begründern anfangs als Steinbruch benutzt, das sogenannte Grab des Leonidas, drei bis vier Wagen schön behauener vierediger Steine, die wahrscheinlich einst in einem Heron gehörten. Von dort gelangt man nordwärts zu einigen ziemlich niedrigen Hügel, welche im Alterthum die Haupttempel Spartas trugen und deshalb — nicht etwa wegen einer Befestigung, welche erst in der Zeit des Perikles durch den Tyrannen Nabis (um 200 v. Chr.) errichtet wurde — als Akropolis bezeichnet werden. An den Südhang des westlichsten dieser Hügel lehnt sich das Theater an; der mittlere Theil des Zuschauerraumes, jetzt ganz mit Erde bedeckt, ist

in denselben eingegraben, während die beiden Hügel durch mächtige Stützmauern aus Luffquadern gebildet wurden. Reste des Scenengebäudes, welches wahrscheinlich erst in römischer Zeit hinzugefügt wurde, glaubt man in nahen Nachbauten zu erkennen. Anfänglich besaß das Theater ein solches nicht und braudte es auch nicht; denn dramatische Aufführungen waren verboten, weil sie der altparthischen Zucht und Sitte widerstrebten, und das Theater diente mehr zu poetischen und musischen Aufführungen, zu den Wettkämpfen der Chöre an den Festen der Gymnopädien und Spalithien, ja selbst, wie in Korinth, zu Oerkschauen. Unmittelbar neben und über dem Theater, ja selbst innerhalb desselben, findet man zahlreiche Ruinen mittelalterlicher Gebäude, namentlich von Kirchen, Reste der byzantinischen Stadt Votodämonia, welche auf diesen Hügel und den Raum östlich davon beschränkt gewesen zu sein scheint. Derselben gehört auch zum größten Theile die Mauer an,

welche sich mit wenigen Unterbrechungen rings um den Hügel verfolgen läßt; nur einige Stücke derselben führen aus dem Alterthum, d. h. wohl von der Befestigung des Nabis, her. Von den Tempeln aber, die der Athena Chalkiois, den Mufen, dem Zeus Kosmetas und der Aphrodite Areia geweiht waren, hat sich nichts erhalten, und wo sich am östlichen Fuße der Akropolis die Agora mit den hauptsächlichsten öffentlichen Gebäuden, der aus der Beute der Perserzüge erbauten persischen Halle, dem Rathhause, dem Gebäude der Epheoren und mehreren Tempeln, lag, dehnt sich heute ebensu Aderland, von einigen Gräben durchzogen, an denen tiefes Noth emporschneidet. Von dort aus nach Südosten dem Eurotas sich zuwenden, überschreitet man einen Canal, der mit jenem Flusse und dessen rechten Zuflüsse Magala eine Art dreieckiger Insel bildet, die mit Baumgruppen, besonders hohen Pappeln, und bunten Blumen bedeckt ist. Derselbe entspricht dem alten Platanißas, einem von Platanen umgebenen



Das Thal von Sparta. (Nach Velle's Skizze.)

Platz, wo einst die jungen Spartiaten, in zwei Parteien getheilt, Mann gegen Mann mit einander rangen, sich mit Händen, Füßen und Nägeln einander bearbeiteten und sich gegenseitig in den Ring zu stoßen suchten. Deutigen Tages aber geht man nur noch nach dem Platanißas, um eine Tasse Kasser zu trinken, frische Luft zu schöpfen und dem Gurren der Turteltauben in den Pappeln zu lauschen.

Auf schattigen und von blühenden Feden eingeschlossenen Plätzen lehren die Kleinsten am Bache Magala aufwärts in die Stadt zurück. Die Feden ringsum scheinen gut gepflegt zu werden; aber hier, wie in ganz Griechenland, fehlt es an Armen. Ein Arbeiter erhält hier täglich drei Drachmen (Franken), d. h. fast eben so viel wie in der Umgegend von Athen, obwohl es hier viel mehr Lebensmittel giebt. Aber der Mangel an Concurrenz macht sich geltend, ebenso das Fehlen guter Wege und damit des Marktes nach auswärts. Die Leistungen sind im Durchschnitt klein und werden von dem Eigenthümer selbst bewirtschaftet; große Landgüter giebt es nicht, und wissenschaftliche Agricultur wird wenig getrieben. Nur zu bewußten verstehen die Leute mit Geschick und Sparsamkeit, während ihre Geräthschaften

wie immer mangelhaft und primitiv sind. Die Häuser der Bauern sind gut gebaut, bequem und machen einen behäbigen, freundlichen Eindruck; die Männer, welche auf dem Felde arbeiten und Maulbeerblätter pflücken, tragen die albanesische Tracht, d. h. Fußpanzeln und Hütze, die Frauen Tunika und ärmellose Mantel, welche sie selbst spinnen, weben und besticken. Das Auehsehen der Landtschaft ist höchst erentlich und vielversprechend für die Zukunft; unwillkürlich stellt man Vergleichenungen an mit der so eben und melancholischen Umgegend von Athen, welche in landwirthschaftlicher Hinsicht so weit zurückgeblieben ist.

Von Sparta unternahm Velle mit einem seiner Genossen, einem Archäologen, einen kurzen Ausflug südwärts nach Marathonisi (Ophiclon), wohin eine angenehm sahbarer Straße führt. Damals (1869) freilich war sie es keineswegs, was auch insofern nichts schade, als es in Sparta auch nicht einen einzigen Wagen gab. Da ihr überaus unfertiger und verfallener Zustand sich seit 1875, wo die Regierung einen Anlauf zur Verbesserung des Wegenetzes nahm, geändert hat, vermögen wir nicht zu sagen. Zwischen Weisfeldern und prächtigen Maulbeer- und Delbaumplantagen,





Spitze und der Zanteus. (Nach einer Photographie)

welche die oft wiederholte Beschnidigung, als hätten die Türken alle Bäume des Landes umgehauen, Zügel strafen, führt die Straße südwärts, bei der Stelle des alten Kumpfai vorbei und durch Stavochori, und übersteigt dann die öde Hügelkette Lyko Vuni, Vorberge des Taygetos, welche die Ebene von Sparta im Süden begrenzen. Da giebt es kein Wasser, keine Wohnungen, keine Felder, nicht einmal Ruinen aus dem Alterthum; die Gegend muß damals ebenso unbewohnt gewesen sein wie heute. Der einzige Ort zwischen der spartanischen Ebene und dem Meere war damals Krofai, an dessen Stelle Kropona getreten ist, berühmt durch seine heute nicht mehr ausgebeuteten Vrläge dunkelgrünen Porphyrs, „dessen Schichten nur leider jetzt so zerflüßt sind, daß es schwer hält ganze Stücke von einem Fuß

Breite und einigen Zollen Dicke zu gewinnen, wie er auch schon im Alterthum nicht in größeren Blöcken, sondern in einzelnen, an Form den flugsfischen ähnlichen Stücken zu Tage gefördert wurde“ (Breslau). Von dort ritten die Reisenden noch 2 1/2 Stunden durch ein Gewir kleiner Hügel und Thäler bis zu den Ruinen von Oufitheo, welche eine Viertelstunde nördlich von der kleinen Stadt und Station der griechischen Dampfschiffe Marathoniisi liegen. Diesen letztern Namen, zu deutsch „Fendelinsel“, trug ursprünglich ein vor dem heutigen, erst zu Beginn dieses Jahrhunderts erbauten Städtchen liegendes flaches Eiland, das im Alterthum Kranaos hieß und als der Ort berühmt war, wo Paris sein Beilager mit der entführten Helena gefeiert haben soll. Heute bietet sie nichts von Interesse als einige antike Inn-



Der Taygetos, von Sparta aus gesehen. (Nach einer Skizze Velle's.)

damente und ein beschriftetes Haus, das der Manioten-Hauptling Migorakis vor 70 Jahren aufzuführen ließ.

Während Alexander Unterjucht für die Reisenden und deren Pferde suchte, gingen dieselben zwischen den Weinbergen und dem Getreide den alten Resten nach, umgeben von einer Schar Eingebornen alten Alters, die ihre Cicconi spielen wollten und ihnen durch ihr Geschwätz und ihre Prahlerei nur lästig fielen. Ein Kilometer westlich des Ortes besuchten sie zuerst die Ruinen eines großen römischen Gebäudes aus Basaltsteinen, wohl eines Grabes, und ein daneben befindliches Grab. Von da aus reichen die Trümmer 2 Kilometer weit nach Westen und Nordwesten, sind aber zwischen den Felsen, Feldern und Steinbüchern schwer zu finden. Von dem Theater, das nach dem Meere zu schaut, sind noch

einige marmorne Sitzstufen erhalten, und am Strande und noch unterhalb des Meeresspiegels, was auf ein Sinken der Küste deutet, ziehen sich die Substructionen weit hin. Denn Oufitheo war in der Blüthezeit des lastenämionischen Staates dessen einziger Kriegshafen und so oft auch seine Arsenal und Beschlagnungen zerstört wurden, so kühlte es doch noch in römischer Zeit als Hauptstapelplatz des lastenämionischen Handels. Heute bietet der Ort Marathoniisi, welcher officiell den Namen der alten Pflanzergärtnerei Oufitheo trägt, ein Bild des Verfalls dar, eine Folge der Erdbeben, welche diesen Theil der Peloponnes immer wieder heimsuchen. Man könnte sich in eine türkische Stadt versetzt glauben, wenn man nicht überall auf frische, fröhliche Gesichter sieht. Marathoniisi ist Hauptstadt einer Eparchie, also Sitz eines



Wittre. (Nach einer Skizze Bode's.)

Sparchen, eines Friedensrichters und mehrerer Schulen, zählte aber 1870 noch keine 2000 Einwohner. Sein Hauptort besteht in Ballouena, jenem Fürstenthum, das die Knoppererde liefert, und etwas Seide und Del. Kommt einmal der Tag, wo die Kaffigkeit der Regierung aufhört, jeden Fortschritt zu hemmen, so wird auch dieser Hafen bessere Tage sehen, und doch die Einwohner es nicht an sich fehlen lassen werden, beweist ihre Klugheit: Jahr für Jahr vergrößert sich der mit Wein beplante Raum, die Maulbeerbäume werden gut unter der Schere gehalten und die Felder sind mit Heden umgeben und drainirt wie nur irgendwo in Belgien.

Am Abend wohneten die Reisenden auf dem Plage einem in Oriehtenland sehr gebräuchlichen Spiele bei, das sich um aller Zeit erhalten hat, dem Dioloswerfen. Man bedient sich dazu einer großen hölzernen Scheibe von 25 Centimeter Durchmesser, und noch heute kann man dieselben schwebenden, eleganten Bewegungen an den Spielern bewundern, wie sie Agassas von Ephefos in dem Vorgeföhren höchster Festhalten gewohnt hat.

Rings um die Insel Kranao und an dem gegenüberliegenden Ufer des Festlandes findet sich heute die Trompeterschnecke, *Murex brundaris*, deren Schleiendrüse jenen bei den Alten so hoch geschätzten violetten Saft des Purpurs enthält und schon frühzeitig die gewandten Phönizier zur Niederlassung auf Kranao verlockte. Von dort mögen, als noch achaidische Fürsten im Eurotas-Thale geboten, welche feineren Lebensgenüssen nicht so abhold waren als ihre dorischen Ueberwinder, jene feinen Vorhänge und goldgestickten Gewänder und Schleiter, wie sie Helena trug, eisenbeinere Schemel, Tische mit goldenen Füßen, bunte Teppiche und orientalische Kleinodien ihren Weg nach Sparta gefunden haben, bis Ulysses seinen Doreern Armut vor schrieb, ausländischen Tand den Eingang in Sparta verwehrt, die fremdlichen Klauenteile absparg und Ulyssion zum Kriegsgefange wurde. Nur in römischer Zeit erlebte die Purpurfabrikation hier einen neuen Aufschwung.

Am Nachmittage des zweiten Tages waren sie in Sparta zurück, und es blieb ihnen nun noch übrig, das dritte Sparta, das fränkische Misira, kennen zu lernen. Der Weg dort-

hin führt zwischen blühenden Heden, unter Maulbeerbäumen und uralten Lebbäumen, Platanen und großblättrigen Feigenbäumen hin. Klare, raschfließende Bäche murmeln zur Erde und von Zeit zu Zeit begegnet man einer sprudelnden Quelle, deren süßbittere Auflösung aus türkischer Zeit zerfällt. Unter den begrenzenden Landeuten, die ihre Producte nach der Stadt bringen, sieht man auffallend viel blondhaarige und blaunägige. Hochgewachsen und schlank sind beide Geschlechter; elastisch ihr Gang; die Männer haben energische Gesichtser und einen stützen, fast wilden Blick. Sie sind muthig bis zur Tollkühnheit, aber rasch-süchtig und zum Raube geneigt.

Nichts zehneretes als das Dorf S. Joannes, durch welches unsere Reisenden zogen, mit seinen bemalten Holzhäusern, den großen türkischen Balkonen und dem lippigen Grün, wo die Orangebäumchen duften, die rothen Granatbäumchen aus dem glänzenden Laube hervorstrahlen, die Pappeln sich im Winde schaukeln, Schwärme von Tauben sich im Frühlingssonnenschein tummeln und ringum in Prunnen und Gräben das belebende Element des Wassers rauscht und plätschert. Von dort führt ein noch von den Türken gepflasterter Weg nach Nordwesten am Fuße des Tagetos hin nach dem malerisch gelegenen Parori, einem Dorfe neuerer Datum mit einem schönen, aus antiken Bruchstücken erbaute Prunnen. Jenseit des Dorfes ist das Gebirge in seiner ganzen Höhe wie durch ein Erdbeben gespalten: eine finstere, tiefe Schlucht, welche hier „Vaugaba“ heißt, öffnet sich nach der Ebene hin; mächtiges Geröll bedeckt ihren Boden und hervor rauscht schäumen die Bäche. Dort hat sich an hüher Stelle im Schatten dreier Platanen und rings von der üppigen Vegetation umgeben, ein kleines Kaffeehaus aufgethan. Kostlich ist die Luft, die aus der Schlucht hervorströmt; Eichen und Platanen, Del-, Feigen-, Orangum- und Granatbäume ringum, übertrag von Cypressen und italienischen Pappeln, und längs des Baches Ceanoth, Cycamen und Narcissen. Noch eine zweite solche Schlucht hat man zu passieren und man steht am Fuße des Felsens von Misira, der Stadt, welche 1247 Wilhelm von Villehardouin gründete.

## Der Fidjji-Archipel.

Von Dr. Carl Emil Jung, früherem Inspector der Schulen Südaustraliens.

### I.

Im Osten vom Festland Australien zwischen 15° 47' und 19° 57' südl. Br. und zwischen 177° und 182° östl. L. v. Ost liegt eine der wichtigsten Inselgruppen des Stillen Ozeans, die jüngste der Colonien Englands, die Gruppe der Fidjji oder Viti-Inseln.

Tasman sah sie zuerst 1643 und nannte sie Prinz-Williams-Inseln; später kam Cook zu einer der östlichen Inseln, die er Turtel-Inland nach der großen Anzahl von Schildkröten nannte, welche er dort bemerkte, die aber jetzt Patoo heißt. Im Jahre 1789 fuhr Capitän Wallis in der Schaluppe der Bounty vorüber und sieben Jahre später litt Capitän Wilson mit seinem Missionsschiff Duff nahezu Schiffbruch an den Korallenriffen von Tavuni, nachdem er vergeblich versucht hatte, die Missionäre ans Land zu setzen;

die Eingeborenen zeigten sich so feindselig, daß er von seinem Vorhaben abstand.

Im Jahr 1804 gelang es 27 Etrüßlingen aus Neu-Süd-Wales zu entkommen. Sie landeten auf Viti Levu und ließen sich meist in Rewa und Vitiavua nieder. Ihre Feuerwaffen leisteten den Hauptlingen, welchen sie sich angeschlossen hatten, gute Dienste, für die sie fordern konnten, was sie wollten. Sie waren eine Zeit lang unbedingte Herren der Situation. Ihre Freundschaft wurde eben so leicht gesucht, als ihre Feindschaft gestrichelt. Die Etrüßnerungen, welche unter den Eingeborenen an diese entlaufenen Verbrecher noch fortleben, bezeichnen sie als Schenkale von Schnitzmesser Farbe. Nach 30 Jahren war nur noch einer von jenen 27 übrig; die anderen waren entweder in den häufig wiederkehrenden

blutigen Streitigkeiten unter einander gefallen oder von den Eingeborenen aufgefressen worden.

Im Jahre 1838 begründeten die Westländer ihre erste Mission auf den Inseln, und nach langen Bemühungen gelang es ihnen, den Bruder des Königs zum Christenthum zu bekehren; aber der Erfolg war nur zeitweilig. Bald wurde die Freiseligkeit der Südsee-Ansulaner so gefährlich, daß die Missionäre 1847 das Feld räumten. Aber im Jahre 1857 trat Thalobanum zum Christenthum über. Damals war König von Nbuu, breitete er seine Herrschaft über die ganze Gruppe aus und wurde der Mission und somit europäischer Einwanderung und Civilisation eine mächtige Stütze.

Zwei Jahre später bot er sein Reich der britischen Krone an, doch wies man sein Anerbieten zurück. Noch einmal, am 21. März 1874, wurde dasselbe Angebot mit denselben unglücklichen Erfolge gemacht, aber im October desselben Jahres kam man zu einer Verständigung, die Gestionsurkunde wurde unterzeichnet und von Sir Hercules Robinson, dem Gouverneur von Neu-Süd-Wales, angenommen, der auch zugleich die Zustimmung zu Thalobanau's Bedingungen gab. Am 19. August 1875 übernahm als erster Gouverneur der Colonie, Sir Arthur Gordon, Sohn des Grafen von Aberdeen und ehemaliger Gouverneur von Trinidad und Mauritius, die Leitung der Regierung. Die Viti-Inseln traten in eine neue Epoche ihres politischen Lebens.

Die Viti-Inseln besitzen ihre Erziehung der Thätigkeit submeriner Vulkane und den unerwöhnlichen Baumriesen der südlichen Meere, den Korallen. Während Viti Yeuu, Nanau Yeuu, Rambu, Taviana und andere mehr ohne Zweifel die Spuren von der bebenden Kraft unter ihnen verschlossener Feuerherde zeigen, verrathen die steilen Inselgruppen der Explorator-Inseln, der Salamba-Inseln, Ringob-Inseln, der Nanau-Gruppe und andere deutlich in ihren Klüften und Stößen die Entstehung durch Korallen. Aber auch die größeren Inseln sind alle von Korallenriffen umzogen, zwischen denen das Meer sich nur hier und dort Öffnungen zum Strande bewahrt hat.

Die größte Insel Viti Yeuu steigt in geringer Entfernung von der Küste zu einem hohen Plateau auf, das nur im Nordwesten sowie im Südosten von breiten und schiffbaren Flüssen eingeschneitten ist. Auf der Höhe des Plateaus, nahe der Mitte der Insel, erheben sich die Ulunitoro-Berge nach südwestlich von ihnen der Videring Pit, nach Nordosten der Kich Pit. Die Klüften sind dicht von Mangelbäumen umsäumt, und die Berge bedeckt eine üppige tropische Vegetation. Man schätzt die höchsten Erhebungen auf über 1500 m. Viti Yeuu ist abgerundet und schwerfällig in seinen Contouren; ganz anders erscheint das langgestreckte Nanau Yeuu mit der tiefen Nanau-Bay (die Eingeborenen nennen sie Na Waiti, Tobes Meer), der Savu-Savu-, Solovu-, Sandalwood- oder Busu- und Naloo-Bay. Auch hier tritt die vulcanische Formation auf, auch hier erhebt sich das Land schnell zum felsigen Plateau, aus dem von Westen nach Osten der Dana Pit, Agar Koaf (Zuckerhut), Keeble (Nadel) Pit, Dranton Pit und Hale Pit aufragen.

Heiße Quellen sind keine Seltenheit in Südsee. Die bedeutendsten sind aber die an der Savu-Savu-Bay auf der kleinen Insel Nanea Yeuu. Das aus ihnen hervorprudelnde Wasser hat Siedehitze, und die Eingeborenen benutzen es oft, um ihr Schweinefleisch, Hams und dergleichen darin zu kochen. Ganz in der Nähe einer der Gruppen entspringt eine kalte Quelle, und heißer und kalter Strom laufen dicht neben einander her, bis sie sich vereinigen und so zum Meere fließen.

Nanau Yeuu zählt gegen 30 000 Einwohner, während das größere Viti Yeuu nahe an 50 000 hat. Viti Yeuu, das

große Viti, ist 100 englische Meilen lang und 40 englische Meilen breit; Nanau Yeuu, das große Sand, ist 95 englische Meilen lang und 25 bis 30 englische Meilen breit; es mißt 11 601 qkm, während Viti Yeuu 6439 qkm Flächeninhalt hat. Südöstlich von Nanau liegt das erigende Tavium oder Nana, etwa 553 qkm groß. Das Centrum der Insel hebt sich zu einer Höhe von 2500 Fuß über den Meeresspiegel. Dort auf der höchsten Erhebung breitet sich ein flacker blauer See aus, augenscheinlich der ausgefallene Krater eines erloschenen Vulkans. Sichtlich keine der Inseln in der ganzen Gruppe ist so reich an Naturschönheiten und zugleich an productiver Kraft des Bodens, die dem fleißigen Debauer kaum irgend etwas verlagern dürfte. Sandbau, langgestreckt und durch die Nathaba-Bay im Süden und die Walatta-Bay im Norden fast in zwei Theile getheilt, 535 qkm groß, ist ziemlich gebirgig, aber mit werthvollem Holz bedeckt. Die Insel zählt etwa 10 000 Einwohner und ist, seitdem die Pacific Mail Steamship Company ihre Dampfer auf dem Wege zwischen Australien und San Francisco hier anlegen läßt, von Wichtigkeit geworden. Zugleich besteht von hier aus eine Dampferlinie nach Navau, um die Hauptstadt mit der Weltpostlinie zu verbinden. Andere Inseln sind Naloolu 125 qkm, Ngau 149, Nuala 72, Ono 76 qkm, ferner das felsige Balanga mit sichern Hafen in südwestlichen Wetter, die fruchtbaren Nathala und Vatavata, Valembo mit nahe 2000 Einwohnern, das fruchtbare, wenig bewaldete Nothe mit 400 Einwohnern.

Das Klima ist im Allgemeinen angenehm; besonders in der Nähe des Meeres, wo sich die Extreme mehr nähern, als im Innern der größeren Inseln. Hier hat man 122 Grad Föhrenheit als Maximum und 60 Grad als Minimum gemessen. Eine etwas den Comfort beeinträchtigende Erscheinung sind die zuweilen auftretenden Orkane. Es berichtet ein Anseher, daß in einer hürrischen Nacht ihm das Haus über dem Kopf weggerissen sei, während er und seine Familie sich kaum in ihren Betten haben halten können. Das Haus war eben aus Holz gebaut, wo so viele Häuser der ersten Anseher, und es kostet gerade nicht viel Zeit und Mühe, ein anderes zu errichten. Aber solche Stürme richten weit erheblicheren Schaden in den Zuckerröhren und Maisfeldern an. Glücklichermasse kommen sie selten.

Die nachstehende Tabelle zeigt, wie ausnehmend gleichmäßig die Temperatur der verschiedenen Monate ist, nur 3 Grad Unterschied zwischen Sommer und Winter. Ebenso ist auch der Unterschied zwischen den Normalgraden der einzelnen Monate nicht bedeutend, während sich in Bezug auf die Minimalgrade eine größere Differenz geltend macht. Jedemfalls ist diese gleichmäßige tropische Hitze den Europäern ein wenig empfindlich und das Wohlgeschaffen sehr ersichtlich, mit dem die „Fiji Times“ am 18. October 1878 die Ankunft einer von Paß und Pittmann angefertigten und durch die Firma Hübner und Pienbart importirten Eismaschine begrüßte, welche sofort einen 5 Pfund schweren Block Eis zur Kühlung des bei Friedrickeit begleitenden Glareis liefern mußte. März ist der Hauptregemonat, gerade wie auf dem Festland Australiens, der Regenfall aber meist unregelmäßig, denn während dort in Duensland 1875 an 161 Tagen 67,03 Zoll fielen, registrierte man in Suva an 146 Tagen 126,64 Zoll.

Die Mannichfaltigkeit des Bodens bebingt eine Mannichfaltigkeit der Producte. Reis kann in Sumplande gebaut werden; in dem üppig fruchtbaren Boden gedeihen in vorzüglicher Ueile Zuckerröhren, Kaffee, Baumwolle, Bataten, Hams, Arrowroot, Mais oder Maiskörner, Jagona, Tabak, während an anderen Plätzen Erbsen, Bohnen, Kobl, Salat und dergleichen reichlich lohnen. Die Kofeepalme ist hier

Meteorologische Beobachtungen, angestellt zu Delanau, Bay of Islands, Vua, Fiji, durch H. E. Holmes, Mitglied der Meteorologischen Gesellschaft von England.

1875	Aneroide-Barometer		Selbstregulirendes Thermometer							Regenfall			Dyrometer					
	Trockenheit-Trod	Wasser-Trod	Trockenheit-Temperatur im Schatten	Wärmem.	Minimum	Trockenheit-tägliche Schwankung	Wärmem. in der Sonne	Minimum ab (Weis)	Summe	Wölkheit täglich	Zeit der Tage bei Regen	Zeit d. Zwi-chen	Trockenheit-Temperatur im Schatten	Trockenheit-Temperatur bei Regen	Trockenheit-Temperatur bei Zwi-chen	Trockenheit-Temperatur bei Regen	Trockenheit-Temperatur bei Regen	Trockenheit-Temperatur bei Regen
Januar	30,24	30,37	29,69	80,4	95,5	70,0	14,4	135,9	67,2	22,23	4,33	16	100	86,5	79,5	75,0	0,868	69
Februar	30,27	30,34	30,07	80,9	93,4	69,8	14,2	132,8	64,1	17,89	4,29	19	81	85,4	78,9	74,7	0,859	70
März	30,33	30,44	30,06	78,1	90,4	70,3	11,0	129,6	69,4	49,98	7,65	27	284	82,6	78,5	75,8	0,891	80
April	30,38	30,48	30,15	76,9	92,4	67,5	14,4	135,8	65,8	9,42	3,41	14	41	84,9	78,1	73,7	0,823	69
Mai	30,44	30,53	30,38	79,4	92,5	64,7	16,1	130,2	61,2	3,63	1,58	8	12	86,1	78,3	73,2	0,817	65
Juni	30,44	30,49	30,37	78,7	90,4	60,8	16,6	131,2	55,3	3,49	1,45	10	14	84,9	76,9	71,7	0,777	65
Juli	30,51	30,62	30,44	77,3	90,5	62,5	16,8	128,0	56,5	1,63	1,53	2	2	84,7	74,6	68,0	0,685	57
August	30,49	30,55	30,43	77,1	90,4	58,5	18,9	134,0	51,8	1,08	0,59	5	7	84,7	74,4	67,7	0,678	56
September	30,48	30,55	30,41	77,9	90,0	61,7	15,8	135,1	54,0	2,61	0,48	13	25	84,3	75,9	70,4	0,743	63
October	30,45	30,54	30,33	79,8	92,3	65,1	17,0	138,6	63,0	5,32	1,25	12	30	86,2	74,0	66,1	0,642	51
November	30,35	30,47	30,15	79,8	94,0	65,6	17,1	144,4	60,8	3,22	1,09	5	17	87,1	76,9	70,1	0,743	58
December	30,36	30,44	30,29	80,8	94,4	68,5	17,0	143,8	64,9	6,24	2,90	11	20	87,7	77,8	71,5	0,772	59
Jahr 1875	30,39	30,62	29,69	79,1	95,5	58,5	15,8	144,4	59,8	126,64	7,65	146	553	85,4	77,0	71,5	0,775	63
1874	30,37	30,54	30,03	79,3	94,1	61,3	15,6	—	—	103,48	4,85	165	405	—	—	—	—	—
1873	30,35	30,52	29,91	78,9	94,5	60,3	15,8	—	—	104,10	2,82	181	470	—	—	—	—	—
1872	30,28	30,54	30,05	78,9	97,5	59,3	15,7	—	—	127,03	5,05	189	502	—	—	—	—	—
1871	30,22	30,42	29,20	79,4	97,7	63,2	15,0	—	—	159,51	14,95	198	—	—	—	—	—	—
Die 5 Jahre	30,32	30,62	29,20	79,1	97,7	58,5	15,6	—	—	124,15	14,95	170	—	—	—	—	—	—

einheimisch und trägt ebenso volle Ernten als irgenbos, und nirgends findet man größere und kostbare Melonen, süßere Orangen und Ananas, bessere Limonen, Citronen, Tomatos, Gurken und dergleichen als auf Oualau. Aber an Landthieren war und ist noch heute das Land außerordentlich arm. Die Waite, welche in den Sagen der Urcimmohner eine hervorragende Rolle spielt, war wohl das einzige Säugethier, das die Europäer vorkanden. Doch haben sich die von den Europäern eingeführten Schweine sehr schnell vermehrt und schweifen in großen Trupps durch die Wälder, während der Reichtum an Kindern auf etwa 7000 Haupt geschätzt wird. Dagegen sagt dem Schafe Klima und Nahrung weniger zu. Aber Hühner, Gänse, Enten und Puter sind überall zu sehen. Fischearten und Schlangengarten sind sehr zahlreich vertreten; die letzteren erreichen zuweilen eine Länge von sechs Fuß, doch scheinen sie alle zu den unschädlichen zu gehören; wenigstens ist von Tod durch Schlangengift nicht bekannt geworden.

Die Ausländer haben besonders die Cultur von Mais, Baumwolle und Zucker gepflegt; in neuerer Zeit hat man aber den Kotsapalmen besondere Aufmerksamkeit zugewandt, da sie einen vorzüglichen Gewinn abwerfen. Kotsapalmöl, Kopsa (getrocknete Kotsapalm) und Kotsapalm sind leicht verwerthbare Artikel. Hauptproduct aber ist Kopsa, von dem auch ansehnliche Mengen ausgeführt werden. Zucker verdrängt die Baumwolle einigermaßen (man zählt jetzt sieben Zuckermüllern), und es wird berichtet, daß das Product in Fidjji dem von Mauritius nicht nachsteht. Doch klagt man über Mangel an Arbeitern. Die Eingeborenen sind nicht so leicht zu bewegen, ihre Freiheit gegen den Dienst des

weißen Mannes zu vertauschen, und man hat daher Polynesianer von anderen Inselgruppen, den Hebriden, Banks-Inseln und anderen mehr eingeführt. Die Behandlung dieser Leute war früher wohl nicht immer die beste. Es ist gar kein Zweifel, daß sie oft gegen ihren Willen und ihrer Heimath entführt und fern gehalten, schlecht befristet, untergebracht und noch schlechter bezahlt wurden. Seitdem aber die englische Regierung das Kuder des Staatsschiffes ergriffen hat, scheint die Sache anders geworden zu sein. Wenn auch die Anzeigen in den colonialen Blättern, wie 400 bis 500 Kanakas, die früher auf Capitan Daucan's Plantage arbeiteten, in ihre Heimath zurückströmen und very favorably von der Behandlung sprechen, welche ihnen zu Theil wurde, oder wie Capitan Bild (es scheint dort andurchdem viel Hauptleute zu sein) den wärmsten Dank seiner sorgigen Untergebenen empfangt, ehe sie sich zu ihren Inseln zurückgeben, mit einiger Vorfrist aufgenommen werden müssen, eine Aussicht aber die Herren dieser Diener scheint kein noch zu existiren. Die „Fiji Agricultural Society“ sühnt sich sogar etwas bedrückt. Man hat sich in den Meetings der Pflanzler darüber ganz klar ausgesprochen. Man giebt den Polynesianern zu viel Zucker und Salz und ganz unnothige Luxusartikel für solche Menschen, drei Pence ist eine vollkommen zureichende Bezahlung für ein Tagewerk (die Weisen erhalten in Australien mindestens 2 Sch. 6 P. mit Befristigung), die halbe Stunde Freizeit zwischen 6 und 8 Uhr Vormittags ist vollkommen überflüssig, fünfzehnwanzig Quadratsfuß ein ganz genügender Raum zum Wohnen für einen Arbeiter, ein Polynesier ist erst mit dem funfzehnten

Jahre als Erwachsener zu rechnen, d. h. als solcher zu bezahlen. Wie es scheint, waren schon die zehnjährigen Burschen für voll gerechnet und die Arbeitgeber verpflichtet, ihnen die spendliche Summe von 3 Pence pro Tag auszuhändigen. Es scheint auch, daß die Regierung eine Erneuerung des abgelaufenen Contractes nicht gestatten wollte, sondern auf der Rückzahlung der Arbeiter nach vollendeter Zeit bestand.

Auch das bemerkten die Pflanzler sehr mißfällig. Aber man hat in früherer Zeit sehr unangenehme Erfahrungen gemacht, und die englische Regierung wußte nicht, durch ihre Colonien in den Ruf zu kommen, als begünstigte sie in den australischen Gewässern den Handel, welchen sie in den afrikanischen bekämpft. Gouverneur und Auswanderungscommissar sind daher bei den Pflanzern keine personae gratiae.

## Jagdaberglauben.

Unsere Jäger stellen bekanntlich noch voll allerhand Aberglauben. Sie wissen von unsichtbaren Schüssen und Freilugeln, vom Verdorren der Waffe, von bösen Vorzeichen beim Ausgange zur Jagd, vom Bann des Wildes und wie man eine Jagd glücklich machen kann, zu erzählen<sup>1)</sup>, und selbst der aufgetrübteste nimmt es übel, wenn man ihm eine glückliche Jagd wünscht, denn dann trifft er nicht. Diefelben Vorstellungen treffen wir nun weit verbreitet unter den Naturvölkern oft in sehr überraschender Weise, wie sich aus den nachfolgenden Vergleicheln ergibt.

Älteren können bezeugt sein, so daß man mit ihnen schlecht oder gar nicht trifft, wogegen denn allerlei Mittel angewandt werden. So verbieth auch das Magrohe und das Weisgeist der Indianer am Quallaga, wenn sie auf einen gewissen kleinen gelb und schwarzen Vogel schießen; auf eine Schlange schießen sie nicht, weil hierdurch ihr Magrohe so krumm wie dieses Reptil wird; auch wird das Magrohe ganz unbrauchbar, wenn damit einmal auf einen Alligator geschossen wüßte<sup>2)</sup>.

Von der größten Wichtigkeit sind die Omnia beim Ausgange zur Jagd. Einem ausziehenden Jäger soll man niemals Glück wünschen, weil er sonst nicht trifft; man wünscht ihm vielmehr (im C. Denburgischen) das Gegenheil und sagt etwa: „Ich wolle, daß du Arme und Beine drückst.“ So sprechen die an der Ostküste Neu-Guineas wohnenden Motu nie ein Wort, wenn sie auf dem Wege zur Jagd sind, und betrachten es als ein schlechtes Zeichen, wenn sie dabei von Jemandem angeredet werden<sup>3)</sup>. Begegnet der abschaffische Jäger im Kaufahu Jemandem aus dem Jagdflade, so ist ihm das Glück nicht hoch und daran die Beförderung des Begegnenden schuld. Um diese Wirkung zu paralysiren, muß er einen kräftigen Gegenzauber herstellen; er verwickelt sich Haare oder Stüdchen von den Kleidern des Betreffenden, wirft sie ins Feuer und sprüht dreimal über dasselbe. Opfer vor der Jagd bringt er stets dar; ein Liegenbald wird dem Gotte geschlachtet und Weibrauch ins Feuer geworfen<sup>4)</sup>. Der Rastshabele darf, soll die Jagd gut anfallen, kein Kreuz vorher schlagen oder sich wackeln. Regen ist Anzeigung des attheidnischen Wesen Kutla glücksig, dem auch der erste gefangene Habel geopfert wird<sup>5)</sup>.

Unsere Jäger vermögen das Wild zu bannen, so daß es ihnen (nach byrischem Aberglauben) thranend in die Hände läuft. Tschechische Jäger beschwören das Wild, daß es bis zum dritten Schusse stehen bleibt mit den Worten: fac ut, fac ut, fac ut und sagen beim dritten Male Amen. Darauf segnen sie das erbeutete Thier und sprechen: „Christus

ward geboren, Christus wurde verrathen, Christus wurde gefunden, Christus wurde aus Kreuz geschlagen und gebunden. Das rechne ich dir zur Sühne, wozu mir helfe<sup>6)</sup>.“ Der Jäger, der eine Hösie aus der Finte geschossen hat, kann befehlen: „Hase komm“, und der Hase stellt sich in die Schußlinie. Die Australier von Port Lincoln vermögen Ähnliches zu thun; sie haben von ihrem Vorfahren ein paar alte Reime ererbt, deren Bedeutung ihnen unbekannt ist, die sie aber auf der Jagd beim Verfolgen der Beute schnell hintereinander wiederholen. Das verfolgte Thier wird dadurch wie mit Blitzheit geschlagen, und läßt sich leicht erlegen<sup>7)</sup>.

Vor allem kommt es darauf an, dem Jäger Glück zu verschaffen, damit er gute Beute habe, und hierzu sind vielerlei Mittel gut. Unsichtbaren Schuß erlangen unsere Jäger durch Johannisblut, durch Johanniskörnern, in Tirol durch ein aus dem Gemeh geschossenes Salanander. Oder man nimmt die Herzen von drei Raben und drei Maulwürfen, verreibt sie zu Asche und mischt sie unter das Pulver; man trennt eine lebendige Fledermaus und laugt die Augen in das Blut. Bei Jumbunglan glauben die Jäger, wenn man das Pulver mit Schneepfeil mischt, so habe dasselbe eine zauberliche Kraft.

So sehen wir nun, wie die Wallfschänger von der Insel Kajak bei Alaska sich auch durch ähnliche Mittelchen Jagdglück zu verschaffen wissen. Sie bewahren nämlich die Leichen berühmter Männer in entlegenen Höhlen auf, wo sie sich vor der Jagd zu versammeln pflegten. Die Leichname wurden vor der Ausfahrt zum Wallfschlag in einen nahen Bach gelegt und von diesem Wasser tranken nun die Jäger, wohl in der Absicht, daß dadurch von den Eigenschaft des Verstorbenen etwas auf sie übergehe. Wenn ein Wallfschänger starb, so schnitten ihn die anderen in Stücke, von denen jeder eines für sich nahm, um damit die Pfeilspitzen zu beschreiben, welche hierdurch besondere Kraft erhielten. Die getrockneten Fleischstücke führten die Konjagen als Talismane während des Wallfschlanges bei sich<sup>8)</sup>. Um sich Jagdglück zu verschaffen, spannen die Beukinen Hadegemaute vom Helle eines jeden erlegten Jagdthieres ein Stück auf den Kolben ihres Gewehres<sup>9)</sup>. Der Ugalon-Indianer am obern Nagalaga unterwirft sich mit dem Eintritt der Pubertät einer Operation, die ihn zum glücklichen Jäger macht, und wenn ein älterer einmal besonderes Jagdglück hat, so läßt er sich wieder „kuriren“. Der Candidat erhält heilige Vergangen, ist darauf geworpen in seiner Hängematte den nächsten

<sup>1)</sup> H. Walle. Der deutsche Wallbergglaube, 2. Aufl. 423.

<sup>2)</sup> Herndon, Explor. of the Valley of the Amazon. Washington 1854, 140.

<sup>3)</sup> Turner in Jour. Anthropol. Inst. VII, 487.

<sup>4)</sup> Bastian, Megeg. und Ethnogr. Bilder 54.

<sup>5)</sup> Vessels, Reise durch Kamtschatka. Berlin 1791, 81.

<sup>6)</sup> Gockmann, Aberglauben aus Sibirien No. 1447.

<sup>7)</sup> Wilhelm, Manners and Customs of the Australian Natives. Melbourne 1862, 16.

<sup>8)</sup> Dolmberg, Völler des russ. America. Ostjagers 1865, I, 111.

<sup>9)</sup> v. Wehrle, Hadegemaute 61.

Wandbewehr abzumachen und erleidet eine wahre Hungerkur. Auch auf das Besprechen der Waffen versehen sich die Cyclonen <sup>1)</sup>.

Durch solche Handlungen kann man zum glücklichen Jäger werden. Andererseits muß man aber auch bei der Jagd gewisse Dinge unterlassen, wenn die Jagd gut ausfallen soll. So schießen die Echten am St. Katharinen- und am St. Marcinstage kein Wild, weil sie sonst das ganze Jahr über kein Jagdglück haben, auch die Bemögere verderben <sup>2)</sup>. Der Jafute schafft das erlegte Wild nicht von der Stelle fort, wo es erendet, richtet das Fleisch dort zu, giebt dem Hunde sein Theil — alles an derselben Stelle, weil sonst die Jagd verdorben wird <sup>3)</sup>. Unglückliche Jagd würde sicher die Folge sein, wenn die Ostfischwä. Indianer ihrer Hunde

<sup>1)</sup> Pöppig, Reise in Chile u. s. w. II, 323.

<sup>2)</sup> Boeller-Krauswald, Der Echten abendländische Gebräuche. St. Petersburg 1864, 91.

<sup>3)</sup> Erman, Reise um die Erde II, 351.

vom Fleische oder den Knochen eines erlegten Bären fressen ließen; sie verbrennen daher sorgfältig alle Lebertheile <sup>1)</sup>. So rüsten und bereiten die Indianer am Columbia scheinlich das Herz des zureif in der Saison gefangenen Kadjes, damit es nicht von einem Hunde gefressen wird, was zur Folge haben würde, daß kein Kadje weiter gefangen wird <sup>2)</sup>, und der Kamtschadale schneidet bei ersten Erwerb, die er erlegt, den Kopf ab, weil er sonst keine andere wieder bekommt <sup>3)</sup>; Australier zerbrechen dem auf der Jagd erlegten Thiere sofort die Hinterbeine, weil sonst ein böser Geist (Ingana) das Fleisch unbrauchbar macht und der Jäger nach dem Gemüthe stirbt <sup>4)</sup>.

Richard Andree.

<sup>1)</sup> Zedl in Journ. Antrop. Inst. III, 111.

<sup>2)</sup> Glass in Contribut. to North Americ. Ethnology. Washington 1877, I, 186.

<sup>3)</sup> Eteler, Kamtschatta 276.

<sup>4)</sup> Cliffield in Transact. Ethnol. Soc. New Series III, 240.

## Die Insel Pitcairn und ihre Bewohner.

Im Süden der Tuamotu-Gruppe, der „Inselnwoh“, erhebt sich im Großen Ocean ein einsames Felsenland aus dem Meere. Nahe eine englische Meile breit und gegen 2 1/2 Meilen lang, von einzelnen Felsenruppen und Korallenriffen auf allen Seiten umgeben, steigen seine steilen, bewaldeten Abhänge ohne Pausen oder Strand unmittelbar aus dem Meere zu über 1000 Fuß Höhe empor; nur an der eingebuchteten Nordseite erlabt die mühsende Drabung der ruhigen Meeres eine Pflanzland. Am 2. Juli 1767 entdeckte Capitän Carteret den verlassenem Felsen, ohne landen zu können, und benannte ihn nach seinem schottischen Heimatdorf Pitcairn; sechs Jahre später passierte sie der Weltumsegler Cook. Nur Vögel und Katten bewohnten die Wälder von Kokospalmen und Brotfruchtbäumen, aber steinerne Öfenbühler, Weile, Langenspielen und Menschenschädel waren als Denkmäler einer verschwundenem Bevölkerung zurückgelassen. Jetzt lebt eine neue Bevölkerung auf der einsamen Insel, welche als Heimath eines verlassenem Zwieses unferner erregte Place ein großes Interesse für uns hat.

Im Jahre 1789 fand die bekannte Meuterer auf der „Bonny“ statt; im Januar des folgenden Jahres landete der Räubersführer Christian mit acht Gefährten, sechs Eingeborenen von Tahiti und zwölf tahitischen Weibern auf Pitcairn. In Folge mörderischer Prügelei war schon im Jahre 1800 John Adams der einzige Mann auf der Insel und Oberhaupt der Frauen und Kinder seiner verstorbenen Gefährten. Die gegen 20 Köpfe zählende zweite Generation zeichnete sich durch Schönheit und Stärke aus; ihre Hautfarbe, die nur wenig dunkler als die europäische war, verräth ihre Abstammung von tahitischen Müttern. Erst im Jahre 1808 gelangte die erste Nachricht von der Colonie durch den Capitän eines amerikanischen Walfischjägers in die Außenwelt; sechs Jahre später überzählten zwei englische Fregatten dem letzten Meuterer den Parson für seine verjährte Schuld. Als Vergehen im Jahre 1825 die Insel besuchte, bestand ihre Bevölkerung bereits aus 66 Seelen; vier Jahre später starb der Patriarch Adams nach 39jährigem Aufenthalt auf Pitcairn, von seiner ganzen Gemeinde tief betrauert. Als diese im Jahre 1831 zu 87 Köpfen angewachsen war, siebelte die ganze Colonie nach Tahiti über, lehrte aber bald aus

Freimeth nach ihrer Felseninsel zurück. Im Jahre 1845 überfiel ein Orkan die Insel, zerstörte fast alle fruchttragenden Bäume und verursachte lange Hungersnoth. Als Admiral Scoresby im Jahre 1852 Pitcairn besuchte, fand er die Bevölkerung aus 22 Familien mit zusammen 170 Seelen bestehend, und vier Jahre später war sie bereits auf 200 Köpfe angewachsen, so daß die Insulaner sich zu einer zweiten Auswanderung, diesmal nach der zwischen Neuseeland und Neufalcedonien gelegenen Norfolk-Insel, anschlossen, welche im Jahre 1850 auf einem englischen Kriegsschiffe stattfand. Aber wiederum konnten sie ihre wogenumrandete Heimath nicht vergessen; schon drei Jahre später lehrte ein Theil nach Pitcairn zurück, dem im Jahre 1864 die Uebrigten folgten. Doch scheint bei diesem Wohnungswechsel ihre Kopfszahl bedeutend abgenommen zu haben <sup>1)</sup>, denn als Capitän Coofson auf dem englischen Kriegsschiffe „Peter“ sie 1876 besuchte, betrug dieselbe nur 85 Personen, nämlich 38 männliche und 47 weibliche, darunter eine große Anzahl Kinder. Die letzten Nachrichten über diese interessante Colonie enthält der Bericht des englischen Admirals De Rossen, der sie am 8. September 1878 mit dem Flaggschiff „Shah“ besuchte.

Die heutige Bevölkerung von Pitcairn besteht aus 16 Männern, 19 Frauen, 25 Knaben und 30 Mädchen, zusammen 90 Seelen. Von der auf die Meuterer folgenden Generation ist nur noch die 88jährige Elisabeth Young am Leben; der älteste Mann der Insel ist der 59jährige Enkel des Räubersführers Christian. Da keine ansteckenden Krankheiten vorkommen, beträgt die Gesamtanzahl der Todesfälle seit der Rückkehr von Norfolk vor 19 Jahren nur zwölf; auch die Thiere auf der Insel sind keiner Krankheit unterworfen. Die Insulaner sind vorzüglich gütlich auf ihre eigenen Hülfquellen angewiesen. Sie bauen sich Kartoffeln, Jams, Bananen, Bohnen, Rüben, Möhren, Kohl und etwas Mais; die früher sehr zahlreichen Brotfruchtbäume sind dem Aussterben nahe. Ferner wachsen auf der Insel Ananas, Feigen, Papayas sowie viele Drangen, Limonen

<sup>1)</sup> Nach andern Nachrichten soll doch ein Theil der Pitcairner auf Norfolk zurückgeblieben sein.



und Kolonaffen, doch fehlt gutes Bauholz. Von Thieren finden sich nur wenige Schafe, Ziegen, Schweine, Hühner, Ragen und Hunde. Es giebt keine Quellen auf Pitcairn, aber der regelmäßige, monatliche Regen liefert das nöthige Wasser.

Alle Insulaner sind arbeitsam; die Männer bearbeiten die Felder, bauen Häuser und fischen, die Frauen kochen, nähen und flechten Mätle und Röcke. Ihre Kleider können sie sich nur von passirenden Schiffen durch Eintausch von Lebensmitteln verschaffen; die Zeit ist freilich vorbei, wo oft jährlich 50 Walfischlänger die Insel besuchten, doch zeigt sich noch durchschnittlich jeden Monat ein von oder nach San Francisco bestimmtes Segel. Aber Gegenwinde und hohe Brandung verhindern sehr oft die Landung. Der Admiral schenkte den Leuten eine Blockflage, die sie sehr nöthig hatten, und eine englische Blagge zum Aufhissen bei der Ankunft eines Schiffes.

Das Oberhaupt der Insel Pitcairn ist eine Art Präsident „in Subordination zu der Königin von England“, der jährlich am 1. Januar erwählt wird, wobei beide Geschlechter nach erreichte 17. Jahre wahlberechtigt sind. Das jetzige Oberhaupt der Colonie ist James McCoy, dem zwei Kräfte sowie bei wichtigen Gelegenheiten die Familienhäupter zur Seite stehen. Die Gesetze sind äußerst einfach und richten sich allein gegen Diebstahl, Unzucht und Fluchen; doch ist bisher noch Niemand dieser Vergehen schuldig befunden worden. Beedey schrieb vor 53 Jahren: „Diese vortrefflichen Leute leben in voller Zufriedenheit und Eintracht mit einander; sie sind tugendhaft, fromm, heiter und gastfreund-

lich sowie Muster von ehelicher und elterlicher Liebe,“ und diese Worte kann Admiral De Porsey mit Bezug auf ihre heutigen Nachkommen nur wiederholen. Jeden Sonntag findet Gottesdienst nach dem Ritus der englischen Staatskirche in dem schon von Adams erbauten Gebäude, einem 60 Fuß langen und 20 Fuß breiten Steinbau, statt. Dasselbe wird auch als Bibliothek und Schule benützt. Alle Kinder müssen letztere täglich sechs Stunden besuchen und erhalten von dem Geistlichen und zugleich Schulmeister Young, dem seine Tochter Katalinde beistellt, Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie, biblische Geschichte und Gesang. Die einzige auf Pitcairn gebräuchliche Sprache ist die englische; Ged und Wägen sind ganz unbekannt, ebenso geistige Getränke. Ein einziger Fremder, ein Amerikaner, hat sich auf der Insel niedergelassen. In den letzten zwei Jahren scheiterten zwei englische Schiffe bei Pitcairn; bei Rettung der Mannschaften ertrank einer der Insulaner und ging das einzige Boot verloren; auch verlorsten sie aus ihren eignen spiritischen Vorräthen die Schiffbrüchigen längere Zeit mit Kleibern und Lebensmitteln, ohne je Zahlung oder Belohnung dafür zu erhalten. Der Admiral schlägt deshalb seinen Landeuten die Sammlung eines Fonds zur Anschaffung von Kleidungsstücken, Werkzeugen und besonders eines starken Bootes für ihre verlassenen Brüder im Stillen Meere vor, ein Appell, der jedenfalls bei dem besannenen Wohlthätigkeitssinn der Briten nicht erfolglos sein wird. Auch soll jährlich ein englisches Kriegsschiff diesem fernem Besipthum der Königin einen Besuch abstatten.

J. Birgum.

## Sympathie = Zauber.

Weit verbreitet durch Deutschland ist der Aberglauben, daß, wenn man ein Stück Hasen, auf welchem ein Mensch mit nackten Füßen gestanden, aussticht und hinter dem Erdboden oder Feuer verdrornt läßt, auch der Mensch verdrort und dahinsiecht. Von ihren Vertriehen betrogene Mädchen haben in der Oberpfalz ein eigentümliches Verfahren, um sich zu rächen. Zur Winternachtszeit länden sie nämlich unter allerlei Beschwörungen eine Kette an und stechen nun mit Nadeln in dieselbe hinein, wobei sie sprechen: „Ich stech' das Licht, ich stech' das Licht, ich stech' das Herz, das ich liebe.“ Dann muß der Ungetrene sterben!).

Die Vorstellung, welche hierbei wirkt, ist, daß zwei verschiedene und von einander getrennte Personen oder Dinge in ein gemeinsames liebendes Verhalten gebracht werden können, so daß sie mit einander leiden und leben, daß das Verhalten des Einen auch im Andern wiederlingt. Ganz fremdartige und durchaus nicht zu einander gehörige Dinge werden durch die Sympathie des Aberglaubens in Wechselbeziehung gebracht, wobei die Bahmvorstellung des Volkes eine unerwünschte Quelle von Kraftermitteln zur Vollbringung des Zaubers ist. „Was mit einem von zwei mit einander in sympathischer Beziehung stehenden Personen oder Dingen geschieht, das geschieht ganz oder theilweise auch mit dem andern, oder auch, nach den Umständen, in gerade entgegengesetzter Weise“!).

Dieselbe Vorstellung nun über die Erde zu verlegen,

ist der Zweck der nachstehenden Zeilen. Die Japanesen ist nicht verschieden von ihrer betrogenen Schwester in der Oberpfalz. Glaubt sich eine solche von ihrem Gatten hintergangen, so erhebt sie sich Nacht, kleidet sich phantastisch an und bestet das Bild des Traulichen im Tempelgarten an einen Baum, wo sie es mit einem Nagel durchbohrt. An der Stelle, wo dieser eingeschlagen wird, empfindet der trauliche Mann Schmerzen. Ders sie macht eine Fuppe aus Stroh, die den Betreffenden vorstellen soll, durchbohrt sie mit Nägeln und verweist sie an dem Orte, wo der Mann schläft!). Nach Keating pflegten die Zauberer der Hippenway eine Krankheit dadurch zu übertragen, daß sie von dem Feinde ihres Patienten ein hölzernes Bild machten, diesen ins Herz steckten und Pulver in das Loch säulten?). Nach medienburgischem Aberglauben bewirken Zargnägel, in die Fußspur eines Diebes geschlagen, dessen Tod?).

Durch Sympathie vermag man auch seinen Feind allmählig verdrornt und verschumpfen zu lassen, genau so wie das Verfahren in Hessen noch gegen die Raupen angewandt wird. Leidet der Garten stark unter denselben, so gestrickt man an drei Ecken desselben je eine Raupe; von der vierten Ecke oder nimmt man eine Raupe, die man in den Erdornstein zum Nüchtern hängt. Wie sie dort verdrornt, so verdrornt auch die anderen Raupen!). Es macht es der Rantschabate, wenn er einen Dieb bestrafen will. In all-

!) Schönwerth, Aus der Oberpfalz I, 127.

?) Wuttke, Krautiger Volksaberglauben. 2. Auflage, 173.

!) Zeitschrift für Ethnologie 1877. 334.

?) Orb. Spencer, Principien der Sociologie I, 299.

?) Wuttke, a. a. C. S. 127.

?) Wuttke 391.

gemeiner Versammlung wird da die Spannader eines Steinbocks (?) unter großen Beschwürungen verbrannt; so wie die Excre des Thieres im Feuer zusammenschrumpt, so wird auch der unbekante Dief an allen seinen Gliedern gelähmt!).

Um dem Feinde durch Sympathie zu schaden, ja ihm Krankheiten oder selbst den Tod zuzufügen, braucht man bloß einige Speisefälle oder Theile von seinem Körper, wie Haare und Nagelabschnitzel, zu erlangen und sympathetisch zu behandeln. Hat der Eingeborene der Insel Chiloe (Südamerika) einem Feinde eine Wunde abgeschnitten oder sich sonst etwas Haas von ihm verschafft, so genügt das nun jenem, und sei er noch so fern, zu schaden. Die Wunde an ein Tangblud befestigt und so in die Verbundung geworfen; so wie sie nun von dieser hin- und hergeschüttelt wird, so fühlt der Unglückliche, von dem sie stammt, die Stöße, welche sie erleidet. Aus diesem Grunde tragen die Eingeborenen oft das Haar ganz kurz, da dann kein Zauberei so leicht einen Mißgeschick erlangen kann?). Das abschreckendste Verfahren haben in dieser Beziehung die Australier. Vom Narrinjri-Stamme erzählt E. Jung, daß sie gierig nach Speisefällen ihrer Feinde suchten, zumal nach Bräuten und Vogelknochen. Letztere werden zugespielt, am Ende mit einem Klumpen von Leder und Fett versehen und dazu ein Fischauge oder ein Stück Fleisch von einer Fische gesetzt. Kann man diesen elsthaften Klumpen dann noch für kurze Zeit in die Wüste einer verlassenen Fische tauchen, so erhält er tödtliche Kraft. Will nun der Besizer dieses Zaubermittels sich an der Person rächen, die von dem Knochen gegessen, so fiedt er den Talisman neben sein Feuer. Wie die fettige

Masse schmilzt, tritt bei dem Feinde Krankheit ein, fällt sie vom Knochen ab, so erfolgt der Tod. Diese Zaubermittel werden Ngadhungi genannt und jumeilen hat ein australischer Schwärzer vier bis fünf solcher Ngadhungi für eben so viel verschiedene Personen. Auch treiben sie damit einen lobnenden Handel, da jeder, der irgend wann, ein auf ihn bezügliche Ngadhungi, welches er im Besitze eines andern weiß, gern erkaufte!).

Die Zauberei der Neu-Hebiden-Insel Tanna, erzählt der Missionär George Turner, können Krankheiten und Tod über andere Menschen verhängen, indem sie einen Nagal verbrennen. Diefes Wort bedeutet Schmutz, besonders aber Speisefälle. Damit durch solche Speisefälle kein Unheil angerichtet werden könne, vergraben die Eingeborenen dieselben oder werfen sie ins Meer. Der Zauberei sucht aber doch sich solche Reste zu verschaffen, und findet er z. B. eine Bananenschale, so wickelt er sie in ein Blatt nach Art einer Cigarette und bringt sie auf diese Weise in die Nähe eines Feuers, um sie langsam zu verfluchen zu lassen. So wie der Nagal verkohlt und verschrumpt, vergeht auch das Leben dessen, der die Bananenschale fortwarf und gegen den der Zauberei gerichtet ist?). In dieses Gebiet des Sympathiezaubers gehört auch, was Nilbrandt von den ostafrikanischen Wanika berichtet: sie legen rothe Nachahmungen menschlicher Gliedmaßen aus Lehm in ihre Pflanzungen und bewirken dadurch die Furcht der Diebe vor Erkrankungen der entsprechenden Körperteile?).

Richard Andree.

1) Krascheninnow, Kamtschatka. Romo 1766. 218.  
2) Martin in Zischl. f. Ethnolog. 1877. 177.

1) Ritth. v. Serrens für Erdkunde zu Halle 1877. 35.  
2) G. Turner, Nineteen years in Polynesia. London 1861.  
3) Zischl. f. Ethnolog. 1878. 389.

## Weitere Nachrichten von Dschani's Expedition nach Karategin!).

V - y. Nach dem am 12. September erfolgten Aufbruch von Gern gelangt die Expedition nach dem Stein-Karamul (= schwarze Berge?) 20 Werst entfernten Orte Tschagan (= ausgebreitet). Herr Dschani hatte nämlich die Ueberzeugung erlangt, daß der Weg entlang des Mut-su für Kastrirer unbrauchbar und nur von Fußgängern benutzt wird. Es wurde aber aus der Furcht die Engpässe des Mut-su, eines südlischen Zustusses des Tschab, sichtbar, welcher Fluß zwischen zwei gigantischen schneebedeckten Bergketten hinfließt, von welchen die nördliche den westlichen Ausläufer des Traus-Mai-Gebirges, die andere, südlische, eine Fortsetzung der am linken Ufer des Tschab sich hinziehenden Kette und zugleich die Wasserscheide zwischen dem Tschab und dem Chuljab bildet. Unter dem Meridian von Gern und etwas weiter westlich ist dieser Gebirgszug mit Schnee bedekt, und seine höchsten Spigen befinden sich nicht weit von der Mündung

des Mut-su. Seine Mittelhöhe beläuft sich auf 18 000 Fuß, und nur dort, wo am seinem Fuße das Sommerquartier Tuztschal (= fette Stute) liegt, mag er 22 000 Fuß hoch sein.

Angesichts der Unwegsamkeit des Mut-su-Passes mußte die Route total verändert werden, und es wurde beschloffen über Groß-Karamul und Daraut (= im Mai-Hochthale) durch den Paß Ter-agar (= er fließt verkehrt, Name eines Flusses) in das Duellgebiet des Mut-su zu gelangen, und von da über Tachta-forum (= Bretter-Umfriedung) Pamir zu erreichen. - Diefes war der Plan der Reisenden, um in einer bisher noch nicht versuchten Richtung auf das „Dach der Welt“ zu gelangen; doch schade, daß es eben nur ein Plan bleiben mußte, denn Herr Dschani war kaum 30 Werst in der Richtung auf den Paß Tachta-forum vorgezogen, als er seine Hoffnung, den Murgab (nördlichen Duellarm des Dnu) ober selbst den Victoria-See zu erreichen, aufgeben mußte. So groß waren die unüberwindlichen Schwierigkeiten, und mit Hindlich auf die schon erlangten Resultate wurde die Rückkehr beschloffen. Unter welchen Beschwern und Mühen diese bewerkstelligt wurde, erstellt am dem Umstande, daß die Expedition zu der Strecke von Stein-Karamul bis zur Station Altin-Mazar (= Goldgrab) sieben Tage vom 15. bis zum 22. September brauchte. Der Mut-su wird hier durch Zusammenfluß von drei Flüssen,

1) Bergl. Globus\* XXXIV. E. 334 und 348.  
2) Diefes Ort liegt unweit unterhalb der Stelle, wo der Ruzul-See, der Oberlauf des Tschab, aus dem zu Rußland gehörigen Thale Mai tritt. Die neueste Uebersichtskarte der hier in Rede stehenden Gebirge ist die Mitte December erscheinende von Heinrich Riepert: „Iran. Ostliche Osttheil enthaltend Afghonistan, Baluchistan und die östlichen Rhanale am Casp.“ (Berlin, D. Reimer.) Sie reicht von Talschen und Chimo im Norden bis zum Wablichen Meere im Süden, von Wefschob im Westen bis Kaschmir im Osten.

des Souf-saj (= kalter Bach), des Raingbi (?) und des Sel-saj (= reißender Bach) gebildet, und es gehen von hier zwei Wege aus, der eine am Puland<sup>1)</sup> Kijf (= obere Ditsch), einem Nebenflusse des Sel-saj, entlang, der andere gerade am Sel-saj und benagten Nebenflusse. Im Quellgebiete des letztern giebt es zwei Pässe, im Osten der Kofajbel (?), der nach dem Kara-Isi (= schwarzer See) führt, und der südliche, Tachto-Kurum, der nach Pally, Tachsturgan und dem Murgab führt. An einen Uebergang über den Paß Raingbi war auch schon bedacht nicht zu denken, weil ein erkältet dieses Weges kommander Kirgise sein Pferd nur mittels auf den Schnee gelegter Stülkchen herüberbringen konnte. Es blieb daher nichts anderes übrig, als die Sel-saj-Straße einzuschlagen, die zwar als sehr ungemuth beschrieben wurde, deren Begehung jedoch mit Annahme von zwei oder drei Stellen mit feinen besonderen Schwierigkeiten verbunden ist. Dies wenigstens war die Ansicht der Reisenden; doch war die Beschreibung der von Altin-Nazar nach Pally führenden ungefähr 100 Werst langen Strecke tiefer, eines Weges, der über Fieschler, Wöränen und riesiges Steingeröll führt, der wird sich wohl leicht die Ueberzeugung

<sup>1)</sup> Kijf Baljan, wie Schänin schreibt.

verschaffen, daß Entdeckungserzelen im Mai ebenso zu den mühsamsten Unternehmungen gehören, als jeder etwaige Versuch, die Hochebene von Famin von Karatagin zu erreichen, nicht nur in dieser vorgerückten Jahreszeit, sondern immer als eine nicht leicht ausföhrbare Unternehmung zu betrachten ist. Es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn Herr Schänin, nach fruchtlosen Versuchen von seinem Vorhaben absehend, nach Altin-Nazar, von wo er am 24. September aufgebrochen war, am 29. wieder zurückkehrte, und von da über Taldil, da der Weg über Kara-Isi schon von Sjäberkow im Detail erforscht worden war, nach Gurbisgung und hiermit wieder das bemohnte Gebiet von Gepsand erreichte.

Alles in Allem genommen ist es dem Jahrhundert lang in den Nebel der Mythen geküllten Famin aufs Neue gelungen, den Eifer anderer geographischen Forscher zu weichen. Die Engländer unter Leitung Gordon's, haben ihn wohl überschritten, mußten aber von Keisabad (= Segomost) auf demselben Wege wieder zurückkehren. Der Besuch Sjäberkow's im vergangenen Jahre verunglückte gänzlich, und nun reist sich den festgesetzlichen Unternehmungen auch die Reise des Herrn Schänin an (der wenigstens als erster Karatagin von Westen nach Osten durchzogen hat).

## Aus allen Erdtheilen.

### A f r i k a.

— Der französische Commandant Bonbair, welcher befanntlich die Unterwasserforschung der Schotts im Süden von Algerien und Tunesien projectirt, legt in diesem Winter in Gesellschaft des Dr. André seine Untersuchungen in Tunesien fort, dieses Mal im Auftrage des Ministers für öffentlichen Unterricht.

— Dem „Exploiratore“ zufolge hat sich in Mailand eine Handelsgesellschaft gebildet, um den italienischen Handel mit Schoa, wo sich Antinori's Expedition befindet, zur Entwidlung zu bringen. Die erste Reise dorthin, an welcher auch mehrere Kaufleute theilnehmen, ist unter Leitung des Dr. Matteucci bereits Mitte November 1875 unternommen worden. Die von Dr. Matteucci in Gemeinschaft mit Homolo Gessi, dem Ueßler des Albert Njanzu, unternommene Reise nach dem Sobat und der Landthoch Kassa schlug befanntlich (s. „Globus“ XXXIV, S. 47) fehl, worauf Matteucci nach Europa zurückkehrte, während Gessi im Suban blieb und angeblich in Gordon's Auftrag einen Kaufmann der Schavenländer am Bahr-el-Ghazal zu unterbreiten hat.

— Am 23. August 1878 ist der Haupttrupp der Missionärs-Expedition, welche die „London Missionary Society“ nach dem Tanganjika-See ausgesendet hat, glücklich in Udschibisi angelangt, nachdem er aufangs in dem Rutengebiete eine lange Reihe von Mißgeschick und Aufenhalten durchgemacht, dann aber von Mwoyoma aus eine sehr rasche und glückliche Reise gebüht hat. An der Kingoma-Bay, 3 engl. Meilen von Udschibisi, wollen die Herren Thomson und Dore ihre Station errichten.

— Dr. Theophilus Zahn war früher ein eifriger Mitarbeiter an „Globus“; als Missionärssohn in Südafrika geboren, war er mit der Bostentotsprache genau vertraut und schrieb eine Grammatik der Ramo-Sprache. Mit Unterstützung des Commercianten Kiebel in Halle legab sich Zahn 1873 wieder nach Südafrika, ließ aber bald nichts

mehr von sich hören. Jetzt taucht Theophilus, der vortrefflich die Bostentotsprache sprachte, wieder auf. Im Cape Monthly Magazine Vol. XVI, p. 257, 1878 finden wir nämlich eine Abhandlung von ihm über die Götter des Ditschibidi, ein Capitel über die prähistrische Bostentotennace.

— Ein Jahr aus dem Leben einer Frau in Südafrika von Lady Barker (Wien 1878, A. Hartleben) ist ein sehr unerschöpfendes Buch voll seiner Beobachtungen über das Wesen der Kaffern, mit welchen die Verfasserin als Gattin eines höhern Beamten in Victoriaribung in Natal in nahe Verührung kam. Ich gestehe — heißt es auf S. 313 —, daß mir jeder Einbildung in den Charakter der Kaffern Freude macht, denn bei Allen, die ich bis jetzt kennen lernte, fand ich dieselbe einfache Würde, gepaart mit scharfem, gesundem Menschenverstande. Sie scheinen ganz besonders dazu bealagt, Alles aufzunehmen, was ihnen von Cultur und Civilisation anfließt, und es sich zu Nutzen zu machen. Ohne Zweifel findet sich hier eine viel bessere Grundlage, am Weides anzubauen und anzubauen, als bei irgend einer schwarzen Race, die ich kenne.“ Eine eigentliche Reisebeschreibung ist das Buch nicht; stattdesbe, geographische und in. W. Bezeichnung darf man darin nicht suchen, aber man findet originelle Ansichten einer hochgebildeten Frau und belehrende Aufschlüsse über das tägliche Leben in Natal, welche man in der sonstigen Literatur schwerlich antrifft. — Die Uebersetzung von Auguste Scheide liest sich gut.

— Das Land an der Mündung des St. John's-Flusses in Südafrika (Fondoland), welches längst von England annectirt wurde (s. „Globus“ XXIV, S. 320), ist von Commodore Sulivan, General DeGrey und anderen Offizieren bereits aufgenommen worden. Am linken Ufer des Flusses wurde eine Missionstation angelegt und Bekehrungen getroffen, um den Handel der Umgegend nach diesem von Natal dazu bestimmten Plage zu ziehen. Dazu muß aber erst ein Sandbant an der Mündung des Flusses errichtet und zwei Wellenbrecher angelegt werden; die Barte ist nicht gefährlich; vortrefflicher Sand- und Kalkstein zum Bauen

steht in der Nähe an und gutes Zimmerholz ist zur Genüge vorhanden, kurz die Stelle scheint zu einem vielversprechenden Oasenplatze wie geschaffen zu sein.

Die portugiesische Afrika-Expedition, bestehend aus den Herren Major Serra Pinto, Brito Capella und Roberto Joens, verließ am 12. November 1877 Benguela (vergl. „Globus“ XXXII, S. 16, 192; XXXIII, S. 16, 224), um mit weitem südlichen Bogen über Dambe, Cuillengues und Caconda nach Bibe, dem aus Cameron's Reise wohlbekannteren Orte, vorzugehen. Da es nicht möglich war, an der Küste in Benguela und Nova Redondo die nöthige Anzahl von Trägern aufzutreiben, mußte ein Theil des Gepäcks zur See nach Guio (südlich von Benguela) vorangefahrt werden, ein anderer Theil vorläufig in Benguela zurückbleiben, um auf directem Wege nach Bibe gelandt zu werden, wo die definitive Organisation der Expedition erfolgen sollte. Das Verloren bestand vorläufig nur aus 67 Trägern und 14 Soldaten, darunter auch mehrere Frauen. Von Dambe grüßte die Expedition am 4. December mit einer auf 150 vermehrten Trägerzahl auf und erreichte nach Ueberwindung der schwer jugendlichen Serra de Cangumba das 700 Meter über dem Meere gelegene Cabundondo und am 12. December Cuillengues (zwischen 14° und 15° südl. Br., 900 N.), wo das seiner Lage nach wichtige portugiesische Port in erdähnlichem, kaum verteidigungsfähigem Zustand gefunden wurde. Vom 8. Januar an weilte die Expedition in Caconda, zu längerem Aufenthalt hauptsächlich veranlaßt durch die Schwierigkeit, Träger zu bekommen. Sie traf dort mit dem Naturforscher Anchieta (s. „Globus“ XXXI, S. 319) zusammen. Nach den Mittheilungen der Reisenden sind Träger in diesen Gegenden nur auf kurze Strecken und für ganz bestimmte Zeitpunkte zu haben. Als solche werden Ca-tanga, Goffongo, ein feiner See nach den Reisenden unbekanntes, aber neuerdings in sehr Handelsverbindung mit den portugiesischen Besitzungen liegendes Land Sarangama, Ferner Lui mit dem Hauptort Nazerre im obern Zambese-Bedee und Macussa namhaft gemacht. Ein Völkchen, den Serra Pinto am 8. Februar nach der Landstadt Rana unternahm, hatte ebenfalls die Aumerbung von Trägern zum Zweck. Das Geß der Expedition unter Capella und Joens hat nach den letzten Nachrichten am 8. März Bibe erreicht, wo sich Serra Pinto zwei Tage später wieder mit ihnen vereinigte. In Bibe wird eine Isdon in Mission vorgesehene Trennung stattfinden, indem Serra Pinto allein, Capella und Joens zusammen in verschiedener Richtung vorgehen werden.

#### Nach „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“ Heft 1.

— Von Mr. Alfred Beatt, dessen Ausrüstung nach Angola wir auf S. 206 des vorigen Bandes nachlesen, sind neue Nachrichten eingetroffen. Er ist während (Aufgang September) zu einer sehr merkwürdigen Stelle am Benguelastrom aufwärts aufgedrungen, will bis Gollange Wito gehen und, wenn es seine Gesundheit erlaubt, am Caango zurückkehren. Eine erste kleine Sendung von Postfässeln von ihm ist in England eingetroffen, weiteres befindet sich unterwegs. Die zu bereisenden Gebiete sind dieselben, welche der berühmte D. von Barth und neuerdings Ingenieur Schütt besucht haben.

— Der König von Dahome hat im September vorigen Jahres neue Friedensverträge mit den Weissen unternommen, nachdem er erst 1877 war der englischen Flotte den kürzeren gegangen hatte. Jetzt hat er portugiesische und englische Unterthanen gefangen genommen und fordert für ihre Freilassung enorme Summen, hat auch einem kennechbarten Stamme jährliche Gesandene abgenommen und dieselben nach allem Brauche abgeschlachtet, so daß in einem einzigen Monate an 500 Menschenopfer gebracht worden sind.

— Commodore Schaufeldt, Befehlshaber des vereinigte-Staaten-Schiffes *Ticonderoga*, ist zum Commissar er-

nannt worden, um die Grenze zwischen der Republik Liberia und den britischen Besitzungen an der Westküste von Afrika zu bestimmen. So die „Times“. Nach dem „Standard“ dagegen liegt sich der Commodore nach Afrika's Westküste, um geeignete Punkte für Observatorien ausfindig zu machen und an denselben die amerikanischen Flagge aufzuhängen.

— J. M. Hildebrandt wird im Anfange des Jahres 1879 mit Unterstützung der königl. preuss. Akademie der Wissenschaften sich nach Madagaskar begeben und dort nicht nur feine botanischen und zoologischen Sammlungen abliefern, sondern auch namentlich fotografisch thätig sein. Seine Ausübung in Benutzung der astronomischen Instrumente läßt sich Dr. D. Kersten angelegen sein.

— Am 4. Juli fand, wie die neue Zeitschrift „Aus fernem Jansen“ meldet, in der Hauptstadt Autonaricio an Madagaskar durch den ersten Minister im Auftrage der Königin die Einweihung einer neuen Beamtenclasse, der „Colonias Bahita“ d. h. „Freunde der Städte“ für die Centralprovinz Imerina statt. Zu ihren Dienstverrichtungen gehört unter anderem Folgendes: Unterdrückung des Rumbandés unter den Hova; einmalige Zählung der Bevölkerung im Jahre, mit Bestimmung der Geschlechter und der Beschäftigungsarten; Eintragung der Geburten, Ehen und Todesfälle; Unterdrückung der Vielweiberei; Aufrechterhaltung der Sonntagstrade; Befreiung des Hebräisches; Sorge für Reinhaltung der Straßen und öffentlichen Plätze; Unterdrückung der Raubzügen und Blatzeranken in besonderen außerhalb der Städte gelegenen Vagabunden.

#### Inseln des Stillen Ozeans.

— Dr. Lang handelt im Journal der Royal Society of New South Wales Vol. X, p. 43 vom Ursprung und den Wanderungen der Paläenier, worüber wir viel geschrieben wurde. Er läßt sie vom asiatischen Archipel ausgehen und verfolgt sie von da über die Südpolelande bis zur Osterinsel. Derselben Ursachen nun, sagt er, welche die Menschen bis zu diesem abgelegenen Eilande führten, müssen sie auch nach weiter über den Ocean nach der südpoleländischen Küste, etwa bei Gaspia, getrieben haben. „Von diesem Landungsplatze verdrängten sie sich in der ungenügenden seitdem verlassenen Zeit allmählig nordwärts und südwärts nach allen erreichbaren Orten und bestanden erst den südlichen, dann den nördlichen Continente bis zu den Seen von Canada und der Küste von Labrador.“ — Das sieht auf der Karte sehr schön aus, hat auch den Vorzug von der Befriedung via Bringsstraße abzuweichen — nur schade, daß der Verfasser keine Beweise für seine Behauptungen beibringt.

— Die „New Guinea Colonisation Company“ hat beschlossen, den Generalgouverneur von Hollandisch-Neubritannien um Ueberlassung von 150 000 Acres Land an der Nordwestküste von New Guinea zwischen der Dumbold-Bay und dem Hafen von Doreh auf 90 Jahre Lehen einer Niederlassung zu erlauben. Die Compagnie verspricht sich der holländischen Regierung dafür regelmäßig und getrennt eine feste Rente zu bezahlen, die einer jährlichen Abminderung vorbestimmt ist, und sich stets als friedliche, thätige, betriebame Bürger aufzuführen, den holländischen Gesetzen und Reglementen zu fügen und die Eingeborenen mild und rücksichtsvoll zu behandeln.

— Im „Sydney Morning Herald“ wird ein Brief des Naturforschers Andrew Galbie über seine letzte Fahrt an der südlichen Küste von New Guinea veröffentlicht. Gold fand in den dortigen Strömungen und Windstößen eine Quelle großer Gefahren und entdeckte eine auf den Karten nicht verzeichnete Inselgruppe, die Hehli-Inseln, und zwei ganz ausgezeichnete Häfen, welche er Gladwyn- und Willportshafen benannt, ausgekostet und aufgefunden hat. Dann besuchte er Clouds-Bay und fuhr den Robinson-Fluß hinauf, entdeckte auch einen neuen Fluß auf der Westseite von

Clouby-Bon, den er Blumen nannte, sammelte Vogelzüge und ethnographische u. Gegenstände.

— Auf Neu-Britannien haben Cannibalen im vergangenen April vier eingeborne Missionäre todgeschlagen und aufgefressen, worauf Neu-Brom, des Haupt der dortigen Mission, eine Expedition gegen die Räuberführer entsandte, von denen 50 getödtet und noch mehr verwundet wurden. Seitdem haben sich die Wilden ruhig verhalten. Es sind diese Vorfälle gewesen, welche amerikanische Zeitungen veranlaßten, von Cannibalismus auf Neuseeland zu erzählen, was an letzter Zeit großen Unwillen erregt hat.

— Das englische Vermessungsschiff „Acricity“ ist nach den Salomon- und Santa-Cruz-Inseln abgegangen, um dieselben vollständig zu vermaßen und aufzunehmen.

— Zwischen den fünf besten Maori-Kindern der Schule für Eingeborne und ebenso viel weißen Kindern der englischen Schule wurde kürzlich in Otago auf Neu-Seeland ein Wett-Gewinn in Rechnen (gewöhnliche und Decimalrechnung), Geographie, Schreiben, Buchstaben und Lesern abgeholt. Im Dictate wurden die Maoris leicht geschlagen, im Rechnen aber lösten sie von 30 Exemplen 22 richtig, während es die englischen Kinder nur auf 14 brachten. Die Erstgenannten waren etwas die gleichen, nur etwas zu Gunsten der Maoris. Dieselben siegten auch im Schreiben, unterlagen aber im mündlichen Buchstaben. Zum Schluß erklärten die Schiedsrichter, daß in Summa keine Partei sich der andern gegenüber etwas vergeben habe, ein Resultat, welches denen, die die geistigen Fähigkeiten der Maoris kennen, nicht unermüdet war. (Mail.)

— In Beginn des vorigen Sommers wurde Hr. J. B. Williams von einer englischen Gütegesellschaft nach Neu-Caledonien geschickt, um die dortigen Edelbergwerke zu untersuchen. Sein Bericht über dieselben lautet günstig. Die Eruben liegen nördlich von Noumea auf einer Strecke von 120 engl. Meilen zerstreut. Die französischen Behörden sollen durch die unzureichende Art und Weise, in welcher die Bergwerke bis jetzt betrieben worden sind, entmuthigt und gemütht sein, eine englische Gesellschaft nach Kräften bei einer etwaigen Ausbeutung zu unterstützen.

### Nordamerika.

— Professor F. B. Hayden hat im letzten Sommer im Dienste der geologischen Aufnahme der Territorien die Wasserscheide der Felsengebirge zehn Mal überschritten und dabei einige der bekanntesten Pässe referirt, darunter den berühmten Zwei-Ocean-Paß, von welchem er eine sorgfältige Aufnahme machte. Auch hat er im Windriver-Gebirge im Territorium Wyoming recente Gletscher entdeckt, die ersten in den Vereinigten Staaten nördlich von der Küste des Stillen Oceans. Einer liegt auf der Ostseite des Windriver-Beck, zwei andere große, Oberer und Unterer Fremont-Gletscher von Hayden benannt, auf der Ostseite von Fremont's Beck. Der mehr als 18 Jahren, 1860, hat Hayden bereits einen großen Theil desselben Gebietes bereist.

— Edwin R. Barber stellt im American Nationalion' einen Vergleich zwischen altägyptischen und altgriechischen Denkmälern und den herkömmlichen Proben der Buchstaben in Neu-Mexico und Arizona an den bereiteit an und findet zwischen beiden in der Form wie in den Ornamenten eine sehr große Uebereinstimmung, ohne jedoch, wie so mancher andere, auf dieselben Analogien eine Verwandtschaft der betreffenden Völker herleiten zu wollen; im Gegentheil hält er die Uebereinstimmung für zufällig.

Inhalt: Eine Reile in Griechenland. Noch dem Französischen des Herrn Henri Belle. I. (Mit fünf Abbildungen). — Dr. Carl Emil Jürg. Der Fischel-Archipel. I. — R. Andree: Jagdaberglöwen. — Die Insel Brittan und ihre Bewohner. Von F. Virchow. — R. Andree: Sympatric-Zauber. — Weitere Nachrichten von Oskanin's Expedition nach Koratgin. — Was allen Erdtheilen: Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — (Schluß der Redaction 24. December 1878.)

Under like conditions like results may have been reached in either hemisphere.

— Im Thone von Rustenburg, Aftabulo-County, Ohio, ist im April v. J. etwa 3/4 Fuß unter der Oberfläche das Gerippe eines großen Mastodon's ausgegraben worden. In demselben Thone, aber 60 Fuß vom Orte entfernt, fand man eine (steinerne) Pfeilspitze und Holzbohn. Ob diese Zeugnisse der Anwesenheit des Menschen gleichzeitig mit dem Mastodon sind, ist nicht erwiesen. Bei der Frage nach dem Alter des Menschengebichts in America verdient aber der Fund Beachtung. (American Antiquarian.)

— Dighton-Rock-Schwindel. Wie der Julungs-Schwindel nicht sterben kann und es immer und immer wieder Nothweter giebt, die im Julung der alten Ghineen America leben — trotz der endgültigen Abfertigung Bretschneider's —, so taucht auch der sogenannte Dighton-Rock mit seinen echt indonischen Felszeichnungen immer wieder als Beweis der Anwesenheit der alten Normänner im heutigen Massachusetts auf. Wie wir einer neuen, recht geübigen amerikanischen Monatschrift, dem „American Antiquarian“, herausgegeben von Stephen Peet, entnehmen, wollen die guten Bestener das lösbar alle historische Drama ihres Landes, den vor tausend Jahren mit Runen beschriebenen Stein, von seinem jetzigen Standpunkte im Tauntonhulle nach Boston bringen, an der Stelle aber, wo er stand, ein Granitdenkmal errichten.

Ein Magnusen von Kopenhagen, der einen Theil der Photographie für Runen hielt und „151 Normänner unter Thorham nahmen Besitz von diesem Lande“ los, hat sich, wie Worsaae nachwieh, beim Runenlesen ohne Willen gegeben, denn die samole von ihm interpretirte Inschrift auf dem Runamo-Felsen in Schweden, besteht, nach Worsaae, einfach nur aus natürlichen Sprünge und Rissen in einem Trappengange. Was soll es nun gar mit den amerikanischen Runen an sich haben, die Finn Magnusen nie sah, die sehr verschieden abgebildet werden und integrierender Theil einer echt indonischen Felschrift sind? In einer who will take the trouble to examine in the published drawing that part of the Dighton Rock inscription supposed to be of Scandinavian origin, must perceive at once on what shadowy basis the presumption rests. Um so mehr wunderd es uns, daß ein gewiß wenig mit der Anglegenheit vertonter amerikanischer Gelehrtenbund der Wiener anthropologischen Mittheilungen jetzt wieder eine schlechte Copie des oft abgezeichneten Felsens mit einem dazn, ungenügenden Berichte, dem alle kritische Sorgfalt fehlt, veröffentlicht und auch den Felsen für ein sicheres Denkmal der übrigens unbewiesenen Anwesenheit der Scandinavier in Neu-England ausgiebt. Man kann nicht vortheilhaft genug sein, sich solchen in America aufgefundenen archaischen Dingen und unter in Newyork lebender Landmann Carl Ran erwidert sich in der Entfaltung von derlei Schwindel ein nicht geringes Verdienst.

— Die Regierung von Honduras macht noch den „Times“ große Anstrengungen, um den Ackerbau ihres Landes zu entwickeln, zu welchem Zwecke sie allen denen, gleichviel es Einheimische oder Fremde, welche Kaffer, Zucker, oder Cacao anpflanzen wollen, das Land dazu leihen, ihnen das nöthige Material und die Arbeiter kostenfrei an Ort und Stelle schickt, sie vom Kriegsdienste befreit und von den Steuern, Abgaben u. l. w., welche auf Pflanzungen gebraucht werden, freien Einbruchall ertheilt.

# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXV.



№ 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1879.

## Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Herrn Henri Velle.)

### III.

Die Frankenstadt Mistra mit ihren Kirchen und ihrer Burg. Temp.

Eine Stunde vom byzantinischen Lacedaemonia entfernt fand Wilhelm von Villedarouin einen schroffen Felsen, welcher ihm geeignet erschien, eine feste Burg zu tragen, und in der That schuf er ihn zu einem fast unannehmbaren Plage um, der den Namen Mistra erhielt, was im altfranzösischen Patois so viel besagt, wie „la matresse ville“, die „beherischende Stadt“. Die Griechen nannten den Ort schon früher Misthra, was nach L. Kieß „Käseburg“, nach Hallucrotter aber „Grenzburg“ (vom slavischen Měso, Měsa, vergl. den Ortsnamen Meisen) bedeutet, und woraus Mistra, bloß umgeformt zu sein scheint. Von den Türken wurde der Ort fast gänzlich zerstört; seine Einwohner vergrößerten die Bevölkerung des nahen Parori und von Sparta.

Der schroffe kegelförmige Hügel, auf welchem die Stadt steht, liegt am Fuße der Taygetus-Kette, von welcher er ringum durch tiefe Schluchten und jähe Abhänge getrennt ist. Die Häuser bauen sich über einander auf bis zu dem Gipfel hinauf, den die Citadelle einnimmt. Nichts läßt sich mit dem Aussehen dieser Stadt vergleichen, welche einst an 25 000 Einwohner zählte und jetzt öde und verlassen daliegt; höchstens erweckt Rhodos ähnliche Gedanken. Rings um sich sieht man nur verfallene Paläste, Häuser und Kirchen. Man wandert auf gepflasterten Straßen im Zirkel bergauf, schreitet unter Vögenwölbungen hin, welche Wappen fränkischer Familien tragen, tritt in Höfe, die von Unkraut überwachsen, aber voller Erinnerungen an die Kreuzfahrer sind: kurz, es ist wie ein Spaziergang durch das Mittelalter. Durch Gassen und über kleine Plätze, die heute nur Eidechsen bewohnen,

aufwärts steigend erreicht man ein altes Kloster mit mehreren fränkischen Gräbern, darunter demjenigen der schönen Theodora Tocco, der Gemahlin des Konstantin Paläologos, die 1430 starb. Unter den Kirchen ist die einzige wohl erhaltene die der Pantanassa (Muttergottes, d. i. Maria), eine lateinische Basilika und eines der schönsten Denkmäler aus jener Epoche mittelalterlicher Kunst. Nach Norden zu hat sie eine schöne offene Säulenhalle im Rundbogenstil — das, was in Italien loggia heißt —, an welche sich ein byzantinischer Thurm unmittelbar anschließt. Wegen der reichen Verzierungen, der vollendeten und scharf markirten Gesimse, der reinen Profile und der Geschicklichkeit in der Ausföhrung schreitet man den Bau der venetianischen Epoche zu. Die Mauern bestehen aus wechselnden Lagen von Quadern und Ziegeln; Thürnen, Säulen und Fußböden sind von Marmor, und fast unterlegt haben sich im Innern die Trümmern mit Darstellungen aus dem alten Testamente erhalten. Die Sculpturen gehören jener Zeit an, wo die Künstler nach Ummodellung der dem Alterthume nachgeahmten Ornamente neue Formen schufen.

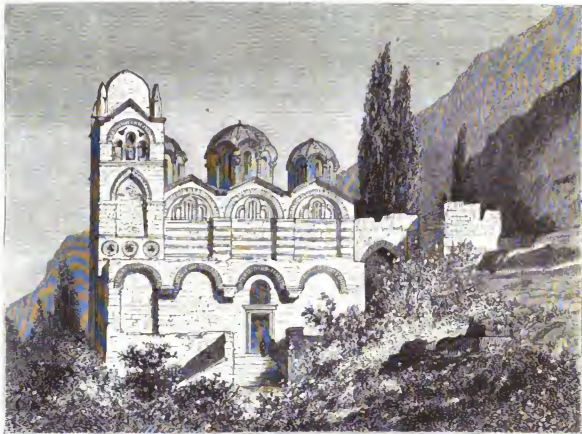
Etwas höher hinauf liegt die Metropolis neben dem erzbischöflichen Palaste, den der griechische Bischof Kiepert errichtete, nachdem Wilhelm von Villedarouin 1263 Mistra als sein Pfeggetal an Michael VIII. Paläologos abgetreten hatte. In der Bischofsresidenz in Sparta wird eine alte Pergamenturkunde aufbewahrt, welche die Liste der Bischöfe seit jener Zeit und Einzelheiten über ihr Leben enthält. Die Metropolis ist ein geräumiger Bau; an einer der Säulen,

welche im Innern die Seitenschiffe von dem Hauptschiffe scheiden, sind alle Eckenungen eingegraben, welche dem Capitel im 12. Jahrhundert gemacht worden sind. Strigt man die steilen und weilsigen Straßen noch weiter hinauf, so erreicht man eine Stelle, welche bei den Einwohnern der Palast der Basiliskapala oder Königstochter heißt; es läßt sich schwer entscheiden, ob die Trümmer dort und die Mauerüberreste mit ihren spitzbogigen Fenstern einst wirklich zu dem Palaste der Tzopoten von Mistra gehört haben. Noch ein heiler Anstieg, und man steht vor der Citadelle, deren Befestigungen aus mehreren Mauertlinien mit Thürmen bestehen, welche seit ihrer Erbauung wiederholt von Byzantinern, Türken und Venetianern ausgebessert wurden. Während sich von der oberen Partie der Festung nur ein paar

Reste von Mauern und von dem Rundgang erhalten haben, steht weiter unten noch ein großer vierseitiger Thurm in seiner ganzen feudalen Pracht mit Zinnenkronen und Vogelnischen. Dort fand man im Jahre 1827 in einem Sarkophage eine vollständige Rüstung aus Schmiedeeisen, Visierhelm, Panzerhandschuh, Brustpanzer, Arm- und Beinplatten; aber niemand, weder in Sparta, noch in Athen, wagte Velle über den Verbleib dieser Sachen Auskunft zu geben.

Von dieser Stelle aus genießt man eine herrliche Aussicht auf die rings von hohen Bergen umgebene Ebene von Sparta, während hinter dem Schlosse die höchsten Gipfel des Taygetos aufragen.

Beim Hinabsteigen floßen wir noch auf andere Kirchen, bei denen uns die ganz eigenthümliche Form der Apfiss aus-



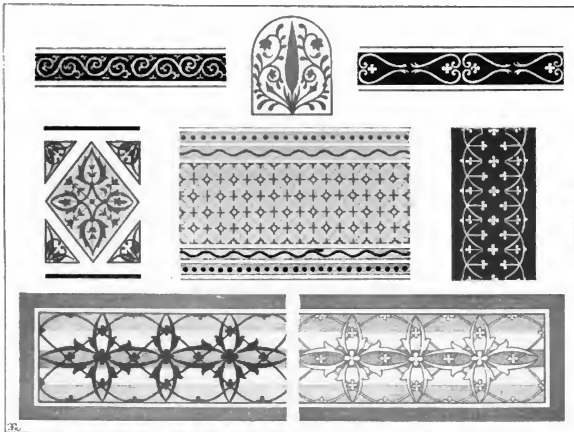
Kirche der Pantanassa in Mistra von Süden gesehen. (Nach einer Skizze Vellé's.)

fällt: dieselben springen an der Außenseite vor und schweben frei, nur durch Kragsteine gestützt. Eine dieser Kirchen, dem H. Nikolaos geweiht, war so von Gestrüpp und Steinen, die aus den höher gelegenen Straßen herabgerollt waren, verschüttet, daß es Mühe kostete, hinein zu gelangen. Das Dach ist eingestürzt und das Innere sehr heruntergekommen. Doch lassen sich noch Spuren von Valerei erkennen, darunter zwei Bildnisse des Kaisers Alexi Komnenos, dem man die Erbauung der Kirche zuschreibt. Einige der noch vorhandenen tubischen Säulencapitule, deren Schmuck geschwundener gebogene Akanthus- und Vorblattblätter bilden, stammen aus der Zeit des Uebergangs zwischen romanischem und byzantinischem Stile, d. h. aus dem zehnten oder elften Jahrhundert.

So heiß auch die Sonne herabrennt, man kann sich von dieser Stadt, gegen welche Krieg und Rache gemüthet haben, von ihren Steinigen, den Straßen und engen Gassen nicht trennen. Hier säßt man auf ein Stück altgriechischer Bildhauerkunst, dort auf eine Inschrift lateinischer oder byzantinischer Ursprungs oder eine fränkische Wappendevise. Widerstand gegen den Zahn der Zeit haben nur wenige massive Gebäude geleistet: türkische Bäder; aber die Griechen, welche sich niemals haben, hatten sie zu Pulvermagazinen umgewandelt. So sahen auch die Kirchen nach einander das Kreuz der Byzantiner, das der Lateiner und den mohammedanischen Halbmond auf ihren Zinnen, und noch erinnern ein paar verstümmelte Minaretts an die viertheils Jahrhundert alte ununterbrochener Knechtschaft, welche Latonten

von den Türken zu erdulden hatte. Einige kurze Andeutungen aus der Geschichte der Stadt mögen hier eingeschoben werden. Aus dem Alterthum ist uns zwar nichts überliefert; aber ihre Lage ist so günstig und der Ort so reich an allerlei Alterthümern, daß er schon in alten Zeiten bemohnt gewesen sein muß. Kahe setzt deshalb dorthin eine der neun bei Homer erwähnten Städte Lakoniens, das „taubenunflatterte Meise“, Curtius das bei Pausanias erwähnte Harpleia. Als Wilhelm von Villehardouin seine feste Burg dort errichtete, fand er wahrscheinlich schon Einwohner dort vor. Er blieb nur 13 Jahre in ihrem Besitze, den alsdann die Kaiser von Byzanz antraten, bis im Jahre 1403 Theodoros, dem es an Geld zum Kampfe gegen Sultan Bajazid fehlte, die Stadt an Philibert von Mailac, Prior von Aquitanien

und Orokmeister von Rhodos, verkaufte. Allein die Einwohner standen gegen die beiden Ritter, welche der Orokmeister zu Statthaltern eingesetzt hatte, auf und drohten, sie aufzuhängen, wenn der Kaiser jenen Vertrag nicht rückgängig machte, worauf letzterer auch einging und den Ort an seinen Neffen zugleich mit dem Titel eines Herzogs von Sparta verlich. Mistra blieb eine Pflanzung der byzantinischen Kronprinzen, welche dort residirten, bis Mohammed II. von 1458 bis 1461 unter fürchterlichen Orreuzen ganz Morea unterwarf und den letzten Prinzen Demetrios verjagte. Zweimal gelang es nachher venezianischen Anführern, 1470 dem Benedetto Colonna und 1654 dem Mocenigo, die feste den Türken zu entreißen, aber stets setzten sich dieselben wieder in deren Besiz, bis 1821 der Aufstand auch hier los-



Verzierungen in der Kirche der Pantanassa. (Nach Belle's Skizzen.)

brach. Mistra hatte damals schwer zu leiden: nach viermaligen Sturmläufen der ägyptischen Truppen Ibrahim Palasas wurde sie in Brand gesteckt und arg zerstört, während die griechischen Bewohner in das Gebirge flüchteten. Allein die Erfolge der Griechen zwangen die Türken, Lakonien endgültig aufzugeben und nach Tripolitsa zu flüchten. Nach der Unabhängigkeitserklärung dachte man daran, Mistra wieder aufzubauen; Burg und Befestigungen ließ man in ihrem verworstenen Zustande, und legte in den beiden unteren Vorstädten, welche ein Bach von der eigentlichen Stadt trennt, gerade regelmäßige Straßen und schöne Häuser an. Und die Ringschandung wäre gebrochen, wenn nicht einige alterthümliche Köpfe auf den leidigen Gebäuden verfallen wären, Sparta selbst wieder aufzubauen. Die Mistraer

selbst waren wenig für denselben eingenommen, und viele lehnten es ab, nach der officiellen Hauptstadt überzusiedeln, so daß dieselbe noch heutigen Tages kaum mit ihrer Borgängerin rivalisiren kann.

Um von Sparta ans Palamata am Meerbusen von Koroni zu erreichen, hat der Reisende die Wahl zwischen zwei Wegen: entweder umgeht er den Tagetos im Norden auf der Straße über Kondari (Konstanzion), was drei Tage in Anspruch nimmt, oder er übersteigt das Gebirge auf dem geraden Wege, was zwar viel schwieriger ist, aber eine Tagereise weniger kostet. Den ersten wählten Kaufleute, Eigenthümer, Pezante und vorfichtige Reisende, den letztern abenteuerlustige Leute, die Kronegung suchten, wenig Gepäck haben und sich am Schwindel und schledrigen Nachtlager nicht





Citadelle von Mytilene. (Nach Reut's Skizze.)

stimmern. Was Velle in Athen über diese Straße gehört hatte, war wenig ermutigend; stellenweise sollte sie für Maulthiere ungangbar, für einen Fußgänger selbst gefährlich sein. Thier und Reiter seien schon zusammen in den Abgrund gestürzt, und das geringste, was ihm begegnen würde, wäre der Verlust eines Theiles seines Gepäcks. Velle zweifelte nun keineswegs an der Wahrheit dieser Angaben; andererseits aber hatte er soviel von der malerischen Schönheit dieses Weges gesehen und gehört, daß er seinen Plan, von Mistra direct nach Kardamylia am Messenischen Meerbusen zu gehen, durchzuführen beschloß. Die Nacht schloß er in Trappi, eine Stunde von Mistra, zwei von Sparta entfernt, kleiden, von wo aus er, wenn alles gut ging, hoffen durfte, das Gebirge in zehn bis zwölf Stunden

zu überschreiten. Von Mistra aus steigt der feine Weg in einem kleinen gut bewaldeten und von hohen Felsen eingeschlossenen, aber keineswegs wilden Thale answärts. Die Sonne war, als unsere Reisegesellschaft ihn betrat, noch nicht verschwunden, sondern ihre schon schwächeren Strahlen übergossen noch die ganze Landschaft mit einem milden Lichte und spielten in den Blättern der Rhododendren, Platanen, Mastix- und Erdbeerbäume. Nach oben hin wird die Schlucht enger und der hellgelbe Felsboden verschwindet unter einer Bedeckung von allerlei Bäumen und Sträuchern. Der Weg führt bald am Ufer des Flusses Trojiois entlang, bald steigt er eine Anhöhe hinauf, von wo aus man durch das Laub der Eichen und Platanen hindurch die Ebene von Sparta erblickt; stets aber steigt er holperig anwärt.



Kirche des S. Nikolaos in Mistra. (Nach einer Zeichnung Velle's.)

Fichten und italienische Pappeln sehen zur Ernte, dunkle Föhnen öffnen sich in den felsigen Wänden des Thales, und bald zur Rechten, bald zur Linken zweigen sich kleine schattige Thäler voll Wein und Frische ab. Schließlich zeigt sich bei einer Bergigung das Dorf Trappi, dessen Name (τροπία = Schlucht) seine Lage am Eingange einer tiefen Schlucht des Tagetos bezeichnend. Hohe Cypressen überragen die von üppigem Pflanzenwuchs umgebenen und auf mehreren Hügeln zerstreut liegenden Häuser; überall durchschneiden Hunderte von kleinen Bewässerungsgräben Wiesen und Wege — selten sieht man ein anmuthigeres und frischeres Bild.

Die Reisenden stiegen beim Pappas ab; sein auf halber Höhe des Abhanges gelegenes Haus war weit und luftig,

und von der ringum laufenden hölzernen Gallerie genoss man eine entzückende Aussicht auf das Thal. Fensterhüllen gab es freilich nicht; das wäre fast solch obgelegene Gegend eine zu große Verschwendung gewesen; Myrten haben vertreten ihre Stelle. Während das Abendessen bereitet wurde, besuchten die Reisenden in Gesellschaft des Pappas und des größten Theiles der Bevölkerung die unlangst erbaute Kirche auf einem nahen Hügel, von wo der Wind die ganze Kette des Paronos umfaßt. Keinen besseren Platz hätte man dazu wählen können; darin folgen die heutigen Griechen fast stets dem Vorbilde der alten, welche ihre Heiligthümer ebenfalls auf hochgelegenen Punkten errichteten, so daß der Wanderer, Adermann und Hirt sie schon von fern erblickten. Die Kirche ist geräumig, von schlanen Formen und guten Verhältnissen und

im Innern geschmackvoller verziert, als es sonst der Fall zu sein pflegt. Ebenso ist die Schule nebenan groß, hell und gut eingerichtet und unterhalten. Beide Gebäude aber sind nur aus Steintrümmern der Bewohner von Trippi und der umliegenden Weiler errichtet, ein Beispiel von Opferwilligkeit in Sachen des Volkstums, das, in Griechenland keineswegs ver einzelt dasteht und von so manchem westeuropäischen Volke nachgeahmt zu werden verdient.

Bei der Feindkehr wie man den Fremden eine Quelle, deren Wasser wegen seiner Trefflichkeit und Fülle in Trippi großen Rufes genießt. Mit Gewalt sprudelt sie aus dem Felsen hervor und wird dann in steinerner Rinne, welche unterweges noch zahlreiche kleine Quellen, die überall aus der Bergwand hervorbrennen, aufnimmt, nach den terrassenförmig<sup>1)</sup> am Abhange angelegten Pflanzungen geleitet.

In dem Hause des liebenswürdigen und intelligenten Pappas hatten, wie überall im Dorfe, die Seidenwürmer alle Räume in Beschlag genommen; mit alleiniger Ausnahme des den Fremden eingeräumten Gemaches waren die sämtlichen Zimmer von Korbgeflechten voll jener Thierchen besetzt, welche einen saden, elektrischen Geruch ausströmen. Sie hatten eben ihre dritte Häutung hinter sich und entwickelten in der Verteilung von Maulbeerbaumblättern einen labelfhaften Appetit. Diese Industrie gedeiht in dem ganzen Weste; während im Unterlande Krankheiten unter den Wärmern große Verheerungen anrichteten, sind sie in Trippi nur selten und vereinzelt aufgetreten, sei es daß ihr Futter oder wegen der offenen Dächer und Fenster die Ventilation hier besser ist oder daß die Vegetation irgend welchen wohlthätigen Einfluß ausübt.

Nach dem Essen, zu dessen Beschluß eine gewaltige Schüssel dunkler Walderdbeeren aufgesetzt wurde, setzten sich die

<sup>1)</sup> Terrassenbau ist, ebenso wie Bewässerung, eine südliche Form der Bodencultur, in Palästina ebenso gebräuchlich, wie in Griechenland und Italien. Victor Hehn nennt in seinem herrlichen Werke „Italien. Ansichten und Streiflichter“ (2. Auflage, Berlin 1879), die Wälder am Mittelmeere ihrem eigenbümlichen und vorwärtenden Charakter nach „Felsenbüden, von Ficht umflossen“ (S. 36) und schildert (S. 23) den Terrassenbau dort folgendermaßen: „An den heißen Felsenabhängen werden mit eisernen Spaten breite horizontale Stufen reihenweise über einander dem Gefälle abgeprengt, in Röhren mit Erde betragen

Reisenden unter die Veranda. Im Dorfe sangen Mädchen, und als die Fremden die Worte der Pieder zu erschauen wünschten, sprang der Pappas auf und rief mit Zerkorinnung den Sängern zu: „He, Cyprioten, kommt her! Auch Du, Marcionta und Xenobia!“ Da es nun einem modernen Orthodoxen nie in den Sinn kommen wird, ungeschon gegen den Pappas zu sein, so kamen auch die drei Mädchen, sich einander an den Händen fassend, um sich so Nahe einzusitzen, schüchtern und erschreckt herbei. Mit ihren großen blauen, schönen Augen, die in weiten Loden unter dem blauen, goldgelb gemusterten Kopftuche hervorlamen, und den weißen Obergewändern gaben sie eine reizende Gruppe ab.

„Vorwärts,“ sagte der Pappas, „singt etwas für die Fremden.“ Nun wurden sie erst roth wie reife Granaten und schauten sich um, als wollten sie davonlaufen, bis sich Welle ins Mittel legte und der etwas schroffen Aufforderung des Priesters durch Schmeicheleien zu Gölle kam. Damit hatte er gewonnen Spiel. Die Mädchen sangen ein einstimiges Lied an zu singen, in Moll, langsam und melancholisch, anfangs mit leiser Stimme und etwas einseitig, bis sie, von dem Beifall der Franzosen ermuntert, lebhafter wurden. Die Stimmen waren weich und frisch und hatten nur sehr wenig von dem den Griechen eigenbümlichen näselnden Tone. Was sie sangen, war eine in Vokalen weitverbreitete Romanze, wie ein von manchen Tiegern über die Türken heimlehrender Palliare unterweges vom Tode überfallen wird und den Vögeln in der Luft seine Grüße an die Grimast aufträgt. „Ohe Vögel, singt! Lebt wohl! Wenn ihr weit,



Frau aus Mistra. (Nach einer Aquarelle von Ch. Garnier.)

weit von hier, in Kozolofski, meiner Heimat, seid, so denkt daran, daß ein Apfelbaum vor der Thür meines Hauses und mit Rebblüden und Äpfeln besetzt. Wo der Boden nicht zener harter Fels ist, da muß Wassermangel der Terrasse zu Gölle kommen. Eine mühsame, beschwerliche Arbeit, die aber der arme Pächter unternimmt und bei der ihn nur sein Giel, der genugsame graue Freund, nicht verläßt. Es sind schwebende Wärdern, oft mit schwierigem Zugang; regelmäßig kürzt von Zeit zu Zeit ein Sturz und muß neu untermanert werden; Sturztagen verfallen oft das Wert langen Fleißes in wenig Augenblicken. Wie primitiv aber auch hoch die Bodenarbeit oft sein mag — Bewässerung und Terrassierung übt und verheißt am Mittelmeer der Bauer überall mit Meißelhaft, durch uralte Tradition.“

ſieht. Ruht euch auf ſeinen Zweigen, die rothe Blüthen bededen; und wenn die, welche ich liebe, heraustritt, grüßt ſie und erzählt ihr von unſerer alten Liebe. Ihr ſollt ihr ſagen, daß ſie mich nicht mehr erwaarte, weil mich Gharon an deriegung des Weges ergriffen und im ſchwarzen Abgrund, fern von Weib und Kindern, feſthält.“

In den Volkſliedern der Griechen ſpielen überhaupt die

Vögel eine große Rolle: ihnen vertraut der im Gebirge unſtelle Klephte ſeine Vorſchaften, der tödlich verwundete Krieger ſeine letzten Grüße an Mutter und Brant an, ſie empfangen die Ergüße verzweifelter Liebe, und in Vögelgeſtalt will der ſterbende Klephte oder der veraltete Liebende wieder erſtehen.

Die Sängerrinnen waren ſchon längſt wieder entſeit, als



Cocon-Spinnerinnen im Hauſe des Paſſaß von Trapi. (Nach einer Skizze Belle's.)

Belle noch immer auf dem Balkon ſaß, hinabſchaute auf das walbige Thal, die Feſten und die weite vom Mondſchein übergoſſene Ebene und dem Geſange der Nachtigallen, dem ſüßigen Plüſchern der Bäche und dem ſeren Rauſchen eines Waſſerfallens lauſchte, der gleichjam den Fuß in dieſer großartig ſchönen Harmonie ſang.

Nur widerſtehend gab er dem Trängen Alexander's nach, der unabläßig ihn zuredete, das Lager aufzuſuchen, um ſich nicht in der ſeudſten Nachtluft das Fieber zu holen, und ihn daran erinnerte, daß am nächſten Morgen mit Beginn der Tageshelle aufgedrochen werden müßte.

## Der Fidſchi-Archipel.

Von Dr. Carl Emil Jung, früherem Inſpector der Schulen Südaſtaliens.

### II.

Die Zahl der Einwohner iſt keineswegs im Zunehmen; ſowohl bei den Eingeborenen als bei den Europäern zeigt ſich dieſe Abnahme. 1876 wurden 1669 Weiße gezählt: Engländer aus Großbritannien und den auſtraliſchen Colo-

nien, Nordamerikaner und Deutſche, die Zahl der ſekten in ſtetem Wachſen, ein paar der unvermeidlichen Chineſen und 118 000 Eingeborene; doch beruht dieſe Angabe nur auf einer unſichern Schätzung, da man über die Stämme im

Innern in williger Ungerigkeit lebt. Daß aber die Stämme, welche in der Nähe der Europäer und unter ihnen wohnen, eine sehr bedeutende Einbuße in ihrer Zahl erlitten haben, darüber kann kein Zweifel sein. Sie gründen den Weg vieler Naturwilder. Im Jahre 1871 schätzte man die Bevölkerung nach auf 148 040 Einwohner, von denen 146 000 Eingeborene und 2040 Weiße waren. Gerade kein Zeichen für das Aufblühen der Colonie, welche nicht allein an der eingeborenen Bevölkerung einbüßt, sondern auch offenbar durch Auswanderung weißer Colonisten leiden muß, die sich trotz des natürlichen Zuwachses durch Geburten auffallend vermindern; in fünf Jahren um 471 Personen, d. h. um mehr als 23 Procent.

Die europäischen Bewohner von Fidschi beklagen sich sehr bitter über die hohen Zölle. Nach dem Tarif, der vorliegt, sind sie jedenfalls weit niedriger als in irgend einer der Nachbarcolonien, aber ein freigeobener Engländer kann nicht leben ohne zu brummen, so sagt man. Auffallend niedrig sind z. B. die Zölle auf Spirituosen; während man in Melbourne 10 Sch. per Gallone zahlt, verlangen die Zollämter hier nur 6 Sch. Vermuthlich aus Mitleiden mit der weißen Bevölkerung, deren einziges Vergnügen in den Ruhestunden Trinken ist, denn, sagt ein Bericht aus Levua sehr merklich, es giebt in dem Duzend Hotels auf den Inseln nur vier Billards, obgleich das Billardspiel das einzige Vergnügen ist, das man sich hier machen kann. Aber der Schreiber sieht zu schwarz, denn wir werden durch die Zeitungen belehrt, daß Regattas sehr ungesundlicher Sport sind. Sonnabend den 21., so lautet eine Regatta von Segelbooten stattgefunden. Jeder Preis eine Ziehharmonika; zweiter Preis 1 Pf. St. Man sieht, der Wettkampf geht wie bei den olympischen Spielen mehr um die Ehre als um den Gewinn. Auch das Nationalspiel der Engländer, Cricket, hat hier freundliche Aufnahme gefunden. Die Wettkämpfe zwischen Jurisprudenz, Theologie und Armee auf der einen Seite und die Herren von der langen Robe und vom Schwert, denn das Blatt vergleicht laufende Kriebeltagen der letzteren.

Doch sorgt man auch für die intellectuellen Bedürfnisse. In Levua besteht ein Mechanik Institut mit Bibliothek von circa 1000 Bänden, amerikanischen und englischen Zeitungen und Neuern, wo man sich auch zu dramatischen und literarischen Circeln und Schachturnieren vereinigt. Mit den Schulen ist es freilich schlimm bestellt. Von Staat oder Gemeinden aus geschieht nichts, nicht einmal indirect. Daher ist die Erziehung der heranwachsenden weißen Bevölkerung sehr mangelhaft. Die Schule in Levua ist von etwa 30 Kindern von 4 bis 14 Jahren besucht. Die Kinder der Eingeborenen erhalten einigen Unterricht durch die Missionäre, besonders durch die von der Wesleyanischen Kirche. Denn sie ist die bei weitem am mächtigsten vertretene. Vor etwa fünf Jahren kam ein Geistlicher der anglikanischen Kirche an, französische Katholiken gründeten eine Mission, aber die Wesleyaner hatten schon vor 40 Jahren ihre Religionsboten hier. Der Erfolg ist nach den Berichten ein außerordentlicher. Zwar leben im Innern von Viti Levu noch wilde Stämme, deren Zahl von den einen auf 7000, von anderen auf 20 000 veranschlagt wird, und die sich bisher ablegend gegen alle europäische Civilisation verhalten haben, aber die Zahl derselben, welche in enger oder loser Verbindung zur wesleyanischen Gemeinde und ihren Schulen stehen, ist sehr bedeutend. Die Gemeinde zählte 683 Kirchen, 298 andere

zum Gottesdienst verwandte Gebäude, 11 Missionäre, 1 englischen Lehrer, von den Eingeborenen 57 Missionäre, 2865 Lehrer in Tageschulen und 3063 in Sonntagsschulen, 1440 Tageschulen mit 49 317 Schülern, 1154 Sonntagsschulen mit 51 704 Schülern.

Für Verbesserung der Wege, Hafenanlagen u. s. ist officiell eigentlich in keiner Weise gesorgt worden. Da man aber 40 bis 50 Pioniere in Levua stationirt hat, so hat ihr Commandeur, Oberlieutenant Pratt, diese Leute sehr nützlich zu beschäftigen gewußt, indem er den Ort drainiren ließ, einen gemauerten Damm gegen die See an der Küste auführte, an Stelle von Holzbrücken über Klüfte Steinbrücken setzte und außerdem viele andere Verbesserungen bewerkstelligte. Leider gab man ihnen Seitens des Generalcommandos in London die geeigneten Werkzeuge nicht mit auf den Weg, und so hat manches nützliche Unternehmen nur halb ausgeführt werden können oder mußte auch ganz unterbleiben.

Der Verkehr im Hafen von Levua ist im letzten Jahrzehnten, wie nachstehende Aufstellung ausweist. Es liefen ein

1873 ..	75 Segelschiffe 6 Dampfer	mit 8433 Tons
1874 ..	61 Segelschiffe 10 Dampfer	" 10792 "
1875 ..	67 Segelschiffe 23 Dampfer	" 16574 "
1876 ..	72 Schiffe	" 14582 "

dagegen liefen aus

1873 ..	86 Segelschiffe 6 Dampfer	mit 8923 Tons
1874 ..	68 Segelschiffe 9 Dampfer	" 9883 "
1875 ..	57 Segelschiffe 20 Dampfer	" 14952 "
1876 ..	67 Schiffe	" 12884 "

Deutsche Schiffe beteiligen sich bei diesem Verkehr lebhaft, wie überhaupt deutsche Schifffahrt in diesen Eeren sich sehr regt. Für die Fidschi-Inseln nimmt die Firma Hedemann u. Comp. eine ähnliche Stellung ein, wie die von Godefrey für die Samoa- und andere Inseln der Südsee. Die Gestirbe Hennings, gleichfalls Deutsche, bezieht das Levua-Blatt als die commercial pioneers of Fiji, und spricht in fast neidischer Weise von dem Unternehmungsgesellschafter „of our Taotu friends“, die ein Schiff nach dem anderen besichtigt aus dem Hafen schiffen.

Die Colonie hat vier Claringshäfen: Levua, Voma Voma, Sava, Galoa und Buna. Der Waarenverkehr stellte sich in den oben angeführten drei Jahren auf:

	Einfuhr	Ausfuhr
1874 ..	101 980 Pf. St.	86 751 Pf. St.
1875 ..	109 376 "	85 680 "
1876 ..	112 806 "	80 890 "

Die Zollannahmen im Hafen von Levua waren gar nicht unansehnlich und beweisen für die Bedürfnisse der Eingeborenen, da eine Consumption in dieser Höhe durch die kleine weiße Bevölkerung undenkbar ist. Am 31. December 1873 waren die Einnahmen 8120 Pf. St., 1874 9345 Pf. St. und 1875 9309 Pf. St. Für die beiden ersten Viertel von 1876 belief sich die Einnahme auf 2840 und 4131 Pf. St.

Die Hauptausfuhrartikel waren 1875: Copra für 41 908 Pf. St., Baumwolle für 12 022 Pf. St., Zucker für 9036 Pf. St., Mais für 8465 Pf. St., Kotosüßer für 2727 Pf. St., Treppan für 2491 Pf. St., Perlmutter für 1095 Pf. St., feiner Arzowroot, Kotosüßer, Schildpatt, Sandholz, Bolle, Kotosüße und Bearbeitungen derselben. In Levua hat die Bauf von New Zealand eine

Büchse errichtet, die einen ziemlich ansehnlichen Zuspruch haben soll.

Der Verkehr bewegt sich natürlich meist zur See, eine ziemlich gute Straße führt aber nach Papua durch Pitti Lewa von der Nordküste bei Janna nach Quana und Suva und der Postverkehr spricht für ein ziemlich reges Leben. Im Jahre 1876 kamen 29 071 Briefe, 33 030 Zeitungen und 7121 Bücher an, während 36 782 Briefe, 37 697 Zeitungen und 610 Bücher abgeschickt wurden. Die Dampfer der Australasian Steam Navigation Company verkehren regelmäßig zwischen Suva und Rabaua oder Rabaua, wo die Postdampfer der Pacific Mail Steamship Company anlaufen.

Vier Zeitungen erscheinen auf Fidschi: die Royal Gazette, das Amtsblatt, so oft es nötig erscheint, der Argus wöchentlich einmal, die Mata in der Sprache der Eingeborenen gelegentlich, und die „Fiji Times“ zwei Mal die Woche. Doch wie könnte bei der geringen Anzahl von Weißen ihr unternehmerischer Eigenthümer bestehen, wenn er den spärlichen Verdienst nicht durch Verkauf von allerlei Schulbüchern, Völkertafeln und Kalendern, Gebetbüchern und Bibeln, Wörterbüchern und Atlanten, Nähmaschinen und Sämereien zu ergänzen vermöchte? Man könnte aus den Anzeigespalten lesen, daß sich hier amerikanische und englische Interessen betreiben und bekämpfen. Beware of Vile American Counterparts! ruft ein Quacksalber in der einen Spalte, während in der andern amerikanische Wägen als jedes englische Fabrikat übertrieben angepriesen werden. An dessen wird die „Fiji Times“ außer in ganz Australien mit allen Inseln auch noch in America, dem Vereinigten Königreich und dem Continente Europas gelesen. Das besagt wenigstens eine ganze Spalte des in größtem Format gehaltenen Blattes und schließt daran die Mahnung an den Leser, zu ammonircn.

Man spricht sich auch sehr offen aus. Die Frage über die Lage der neuen Hauptstadt ist längst entschieden. Suva ist entzogen, der Sitz des Gouverneurs geht nach Suva an der Südküste von Pitti Lewa. Natürlich sind die Vorleser darüber getuschelt ungelassen, und Sir Henry Gordon, der den Grafen von Carnarvon zuerst für diesen Wortschiff gestimmt hat, erhält eine lästige Wäsche für seinen Kopf.

Ein hoher Vorgesetzter führt aber weit schlimmer. Als Casabau oder Thalombau die Bügel der Regierung in die Hände der Bevollmächtigten ihrer britannischen Majestät niederlegte, gab ihm Sir Hercules Robinson das Versprechen, seine Forderung von 1500 Pf. St. jährlich für seine eigene Person und eine angemessene Person für seine Wittve nach seinem Tode würde ihm gesichert werden. Der Gouverneur von Neu-Süd-Wales handelte hierin nur dem Wortlaut seiner Vollmacht gemäß. Aber der Graf von Carnarvon im Colonialministerium in London dachte anders. Ihm schien der Preis von 80 000 Pf. St., den England durch Ueber-

nahme von Thalombau's Schuld gezahlt hatte, schon hoch genug. Zudem war das Versprechen nicht schriftlich und nur an einen Häuptling von Widen gegeben und man konnte vielleicht billiger wegkommen. Und mit echtem Krämergeist giebt er dem Gouverneur in seiner Depesche von Downingstreet zu verstehen, daß es vielleicht besser wäre, man gäbe weniger, vielleicht Nahrung und Kleidung und wenig Geld; mit der eventuellen Königinn-Wittve kann er gar keine Sympathien haben, und die jungen Prinzen zu unterhalten scheint ihm vollends der beste Lustm. Wenn nun freilich das Ehrenwort eines englischen Gouverneurs und Weltmanns gegen die Verwirklichung dieses Treubruchs stand, was Nummerte das den sehr ehrenwerthen Grafen? Die englische Regierung hatte ebenfalls, wie schon bemerkt, die Schulden des ehemaligen Königs übernommen. Aber auch dieses Versprechen erklärt der Colonialminister in Downingstreet für nicht bindend. Zwar will er den Gläubigern ihr Geld nicht gerade vorenthalten, aber ihre Ansprüche sollen erst nach genauer Prüfung anerkannt werden und ferner sollen die Creditoren lernen, daß nicht ihr Recht, sondern nur die Gnade der englischen Regierung, in erster Linie wohl Sir Gerritschkeit, ihnen Aussicht auf Wiedererlangung ihres Eigentums giebt. Wo bleibt da das gerühmte englische fair play? Und so fragt auch der Händler und Krämer in Fidschi, dem diese Ungerechtigkeit um so klarer einleuchtet, als die Spionage Sir. Majestät des Cr.-Königs ja hoch schließlich in seine Taschen fließen muß, der Graf soll nicht allein Thalombau, sondern auch ihn selber am Vermögenden schädigt. Sir Arthur Gordon, der Gouverneur der Inselgruppe, hat sich wohl gekümmert, durch Bestätigung der schmähsüchtigen Rathschläge seines Vorgesetzten in ein Wespennest zu stehen, das Haupt eines Gouverneurs ruht ohnehin nicht auf Rosen.

Doch ist auf den Fidschi-Inseln der Gouverneur vollkommen unabhängig von seiner nächsten Umgebung. Er ernannt die vier Minister, welche jährlich 500 Pf. St. Gehalt empfangen, sowie die Befehlshaber Versammlung, welche die Beratungen berät. Mit absoluter Gewalt besetzt, ist er nur durch seine Instruktionen von England gebunden. „Das Volk“ (circa 1500 weiße Männer, Weiber und Kinder), sagt ein constitutionell gesinnter Redner, „das Volk hat hier keine Rechte!“ Nur das eine Recht hat es — und es macht davon durch die locale Presse einen ziemlich ausgeprägten Gebrauch — zu rathonniren. Die Nichtsthirn schreiben amerikanischen Einflüssen nicht unzugänglich zu sein. Diese Tiraden, welchen man in den Parlamentsreden begegnet, erinnern sehr lebhaft an Jantse-Großsprecherer oder auch an australischen Großredner. Kaum sühnt der junge Melling die kleinen Mißgehehen, so meint es, es könne sich auch durch die Welt schwingen. Weil die Stütze nicht brüch, so denkt man, sie sei entbehrlich.

## G h a c - W o e l .

Der Franzose Le Plongeon, welcher bei Ulmal und anderen Ruinenstätten im Innern Mexicos — so weit es die von Jahr zu Jahr gestärkter werdenden freien Mayas gestatten — Forschungen und Ausgrabungen unternommen hat, war vor Kurzem so glücklich, die interessante Statue von Ghar-Woel dem Schöße der Erde, die sie seit Jahrhunderten vor der Zerstörungswuth der Spanier gnädig beschützt hatte,

zu entreißen. Hinsichtlich der merkwürdigen Umstände, welche Herrn Le Plongeon zur Auffindung dieses längst vergrissenen Bildwerkes geführt haben müssen, müssen wir auf diesen Alterthumsfreund selber verweisen, der schon seiner Zeit die Ergebnisse seiner vucateischen Forschungen kund geben wird.

Einschweilen jedoch veröffentlichen wir hiermit ein getreues

Bild der Statue, welche alsbald nach der Auffindung — nicht ohne Widerstreben der Bevölkerung Tzacatan's, die sich ungern die Reste ihrer glorreichen Vergangenheit entführen läßt — nach Mexico gebracht und im Hofe des Museums im Palacio Nacional, woselbst seit einigen Jahren die in der Hauptstadt zerstreut grossen Altärethümer eine würdige Unterkunft gefunden haben, aufgestellt wurde.

Das etwas überlebensgrosse Steinbild stellt Chac-Mool in liegender Stellung dar und hat ein cybndrisches Loch in der Mitte. Diese Form ist nicht ungewöhnlich unter den

Sculpturresten Mexicos. Im selben Hofe des Museums befindet sich ein ähnliches Steinbild, das mir aus dem Thale von Anahuac zu stammen scheint, ebenfalls mit einem Loch in der Mitte, das zum Tragen einer Fahnenstange, eines Beleuchtungsapparates oder zu einem sonstigen Zwecke gedient haben mag.

Da wir übrigens gerade vom Museum von Mexico sprechen, so erlaube ich mir noch die Mitteilung einer zweiten Erregungsschicht, welche sein derzeitiger Director, mein gelehrter Freund Herr Gumersindo Mendoza, für dasselbe ge-



mocht hat durch den Ankauf einer prachtvollen Obsidianvase, welche aus Tezcoco stammt und bisher im Besitze eines Privatmannes gewesen war. Diese etwa zwei Decimeter im Durchmesser große Vase, welche einem der kunstsinigsten Könige Tezcocos angehört haben mag, ist aus einem einzigen Stück schwarzen Obsidians — itzeli, wie ihn die Azteken nennen — mit solcher Meisterschaft geschliffen, daß sie wie kaum ein anderes Ueberbleibsel einen Glanz auf die ganze Pflanzungsline jener alten, von Spanien so schwer verunkerbten Völker wirft. Selbst die geschicktesten Steinschleifer Europas würden in Bewunderung gerathen beim Anblick dieses Kunstwerkes, das in Anbetracht der Sprödigkeit des Obsidians doppelt schwer auszuführen gewesen sein muß.

Die äußere Verzierung des Gefäßes stellt einen Affen dar, dessen Kopf mit großer Geschicklichkeit frei gearbeitet ist, während seine Glieder sich der runden Form der Vase, beziehungsweise seinem angedehnten Leibe, zierlich anschließen. Der Schwanz des Thieres läuft als Saum um den oberen Rand der Vase herum und ist dessen Ende an der dem Kopfe entgegengesetzten Seite der Vase frei gearbeitet, so daß er zugleich als Henkel dient.

Die Augen waren, wie sich an den Höhlungen vermuthen läßt, wahrscheinlich aus Edelsteinen gebildet, die jetzt verschwunden sind, wie desgleichen die wohl goldenen Verzierung, deren früheres Vorhandensein aus den Lötlöchern in den Ohrklappen nachweisbar ist.

Eine Zeichnung oder Beschreibung kann einen solchen Gegenstand, dessen Hauptverdienst in der wunderbaren Vollendung der Ausführung liegt, schwer veranschaulichen, man muß ihn selber gesehen haben, um ihn würdigen zu können. Daß es sich aber um etwas wirklich Werthvolles handelt, kann man daraus entnehmen, daß die mexicanische Regie-

rung, welche bekanntlich für Kunst und Wissenschaft durchaus nicht zu viel ausgiebt, doch biermal 500 Pesos gezahlt hat, um durch diese in den Annalen der modernen Geschichte Mexicos noch in bagewesene Großmuth ein solches Meisterwerk der alten ostelischen Obidianindustrie dem Lande zu erhalten. T. Vater.

## Aus und über Arabien.

Von A. Zehme in Frankfurt a. d. D.

### VI.

Die Anzeichen mehren sich, daß für die Erforschung der Halbinsel wieder Opfer gebracht und Männer gefunden werden, die dem unnothbaren Velle Auge in Auge zu sehen begehren. Dazu gilt es freilich nicht in den zum Theil schon international gewordenen Küstenplätzen hängen zu bleiben oder höchstens einige Meilen landein zu wandern. Wer diese mündliche in ihrer Wüste auf sich beschränkte Nation, die demokratisch und ritterlich zugleich ist, ganz kennen lernen will, muß unvorsichtiger sich nach Nedsched, dem Centrum der Halbinsel, aufmachen. Das geht aber nicht in wie auch immer wissenschaftlich gestifteten und auffälligen Expeditionen, denen dort schwerlich weder Geld und gute Worte noch durch Wassengewalt die Wade gesichert sein würden. Von Stamm zu Stamm, so zu sagen durch Empfehlung weitergehen, könnte etwa ein Einzelnr, z. B. als lycischer oder ägyptischer Handelsmann, als Pferdehändler oder ähnliches, vom Westen aus in das Hochland gelangen. Von Oten her ist zwar der Zugang bis nach Riad, der Hauptstadt des centralen Staates, nach der Erfahrung zu urtheilen, nicht so gefährlich, weil Uferz und durch menschennamne Bezirke südernd. Wer aber dann weiter nach dem Hedschas hin wollte, würde dem gefährlichen Misteuen der Stämme begegnen, bis er in der Nähe der Küste des Rothcn Meeres in die Region der größten Sicherheit gelangt. Denn die Sicherheit des Reisenden auf der Halbinsel scheint zu seiner Entfernung landeinwärts von den drei Küsten und der nördlichen Wüste im umgekehrten Verhältnis zu stehen.

Um so größeren Lobes würdig sind Unternehmungen, deren Ziel die Auffindung des hochbegabten aber verkommenen Volkes in seinem eigensten Heimathis- und Wanderbezirk ist. Kurz zusammengefaßt sind folgende aus den zwei letzten Jahren mir bekannt geworden:

1876: Dr. Peters's Besucht die heißen Quellen von Beshkir in Oman.

Oberst Miles geht von Sohar in Oman nach Birema, das schon seine Beziehungen nach Nedsched hat.

1877: im Frühling: Capitän Burton macht die erste Reconnoissancezreise nach Weidlich südlich von 'Alaba am Arabischen Meerbusen.

Im December unternimmt er die genauere Durchforschung des Gebietes von der Küste landein bis Wadi Dauna, ferner bis zu dem vulcanisch entfallenden District Marwah.

Erpember bis November: der Italiener Reajo Manzoni durchzieht die Strecke von Aden nach Sana'a.

1878: Der Engländer Doughty mehret im September aus Tschedda seine glücklich vollendete Wan-

derung von der Westküste über Teima nach Kasim und über Taif, südlich von Meffa, zurück.

Der Franzose Masqueray begiebt sich nach Südarabien, um die Secte der Abadia kennen zu lernen. Ich könnte vermuten, daß damit die omanischen Wajabi (Wabiya) gemeint sein sollen, von denen man als von einer Secte reden darf.

Reajo Manzoni tritt am 15. Juni eine zweite Reise von Aden aus wiederum mit dem Stützpunkte Sanaa an und zwar über Lahebsch nordwestlich nach Tees (also Taizz), südlich nach Dhobaneh, westlich nach Rodha, nördlich nach Hebid, nordnordwestlich nach Hedbeida an der Küste, ostnordöstlich nach Me'nacha, nordöstlich nach Sanaa (1. August). Der Weg ist durch andere Reisende bekannt, am wenigsten der erste Abschnitt von Lahebsch bis Taizz und Dhobaneh, den freilich Setzen und zwar umgekehrt gemacht hat. Von Hedbeida ist auch Halzey über Me'nacha nach Sanaa gelangt. Hinsichtlich Dhobaneh bemerke ich, daß es Malqan's Dohhan im Gebiete der Dohschira ist, südöstlich am schönen Sadder-Gebirge, das demnach der Italiener überstiegen haben muß. Ueber die Reise wird Cora in seinem Kosmos demnächst Genaueres unter Beilassung des Itinerars und einer Karte berichten.

Von Doughty und Masqueray weiß ich noch nichts Genaueres mitzutheilen, die Wanderungen der Uebrigen sind dagegen in dieser Zeitschrift schon besprochen, die zweite Manzoni'sche soll es hoffentlich werden. Von Doughty darf man gespannt sein Näheres zu hören, obwohl auch er nicht im Staude gewesen zu sein scheint, Dohschir oder Madain Taizh zu erreichen, die alte Tragödiestadt des mythischen Volkes der Thaumudder im einst berühmten Wadi el-Kera.

Was Burton's Expedition nach dem alten Lande Midian betrifft, so brauche ich, wie gesagt, ihre bisher bekannt gewordenen Resultate hier nicht zu wiederholen; nur einige Beziehungen derselben zu den Forschungen Wallin's, des classischen Wanderers durch die Gebiete zwischen dem Rothcn Meer, Schammar und Kasim und dann bis an den Euphrat will ich kurz andeuten. Ostlich von Weidlich und nach Uberschreitung des Randgebirges, also des Schefa, gelangte Burton in die Hochfläche Dimsa mit bedeutender abfallender Erhebung. Wallin ist nun gerade vor 30 Jahren, 1848, gleichfalls von Weidlich nach Oten über das Schefa-Gebirge gewandert und zwar durch die Pässe Difat



e-Salut und Nash e-Samawin. Dann führte ihn der östliche sanftere Abzug durch Wadi Khamin in die Ebene el-Disma, die aus nicht unfruchtbarer Sande besteht. Burton scheint also den gleichen Weg verfolgt zu haben. Auch er hat die Waage noch drei angestrichen, wie seinertit Wallin bei diesen und den Menu Ain goldliche Aufnahme fand. Burton dagegen mußte sich vor den Waage zurückziehen, mit weichen er östlich von der Disma in der dolatitischen Landeshoch Marasch zusammenfiel. Das nötigte ihn nach Süden abzubiegen, dann wieder nach Westen, während Wallin einst durch die Balkar-Ebene östlich auf die Wüstenstadt Tebul losging, weiter nach Teima, wohin also, wie oben gesagt, nun auch Doughty gelangt ist.

An der Westküste Arabiens interessiert und begründet alles, was auf die Wallfahrtsstätten der Moslim Bezug hat. Nach einer vergleichenden Statistik der Pilgerbesuche im Heilthum soll die Zahl der in Djeddah gelandeten Pilger betragen haben 1875: 35 279; 1876: 38 759; 1877/78: 44 718; und zwar aus dem Indischen Ocean: 18 024, aus dem Persischen Oell: 3566, aus den Küstländer des Roten Meeres: 3307; über Suez aus der Türkei: 3271, aus Aegypten: 7599, aus Nordafrika und Mittelafrika: 8951. Die Pandtarawanen haben außerdem etwa 25 000 Pilger gebracht, so daß deren Gesamtzahl im letzten Jahre an 70 000 betragen hat.

Was den Seeverkehr in den arabischen Häfen am Roten Meere betrifft, so stellt sich ihre Vetheiligung am türkischen Gesamtseehandel für 1876/77, wenn Stambul 27,49 Proc. darstellt, Djeddah auf 1,21 Proc., Sodeida auf 0,48, Yedeia auf 0,09, Kunsjude auf 0,08, Mocha auf 0,07, Lith auf 0,05, Amecan ebenso. In den Häfen von Djeddah sind in der gleichen Zeit eingelaufen: 211 Dampfer, 1426 Segelschiffe, mit einem gesammten Tonnengehalt von 238 823.

Eine wunderliche Thatfache lese ich in Bezug auf Perim, das vulcanisch gehobene und öde Eiland in der Bab-el-Mandeb-Enge, das die Engländer seit 1857 wieder besetzt und mit einem Leuchthurm versehen haben. Dort nämlich wie in Aden sollen alljährlich beim Monatswechsel im October oder November unermessliche Mengen todtter Fische an den Strand gespült werden, eine Landplage, welche mehrere Tage dauert und während deren jedermann auf Perim bei der Verschattung der luftverpehenden Cabaner Hand anlegen muß. Wahrscheinlich, meint Lieutenant King, sei das Sterben der Thiere einer Aenderung der Electricitätsverhältnisse in der See um jene Zeit zuzuschreiben. Vielleicht läßt ein Kenner der Meereshypothese die Sache entscheiden auf. Aber dehnbarer als was wir seit Langem über Arabien und seine Bewohner zu berichten hatten ist die aus Damask zu uns gelangte Nachricht von ersthaften Erhebungen wichtiger Stämme im Osten und im Südwesten der Halbinsel gegen die türkische Occupation. Ich sehe, daß auch solche Setzungen, deutsche und französische, deren Spalten sich sonst von jeder Nachricht über Arabien rein halten, von der Sache Notiz nehmen. Hauptächlich ist es nun die Anfang November gelommene Nachricht, auf welche wir fußen: da sie aber das merkt, was ein sorgsamer Beobachter seit geraumer Zeit erwarten mußte, so genügt sie, um allein schon glaubwürdig zu erscheinen. Dabei ist es erlaubt, eine gewisse Verwunderung zu empfinden, daß die ein Decennium lang, wenn auch nur von einer „deutschen Studirprobe“ aus, fortgesetzt geübte Aufmerksamkeit auf die arabischen Zustände sich weniger hinsichtlich der türkischen Kulturmission in Arabien getüschelt hat, als man sie glauben. Die türkische Wirksamkeit erweist sich, woran die auf genügender Kenntniß ruhende Beurtheilung niemals zweifelte, auch hier als heil-

los, nicht die Türken an sich, die wie die Mitglieder jedes andern Volkstammes im Durchschnit ganz erträgliche Menschen sind, wohl aber das regierende Element. Warum wäre es nun optimistische Selbsttäuschung, wenn man die Spuren neuen und zwar staatlichen Lebens in einem großangelegten Werke — und sie sind es denn doch thatächlich und handgreiflich für den, der sich darum Nummern will — als Beweis dafür ansieht, daß dieses Volk, immerhin um 8 Millionen Menschen, jetzt noch nicht dazu bestimmt ist, im Vorkampfe ums Leben unterzugehen, geschwehe durch eine in ihren oberen Schichten ungelände Nation, wie es die Türken sind. Man müßte die glünstigen Urtheile nüchternere Reisender nicht kennen oder nicht beachten, wenn man seine vorgefaßte Theorie von den zum Unterzuge bestimmten Völkern für richtigere halten wollte als die von jenen Männern berichteten Thatfachen. Ich komme immer wieder darauf zurück, daß die Engländer die durch weitestgehende morgenländische Politik und zugleich durch Machtmittel am meisten befähigte europäische Nation sind, um in Südwest-Asien bessere Zustände und zwar trotz der Türken zu schaffen. Und die englischen Staatsmänner scheinen das doch auch zu meinen. Der ist Uppern etwa nicht eine Etappe auf diesem Culturwege? Der ausgebreitete leider in der Wüste der Jahre jüngst hingerastete Kenner Afriens, Prof. Childers in London, also ein Engländer und Orientalist, hielt jenen als Resultat der Betrachtung der neuen arabischen Geschichte 1875 von mir in aller Deutlichkeit formulierten Gedanken für richtig, so daß er wegen der begründeten Prämissen das damals erschienene Buch ins Englische überetzen wollte. Und er kannte Süd- und Westafrika so gut wie er.

Aber ich hätte brinake vergessen, daß ja schon Midhat Pascha nach Syrien als Generalgouverneur gesendet worden ist und natürlich in Kürze die nördlichen Araber zu Paaren treiben und unter die osmanische Staatsgerichtsbarkeit bringen wird. Wer das glaubte, müßte die reformatorischen und bramarbashtenden Nebenarten, die man in Stambul liebt, für bare Münze nehmen, was man sich denn doch endlich abgemüht haben könnte.

Fretlich müßten die Engländer sich die Stimmung der Araber geminnen, was einzelnen von ihnen im Laufe des letzten halben Jahrhunderts gut genug gelangt ist. Daß diese Politik schließlich auch für ihr Vordringen zu den wichtigsten mosammedanischen Element in Indien von günstigen Einfluß wäre, darf wohl mit Recht angenommen werden. Wollten sie freilich den Türken helfen, Jemen und el-Hadsa zu kändigen, dann wäre nur neuen blutigen Kämpfen entgegenzusehen und auch dort das Menschenmorden in Vermeidung erklärt — und zu welchem großen Zweck? Um den zerbröckelnden Osmanenstaat gegen die Russen noch einige Jahre zu den Weinen zu halten. Eine so impotente Betrachtung der Weltpolitik kann man aber auf die Dauer kaum für möglich halten.

Wie denn nun auch sei, die Araber erheben sich, wie es scheint, in den wenigen und schmalen Küstengebietern gegen die Türken, wo diese sich durch Wassergewalt einigermaßen festgesetzt hatten. Der Kern der Nachricht ist, wie ich zunächst ohne Correctur der historischen Irrthümer mitzutheilen, daß Abdallah Ibn Feisal — denn Feisal ist selbstverständlich Drude, Schreibfehler oder Irrthum — der mächtige Häuptling eines den Türken seit geraumer Zeit unterworfenen Stammes, Führer der Bewegung sei. Die türkischen Behörden hätten den Hauptort von Reschid, also Khab, und die anderen größeren Oertlichkeiten der Provinz verlassen und sich zurückziehen müssen. Ueberlackerung komme dieser Auffstand nicht; es müsse im Oestgenheil Wunder nehmen, daß er im Hindid auf die auch in dieser Gegend sich

geltend machende türkische Mißverwaltung nicht schon längst ausgebrochen sei. Man kenne in Damask allgemein die Beschwerden der Bewohner der Provinz Rehsch, die erst vor fünf Jahren durch den ehemaligen Kriegsminister Rehsch Pascha der Herrschaft des Sultans unterworfen worden sei. Diese Provinz, von der mächtigen Secte der Wahabi bewohnt, habe länger Zeit unter dem 1867 gestorbenen Herrscher und Häuptlinge Feisal (selbstverständlich wieder Feisal) gestanden, der mehr als einmal sogar die heilige Stadt Medina besucht und den Emir dieser Stadt genötigt habe, den Schutz des Sultans Mahmud anzurufen. Es sei kein Geheimniß, daß die zahlreicheren Anstöße der Wahabiten sowie deren Einfälle in die Provinzen Hedschas und Jemen offen von den Engländern ermutigt worden seien. Dies sei schon im Jahre 1836 geschehen, als der Scheich Abd el Ghaleb, von den Wahabiten bedröht, sich nach Djeddah zurückgezogen habe. Die Engländer hätten nämlich gehofft, der Scheich werde sich an sie um Hilfe gegen die Wahabiten wenden, und hätten zu diesem Zweck bereits 3000 Mann in Kaliz ausgeschifft. Als lokaler Kosim habe Ghaleb sich jedoch an den Sultan Mahmud gemeldet, der ihm in der That Hülfstruppen von Ägypten geschickt habe, so daß den Engländern das Nachsehen geblieben sei. Als nun Mohammed Ali von Ägypten, nachdem er auf Befehl des Sultans die Wahabiten zurückgewiesen, bemerkte, daß Ghaleb allgroßes Ansehen im Lande genieße, habe er ihn ergreifen, fesseln und an Bord eines türkischen Kriegsschiffes nach Saloniki mitführen lassen, wo er durch Krankheit oder an Gift gestorben sei. Nach der Pacificirung Centralarabiens habe nun Mohammed Ali der Pforte gerathen, den Scheich Mahmud Ibn Kaum, einen Nachkommen des Amans Passan Riaka, zum Scheich von Medina zu ernennen. Diese Maßregel habe große Erbitterung im Lande zur Folge gehabt, so daß Sultan Abdul Medschid alsbald nach seiner Thronbesteigung (das wäre also bald nach 1839!) wieder den Sohn Ghaleb's, Abdul Mutallib, als legitim in Hedschas einsetzte. Diefem habe es nicht gefallen, daß die Pforte die Engländer an der arabischen Küste zulasse, und er sei so weit gegangen, den heiligen Krieg gegen die Türken zu predigen. Vertrahen und geschlagen sei er 1850 nach Konstantinopel gebracht, jedoch sechs Jahre später unter der Bedingung als Emir von Mekka wieder eingesetzt worden, daß er den Hatti Humajum Abdul Medschid's „in Arabien verlaubar“: Aber Mutallib habe sich schließlich dazu nicht verstehen können und sei gefangen in Konstantinopel geflohen. Auf den König Vord Rebschiff's sei nun der Sohn Ibn Kaum's in Hedschas als Emir bestatigt worden und nach dessen Tode sein Bruder Duffein. Diese Eingriffe in die Erbträge der Familie Passan Riakas könnten die Scheichs in Hedschas den Türken noch immer nicht verzeihen und, da die männliche Nachkommenschaft dieses Fürsten der heiligen Erde noch immer 85 Familien zähle, so sei die Zahl der Feinde der Türken schon dadurch eine erhebliche.

Die Ungeschieden nun verheißt ihre Feinde über die letzten Unglücksfälle der Türken nicht. Von gleichen Gefühlen seien die Stämme Harb, Beni Harnub (Doub begreiflich ein Fehler statt Beni), oder ein Stamm Harnud ist in Arabien überall unbekannt), Rodel (die südöstlich von Mekka wohnenden Hobheil), Beni Passan (also Beni Passan) und Teiba besetzt, die zusammen 100 000 Streiter stellen könnten. Die Araber in Hedschas spotteten öffentlich über den Sultan. Schon seit längerer Zeit berichte der Militärgouverneur von Medina, Hales Pascha, daß seine Vage unhaltbar werde. In Jemen, wo die arabische Bevölkerung neuerer Beschwerden habe, sei die Erbitterung gegen die Türken noch härter. Vor fünf Jahren hätten sie zwei Expeditionen in diese Provinz gemacht und sich

der Stadt Sanaa bemächtigt, die erste Expedition unter Medschid Pascha, der das Land verwüstet und verdrängter Weise bei einem Paulet in Weida (es wird wohl Reida heißen sollen, also Ghedda in Äth) vierzig arabische Scheichs habe ermorde lassen, darunter den Emir von Äth. Dessen Bruder, Rafiz, mache nimmermehr mit den Wahabiten gemeinsame Sache in Verurückung der Türken. Diese wagten sich nicht mehr aus ihren Garnisonplätzen heraus. Der Nachfolger Rebsch's, Nuchtar Pascha (der bekannte Generalissimus in Äfen, von den Russen im November 1877 bei Karak geschlagen), habe durch Gewaltsamkeit und Treulosigkeit abermals der Bevölkerung Anlaß zu Beschwerden gegeben. Bemerkenswerth sei, daß auch die Engländer, als Beschützer der Türken, bei den Arabern verhaßt wären. Die Scheichs von Sanaa und Umgegend (in Sanaa giebt es nur leider keine mehr!) predigten offen den heiligen Krieg gegen die Türken, und der Militärgouverneur von Jemen, Äsim Nustapha Pascha, habe sich wiederholt beregend an die Pforte um Verstärkungen gemeldet. Binnen Kurzem dürfte ganz Arabien für die Pforte verloren sein.

Soweit die Nachricht, die, wenn sie gesagt, ihren Ursprung wohl in den Kreisen eines mittel-europäischen Consuls in Damask haben mag. Das Wichtigste an ihr leuchtet ein, nämlich die Combination von Angriffen gegen die Türken im Nordosten und im Südwesten und zwar nicht ohne das Bindglied der Wahabi. Die crassen historischen Irrthümer der Correspondenten werden dem leicht auffallen, der die auf Arabien bezüglichen Aufsätze in dieser Zeitschrift seit 1874 oder etwa „Arabien und die Araber seit 100 Jahren“ einer Beachtung gewürdigt hat. Der schlimmsten Fehler ist, daß die politische Thätigkeit des Großschihs Ghaleb in die letzten Jahre des Sultans Mahmud verlegt wird, während sie in die Zeit der großen Wahabi-Fürsten im ersten Decennium des Jahrhunderts fällt. Ghaleb ist 1816 gestorben und lamt also 1836 nicht mehr mitzählen. Daß Abdul Mutallib der Sohn Ghaleb's war, ist richtig. Mit Ebn Kaum dürfte Ebn Kaum gemeint sein, den ich im „Globus“ (XXXI, No. 7) gelegentlich als Großschihs genannt habe.

Neu und aussälig unbegründet ist die Art des Heranziehens der Engländer in die turkisch-arabischen Kriege gegen die Wahabi, deren wichtigster in die Jahre 1815 bis 1818 fällt. Ibrahim von Ägypten, der Maria eroberte, hat englische ihm angebotene Hilfe damals zurückgewiesen, aber nicht der Großschihs Ghaleb, der in jenen Jahren der ersten und blutigen Entscheidung gar nicht mehr in Betracht kam. Und dieselben Engländer sollen die Wahabiten unterstützt haben! Und gegen die Türken!

Daß ferner der Großschihs von Mekka gelegentlich als Scheich von Medina figurirt, ist auch eine absonderliche Verwirrung, und anders ähnlich.

Aber immerhin bleibt der Kern von Wahrheit für den aufmerksamen Beobachter klar: Abdallah, Feisal's Sohn, ist und bekannt (s. „Globus“ XXIII, No. 23, XXXI, No. 7), der spätere, fanatische Bruder des lebensfrohen Saub, von welchem er in einem Kampfe um die Nachfolge im Sultanat von Riad besiegt sein sollte. Darans, daß er jetzt als Führer der Bewegung in Rehsch genannt wird, scheint zu folgen, daß er entweder den irgendwo vacant gewordenen Thron wieder inne hat oder als Parteilager selbstständig oder unter der Regierung seines Bruders Saub gegen die Türken auftritt.

Ueber die fälschliche Annahme, welche die Türken aus durchsichtigem Grunde dem Namen Rehsch geben, brauche ich wohl kein Wort mehr zu verlieren: sie haben im Anfang der 70er Jahre (s. „Globus“ XXIII, No. 23) ein Etid

Rüstenreich am Persischen Golf mit den Hauptstädten Rafif und Hofhuf besetzt und nennen das Nebfchah, was el-Hafa ist. Das Hochland Nebfchah haben sie nie besessen und wenn man sogar in Damask auf ihnen einreisen läßt, sie hätten Niad in Aid jezt räumen müssen, das sie nie gehabt, so ist das ein Beweis der unglücklichen Verhöhnung der Wahrheit Seitens der türkischen Bulleinfabrikanten.

Eine noch etwas später datirte oder Alexandria gefomene Nachricht bringt noch eine weitere Bestätigung: danach soll mit Nebfchah das Gebiet der Montefit am Euphrat gemeint sein und ein dortiger Araberaufstand dem osmanisirten Schich Raffif Pascha haben, den die Porte zum Gouverneur des neuen Bilajets am Schatt gemacht hatte. Ueber diesen Raffif Pascha habe ich im 29. Bande, No. 19, des „Globus“ berichtet. Er soll im Frühjahr 1878 kurzer Hand von den Arabern des Bilajets als ihr Nachfolger nicht mehr anerkannt worden und die Montefit also wieder unabhängig sein.

In Bezug auf die Lage der Türken in Yemen vermischt der Damaskus-Correspondent den allerdings wahrscheinlich auch problematischen Frühling derselben in Afsir mit dem in Yemen. Seit 1872 ist übrigens Sanaa thatsächlich in türkischen Händen gewesen; mit welchem Erfolge in Bezug auf die Erwerbung der arabischen Sympathien, darüber spricht der Correspondent sich ja mit anerkennenswerther Deutlichkeit aus. Wir wissen dergleichen schon; f. „Globus“ XXIX, No. 19; XXXI, No. 7.

In den von ihm benannten Stämmen, den Darb u., erntet der dasselbe Interessirte leicht alle Velanue wieder, deren Wesen und Wohnsitz zwischen Medina und Meffa feinerzeit in „Arabien und die Araber“ besprochen worden sind.

Noch im letzten Augenblick kommt uns die Pera-Correspondenz vom 13. December 1878 in der Augsburger Allgemeinen Zeitung zu Gesicht, welche in Bezug auf den Mißbrauch des Namens Nebfchah Seitens der Türken — nämlich bei ihnen das Land zwischen Bagdad, Basra, Bahrein und Maskat (soll wohl heißen Oman) — zwar nichts Neues sagt, aber doch zu der Geschichte der Unabhängigkeitskämpfe gegen die Türken ein wichtiges Moment feststellt, nämlich daß der oben und schon früher öfters von mir in dieser Zeitschrift genannte Montefit-Schich, Raffif-Pascha, wieder

die Partei seiner arabischen Landsteuere ergriffen und el-Hafa, in der Correspondenz eine Stadt, von den Türken gefoltert habe. Dort hätte dieselbe, als unter dem zweiten Nachfolger Mithat Pascha's, dem jezt verbannten Ribef Pascha, auf dessen Kaffa die ganze neue Provinz, soweit sie auf arabischem Boden lag, erräumt worden sei, nur eine sehr unbedeutende Truppenzahl zurückgelassen. Raffif scheint diese übermäßig zu haben, so daß demnach der Strand Arabiens nicht nur im Aufstande, sondern sogar frei von den Türken sein müßte. Was nun el-Hafa als Stadtname betrifft, so hätte der Correspondent gut gethan, wenn er sich erinnert, daß el-Hafa der Name des Landes ist, der nach arabischer Gewohnheit wohl auch auf die Hauptstadt übertragen werden kann: welche der beiden als die wichtigsten Städte el-Hafas geltenden ist nun aber gemeint, Rafif oder Hofhuf? Im 23. Bande des „Globus“, No. 23, habe ich die Einmischung beider Städte durch die Türken im Jahre 1871 nach den türkischen Bulleins erzählt. Damals legten sie auf Hofhuf besonders Werth. Gernug, el-Hafa scheint nicht mehr unter dem Namen Nebfchah mit Basra, Montefit-Gebiet, Hille und Amara zusammen das neue von Bagdad abgerentete Bilajet zu haben, worüber ich „Globus“ XXIX, No. 19, berichtet habe. Der Pera-Correspondent erzählt diese Scheidung, die schon im Jahre 1875 erfolgte, etwas anders: er nennt als Theile des neuen Bilajets Basra, Kerbela, Montefit und Nebfchah. Jetzt sei nun Basra wieder mit Bagdad vereinigt. Kurz auch diese jüngste Nachricht aus Stambul beschäftigt in der Hauptsache die obige Damaskus-Correspondenz und dadurch, daß sie die Luruchen in Bisfah und in Yemen als von dem Wahabi-Staate im centralen arabischen Nebfchah hervorgerufen darstellt. Die gelegentliche Mittheilung des Pera-Correspondenten, daß auch der Schich von Bahrein und der Sultan von Maskat sich jezt günstig den Engländern in die Arme geworfen hätten, nachdem sie bereit gewesen, sich mit dem Sultan des osmanischen Reiches zu verbünden, kommt wohl etwas verspätet. Dazu vergleiche man nämlich „Globus“ Bd. XXIX, No. 19, und Bd. XXXI, No. 7, woraus die Suprematie der Engländer im Persischen Golf als unangefochten sich ergibt.

So weit sich heute.

## Aus allen Erdtheilen.

### Der Auszug aus den Sandwich-Inseln.

Unter obigem Titel brachte der „Globus“ (XXVIII, S. 141) eine Schilderung der Colonie der Knoschigen auf der Insel Kolefai im Hawaii-Archipel. Seitdem sind weitere neue Nachrichten über diesen Gegenstand aus Honolulu eingegangen, aus welchen in Folgendem das Wichtigste mitgetheilt sowie einige Berichtigungen mehrerer irriger Angaben in jenem Artikel beigefügt worden sind. — Der neueste offizielle Bericht des die Colonie beschäftigenden königlichen Gesundheitsamtes (board of health) ist vom Mai vorigen Jahres und meldet, daß seit Gründung derselben im Jahre 1865 bis zum 31. März 1878 im Ganzen 1827 Auszügliche nach Kolefai geschickt wurden, von welchen im Ganzen bis zu demselben Datum 1135 gestorben sind, so daß die jetzige Anzahl der in Kolefai internirten Unglücklichen 692 beträgt (gegen 900 im Jahre 1873 und 685 im Jahre 1874,

was somit trotz der großen Sterblichkeit eine kleine Zunahme seit den letzten drei Jahren ergibt). Einen schweren Verlust erlitt die Colonie im vorangehenden Jahre durch den Tod ihres Superintendenten William B. Kagobale, dessen tragische Geschichte an obiger Stelle erzählt wurde. (Zur Berichtigung muß erwähnt werden, daß derselbe weder Admiral war, denn Danowai hat kein einziges Kriegsschiff, noch Parlamentsmitglied, sondern viele Jahre als Regierungsdirektor im hawaiischen Parlaement angestellt war, wo er als hapa-haole (Sohn eines Weibes mit einer Eingeborenen) der englischen und hawaiischen Reben der Mitglieder mit wunderbarer Leichtigkeit in die respectiven Sprachen übersehte.) Während vier Jahren war er — selbst ein Auszüglicher — der wirkliche Gouverneur der Colonie und trug, als solcher, durch seine Energie, Intelligenz und Anspornung viel zur Besserung des harten Schicksals seiner Mitwideren bei, unter denen sein frühzeitiger Tod tief zu Trauer hervor-

gerufen. Zu seinem Nachfolger ist William Sumner, einer der wenigen ausführenden Weissen in Kalawao, ernannt worden. (Im Jahre 1875 befanden sich dort 1 Amerikaner, 1 Franzose, 1 Engländer und 3 Chinesen; letztern Bolle wird der Ursprung der Krankheit auf Hawaii zugeschrieben, was auch der hawaiische Name mai pako, d. h. chinesische Krankheit, zu bekräftigen scheint.) Vergl. hierüber „Die Chinesen auf Hawaii,“ Globus XXXI, S. 205. — Dagegen lebt und wirkt der französische Priester, Vater J. Damien, der einzige Nichtkranke in Kalawao, noch unter den Unglücklichen, zu denen er sich mit Anspornung seiner ganzen Zukunft freiwillig ergeben hat, um als Christ und Geistlicher ihr Schicksal zu mildern.

Die diesjährige Legislatur von Hawaii hat die Unterhaltungskosten der Colonie von 55 000 Doll., wie früher, auf 65 000 Doll. für zwei Jahre erhöht, um ihren verbrauchten Vorrath monde bisher fehlende Bedürfnisse, wie Eide, Seife und vermehrte Nationen von Fische und Medicinen, verschaffen zu können. Ferner wurde ein Jahresgehalt von 5000 Doll. (21 000 Mark) für einen gebildeten Arzt bewilligt, der sein Leben der Aufsicht und Pflege der Unglücklichen widmen will. Ein solcher hat bisher denselben gelebt, so daß, obgleich sie alle nöthigen Arzneien erhalten, leichte Krankheiten, wie Husten, Entzündungen und Dysenterien, bei den untergebenen Constitutionen der Kranken gewöhnlich den Tod zur Folge haben. Ob aber auch jetzt sich jemand mit der nöthigen Bildung finden wird, der sich für das hohe Gehalt freiwillig in das lebenslange Exil auf Hawaii verbannt, ist sehr die Frage. — Wie alle zwei Jahre staltete auch in diesem ein Comité der Legislatur in Begleitung von Vertretern der Colonie einen Besuch ab. Dasselbe nimmt übrigens keineswegs die ganze Insel Molokai ein, auf welcher noch ein paar Tausende schwarzer Eingeborenen leben, sondern es fährt ein kleiner Küstenschiff am Nordufer der Insel das Ostküsten der Küstlichen, in welchem sie auf einer Seite vom Meer und auf der anderen von den 2000 Tod hohen, schroffen Klippen, Felswänden von aller Welt abgeschlossen sind. Der Gouverneur der Insel wohnt nicht in Kalawao, da es eines solchen gar nicht giebt, sondern Molokai dem Gouverneur von Hawaii, der in Lahaina wohnt, untergeben ist. Der Bericht des Comité's meldet, daß die Mittel für die Ausföhren gut angewandt werden, daß letztere in guten Häusern wohnen und wohl gekleidet und ernährt werden, so daß sie sich so wohl befinden, als dies in ihrer traurigen Lage möglich ist. Noch immer werden Ausföhren in verschiedenen Theilen des Archipels aufgefunden und nach genauer Untersuchung im Kalili-Hospital bei Honolulu nach Molokai geschickt. Sobald der Verbannte hier angekommen, ist er bürgerlich todt, sein Verbleibum fößt an die Erben und seine Frau ist Witwe und kann wieder heirathen. Nur durch diese rücksichtslose Strenge ist die vollständige Isolation und das halbjährliche Verschwinden dieser furchtbaren Krankheit zu erwarten. — Wenn man bedenkt, daß obige Appropriation für den Unterhalt der Colonie gegen 1½ Dollars (6 Mark) auf jeden Kopf, Mann, Weib und Kind, der an und für sich armen Bevölkerung des Inselreiches beträgt, kann man wahrlich der großen Hochherzigkeit derselben keine Anerkennung nicht versagen.

H. Birgbaum.

#### Zur chinesischen Auswanderung.

Augenblicklich scheint in Nordamerika die Chinesenfrage ihrer Lösung näher zu treten, indem der Bundescongreß den Präsidenten ermächtigt hat, Schritte zur Aenderung des Vertrages mit China zu thun, welche die schrankenlose Einwanderung der Chinesen beunruhigen sollen. In gleicher Zeit ist die erste, je nach Amerika geschickte chinesische Gesandtschaft in Washington angekommen, nachdem sie in San Francisco mit wenig Zuvoorkommenheit empfangen worden war. Ob derselben ihr Tschin-lan-pin, der vor einigen Jahren den Zustand

der chinesischen Küste in Cuba untersuchte; der zweite Gesandte ist Rin-Jung-Win, der bereits viele Jahre in America gelebt hat. Der Anwalt der sechs chinesischen Compagnien in San Francisco hat einen Bericht an den Präsidenten Goussé geschickt, in welchem er angiebt, daß während der zwei Jahre bis zum 1. Juni 1878 die Zahl der zurückgekehrten und gestorbenen Chinesen um 500 Köpfe größer war, als die der eingewanderten, und daß nach den Registern der acht Compagnien die Gesamtzahl der Chinesen an der Küste des Stillen Ozeans nur 65 000 beträgt, während andere zuverlässige Berichte gewöhnlich über 100 000 zählen. Das neueste San-Francisco-Adressbuch schätzt die chinesische Bevölkerung der Stadt auf 32 000, deren Beschäftigungen sich wie folgt vertheilen: 1000 Kaufleute, 5000 Gigarenmacher, 1500 Wähler, 7000 Diensthöfe, 2500 Banquier, 1000 Tagelöhner, 2000 Schuh- und Stiefelmacher, 800 Pantoffelmacher, 1400 Spieler, 3000 Tuchmacher, 1000 Fischer und 3000 sonstige Beschäftigte; ferner 2000 Weiber von unvollkommener Beschäftigung. In der Stadt Kanfoo sollen auch bereits 2000 Chinesen leben. Von den 2082 chinesischen Kindern in San Francisco besuchen 109 die Schule. — In der englischen Provinz Victoria hat das Parlament ein Gesetz angenommen, nach welchem jeder Chinese eine jährliche Kopfsteuer von 40 Doll. zu entrichten hat, und hatte die Einführung derselben bereits begonnen, als der Obergerichtshof das Gesetz für ungesetzlich erklärte. Nach Peru ist die Kolonialwanderung auf Schwärzleuten seitens der englischen Regierung gestoppt, welche dieselbe unterlag. Im Jahre 1876 wanderten 41 000 Chinesen allein von Hongkong aus, davon 14 000 nach America und 30 000 nach Australien. Auch die japanische Regierung hat die Auswanderung nach Peru wegen der schlechten Behandlung der dortigen Kolist unterlag. Dagegen nahm kürzlich ein Dampfer von San Francisco eine Anzahl Chinesen über Panama nach Peru mit, wo sie auf drei Jahre für Zuckerpflanzungen gemietet sind. Die Gesamtzahl der Chinesen in Peru soll jetzt über 30 000 betragen. — (Vergl. hierüber „Globus“ XXIX, S. 207, XXXI, S. 205, XXXII, S. 287.) J. B.

#### Australien.

— Nächstens soll mit Unterstützung von Sir Thomas Elder, dessen Freigebigkeit die Geographie schon so viele Entdeckungsgreisen in Australien verhandelt (Woolse, Warburton, Koff und besonders Graf Giles), eine neue Expedition nach dem Innern Australiens abgehen, die diesmal unter Führung von Mr. Jek Young, dem Astronomen bei Giles' letzter Reise.

— Pflanzler in England haben ihre Aufmerksamkeit auf Beagle Bay in 16° 45' südl. Br., den Rorpeche Island gegenüber an der Westküste von Australien, gerichtet, indem sie Boden und Klima dort für Kaffeeplantagen geeignet halten.

— Die Ausrottung der wilden Kaninchen in Südaustralien, welche sich ins Unerborene dort vermehrt haben, wird jetzt energisch betrieben. Die Rabbit Meat Preserving Company in Gumbunda, einem kleinen Orte an der nach dem Murray River führenden North-West-Central-Eisenbahn, konnte im Monat Juni dieses Jahres 30 000 Stück Kaninchen einfangen. Die Gesellschaft exportirte in den letzten zwölf Monaten bis Ende Juni 1878 im Ganzen 2500 Fässer, von denen jedes 72 Pfund Kaninchenfleisch enthält, nach England, wo das Pfund mit 50 Pf. wüthig bezahlt wird. Dage kann noch ein beträchtlicher Export nach anderen Staaten sowie der Consum in der Colonie selbst. Die Company zahlte ihrer Actionären im verfloffenen Jahre eine Dividende von 20 Procent.

— Das Parlament von Victoria hat beschlossen, daß im September 1880 in Melbourne eine Weltausstellung eröffnet werden soll, zu der alle Völker der Erde mit Beiträgen ihrer Production, Industrie und Kunst eingeladen

find. Die Ausstellung wird auf einem Areal von 20 Acres oder 18 preussischen Morgen in den Carlton-Gärten, einer gleichnamigen Vorstadt von Melbourne, stattfinden, und für die Gebäude, welche nahezu fünf preussische Morgen bedecken werden, sind zunächst 70000 Pf. St. bewilligt worden. Der Bau sollte im September 1878 beginnen.

— Daß die Goldfelder der australischen Colonien und namentlich in Victoria schon seit Jahren beträchtlich geringere Erträge liefern, ist bekannte Thatsache. Der Export an Gold aus Victoria erreichte in den ersten sieben Monaten 1878 nur noch die Höhe von 191 668 Unzen, gegen 260 702 im gleichen Zeitraum des Vorjahres, was dann noch das in der Melbourneer Münze verprägte Gold zu rechnen wäre. Zwar werden noch immer dann und wann recht hübsche Nuggets aufgefunden, wie denn einem Chinesen am 23. Juni im Danolly-District ein Goldstück von 400 Unzen zufiel, und eine Compagnie aus einem Quarzstück von 300 Pfund nicht weniger als 343 Unzen reines Gold gewann. Allein solche Funde sind selten und sollten Niemanden nach den Goldstörbern sichten. Die Zahl der Digger beläuft sich zur Zeit auf 37 641, von denen 18 183 Graspäcker und 9640 Chinesen im Alluvium und resp. 14 591 und 127 auf Quarz arbeiten.

— Im Gregory North District der Colonie Queensland, welcher unter 25° südl. Br. an der südanstrahischen Grenze liegt, sind Seen von bedeutendem Umfange und in deren Nähe Salz in großen Klumpen aufgefunden worden. In Folge dessen ist diese Gegend sofort von Squatters für Viehhöflichkeit occupirt worden.

— Eine Gesellschaft erfahrener Goldgräber begab sich von Gosfown, an der Nordküste von Queensland, aus an den Coleman River, um die nördlich von diesem Flusse gelegene Gegend auf Gold zu erforschen, und war auf der Reise händigen Angriffen von Sciten der Eingeborenen ausgesetzt. Sie brachten fünf Meilen unterwegs zu und fanden an einem von ihnen nördlich vom Coleman neu entdeckten Flusse, welchen die von Gosfown benannten, Gold — nicht in reichen Adern, sondern hier und dort zerstreut.

— Nachdem in Central-Australien zwischen 21° und 25° südl. Br. und 155 und 139° östl. L. Gr. ein großes Areal von 50 000 engl. oder 2562 deutschen geogr. Quadratmeilen, welches bisher lo quiti wie unbekannt war, von Squatters für Weidewerthe in Pacht genommen, ist jetzt ein geeignetes Personal ausgesandt worden, um dies Gebiet näher zu erforschen. Die Gesellschaft wird wenigstens sechs Monate für diese Aufgabe nötig haben.

### Nordamerika.

— „Science News“ berichtet von einem im County Page in Virginia entdeckten, sehr angedeuteten und merkwürdigen Höhlencomplex, welcher in Bälde wissenschaftlich durchforscht werden soll. Wenn die darüber angehenden Berichte wahr sind, so bildet derselbe vermäße seiner Größe, Verschiedenheit, sonderbaren Formationen und natürlichen Schmucks ein wahres Weltwunder.

— Die Commission für Aufnahme des States Renpork ist mit einem Budget von jährlich 14 300 Doll. wieder ernannt worden. Unter J. S. Gardner ist schon viel vorbereitete Arbeit für ihren Zweck geschehen.

— Mr. J. A. Ober war auf zwei Jahre engagirt worden, unter den Aufsichten der Smithsonian Institution auf den westindischen Inseln naturwissenschaftliche Sammlungen und zwar speciell ornithologische zu veranstalten. Bisher hat er großen Erfolg gehabt und umfangreiches Ma-

terial eingeschickt, darunter viele durchaus neue Species und eine ganze Menge von solchen, die bisher nur durch einzelne Exemplare bekannt waren; er soll die typischen Formen von all jenen Insekten zusammenbringen, so daß ihre Vollstauung im Zusammenhang studirt werden kann. Im October soll er nach den Vereinigten Staaten zurückgekehrt sein.

— Honduras hat den Dr. R. Fr. Gaertner als Staatsgeologen in Dienst genommen, damit er die Mineral-schätze des Landes untersuche und darüber berichte.

### Südamerika.

— Die Regierung der Vereinigten Staaten von Columbia hat mit einem Unternehmer einen Vertrag abgeschlossen, welcher letztern verpflichtet, binnen 18 Monaten in der Bay von Panama einen Leuchtthurm zu errichten, dessen Licht 14 bis 16 engl. Meilen weit sichtbar ist.

— Mr. Woodbridge, der britische Consul in Französisch-Guayana, macht in seinem letzten Jahresberichte interessante Mittheilungen über die dortige Goldaubente. Das Gebiet Mana, dessen Goldgehalt bis jetzt ganz unbekannt war, ist neuerdings durch rothlose Abenteuer erschloffen worden, erschließt sich reich und wird voraussichtlich eine der reichsten Goldfundstätten werden. Im März 1877 gewann man an einigen roh eingrichteten Bahnhöfen 21 747 Gramm reinen Goldes und im April 39 662 Gramm. Indessen ist zu befürchten, daß dieser neu entdeckte Reichthum für die Colonie insofern schädlich ist, als seinetwegen überall der Ackerbau in der jämmerlichsten Weise vernachlässigt wird.

— Mit Freude begrüßen wir es, daß Friedrich Müller's „Allgemeine Ethnographie“, welche seit längerer Zeit vollständig vergriffen war, jetzt von der Verlagshandlung (Krebs & Ober in Wien) in zweiter ungarbearbeiteter und lebhaftem vornehmter Uebersetzung (8 bis 9 Hefen, zu 5 Bogen) dem Publicum dargeboten wird. Von welchem Standpunkte das Werk ausgeht, laßt schon der eine Satz. — In Betreff der Wissenschaft von Volk, der Ethnographie oder Ethnologie, hat man sich über das Princip noch nicht allgemein geeinigt, da die einen den Volksbegriff in physischen Merkmalen suchen, während ihn andere mit größtem Rechte in die Sphäre der geistigen Thätigkeiten verlegen.“ Wir sehen dem Fortgange des Buches mit größtem Interesse entgegen.

— Breckm's Tierleben. Der sechsen von der Verlagshandlung, dem Bibliographischen Institut in Leipzig, verhandte vierte Band eröffnet die Abtheilung der „Vögel“; dieselbe bildet gewissermaßen den Schwerpunkt des berühmten Werks, da er das Gebiet der Specialforschung des Verfassers ist und einen größeren Reichthum neuer Beobachtungen aufweist als irgend eine andere Abtheilung. Die Umarbeitung dieser neuen Auflage ist die verdienstvolle geworden, die eigenen Schilderungen des Verfassers ragen in ihrer Uebersichtlichkeit und Frische weit über die eingestrichenen Mittheilungen anderer Forscher hervor. Auch in der Illustration bietet die Abtheilung Vögel das meiste Neue und wurde eine bewundernswürdige Mächtigkeitsleistung; der vorliegende Band enthält 157 meisterhafte Bilder, von denen der größere Theil Neuzeichnungen des Verfassers nach der Natur und der früheren Auflage nicht enthalten sind. In den Illustrationen hat sich in dieser Abtheilung auch der talentvolle Düsseldorf'er Jagd- und Thiermaler Krömer gestellt. Von dem auf zehn Bände angedeutet einzig vollendeten Werke sind somit bereits sieben erschienen; die übrigen drei werden mit der gleichen Pünktlichkeit wie bisher erscheinen.

Inhalt: Eine Reise in Griechenland. III. Nach dem Französischen des Herrn Henri Velle. (Mit sechs Abbildungen.) — Dr. Carl Emil Jung. Der Jiddisch-Archipel. II. (Schluß.) — L. Vater: Gae-Reef. (Mit einer Figur.) — A. Jehme: Aus und über Arabien. VI. — Aus allen Erdtheilen: Zur ägyptischen Auswanderung. — Der Aequator auf den Sandwich-Inseln. Von J. Virgman. — Australien. — Nordamerika. — Südamerika. — Vermischtes. (Schluß der Redaction 28. December 1878.)



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.  
Begründet von Karl Andree.  
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von  
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten  
zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1879.

## Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Herrn Henri Velle.)

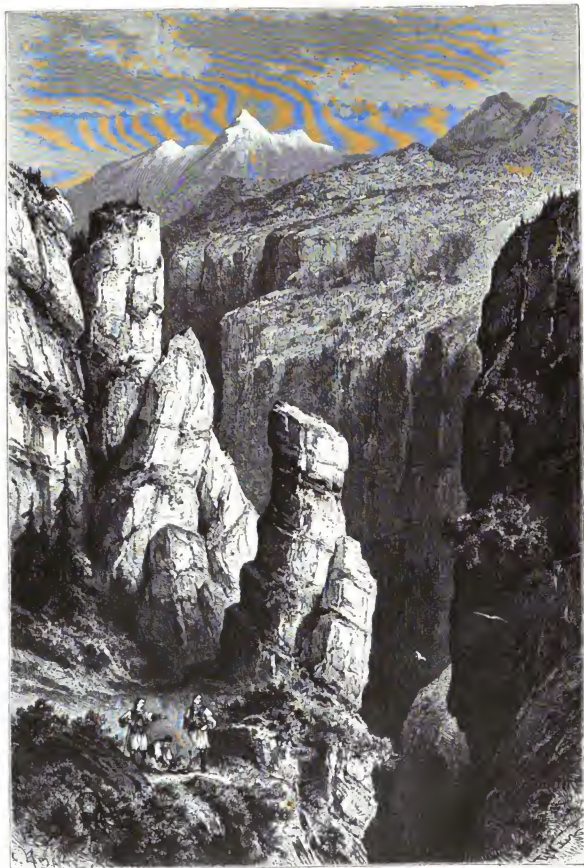
### IV.

Von Tripi über den Taygetos nach Lado Kutava. Die Manioten, ihre Sitten und ihr Aberglauben. Nach Kardamyl.  
Die Kalovnioten. Nach Kalamata.

Früh am folgenden Morgen waren die Treiber mit ihren Maulthieren zur Stelle und bewiesen durch diesen Eifer und diese Pünktlichkeit, deren man sich von ihnen gar nicht versteht, daß es sich um eine ernstliche Unternehmung handelte, und daß sie nicht gern auf jenen Höhen, wo die Wölfe und Manioten haufen, übernachteten. Der Weg, der an dem mit Weißdorn eingefaßten Wege hinlieferte, war zuerst nicht schwierig, so daß die Reisenden schon anfangen, sich über Alexandros' Warnungen und Vorsichtsmaßregeln gegen Hunger und Räuber lustig zu machen; bald aber änderte sich die Landschaft und man betrat die wilde, von zwei gewaltigen Felswänden eingeschlossene Schlucht der Ragula. Die Felsen waren von leuchtend gelber Farbe und roth und grün geadert, und gerade als der Zug zwischen sie hineinritt, trafen sie die Strahlen der aufgehenden Sonne. Nun galt es bei jedem Schritte vorwärts immer größere Vorsicht anzuwenden; der Pfad wird feiner und die Schlucht immer enger, wenn sie auch noch ab und zu einen Blick zurück auf das weilige Thal zu werfen gestattet. Einmal senkt sich der Weg so jäh nach dem Boden der Schlucht hinab, daß die Reiter absteigen und die Thiere von ihren Treibern am Zaum und Schwanz festgehalten werden, um nicht auf den glatten Marmorplatten auszugleiten und in den Abgrund zu stürzen. Hält eines zu Boden, so überdriess sich die Leute in Witten, Jammerrufen, Schimpfworten oder in verzweifelnem Kleinmuth. Schwierig und mit viel Heiterkeit verknüpft ist auch die Passirung des Passes. Dann geht es wieder steil

aufwärts und hoch oben an der Felswand entlang, während tief unten das Wasser über mächtige Steinblöcke schäumt, ohne daß es zwischen den dunkeln Fichten und hundertsjährigen Platanen drunten in der Schlucht recht sichtbar wird. Ab und zu trifft man auf tiefe Seitenthäler, durch welche der Blick hinausgeht zu dunkeln Fichtenwäldern, wo wilde Ziegen, Eber und Bären haufen, und zu den Schneegipfeln, in deren Nähe einst die jungen Spartiaten durch die Mühen und Gefahren der Jagd sich auf die schwereren Anstrengungen des Krieges vorbereiteten. Immer feiler und abschüssiger wurde der Pfad, daß die Reisenden selbst zu Fuß nur mühsam vorwärts kamen; an mehreren Stellen war derselbe sogar durch herabgestürztes Gestein und entwurzelte Bäume völlig fortgerissen worden. Bewundernswürdig aber war vor allem die Sicherheit der Maulthiere, mit welcher sie die Felsvorsprünge zu umgehen wußten: und doch hätte das geringste Ansehen der Lasten an dieselben genügt, um Thier und Bürde in den gähnenden Abgrund zu schleudern.

Nach dreißigtägigem Reiten waren Thiere und Menschen nun so ermüdet, als von oben die Sonne unbarmherzig herabbrannte, und wüßig machten alle auf einer grünen, von Platanen und Eichen umgebenen Wiese am Wege einen kurzen Halt. In ihren Hümpfen stieg glatt und heiß ein riesenhafter Felsen empor, nur hier und da von freiständigem Ephen überzogen, und nur klein war das Stüßchen blauen Himmels, welches von oben auf sie herabschaute. Ungern trennten sie sich von dem lieblichen Plage, um unter wechselnden



Die Schlucht der Ragula.

Schwierigkeiten den Weg nach Kaba Kugava zu Fuße fortzuziehen. Abwechselnd ging es über Steingröß und breite spiegelglatte Schieferplatten hin. Doch sind diese wilden Gegenden nicht unbesetzt; denn in einer Höhe von 1000 Meter über dem Meere haben die Reisenden zwischen den Felsen einige kleine besetzte Ackerbete, und auch verholzte Baumstämme verathen die waldverwüsthende Austerheit von Dürre. In dem Augenblicke, wo sich der Zug der Passhöhe näherte und der Eisabrieg, der Grenzscheide zwischen Kalonien und Messenien, in Sicht kam, fanden sich die Reisenden unvorsichtlich und ohne das geringste Vorzeichen bemerkt zu haben von einem dichten Nebel umringelt, der ihnen nicht gestattete, auch nur drei Schritte weit vor sich zu sehen, und durch sein Niederfallen den Pfad verdeckt und dadurch um so gefährlicher machte. Dreimal verloren selbst die Kaulthiereiter die Richtung und führten die Fremden in das Dachbett, bis es dem einen, einem Jäger aus Trippi, gelang, die Passhöhe zu finden, von welcher bei klarem Wetter der Blick auf der einen Seite das Carotasthal, auf der andern die messenische Ebene umfaßt.

Dann begann der nicht weniger schwierige Abstieg. Unmüßig aber wurde der Nebel lichter, und dann ebenso plötzlich, wie er sich eingestellt hatte, zu verschwinden und den ganzen Meerbusen von Kalamata (richtiger von Koron) den erstlauten Reisenden zu enthüllen, bis ihnen ein Ausläufer des Tagetos die Aussicht darauf wieder versperrte. Nach einer starken Stunde war Kaba Kugava erreicht. Das Dorf liegt auf steilem Abhange, ein Haus über dem andern an die Felsvorsprünge geklebt; jährliche Quellen treten dort zu Tage, verengen aber auf dem steinigem Boden wenig auszurichten und bilden in den abhülligen Straßen kleine Wasserfälle. So schwierig es war, in solchem Dorfe, wo jedes Haus nur aus einem Gemach, dem Schlafzimmer der ganzen Familie, besteht, Unterkommen zu finden, so zogen es die Reisenden doch vor, bei der späten Tagesstunde, der Ermüdung der Reithiere und der schlechten Beschaffenheit der Wege, dort die Nacht zubringen. Es gelang ihnen auch vermittelst eines Empfehlungsbrieves eines angesehenen Manioten in Augen Unterkunft zu finden; sie mußten freilich, in ihre Betten und wassen Mäntel geküllt, auf dem Boden schlafen und bei dem Rärmen der Einwohner, welcher bis nach Mitternacht währte und schon um 6 Uhr wieder anfang, auf einen großen Theil der Nachtruhe verzichten. Solche Nächte sind leider auf einer Reise durch Griechenland nichts Seltenes und sprechen viele Tournisten ab. Denn an sechs Tagen unter zehn beschließt einen langen und anstrengenden Tagesmarsch schlechtes Essen und schlechtes Nachtlager. Darauf muß aber der Reisende von vornherein gefaßt sein, damit ihm nicht durch Enttäuschungen und schlechte Vorne der Genuss an den immerhin zahlreichen Schönheiten und Reizen des Landes getrübt wird.

Die Landschaft Mani, in welcher wir uns hier befinden, gehört neben Arcanarien zu den wildsten Griechenlands, wo die Civilisation noch keinen Einlaß gefunden hat. Während Kunst, Industrie, Aulflärung, Fortschritt in allen seinen Formen sich allmählig im übrigen Morea verbreitet, sind diese halbbarbarischen Bergsjöhne geblieben, was sie zur Zeit der Türken waren, Kleythen, die sich ihre Unabhängigkeit behielten und stets in Waffen gehen, rauch gegen sich wie gegen andere, in Bezug auf fremdes Eigenthum nicht peinitlich, aber das Ihrige, Land, Weib und Kind, mit Hartnäckigkeit, ja mit Feldennuth verteidigend.

Mani umfaßt die im Borgberge Watapan auslaufende Halbinsel des Tagetos zwischen dem Laonischen und Messenischen Golf in einer nordöstlichen Längserstreckung von 20 Wegstunden und einer größten Breite von deren acht.

Dier hat nie eine der in Pelasos auf einander folgenden Fremdherrschaften einbürgern vermocht, und Unterdrückte und Rebellen fanden hier stets eine sichere Zuflucht. Die Türken holten sich hier wiederholt künftige Köpfe; der kleine Tribut, den der Pascha von Tripolisa den Manioten aufzehrte, wurde fast nie entrichtet, und nur wenige Male reichte man dem an der Landesgrenze hartenden Stenecrinermer verächtlich auf der Spitze eines Schwertes ein paar Goldstücke hin.

Beste Schlösser, Zinnenburgen und sonstige Vertheidigungsmittel bebefen das Land wie im Mittelalter. Klaffen oder Kantreich. Darinnen hausten kleine Herren, Kapitane genannt, die mit ihren Vasallen über einander herfielen, wenn es keinen answärtigen Feind zu bekämpfen giebt. Es ist das eine Art Militärradel, welcher der Regierung gegenüber für das Verhalten seiner wilden Vasallen, die freilich um kein Paar wider und unbändig sind als ihre Herren, verantwortlich ist. Aber noch heute genießen letztere solches Ansehen, daß auf ihren Wink das ganze Volk sich eben so begehert, wie früher gegen die Soldaten König Otto's, erheben würde.

Mani hat zwar hertigen Tages seine Eparchen und Demarchen wie jede andere griechische Provinz, aber daneben hat sich der alte feudale Geist erhalten, und die Abstammung der alten großen Familien sind ebenso Capitane, Richter und Herren ihres Stammes geblieben, wie die Manioten ihre Sitten und Traditionen bewahrt haben. Ihre Burgen mit je einem oder zwei vierseitigen Thürmen und deren hoch oben angebrachten, schwer vergitterten Fenstern sind zu großen Theil noch heute bewohnt. Die Manioten können sich noch nicht an ein ruhiges Leben gewöhnen und geben es mit Schuld der Zeiten, wo eine ausgebreitete Fahnne sie zu einem Wüthenrausch gegen die Türken in der Ebene zusammenrief. Ihre lange Hüfte mit dem reich verzierten Schafte lassen sie nicht aus der Hand; denn das hüllen eines Baumes, der Diebstahl einer Ziege genügt noch heutigen Tages, um wüthenden Haß zu entflammen und zu Worten zu führen, ohne daß die Regierung einzugreifen wagen könnte. Unterdie, die nicht nur von Beschäftigung zu Beschäftigung, sondern auch durch Heirat sich vererbt, ist ihre herrschende Lebensweise; die Manioten, welcher „Wut hat“, sehen weder Nützen noch Gefahren oder Entbehrungen, um die ihnen obliegende Pflicht zu erfüllen, irr zu wachen; und monatlich im Gebirge umher, bei Tage in unzugänglichen Verstecken schlafend und Nacht auf der Fauer liegend, um kein Opfer zu überlassen, und wagt es nicht, mit unblutigen Händen heimzuziehen, um dort nicht dem Spotte seiner Verwandten und selbst seiner Frau zu verfallen.

Bei all' dieser Wildheit sind die Manioten tren gegen ihre Häuptlinge, von einem gewissen Adel des Charakters, gottlich, halten getreulich ihr Wort und sind, etwas Seltenes im übrigen Griechenland, den Tügen abgeneigt. In ganz Morea fordert der Bauer überall von dem Reisenden, der bei ihm übernachtet, den vollen Preis für seine Leistungen, in Mani nimmt er für die größten Dienste höchstens etwas Pulver und Tabak.

Nicht minder tapfer und kriegerisch, ja grausam, als die Männer sind auch die Weiber, auf denen die schwerste Arbeit in Haus und Feld ruht; sie müssen Kleider weben, Brod backen, Korn mahlen, das Land bestellen, und dürfen dabei nicht an demselben Tische wie ihre Gatten sitzen, während in den großen Familien die Töchter den Kapitänstitel ihres Vaters und damit den Einfluß auf die Krieger ihres Geschlechtes erben. Treu der rathen ebenwiese sind die Maniotinnen von rechtswürdiger Schönheit und schlanken Wuchse, haben große schwarze Augen, feine und oft merkwürdig weiße





Nonioten

Haut und einen edlen, strengen Ausdruck, der keine Folge der Erziehung sein kann; denn nur wenige von ihnen können lesen. Sie werden übrigens geachtet und nie mißhandelt; eine Verführte wird von dem nächsten nach Landesstätte dazu berechtigten Verwandten getödtet, und nur wenn es sich um ein Mädchen handelt, kann der Schuldige durch Heirath dem gewissen Tode entgehen. Uebrigens sind die Maniotinnen selbst im Stande, sich Achtung zu verschaffen: im Dorfe Kamboos lebt noch heute die Erinnerung an einen deutschen Ruffantzen, der einer Frau einige Galanterien zu sagen wagte und von ihr stracks mit der Pistole erschossen wurde. Flintenschüsse begleiten den Bewohner von Mani auf seinem ganzen Lebenswege von der Geburt bis zum Grabe.

Ist einem Manioten ein Knabe geboren, so geht er auf die Straße und zeigt es seinen Verwandten und Freunden durch Flintenschüsse an, worauf diese die Höflichkeit zu den Feindern heraus mit Gleichem erwidern. Der Knegeborene wird sofort von Kopf bis Fuß mit einer Mischung von Salz und Pfeffer abgerieben. Dann schneidet ihm der Pappas einige Haare ab, flecht dieselben mit Wachs von der Altarkerze zusammen und wirft sie in das Taufwasser, worauf man dem Kinde ein Amulet an den Hals hängt. Die ersten Jahre gehört es seiner Mutter, welche es in einem Sack aus Hammelfell mit sich herumträgt, bis sie bei der Hebräerarbeit an einen Baum, bei häuslichen Arbeiten an einen Nagel anhängt. Vom zehnten Jahre an lernt der Knabe von seinem Vater, sich



Kardamuli.

an Bögen und Bösen im Schießen zu üben; aber der Unterschied zwischen einem Hosen- und einem Menschenleben wird ihm nicht beigebracht. Mit zwanzig Jahren soll er sich zwar zum Militärdienst stellen; aber viele entziehen sich demselben ohne Weiteres und ohne daß die Regierung sie dazu anzuhalten versucht. Und doch sind die wenigen gebienten Leute die einzigen Träger der Cultur und des Fortschritts in Mani; eine Anzahl derselben löst sich später in Arden wieder, wo sie eine Art Corporation unter dem Befehle eines Häuptlings bilden.

Die Werbung besorgt der Vater des jungen Mannes und das Mädchen würde es für eine Schande ansehen, wenn der Bewerber selbst sich an sie wendete. Die Hochzeit wird natürlich mit Flintenschüssen gefeiert und schließt mit einem Mahle, bei welchem man die Vorübergehenden aus den Fenstern mit

getrockneten Früchten bewirft. Nach Verlauf der acht Festtage müssen die Neudermählten nochmals in die Kirche gehen. Nach dem Tode stellt man den Manioten mit unbedecktem Gesichte und die Waffen neben ihm aus und trägt ihn bann unter dem Gesichte der Männer und Weiber zu Grabe. Sofort nach dem letzten Athemzuge werden alle Feuer in Hause ausgelöscht und erst eine volle Woche später wieder angezündet; während dieser Zeit bringen die Nachbarn der Familie das Essen und verzehren es mit ihr gemeinschaftlich, die Frauen natürlich erst, nachdem die Männer sich gesättigt haben. Ehe man den Sarg schließt, wird dem Todten ein Amulet auf die Brust gelegt, und in manchen Dörfern erhält er außerdem, wie bei den alten Griechen, ein Brot und eine kleine Mische Wein auf seine letzte Reise mit. Am letzten Tage segnet der Pappas einen Nagel, der alebann in sich

Thür des Zimmers des Todten geschlagen wird, um diesen zu verhindern, Nacht sein Grab zu verlassen und die Lebenden durch seine Erschütterung zu schrecken.

Dies Volk, welches vor seiner Gefahr zurückschreckt und dem sichern Tode süß entgegengeht, wagt sich des Nachts nicht auf gewisse Berge, wo böse Feen, „Nereiden“, ihre Tänze halten und den Unvorsichtigen, den sie erwischen, zu Tode tanzen lassen. Wenn Abends bei ruhigem Wetter ein leichter Windhauch über die Tannenwipfel zieht, so zittern sie, flüstern leise: „Die Nereiden!“ und betrunken sich acht, zehn Mal. In ihrer Phantasie sind die finstern Wälder, ebenso wie die Duellen mit bösen Geistern bevölkert, ein Aberglauben, welchen die Pfaffen, übrigens die unwissendsten und sonatistischsten, die es giebt, nach Kräften andeuten.

Auf die immerhin interessante Geschichte der Nani einzugehen ist hier nicht der Ort. Nur erwähnen wollen wir, daß von 1472 bis 1675 Nachkommen der trapanitischen

Kommenen hier eine gebietende Stellung einnahmen, bis sie durch einen Aufstand vertrieben wurden und von Genoa Andetrien auf Corsica angewiesen erhielten. Diese griechische-Colonie hat sich bis heute erhalten und hat ganz neuerdings eine Tochtercolonie in der algerischen Provinz Constantine gegründet. Im Mutterlande aber sieht noch heute Blut in inneren Kämpfen, deren Zweck allerdings nicht mehr die Erlangung der Oberherrschaft, sondern höchstens die eines Teputricenmandats für Athen ist.

Der Weg von Paba Rugava nach Kardamylis führt auf halber Höhe des Tagoetos-Gebirges in unendlichen Windungen hin und ist so gefährlich, daß sich die Kaultkierreiber bestimmt weigerten, ihn einzuschlagen, und den Reisenden nichts übrig blieb, als zu Fuß zu gehen. Mit einem Fürtter aus ihrem Nachquartier versehen, brachen sie auf und besaßen sich bald in einem Gewir von Pfaden, Thälern, Büschen, Bächen und Bergen, daß es der ganzen Erfahrung



Kalamata.

ihres Begleiters bedurfte, um sich zurecht zu finden. So wild und obo aber im Ganzen das Land hier aussieht, so trifft man doch ab und zu ans Terrassenbau, wo Dank den fleißigen Weibern der Eingeborenen Öl-, Feigen- und Maulbeerbäume üppig gedeihen. In einer Stunde war die Küste des Meeres erreicht, nach zweien weiteren längs derselben Kardamula, das antike Kardamyle, ein Dorf von 3000 (?) Einwohnern, dessen von Cypressen überragte Häuser am Fuße eines mit alten Eibäumen besetzten Felsens liegen. Dort oben stand die antike Stadt. Auch im Orte selbst erheben sich mehrere niedrige Zinnen Thürme, die einst Piraten zum Schlupfwinkel dienten und an die gäßlosen inneren Felsen der frühern Zeit erinnern.

Eüblich von Kardamylis beginnt eine felsige Einöde, mit wasserlosen Schluchten, spärlichen Fiedeln und wenigen Ansiedlungen, deren Hütten schmer von dem Felsen, auf welchem sie stehen, zu unterscheiden sind. Unruhig umbrundet das Mittelmeer diese wüsten Gefilde, und ebenso raub und ungnädig wie die Natur ist hier auch der Mensch. Es ist das Land der Katoomiten (Wohner der bösen Berge), deren Name allein vor nicht gar zu langer Zeit für ihre Nachbarn wie für die Seefahrer ein Schrecken war. Es waren die

größten Seeräuber, die jemals Hellas erzeugte, gleich schuftig wie grausam, und wer ihnen bei ihrem saubern Geschäfte als Schildwachen diente, das waren Räucher, welche in den kleinen Capellen, deren eine fast auf jeder Bergspitze steht, hausten. Die Schiffe wurden überfallen und geplündert, die Mannschaft und die Passagiere ermordet und als Sklaven verkauft, und dabei machten sie keinen Unterschied, ob sie Christen oder Türken vor sich hatten. Die Dampfschiffahrt hat ihrem wüsten Treiben ein Ende gemacht, ohne daß sie ihrem Gange ganz entfang hätten. Drum entweder kämpften sie unter einander, Dorf gegen Dorf, Haas gegen Haas, oder sie zichen in unruhigen Zeiten bandenweise in Moree herum und leben vom Raube. Die Regierung hat sich allerdings angestrengt, dem ein Ende zu machen, und hat Schulen gegründet; aber noch heute können von 40 000 Einwohnern 34 000 weder lesen noch schreiben; im Ganzen haben nur 400 Frauen die Kunst erlernt. Die durchgängig herrschende Armut ist freilich zum großen Theile daran Schuld, daß die Cultur hier so geringe Fortschritte macht. Die Leute müßten vielfach Hungers sterben, wenn nicht der fast unerhöpliche Felskalk und im Verbleib der Wachtelzug ihnen zu Hilfe käme. Zu Tausenden und aber

Tausenden werden die ermatteten Vögel gefangen, getrocknet, eingeäschert und für schlechtere Zeiten aufbewahrt.

In der Meereshöhe entlang wanderten Helle und seine Gefährten am folgenden Tage nach Kalamata. Die Gegend wird bald fruchtbarer und fruchtbarer und bringt Seide, Del, Wein und Getreide hervor, welche über den kleinen Hafen Kritiras zur Ausfuhr gelangen. In den zahlreichen lutzigen Thälern, welche sich zum Meere hin öffnen, liegen freundliche Dörfer zwischen Bäumen und Feldern; aber die sie trennenden Ausläufer der Taggetos stützen so steil gegen die See hin ab, daß man sie nicht umgehen, sondern mühsam übersteigen muß. Jenseits des Hafens Kritiras kreuzt man ein großeses Flußbett, den Choivos der Alten, welcher einst die Grenze zwischen Kationen und Messenien bildete (jetzt liegt sie nördlich, nicht weit von Kalamata), und kommt dann bei den Dörfern Groß- und Klein-Mantinia vorbei, umweit deren hart am Meere Reste des antiken Theba erhalten sind. Weiterhin folgt das nach einem salzigen Bache benannte Dorf Armyro, dessen Thebe besser vor dem Winde geschützt ist als die offene von Kalamata und welches deshalb mehr Leben zeigt als die anderen Plätze dieser Küste. Endlich ist die letzte Höhe erreicht und vor den Blicken der

Reisenden dehnte sich die ganze Ebene von Messenien mit ihrer schön geschwungenen Küstenlinie und der Gölz von Koroni mit seinen beiden Vorgebirgen, die die Orte Platidi und Koroni tragen, während fern im Nordwesten der berühmte Felsen von Ithome und die Arkadischen Berge sich erheben. Reiche Felder, Weinberge und Pflanzungen von Öl-, Maulbeer- und Orangebäumen verkleiden die Fruchtbarkeit des Gesäßes und lassen die Spornmächtigkeit und die Begierde verstehen, mit welcher der Zarhundertausende die Expeditionen in ungerechtem Kriege mit den reichthümlichen Eigentümern um diesen Besitz rangen.

Kalamata selbst ist ganz in Grün versteckt und erst beim Näherkommen erkennt man seine auf einem isolirt auf der Ebene aufsteigenden Felsen gelegene Burg. Der Weg, auf welchem die Reisenden der Stadt sich näherten, ist zwar die Verbindung zwischen Kalamata und dem Hafen Armyro, trotzdem aber in möglichst schlechter Verfassung und von diesen Wagenpuren durchfurcht. Eine Viertelstunde später hatten sie den Hauptplatz des Ortes erreicht und fanden bei einem jezt 30 Jahren in Griechenland anässigen Franzosen die gastfreundlichste Aufnahme.

## Amerikanische Forschungsreisende.

### Erwiderung).

Vor Kurzem aus einem der Territorien der Vereinigten Staaten von einer begünstigten und geologischen Reise zurückgekehrt, habe ich in No. 41 des Jahrgangs 1878 des „Ausland“ einen Artikel „Amerikanische Forschungsreisende“, dessen zweiter Theil unbedingt einer Entgegnung bedarf.

Vögleich nun eine sachliche Erwiderung von Newyork aus dem Redacteur des „Ausland“ angeflüßigt und von ihm acceptirt worden ist, derselbe aber über ein und denselben Gegenstand „mehr als eine Entgegnung unter keinen Umständen dulden kann“ und daher die meinige zurückgewiesen hat, so fühle ich mich doch verpflichtet, Einiges über die Art und Weise des persönlichen Angriffes in jenem Blatte zu bemerken, um so mehr, als dieser Angriff nicht in offener Weise mit Nennung des Namens, sondern anonym erfolgt ist, und der Beleidigte sich nicht selbst in einem deutschen Blatte vertheidigen kann.

Der zweite Haupttheil des Artikels, auf S. 802 beginnend, ist nämlich namentlich gegen das Ende in einem Tone geschrieben, der ganz an den erinnert, der in Wahlperioden gegen die Candidaten in den Vereinigten Staaten von den

politischen Gegnern angewandt wird, gegen dessen Uebertragung in deutsche Blätter aber nicht energisch genug protestirt werden kann.

Auf S. 802 des erwähnten Auflasses heißt es: „Was die Expeditionen unter dem Geologen Hayden betrifft, so stehen diese an Werth den beiden ersterwähnten nach, trod dem die massenhafte Verleumdung seiner Berichte zu den Ueingegebenen einen andern Eindruck hervorbringen geeignet ist. Indessen wer sich die Mühe nimmt, jene Berichte zu studiren, wird bezüglich des Werthes derselben bald zu einem andern Urtheile gelangen.“ So hörte Schreiber dieses manche der ersten geologischen Autoritäten Deutschlands sehr über die Zusammenhängelosigkeit, den Wast vereinzelter, oft gänzlich werthloser Notizen, welche jene Berichte anwänden, flagen. Einer der bedeutendsten Geologen der Jetztzeit sprach sich einmal offen dahin aus, daß er vergebens versucht habe, aus jenen Berichten ein klares Bild von der geologischen Beschaffenheit der behandelten Gebiete zu erhalten. Und in der That, wen sollten nicht jene zweifelsvollen Bemerkungen, wie z. B. „die vulcanischen Felsen geben gute photographische Bilder“, oder „die heißen (d. h. sobalstigen)“ Quellen New-Mexicos erziparen den Mexicanerinnen die Erde“ nicht in einer Lectüre amüßern, in der man wissenschaftliche Belehrung sucht?

Wer ist denn N. N., der sich hinter dem Schilde der Anonymität zum Richter der wissenschaftlichen Leistungen Hayden's aufwirft? Ist er selbst Geolog oder Geograph, der eine Befähigung zur Beurtheilung anerkannt großer Leistungen in diesen Fächern schon nachgewiesen hat?

Schwermüdig; er ist höchst wahrscheinlich bloß das Mundstück eines seiner amerikanischen Freunde, der jezt Jahren danach steht, Hayden durch Verurtheilung aus seiner Stelle zu verdrängen. Gewiß ist er nicht selbst Geolog; denn er citirt den Anspruch eines andern Geologen über die Schwie-

1) Wir räumen dieser Erwiderung um so lieber einen Platz im „Globe“ ein, als der darin zurückgewiesene Angriff auf einen der besten Geographen der Vereinigten Staaten weit und breit einen gerechten Lärm erregt hat. Prof. Hayden's Verdienste um die Erforschung des unbesonnenen Fortoamerica stehen allerdings an sich so hoch, daß sie durch Schwätzungen solcher Art nicht das geringste an Werth verlieren können; dennoch aber bleibt es Ehrenpflicht eines jeden deutschen geographischen Blattes, auch seinerseits dagegen zu protestiren und den berechtigten Wunsch laut auszusprechen, Prof. Hayden noch viele Jahre lang an der Spitze seines Faches wirken zu sehen. Durch nichts kann der Congress sich in Auslande ähnliche Sympathien erwerben, als durch reichliche Unterstützung dieses großartigen nationalen wissenschaftlichen Unternehmens. Das ist die christliche Ueberzeugung Dieter. Neb.

rigkeit, sich aus den Berichten Hayden's ein klares Bild zu verschaffen.

Das mag mehreren so gegangen sein; denn ohne ausführliche Karten ist das überhaupt nicht leicht möglich — aber wer sich aus den prächtigen Karten und Profilen des Hayden'schen Atlas von Colorado z. B. noch kein klares Bild entwerfen kann, dem muß überhaupt das *N. W. G.* der Geologie abgehen.

Der Vorwurf reducirt sich also in Wirklichkeit auf unvollständige Inhaltsverzeichnisse und nicht bequeme Anzeigerbeiträge des Materials in den Berichten.

Aber ist denn das überhaupt reiche Material deshalb weniger werthvoll? Der Verfasser weiß, daß die nordamerikanischen Geologen ihre im Sommer gesammelten Daten im folgenden Winter bearbeiten müssen, um sie gleich darauf als Ganzes publiciren zu lassen; wie ist es denn da möglich, Alles im Zusammenhang zu bringen?

Man läßt europäischen Gelehrten jahrelange Mühe, um ihre auf Reisen gemachten Beobachtungen zu bearbeiten; ein deutscher Kapitän pagt also hier nicht; auch der Kosmos hat erst nachträglich ein speciellcs Inhaltsverzeichnis erhalten.

Der ausgeprochene Titel ist demnach durchaus nicht zu rechtfertigen. Weiter heißt es: „Die Gohheit Hayden's wird dem sofort klar, der Gelegenheit hatte, mit diesem Manne, der nie eine gründliche wissenschaftliche Bildung erhalten hatte, und dessen Ehrgeiz weit hinter seinen Kenntnissen zurücksteht<sup>1)</sup>, in Berührung zu kommen.“ Ein solches Urtheil über den Geologen Hayden finde ich unwürdig. Zugleich macht es auf den Unbefangenen einen wahrhaft lächerlichen Eindruck, durch Herrn N. N. zu erfahren, daß die Regierung der Vereinigten Staaten für so wichtige Zwecke, die an Millionen kosten, sich einen „Hohlpomp“ zum Dirigenten angefaßt hat.

Nach Herrn N. N. ein Deutscher ist, der amerikanische Gastfreundschaft genießt oder genießen hat, wie wir annehmen müssen, so ist kein Bedenken um so vermehrlicher.

Sodann folgt: „Seine krafftvolle Tacht nach Popularität offenbart sich am klarsten dadurch, daß er jedes Jahr einen neuen höchsten Berg Nordamerikas entdekt zu haben vorgiebt, wofür er jüngst vom Verfasser der geographischen Monatsberichte (Petermann's geogr. Mitth. 1877, Heft III) eine ernsthafte Klage erhielt.“

Daß sich die vom Staate besoldeten Gelehrten Nordamerikas um eine gewisse Popularität bemühen müssen, ist sehr klar und notwendig. Ihre Stellung ist nicht so sehr, wie die eines deutschen Universitätslehrers und Forschers, der wegen einer politischen Ansicht seines Amtes nicht entzogen werden kann; es wäre unfling und eine Sünde an der Wissenschaft, wenn sich Hayden und die übrigen Herren nicht mit den jedesmaligen Machthabern, die die Mittel für die Forschungen zu bewilligen haben, z. B. Congressmitgliedern, dort stellen wollten. Daß Hayden der Meinung wäre, durch solche Angaben bei neuen Entdeckungen sich populär machen zu können, ist eine Ansicht, mit der Herr N. N. wohl allein stehen dürfte.

Irthümer mögen vorkommen; die finden sich auch bei den berühmtesten Männern; und es wäre uns ein Leichtes, solche auch auf den Karten der vom Schreiber im ersten Theile seines Artikels hervorgerufenen Autoritäten nachzuweisen. Dessen ungeachtet bleiben die Karten doch von großem Werthe für Nordamerica und die gesammte gelehrte Welt.

<sup>1)</sup> Dieser Theil ist total unverständlich. Wir kommt es nicht zu, ihn durch Vergleich der Begriffe „Ehrgeiz“ und „Krafft“ im Sinne des Herrn N. N. verständlich zu machen.

Daß Petermann, dem alle einschlägliche Publicationen zufließen, eher als mancher andere in den Stand gesetzt war, Irthümer zu entdecken, ist sehr natürlich. Das alte Europa birgt überhaupt das beste Vergleichsmaterial der ganzen Erde, während die einzelnen Staaten in Nordamerica noch sehr jung sind, und zugleich unabhängiger von der Centralregierung und von einander in wissenschaftlicher Beziehung arbeiten, als es wohl wünschenswert ist. Aber das sind keine Uebelstände, die sich verbessern lassen. Petermann scheint aber keine Irthümer gefunden zu haben; denn das citirte Heft Nr. III, 1877 enthält keine Andeutung eines solchen, und noch weniger habe ich eine einzige „Klage“, geschweige denn eine „ernsthafte“ in allen Jahrgängen seit 1872, die auf jenes Citat hin durchgesehen wurden, auffinden können, wohl aber Ueberehebungen und rühmlichste Anerkennung der Leistungen Hayden's.

Das Citat ist also grundfalsch und ebenso wußt ich die darin ausgesprochenen Behauptung so lange für falsch erklären, bis man mir die Original- und Wichtigkeit derselben in einem Petermann'schen Hefte nachwies.

Weiter heißt es: „Anfangs verfolgten seine Expeditionen nur geologische Zwecke, und da Leute von anerkanntem Ruf damals Theil nahmen (Cope, Lequerrreux, Le Conte), so konnten die Expeditionen manche werthvolle geologische und paläontologische Beiträge und Leistungen verzeichnen, die sich contrastirten mit den von Hayden selbst verfassten Berichten.“

Es nahmen also diese Herren Theil an seinen Berichten. Ich bezweifle, daß sie es gethan haben würden, wenn sie Hayden für einen hohen Menschen gehalten hätten. Wie schade, daß Herr N. N. diesen Gelehrten nicht vorher die Augen geöffnet hat! Dieser Herr scheint auch nicht gewußt zu haben, daß der Director der Royal Society, Sir Joseph Hooker, und der Professor H. A. Gray der Harvard Universität noch im vorigen Sommer es wohl mit ihrer Mühe zu vereinigen mußten, gemeinsam mit Hayden, beziehungsweise unter seiner Führung eine Studienreise durch die Rocky Mountains zu unternehmen.

Daß die Berichte Hayden's von denen seiner Mitarbeiter in Citat z. B. abhören, ist wohl sehr natürlich; ein Fehler eines Chefs würde es sein, wollte er sich zum Schaden des Ganzen auch als Specialist aufstellen.

Hayden beansprucht also, wie Herr N. N. in Obigen einräumt, sein specielles Verdienst rüchlichlich der Leistungen Anderer, indem er die Aufträge und Arbeiten seiner Mitarbeiter unverändert in seine Berichte aufnimmt. Dies Alles stimmt nicht mit der oben ausgeprochenen Behauptung über Gohtheit; Hayden braucht eben keine „Gohtheit“ zu erwerben; sein Verdienst besteht vor Allem darin, daß er competente Männer für jedes Specialfach herangezogen hat.

Dann folgt der Satz: „Er begann einige Topographen und Zeichner zu engagiren und Karten herstellen zu lassen, Producte, welche von anerkannten Autoritäten als höchst mittelmäßig erklärt werden, und bewiesen, daß dem Leiter die nothdürftigsten Kenntnisse abgehen.“

Was die mittelmäßigen Leistungen der vermenteten Topographen und Zeichner betrifft, so ist das, gelinde gesagt, ein albern Vorwurf.

Man muß oft mittelmäßige Kräfte benutzen, wenn bessere nicht zu haben beziehungsweise zu theuer sind, und Herr N. N. sagt ja selbst S. 803 am Anfang, daß mehrere Deficite vorgekommen seien. Wir wissen recht gut, daß aus vielen Aetioren der Vereinigten Staaten Zeichnungen und Kartenbrüche hervorgehen, welche unsren besten cartographischen Leistungen gleichzustellen sind; wir wissen auch, daß die Despotismen nicht selten über soviel Geld ver-

fügen können, um die besten Institute mit Anfertigung der Platten zu beauftragen.

Auch ich habe mittelmäßige Karten als Unterlage benutzen müssen, aber deshalb gehen mir noch nicht die nöthigsten Kenntnisse ab; weichen Mangel N. N. bei Hayden hieraus ableitet.

Alles in Allem haben die Expeditionen unter Hayden und die Publicationen ihrer Resultate zur Kenntniß der Geologie und Geographie der Territorien ungemein viel beigetragen, und niemand wird vermögen, Hayden's bedeutenden Antheil daran zu schmälern.

Weiter sagt N. N.: „Er hatte zahlreiche Freunde im Congreß.“

Ende vielleicht alle diese Herren derartige Hoffnungen und umgebende Menschen wie Hayden? denn doch nur solche können jemandem irgendgleiches auf längere Zeit protegieren.

Dadurch gestiftet N. N. ein, daß zahlreiche Männer dort nicht seiner Ansicht über Hayden sind, und das mag allerdings richtig sein.

Die Herren, zum Theil Congreßmitglieder, deren Bekanntschaft ich in Washington ic. zu machen die Ehre hatte, gehörten fast sämmtlich den geographischen und Naturwissenschaften an, und haben einen Eindruck bei mir hinterlassen, der sich nie verwischen wird.

Ich zolle denselben meine größte Hochachtung.

Etwas Extremlüches ersehe ich aus dem in Rede stehenden Schlußartikel — wo es heißt: „Oh, ich kann unabhängig leben, ich habe mein Schicksal im Trodenen!“ — nämlich, daß Hayden nicht einer pecuniär düstern Zukunft entgegengeht, falls ihm einmal die Kräfte mangeln sollten. Wenn das nur wahr wäre! Es sollte mich sehr freuen. Die deutschen Gelehrten sind nicht immer so glücklich.

Zuletzt singt N. N. noch ohne es zu wollen, ein Loblied Hayden's. Hayden rettete, wie dieser Herr sagt, durch Publication eines Nachlasses Indianerocabularien, und nimmt die Arbeiten von Specialisten wie Coues, Cyrus Thomas,

Porter, die sonst wohl nicht, wie N. N. behauptet, einen Vortrager gefunden hätten, in seine Werte auf.

Dank ihm, daß er so manche Schätze vor dem Untergang bewahrte! Und sein Angreifer nennt das eine falsche Verwendung von Regierungsgeldern (misapplication of government's funds). Dank zugleich der Mannificenz der Vereinigten Staaten, die auf solche Weise Gelehrten Unterstellungen angebricht läßt zu Werken, die auf andern Wege nicht ausführbar sind!

Was den Vorwurf betrifft, daß Hayden seine Hilfsarbeiter sechs Monate ohne Bezahlung lasse, so lenkt man auch hierher die Art des Angriffes auf den Charakter des Geologen Hayden.

Geld auf sechsmonatliche Expeditionen in kalteste Gegenden mitzunehmen, um Gehalte auszugeben — und gar erst Geld, das nur in Washington fällig wird oder ist, oder vielleicht noch nicht einmal von der betreffenden Cassirer zur sofortigen Verfügung gestellt wurde; — wie sieht paßt das in eine Kritik der wissenschaftlichen Leistungen eines Mannes.

Hayden verwendet, wie N. N. ihm ferner vorwirft, Schätze der ihm freundlich gesinnten Congreßmitglieder.

Ich würde auch den Schätzen von Freunden den Vorzug geben, namentlich wenn es sich wie bei diesen Expeditionen um unbegrenztes Zutrauen handelt.

Aber er bezahlt sie nicht — wie stimmt das mit der Freundschaft? Nun, es ist nicht das einzige Mal, daß Herr N. N. sich selbst widerspricht.

Ich muß bekennen, daß ich nicht als Angehöriger einer Nation, die gerade jetzt in den Vereinigten Staaten in hoher Achtung steht, durch jenen Schlußartikel gegen einen verdienstvollen nordamerikanischen Gelehrten, der in seinen Werken und Schriften seiner Collegen und Geschlechts stets in anerkennender Weise erwähnt, im höchsten Grade beschämt fühle.

Marsburg, am 21. December 1878.

Bergingenieur Carl Ohjensius, Consul ic.

## Die Vorgeschichte des Nordens nach gleichzeitigen Denkmälern.

Von J. J. A. Worsaae. Ins Deutsche übertragen

von J. Nestor. Hamburg, Otto Meißner, 1878.

Der hochverehrte Mentor der dänischen Alterthumsforscher, Kammerherr Worsaae, legt in dieser nur 127 Seiten umfassenden, aber ungemein inhaltreichen Schrift die Erfahrungen seiner ganzen Gelehrtenhätigkeit nieder. Er sagt hier ohne gelehrten Apparat in sehr fesselnder Weise alles zusammen, was er und die übrigen skandinavischen Archäologen über die Vorgeschichte der skandinavischen Lande bisher gefunden haben, und ist so glücklich von sich sagen zu können, daß er gegenüber seinem 1843 erschienenen Werke „Danmarks Oldtid“ nur wenig von seinen dort mitgetheilten Anschauungen zu ändern und anzugeben hatte. In jenem Werke aber hatte er die zuerst von Thomesen angebahnte Eintheilung der Vorgeschichte in die drei Perioden der Stein-, Bronze- und Eisenzeit näher ausgeführt und zu einem wissenschaftlichen Chabensorgese erhoben, der erst in den letzten Jahren von deutscher Seite heftig angefochten und durch die Zweitheilung der Stein- und Metallzeit erledigt wurde.

Worsaae hält dem gegenüber an seiner frühern Eintheilung, zumal für den skandinavischen Norden, fest. „Bei dem bis zur jüngsten Vergangenheit in Feudalstand sich offenbarenden Widerstreben, das obenreine wüßerhandene Drei-

periodensystem anzuerkennen, hat man nämlich allzuoft ältere und jüngere Alterthumsklassen zusammengeknüpft, und dergleichen die in allen Perioden liberal vorkommenden Gegenstände fremden Ursprungs von demjenigen, welche man aus triftigen Gründen als einheimisch betrachtet darf, nicht unterschieden.“ Er verlangt ferner, daß die geographische Sondernennung der Alterthumsdenkmäler strenger als bisher beobachtet werde, da die Cultur langsam von Süden und Südosten nach Westen und Norden vorgebrungen sei, wofür Worsaae unabweisliche Belege beibringt. „Natürlich konnten in Folge dessen die einzelnen Perioden weder gleichzeitig noch völlig gleichzeitig auftreten.“ Die verdienstvolle Uebersetzung, welche sich einen bleibenden Namen in der deutschen Literatur dadurch erworben hat, daß sie mit eben so viel Gewandtheit wie selbständiger Gelehrsamkeit, alle die archäologischen Schätze der Skandinavier vermittelte, stellt sich in der scheidenden Streitfrage auf Seite der letzteren.

Es ist hier aber alles noch so im Werden und Währen, daß ein spruchreifes Endurtheil wohl noch nicht abgegeben werden kann; keinesfalls glauben wir an ein für ganz Europa allgemein gültiges System, an ein gleichzeitiges Auf-

treten des Zwei- oder Dreiperiodensystems über den ganzen Continent. Wenn Worslaac geographische Gliederung verlangt, so hat er Recht, und die Cultur der Urzeit in Europa ist sicher eben so verschieden gewesen als die heutige, wo wir den europäischen Orient mit dem Westen unseres Erdtheils auch nicht in Parallele stellen dürfen.

Um eine annähernde Fixirung der Zeit zu geben, in welcher die drei Perioden der vorgeschichtlichen skandinavischen Cultur liegen, sieht sich Worslaac veranlaßt, Jahreszahlen aufzustellen. Man hat dadurch einen ungeschickten Anhalt, und mehr sollen diese Zahlen auch nicht sein, bei welchen in der ältern Zeit Irrthümer von 500 und mehr Jahren nicht ausgeschlossen sind. Die annähernde Zusammenstellung der vorhistorischen Niederlassungen und Culturverhältnisse ist nun folgende.

Circa 3000 v. Chr. Ältere Steinzeit, eigentlich nur in Island und auf den dänischen Inseln, an den Küsten, Flüssen und Binnenflüssen; an der äußersten Küste Schwedens, am Kattegat und der Südspitze Norwegens sich verzierend. Der übrige Norden unbewohnt; zur selben Zeit neolithische Cultur im südlichen und westlichen Europa.

Circa 2000 bis 1000 v. Chr. Jüngere Steinzeit. Von dem dänischen Flachlande, auch aus dem innern Lande, allmählig sich gegen Norden verbreitend nach den südlichen Provinzen der skandinavischen Halbinsel, etwa bis 59° N. Weiter nördlich gar nicht oder sehr schwach bevölkert. In den Mittelmeerländern bereits voll entwickelte Bronzezeit.

Circa 1000 bis 500 v. Chr. Ältere Bronzezeit. Vom Süden allmählig nordwärts vordringend bis an die vorbenannten Grenzen; vielleicht noch weiter an die äußerste Westküste Norwegens, im Uebrigen jetzt erst allgemein Steinzeitkultur in Norwegen und Schweden. In dem hohen Norden bei den Lappen und Finnen eine von Nordosten eingeschleppte „arktische“ Steinaltercultur. In Südwesteuropa fortgeschrittene Eisenzeit und classische Cultur.

Circa 500 vor bis 100 nach Christus. Jüngere Bronzezeit, nach vertreten bis 69° N., weiter nördlich langsam vordringend, in Schweden bis 62°, in Norwegen bis 66°, und die Cultur der Steinzeit verdrängend. In Mittel- und Westeuropa entwickelte Eisenaltercultur.

Circa 100 bis 450 n. Chr. Ältere Eisenzeit, eigentlich nur in den altdänischen Ländern vertreten. Von dort bis an die Grenze der arktischen Steinaltercultur fast überall jüngste Bronzezeit.

Circa 450 bis 700 n. Chr. Mittlere Eisenzeit oder erster Zeitraum der jüngern Eisenzeit, nahezu über den ganzen Norden verbreitet und zwar ausfallend weit nach Norden, hauptsächlich an den Küsten, Strömen und Binnenflüssen, in Schweden bis 63° N., in Norwegen bis 69°. Für Schweden und Norwegen eigentliche erste Eisenzeit; fremder Einfluß vorherrschend.

Circa 700 bis 1000. Die Wikingerzeit oder zweiter Zeitraum der jüngern Eisenzeit. Gemeinshaftliche eigenartige Cultur nahezu über den ganzen Norden, an den Küsten und im Innern des Landes; in Dänemark am wenigsten ausgeprägt heimlich. In den nördlichsten Finnmarken und Lappland die Steinzeit noch nicht völlig verdrängt.

Bei einem Forscher wie Worslaac, der in so eminentem Maße den Stoff beherrscht, konträrirt sich leicht das Culturbild einer der Perioden, und vor seinem geistigen Auge baut sich die betreffende Zeit mit vielen Einzelheiten auf. Treten dann Lücken in den zur Construction nöthigen Thatsachen ein, so ergänzt der angeregte Geist und die Hypothese kommt zu ihrem Rechte. Da scheint und denn der vorstehige Gelehrte zu oft mit „vielleicht“ und „möglicherweise“ zu operiren, wenn auch vorsichtiger als mancher anderer auf dem in Rede stehenden Gebiete. Am meisten tritt das hervor in dem Capitel über die Entdeckung und Verbreitung der Bronzezeit, in dem und Worslaac nach dem Orient und dem östlichen Asien flüht. Auf den Südsee-Inseln ist niemals Bronze gefunden worden, die östliche Begrenzung der Bronzezeit liegt auf den Canda-Inseln. „Selbst in America,“ fährt Worslaac fort, „hat man nur an einigen Orten und zwar nur bei den hoch entwickelten Azteken in Mexico und bei den Inca's in Peru gewisse Metallgeräte angetroffen, die obenreiu aus verhältnismäßig junger Zeit herrühren und durch fremden Einfluß entstanden sein müssen“ (S. 49).

Bei der Abgeschlossenheit der vorcolumbischen amerikanischen Cultur kommt America hier überhaupt nicht in Betracht; nicht bloß Azteken und Inca's hatten Metallgeräte, sondern auch die nordamerikanischen Indianer. Was aber der mögliche fremde Einfluß hier bedeuten soll, ist uns ganz unverständlich. Wir wollen nicht glauben, daß hier an die physischen Phantasien gedacht ist, und es müssen solche hingeworfene, unerwiesene und unklare Vermuthungen besser unterbleiben.

## Die Vorbedeutungen am eigenen Körper.

Beitrag zum deutschen Aberglauben. Von Carl Haberland.

Unwissend über alles, was die Zukunft in ihrem Schosse birgt, ungewiß selbst über das, was der nächste Augenblick ihm bringen wird, hat schon früh der Mensch versucht, diesen Schicksal zu lästern, und sich liberal umgesehen nach Zeichen, welche ihm verzeigten sollten, was das Schicksal über ihn bestimmen hätte, aus denen er erschließen konnte, ob, was er sann, sich verwirklichen, was er unternahm, mit Erfolg gekrönt sein würde. Von den Bewegungen der Himmelskörper, von den Vorgängen in der Atmosphäre, von den gewaltigsten Naturereignissen herab bis zu den am und für sich gleichgültigsten Vorkommnissen und Zufälligkeiten des alltäglichen Lebens hat er Erkundigungen über seine Zukunft eingezogen

und in seiner bangenden Ungewißheit ihnen Einfluß auf das Kommende zugeschrieben oder sie wenigstens in geheimnißvoller Verbindung mit demselben stehend und daher selbst geglaubt, ihm vorbedeutende Auffklärung darüber geben zu können. Wie vielfach Naturereignisse ihre natürlichen Vorboten vorausschickten, denen sie mit Nothwendigkeit folgen, so hat er, verführt durch zufällige Zusammenstöße oder falsche Analogien, einen gleichen Zusammenhang zwischen dem ihm unermwartet Aufpassenden, welches seine Phantasie erregt, und dem, was die Zukunft ihm bringt, in seinem Geiste sich gebildet, und wie der Fremde den Fremden, der Erfahrungen den Unerfahrenen warnt und leitet, so hat er geglaubt, daß auch

das sein Dasein bestimmende Wesen ihn durch Zeichen über sein Schicksal belehrt, ihn vor erfolglosen oder unglückbringenden Handlungen warnt, ihn zu anderen, welche ihm gelingen werden, oder welche zu seinem Vortheile sind, ermuntert.

Nur nächsten Tag nun wohl dem Menschen, als auf sich bezügliche Zeichen jene Bewegungen und sonstigen Vorkommnisse an seinem eigenen Körper zu deuten, welche außerhalb der Gewalt seines Willens plötzlich sich eben erkennbaren Grund und schnell vorübergehend eintreten, denn sie müßten, da er sie nicht wie die übrigen Bewegungen durch seinen Willen oder, wie das Athmen und den Pulsschlag, als regelmäßige Lebensäußerungen sich erklären konnte, von einer außer ihm liegenden Ursache, und weil er keine sichtbare fand, von einem über ihn machthabenden unsichtbaren Wesen kommen, welches doch nicht ohne Zweck dergleichen mit ihm vorzunehmen konnte. Ein näher liegender Zweck, als dadurch sich eine Vorbedeutung geben zu wollen, konnte sich ihm, da sie weiter keinen Einfluß auf sein Wohl oder Wehe hatten, kaum bieten, namentlich wenn wir bedenken, daß die meisten dieser Vorgänge, das Niesen, das Dreinschauen, der Schläfen, das Zucken einzelner Glieder, der Hautschauer, sei es durch ihren plötzlichen Eintritt, sei es dadurch, daß sie wie das Dreinschauen oder die Spannung vor dem Niesen einen bunsten Einfluß auf das Gemüth üben, dieses momentan abnungsvoll stimmen. Und da diese Vorbedeutungen noch außerdem das Gute hatten, daß sie sich doch wohl notwendig auf den dieselben Erregenden beziehen mußten, und in dieser Beziehung keine Zweifel wie bei so vielen anderen Zeichen herrschen konnten, so bildete sich frühzeitig dieser Theil des vorbedeutenden Aberglaubens zu einem ebt vollstänigen Systeme aus, welches weniger wie andere Theile desselben der Beihilfe einer Priester- oder Zeichendeuterei nöthig hatte. Wir wollen diese Abtheilung der vorbedeutenden Zeichen im deutschen Aberglauben unter Einflügung einiger Parallelen, welche sich aus andernwärts bieten, betrachten, und beginnen mit dem Niesen als demjenigen dieser Zeichen, welchem bei den meisten Völkern die größte Wichtigkeit unter ihnen beigelegt wird.

Die Ansicht, daß das Niesen, sei es das eigene oder das eines Bekannten, wenn es in eine Rede ertönt, diese selbst als wahr hinstellt, ist allgemeiner deutscher Glaube; bei den Griechen wurde es seitens eines Andern, wenn die Worte einen Wunsch oder eine Absicht enthielten, wie noch bei uns, als den glücklichsten Erfolg vorbedeutend erachtet, was aus die Worte der Penelopeia 1):

„Siehst du nicht, wie der Sohn die Worte mit alle bezieht hat!“

oder die dem Niesenden gewünschte Ermunterung beim Theater 2): „Dir hat Zeus' Bewährung ein Gutes gemiebt!“ und der fernere Werth bei ihm 3): „Eros hat wohl gemiebt dem Zimischides“ und anschaulich zeigen. Niesen bei ihnen zwei Personen zusammen, während sie sich über etwas berieten, so galt dies als ganz beherrschend günstig für das Unternehmen 4). Auch bei den Russenländern fand sich diese Behauptungskraft des Niesens in dem Brauche, daß man bei der Namensgebung dem Kinde ein Wetterbild aus Ohr hielt, ihm allerlei Namen nannte und dann den wählte, bei welchem es sich ertönte 5). Die deutsche Deutung des Niesens

ist fast stets eine glückverheißende; nur ganz vereinzelt bedeutet nächtliches Niesen in einem Theile des oberrheinischen Randes ein Unglück 6), dagegen ist es bei unsern Antipoden, den Polynesiern, ein unheilvolles Zeichen von herabtrichterter Kraft, daß Unternehmungen, wenn es sich dabei erregte, deshalb aufgegeben werden 7), wie gleicherweise auch die Trugs in Ostindien begonnene Geschäftige auf denselben Grunde unterlassen 8). Die spanischen Zigeuner erfüllen es mit solchem Schrecken, daß sie eilenhaft davon fliehen 9), und in Frankreich galt es auch, wenigstens wenn man sich auf der Feierei befand, als ein unglückliches Anzeichen 10). Im alten Mexico entnahm man daraus, daß jemand Lebeles vom Niesenden hinter seinem Rücken erzählt habe 11).

Die glückbedeutende Eigenschaft hat das Niesen nun entweder überhaupt oder nur, wenn es unter besonderen Bedingungen geschieht, ferner wird es selber als Glück im Allgemeinen anzeigend oder etwas Spezielles, dem Niesenden Angenehmes bringend angesehen. Namentlich bedeutungsvoll ist es Morgens nüchtern oder dreimal hintereinander, am bedeutungsvollsten aber, wenn sich dies öfters ereignet; gewöhnlich verheißt es in diesen Fällen, wenn es nicht nur überhaupt Glück verleiht, daß man an dem Tage noch ein Geschenk erhält — dies fast in allen Gegenden Deutschlands —, oder daß gutes Wetter wird 12), oder daß man etwas Neues hört 13); nur dem armen Ehemann sagt es beim Aufstehen voraus, daß sein Weib die ganze Woche Herr über ihn sein wird, wenn er nicht, um das böse Omen abzuwenden, sich schleunigst wieder hinlegt und noch drei Stunden schläft 14), und auch beim Schuhanziehen ist es zu fürchten 15). Ferner ist der Tag und die Tageszeit beim Niesen von Einfluß auf die Deutung. Niesen in der Nacht breitet nach Zypoler Glauben eine arme Seele 16), nach dem Argauer kommt, wenn das Jüngste sich Samtagsnacht noch im Bette ertönt, eine glückliche Woche ins Haus 17); dagegen ist das Niesen in der Christnacht von schlechter Bedeutung, da dann das Vieh im nächsten Jahre stirbt 18), oder mit anderer und aus dem vierzehnten Jahrhundert erhaltenen Wahrung 19), wenn man in der Christnacht nicht nach, stirbt das Vieh nicht. Den Griechen galt die Zeit von Mittag bis Mitternacht als günstig in Betreff der Deutung, die von Mitternacht bis Mittag als böse 20), den Chinesen in Beziehung auf bevorstehende Jagden der Abend als günstig, der Morgen als so unglücklich, daß die Jagd oft deswegen unterlassen wurde 21); bei den Westpreußen ist gar die Deutung nach den einzelnen Wochentagen verschieden 22).

1) V. Strauchsen, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogthum Oldenburg. Oldenburg 1867. Bd. I, S. 31.

2) Weis-Gerland a. a. C. Bd. VI, S. 393.

3) H. V. Tuler, Anfänge der Kultur. Deutsche Uebersetzung. Leipzig 1873. Bd. I, S. 101.

4) Ausland 1853, S. 136.

5) J. B. Thiers, Traité des Superstitions. Paris 1607. In numerischem Auszuge bei Eberh. Oberhaus von Tilsburg. Danneberg 1856. S. 218 ff. No. 478.

6) Weis-Gerland a. a. C. Bd. IV, S. 165.

7) G. Lammert, Volksmedizin und medicinischer Aberglaube in Bayern. Würzburg 1869. S. 282.

8) Strauchsen a. a. C. Bd. I, S. 31.

9) J. Grimm, Deutsche Mythologie. Göttingen 1835 (Erste Auflage). Anhang: Deutscher Aberglaube No. 437.

10) Dalesch No. 186.

11) A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Hamburg 1860. S. 399.

12) H. V. Hoffbold, Niermannisches Kinderlieb, S. 392.

13) Grimm a. a. C. No. 647.

14) Grimm a. a. C. Anhang S. L.

15) Rottler a. a. C.

16) H. E. Dallas, Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reiches. Petersburg 1776/78. Bd. III, S. 43.

17) Wuttke a. a. C. S. 58.

1) Odysee, Gesang 17, Vers 545.

2) Idylle 18, Vers 16 und 17.

3) Idylle 7, Vers 96.

4) Rottler in den Anmerkungen zur Uebersetzung des Theophrast von Moride und ihm. Stuttgart 1855. S. 213.

5) Th. Waig, Anthropologie der Naturvölker. Fortsetzung von G. Gerland. Leipzig 1859/72. Bd. VI, S. 131.



Niese der Griechē bei der Malsheit oder beim Anfsiehn des Rases, so war ihm dies ein unglückliches Zeichen <sup>1)</sup>, dem König nur dann, wenn ihm danach das Essen oder der Tisch fortgenommen wurde, er also nicht weiter es, oder auch wenn er die Speise noch nicht berührt hatte <sup>2)</sup>; dem Rufseländer tündet das Niesen beim Essen Verjud oder Kränkheit <sup>3)</sup>. In Frankreich sieht man es in Bayern der Kränk als ein günstiges Symptom gern <sup>4)</sup>, als welches es auch den Julius in Suidas'sta gibt <sup>5)</sup> — vielleicht liegt beiden Fällen die ursprüngliche Ansicht zu Grunde, daß der frantmadende Dämon sich damit aus dem Körper entfernt, — im Urdraun giebt es die Versicherung, daß man in den nächsten 24 Stunden nicht vom Schlage getroffen wird <sup>6)</sup>; dagegen bedeutete es in Rom kurz nach dem Brischlaste eine anzeitige Geburt <sup>7)</sup>. Das Zusammenniesen zweier Schwangerer weiß bei den Chäsen auf Töchter bei der Geburt, auf Söhne aber, wenn die Männer zweier Schwangerer zusammenniesen <sup>8)</sup>.

Eine Unterredung zwischen den Seiten, nach welchen man niese, wie sich dies mit der guten Bedeutung für die rechte bei den Griechen fand <sup>9)</sup>, scheint bei unserm Volke nicht vorhanden zu sein. Der Anzahl des Nisens wurde von den ersten insofern Bedeutung beigelegt, als sie ein- und dreimaliges in schlechter, zwei- und viermaliges in guter ausfallen <sup>10)</sup>; nach Dr. Hartlieb's im Jahre 1455 geschriebenen „Buch aller verbotenen Kunst, Unglaubens und der Zauberei“ <sup>11)</sup> bedeutet in der Nacht ein zweimaliges Niesen nichts Gutes, so daß man lieber wieder aufstehen und sich anders schlafen legen soll, ein dreimaliges, daß Däbe sich um das Haus schliden, ein viermaliges aber großes Glück and daß alles, was in der Nacht erseht, dem Betreffenden günstig ist. Das Niesen der Passantiere wird verneint gleichfalls als vorderehend angesehen; so findet Niesen des Rindviehes im Odenburgischen Scher <sup>12)</sup>, ein dreimaliges der Ruge in Böhmen, daß der Catarrh im Hause herumgeht <sup>13)</sup>.

Die ältere deutsche Arzneiwissenschaft betrachtete das Niesen als eine dem Schlage ähnliche Krankheitserscheinung, welche sie den „Reinen Schlag“ oder die „minder Apoplezia“ nannte und dadurch von dem wirklichen Schlage unterschied, daß er durch Gottes Gnade nicht so lange dauere. Verursacht wird es durch die groben Winde, welche sich im Gehirn ansammeln und durch das Niesen entweichen <sup>14)</sup>, so daß es gewissermaßen als ein Sicherheitsventil für den Kopf ersicht, da sonst diese angesammelten Winde einen wirklichen Schlagfluß verursachen würden. Dies ist wahrscheinlich auch die Erklärung für den aus dem Urdraun angeführten Glauben, daß einen Niesenden in den nächsten 24 Stunden kein Schlag trifft. Ähnlich erklärt auch die orientalische Wissenschaft das Juden einzelner Glieder durch sich aus den Seiten entweichende, aufsteigende Dämpfe und betrachtet sie bei

öfterer Wiederkehr als Vorboten einer Krankheit des betreffenden Gliedes <sup>15)</sup>.

Ein weitverbreiteter, nicht nur in Europa üblicher Brauch ist die Begleitung des Nisens mit einem Gegenwärtigen von den Christenden. Unser „Praxi!“ „Orkundheit!“ „Wohl besommt!“ das ältere deutsche „Gott! Gott!“ „Nun sei's Euch Gott!“ das altenglische „was hael (müge es Dir wehretzen)!“ das französische „Dieu vous bénisso!“ das italienische „felicità!“ das römische „salvo!“ die indische Formel „Glo!“ die jüdische „Gutes Leben“, die mohammedanische „Allah sei Allah“, deren Gebrauch sogar zu ben 70 Bedingungen des vollkommenen Glaubens gehört <sup>16)</sup>, sie alle drücken denselben Glauben aus, welchen wir auch auf den Inseln der Südsee wiederfinden, wo auf Biti und bei den Kuvonern der Loreestrafte „Gott helf!“ <sup>17)</sup>, auf Samoa „Mögest Du leben“ <sup>18)</sup>, auf Tahiti „Gott segne Dich“ <sup>19)</sup> gerade so wie unsere Niesformeln angewendet werden, und dieser scheint darauf hinzuweisen, daß man allgemein dem Niesen in ursprünglicher Auffassung eine löse Bedeutung zuschrieb, wahrscheinlich es als Manifestation eines dem Menschen übernatürlichen Geistes, vielleicht auch als Zeichen der Bestätigung durch einen solchen ansah und durch Formeln wie die angeführten derartige üble Einwirkungen abzuwenden suchte. Tyler in seinen gehaltenen „Anfängen der Cultur“ hat die Ansicht, bei denen das Niesen als das Zeichen der Einsicht eines der Geister der Verstorbenen betrachtet wird, und dieser Glaube in ihren übrigen Niesgebährden sich gleichfalls findet, als Beispiel für derartige Auffassungen der Besinnahme durch Geister angeführt <sup>20)</sup>, und ferner noch den fetlichen Volksglauben, daß, was in der Nacht nicht durch ein „Gott hilf!“ abwendet, der Niesende der Gewalt der Feen anheimfällt, zur Erklärung herangezogen <sup>21)</sup>. Als ein weiterer Beweis mag der ganz die Auffassung gebende arabische Brauch dienen, daß man beim Niesen eines Kindes den Geist, welcher es sterben lassen will und dieses dadurch angibt, durch eine Art Beschöpfung zu vertreiben suchte <sup>22)</sup>, ganz wie auf Neuseeland die Mutter in diesem Falle dem Kinde einen langen Sauberspruch jurst <sup>23)</sup>. Die Formeln, welche man in Deutschland den nieselnden Kindern jurst, „Gott! Gott, das Du groß wirst“, „Gehst Dich Gott, daß Du wirst groß und fett“ u. s. w. scheinen gleichfalls darauf hinzuweisen, daß man damit einen schädlichen das Weiden des Kindes hindenden Einfluß besseitigen will, wie eine ähnliche Auffassung bei den Negern Alt-Calabars herrscht, welche beim Niesen eines Kindes mit wegworfener Handbewegung „Weit von Dir!“ zu rufen pflegten <sup>24)</sup>; die Julus haben auch die Formel „Wacht“ beim Kinderniesen, welches sie nach ihrer Angabe allerdings als ein Zeichen von Gesundheit betrachten <sup>25)</sup>. Schließlich mag noch bei dieser Gelegenheit der Gewohnheit, ein Kreuz vor den Mund in Böhmen beim Niesen <sup>26)</sup>, in Tyrol beim Gähnen <sup>27)</sup> zu machen, sowie der Gähnformel der Wölstinen, „Ich such' Zuflucht bei Allah vor Satān, dem Verfluchten!“

<sup>1)</sup> Rottler a. a. C.

<sup>2)</sup> Plinius, Naturgeschichte, Buch 28, Cap. 5.

<sup>3)</sup> Waly-Gerland a. a. C. Bd. VI, S. 398.

<sup>4)</sup> Rammet a. a. C. S. 232.

<sup>5)</sup> Tyler a. a. C. Bd. I, S. 98 (nach Gallamon).

<sup>6)</sup> R. v. Propreching, Aus dem Urdraun. München 1856.

<sup>7)</sup> Plinius a. a. C. Buch 7, Cap. 5.

<sup>8)</sup> Grimm a. a. C. Anhang, Aberglaube der Chäsen. Rox. 23.

<sup>9)</sup> Rottler a. a. C.

<sup>10)</sup> Rottler a. a. C.

<sup>11)</sup> V. Grimm a. a. C. Anhang, S. LXII.

<sup>12)</sup> Ettradexen a. a. C. Bd. I, S. 23.

<sup>13)</sup> Wolff-Rannhart, Zeitschrift für deutsche Pathologie. Bd. III, S. 175.

<sup>14)</sup> Hartlieb a. a. C.

<sup>15)</sup> J. v. Hammer) Encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften des Orients. Leipzig 1804. S. 471.

<sup>16)</sup> Hammer a. a. C. S. 695.

<sup>17)</sup> Waly-Gerland a. a. C. Bd. VI, S. 676.

<sup>18)</sup> Ebenholzsch Bd. VI, S. 393.

<sup>19)</sup> Tyler a. a. C. Bd. I, S. 98.

<sup>20)</sup> Ebenholzsch Bd. I, S. 103.

<sup>21)</sup> Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande. Leipzig 1749 ff., Bd. XVIII, S. 102.

<sup>22)</sup> Waly-Gerland a. a. C. Bd. VI, S. 393.

<sup>23)</sup> Tyler a. a. C. Bd. I, S. 99 (nach Barton).

<sup>24)</sup> Ebenholzsch S. 98 (nach Gallamon).

<sup>25)</sup> J. B. Grohmann, Aberglauben und Gebräuche aus Bayern und Währen. Prag 1804. Rox. 1549.

<sup>26)</sup> Wuttke a. a. C. S. 219.

wobei der Rücken der linken Hand vor den Mund gelegt wird, und ihres Glaubens, daß der Teufel leicht dabei herein-  
schlüpft<sup>1)</sup>, und ferner nach des Brauchs der Hindus, beim  
Wähnen ein Schuppchen mit den Fingern unter Rennung  
des Namens eines Gottes zu schlagen<sup>2)</sup>, gebadet werden,  
indem wir berücksichtigen, daß die Auffassung des Nierens  
und Wähnens, wie Tyler<sup>3)</sup> beweist, in dieser Beziehung beim  
Volke eine nahverwandte ist.

Diese Anschauung von der Gefährlichkeit des Nierens,  
welche wir im Vorstehenden entwickelt haben, hat im christ-  
lichen und jüdischen Volksglauben eine feste Gestalt insofern  
gefunden, als sie auf eine bestimmte Zeit, in welcher dann  
der Strauß beim Niesen festgelegt wurde, bezogen wird. Nach  
der rabbinischen Tradition war jedes Niesen vor der Zeit  
Jakob's von sofortigem Tode bezeugt und er der Erste, wel-  
cher nicht dadurch, sondern durch eine natürliche Krankheit  
stark; um Andenken daran wurde allen Völkern von ihren  
Ärzteln befohlen, einen Brauß nach dem Niesen zu gebrauchen<sup>4)</sup>.  
Nach der christlichen Ansicht aber war es der heilige  
Gregor, der Papst, welcher während einer Pestilenz, wo die  
sagt stets tödliche Kräfte von einem Niesen begleitet werden,  
den Strauß beim Niesen einstrich<sup>5)</sup>. In der Tyroler Sage  
ist das Andenken an ein großes „Sterb“, worin, wer niese,  
stark, auch noch lebendig, und nach ihr war das „Gott heil!“  
das einzige Mittel, den Kranken sofort genesen zu machen;  
daher hat sich denn das „Gott heil!“ als offizieller Strauß  
des Gebirgsvolkes erhalten, und mit Aerzern nur hören sie  
das „zur Gesundheit“, welches sie als zu vornehmen und effec-  
tuell betrachten<sup>6)</sup>. Dieses „Gott heil!“ rettete dort auch ein-  
mal eine leichthinnige Dirne, welche der Teufel hüten wollte;  
dieser hatte nämlich vorher einem Wucherer anvertraut, daß  
sie bei seiner Annäherung niesen werde, und wenn dann  
jemand „Gott heil!“ sagen würde, seine Macht über sie ge-  
brochen, während, wenn dabei „zur Gesundheit“ gesagt würde,  
die Dirne ihm verfallen sei, wonach nun natürlich der Wucherer  
handelt<sup>7)</sup>. Ähnlich bezieht in einem englischen Volksmärchen  
der Strauß „Gott segne Dich“ beim Niesen einen Spielmann  
von seinem gespenstlichen Geigenspieler<sup>8)</sup>. In den Regier-  
ländern — auch im alten Florida geschah etwas Ähn-  
liches<sup>9)</sup> — wird das Niesen des Königs oder Häuptlings  
von seiner Umgebung mit einem allgemeinen Händeklatschen,  
Schmuppchenschlagen, Geschrei, Pfeifen auf den Fingern und  
Segenswünschen begleitet<sup>10)</sup>, und vielleicht liegt auch hier  
in dem Rärm und den lauten Weisallsbezeugungen ein ur-  
sprüngliches Beschreien des Dämons, welcher sich im Niesen  
offenbar, verborgen. Als verurtheilt betrachtet die indische  
Tittentzehe das Niesen; dem Weibste des Mann zu-  
folge muß man nach demselben sich den Mund ausspülen<sup>11)</sup>,  
und Segensflüche, auf welche man genies hat, durch Bespreng-  
en mit Erde symbolisch wieder reinigen<sup>12)</sup>.

Nächst dem Niesen tritt das Zuden einzelner Glieder  
als vorbedeutend im Volksglauben an, mündlich bei eini-  
gen Körpertheilen „Weigen“, „Sträumen“, „Orimmen“  
genannt. Im Rheinbürgchen bedeutet Augenweigen über-  
haupt klüftiges Weinen<sup>1)</sup>, in Bayern nur das des rechten  
Auges, während das des linken auf Freude deutet<sup>2)</sup>, der  
Böhme bezieht bemerksprechend rechts und links darauf,  
daß man etwas ungern oder gern sehen wird, und das Weigen  
in beiden auf Weinen<sup>3)</sup>, oder auch rechts und links auf Weinen  
und Tadeln<sup>4)</sup>. Die Tyroler<sup>5)</sup> und Tiroler<sup>6)</sup> haben gleichfalls diese Unterscheidung von rechts und links,  
während in Schäften ein Unterschied zwischen Vor-  
und Nachmittag gemacht wird, und die erwähnte Deutung nur  
für die letztere Zeit gilt, für erstere sich aber umkehrt<sup>7)</sup>.  
Unterschieden von diesem Indem ist das Hüpfen oder Zittern  
des Auges, welches der griechische und indische Volksglaube  
zu Vorbedeutungen verwendet; dem erstern galt das Zuden  
des rechten Auges als glückbringend, weshalb auch der schon  
verzeichelnde Liebede bei Theophr<sup>8)</sup>, als er es an sich  
verspürt, freudig in die Worte ausbricht: „Halt, das Weigen  
mein Auge, das rechte, mir! Soll ich sie doch noch seh'n?“  
des linken als Unglück, dem Andern gleichfalls, wenn es  
einem Manne wiederfuhr; zude aber das rechte Auge einem  
weiblichen Wesen, so war es ein unheilbringendes Zeichen,  
wie und eine Stelle der Kalantala zeigt<sup>9)</sup>. In Fern fin-  
det sich das Zuden der Augenlider als ein Zeichen des Zornes  
der Götter aufgefaßt<sup>10)</sup>.

Rosenjuden weist in ganz Deutschland auf Reingeliten,  
welche man hören wird, gewöhnlich nur im Allgemeinen, in  
Tyrol aber mit Beziehung des rechten oder linken Hüpfes  
auf gute oder schlechte Nachricht<sup>11)</sup>. Der Schwabe deutet  
dieses Zuden, wohl nach nicht misszuversehender Analogie,  
auf ein Wohlfehlenwerden des Schmalzes<sup>12)</sup>, der österreichische  
Tyrbe auf Aerger<sup>13)</sup>, ein aus dem Anfang des 17. Jahr-  
hunderts berichteter Bergglaube auf Trinken von Wein oder  
unangenehmen Geruch<sup>14)</sup>, der böhmische gleichfalls darauf,  
daß man ein Glas Wein trinkt, oder daß man einen Fehler  
macht oder jemand zum Zorne reizt, oder aber, daß man  
mit einem hübschen Manne oder Weibe zusammenkommen  
wird<sup>15)</sup>.

Zude einem Weibe der Hals oder die Kehle, dann geht  
sie bald auf eine Rindtaufe oder Hochzeit, auch ihr aber der  
Kopf, so bekommt sie bald das Schicksal<sup>16)</sup>; dem Böhmen aber  
brudet letzteres auf Negeln, das Zuden der Stirn auf Pe-  
sach<sup>17)</sup>. Das Zuden der Hand wird allgemein in Deutsch-  
land auf das Gelbrinnenommen oder Gelbansgehen bezogen,  
theils daß der rechten das Einnehmen, der linken das Aus-

1) Tyler a. a. C. Bd. I, S. 102.

2) Ebenbocksch E. 102/103.

3) Ebenbocksch E. 102 (nach Beard).

4) J. d'Israeli, Curiousities of Literature. London 1849.

p. 45.

5) Ebenbocksch.

6) J. N. von Alpburg, Mythen und Sagen Tyrols. Jü-  
rich 1857. E. 371.

7) Ebenbocksch E. 276.

8) Tyler a. a. C. Bd. I, S. 101.

9) Ebenbocksch E. 99.

10) Ebenbocksch. Ferner Clapperton, Zweite Reise in das  
Innere von Africa. Deutsche Uebersetzung. Jena 1829. E. 242  
(für Yoruba und Dahome). „Globus“ Bd. XXXII, E. 31  
(für Arabien).

11) Ebd. 5, Vers 145.

12) Ebenbocksch, Vers 125.

1) Stradlerjan a. a. C. Bd. I, S. 81.

2) Zeitschrift für deutsche Mythologie, Bd. II, S. 109.

3) Grohmann a. a. C. No. 1545.

4) Zeitschrift für deutsche Mythologie, Bd. III, S. 175.

5) Wulle a. a. C. S. 57.

6) „Globus“, Bd. XXXI, E. 111.

7) Wulle a. a. C. S. 57.

8) Jhyle 3, Vers 57.

9) A. Loiseleur - Deslongchamps in Les livres sacrés  
de l'Orient. Paris 1840, p. 389 note.

10) J. G. Müller, Geschichte der amerikanischen Irregularien.  
Wiel 1847, S. 397.

11) Alpburg a. a. C. E. 371.

12) W. Bittlinger, Was Schwaben. Wiesbaden 1874. Bd. I,  
E. 414.

13) „Globus“, Bd. XXXI, E. 111.

14) Zeitschrift für deutsche Mythologie, Bd. III, S. 111.

15) Ebenbocksch, Bd. III, E. 175.

16) Grimm, Rechtschaffen, No. 141.

17) Zeitschrift für deutsche Mythologie, Bd. III, E. 175.

geben zufällt <sup>1)</sup>, theils, wie in Oldenburg <sup>2)</sup>, in Böhmen <sup>3)</sup>, bei den Österreichischen Erbten <sup>4)</sup>, mit umgekehrter Anwendung. Ist die Hand bei der Trauung oder beim Abschied in die Fremde fallt, so sticht der Betreffende bald <sup>5)</sup>, dem Böhmen aber ist sie das Ausgehen eines aufrichtigen Herzens <sup>6)</sup>. Der häufigste Aberglaube, welcher nach dieser Richtung hin am ausgebreitetsten erscheint, deutet ferner auch das Juden des Ellbogens auf einen neuen Velttaueraden, das der Erde darauf, daß und jemand sucht, das des Fußes oder der Sohle, ebenso wie der österreichische Erbe <sup>7)</sup>, auf eine Keife <sup>8)</sup>; in anderen böhmischn Gegenden muß es aber der rechte sein, ist es der linke, dann bleibt man gerade zu Hause <sup>9)</sup>. In Indien ist für einen Mann das Juden des linken Armes von schlechter, des rechten von guter Vorbedeutung <sup>10)</sup>. Beliebte Veräugung des Schicksals in Bezug auf Liebesangelegenheiten ist vielfach in Deutschland das Ausgehen der Finger. Knaden sie dabei, so deutet dies in Oldenburg darauf, daß man verliebt ist <sup>11)</sup>, gewöhnlich aber darauf, daß man einen Schatz bekommt; die Zahl des Knadens zeigt dabei vielfach dem Mädchen die Zahl der Freier an. Das Knaden der Ohrläde, jedoch nicht beim Ausgehen der Finger, sondern jenes, welches öfters beim Ausstrecken des Armes entsteht, hat mehrthilgigeweise eine ähnliche Deutung bei den Australier erfahren; es bedeutet ihnen, daß jemand ihnen Gutes wünscht und zwar in der Richtung des ausgestreckten Armes <sup>12)</sup>, wie gleicheweise auch den Anwohner der Torrefestunge das Gesichtnaden anzeigt, daß jemand sie lieb hat und Gutes von ihnen spricht <sup>13)</sup>.

Das Nasenbluten veranlaßt Unglück oder Mißlingen eines Unternehmens, wenn es das linke Nasenloch ist, welches blutet; so in Deutschland <sup>14)</sup> wie in Frankreich <sup>15)</sup>, wo auch das Bluten des rechten als ein gutes Anzeichen beim Freiergehen gilt <sup>16)</sup>. Fallen am Meinen einem Viebenden drei Blutstropfen aus der Nase, so weiß er, daß die Liebe gebrochen werden wird <sup>17)</sup>, wobei wir wegen der Dreizahl daran erinnern wollen, daß der deutsche Volksglaube mehrfach das Leben von drei im Gehirn hängenden Blutstropfen abhängig macht und deren theilweises oder gänzlich Verabfallen Schlagfluß und Tod verursachen läßt.

Wer Wasen auf der Zunge bekommt, wird sogleich belegen werden, wenn er nicht sofort dreimal ausspuckt und dem Finger alles Wasen wünscht <sup>18)</sup>; allgemeiner ist aber der Glaube, daß dann ein Abwesender Schlichtes von dem Betreffenden spricht und ihn verurtheilt. In Ränigsberg macht man sogleich einen Knoten ins Taschentuch und sticht so lange mit einer Nadel in denselben, bis er aufricht, dann verliert man die Wasen und der Verurtheilter erhält sie <sup>19)</sup>; in Masuren bemitt man dies dadurch, daß man drei-

mal ins Taschentuch spuckt, einen Knoten aus demselben macht und darauf schlägt <sup>1)</sup>. In Böhmen bedeutet umgekehrt das Blasen auf der Zunge nicht, daß der Betreffende verurtheilt wird, sondern daß er selbst jemandem Liebes nachgedacht hat <sup>2)</sup>. Der Schleiher schlägt aus dem Erglühen der Wange auf eine Verurtheilung gegen den Ertrübenden <sup>3)</sup>.

Der Schladen, diese unangenehme Eödrung beim Einathmen, welcher vom deutschen Volksglauben wohl vom Essen gekohlten Brotes oder Kaffes <sup>4)</sup>, oder bei Kindern davon abgeleitet wird, daß ihnen das Herz wächst <sup>5)</sup>, bedeutet gleichfalls, daß ein Abwesender Wasen von der davon befallenen Person redet, in Niederösterreich, wo man es „vom Schnagerl <sup>6)</sup> gestochen werden“ nennt, überhaupt nur, daß ein Abwesender von ihr redet <sup>7)</sup>, in Böhmen, daß er ihrer gedankt <sup>8)</sup>. Erhält man in Schleißen dabei den Verurtheilter, hört der Schladen sofort auf <sup>9)</sup>; ein anderes gutes Mittel ist, ein bloßes Messer in eine Kanne Vier stellen und einen guten Schlad in einem Aßhem davon trinken <sup>10)</sup>, das Messer ist hierbei wie auch sonst vielfach dessen Einfluß von Hegen oder Östern abwehrend, der starke Schlad in einem Aßhem ein bekanntes gutes Hausmittel. In Böhmen hat man gegen den Schladen folgenden Spruch:

Schlade, Schlade senke dich,  
Gütiger Gott, gebet an mich:  
Gedenke nicht an mein Sünd' und Laster  
Sondern an meine arme Seele <sup>11)</sup>.

worin also gleichfalls dem Schladen eine Beziehung auf das Gebeten an den Betreffenden, hier seitens Gottes, sowie auf von ihm Unrechtgethanenes beigeigt wird.

Dem Ringen oder Summen im Ohre wird in Deutschland allgemein die Bedeutung zugelegt, daß es anzeigt, ein Abwesender spricht von dem Betreffenden, und fast ebenso allgemein ist die Bestimmung, daß das rechte Ohr merket, das Gesprochene sei etwas Gutes, das linke, es sei etwas Schlechtes <sup>12)</sup>, oder etwas Wahres und Unwahres <sup>13)</sup>, im letztern Falle auch wohl eine Verurtheilung <sup>14)</sup>. Ueberhaupt auf Liebesrede deutet es eine Sammlung abergläubischer Wäunde des vierzehnten Jahrhundert <sup>15)</sup>, auf Äuge auch anderweitig deutscher Glaube <sup>16)</sup>; der Schleiher macht indessen die liebe Nachrede davon abhängig, daß der Nachsatz nicht das richtige Ohr erhält <sup>17)</sup>. Der französische Aberglaube legt im Gegensatz zum deutschen dem Ringen des linken Ohres theilweise die gute Bedeutung, daß Irrunde unserer Gedanken, und dem des rechten die entgegengesetzte bei <sup>18)</sup>, wie wir im Olden-

<sup>1)</sup> Grimm, Aberglaube, No. 1036.  
<sup>2)</sup> Straderjan Eb. I, S. 31.  
<sup>3)</sup> Zeitschrift für deutsche Mythologie, Bd. III, S. 176.  
 Großmann a. a. C. No. 1537.  
<sup>4)</sup> Globus, Bd. XXI, S. 111.  
<sup>5)</sup> Wuttke a. a. C. S. 57 (ersteres in Ostfriesland, letzteres in Thüringen).  
<sup>6)</sup> Großmann a. a. C. No. 1538.  
<sup>7)</sup> Globus, Bd. XXI, S. 111.  
<sup>8)</sup> Zeitschrift für deutsche Mythologie, Bd. III, S. 176.  
<sup>9)</sup> Großmann a. a. C. No. 1558.  
<sup>10)</sup> Velleleur Testlonghamps a. a. C.  
<sup>11)</sup> Etroderjan a. a. C. Bd. I, S. 91; Eb. II, S. 118.  
<sup>12)</sup> Waig-Gerland, Eb. VI, S. 802.  
<sup>13)</sup> Ebenfelsch No. 678.  
<sup>14)</sup> Grimm, Aberglaube, No. 828.  
<sup>15)</sup> Thiers a. a. C. No. 43.  
<sup>16)</sup> Ebenfelsch No. 478.  
<sup>17)</sup> Wuttke a. a. C. S. 69.  
<sup>18)</sup> Grimm, Aberglaube, No. 311.  
<sup>19)</sup> D. Freyhöfer, Vörsprach und Zauberbann. Berlin 1870, S. 38.

<sup>1)</sup> Ebenfelsch.  
<sup>2)</sup> Großmann a. a. C. No. 1548.  
<sup>3)</sup> Wuttke a. a. C. S. 68.  
<sup>4)</sup> Grimm, Aberglaube, No. 188.  
<sup>5)</sup> Ebenfelsch No. 355.  
<sup>6)</sup> Der Böhme kennt den Schnagerl als einen gütigen Hausgeist, der aber das Fluchen hart bestraft (Großmann a. a. C. No. 75). Er ist wohl jedenfalls mit diesem niederösterreichischen Schnagerl identisch und weist der Ausdruck darauf hin, daß der Schladen als von einem gestrigen Wasen verursacht geschädigt wird, mezt sich ungenugenden der Gebrauch des Messers als Mittel jenseit der köstliche Spruch stellen.  
<sup>7)</sup> Zeitschrift für deutsche Mythologie, Bd. IV, S. 29.  
<sup>8)</sup> Großmann a. a. C. No. 1531.  
<sup>9)</sup> Wuttke a. a. C. S. 68.  
<sup>10)</sup> Grimm, Aberglaube, No. 280.  
<sup>11)</sup> A. Großmann a. a. C. No. 1258.  
<sup>12)</sup> Grimm, Aberglaube, No. 537. Wuttke a. a. C. S. 67.  
 Ripenburg a. a. C. S. 571.  
<sup>13)</sup> Grimm, Aberglaube, No. 802.  
<sup>14)</sup> Großmann a. a. C. No. 1547.  
<sup>15)</sup> Bei Grimm Anfang S. 43.  
<sup>16)</sup> Grimm, Aberglaube, No. 82.  
<sup>17)</sup> Wuttke a. a. C. S. 67.  
<sup>18)</sup> Thiers a. a. C. No. 57.

burgischen neben der gewöhnlichen Auffassung auch das Klingeln des linken Ohres als gute Nachrede bezogen finden<sup>1)</sup>; als Vorzeichen beim Freireichengedenk aber das rechte Ohr in Frankreich wieder die gute Vorbedeutung, das linke die schlechte<sup>2)</sup>. Den österrheinishen Serben bedeutet das Klingeln, daß ihnen Nachsicht von der Seite des kranken Ohres her kommen wird, welche wahr ist, wenn der Nachbar das richtige Ohr ertönt<sup>3)</sup>; fernerheißt noch ist der böhmische Glaube, daß eine ins Ohr kummende Fliege eine Keuigkeit bringt<sup>4)</sup>. Um die linke Nachrede zu vernichten oder auch den Uebelredenden zu strafen, heißt man in Oberbürgen schnell auf den linken Nacken oder Schürzenzipfel, dann heißt sich der Verleumder auf die Zunge<sup>5)</sup>; oder man spuckt schnell auf den Finger und hält ihn hinter das Ohr, so muß er sich bedanken<sup>6)</sup>; anderwärts heißt man auf den obern Haft des Hemdes, damit ihm eine Wase auf der Zunge entstehe<sup>7)</sup>. Deut man beim Summen an den richtigen Sprecher, so hört es sofort auf<sup>8)</sup>; in Wägen wird daher empfohlen, an alle Bekannte zu denken, bis man auf den richtigen stößt<sup>9)</sup>. Auch die alten Römer wußten bereits, daß man durch Ohrenklingen Empfindung von den Geprüchten durch sich habe<sup>10)</sup>; und gleicherweise begannen wir im alten Peru dem Glauben, daß das Klingeln des rechten Ohres gute, des linken böse Nachrede bedeute<sup>11)</sup>, neben der andern Ansicht, daß es als ein Zeichen vom Zorn der Götter zu betrachten sei<sup>12)</sup>.

Der nervöse Schauer, welcher ursprünglich über den Körper geht, und welchen man in Teufelsland mit dem Namen der Hängschaut bezeichnet (in Süddeutschland sagt man „die Hängschaut läuft mir auf“<sup>13)</sup>), wird allgemein mit Tod und Grad in Verbindung gebracht. Entweder läuft jemand über das Grab des Verstorbenen<sup>14)</sup>, als dieser Jemand wird oder gewöhnlich der Tod selbst genannt<sup>15)</sup>, oder man sagt, der Tod hat nach ihm gegriffen<sup>16)</sup>, ist ihm den Rücken herabgelaufen. Der Franzose glaubt, wenn ein Schander durch die Haare geht, einen bösen Geist in der Nase<sup>17)</sup>. Nähet man im Schlafe sich in die Höhe, so hat nach australischem Glauben der Geist Miangari, welcher oben am Sternenhimmel sitzt und die Menschen mit seinem dreifachen Fischspere heraufziehen sucht, den Schlaf mit diesem Sperrre bestrahlt<sup>18)</sup>, wie ähnlich nach orientalischer Ansicht der von Gott gesandte Pestengel diejenigen, welche nicht sterben, sondern wieder genesen sollen, mit seiner Kugel, anstatt sie zu tödten, gleichfalls nur bestrahlt. Es wird also hier überall ein Gefühl des vorübergehenden Todes, der sich bemerkbar, jedoch

ohne zu tödten, machen will, den betreffenden Erscheinungen zu Grunde gelegt.

Auch bleibende Eigenthümlichkeiten des Körpers werden benutzt, um daraus Schlüsse auf das Schicksal des Menschen zu machen. Namentlich sind es die Linien in der Handfläche, woraus dieses auf das Genaeiste abzulesen ist; dieses Lesen ist aber eine Kunst, welche nur den darin Eingeweihten bekannt und vielfach willkürlich, von der Phantasie des Einzelnen abhängig ist — so vollkommene daher auch das Deutenlassen aus den Linien der Hand und der Glaube, daß der Wissende aus ihnen das Schicksal lesen kann, so wenig vollkommene ist die Deutung selbst und das Princip derselben, weshalb wir diese Art der Wahrsagung hier übergehen können. Dagegen wollen wir aus dem böhmischen Aberglauben einige von den Zeichen am Körper anführen, welche als schicksalstheoretisch betrachtet werden. Auf baldigen Tod deuten zu weit vom Kopf abgehende Ohren, wenig Haare, lange Finger, auf den Tod der andern Uebersichtl. Wurzeln im Gesicht, auf weite Stellen weit auseinanderstehende Zähne<sup>1)</sup>, welcher Glaube auch im übrigen Teufelsland verbreitet ist<sup>2)</sup>, auf eine reiche Heirath eine starke Behaarung der Hände<sup>3)</sup>, anderwärts in Teufelsland der Arme. Auch auf Japa werden lange einzelne Haare auf Wangen und Malen, welche Haare man überhaupt dort als eine Fierde des Körpers betrachtet, auf kommendes Glück bezogen<sup>4)</sup>. In Bayern schließt man aus dem Zuerstkommen der unteren Zähne, daß das Kind am Leben bleiben wird<sup>5)</sup>, wozu sich eine Parallele bei mehreren Völkern des Ostasiens findet, denen das Zuersther-vorbrechen der oberen Zähne als ein Unheil für die Familie künftigen Zeichen gilt, weshalb zu Abwehr Kinder mit diesem Merkmal oft getödtet werden.

Die Art und Weise der Deutung der verschiedenen Vorkommnisse am Körper liegt in den mitgetheilten Fällen klar zu Tage, es ist meist die einfache Beziehung des betreffenden Gliedes auf eine ihm zukommende Thätigkeit oder auf ein Ereigniß, bei welchem es als hauptsächlich betheiligt erscheint. So deuten die Erscheinungen am Auge auf Weinen und als dessen Gegenstand auf Lachen und Freude, oder darauf, daß man etwas sehen wird, an der Nase auf Niesen, an der Hand auf Nehmen und Geben, am Fuß auf Reiten, am Kopf auf Schlägelkommen, die kalte Hand auf Tod, die Wästen auf der Zunge auf Verleumdung mit Rücksicht auf den Thäter, rothe Waden wegen Scham oder Rührung auf den Eudorer. Ferner z. B. die Nase, weil sie beim Ausdruck des Zornes stark betheiligt erscheint, auf ein zum Zorn Gereizworden, der Ellbogen, weil man mit ihm in dem betreffenden Falle berührt, auf einen neuen The-cameraeden n. s. w. Wir sehen hierin also deutlich, wie einfach und ungenügend die Deutung derartiger als vorbe-deutend gefaßter Vorgänge sich ursprünglich im Geiste des Naturmenschen gemacht hat, wie das vorbedeutende Ereigniß selbst unvermittelt auf das kommende hinwirkt; Sätze der Priester und Zeichendeuter war es, ihren Zwecken gemäß diese leichte Deutung zu verwischen, Systeme zu bilden und die ihnen allein vorbehaltene Deutung dem Ueingezeichneten unmöglich zu machen.

1) Straderjan Bd. I, S. 31.

2) Ziers, a. a. C. No. 478.

3) „Globus“ Bd. XXI, S. 111.

4) Grömann a. a. C. No. 1544.

5) Straderjan Bd. I, S. 31.

6) Ebenoleibh.

7) Grimm, Aberglaube, No. 802.

8) Ripenburg a. a. C. S. 371. Wuttke a. a. C. S. 57.

9) Grömann a. a. C. No. 1546.

10) Plinius, Naturgeschichte Buch 28, Cap. 5.

11) „Globus“ Bd. XXVIII, S. 202.

12) Müller a. a. C. S. 397.

13) Kammerl a. a. C. S. 179.

14) Zeitschrift für deutsche Mythologie, Bd. III, S. 175.

15) Kammerl a. a. C. S. 179. Zeitschrift für deutsche Mythologie, Bd. IV, S. 413. Straderjan a. a. C. Bd. I, S. 32. Grimm, Aberglaube, No. 1037.

16) Kammerl a. a. C. S. 179.

17) Die „Natur“ Bd. XXV, S. 548.

18) Die „Natur“ Bd. XXV, S. 625.

1) Grömann a. a. C. No. 1508, 1509, 1541, 1542.

2) Wuttke a. a. C. S. 69.

3) Grömann a. a. C. No. 1536.

4) „Walden“ Jahrgang 1860, S. 1098.

5) Wuttke a. a. C. S. 69.





Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Ambree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten  
zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1879.

## Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Herrn Henri Velle. Die Abbildungen nach Skizzen desselben.)

### V.

Kalamata. Seine Geschichte. Seine Citadelle. Seidenspinnereien. Koroni. Modoni. Navarino.

Kalamata,  $1\frac{1}{2}$  Kilometer vom Meere entfernt gelegen, zählt nahe an 7000 Einwohner und ist nach Patras die wichtigste Stadt Moreas. Seit einigen Jahren sucht sie dem Geslande näher zu kommen, indem längs der nach der „Etsala“ führenden Straße Häuser errichtet wurden, welche allmählig zu einer langen Vorstadt zusammenwachsen werden. Umlängs aber weicht das Meer vor der Stadt zurück, welche der Küste früher viel näher lag als heute; das bewirten die Anpflanzungen der kleinen Flüsse, welche sich zahlreich in den nordöstlichen Theil des Meerbusens von Koroni ergießen. Neben der Schiffslände und den dafür charakteristischen Magazinen und Hütten liegt eine kleine Niederlassung, wo die wohlhabenderen Familien sich der Seebäder und der frischen Luft erfreuen; denn zur Sommerzeit ist es in Kalamata unerträglich heiß, und schon im Mai steigt das Thermometer im Schatten bis auf 38 Grad.

Kalamata stellt sich dem Beschauer sehr verschieden dar je nach dem Stadttheile, in welchem er sich befindet. Wo der Ort nach Süden hin wächst, da erheben sich Häuser, welche mit ihren großen Vorhallen, hohen, luftigen Zimmern und ihren oft von antix stilisirten Säulen getragenen Balkonen an Festigkeit und Feinheit denen in der Reibung Athen nichts nachgeben. Ganz anders in dem alten Quartiere am Fuße des Burgfelsens, wo die schlecht gehaltenen, winkligen und schwunigen Gassen die Sorglosigkeit der Bewohner wie die Nachlässigkeit des Gemeindevorstandes in gleicher Weise vertragen. Unterhalb dieses Stadttheiles „steigt“ der Nedon,

dessen Bett drei Vierteltheile des Jahres trocken liegt und alsdann als öffentlicher Spaziergang benutzt wird. Dort wurde im Jahre 1821 ein feierliches Leben gefungen, um die Einnahme der Stadt durch die Griechen zu feiern. 24 Priester und 5000 Bewaffnete waren bei dem Ereignisse zugegen, das einen neuen Abschnitt in dem Freiheitskampfe bezeichnet. Die Fallsaren hatten freilich alle Gefangenen, welche sich auf Ehrenwort ergeben hatten, niedergemacht; aber dabei ist zu bedenken, daß der dinnnen commandirnde Pascha wenige Monate zuvor sechs angefehene Griechen, die als Parlamentäre gekommen waren, unter dem Hohne und Spolte seiner Soldaten hatte pfählen und ihre Leichname auf den Wällen der Stadt anstellen lassen.

Zwischen dem alten und dem neuen Stadttheile zieht sich eine breite Straße hin, welche während der französischen Besetzung Moreas erbaut wurde und Wohnungen reicher Kaufleute sowie lebhafte Kaffeebäuer enthält, vor denen zuweilen Garze oder Weige eines kleinen herumziehenden Händlers erdnt. An dem einen Ende der Hauptstraße führt eine hölzerne Brücke über den hier ziemlich breiten Fluß nach einer Vorstadt, wo sich das Schlachthaus befindet; jenseit derselben liegen Gärten mit großen schattenspendenden Bäumen. Am entgegengesetzten Ende ist der Bazar, ein Hausen kleiner Polzbuden von maulerischem orientalischem Aussehen, aber mehr einem Jahrmarkt ähnlich, als eine eines civilisirten Landes würdige Einrichtung. Einige Kaufleute haben in dessen schon Schaufenster angebracht und die hölzernen



Kalamata mit ihrem freistehenden Epitaph.

Schirmbächer durch Veranden aus gewalzigem Flecht erlegt, eine Aemernung, welche aber auch nicht den Beifall des Reisenden findet, der seine Freude an den bunten originellen Bildern orientalischen Marktens hat. Im Uebrigen ist der Bazar ziemlich gut versehen und enthält bedruckte Baumwollenwaaren aus Manchester, deutsche Seidenzeuge, Triestiner Kurzwaaen, englisches Geschir und belgisches Glas. Frankreich ist, wie gewöhnlich, wenig vertreten: seine vollendetsten und theueren Producte sind für feinere und fortgeschrittenere Civilisation berechnet.

Mehrere Kirchen des Ortes haben sich vollkommen ihren mittelalterlichen Charakter gewahrt; eine kleine schlecht angelegte Capelle datirt aus dem 13. Jahrhundert. Ueber

ihren Thür, dem einzigen Theil, der sich noch von dem ursprünglichen Gebäude erhalten hat, prangt das Wappen der Templar, ein mit Lilien gezieres Kreuz. In der Kathedrale, in der Kuppelkirche sieht man einige alte Gemälde und Sculpturen aus den verschiedenen Herrscherskopen, z. B. von zwei Königen getragenen venetianischen Adler, die französische Lilie und geneuesische Familienwappen. Der hohe, spitzbuckige Glockenturm von S. Athanasios erinnert an die venetianischen Campaniles auf Zante; die Thür haben ihn in ihrer Apothie, welche man oft, aber fälschlich als Taufstube aufgefaßt hat, stehen lassen.

Auch unter den Häusern haben mehrere trotz der Ausbesserungen Spuren ihres Ursprungs, wie Wappenschilder in der Mauer, schmale Fenster, deren Sturz auf romanischen Kragsteinen ruht, oder runderbogene von Säulen getragene Thürten, sich bewahrt. Die Capelle dieser Säulen zeigen fast stets vier große Wälder, wie von einer Wasserpflanz,

welche sich an den Ufern zu einer kleinen Schnecke umbiegen. Ueber eine andere vierseitigen Thür, deren Abbildung wir geben, sind zwei Bruchstücke eines antiken Gesimses in schrägem Winkel eingemauert und umschließen eine große erhabene gearbeitete Lilie. Diese Häuser, denen in alten französischen Städten gleich, sind auch französisches Eigenthum gewesen: denn Wilhelm von Villehardouin, der in Kalamata geboren wurde, hatte für den Ort große Vorliebe und residirte dort. Velle wird in manchen ganz griechisch klingenden Familiennamen Kalamatas alte Klänge aus der Champagne und Berry heraus hören und erkennt i. V. in den Morandis Nachkommen des Ritters Castel-Morant, den Louis von Bourbon 1390 nach Morea schickte. Gleiches soll in Montenegro, an den Inseln des Archipels, in Armenien und selbst im Kaukasus der Fall sein.

Als die Kreuzfahrer im Jahre 1204 nach der Eroberung Konstantinopels sich in das byzantinische Reich theilten, fiel Morea an zwei Ritter aus der Champagne, Wilhelm von Champlitte und Gottfried von Villehardouin. Nach des ersten Tode ließ sich Gottfried zum Fürsten von Morea und Achaia ausernen, behielt sich die Gebiete Kalamata und Arkadien vor und theilte den Rest des Landes unter zwölf große Barone, drei Ritter- und sieben Mönchsorden, neben welchen noch mehrere einfache Ritter- und andere Lehnen standen. Außerdem gab es solche, die Griechen übertragen waren, und zwölf freie Städte, welche sich bei ihrer Unterwerfung die Aufrechterhaltung ihrer Rechte und municipalen Freiheiten ausbedungen hatten.

Die Bergbewohner mußten Tribut zahlen und Kriegsdienste leisten, die Leute in der Ebene waren Leibeigener, und über ihnen stand eine durchaus nach mittelalterlichen feudalen Regeln gegliederte Gesellschaft, in welcher es an Soldaten, an allerlei Bürgern und an Kaufleuten nicht fehlte, welche hier im Osten Eilten und Späthe ihrer französischen Heimath wieder fanden und ihre Familien nachkommen ließen. Herzog und Barone bauten um die Wette feste Burgen, um sich den Besitz des Landes zu sichern; Veranoftung und Rechtspflege wurden nach den damals in Frankreich geltenden feudalen Normen gehandhabt, die Assisen von Jerusalem als Codex des Fürstenthums angenommen, und dieses selbst genoß so viel Sicherheit und Freiheit, wie lange Zeit nicht zuvor. Aber ihm fehlte leider die Unterstützung des Mutterlandes, das nach der Niederlage von Aincourt die Krone aller seiner Kinder brauchte; Orien gelassen unterlag die Frankenherrschaft in Morea bald ihren Feinden ringsum, während sie hoch, hätte sie

Nachschub an Leuten und Gelder aus Frankreich empfangen, zum Bollwerke der Christenheit gegen Osten hätte werden können. Nach dem Tode des letzten weiblichen Nachkommen der Villehardouin kam zu der von außen brohenden Gefahr noch Anarchie im Innern, die sich Genossen der Macht und des Titels eines Fürsten von Achaia bemächtigte. Später kam Morea in venetianischen Besitz und in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts in türkische.

An jene glänzenden Zeiten französischer Herrschaft mußte Velle zurückdenken, als er durch Pflanzungen von Orangen- und Citronenbäumen zur Citadelle hinausflieg; in zwanzig Minuten hatte er die Gipfelfläche des Berg und Stadt beherrschenden Felsens, der die ansehnlichen Ruinen trägt, erreicht. Ueber dem Thore hat sich zwar ein Remerces Bild des Marcus-Löwen erhalten, aber der merkwürdige und



Thürstür in Kalamata.



best erhaltene Theil der Ruinen im Westen gehört zu dem Bau Villehardouin's. Die Mauern sind sehr breit, hoch und fest gebaut, und unzerstört stehen noch die Ausfallthor, die Rundgänge, die schmalen Zugänge zu den Thürmen und

die Wendeltreppen. 1685 ließ der Baron Tegenfeld, ein deutscher General in venetianischen Diensten, die Ciabelle schleifen; aber die Türken stellten sie wieder her. Von der Spitze des größten Thurmes, den man nicht



Koroni.

ohne Gefahr erklimmen kann, genießt man eine herrliche Aussicht über die messenische Ebene, den Meerbusen und die ordnungsgeloes herangeflüchten, von fränkischen Thürmen über-

ragten und ringum von üppigem Ortn umgebenen Häuser von Kalamata. Diese reiche Alluvialebene gleicht einem einzigen großen Garten voll Del-, Citronen-, Drangen-



Modoni.

Granaten- und sonstigen Bäumen. Weiter abwärts theilt sich das breite Flußbett in zwei Arme, welche getrennt das weithin glänzende Meer erreichen.

Die hauptsächlichste Industrie Messeniens bildet neben dem Olivenbau die Zucht der Seidenwürmer, für welche, was Europa anlangt, Griechenland der Ausgangspunkt war.

Nur von dort kamen einst seidene Gewebe nach dem Orient wie Occident. Aber die türkische Erbsenung hemmte jeden Aufschwung, und selbst die Ausfuhr des Rohstoffes wurde eingestellt. Erst 1837 wurden wieder einige Spinnerieen eingerichtet, aber sie machten nur schwer Fortschritte, wegen der starken Concurrenz der griechischen Arbeiter, welche, wenn



Einblick in die Bucht von Kavalaro.

M. Schmitt (1882)

1882

fe das Abhaspeln der Cocons erlernt hatten, mit einem Kochtopfe und einer Haspel im Lande herumzogen und den Bauern ihre feinen Vorzüge an Ort und Stelle abhaspelten. Jetzt freilich wird diesen unternehmenden herumziehenden Handwerfern das Leben durch Unterhändler sauer gemacht, welche in den Dörfern die vorhandenen Cocons für die Besitzer der Spinnereien aufkaufen. Von letzteren giebt es heute in Griechenland zwölf, darunter acht mit Dampftrieb, und zwar je eine in Athen und im Pindus und je fünf in Sparta und Kalamata. Sind dieselben alle im Gange, was freilich nicht jedes Jahr sich ereignet, so beschäftigen sie an 523 Abdampfböden 50 männliche und 820 weibliche Arbeiter und erzeugen 16 000 Rilo Seide, die in Lyon als erste Qualität verkauft werden.

In Kalamata besuchte Welle eine einem Franzosen, früherem Philhellene, gehörige Spinnerei, deren Einrichtung überaus einfach war. In dem einzigen Raume, welchen die-

felse enthielt, saßen etwa fünfzig junge Mädchen in einer langen Reihe, vor sich je ein Becken mit lochendem Wasser, und waren mit dem Abhaspeln der Cocons beschäftigt. Die Haspeln wurden von einem Wassertrabe, das hier zu Lande leichter als eine Dampfmaschine auszubessern ist, getrieben; die Seide ist im Gange von guter Beschaffenheit, weich, fein und fest. Die Arbeiterinnen schienen intelligent und geschickt; nach Auslage des Fabrikbesizers lernten sie ihre Obliegenheiten auch schnell, mußten aber gut überwacht werden und plaudern bei der Arbeit viel. Sie arbeiten von Morgens 6 Uhr bis Abends 6 Uhr mit einbländiger Pause zum Mittagessen, das meist, wie alle Nachzügler der unteren Volksschichten in Griechenland, aus ein paar Gurten, Weintrauben und Brot besteht.

Die große Klippe für jede Industrie in Griechenland ist die Rohbarkeit der Handarbeit, welche im Verein mit den Preiſchwankungen, denen die Cocons auf den europäischen



Die Festung von Navarino.

Märkten unterworfen sind, schon mehrmals jenen Franzosen zur Einstellung der Arbeit veranlaßten, so groß auch der Vorteil ist, daß seine Fabrik sich am Produktionsorte selbst befindet und er mit den Fächlern unter den reichsten und billigsten Bedingungen verhandeln kann.

Die Fabrikation von Seidenstoffen ist in Griechenland ohne Bedeutung. In Kalamata werden leichte Zeuge mit durchsichtigen und matten Streifen, Täucher und Schürpen verfertigt, welche im Lande selbst Absatz finden, aber theurer zu stehen kommen, als die gleichen aus Westeuropa eingeführten Waaren.

Das Dampfboot der hellenischen Gesellschaft, welches alle vierzehn Tage die einzelnen Küstenplätze besucht, und mit welchem Welle nach Navarino fahren wollte, verließ Kalamata um drei Uhr Morgens, so daß er sich schon am Abend zuvor einschiffte. Bei Tagesanbruch näherte es sich Koroni; zur Rechten lag ihm der felsige Vorsprung von Petalidi, welcher einst das antike Korone trug, und vor 1828 die Franzosen unter Marschall Maison landeten. Leicht unterscheidet man die Einzelheiten an der Küste, die öde, verlassen und viel weniger großartig ist, als die gegenüberliegende manioische und Iakoonioische. Sie besteht aus

einer Aufeinanderfolge haufenförmiger Berge und großer tiefgegründeter Sandhügel von dunkelbrauner Farbe; selten nur zeigt sich Terrassenbau und einige Dörfer, deren Farbe genau diejenige des im Ufergehenden Bodens ist. Ihr charakteristisches Zeichen ist der „Pyrgos“ (Thurm), wie er aber auch isolirt dicht am Strande oder auf einem freien Vorberge vorkommt und einst als Beobachtungsposten diente. Steht er allein, so ist er gewöhnlich von einer sehr hohen Mauer umgeben, deren Thür unten am Boden und nicht, wie in Mani, zwanzig Fuß über demselben sich befindet. Jetzt fallen sie alle in Trümmer.

Die Küste besitzt weder Häfen noch Buchten; nur bei der kleinen malerischen Stadt Koroni bildet eine ins Meer vorspringende Felsküste eine etwas geschützte offene Bucht. Auf der Spitze bauen sich die alten Häuser eines über dem andern auf; ganz oben steht ein venetianisches Schloß, und das Ganze umgibt eine Innenmauer mit Thürmen. Wegen ihrer Lage am Meere hatte die Stadt viel anzuhalen: Wilhelm von Villehardouin trat sie für gefestigte Hälfte an die Venetianer ab; 1622 fiel sie den Spaniern in die Hände, war dann bald venetianisch, bald türkisch, wurde 1770 von den Russen belagert und 1828 von den Franzosen besetzt.

Von Kotoni setzte der Dampfer seine Fahrt südwärts fort bis zu den schwarzen Felsen des Cap Gallo, dem südwestlichsten Vorgebirge Mozambique, wendete dann scharf nach Nordwesten zwischen dem Festlande einersseits und den Inseln Benicé, Schija und Sapienza hindurch. Die Küste ist fordbaurend Ide und wird nur von Fischern benützt, die hauptsächlich zur Nachzeit beim Schine von Garzafesti den Fischfang betreiben. Falls nach sehen sie dann hoch aufgerichtet auf einem vom Meere umrandeten Felsen, den Dringad in der Faust, so daß sie bei der phantastischen Beleuchtung für Statuen eines Neptun gelten könnten.

Roboni, ein Städtchen von noch nicht 1000 Einwohnern, liegt am Eingange einer tiefen Bucht auf einem felsigen, gegen die Insel Sapienza hin vorgestreckten Felsvorsprung. Witten im Hafen erhebt sich auf einem Felsen ein alter Thurm, der durch eine Brücke mit der Stadt in Verbindung steht. Die alten venetianischen Mauern haben sich wohl erhalten und wurden seiner Zeit von den Franzosen ausgehört. Auf dem einzigen Plage der Stadt erhebt sich eine Uranianische mit byzantinischem Capital und einer ziemlich vorzüglichen lateinischen Inschrift zu Ehren des Dogen Morosini. In Roboni besteht auch eine Strafanstalt, die

als Muster für die übrigen im Lande dienen sollte; aber weder in Athen noch an Ort und Stelle vermochte Belle das Geringste über dieselbe in Erfahrung zu bringen.

Von Roboni an ist die Fahrt genau nach Norden gerichtet und den Nordwinden aus dem Abriatischen Meere ausgesetzt. Sie dauert zwar zum Glück nicht lange, kaum eine Stunde; diese aber genügt bei bösem Wetter vollständig, um alle Schrecken eines Aufenthaltes auf einem griechischen Dampfer kennen zu lernen. Pflügend öffnet sich die bisher schroff abfallende, gerade Küste, und der Dampfer fährt durch eine enge Röhre in einen waldhaften, von Bergen umgebenen See, den nach dem Meere zu eine Reihe mächtiger schroffer Felseninseln, darunter die lange, und dem peloponnesischen Kriege hochberühmte Sphacteria, abschließen. Im Hintergrunde dieser Bucht liegen auf einem Felsbühl die weißen Häuser von Navarino und darüber eine große, jetzt als Bagno dienende Festung. Ohne Bedauern verließen unsere Reisenden ihren Dampfer, trotzten mit Hilfe des wie immer zufälligen Demarchen die Vorbereitungen für ihre Weiterreise am nächsten Tage und ließen sich in einem Boote nach der Stelle hin rudern, wo 1827 die berühmte Seeschlacht von Navarino stattgefunden hat.

## Die plastische Gliederung Europas<sup>1)</sup>.

Von Dr. Otto Krümmel, Privatdocent der Erdkunde in Göttingen.

### I.

Alexander von Humboldt hatte im Jahre 1843 als die mittlere Höhe Europas über dem Niveau des Oceans nach Ansgleichung aller senkrechten Unebenheiten den geringen Werth von 205 Meter gefunden<sup>2)</sup>. Neurechnung wurde jedoch dieses Ergräbniß durch Oskar v. Reipoldt an der Hand vollständiger Materialien und einer schärfern Methode auf 296,8 oder rund 300 Meter erhöht<sup>3)</sup>. Humboldt glaubte nach seinen vergleichenden Berechnungen anzunehmen zu dürfen, daß Europa unter allen Continenten der niedrigste sei. Er fand nämlich für:

Afien . . . . .	851 Meter	Nordamerika . . . . .	228 Meter
Ganz Amerika	285	Südamerika . . . . .	345

Für Afrika und Australien hatte er keine Werthe ausgemittelt. Doch darf man Afrika vielleicht mit Asien auf dieselbe Stufe stellen, Australien aber gewiß nicht eine höhere Mittelelevation zurechnen als Europa. Wenn wir nun auch, durch die Berechnungen Reipoldt's ermuntert, Zweifel gegen die Richtigkeit jener Humboldt'schen Biffern erheben könnten, so werden wir doch immerhin Europa für ein niedrigeres Festland erklären müssen.

Die Gebirge selbst haben wenig Einfluß auf die mittleren Zahlen, einen weit geringeren als wir, durch die angestrichenen Gebirgsgrößen unserer Karte getäuscht, glauben möchten. Der Kartograph liefert von den Gebirgen stets übertriebene, im Grunde genommen falsche Darstellungen,

weil er seine Terrainzeichnung übertreiben muß, damit sie überhaupt Beachtung finde. Diese Täuschung wird jedoch hinfällig, wenn wir, wie Humboldt es zuerst gethan hat, die Gesamtmasse eines Gebirges berechnen und auf die flache Europa ausbreiten, um so zu erfahren, um wie viel dadurch die Mittelelevation des Continentes erhöht wird.

Reipoldt, der auch diese Berechnungen wiederholt hat, fand, daß die Pyrenäen so die Höhe Europas nur um 8,1 m erhöhen würden. Bei den viel markhaltigeren Alpen beträgt dieser Effect immer nur noch 27,2 m<sup>4)</sup>. Dagegen würde die Iberische Halbinsel, welche im Mittel rund 700 m sich erhebt, auf den Continent ausgebreitet diesen um 43 m erhöhen, also um das Fünffache der Pyrenäen, fast das Doppelte der Alpen. Unlähig aber fällt das russische Europa, weniger ausgezeichnet durch absolute Erhebung als durch colossale Flächenausdehnung derselben, schwerer ins Gewicht, als man mit der Karte vor Augen erwarten sollte. Obwohl es sich nämlich nur zu einer mittleren Elevation von 167 m erhebt, trägt es damit zur allgemeinen Erhöhung des Continentes doch um 90 m bei — also zehnmal mehr als die Pyrenäen, dreimal mehr als die Alpen.

Wir erkennen daraus, daß gerade die Hochebenen von ungleich größerem Effecte auf das allgemeine Resultat sind als die Gebirge, aber auch, daß die Umrisse des Continentes unendlich abhängig sein können vom Verlaufe so winziger Falten und Künzeln, wie es die Gebirge im Verhältniß zu dem breiten Fundamente sind, auf dem sie liegen.

Wenn wir uns nunmehr von diesen irdischen Werthen zu einer allgemeinen Darstellung des concreten Charakters des europäischen Reliefs wenden, so wollen wir zunächst die ges-

<sup>1)</sup> Ein Nachschritt aus der Einleitung zur „Staatenkunde von Europa“, welche der Verfasser auf Grundlage von Oscar Precht's Vorlesungen bearbeitet und von welcher der erste Band demnächst erscheinen soll.

<sup>2)</sup> A. v. Humboldt, Centralasien. Berlin 1844, Bd. I, S. 128.

<sup>3)</sup> O. v. Reipoldt, Ueber die mittlere Höhe Europas. Plauen 1875.

<sup>4)</sup> Humboldt hatte für die Pyrenäen kaum eine Toise (1,96 m), für die Alpen 3,5 Toisen (6,8 m) ermittelt. Centralasien I, 122.

denen Worte voranschicken, mit denen Alexander von Humboldt seine orographischen Untersuchungen über Asien eingeleitet hat. „Ingeachtet der Geoglast,“ sagt er<sup>1)</sup>, „welche ich der Coordinate der Höhe gewidmet, habe ich stets daran erinnert, daß die absolute Höhe der Kammlinien und ihrer Gipfelpunkte, welche dem Himalaya und Hindukosho wie den Anden von Bolivia und Luito eine so große Wichtigkeit verschafft haben, in den Augen des Großen ein meist minder wichtiges Phänomen ist als die Direction und Durchkreuzung der Ketten, das Alter der Felsformation, aus welcher sie bestehen, die mittlere Höhe der Ebenen und insbesondere die relative Lage der Ebenen und der großen Aufschwüngen der Erdkruste.“ Im Geiste dieser Rathschläge wollen wir im Folgenden die plastische Gliederung Europas betrachten.

Ein starker Contrast besteht zwischen dem Relief des süßlichen und westlichen peninsulären Europa einerseits und dem skandinavisch-russischen Osten andererseits. Orographische und geognostische Daten zeigen übereinstimmend, daß der Südwesten unendlich viel reicher gegliedert, vielfacher gerunzelt und gebrochen, der Osten dagegen frei von Störungen aller Art ist. Während im Südwesten Poseidon's Dreipaß das Festland mannigfaltig zerpalten und gebogen, Mulden und Sättel an einander gedrängt hat und platonische Kräfte die Risse wieder zugestülpt und ausgefüllt haben, mangelt im europäischen Osten jenseits des bolsaischen Annaberger bei Dypeln alle jüngeren Erupitivgesteine, um erst am kaschischen Isthmus begeben wir modern vulcanischen Emanationen, zunächst an der Straße von Kerch, wo 1789 und 1814 Inseln unter Feuerüberflüssen aufstauten, um bald wieder im Meere zu verschwinden<sup>2)</sup>. Die erste große im Relief zum Ausdruck gelangene Dislocation aber treffen wir am Spasof bei Uralsgebirge, wo eine Verwerfungsplatte von mehr als 300 Meilen Länge sich über fast 20 Breitengrade erstreckt.

Diese Unachtich der gemäßigten russischen Flächen hat bereits die Vermuthung Murchison's und Leopold v. Buch's erregt, welch letzterer sie einer großen und festen Tafel von einem alten vulcanischen Felsart zuschrieb, die sich in der Tiefe gebildet, die Erdkruste hier frühzeitig verhärtet und später Unterbrechungen so ferngehalten habe<sup>3)</sup>.

Jedoch zeigt ein erweitertes Bild auf die geologisch durchforschten Räume in anderen Erdtheilen, daß jene großartige, wenig gestörte Flächenentwicklung der Sedimente als die Regel, eine minimale Faltung, Zertrümmerung und Wiedererrichtung der Erdschichten aber, wo sie in Südwesteuropa vorliegt, als die Ausnahme betrachtet werden muß. Weder in Nordamerica, noch in Indien, welche man bereits recht gut kennt, noch in Sibirien, Australien, Südamerica oder China beobachtet man etwas dem Aehnliches. Wo sich hier halten und Andnungen finden — überall sind sie in viel großartigeren Proportionen entwickelt.

Als eine gewaltige geognostische Mulde (Synklinale) breiten sich in Rußland die Schichtreihen aus zwischen der großen skandinavisch-sinnischen, aus den ältesten Massen- und Schiefergesteinen bestehenden und über 20 000 Quadratmeilen messenden Scholle im Norden, dem uralischen Grundrand im Osten, dem Kaukasus im Süden und dem durch tief eingesehmittene Flußläufe bloßgelegten pobolischen Granitplateau im Südwesten — so ungehörig, daß am Südrande des sinnischen Volkes die horizontal gelagerten Thone der cambriischen Formation in solchem Grade weich erhalten sind, daß

man sie für bitualig erklären müßte, wenn nicht die Pogerungverhältnisse ihr überaus hohes Alter verräthen<sup>4)</sup>. Denn die Härte der Sedimentgesteine steht immer im richtigen Verhältniß zu der Intensität der Schichtenbildung und des Trudels, den sie erlitten, so daß selbst ein so junges Gestein wie der rothne Alpen in den Alpen bei gehöriem Druck eine Festigkeit erlangen konnte, welche der von benothenen Dachschichten gleichkommt (s. B. bei Giaras).

Birthschäftlich hat ein solcher Typus der Tektonik den Vortheil, daß, wenn einmal die weitgehenden Schichten nutzbarer Mineralien bergen, auch althald große Länderräume diese Gussl ausbeuten können. Daher der enorme Eisenerichtum der krystallinischen Schiefer im Schweden und Finnland auf meandrische Zeiträume hin den Bedarf Europas decken konnte, wenn nur Transportmittel und Verrammaterial ausreichten; daher in Rußland die lothelführenden Schichten des Berglalkes sich über Hunderte von Quadratmeilen ausdehnen (ohne jedoch übrigens auch überall den Abbau zu lohnen); daher jenseits des Atlantischen Ozeans in der flachen über 50 000 Quadratmeilen beherrschenden Synklinale des Mississippibeckens Kohlenflöze der Penungung sich darboten, welche kaum in ganzer Ausdehnung in Angriff genommen sein werden, wenn die europäischen Reviere vielleicht schon der Erzhöpfung sich nähern. Der Nachtheil dieser Flächenanordnung aber besteht darin, daß all zu großen Länderräumen eine all zu einseitige Entwicklung vorgeschrieben wird, welche erst unter gewissen historischen Vorbedingungen begonnen werden kann. Erst wenn es ein vollständiges Eisenbahn- und Wegenetz haben wird, kann Schweden die Metallschätze seiner Felschichten heben: jene Bergschichten vermögen es aber nur zu bestreiten durch die geringen und unsicheren Ueberflüsse, welche ein vom eisenthaltigen Boden nicht begünstigter Ackerbau ihm liefert. Wie nachtheilig eine so einseitige Begabung des Bodens sein kann, zeigen die großen Flächen des afrikanischen Swah, welche, ausgerichtet durch einen fast absoluten Mangel an Salz, die Bewohner nöthigen, dieses nothwendigste aller Elemente aus weiter ferne vom Meere oder aus der Wüste gegen lothbare Landeprodukte einzutauschen.

Eine vielstättigere wirtschaftliche Entwicklung ist in dieser Hinsicht den Wäldern des europäischen Südwesten geognostisch vorgeschrieben. Durch die zahlreichen Brüche und Aufstengungen der Schichtengewölbe ist die Erdkruste überall aufgeschlossener, zugänglicher, und gestattet auf kurze Entfernungen hin ihre verschiedenartige Ausnutzung. Dort, wo am hellen Bruchrande des Uralsgebirge mehrere Formationen nahe bei einander an die Oberfläche treten, ist auch sofort der wirtschaftliche Werth des Geländes gesteigert. Es werden am Wladkange die Kohlen, auf der Höhe in den krystallinischen Schiefer und ihrem Tertium das Gold im Platin, in den altertupativen Graniten, welche die Verwerfungsplatte zugestülpt haben, Kupfer und Eisen und alle jene seltenen Edelsteine hervorgehört, durch welche der Ural vor allen anderen Gebirgen berühmt geworden ist. Ebenso verdaucht der Gesteintheit ihrer Schichtreihen die Iberische Halbinsel die reiche Production von Metallen, und gerade da, wo die Ränder der großen französisch-englischen Synklinale, welche alle Sedimente von der Trias anwärts bis zum Tertiar so vollständig enthält, sich an die älteren paläozoischen und archaischen Schollen anlehnen, finden wir die enorm wichtigen Kohlen- und Erzreviere des westlichen Europa: in Mittel-England, Cornwallis, im Pennegau, an der Saar, und spä-

<sup>1)</sup> Geotrastosen I, 13.

<sup>2)</sup> K. E. v. Baer, Bull. Acad. St. Pet. V, 1863, p. 78.

<sup>3)</sup> Uv. Buch, Die Entstehung der Alpen. Wien 1875. S. 157.

<sup>4)</sup> Murchison de Verneuil und Keyserling, The Geology of Russia in Europe, Vol. I, London 1845, p. 25 seq. Hier natürlich als unterstes Citat beizubehalten.

licher gestät auf den Hochlanden von Centralasien und der Bretagne — eine Anordnung, welche auf H. v. Deben's geognostischer Uebersichtkarte von Mitteleuropa so vortreflich zur Darstellung gelangt. Sobald also Europa von Neuem gestaltet und gebrochen werden sollte, würde es sich dadurch nur verbessern.

Was diese Kräfte und Falten im südwestlichen Europa selbst betrifft, so ordnen sie sich nach wenigen gut zu erkennenden Hauptrichtungen. Diese aber haben, was nicht stark genug betont werden kann, mit der Kängaden des Continents nichts gemein. Dies gilt auch für die Alpen, von denen es besonders gern behauptet wird, denn der nordübliche Verlauf ihres Westflügels widerspricht dem durchaus. Der Ural durchschneidet die Kängaden der europäischen Halbinsel rechtwinklig, in spitzem Winkel zweigen sich von ihr die Apenninen, das abriatische Thal und die Karpathiden der westlichen Türkei ab. Was endlich soll der doppelgekrümmene T-förmige Bogen der Karpathen und transilvanischen Alpen<sup>1)</sup> mit dieser Achse gemein haben? Und nur zum Theil könnten sich jene Terrainfallen nach ihr richten, welche Vopold von Buch (1824) für Mitteleuropa zuerst beschrieben hat<sup>2)</sup>. Er unterscheidet außer der alpinen noch folgende drei Streichungsrichtungen oder „geognostische Systeme“.

Zunächst das niederländische System, welches, von Südwest nach Nordost streichend, in einer großen Anzahl von Parallelfalten, die sich stufenförmig neben einander legen, in dem belgisch-rheinischen Schiefergebirge auftritt. Angerem folgen derselben Achse die beiden Flügel des Jüthel- und das ganze Gebirge, parallel hiermit die Elsterflähen des mittleren Böhmens, ferner der meßenburgerische, pommerische und preussische Höhenrücken. Auch im Oberharz und im sibirischen Oberaltaal sind die Falten der deonischen Schichten in gleichem Winkel zum Meridian gestellt.

Als zweites System stellt er das „nordöstliche“ auf (so genannt, weil es den Nordosten Deutschlands beherrscht), wofür jetzt ziemlich allgemein und minder zweideutig „hercynisch“ gesagt wird. Hercynische Streichen, nämlich von Südosten nach Nordwesten, befolgt der Böhmer- und Bayerwald, der westliche Theil des Jüthelgebirges, der Francken- und Thüringenwald und der Harz als Ganzes betrachtet. Ferner parallel mit dieser westlichen Reihe das System der Sudeten und, wie L. v. Buch noch besonders betont, auch die Falten des ostdeutschen Flachlandes, welche sich „in den Rücken als Hauptniederungen“ verhalten. So hat die Aller und untere Weser, die Havel und untere Elbe und der Oberlauf an mehreren Stellen eine entgegengesetzte Richtung, ebenso aber auch die Kreidflähen des meßenburgerischen Höhenrückens und das Gebirge von Rumorpomern, Klagen und westlich von Danzig.

Als drittes System nennt L. v. Buch das rheinische, welches ebenfalls in mehreren parallelen Falten nahezu nord-südlich, mit einer geringen Abweichung gegen Osten, streichend hervorritt und dem angehöret: der Schwarzwald und sein vorpäpstliches und geognostisches Spiegelbild, der Wasgenwald — ein malter Ausflussschwarzwald, wenn man diese Nomenclatur des Pisanos und Antilibanon hierher übertragen will —, ferner die Haardt und der Odenwald, der Spessart und Vogeleberg, und die zu beiden Seiten der Juba und mittleren Weser nord-südlich verlaufenden Bundlandssteintüden, welche meist von Salzfalten gestört sind. Parallel zieht mit dieser Reihe auch das obere Keimthal, die Rhön und die Franzenhöhe sich hin. Eine Resultante, nach H. v. Deben's

Auffassung, zwischen dem rheinischen und hercynischen Streichen beobachtet der westliche Strahlfall des frankischen Jura, während der schwäbische Jura (die Raube Alp) als Fortsetzung des Schweizer Jura von uns zum Alpenstamm gerechnet wird.

Von diesen drei stufenförmig geordneten und mannigfaltig sich in einander schneidenden Streichungsrichtungen ist nur die rheinische eine specifisch deutsche, welche sich nirgends sonst in Europa wiederholt. Dagegen treten die beiden anderen noch häufig im Westen, Norden und Osten von Europa auf.

Niederländisches Streichen zeichnet die deonischen Parallelfalten der Hochgebirge von Wales und das sübweltliche Irland aus. Auch in Cornwallis und in der Bretagne (M. Noire, M. Arca) beobachten einige Höhenrückens eine gleiche Achse.

Hercynisch angeordnet sind die Höhenzüge Schonen, nicht bloß die rthätigen und kreidischen Schichten, sondern auch solche Quarzporphyren wie der Kullen am Sund und sein nordöstliches Vis-à-vis, der Hallandsgebirge, ebenso im Südosten der Komele Klint. Nicht minder sind hercynisch gefaltet die Uferänder von Norwegen und eben solche Streichen verhalten die Kreidklippen der dänischen Inseln und Mittelände.

In großartigen Interferenzen aber beherrschen die hercynische und niederländische Streichungsrichtungen den ganzen Nordwesten und Norden Russlands. Die beiden großen russischen und eine Anzahl der finnischen Seen, der untere Onegafluß, die Dwina, der Weßen und die obere Perschora streichen „hercynisch“. Ebenso verläuft der Timanurien und der Pae-ter-Zug im ägersten Nordosten des Erdtheils. Die Kema und der den Vädoga mit dem Onegafer verbindende Schwir, die Sushona und die Wjstjoga, ein Theil der mittleren Perschora und ihrer rechten Nebenflüsse zeigen „niederländisches“ Streichen. Sogar der nördliche Ural giebt vom 64. Breitengrade an seine meridionale Achse auf, um eine niederländische dafür anzunehmen. Dieser Durchkreuzung zweier Hebungsrrichtungen verbandt das Weisse Meer seine eigenthümliche Gliederung und die Halbinsel Kamoi ihre eckige Gestalt; sogar noch in Nowaja-Semlja machen beide sich fühlbar. Auf Specialkarten kann man diesen Wechsel zwischen nordöstlicher und nordwestlicher Kängadenrichtung bis in die kleinsten Nebenflüsse hinein verfolgen<sup>3)</sup>, so daß also alles Relief hier im geringsten Detail so zu sagen hilgerrecht ausgeprägt ist.

Solche Anordnungen können unmöglich zufällig sein, vielmehr müssen sie ihre Begründung in den Staltungen und Bewegungen der Erde finden. Das geognostische Alter und der petrographische Zustand der nordrussischen Gesteins-schichten allein kann nicht Beantwortung davon sein — denn dieselbe Streichungsrichtung tritt bei den verschiedensten Formationen in gleicher Weise auf, in den kristallinischen Schieferen Finnlands genau so typisch wie in den vom Diluvium überdeckten Triasflähen an den Ufern der Dwina.

Höchst vorläufig wäre es übrigens, für diese identisch in der Mitte wie im Nordosten des Continents wiederkehrenden Streichungsrichtungen auch identische Ursachen anzunehmen. Im Gegentheil werden wir durch eine Welterkundung des Hebungalters der deutschen Gebirge schon dahin geführt, daß

<sup>1)</sup> L. v. Buch's Oefammelte Schriften. Bd. III, Berlin 1877, S. 218 ff.

<sup>2)</sup> Siehe XXXV. Nr. 5.

<sup>3)</sup> Man beachte J. P. auf Stählpagnel's Karte von Lappland die Einlenkung, welche aus der Onegaucht über die dazwischen liegende Halbinsel in den Golf von Botenagosel führt und parallel mit der kreidischen Külle am Golf der Halbinsel Kamoi wiederkehrt. (Supplément zu Stieler's Dannebatt, Geographisch-russische Grenzländer, No. 1, 1856. Ebenso Stieler's Dannebatt (1876), Blatt 51.)

gleiche Streichungsrichtungen sehr verschiedene Ursachen ebenso wie verschiedene Alter haben können.

Das Erzgebirge verdankt seinem Steinabfall gegen Südosten hin einer Verwerfung, in welcher die böhmischen Basalte und Phonolithe, gewissermaßen zur Befestigung des Rieses, aufgestiegen sind. Tiefe Dislocation hat nachweislich noch bis in die Mitte der Tertiärperiode angebauert, denn die von den Palästen überbedekten Braunkohlenflöze haben noch mannigfache Störungen erlitten. Das doch ebenfalls niederländisch streichende rheinische Schiefergebirge dagegen verdankt einem aus Südosten kommenden horizontalen Stoß seine Parallellage, welche bereits am Ende der Carbonzeit<sup>1)</sup> (aber vor der Ablagerung des Rothliegenden) fertig gestellt war. Von den hercynisch streichenden Gebirgen war der Böhmer Wald am Ende der Carbonzeit und der Harz erst am Beginne der Trias vollendet. Während der Böhmer Wald aber einem seitlichen Schube von Südwesten her seine Aufstreichung und sein Streichen verdankt, ist das parallel sich erstreckende Culengebirge durch eine große Verwerfung im Osten ausgezeichnet, und endlich die Kältelung des ebenso hercynisch streichenden Dönning (Teutoburgiansalta) nur durch einen Stoß aus Nordosten zu erklären. Das rheinische System hingegen scheint sich größtentheils aus Verwerfungen zurückführen zu lassen. Die beiden Dislocationspalten, welche den innern Rand des Wasgen- und des Schwarzwaldes bezeichnen, hat schon Elie de Beaumont richtig erkannt, nur hat er das Alter des Einsurzes der obern

Abhebene in die Jurazeit verlegt, während neuere Untersuchungen gezeigt haben, daß dieses Phänomen nur in den Anfang der Tertiärperiode (vermutlich in das Diluvium) fallen kann<sup>2)</sup>.

Aus diesen wenigen Beispielen schon ergibt sich, daß es ein überleiteter Schluß war, wenn Elie de Beaumont alle Gebirge von gleicher Streichungsrichtung auch für gleichzeitig gehoben erklärte. Solche Gebirge sind weder gleichartig noch gleichartig entstanden<sup>3)</sup>. Die Unterscheidung verschiedener Streichungsrichtungen kann nur einen didaktischen Werth haben; es soll ein Ausgangspunkt damit gewonnen werden, von dem aus sich auch die verwideltesten Verhältnisse klar überschauen lassen.

<sup>1)</sup> E. die Arbeiten von R. Lepsius und Lespesyres in Bd. XXVII und XXVIII der Zeitschr. der D. Geol. Ges.

<sup>2)</sup> Für diejenigen unserer Leser, welche noch nicht damit bekannt sein sollten, fügen wir das Verfahren bei, nach welchem die Geologen das „Alter“, d. h. die Zeit der letzten Hebung, eines Gebirges bestimmen. Sie vergleichen das Alter aller gehobenen Schichten mit dem Alter der sich an diese (Dislocationen) anlagernden ungeschichteten Flöze. In demjenigen geologischen Zeitaltere, welcher zwischen der jüngsten gehobenen Strömation und der nächsten ungehörten liegt, fällt alldann



die letzte Hebung. Ist auf nebenstehender Figur die Schicht a = Silur, b = Devon, c = Zechstein, so ist das Gebirge zur Zeit der Kohlenformation gehoben (x = centrale Urheiferzone).

<sup>3)</sup> Vgl. Edgwid und Murkison, *Paleog. Geol. im Norden von Zeuthland und Belgien*, deutsch von G. Leonhard, 1814, S. 104 f.

## Die Gottesgerichte bei den Slaven.

Von Fr. Hubad, Gymnasiallehrer in Pettau.

### I.

Dieselbe religiöse Vorstellung, daß die Gottheit zur Rettung eines Unschuldigen selbst die Kräfte der Natur hemmen werde, welche bei Hebräern, Ägyptern, Griechen, Römern, Deutschen und anderen Völkern zur Einführung der sogenannten Gottesurtheile führte, finden wir auch bei den Slaven; auch diese glauben schon als Heiden, daß ihre Götter einen unschuldigen Angeklagten, von dessen Unschuld zu beweisen, selbst durch ein Wunder aus augenscheinlicher Todesgefahr retten oder ihm übermenschliche Kräfte verleihen müßten, um ihm im Kampfe mit dem Gegner den Sieg zu verleihen.

Die Macht der Unschuld ist eben eine außerordentliche; nach indischem Glauben vermag der Unschuldige Wasser als Kugel zu ballen<sup>1)</sup>; nach der Ansicht der Slaven und Croaten haben unschuldige Jünglinge, welche noch kein Weib erkannt haben, eine solche Gewalt über das Trudenschicksal, daß sie im Stande sind, es zu vertreiben, es zu führen, wohin sie wollen, ja es selbst zu tödten<sup>2)</sup>.

Wie bei allen andern Völkern fanden auch bei den alten Slaven die Urtheile unter dem Schutze der Götter. Hel-

mod<sup>3)</sup> erzählt von seinem Besuche des berühmten Tempels des Proven (Perun) zu Starograd in Wogrien. Dort stand in einem Daine alter, mächtiger Eichen (Dierer Daine war bei allen heidnischen Völkern dem obersten Gotte geweiht) das Heiligthum Perun's. Ein künstlich verfertigter Holzbaum umschloß die heilige Stätte, welche jedoch niemand betreten durfte als die Priester, der Fürst, jene, welche Rechtsdängel zu schlichten hatten, und tödtlich Verbrochne, die dort einen Zufluchtort suchten und auch fanden. Alle Montage wurden dort Urtheilsstuhle gehalten; im Namen des Gottes wurde dort das Urtheil gesprochen, welches dadurch auch eine göttliche Sanction erhielt. Wenn aber die Richter nicht zu entscheiden wagten, nahmen sie wahrscheinlich ihre Zuflucht zum Gottesurtheile. Helmod berichtet davon zwar nichts; er meldet nur, daß den bekehrten Slaven statt ihrer heidnischen Eide bei Bäumen, Quellen und Steinen christliche Feuerurtheile aufgesetzt wurden<sup>4)</sup>. Doch ist es höchst wahrscheinlich, daß Ordsale bei den Slaven auch schon früher in Uebung waren, da wir sie bei den benachbarten Stämmen finden.

Das Russenrecht (*pravda ruska*) erwähnt schon die

<sup>1)</sup> Grimm, *Deutsche Mythologie*, 4. Ausgabe, S. 931.  
<sup>2)</sup> Archiv für slavische Philologie, herausgegeben von B. Jagic, III, 3 (1877), S. 439.

<sup>3)</sup> *Chronicon Slavorum* I, 83.

<sup>4)</sup> H. a. C.

Eisen- und die Wasserprobe. Die erstere sollte bei Diebstählen in Anwendung kommen, wenn der Werth des Verlorenen eine halbe Grina (Mar) Goldes überstieg, die zweite bei geringeren Beträgen.<sup>1)</sup>

Wir finden also die Gottesurtheile in dem ältesten Rechtsdenkmale des russischen Volkes. Dieses Zeugniß schließt es aber noch nicht aus, daß diese Institution möglicher Weise doch noch fremden Ursprungs wäre, wie denn wirklich Raciowski<sup>2)</sup> sagt: „Wenn wir genau erwägen werden, was wir oben über den Charakter der Slaven gesagt haben, so werden wir den Grund entdecken, aus welchem sie ursprünglich keine Gottesurtheile kannten. Sie verbreiteten sich zuerst bei jenen Slaven, welche von den Teutischen die Sitte der Reuschopfer angenommen haben, und durch Nachahmung verbreiteten sich die Gottesurtheile in allen slavischen Ländern, jedoch nur allmählig und sukzessive.“

Nachrichten aus der heidnischen Zeit haben wir über die Ordsale des russischen Volkes. Nur Stiedomosty<sup>3)</sup> erzählt, Heran sei in Wärien als Gottheit einer Art Orbalien mit einem glühenden Eisen bargeföhrt worden. Dieses glühende und strafende Bälchen in der Hand Verun's soll selbst „pravda“, d. i. das Recht, heißen haben. Salsator<sup>4)</sup> beschreibt das Bild folgendermaßen: „In der alten Sächsischen Chronik wird er (Heran oder Provo) Provo genannt. Der erste Nam Provo muß in Wägia sein beäulich genest; denn darselbst sieht noch heut der Hieden oder Markt Provanau. Wärischen Namen selbiger Ort amoch davon behält, daß darselbst in einer heidnisch-geheilten Walde das Bild dieses Götzens gestanden, und zwar auf einer Seulen, mit einem Kranz oder Erum um sein Haupt und langen aufgeschlagen Ohren. Mit dem einen Fuß tratt er auf eine Schellen oder Hölcklein, und trug Stiesel an den Hüften. In der rechten Hand hielt er ein röllich und gleichsam glühn Eisen. Was solches Eisen für eine Form gehabt, ist nicht allerdings gewiß, wiewol Eiliche sagen, es habe die Bildung einer Pflugschar gehabt. In der Sächsischen Chronik wird es genannt ein „Provo-Eyzen“, welches fast soviel gesagt, als „ein Provo-Eyzen“, weil vielleicht in seinem Walde und Tempel, und bey denen geheiligten Eyzen, zwischen welchen dieß Götzen-Bild stand, diejenigen, so einer Wärisheit beschuldigt worden, ein glühendes Eysen oder Pflug-Eyzen haben angreifen und also ihre Unschuld beweysen müssen.“

Daben wir demnach zwar keine ausdrücklichen Zeugnisse aus der Heidenzeit über den Bestand der Gottesurtheile, so dürfen wir dennoch auf deren Fortdauern auch bei den Slaven schließen, weil wir dieselben kurz nach der Bekehrung des Volkes bei allen Stämmen in Anwendung finden. Schon Pro der Diacone sagt von den Laurerlüssen (§. 93): „Die Laurerlüssen schlochten noch jetzt ihre Streitigkeiten mit Lothschlag und Wut.“ Der arabische Schriftsteller Masaddesi spricht von den Russen: „Wenn der Herrscher zwischen zwei Streitenden Recht spricht, dieselben aber mit dem Richter sprache nicht zufrieden sind, so sagt er zu ihnen: Entschendet mit euren Schwerten! Welchen Schwert schärfer ist, dessen ist der Sieg.“<sup>5)</sup>

<sup>1)</sup> Bergl. Emers, Das älteste Recht der Russen. Detsch 1826, S. 317, 338.  
<sup>2)</sup> Etwasige Rechtsgeschichte von H. W. Raciowski. Was dem Polnischen überiset von J. J. Wuj und von W. Kowicki. Stuttgart und Leipzig 1835, II, S. 175.

<sup>3)</sup> Sacra Moraviae historia 1710, p. 86. Bergl. J. J. Omalah, Die Wissenschaft des slavischen Rhythus. Lemberg 1842, S. 106, welche jedoch an der Ursprünglichkeit der Ordsale bei den Slaven nicht zweifelt.

<sup>4)</sup> Die Götter des Berggämsus Klein 1689. Buch VII, Cap. 1.

<sup>5)</sup> Izslodovanija, Zamčan. I lekn. Pogodina III, 383 —

Außerdem finden wir im Sprichwörterbuche des slavischen Volkes mehrere Sätze, welche zweifellos auf die Ordsale hinweisen und wahrscheinlich denselben ihren Ursprung verdanken. Allgemein sagt der Russe: „Gott findet jedes Unrecht“, „Im Rechte hilft Gott, im Unrechte stellt er ein Bein“, „Der Engel hilft zum Rechte, der Teufel zur Lüge“ und „Das Gold vermag viel, doch herrscht das Recht“; der Pole: „Das Recht tritt ans Licht, die Falschheit ins Dunkel“<sup>1)</sup>. Aehnlich lautet das Serbische: „Von Gott schützt, den trifft die Angel nicht“<sup>2)</sup>, und „So lange sich der Mensch hütet, hütet ihn auch Gott“<sup>3)</sup>. Auf den Zweikampf bezieht man das russische Sprichwort: „Das werden schon die Götter entscheiden“<sup>4)</sup> und die serbische Redewort: „Da ist eine Ebene und da ein Pferd“ (zum Kampfe)<sup>5)</sup>. Der Pole sagt: „Das Recht steigt in die Höhe, wie Del im Wasser“<sup>6)</sup>, der Serbe: „Das Wasser trägt alles, nur die Schande nicht“<sup>7)</sup>, „Recht ist es mit fremden Lügen glühendes Eisen zu lassen“<sup>8)</sup> und „Randem schminnt jeder das Blei, manchem sinkt aber selbst Stroh im Wasser“<sup>9)</sup>. In der Sammlung russischer Sprichwörter von Dal<sup>10)</sup> heißt es: „Das Recht sinkt nicht im Wasser, verbrannt nicht im Feuer“ ja der Spruch: „Jemanden ins frische Wasser führen“ bedeutet geradezu so viel als: Jemand der Lüge, des Unrechtes überführen<sup>11)</sup>.

Ebenso deutlich spricht das Volkslied der Russen: Der reiche Kaufmann Sablo, erzählt es, verflüchtete sich schwer. Er unterließ es, dem Kaiser des Meeres (Moros) Gar zu opfern; deshalb blieb ihm plötzlich das Schiff aus hoher See unbeweglich liegen. Man konnte es nicht weiter bringen. Endlich kam man auf den Gedanken, auf dem Schiffe möchte sich ein schwarzer Slawer befinden, um besteuerten die Schiffer gestraft werden sollten. Sablo drückte die Mannschaft zusammen und befehlte ihnen, Koole zu schneiden und auf dieselben ihre Namen zu schreiben:

„Und werfet sie ins blaue Meer:  
Dreun Koole schwimmen obenan,  
Dreun Seelen sind auch rein,  
Wessen Koole aber unter sinkt,  
Den lassen wir ins blaue Meer.“

Die Schiffer thun nach dem Befehle und der Herr schneidet sich ebenfalls ein Koole. Doch wehe! Die Holzstücke aller schwimmen auf dem Wasser, nur das des Patrons sinkt tief hinab. Aber Sablo will sich dem Richter sprache nicht fügen, er befehlt noch eine Probe. Es werden Koole aus leichtem Holze (Weidenholz) geschnitten, das Sinken derselben soll die Unschuld, das Schwimmen aber die Schuld bezeichnen. Siehe da, alle anderen Koole sinken, nur das des Herrn schwimmt auf der Oberfläche des Wassers. In Folge dieses ungewöhnlichen Urtheils wird nun Sablo ins Meer geworfen, wird vom Moros/Gar in seinem Palaste aufgenommen, erregt durch sein Eigenpiel am Pöle solche Lustigkeit, daß der Kaiser und sein Hof weit wohnung hin tanzen und das Meer in solche Aufregung kommt, daß viele Schiffe zu Grunde

384. Bergl. Afanasjev, Poetičeskija vozrenenija Slavjan na prrodu. Moskau 1865 — 1869, II, 271.

<sup>1)</sup> Čelakovský, Madroslov narodu slovanského ve přírolovich. Prag 1852, p. 63, 64.  
<sup>2)</sup> Vuk Stefanović Karadžić, Srpske narodne poslovice. Wien 1849, p. 136.

<sup>3)</sup> Sul a. a. C. S. 67.

<sup>4)</sup> Hnanšje a. a. C. II, 270.

<sup>5)</sup> Sul a. a. C. S. 79.

<sup>6)</sup> Čelakovský a. a. C. S. 63.

<sup>7)</sup> Sul a. a. C. S. 57.

<sup>8)</sup> Sul a. a. C. S. 167.

<sup>9)</sup> Sul a. a. C. S. 201.

<sup>10)</sup> Poslovica Dalja, S. 5, 194.



gehen, bis, nach einer Variante, der heilige Nikolaus vermittelt und Tadel gereicht wird<sup>1)</sup>.

Auch das deutsche Vieh weiß von dem „richtenden“ Feuer (plamen pravozovjest) und vom „reinigend-heiligem“ Wasser (svatocudna voda) zu erzählen. Im „Gericht der Vibuscha“ heißt es:

Wendenheim geschmückt besetzt die Fürstin  
Vaters Thron im würdevollen Sanftig;  
... zwei degote Jungfrauen:  
Jene hatte des Verlethes Tadeln,  
Die das Schmerzt, die Unbill zu bestrafen;  
Ihnen gegenüber richtend Feuer,  
Unten reinigend-geheiligt Wasser<sup>2)</sup>.

Außerdem finden wir viele Anklänge daran im Volksglauben oder vielmehr Aberglauben. Es giebt unzählige Mittel, durch Gottesurtheile die Zukunft zu erschöpfen oder einen Verbrecher zu ermitteln. Etrant jemand aus glaubt man, es sei ihm angehan worden, so finden die gemeinen Massen den Schuldigen dadurch, daß sie eine glühende Kohle ins Wasser werfen. Dabei nennen sie der Reihe nach die Namen der Bekannten, welche das Unheil angerichtet haben könnten. Der Mensch, bei dessen Namen die Kohle sinkt, ist der Schuldige<sup>3)</sup>.

Auf ähnliche Weise wissen abergläubige Weiber bei den Slowenen und Croaten zu erfahren, ob Kindern Kopfwuch durch den bösen Blick (uroki) verursacht wurde oder nicht. Zu diesem Zwecke nehmen sie etwas warmes Wasser und werfen einige glühende Kohlen hinein; schwimmen dieselben oben, so ist es eine natürliche Krankheit; sinken sie, so ist dieselbe durch den bösen Blick verursacht. Der Verfasser dieser Heilen erinnert sich auch aus seiner Kindheit, daß ihn seine Mutter von Kopfwuch dadurch zu befreien suchte, daß sie ihm eine Schüssel Wasser auf den Kopf stellte, einige glühende Kohlen hineinwarf, ihn von dem Wasser etwas trinken ließ und ihm die Schläfen damit benetzte. Zufällig half dieses Mittel auch.

Nach Valjavec<sup>4)</sup> bereitet ein Weib Wasser gegen den bösen Blick auf folgende Weise: Sie gießt in einen Topf gewöhnliches Wasser und mischt etwas Wein und Weihwasser dazu. In dasselbe warf sie drei im Feuer erglühte Schüssel, etwas Paster und einige brennende Kohlen. Wendete sich der Paster mit der Spitze nach unten und sanken die Kohlen, so war der Leidende in Folge des bösen Blickes krank, im entgegengekehrten Falle aber nicht. Darauf gieß sie das Wasser über einige Pfeffer und Gabeln, ging dreimal um das Haus und betete das Vater unser. So oft sie an dem Thore vorüber kam, besprengte sie dasselbe und benetzte das Schloß und den Schlüssel. Darauf warf sie in jede Ecke des Zimmers eine Kohle; blieb dann noch eine übrig, so vergrub sie dieselbe im Garten, warf die Schlüssel über das Dach und gab den Paster den Röhren zu freisen oder nähte ihn in ein Säckchen und hing dasselbe dem Leidenden um den Hals. Zuletzt ließ sie den Kranken von dem übrig gebliebenen Wasser trinken.

Um einen Dieb oder einen andern Uebelthäter zu ermitteln, nehmen abergläubige russische Bauern ein Glas Wasser und werfen mit abgewandtem Gesichte Täfelchen, auf denen die Namen der Verdächtigen geschrieben sind, hinein. Das Tafel-

chen des Schuldigen springt aus dem Glase<sup>5)</sup>. Oder sie geben den Verdächtigen gleich lange brennende Kerzen in die Hand. Die Kerze des Schuldigen brennt am schnellsten<sup>6)</sup>.

In Deutschland legt man das Händ des kranken Kindes aufs Wasser; sinkt es, dann ist das Kind verloren, bleibt es oben schwimmen, dann ist Genesung möglich, nur muß man ihm das Hemdchen naß anziehen<sup>7)</sup>.

Es wäre zu weitläufig, hier alle Fälle auch nur kurz erwähnen zu wollen, in denen Feuer und Wasser, die wichtigsten reinigenden Elemente, vom Volke gebraucht worden, um die Schuld oder Unschuld eines Verdächtigen zu erforschen oder einen Einblick in die Zukunft zu gewinnen.

Den Ursprung dieses Aberglaubens dürfen wir wohl in den meisten Fällen in das Heidentum zurückverlegen und erhalten dadurch einen Anhaltspunkt, um auf den Bestand der Gottesurtheile auch in dieser Zeit zu schließen. Als das Christenthum sich anbreiterte, kamen die Gottesurtheile nicht außer Gebrauch; giebt es ja doch in der Bibel Stellen genug, welche für dieselben sprechen. Abgesehen von der Geschichte des Propheten Jonas, von den Jünglingen im Feuerofen, von Davids Kampf mit Goliath und anderen finden wir im 4. Buch Mose (5. 12 bis 28) ein von Jehova selbst eingeführtes Wasserurtheil, um die Lintreue eines Weibes zu erkennen. Nach der Bestimmung über das Opfer in diesem Falle, nach der Verurteilung des „Bitterwassers“ und der Beschwörung des Weibes und nachdem das Weib von dem Wasser getrunken, heißt es ausdrücklich (Vers 27 ff.): „Und wenn er ihr das Wasser zu trinken gegeben hat, so wird es geschehen, daß, wenn sie sich verurtheilt, und an ihrem Wanne sich vergangen hat, das Indiosmöl in sie kommen wird zur Bitterkeit; und ihr Leib wird aufschwellen, und ihre Hüfte schwinden; und das Weib wird zum Fluche unter ihrem Volke werden. Und wenn das Weib sich nicht verurtheilt hat, und sie ist rein; so wird sie ungeschlitten sein, und sehr fruchtbar werden.“ Aus dem Gesagten ist es ersichtlich, warum die Gottesurtheile in den Legenden so häufig vorkommen. So erzählt, im nur ein Beispiel anzuführen, Hermann von Valenciennes, aus dem 13. Jahrhundert, in seinem Marienleben<sup>8)</sup>: „Die Tochter Abrahams wurde schwanger von dem Haupte des Lebensbaumes, welchen Gott in den Garten Abrahams gepflanzt hatte. (Aus dem Holze dieses Baumes sollte einst das Kreuz für den Erlöser geformt werden.) Als der Vater den Zustand seiner Tochter bemerkte, ergrimmte er gegen sie. Sie bremte ihm aber ihre Unschuld dadurch, daß sie in diesem Hemde durch ein Feuer ging, ohne Schaden zu nehmen. Sie gebar den Heilen Johann, der später Kaiser, Herr des Lebensbaumes und Vater der heiligen Anna wurde.“

Als die alten slavischen Gewohnheiten abdicirt wurden, nahm man in dieselben auch Bestimmungen über die Gottesurtheile auf. Solche finden wir außer in der „Pravda ruskaja“, aus dem 11. und 12. Jahrhundert, bei den Wägen in den decreta Brociali I. aus dem Jahr 1039, in dem „Jus Conradi“ vom Jahr 1189, dem „Rechtbuche des Herrn von Kosenberg“ (knihá starého pána z Kozimberka), aus dem ersten Viertel des 14. Jahrhunderts, in dem „ordo judicii terrae“ (řád práva zemského), aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, in der „majestas Carolina“ vom Jahre 1348, welche das Gottesurtheil ausdrücklich eine „alte Gewohnheit“ (antiqua consuetudo) nennt; für Polen erwähnen sie: die Urkunden, welche unter Boleslaw dem Schamjolten verfaßt wurden, eine kleinpolnische Ue-

<sup>1)</sup> Risa Donato, 337 bis 339.

<sup>2)</sup> Gedichte aus Pölymens Forst, verdeutscht von J. Walb. Grafen von Eyn. Prag, Terepiti, 1845, S. 47.

<sup>3)</sup> Wlaszew a. a. C. II, S. 200.

<sup>4)</sup> Narodne pripovjedke, skopio u oko Varazdina Matija Kramčanov Valjavec. U Varazdinu 1859, p. 247 seq.

<sup>5)</sup> Wlaszew a. a. C. II, 200.

<sup>6)</sup> Pribudicijeli S. 199.

<sup>7)</sup> Welt. Beiträge zur deutschen Mythologie, II, 187 und 372.

<sup>8)</sup> E. Histoire littéraire de la France, 18, 834.

funde aus dem Jahre 1252<sup>1)</sup> und eine pommerische<sup>2)</sup>. Bei den Erben finden wir sie im Gesetzbuche des Caren Stephan Tuschka (zakonnik cara Stepana Dušana) vom Jahr 1349. Außerdem finden wir die Erbkale in mehreren Statuten von einzelnen Städten erwähnt; so enthält z. B. das Statut von Wilna in Litrien einen weitläufigen Artikel „de lege caldaria“<sup>3)</sup>.

Wag man nun auch zuzusetzen, daß auf die Entwidlung

<sup>1)</sup> Lelowel, Poecztkowe prawodstwo potkiki, Warschau 1828, p. 195.

<sup>2)</sup> Dreger, Codex diplomaticus Pomeraniae, Berlin 1800. Regl. Kaciowski a. C. II, S. 177.

<sup>3)</sup> Reglitz im Atlas für slavische Philologie, herausgegeben von Jagie, III, S. 688.

## Aus allen Erdtheilen.

### Europa.

— **Russisches.** Im Anfang November 1878 ist das von Oesterreich besetzte türkische Gebiet in die sechs Kreise Sarajewo, Smornik, Banjaluka, Vihai, Travnik und Mostar eingetheilt worden, deren Umfang im Ganzen und Großen dem der früheren türkischen Provinz entspricht. Eine wesentliche Verbesserung hat aber die Herzegowina aber Kreis Mostar erfahren, indem die Landtschaft Dumno zum Kreise Travnik und der Bezirk von Tschinnitj zum Kreise Sarajewo gelegt wurde, wozu nach der Verlust der an Montenegro abgetretenen Landtheile von Nikschitj, Banjan, Duga, Drabnjak und Pina kommt. — Gleichzeitig hat das R. R. Militärgeographische Institut in Wien diejenigen Vorkenntnisse betreffende Blätter seiner großen Karte von Mitteleuropa, welche es im Frühjahr 1877 provisorisch herausgab (sie tragen die Nummern 3, 10, 3, 11, 8, 10 bis 12, 2, 10 bis 12 und 10, 10 bis 12), durch neue definitive ersetzt, welche gegen jene viele Verbesserungen und Ergänzungen aufweisen. In Einzelheiten mögen solche auch in Zukunft noch sich als nöthig herausstellen; immerhin aber hat die Geographie es dem österreichisch-ungarischen Generalstab viele Dank zu wissen, daß kartographisch gesprochene Bosnien und die Herzegowina jetzt die best bekannten Theile des osmanischen Reiches — wenn man sie anders noch dazu rechnen darf — geworden sind. Jene Blätter enthalten auch die provisorische Abgrenzung des von Oesterreich besetzten Gebietes. (Zede mit drei Blättern gedruckt Section kostet nur 60 Kreuzer.)

— **Bosnisches.** Unter diesem Titel hat der Director der Wiener Hofdruckerei ein viertheiliges Buch veröffentlicht (Wien 1878, Manz), welches in dem, was es berichtet, wie in dem, was es vorzüglich, viel des Beachtenswerthen enthält. Die ersten Capitel enthalten einen geschichtlichen Rückblick auf die Zeit von 630 an und behandeln dabei besonders die Zeit seit Brins Eugen, a. S. der österreichischen Action im Orient. Cap. VII bis IX. schildern die türkischen und mohammedanischen Barbaren und die Hilflosigkeit der früheren Herrscher, wozu S. 8. Strophen, Bergbau u. s. w. anlangt, welche endlich im Jahre 1875 den Anfang zum Ende der europäischen Türkei herbeiführen, das, „was theils die Karawatschkeit, theils das mangelnde Eimerfüßchen der europäischen Cabinette zu lange Zeit und zur unüberwindlichen Caud von Missionen nach Grilung kaiserlicher Beweisen binanzuschreiben verstanden hat.“ Nachdem dann Cap. X. „Reine Race“ überschrieben, das Volk jener Länder, speciell die Eigenschaften der Grapozoren, beschrieben, behandelt Cap. XI die vorhandenen „Bildungskeime“, den lebhaftsten

der Gottesgerichte die Befanuschast mit den deutschen Einrichtungen einen großen Einfluß ausübte, und könnte man auch meinen, daß in den an Deutschland grenzenden slavischen Gegenden die Einführung der Erbkalien beifolgendem Einflusse zuschreiben wäre, so könnte man daraus deren Fortkommen bei enteren Völkern leicht erklären. Andererseits finden wir aber bei den Germanen so viele Arten des Gottesgerichtes, während sich bei den Slaven hauptsächlich nur die Feuer-, die Wasser- und die Zweifelpfropbe erhalten haben, daß auch das Nichtvorkommen der übrigen als Beweis dafür gelten kann, daß wir es hier mit einer Entleerung (die auch gar nicht nachweisbar war, da wir die Erbkale als allgemeines Gut kennen) nicht zu thun haben.

Lerntrieb der Sklaven, das wohlthätige Wirken der Branzianer und neuerdings der Trappisten, „die in unserm Jahrhundert unter Umständen etwas Königlich zu leisten wussten, was in früheren die Benedictiner für Entwidlung von Land und Leuten zu vielen verstanden.“ Die ärmliche Kost und strenge Lebensweise, ihr einfaches ernstes Wesen macht diese Mönche ganz besonders geeignet, solcher unter Rath und Beirathung angemessenen Verdienens besend und lehrend zur Erde zu stehen und sie durch ihren eifrigen Fleiß zur Nachahmung zu veranlassen. Heute schon sind um das Kloster „Maria Stern“ in der Nähe von Banjaluka mehr als hundert Joch Landes urbar gemacht, in vortheilhafte Acker und Wiesen umgewandelt worden; die Landtheile werden ihre Obstbäume, wozu sie die Gelerter im Kloster haben; schon geht man damit um einen Weinberg anzulegen, woran bisher, da dem Weinstock der Genuß des Weines verboten ist, nicht gedacht werden konnte. Eine der ersten Anhalten, welche der Orden im Leben gerufen, war ein Bailenhaus, das trefflich gehebt. Die munteren frischen Jungen bängen mit kindlicher Liebe und Ehrfurcht an ihren Lehrern, die für ihre junge Welt Wohlthätiges mit Heiterem wohlthun lassen. Auf den Unterricht folgt Arbeit in den verschiedenen Werkstätten, in Feld, Wiese oder Garten. Sonntag Nachmittag wird Schule für „Girner“ gehalten, an welcher sich selbst schurkbärtige Männer betheiligen. „Maria Stern“ bedarf zwar noch der Widunterstützung, die ihr namentlich aus Oesterreich in reichlichem Maße zu Theil wird; aber schon denken die Trappisten an die Errichtung einer zweiten Anstalt im südböhmischen Bosnien. — Die beiden letzten Abtheilungen bringen Rath- und Vorschläge für die Behandlung der neuen österreichischen Provinzen. Man soll, meint Herr von Delfer, die Beurlaubten der Wosnamendner schonen, aber doch streng und gerade zu Werke gehen: wenn sie den Herrn sehen, werden sie sich beugen; wenn sie ihn gerade finden, werden sie anfragen: ihn zu loben. Ausgeschlossenliche Proslantenmacher. Der Einfluß der griechischen Westlichkeit, des Fanatismus, ist möglichst zu beseitigen; humaner Priester aus österreichischen Diöcesen müssen an ihre Stelle gesetzt werden, wobei der Umstand zu Hilfe kommt, daß der Metropolit von Karlowitz in Oesterreich Rechtsnachfolger des ehemaligen selamit-erblichen Patriarchen von Belgrad ist. In einer der schwierigsten Fragen, der agrarischen, hat die neue Regierung bereits eine Entscheidung getroffen, wie sie in unserm Vaterlande gemessen erscheinen dürfte: es sollen die Verpflichtungen der Pächter anwärtend durch ein eigenes dafür bestimmtes öffentliches Verfahren festgelegt werden, andererseits aber darf kein Grundherr seinen Pächter ohne gesetzliche

Gründe und ohne Intervention der Behörden von dem betreffenden Pächter entfernen. Später mag dieser Regelung der Pachtverhältnisse die Umwandlung in freies Eigenthum folgen. Für die Gemeindevorrichtung auf dem offenen Lande wünscht Hefert die bei den Säulösen fest eingetragene patriarchalische Pachtgemeinschaft (adruaga) zur Grundlage genommen zu sehen, die darin besteht, daß jeder ländliche Haus- und Familienhof, wozu auch die verarbeiteten Söhne und Enkel mit den Äbrigen gehören, eine einseitliche wohlgeordnete Gesellschaft bildet, die von dem Familienhaupt (strijochina), das nicht eben das älteste Glied sein muß, regiert und von der Frau befehlet, oder wenn mehrere Frauen vorhanden sind, von ihnen der Reihe nach verwaltet wird. Was Hefert ferner über den Waldschutz, die Errichtung von Musterwirthschaften, die Erbauung guter Straßen und die Gründung guter Hörschulen, die Erhöhung der Schulen und einer höhern Bildungsanstalt in Sarajewo, die wissenschaftliche Durchforschung des Landes, die Errichtung eines Creditinstitutes etc., sagt, bitten wir unsere sich dafür interessirenden Leser im Originale selbst nachzulesen — es wird ihnen eine anregende und belehrende Lectüre sein.

**Böhen in Bild und Wort** (N. Hartleben, Wien) theilt sich eine Reihe von 20 Federzeichnungen von J. J. Richter, mit erläuterndem Texte von A. v. Schweiger-Lerchenfeld, welche molerische Ansichten von der großen Straße von Proß durch das Thal der Böden nach Sarajewo und dieselb selbst darstellen, wozu nur einen kleinen Theil des Landes, aber diejenige Reiselinie, welche bisher am meisten frequentirt war und es wahrscheinlich auch in Zukunft bleiben wird. Gegenüber den zahlreichen böhmischen Rebuten, welche in jüngerer Zeit in den illustrierten Zeitungen erschienen sind und es nicht immer mit der Wahrheit ganz genau nehmen, resp. mehr die Staffage als den landschaftlichen Hintergrund berücksichtigend, verdienen diese Blätter entschieden höheres Lob.

### S ü d a m e r i k a.

— Die kürzlich durch ein Erdbeben zerstörte venezolanische Stadt Cera soll nicht an ihrer früheren Stelle auf einem Bergabhang, sondern auf einer angrenzenden Ebene, deren Dörfer von dem Erdbeben fast gar nicht zu leiden hatten, wieder aufgebaut werden. Die von einem schönen Fluße bewässerte Ebene von Marin unweit des zerstörten Cera wird für die geeignete Stelle zum Wiederaufbau derselben angesehen, wenn sie auch von den Anseerungen des Vulkans nicht ganz verdrängt gelassen ist, wie Ueberreste einer alten Stadt, von welcher nur noch eine vage Tradition übrig bleibt.

— Dr. Edwin H. Heath beschäftigt, die durch Professor Orton's frühzeitigen Tod (s. *Globe's* XXXIII, S. 299) unterbrochenen Forschungen in Sibamero aufzunehmen und ist am 18. November von Kennerd nach Fort Antonio aufgebrochen. Von dort wird er per Dampf nach S. Antonio kehren, dessen bei Winter verweilen und den Ort zum Stützquartier für seine Aufträge machen, bei welchen er auf Befehlh Seiten der Herren T. und B. Collins von Philadelphia, der Urbauer der Mamore- und Madrita-Eisenbahn, rechnet.

— Montevideo exportirt jetzt mit Vortheil Waulthiere nach Westindien, wo sie sehr gesucht sind. Das Stück kostet am Einfuhrplatze 6 Pl. St., am Bestimmungsorte aber 20 Pl. St.

— Der Streit zwischen Chile und Argentinien um Patagonien, der vor Kurzem fast zum Kriege zu führen drohte, scheint nunmehr friedlich beigelegt werden zu sollen. Die Chilenen hatten ein nordamerikanisches Schiff, welches mit argentinischer Bewilligung an der patagonischen Küste Guano sah, mit Beschlag belegt, haben es aber nun freigegeben und zeigten sich zu Verhandlungen bereit.

— In Argentinien sind die militärischen Operationen

bezüglich Vorschreibung der Indianergrenze (s. S. 336 des vorigen Bandes des *Globe's*) von Erfolg gekrönt gewesen und die wilden Indianer sind gezwungen worden, das Land nördlich vom Rio Negro zu räumen. Emor Don Alvaro Barros wurde zum Gouverneur des neuen Territoriums Rio Negro ernannt und wird seinen Wohnsitz in einem Dorfe unweit Carmen de Patagonas aufschlagen.

— Ausgrabung eines Tumulus in Buenos Aires. Von einer sehr wichtigen Ausgrabung berichtet Herr Estrobas Gebellos, Secretär der wissenschaftlichen Gesellschaft Argentiniens, in die *Revue d'Anthropologie* (1874, S. 577). Es handelt sich um den einzigen bisher bekannt gewordenen Tumulus der La-Plata-Region, welcher in der Nähe des Hafens Campano am Barano, 90 Kilometer von Buenos Aires entfernt, liegt. Der Tumulus ist von elliptischer Form, 79 m lang, 82 m breit und nur 2½ m hoch. Rings umher lagen Topfsherben, Feuersteinplättchen, Dirschbömer und dergleichen. Vier regelmäßig gefasste Aeste stiegen die Spitze des Tumulus an, von ausendern eine Kasse aufwärts, so daß man sofort die künstliche Anlage des Conzen erkennt. Die Ausgrabung, bei der 1000 Cubimeter Erde entfernt wurden, fand im Auftrage der *Sociedad científica Argentina* durch eine Commission statt, in welcher außer den Herren Pico, Moreno und Gebellos sich noch unser jahrelanger Landsmann Prof. F. Burmeister befand.

Die Anzahl der ausgegrabenen Gegenstände übertraf jede Erwartung. Im Ganzen fand man 27 Steine, darunter 2 Kinder; 18 davon ziemlich gut erhalten. Leider sind nur zwei Schädel ganz vollständig und zehn sollen sich wieder zusammensetzen. Ungemein reich war die Anzahle an Steingeräthschaften. Sie bestanden in sehr schön gearbeiteten Lanzen- und Pfeilspitzen, Hornblößen, Beilen, Schabern für Handbereitung, hohes perdidado oder Wurfspeisen mit einer Furche um die Wurfschnur daran anzubringen.

Von Topfserware wurden mehr als 3000 Stück, meist Scherben mit Malerei und Zeichnungen (*dessins trésvancés*), gefunden, darunter 20 vollständige Kochtöpfe und Bösen von fetterem Form. Unter diesen keramischen Producten fallen besonders die Kochgeschäpfe mit ihrer Thiere durch ihre erstaunlich künstliche Bildung auf. Auch die Knochengeräthe waren beachtenswerth; es waren Instrumente, die man im täglichen Leben, zur Jagd, zum Krieg, zum Ackerbau benutzte. Als Material diente das Gemisch von *Cervus rufus* und *C. campestris*. Die Steingeräthe sind nicht so schön wie die Topfserware gearbeitet, doch zeichnete sich ein Schleuderspeisen aus polirtem blauen Stein aus. Er ist vollkommen kugelförmig. Die Wäulen gleichen genau den vorgeschichtlichen europäischen Handmöhlen und bestehen aus Bänken und Keilschiff, so wie sie auch bei den Rothbäuten und Negern in Gebrauch sind.

Als die Ausgrabung stattfand, kamen die Gräber der Umgebend heron, die sie glaubten, es handle sich um Schotgräber. Der Tumulus war den älteren Leuten von Ingen um bekannt und sie erzählten, daß zuweilen Irdischer auf ihm gefunden worden.

Gebellos schreibt den Tumulus den Guarani zu, welche vor Ankunft der Spanier (1553) diese Gegend bewohnten, und er nennt ihn aus diesem Grunde „prähistorisch“. Mehr will er in einem demnächst in Paris erscheinenden Werke: *Notes préliminaires sur l'homme primitif de Buenos Aires*, veröffentlichen.

Ob wirklich diese gemeinsame Begräbnisstätte von den Guarani herrührt, möchten wir vor der Hand dahin gestellt sein lassen. Jedenfalls ist der Tumulus des Denkmal eines merkwürdigen südamerikanischen Volkes, ein bisher einzig in seiner Art dastehendes Monument. Denn er deutet mit seinen keramischen Producten und „sehr vorgekritenen“ Zeichnungen auf einen höhern Culturgrad, als ihn die Jägerwölfer der La-Plata-Region besitzen, die wir dort seit Anfauf der Spanier kennen lernen.

— Die neue Colonie russischer Menoniten in Oshario in der Provinz Buenos Ayres macht aufmerkenswerthe Fortschritte. Sie zählt 320 Seelen in 60 Familien, welche 1200 Acres unter den Pflug gebracht haben. Die Anseher sind mit ihrem Loos zufrieden, verbessern ihre Wohnhäuser und taufen mit eigenem Geld neue Ackergründe. Eine christliche Colonie in Cordova in Cordoba soll gleichfalls gedeihen.

— Der von der argentinischen Regierung abgeordnete Ingenieur Stant hat die Aufnahme des Landes bei der Kaiserl. Colonie am Rio Chubut (s. Globus) XXIX, S. 223) vollendet und beantwortet die Errichtung von Dämmen zur Verwässerung der Bewässerung.

— Ein Correspondent des Buenos Ayres „Standard“ sagt: Kein Schatten von einem Zweifel besteht, daß in Patagonien Gold weit verbreitet ist. In jeder Formation von Finke Gubut im Norden an bis Sandy Point im Süden habe ich Gold gefunden — und auf dieser weiten Strecke giebt es gewiß manche Stellen, welche mehr als gewöhnlichen Ertrag geben. Wieviel hat nur die Wälder circa im Finke bei Sandy Point gelobt, wo der Mann etwa 3 U. St. wöchentlich verbient. Bei genauerer Untersuchung mögen noch manche andere Flüsse gefunden werden, die ebenfalls goldhaltig sind.

— Die Herren Doncal, Andrieu u. Comp. lassen jetzt im Gran Chaco Hülsen von verschiedenen Arten, welche sich zur Nouratur, zum Werben und Färben eignen, kühlen. Eine Firma in Rosario hat es contractlich übernommen, für sie monatlich 1000 Tonnen Dohj zu einem um 40 Procent erwiehrigten Frachtpreise auf Segelschiffen zu verschiffen. Die Ausschiffe dieses Unternehmens gelten für gut.

— Es taucht das Project an, den bei Ancuncion in den Paragan mündenden Pilco mayo für die Schifffahrt, welcher erste Hindernisse entgegenstellen, zu eröffnen. Der 1600 englische Meilen lange Strom wurde zuerst 1721 von dem Jesuitenpater Bortius und dann 1843 im Auftrage der bolivianischen Regierung eröffnet. Für die diehmalsige Expedition wird die Argentinische Republik einen Dampfer von geringem Tiefgange leihweise überlassen.

— Die Regierung von Chile hat jetzt in offen ihren durch den Telegraphen verbundenen Häfen einen meteorologischen Dienst eingerichtet und läßt die eintausendthiligen Beobachtungen in der Santiagoer Regierungszeitung veröffentlichen.

— Eine Nachricht aus Lima vom 16. November meldet die Ermordung des früheren peruanischen Staats-, jetzigen Senatspräsidenten Don Ronnel Pardo, dem eine unter seinen Stodesgenossen nicht gerade blühende Achtung vor den Principien constitutionellen Regiments nachgerühmt wird. Ueber die Motive der Mordthat, wie solche die Geschichte der südamerikanischen sogenannten Republiken nur allzu häufig zu verzeichnen hat, verlannt nicht.

### Nordamerika.

— Stephen Powers erzählt folgenden Fall von goloimer Selbstopferung in den Contributions to North American Ethnology. Sieben Matkechel-Indianer und eine junge Squaw dieses Stammes fuhren in einem kleinen Canoe über den Clear Lake in Californien. Als sie drei Meilen vom Ufer entfernt waren, schlug das Boot um. Sie rühten daselbst schwimmend wieder auf, da es aber well Wasser war, konnte es nur eine Person tragen. Die Männer hielten nun die Squaw ins Boot und hielten daselbst, so lange sie konnten, im Schwimmen aufrecht, bis einer nach dem andern erschlief und der Käite erkrankt verlor. Keinem von allen aber fiel es dabei ein, dem Weibe seinen Platz freitig zu machen, daß auf diese Weise durch ihre heillosen Selbstopferung gerettet wurde.

— Indianische Botanik. Ein Patomot-Indianer, mit dem Stephen Powers die Wälder am Rab River in

Californien durchzog, bezeichnet diesem jede Pflanze, welche besondere Heilkräfte besitzt. Es waren im Ganzen etwa fünfzig verschiedene Kräuter und für jedes derselben hatte der Indianer eine besondere Bezeichnung. „Es giebt“, sagt Powers hinzu, „nicht das kleinste Kraut oder die irdischste Pflanze, keinen blühenden Strauch oder Baum, kein Rankengewächs, keine Schmarogerpflanze, keinen Pilz, kein kleines Wasserkraut, keine Alge, für die sie nicht einen spezifischen Namen bilden.“ (Contributions to North American Ethnology III, 69.)

— Bei den Juki-Indianern Californiens lag Powers, wie diese die Haare scheeren. Die Wälder, die dieses Geschlecht bei ihrem Kinde besorgen wollte, erschieß mit einem flachen Steine und einem scharfkantigen Knochen. Der Stein wurde unter das Haar gehalten und mit dem Knochen daselbst abgeißelt, so gut es ging. Um die Gasseire zu beenden, wurden dann die Quarsjirten noch mit einer glühenden Kohle gleichmäßig abgebrannt. (Contribut. to North American Ethnology III, 130.)

### Nepeloge.

N. A. Westergaard, Professor der indischen Philologie in Kopenhagen, dablest geboren 1815 und gestorben am 9. September 1878. Er studirte in Kopenhagen, Bonn, Paris und London und reiste Ende 1841 nach Bombay, wo er den größten Theil des Jahres 1842 verweilte. Im Januar 1843 ging er nach Persien, zuerst nach Baluch, dann nach Persopolis, um dort die Achemeniden-Inschriften theils zu vergleichen, theils zu copiren. Niebuhr und Rich hatten die leichter zugänglichen derselben schon abgeschrieben; der schwierigeren Theil, die mindestens 70 Fuß über dem Boden gelegenen Inschriften des Daringsroßs, war noch unvollendet. Mit Hilfe des Celestips und unter Benutzung der Morgenstunden, in welchen die Sonne auf das Denkmal fiel, gelang es ihm, die erste Abschrift des wichtigsten Textes nach Europa zu bringen. Ueber ein drittel Jahrhundert hat es gedauert, ehe er zweite, die Photographie des Dr. v. Stolz, er folgte. Von Persopolis aus unternahm er einen Ausflugs nach der fast nur vom Horenologen bekannten Faras-Fluß, wo er zwölf Tage verweilte und mit den dortigen Barken verkehrte. Dann erkrankte er Ende Juni in Japan und konnte erst Ende September die ängstlich beschwerliche Rückreise über den Kanals und Ostindien in die Heimat unternehmen. — Auf seine philologischen Arbeiten näher einzugehen, ist hier nicht der Ort; erwähnt sei nur sein Hauptwerk, die Ausgabe des Zendavesta (1852 bis 1854), von welchem aber nur der erste, den Text bietende Band erschienen ist.

Johann Georg Kohl, fruchtbarer Reisechriftsteller und Director der Geographie, geboren 28. April 1805 in Bremen, gestorben ebendort am 28. October 1878. Er studirte die Rechte, war Hauslehrer in Karland, bereiste dann Ostindien, lebte von 1838 an in Dresden, und ließ 1841 mehrere Reisebeschreibungen in zusammen 11 Bänden (1. Petersburg in Sibiren und Sibirien; Reisen im Innern von Ostindien und Bolen; Reisen in Südindien); Die deutsch-russischen Ukreprovinzen“ erscheinen. Durch den Verlust, welchen dieselben fanden, veranlaßt, bereiste und beschränkt er in den beiden folgenden Jahrzehnten einen großen Theil Europas (Schweiz, Ungarn, die Alpen, Großbritannien, Dänemark, Deutschland, die Niederlande) und Nordamerika in nahezu 50 Bänden. Seit 1858 lebte er wieder in Bremen, wo er das Amt eines Stadtbibliothekars bekleidete. Der historische Seite seiner Thätigkeit verdankt man unter anderem folgende Werke: „Der Verkehr und die Aufstellungen der Menschen in ihrer Abhängigkeit von der Gestaltung der Erdoberfläche“, „Geschichte der Entdeckung Americas“ (Bremen 1861); „Die beiden ältesten Karten von Amerika, 1527 und 1529“ (Weimer 1860); „Entdeckungsgeschichte der Küsten der Vereinigten Staaten“, „Geschichte des Golfstroms und seiner Erforschung“ (Bremen 1869); „History of the

discovery of Maine" (Portland 1869); "Geschichte der Entdeckungsgeschichte und Schiffahrt zur Magellans-Straße" (Berlin 1877). Außerdem hat er noch manches unedirte Manuscript hinterlassen, von denen eines, eine Geschichte der Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt, der Verein für Erdkunde zu Halle beizugeben wird.

Nikolas von Chouanoff, der russische Orientalist, welcher sich besonders um die Kenntniß Persiens und Bucharas verdient gemacht hat, starb am 3. November 1878 in Romboillet bei Paris, wo er seit vielen Jahren lebte. Er wurde am 24. October 1819 geboren und im Exerum von Zarstjeje Selo erzogen. Frühzeitig kam er in den Orient und nahm 1839/40 an dem unglücklichen Feldzuge Beronoff's gegen China Theil. Jahre lang war er russischer Consul in Persien, das er ebenso wie Buchara auf seinen Reisen genau kennen lernte; manche Theile von Chorassan, Afghanistan und Aderbeidshan (seine vorzügliche Karte dieses Landes veröffentlichte die Berliner Zeitschrift für Erdkunde) ersahle er als der erste Europäer. 1843 erliefen in Petersburg seine "Beschreibung des Chanats Buchara" (russisch); englische Uebersetzung von Baron G. A. de Bede 1845). 1861 empfing er die große goldene Medaille der Kaiserl. geographischen Gesellschaft. Er überrichte außerdem G. Ritter's Werk über Persien ins Russische und schrieb: "Mémoire sur la partie méridionale de l'Asie Centrale" (Paris 1861); "Notes sur l'Instruction publique en Russie" (Paris 1865); "Mémoire sur l'ethnographie de la Perse" (Paris 1866).

James Edward Taylor, nordamerikanischer Reisender und Schriftsteller, untef. Gelehrter der Vereinigten Staaten in Berlin, geboren 11. Januar 1825 in Dorf Kennet Square in Pennsylvania, gestorben am 19. December 1878 in Berlin. Seine Erziehung war sehr beschreibener Art; doch lernte er autodidaktisch Latein, Französisch und Deutsch. Mit 17 Jahren erlernte er die Buchdruckerei, wandte sich aber bald der Schriftstellerei zu. 1844 bis 1846 bereiste er, von zwei Zeitungen unterstützt, Europa zu Fuß und veröffentlichte darüber "Views Afoot", trat dann in die Redaction und später in den Mißthel der "New York Tribune" und bereiste 1848 zur Zeit des Goldfiebers Californien (beschrieb in Briefen an die "Tribune" und gesammelt als "El Dorado; or, Adventures in the Path of Empire"). 1851 reiste er über Mittel-Europa nach Aegypten, Rußien und dem Sudan bis in das Gebiet der Schillus, dann durch Syrien nach Konstantinopel, Sicilien, Tyrus und Deutschland, im Herbst 1852 über London nach Spanien und über Land nach Bombay, Bengalen, Hinterindien, Siam und mit einer Gesellschaft seines Heimathlandes, welcher er beizugehen wurde, nach Japan und von da nach 2½-jähriger Abwesenheit nach Rennox. Die Reise beschrieb er zuerst in Briefen an die "Tribune", dann in Buchform (1854 "A journey to Central Africa; 1855 The lands of the Saracens; 1856 In India, China and Japan). Von 1856 bis 1858 bereiste er verschiedene zum Theil wenig besuchte Gegenden von Europa, wie Lapland, Norwegen, Schweden, Griechenland, Creta, Aegypten, Island, die Baltaren (beschrieb in "Northern travel", Greece and Russia" und "Home and abroad"). 1862 bis 1863 war er Gehaltssekretär in St. Petersburg, worauf er nach America zurückkehrte und zahlreiche belletristische Werke, Novellen, Romane, eine franz. Uebersetzung etc., veröffentlichte. 1867 besuchte er das Felsengebirge, dann den Himalaya, 1874 wieder Aegypten und schrieb darüber 1867 "Ceylon", 1874 "Central Asia" und "Aegypt and Jordan". 1869 erliefen in Rennox eine Selbstaussage seiner Reisen in 10 Bänden.

Johann Martin Bernau, der bekannte Landeshofs- und Architekturmaler, starb in Wänden am 19. December 1878 im 77. Jahre seines Lebens. Er war der Reisegefährte des Hofraths Dr. Gottlieb Heinrich v. Schubert auf dessen Wanderungen durch die Voralpenalpen 1836 bis 1837 und der Illustrator von Schubert's Reisebeschreibung. Durch, wie späterhin noch mehr durch Text und Kunstbelegen zu dem Werke über eine lange, im Auftrag der österreichischen Regierung nach Südbahseisen unternommene Forschungsreise (englische Originalausgabe als "Scenes in Aethiopia", deutsch: "Bilder aus Aethiopia"), dann durch seine künstlerische Ausstattung des bahubühnenden Werkes von Dr. Heinrich Barth: "Reisen und Entdeckungen in Centralafrika" (Göttingen bei Justus Perthes), und Wilhelm v. Hartnig's "Reise am oberen Nil" machte er sich in geographischen Kreisen bekannt.

#### Kritik des Gebiet.

— Commander Cheyne, über dessen artistisches Project wir auf S. 271 des 32. Bandes näher berichteten, fährt fort, durch öffentliche Vorträge in den großen Sälen Englands das Publikum für sein Unternehmen zu interessieren. Am 2. December 1878 sprach er in Glasgow. Wenn er mit dem Schiffe so weit als möglich vordringen will, so will er mit sich sechs Schritten weiter verfahren und endlich mit drei unter einander verbundenen Ballons. Wenn glücklich erreicht Nordpole und er zwei der Luftschiffe zurücklassen und mit dem dritten besetzte Gegen den Ausfall an zu erreichen suchen.

— Mr. James Gordon Bennett's Nichte, Franquette (früher Banbara), welche zu einer artistischen Reise bestimmt ist (s. Globus XXXIV, S. 96), ist in San Francisco angekommen, nachdem sie zu der Fahrt von Havre nach der Washingtons-Straße 84 und von dort bis San Francisco 81 Tage gebraucht und unterwegs vier Stürme und ein Erdbeben vortrefflich bestanden hat.

#### Berichtigung.

— Prof. A. Raimondi schreibt uns aus Lima vom 6. November 1878 mit Bezug auf die in No. X unseres vorigen Bandes enthaltene Etage: "Zur physikalischen Geographie von Peru", wo der Flächenraum des Landes zu circa 67 700 Quadratkilometer = 338 500 Quadratmeter angegeben ist, und mit Bezug auf die dazu gehörige berichtigte rechnerische Anmerkung Folgendes: "Daß hier ein Versehen vorliegt, ist prima facie ersichtlich; nämlich der wechelseinende Uebersetzer, welcher bei Redaction der Quadratkilometer in Quadratmeter den Laufsatz beginn, mit 5 anstatt mit 25 zu multipliciren (67 700 . 5 = 338 500), als handle es sich bloß darum, das Längenmaß zu gemessen. Würde man aber das von mir in Quadratkilometer ausgedrückte Areal, in Quadratmeter zu erhalten, mit 25 multiplicirt haben, so würde der Flächenraum, auf welchen Peru Anspruch hat, sich höher gestalten, als Behm und Bogner denselben angeben, nämlich zu circa 1 692 500 Quadratmeter, also eine Differenz zu meinen Quellen von 388 798 Quadratmeter. Der dritte Band meines Werkes "El Peru", worin ich, gestützt auf die glaubwürdigsten Urkunden, große Strecken brasilianischen und bolivianischen Gebietes für Peru reclamirte, wird es zur Genüge dartun, daß ich recht befreit war, das Areal Peru's auf angegebene Weise festzusetzen, und deswegen erlaube ich die Redaction um die Aufnahme dieser Zeilen.

A. Raimondi.

Inhalt: Eine Reise in Griechenland. V. Nach dem Französischen des Herrn Henri Belle. (Mit sechs Abbildungen.) Fortsetzung in einer spätern Nummer. — Dr. Otto Krümmel: Die plattische Wiederrung Europas. I. (Mit einem Profil.) — Fr. Hubad: Die Gottesgerichte bei den Slaven. I. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Südamerica. Nordamerica. — Artistisches Gebiet. — Retrospect. — Berichtigung. — (Schluß der Redaction 13. Januar 1879.)

# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXV.



№ 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1879.

## Stanley's letzte Forschungsreise durch Afrika (1874 bis 1877).

VI).

Am Tanganika. Durch Monjuema nach Westen. Ankunft am Luabala.

F. B. Am 27. Mai 1876, 17 Monate nach Verlassen der Ostküste, zog Stanley in Udschidschi am Tanganika-See ein. Das Land Udschidschi hat gegen 36 000 Einwohner; Ngassa, der Mtemi oder König, wohnt im Innern des Landes in einem abgeschlossenen Bergthal, in Folge des Aberglaubens, daß er beim Anblicke des Sees sterben müßte. Der Hafen von Udschidschi besteht aus den arabischen Händlern bewohnten vierseitigen Landes von Ugoj und den Kegelhütten von Kawele, dem Quartier der Banguana, Sklaven und Eingeborenen; beide Stadttheile haben zusammen gegen 3000 Einwohner. Der Marktplatz liegt in dem Araber-Viertel; auf demselben findet sich eine reiche Auswahl von Waaren, wie Getreide, Bohnen, Geflügel, Ziegen, Schafe, Rindvieh, Palmöl, Nüsse, Butter, Bananen, Traut und Ringe aus Eisen, Cassava oder Maniok, frische und getrocknete Fische, Salz, Buttermilch, süße Kartoffeln, Mais, Tomaten, Jams, Gemüse, Erdnüsse, Melonen, Gurken, Zuckerrohr, Palmwein, Eier, Milch, Topferwaaren, Eisenblech, Stärke, Rye, Sperte, Pegen, Pfeffer, Reis, Hanig, Tabaken u. s. w. Diese Waaren werden fast täglich von den Eingeborenen der umgeben an den See grenzenden Länder nach Udschidschi gebracht. Für Sklaven giebt Stanley folgende Preisliste an: für einen Knaben oder Mann 16 bis 50 Dotis (Shirringländer von je 4 Yards oder 3 1/2 Meter Länge), für ein Mädchen unter 13 Jahren 50 bis 80 Dotis, für ein solches von 13 bis 18 Jahren 80

bis 200 Dotis, für eine Frau von 18 bis 30 Jahren 80 bis 130 Dotis, für eine solche von 30 bis 50 Jahren 10 bis 40 Dotis. Am Strande nördlich dem Marktplatz liegen die Dhau der Araber, deren größte 48 Fuß lang ist. Der damalige Gouverneur der arabischen Colonie in Udschidschi war Waini Keri; er konnte Stanley von seiner ersten Expedition her und war bösslich und gottfeindlich gegen ihn.

Am 11. Juni trat Stanley mit seinem zusammengefügten Segelboote die Umschiffung des Sees an, mit dem Hauptzweck, den wirklichen Abfluß desselben zu suchen, sowie den zwei Jahre vorher von Cameron entdeckten angeblichen Luaba-Abfluß zu erforschen. Er wurde von dem Steuerträger und zwei Führern begleitet; von letzteren hatte einer ihn bereits im Jahre 1871 mit Königstone nach dem Nordende des Sees begleitet, während der andere 1874 Cameron geführt hatte. Auch eine schwache arabische Dhau fuhr als Begleitschiff mit, so daß Stanley im Ganzen 40 Mann bei sich hatte.

Wir können Stanley's Schilderung seiner Umschiffung des Tanganika (dessen Namen er von den Udschidschi-Bevölkern: Kitanga, ein Teich oder kleiner See,\*) und Wita „eine Ebene“ herleitet, also „der ebenenartige See“) um so älterer behandeln, als dem Lesern des „Globus“ diejenige des Lieutenant Cameron bekannt ist (vergl. „Globus“ XXXI, S. 340 ff., 353 f.) und beide Forschungsreisen zum Theil denselben Cours verfolgten.

Wie sein Vorgänger fuhr Stanley zuerst am Osten

\*) Vergl. S. 309 des vorigen Bandes.

entlang nach Süden; am nächsten Tage lief das Boot in die 600 Yards breite Mündung des Malagarazi-Rinnsels, des größten in den Tangania umfließenden Stromes, ein, dessen trübe, braune Fluten das Zerwasser auf weite Entfernung hin färbten; der Strom verengt sich bald auf 200 und 5 Miles von der Mündung auf 150 Yards Breite, doch ergaben mehrere Vorstungen über 50 Fuß Tiefe. Am folgenden Tage umgeleitet Stanley das hohe Vorgebirge Kabogo; zwei Meilen von demselben entfernt landete er im See mit einer 1200 Fuß langen Vortheile seinen Grund.

Am 15. Juni landete er bei Urimba in der Nähe des Kwegeri-Delta, wo Wild sehr zahlreich war, so daß er zwei Zebras erlegte, deren Fleisch seine Leute in lange Streifen schnitten und auf hölzernen Kisten als Reisproviandt producierten. Zwei Tage später passirte das Boot den 3000 Fuß hohen Kungwe-Berg, auf dessen höchsten Spitzen die letzten Familien des einst mächtigen Volks von Kamenti sich zurückgezogen haben. Südlich von diesem Gebirge bildet die Küste eine hohe Bergkette, durch deren steile Schlingen zahlreiche Wasserfälle zum See herabfließen. An der mit Papyrus und Rohr verwachsenen Mündung des Kugusu-Flusses zeigte der Führer, welcher zwei Jahre vorher Cameron begleitet hatte, ihren damaligen Lagerplatz am Ufer, der jetzt tief unter Wasser lag. Ueberhaupt fand Stanley überall, wie vor ihm auch schon Cameron, zahlreiche Anzeichen, daß der See seit Jahren in steigendem Steigen begriffen sei, oder wie die Eingeborenen sagen „das Land verschlingt!“ Drei Palmen, die fünf Jahre vorher mitten auf dem Marktplatz von Ushichichi standen, waren jetzt schon gegen 100 Fuß weit im See drangten; zahlreiche frühere Inseln lagen jetzt tief unter Wasser, aus dem nur noch ihre höchsten Bäume hervorragten; ehemalige Landspitzen und Vorgebirge waren jetzt vom Festlande abgeschnitten und bildeten Eilande, und an zahlreichen Orten waren frühere Dörfer und bebauete Felder vom Wasser bedeckt, ja an einer Stelle sah das Boot über den Zaun eines Dorfes hinweg, von welchem der Kiel noch 3 Fuß entfernt blieb. Alle diese Umstände überzeugten zugleich Stanley, daß der See keinen genügenden Abfluß haben könne.

Am 24. Juni erreichte er das Pimbo-Cap, eine Masse von Granitsteinen der sonderbarsten Form, Größe und Gestalt, welche merkwürdigerweise bis zu 100 Fuß Höhe über dem See deutliche Spuren von Wellenthätigkeit zeigen. In der Nähe derselben liegt ein Baum, der vor wenigen Jahren auf dem Festlande war, jetzt in 9 Fuß tiefem Wasser. Von hier beginnt auf dem Festlande das Land Zipa,

dessen ganze Küste eine fortgesetzte Reihe von Granitsteinen und Kieselblöcken bis zu Handhöhe bildet. Am 27. lagerte Stanley auf der kleinen, aber dicht bebauten Insel Namba, deren zahlreiche Einwohner ein starkes, grobes Tuch aus der dortigen Baumwolle anfertigen. Nicht weit davon erheben sich bei einem Vorgebirge drei 50 bis 80 Fuß hohe, weithin sichtbare Felsenkolben, deren mittlere einer Memnosstatue ähnlich sieht. Alle Eingeborenen waren freundlich und lieferten Lebensmittel in Masse; auch erlegte Stanley Wild und Antilopen für seine Leute. Manche Dörfer waren sehr groß und von Palmsäden und Getreide umgeben. Der Zingo-Fluß bildet die Grenze zwischen Zipa und Urungu, welches das Südende des Sees umfließt.

Am 3. Juli erreichte Stanley bei Ukuta das äußerste Südende des Tangania, dessen Lage er auf 8° 47' südl. Br. feststellte, und an welchem Cameron bekanntlich vorbeifuhr, eben so wie an vielen Bayen und Einbuchtungen, welche Stanley auch genau erforschte. Der kleine Bach Kapata mündet dort in einem dichten dunkeln Walde, dessen vorderste Baumreihen schon abgestorben im Wasser stehen. Das Land war unermesslich; auf den höheren Terrassen wuchsen zahlreiche Porassus-Palmen



Eingeborener von Rua auf Besuch in Ushichichi.

und Rhombo.

Jetzt führte die Fahrt am Westufer des Sees nach Norden weiter. Bei Mtombwa erheben sich drei felsige Tafelberge zu 1200 Fuß Höhe über den See; sie bilden natürliche Thürme aus Basalttruffen mit schmalen Streifen von Aufschwerm. Der Aberglaube der Eingeborenen bewirkt sie mit zahlreichen Geister. Die Küste geht dann in 200 Fuß hohe Klippen über.

Am 6. Juli lief das Boot in den 400 Yards breiten Kungusu-Fluß ein; die dort vor neun Jahren von Livingstone gefundene 4 Miles breite Ebene, auf welcher damals

wilde Wassfelleiden in riesigem Gewachse weideten, bildet jetzt einen kleinen See voll hellblauer Lotusblumen! Die Bevölkerung des kleinen Bezirkes beträgt gegen 2000 Seelen. Am nächsten Tage wurden beide Boote durch einen heftigen Sturm getrennt, in welchem die Thau ihr Steuer verlor. Im Morgen der von Stanley benannten großen Cameron-Nayen hat ein Häuptling aus Unjamwesi eine Sklavensündercolonie am See gegründet. Obgleich die Küste steil, rauh und felsig ist, scheint doch das Land äußerst dicht bevölkert zu sein; denn selbst die Gipfel von 2500 Fuß hohen Bergen im Amern waren mit Dörfern und bebauten Feldern bedeckt. Am 12. Juli fuhr Stanley an dem sonderbaren Wurumbi-Berg vorbei, dessen dichtbewaldete Abhänge und senkrechter Tafelgipfel sich 2000 Fuß über dem See erheben. Am 15. erreichte er die breite Mündung des Yutuga, den Cameron für den Abfluß des Sees hielt, und

fuhr am nächsten Tage den erst 800 und nach einer Meile 400 bis 500 Yards breiten Fluß hinauf!). Zu Cameron's Zeit erstreckte sich eine niedrige Sandspitze mit einem schmalen Canal in der Mitte quer über die 2500 Yards breite Mündung; Stanley fand, daß bereits 2 bis 4 Fuß tiefes Wasser mit starker Prorandunglinie diese Barre bedeckte. Das Wasser des Yutuga wird von seinen eisigen Ufern rothbraun gefärbt; auf beiden Seiten war alles stille Wasser in den Einbuchtungen mit Watte-Rohr, Papyrus und Schilf bewachsen, während in der Mitte die Breite des offenen Wassers zwischen 90 und 450 Yards wechselte.

Gegen 3 Meilen von der Mündung erreichte das Boot eine dicke Barriere von hohem Papyrus in nur 7 bis 11 Fuß tiefem Wasser, welche den Strom von Ufer zu Ufer versperrte und die Weiterfahrt verhinderte. Eine Strömung war nicht vorhanden und höher hinauf schlossen schwarze



Der Berg Wurumbi.

Schlammhäute mit dichtem Rohrwerk in Tümpeln und Büschen von stehendem Wasser das Flußbett vollkommen ab. Dieser halbfeste, verstopfte Theil des Yutuga, den die Eingeborenen Mitwanji nennen, hat gegen 3 Meilen Länge; noch jetzt in seiner Mitte stehende, abgestorbene Tamarinden und Akazien beweisen, daß er noch vor kurzem festes Land bildete. An seinem westlichen Ende beginnt das Wasser durchzufließen, um sich am Fuße der Kijandjaha-Berge in einem gemeinsamen Bette zu sammeln und als Uvindi-Fluß nach Westen zu fließen. Nach mehrtägigen gründlichen Untersuchungen und Forschungen erlangte Stanley die Erkenntnis, daß der Yutuga heutigen Tages noch nicht den Abfluß des Tanganita bilde, daß aber in wenigen Jahren die immer höher steigenden Gewässer des Sees das schwache Hinderniß des Mitwanji-Rohrstes, dessen Schlamm, Papyrus und Rohr das Flußbett versperren, hinwegfegen und dann durch den Uvindi sich in den Vualaba, den Oberlauf des Congo, ergießen werden. Nach Stanley's Theorie bildete in früheren Zeiten die südliche größere Hälfte des Tanganita mit viel höherem Niveau als heute einen abgeschlossenen See, der durch den Yutuga abfloß; als dann durch eine ungewöhnere vulkanische Katastrophe die jetzige Nordhälfte des Sees entstand, sank der Wasserpiegel in Folge seiner Vergrößerung beträchtlich und der Yutuga wurde

trocken. Erst jetzt, wahrscheinlich nach Jahrhunderten, scheint der Zeitpunkt nahe gekommen, in welchem der von Hunderten von Flüssen gespeiste See sein altes Niveau errreichen wird, um dann den Ueberfluß seiner Gewässer durch das alte Flußbett des Yutuga in großartigen Strömen nach Westen in den Congo zu senden.

Am 21. Juli segelte Stanley an der Küste von Ugha nach Norden weiter; die dortigen Eingeborenen sowie diejenigen des westlichen Ughja und Ubukschime zeichnen sich durch ihre sonderbaren Haartrachten aus. Der „Chignon“ ist sehr beliebt und wird mit eisernen und geschmittenen Holznadeln befestigt. Zur Gala gehört ein Halbkreis von feingeflodnetem Haar über der Stirn, welche, wie auch die Ohren, mit Oker roth angemalt wird; das übrige Haar wird fest über den Hintertopf gezogen und mit einem flachen, kreuzförmigen Brett bedeckt und befestigt. Ost wird auch der Kopf mit einer Milge aus geflodnetem Grastuch mit Troddeln zum Schutz gegen Staub bedeckt und eine kleine hölzerne Kalebasse für den Kopf im Gürtel getragen.

Auf der kleinen Rafenge-Insel, welche Stanley am 21. Juli erreichte, wachsen viele von den arabischen Gäubauern eingeführte Strauchbäume, da jene seit langer Zeit dort

!) Vergl. die Karte desselben, „Globus“ XXXI, S. 278.





Frau aus Ugaba. Eingeborene von Uheje, Uwabidwe und Ugaba.

ansäßig sind. Von hier führte Cameron seiner Zeit nach Westafrika zurück, aber Stanley setzte die Fahrt nach Norden am Ufer des großen Landes Gomä mit seinen hohen Alpengebirge, dem höchsten am Tanganika, seinen ungeheuren Wäldern mit Nierenbäumen, freien Abhängen und bunten Schattenspielen und Thälern mit zahlreichen Viehställen, Wasserfällen und Katarakten fort. Die Künder der Dschin und Wagen sind von grünem Wasserrohre eingefasst, in welches jaßlose kleine Biegel mit gelber Brust ihre Köpfe gebaut haben.

Am 24. Juli passirte das Boot bei heftigem Winde und hohen Wellen das 3000 Fuß hohe Rifossi-Bergebirge und entging nur mit knapper Noth den scharfen Felsen des Cap Ndanga. Es umschiffte dann die 27 Meilen lange Halbinsel Ukwari, die bisher für eine Insel gehalten wurde, aber in Wirklichkeit durch eine 7 (Meilen) breite und gegen 200 Fuß hohe grabenartige Landenge mit dem Festlande zusammenhängt. Die tiefe Wucht zwischen letzterem und der Halbinsel benannte Stanley nach dem Entdecker des Tanganika Burton-Wolf. Die Eingeborenen von Ukwari sind ein steifriges Volk, das große Quantitäten von Cassava



Eingeborene von Ukwari.

oder Maniokwurzeln sowie Hirse anbaut; die Eingeborenen von Masansi auf dem Festlande zeigten dagegen zum ersten Male feindliche Gesinnung; doch vermied Stanley einen Zusammenstoß. Am 28. Juli erreichte er die Mündung des Kuvumba-Flusses, den er bereits im Jahre 1871 mit Livingstone von Norden her erreicht hatte. Er hatte somit die vollständige Umschiffung des Tanganika und die Erforschung seiner 930 Meilen langen Küstenlinie vollendet, wobei er die Stammtafel des Meeres auf 329 geogr. Meilen feststellte.

Am 29. Juli fuhr er quer über den See nach dem N. ufer hinüber; in der Mitte lotete er mehrmals mit 1280 Fuß langer Leine, ohne Boden zu finden. Am 31. Juli nach einer über 800 Meilen langen Seefahrt und 51 tägiger Abwesenheit fuhr er wieder in den Hafen von Ukwari ein.

Dier erwarteten ihn schlechte Nachrichten: die Foden waren ausgezogen und forderten täglich 50 bis 75 Oxyer aus der kleinen Bevölkerung. Auf von Stanley's Leuten, obgleich er sie vor Antritt der Reise geimpft hatte, waren bereits fünf Bangwana gestorben. Es war also absolut nothwendig, den Ort zu verlassen, um der Pest zu entgehen, und den Weitermarsch nach Westen anzutreten; aber bis zum 25. August wurde Stanley durch heftige Fieberanfälle zurückgehalten, und als endlich am Morgen Horn und Trommel zum Abmarsch ertönten, sah er, daß von seinen 170 Leuten 28 Mann deßertirt und die Ukwari durch die Zurückvor den Menschenfressern von Maniema gänzlich demoralisirt waren. Er ließ die unzuverlässigsten unter Bewachung in die Canoes bringen und zog mit den Uebri gen, von denen

er nur 30 Mann mit Gewehren betraute, zu Lande nach dem Labogo-Cap. Von hier wurde die ganze Expedition auf der gewöhnlichen Ueberfahrtsstelle der Araber bei der Kasenge-Insel nach der Westküste des Meeres übergesetzt und bei Matoma in Uguba gelagert, wo die Handelsstraße der arabischen Karawanen nach Njanguu am Unalaba ihren Anfang nimmt. Noch immer fanden Desertionen statt, darunter selbst diejenige des Kapten Kalulu, den Stanley von seiner ersten Expedition nach Europa mitgenommen und erzogen hatte; doch wurde er sowie einige Andere wieder eingefangen. Als Stanley am 14. Sept. das Ufer des Tanganika verließ und seinen Marsch nach Westen antrat, bestand seine Expedition noch aus 134 Seelen.

Am dritten Tage wurde der gegen 800 Fuß über dem See gelegene Höhenzug mit schwarz bewaldeten Thälern voller Wasserherden gekreuzt, welche die Wasserläufe zwischen dem Tanganika und den Nebenflüssen des Unalaba bildet, worauf die Expedition in das Land Ubuschwo einzog, dessen Wälder sich durch eine große Anzahl von Fruchtbäumen auszeichnen, darunter der Masaka, Mbemba (Holzapfel), Eingwe (wilde afrikanische Pflaume), Watonga (Nux vomica),

Kaschenbaum u. s. w.; auch Honig war reichlich vorhanden. Die Eingeborenen sind freundlich und friedfertig und scheinen in der Mannigfaltigkeit und Eigenthümlichkeit ihrer Haartrachten alle anderen Völker Afrikas zu überreffen. Sie schnitten Holzfiguren, die sie in ihren Dörfern aufstellen, und verzieren auch ihre Hauswände oft mit geschwundenen Schwebelchen. Ihre vornehmsten Gefäße sind Pöden aus leichtem Holze sind von angeleglicher Arbeit. Bei Ukwari sieht eine heiße Quelle zwischen Speergras und Zwergpappeln; sie hat 115° F. Wärme und enthält eine starke Eisenlösung.



Eingeborene von Ubuschwo.

Ein Ubuschwo aus Ubuschwo (von hinten gesehen).

Das nächste Land ist Uheja, dessen Volk eine viel niedrigere Culturstufe einnimmt als seine Nachbarn. Sie bemalen sich mit rothem Ocker und schwarzer Farbe und formen aus schwarzer Erde eine Thonware, welche sie sich als Schmutz hinten am Kopf befestigen. Ihre Oberhäute sind spitz geschnitten, doch leugnen sie jede Vorliebe für Menschenfleisch ab, obgleich sie jedes Vieh, außer demjenigen des Hundes, essen. In dem kleinen Thale von Uwinza bezeugten zahlreiche zerstörte Dörfer den Durchzug von Sklavenhändlern; das fruchtbarere, wohlbevölkerte Uhomboikal zeichnete sich durch seine Wälder von Guinea-Palmen aus. Die dortigen Dörfer bestanden aus einem Kreise von kuppelförmigen Grahöhlen mit sehr niedrigen Thürnen, in dessen Mitte mehrere Feigenbäume stelen. Die Eingeborenen, obgleich abhredend und häßlich und niedriggebend, waren sehr freundlich und brachten viele Lebensmittel herbei, wie Fiegen, Böhner, süße Kartoffeln, Erbsen, Bohnen, Mais, Buderrohr, Palmbutter, Maniok, Hirse und anderes Getreide, Ba-

nansen und Palmwein. Alle Gewässer strömten nach Westen in den Vuama, einen Nebenfluß des Kualaba.

Am 5. October zog die Expedition bei dem 4000 Fuß über dem Meere gelegenen Grenzbock Kibariba in das große Land Manjuema ein, das sich westwärts bis an den Kualaba erstreckt. Bemerkenswerth ist, daß von hier an die Bauart der Hütten sich verändert, und statt der bisherigen runden Kuppelform die viereckige Hütte mit schrägem Giebelbache erscheint und bis zum Atlantischen Ocean das Feld behauptet. Auch die mageren, kurzbeinigen Ziegen werden durch die großen Manjuema-Ziegen mit langen Beinen und großen Gütern ersetzt; graue Papageien mit rothen Schwänzen beginnen zahlreich zu werden, und in den Wäldern ertönt zum ersten Male das heisere Gebrüll der scheuen und wilden „Toko“ (Vorilla oder Schimpanse). Seit dem Ueber-  
schreiten der Wasserscheide zwischen dem Tanganika und dem

Duellgebiet des Kualaba hat die Vegetation der durchgezogenen Länder in Folge der größeren Feuchtigkeith und der unzähligen Gewässer stetig zugenommen, um in Manjuema den Höhepunkt ihrer Ueppigkeit und Mannigfaltigkeit, aber zugleich auch Furchtbarkeit zu erreichen, denn dort sind alle Gräser spitz und scharf und verwunden wie Nadeln und Messer, die Kohle sind zäh und hoch wie Bambus, die Vianen und Schlingpflanzen so dick und lang wie Ankerlance, die Dornen gleichen Stahlfäden und die Bäume schiefen zu 100 Fuß Höhe empor.

Am 6. October erreichte Stanley den Ort Ra-Vam-barre, dessen Häuptling und Einwohner sich an Vioingstone erinneren und nach ihm fragten, da derselbe sechs Jahre vorher durch Fußgeschwülste viele Monate dort zurückgehalten worden war. Die Eingeborenen zeigten den wahren äthiopischen Negertypus, fast gleich dem der ebleren Waganda



Ein Dorf im südöstlichen Manjuema.

und weit über denjenigen der Barbaren von Ilombo. Der Häuptling war in ein 24 Fads langes Gerostuch gekleidet, das in bepelten Falten seinen Leib umgab und mit Troddeln und Franzen verziert war. Er war schwarz, weiß und gelb ange malt und trug einen Kopfschmuck von Hahnenfedern sowie einen sehr zertrügten Stab.

Nachdem Stanley gegen zwanzig Dörfer und mehrere Taufende Eingeborene von Manjuema gesehen, schildert er einige ihrer bemerkenswerthen Eigentümlichkeiten. Als Waffen tragen sie ein kurzes Schwert mit hölzerner Scheide, welche mit kleinen Gloden aus Messing und Eisen behängt ist, einen leichten, schon gearbeiteten Speer und einen Holzschild von der Größe einer Panostürze. Ihre Kleidung besteht aus einem schmalen Schurz von Antilopenseil oder seinem Gerostuch. Ihr Haar und ihre Arme verzieren sie nach ihrem Geschmack mit Knöpfen, Kegeln und Knoten von

Lehm; manche tragen Halbmonde, Hörner und selbst Kronen von Schlamm und Erde auf den Köpfen. Die Frauen verarbeiten ihr sehr dichtes, langes Haar mit Einlagen von leichtem Rohr zu einem hufartigen Kopfschmuck und lassen das Hinterhaar in Locken auf den Rücken hängen. Sie scheinen alle Arbeit zu thun und gehen zu jeder Tageszeit mit großen Flechtfäden auf den Füßlingen oder Lehren mit Holzlagerungen zurück, die an der Stirn vorgeschmalt werden.

Ihre Dörfer bestehen aus ein oder zwei Straßen von 100 bis 150 Fuß Breite, an welchen die niedrigen viereckigen Hütten in ziemlich gerader Reihe stehen. Am Ende einer dieser Straßen steht das Versammlungshaus; in der Mitte befindet sich die Dorfmühle, d. h. eine Plattform aus Lehm mit einem schmalen Pannschamm, in welchem eine Anzahl Tröge ausgehöhlt sind, so daß mehrere Weiber zu



Eingeborene von Manjema.

gleicher Zeit Getreide darin stampfen können. Die Hütten sind im Innern in mehrere Räume getheilt und werden leicht rein gehalten, da der Boden aus gesampftem Lehm besteht. Das Hausrath enthält Körbe, irdene Töpfe, geschlochtene Teller und Schilde, Speere, Messer und Schwerte. Der Wajang wächst im Ueberflusse, die Guinea-Palme liefert Del und Weis, die Bäume Fische und die Gärten Kaffee, Erdnüsse und Mais. Die Eingeborenen sind deshalb ziemlich gastfrei und erlauben den Zutritt zu ihren Hütten. Die Häuptlinge besitzen wenig Macht, lieben aber Ceremonien und sind stets von einem Trommler begleitet.

Am 11. October überschritt die Expedition den 200 Jarde breiten und 8 Fuß tiefen Luama. Von hier gingen Stanley's Vorgänger, Livingstone und Cameron, nach Westen weiter; er selbst beschloß aber, den Fluß hinab bis zu seiner Mündung in den Luolaba zu ziehen. Das Luama-Thal ist gegen 20 Meile breit mit schlechtestem Boden voller gelber Thonsteine, während die Bergfliden aus großen Granitmassen bestehen. Die Eingeborenen waren sehr schüchtern, aber freundlich und trugen freiwillig Waffen. Stanley's Meißel und besonders ihr Geschrei erregten großes Aufsehen und Bewunderung bei den Eingeborenen, die in Schaaren mitgingen, um die wunderbaren Thiere zu betrachten. Die Korkammern der Eingeborenen bestanden aus einer Anzahl von hohen Stangen, je 10 Fuß von einander aufgestellt, zwischen denen etwa ein Dutzend Fäden ausgespannt werden; an diese werden die Reisstroben neben einander aufgehängt. Jeder erkrankte Mann liefert den Waldmännern von Manjema ein Festmahl.

Am 13. erreichte Stanley Kabungwe, wo er zum ersten Male 8 bis 10 Fuß lange Spere ganz aus Holz mit in Feuer gehärteter Spitze bemerke, von denen jeder Krieger, außer seinem großen Schilde, ein Bündel bei sich führt. Die Wäpze in ganz Manjema besteht aus Kauri-Muscheln,

von welchen jeder Banguana sechs Stück als tägliches Rationsgeld erhielt. Ein Duhn kostete drei Kauris, für zwei derselben erhielt man zehn Maisstroben. Ein dort vorkommendes Vorberthot verursacht im Feuer einen unerwartigen Gestank. Das Land ist äußerst dicht bevölkert, doch sind die Eingeborenen ruhig und friedfertig.

Am 16. October zog die Expedition in Mpungu, dem östlichsten Dorf des Bezirkes Uzura, ein. Riteer, sein Häuptling (s. die Abbildung desselben in Nr. 7), zeichnete sich durch seinen geschlochtenen Bart von 20 Zoll Länge aus, dessen Ende mit einer Anzahl schwarzer Glasperlen verziert war; sein Scepter war eine schwere im Feuer gehärtete Keule. Auch sein Bruder und einige Andere hatten Bärte von 3, 4 und 6 Zoll Länge.

Das Luama-Thal besteht in Uzura aus großwachsenen Dünen, welche eine weite Aussicht gestatten. Am 17. October erblickte Stanley plötzlich von der Höhe eines kleinen Hügel die Einmündung des Luama in den majestätischen Luolaba; dieser, ein hellgrauer Strom von 1400 Jarde Breite, kam langsam in Windungen aus Südost hergeströmt. In seiner Mitte lagen mehrere kleine Inseln mit grünem Schilf und Bäumen. Stanley vergleicht das Aussehen des Stromes dort mit dem des Mississippi oberhalb seiner Verästelung mit den braunen Gewässern des Missouri.

Mit lauten Freudenschreien begrüßten die Mitglieder der Expedition den majestätischen Strom und eine stille Begeisterung erfüllte bei seinem Anblicke Stanley's Seele. Das große Geheimniß, welches seit Jahrhunderten der Welt verborgen geblieben, lag vor ihm und harpte der Lösung. Wohin wälzte der gewaltige Strom seine ungeheure Wassermasse? Unter den schrecklichsten Gefahren, mit fast übermenschlichen Anstrengungen sollte Stanley dieses Räthsel erfolgreich lösen.

## Die plastische Gliederung Europas.

Von Dr. Otto Krümmel, Privatdocent der Erdkunde in Göttingen.

### II.

Während die bisher betrachteten Erhebungen durch einen geradlinigen Verlauf ihrer Kämme ausgezeichnet waren, darf dieses Merkmal unter den drei Hochgebirgen Europas nur dem Kaukasus und den Pyrenäen zugeschrieben werden, nicht aber den Alpen.

In einer seiner glänzendsten Arbeiten hat Eduard Sneygerdings gezeigt<sup>1)</sup>, daß zum Alpenystem geotectonisch mehr gehört als das herrliche, schnee- und eisgekrönte Hochgebirgsland zwischen Wiza und Wien, daß vielmehr noch das Jura-gebirge, die Karpaten, das ungarische Mittelgebirge und auch die croatische-slavonischen Höhenzüge ihrem Bane nach als eine Fortsetzung oder Abgliederung der Alpen zu betrachten seien. Er weist auch überzeugend nach, daß die Apenninen gleichfalls als dem Alpenystem nahe verwandt zu betrachten sind.

Umgekehrt wird das Alpenystem im Sinne von Sneyger durch eine Reihe älterer Schollen von altkrystallinischen Schiefer, Graniten und Gneisen, an denen die Kräfte, denen die

Alpen ihr Aufsehen verdanken, sich haueuten. So liegt gegenüber den Metralpen das Massiv der Marianne und der Iberischen Inseln; dem ganzen Westflügel das Centralplateau von Frankreich, dessen südöstlichen Steilabfall die Schulgeographie nach César's Vorgange Cevennen genannt hat; dem Jura gegenüber das kleine Oisegebirge der Serre nordöstlich von Die, welches übrigens nur auf ganz geologischen Karten dargestellt wird; ferner die Granitmassen des Basenge- und Schwarzwalds; weiterhin gegenüber dem östlichen Flügel der Alpen die gewaltige böhmische Oise- und Granitplatte und endlich im fernsten Osten die pobolische Granitplatte.

Die Alpen sind nach Sneyger kein einfaches, sondern ein polygenetisches Gebirge, das aus mehreren an einander gebundenen Streifen zusammengebrochen ist. Die letztere Vorstellung ließ die Alpen als ein summetrisches Gebirge erscheinen; im Querschnitt leiteten sich an die flanken des krystallinischen Kerns in gleicher Richtung und als gleichwertige Nebenzone die „nördlichen“ und die „südlichen Kollalpen“. Diese Auffassung, bereits in Courc gelehrt, als mau den innern Bau der Alpen nur ungenügend überbaupt,

<sup>1)</sup> Eduard Sneyger, Die Entstehung der Alpen. Wien 1876. 168 S. 8.

entstehung einer gegenwärtig veralteten geologischen Theorie, welche alle Gebirge von unten her durch Emporbringen feuerfester Massen aufgeführt werden ließ; jene kristallinischen Gesteine traten „actiu“ auf und brachten die „passiven“ Sedimentschichten aus einander. Derselbe Tag aber erkundete man in einer Verwerfung oder Spaltenbildung die Verbindung einer Eruption feuerfester Massen. Neuere Untersuchungen nun haben in der evidentesten Weise gezeigt, daß die vorliegende Schichtenstellung auf dem Nord- und Südhange der Alpen keinerlei Symmetrie zeige, daß sie sich nicht erklären lasse durch vertical oder radial von unten kommende Stöße, sondern allein durch horizontalen oder tangentialem Schub, welcher immer aus dem Innern der alpinen Gebirgsbögen nach außen gerichtet gewesen sei: also bei der Westhälfte der Alpen aus Südosten, bei der Osthälfte aus Südwesten, bei den östlichen Karpaten aus Südwesten. Es haben also nach Eduard Suess' Ausdruck die Alpen und ihre östlichen Abgliederungen auch auf der Karte comex erscheinende Kugenseite und eine concave Innenseite.

Die äußere Seite charakterisiert sich durch parallele Faltungen, Ueberfaltungen und Ueberfaltungen, welche im Relief überall eine wunderbare Regelmäßigkeit der Kettenbildung zur Folge haben und ein Resultat des Widerstandes sind, den die älteren kristallinischen Schollen dem vorgerückten Stöße entgegenstellen. In den bayerischen und Salzburger Alpen sieht man dieselben parallel einberieselnden und in wohlgeordneten Stufen am Horizont sich verlaufenden Kalkklippen, welche auch am Außerande der Karpaten und der Apenninen wiederkehren.

Die innere Seite aber der Alpen ist ausgezeichnet durch großartige und zahlreichere Verwerfungen, Risse und Spalten, in welchen ältere und jüngere Gesteinsarten emporgebrungen sind; diese treten am Yugener See oder bei Vogen ebenso typisch auf wie am Innensee der Karpaten in der Raromarcos oder im östlichen Siebenbürgen an der Fergita. So gehört ist die Schichtenfolge der Sedimente hier in den Alpen, das westlich vom Langensel der innere „Kalkalpenzone“ völlig unter die lombardische Ebene abgeklunten ist. Für den Westflügel der Alpen gilt also irgend welche Symmetrie des Baues und gar nicht. In gleicher Weise gehört ist die innere Seite der Apenninen, wo an den zahlreichen Sprüngen und Spalten entlang heiße Quellen, oder vorhistorische und noch thätige Vulcane, oder auch, wie an der calabrischen Westküste, Zonen großartiger Erdschütterungen aufstreten — wie ein Wahrscheinlich noch andauernder Dislocationen.

Diese Vorstellungen, die wir hier nur andeutungsweise reproducieren können, gemäßen uns eine erwünschte Hilfe zur Lösung eines alten Problems der Geographie — der Alpenabteilung. Schon Carl von Sontak hat sie auf geologischer Grundlage versucht, wobei er jedoch richtigerweise in allen Fällen da, wo die Plastik mit der Geologie in Conflict geräth, der ersteren den Vorrang gegeben hat. Jede geographische Einteilung muß ganz gewiß in erster Linie sich richten nach den Niederungen, Tälern, Seen und Gebirgspässen. Carl von Sontak nun hat zum ersten Mal eine longitudinale Einteilung der Alpen vorgeschlagen, indem er auf Grund der großartigen Längentheilbildungen, durch welche die Alpen vor allen anderen Hochgebirgen ausgezeichnet sind, eine Zone der Nordalpen, der Centralalpen und der Südalpen unterschied. Hierbei entsprechen die ersteren ungefähr den westlichen „Kalkalpen“, die letzteren den südlichen, während seine „Centralalpen“ hauptsächlich, d. h. nicht ausschließlich, aus den Gesteinen der Urfornation zusammengesetzt sind<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> In „Petermann's Mittheilungen“ 1870, S. 817.

In der That sind die Alpen ganz besonders ausgezeichnet durch Längentheil ersterer Ranges. So macht ausgeprägt in dem französischen Westflügel der Alpen, treten sie vorzugsweise im östlichen Theil in klarer Form auf. Während im äußersten Westen vielleicht schon das Thal des Drac von St. Vermet bis Grenoble, mit seiner Fortsetzung an der Jura und Arly bis in das Thal Chamouni hinaus, der Achse des Hochgebirges parallel verläuft, wird ein klassisches Längenthal doch erst am östern Rhodenerthale bemerkbar. So verläuft dieses von Martigny über den Fenis, das Liferenthal, den Oberalpsee zum Vorderstein und endlich entlang bis Ghr, wo der Rhône am unteren tritt. Wodann nimmt das Vognanenthal diese Längentheil wieder auf, welche der Inn von Landes bis zur Einmündung des Zillerthales fortsetzt. Hieran schließt sich das Salzathal (das Pinzgau) bis St. Johann und Wagrain, und als stark Weiterführung das Oberinntal bis Piefian. Winkler deutlich schließt sich hieran das Salzathal. Diese Linie, welche mit einigen Ausnahmen (wie am Berner Oberland) auch der Grenze zwischen den archaischen und sedimentären Schichten entspricht, sondern also eine äußere Nebenzone der Alpen ist.

Am Südhange oder richtiger an der inneren Seite zeigen sich die Längentheil besonders gut entwickelt in den Einzelgebirgen. Hier löst sich das Hochgebirge brinabe in die Einzelglieder, aus denen es zusammengesetzt ist, wieder auf. Als Längenthal ersten Ranges ist das Pustertal ausgeprägt, welches die Drau nach Osten und von einer kaum merklichen Wasserscheide zwischen Innichen und Toblach die Kette gegen Westen entsetzt. Parallel hiermit zeigen die Karven als Längentheil zweiten Ranges das Tefferregen und Salsthal, sowie das bedeutendere Mur- und Wirtzthal, welche bei Brack zusammenfließen. Südlich von der Drau aber bildet das Gailthal die Basis eine deutliche Parallele. Für uns ist wichtig allein nur das Pustertal. Schwirriterweise in der Auffindung von Längenthälern begannen wir im Westen von Brunn. Hier wäre vielleicht das Thal der Gisch von Keren bis Glurns, welches v. Sontak heroverholt, und parallel damit das Thal bei Sol und Salzbergthal anzuzählen. Deutlicher longitudinal tritt wieder der obere Oglio und das Vestlin auf, mit einer weniger klaren Weiterführung über den Comer- und Yuganersee und das Thal von Tresa zum Langensel. Hier aber hört mit allen Sedimentschichten auch alle longitudinale Gliederung auf. Also treffen auch auf dieser südlichen Seite die Längentheil im Allgemeinen mit der Grenze der sedimentären und altpaläolithischen Gesteine zusammen.

Diese von Sontak zuerst versuchte longitudinale Einteilung ist also sicherlich von einer gewissen Naturwahrscheinlichkeit. Nur würden wir, den neuen geologischen Aufzeichnungen Rechnung tragend, folgende Aenderung der Nomenclatur empfehlen.

Statt Nordalpen sagen wir „Äußere Boralpen“, welcher Ausdruck auch für den Westflügel eher anwendbar ist als der erstere. Zu den „äußeren Boralpen“ zählen wir auch den Schweizer Jura, der sich zwischen dem Forc de l'Engle unterhalb Genf bis zum Rnie der Rhône bei St. Genix deutlich von den Niederungen Boralpen abgliedert; ferner seine gegenwärtige Fortsetzung, den schmalen Theil Jura, der uns wie die letzte alpine Erhebungswelle erscheint, welche in dem weiten freien Raume zwischen den Grauwacken des Schwarzwaldes und des Bapertwaldes ungehindert ausfließen konnte.

Zweitens sprechen wir die Südalpen Sontak's als „Innere Boralpen“ an. Statt der Centralalpen, welche eine Verwerfung mit den ganz anders aufgelegten „Mittelalpen“ der älteren Einteilungen in gefährliche Nähe legen,

würden wir vorschlagen „Hauptalpen“ zu sagen, wenn dieser Ausdruck nicht hypometrischen Bedenken begegnen dürfte. Passender würde schon „Kernalpen“ dafür erscheinen, wenn man nicht die „Uralpen“ des alten Ebel wieder aufleben lassen will. Wir sind geneigt, den zweiten Ausdruck zu bevorzugen. Die von den älteren Geographen allein ausgeführte transversale Einteilung auf Grund von Querthälern wird für die Detailabgrenzung der einzelnen kleineren Alpengruppen sich nicht fruchtbar erweisen; sie aber zu einer Zergliederung der Alpen im Großen zu benutzen ist eben so naturwidrig, als wenn man eine Tricolorie in ein linkes, mittleres und rechtes Thälal zerstückeln wollte, statt sie einfach in einen schwarzen, weißen und roten Streifen zu theilen. Oder wollte jemand in Abrede stellen, daß jene drei Kängengenen der Alpen, geotectonisch betrachtet, so gründlich von einander verschieden sind wie Schwarz und Weiß und Roth? Auf eine Detailtheilung der Alpen näher einzugehen, liegt hier innumen allgemainer geographischer Betrachtungen über die plattische Gliederung Europas keine Veranlassung vor; dieses ist Aufgabe der speziellen Länderbeschreibung.

Nicht bloß eine seltene Zierde der Gebirgswelt, sondern auch ein charakteristisches Merkmal der Alpen sind ihre Seen. Als äußerste Vorposten im Westen zeigen die Karten die Seen von Amnög und Ghatillon, richtig treten sie erst auf in der Schweiz zwischen dem Genfer- und dem Bodensee. Zahlreich erscheinen sie dann wieder in den oberbayerischen und Salzburger Alpen. Die hier an der Angenseite so finden wir sie auch am innern Abhänge in der herrlichen lombardischen Seenreihe vom Lago Maggiore bis zum Gardasee. Ganz peripherisch und kaum noch als alpine Wasserbeden anzuerkennen erscheinen hiergegen die Wagenfurter Seen und, sicherlich außer-alpin, noch weiter östlich der Balaton und der Neusiedlersee. Wir finden sie also nur in den Voralpen an wenigen Stellen, nirgends im ganzen West- und Ostlitalien oder in den Kernalpen; was hier an Wasserbeden vorkommt sind winzige und unbedeutende Wehler im Vergleich zu den Schweizer oder lombardischen Viamerseen.

Diese ungleichmäßige Verteilung erregt noch mehr unsere Verwunderung, wenn wir bedenken, daß weder die Pyrenäen noch der Kaukasus sich solcher Alpenseen erfreuen. Sie mangeln auch dem Himalaya — nur im Thale von Keschim treten sie hier auf in einem ebendrin wenig großartigen Theile des Gebirges. Einzig die californische Sierra Nevada darf sich derselben landschaftlichen Zierde rühmen, wie unsere Alpen. Die weitgerästen englischen Geologen haben sich zuerst eigrig bemüht, die Ursache dieser ungleichen Vebaltung der Hochgebirge zu ergründen<sup>1)</sup>. „Wilde geologische Trümmereien wurden über den Ursprung dieser Seenbeden veröffentlicht und vor Allen an die Eiszeit und ihre Gletscher ganz unbillige Zuhaltungen gestellt, nämlich das Anspüligen jener Beden verstanden zu haben, die auf italienischen Gebiete nicht nur bis, sondern noch um 800 Meter und mehr unter den Meeresspiegel herabsinken. Ueber den Bau dieser Beden, die theilweise in hohen Terrainsalten oder Mulden, theils in fruchtlosen Kälten, theils in den tiefen Stellen ausgemachener Beckenmalen liegen, hat DeFor und den besten Aufschluß gegeben“<sup>2)</sup>. Doch beantwortet er nicht die Frage, warum in anderen Gebirgen, denen doch weder die Mulden, noch Spalten (Glüfen), noch Comben fehlen, seine Seen sich finden. Und doch läßt sich der Sachverhalt nicht schwer erklären.

<sup>1)</sup> Die Seen, aus denen uns das Spiegelbild der Gebirge

entgegentritt, gehören zu seinen vergänglichsten Reizen. Wägen sie völlig abgeschlossen liegen oder von einem Fluß durchzogen werden, jedes Wasser, was ihnen zu oder durch sie



hindurchrann, jedes Gewitter und schnellere Schneefeld süßt Sand und Schutt in ihr Beden und jeden Tag vereinigt sich, wenn auch unmerklich, der Kainininhalt dieser Gefäße. Portus Balsae lag zur Römerzeit noch am Genfer See, jetzt liegt Port Balsae schon eine Wegstunde landeinwärts<sup>3)</sup>. Schritte die Ausfüllung jenes Bedens in gleichem Tempo fort, so würde die Fortsetzung des Genfer Sees in 70 000 Jahren vollendet sein. Ein solcher Zeitraum erscheint dem Laien wohl unfaßlich groß, Allen die neuerer Geologie hat uns an weit gewaltigerer Allern gewöhnt. Daß am Fuße der Alpen sehr viele Seen in historischen Zeiten verschwunden sind, bezugen und viele bayerische Trümmen. Die schwebischen Teufliche und die Woose erzählen uns ebenfalls von früheren, fernereicheren Zeiten. Warum also die Alpen und der westliche Abhang der Helvengebirge noch Seen besitzen und warum sie in den Pyrenäen, im Kaukasus und im Himalaya fehlen, läßt sich nun leicht beantworten. Die Alpen und die Sierra Nevada haben noch nicht so viel Zeit gehabt, um alle jene Seen auszufüllen und in glatte Thalebenen zu vermanbeln. Wir schätzen also daraus, daß die Alpen später aufgestiegen sind als jene anderen Gebirge, weil sie ihre Jugendreize sich noch erhalten konnten. Selbst wenn auch der Himalaya sich in dem gleichen Weltalter wie unsere Alpen emporgehoben haben sollte, würden seine Gewässer viel rascher die Thalspalten ausgefüllt haben als die unferigen, weil die Monunengen in der Hälfte der Zeit die dreifachen Quantitäten von meteorischen Niederschlägen als das Hochgebirge ergießen. Der Himalaya mußte also rascher altern als die Alpen. Geologisch gesprochen sind also die Helvengebirge, der Himalaya und die Alpen jugendliche Erhebungen der Erdoberfläche, jünger jedenfalls als die Pyrenäen und der Kaukasus. Da nun die Gebirgsketten in unseren östlichen Alpen fehlen und am häufigsten auftreten in der Schweiz, so würde die Vermuthung berechtigt erscheinen, daß die nordwestlichen Alpen eine jüngere Erhebung als die Thalsen seien. Und wirklich bestätigt auch die Geologie vollständig diese Annahme, denn die Nebung fand in den Thalsen schon in der Pliocänperiode stül, während in den westlichen Alpen noch pleistocene Schichten aufgetischt wurden<sup>4)</sup>.

Doch ermangeln auch die Salzburger, oberbayerischen und italienischen Seen einer hinreichenden Erklärung. Von den erstern zeigt uns ein Blick auf die Karte, daß sie nur von unbedeutenden Zuflüssen gespeist werden, die Thäler der großen Donauebenflüsse aber, wie des Inn oder der Salzach, von Seenbildungen frei sind. Darum dürfen wir annehmen, daß diese wasser- und schuttreichen Ströme solche Beden längst angefüllt haben, ebenso wie der Rhein seine alte Seennulde oberhalb Chur. Sicherlich ist einst oberhalb des Passes Lug die Salzach ein großes Wasserbeden gespeist. Wenn nun ferner der Weßlabfall der Seeralpen und der venetianischen Alpen östlich von der Gisch der Seennbeden östlich abtiefen, so glauben wir die Ursache davon vielleicht in den mächtigen Grottoenvorragungen finden zu müssen, von denen jene Hochgebirgsregionen besonders betroffen werden. In den venetianischen Alpen liegt der Thalsattel von Tolmezzo, einer der regentrichsten Punkte des europaischen Festlandes,

<sup>1)</sup> Für des Folgende wurde zum Theil wörtlich angezogen: C. L. de Beudant's Abhandlungen zur Erd- und Völlerkunde. Neue Folge. Leipzig 1878. S. 321 f.

<sup>2)</sup> U. De For, Der Gebirgsbau der Alpen. Wiesbaden 1865, S. 128 f.

<sup>4)</sup> Lyell, Principles of Geology (12. ed.) I, p. 431.

und während es hier die kaltsalten Wassermassen sind, welche die Thäler tief angegraben, die Seen entleert haben, konnte in den französischen Alpen die periodische Verteilung der Niederschläge und ihrer Concentration auf wenige Tage mit fürchterlichen Wellenbildungen Regenfluthen erzielen. Wir brauchen nur an die Ueberfluthungen der Durance und ihrer Nachbarrflüsse zu erinnern, welche eine so traurige Verwüstung erlangt haben.

Die lombardischen Seen und die Wasserflächen der oberbayerischen Randebene der Alpen haben zum Theil eine etwas andere Entstehung, welche sich nützlich auf die Eiszeit zurückführen läßt. Damals waren alle großen Thäler erfüllt mit gewaltigen Gletschern, deren Schrammen und Krigen und überall da noch erhalten sind, wo die Gesteine der Thälerwände hart genug sind, sie zu conserviren. Die Gletscher, welche weit in die vorliegende Ebene hineinragten, und großartige Endmoränen aufgeschüttet und verrathen durch

diese halbmondförmig aufgetragenen Schutthügel noch heute ihre normale Anwesenheit. Innerhalb dieser Moränenwälle allein finden sich in Oberbayern nach Erenkridungen, außerhalb derselben aber auch nicht der feinsten Weiber <sup>1)</sup>. Von den italienischen Seen ist der Lago di Garba ganz un zweifelhaft an seinem Uebende durch Moränen abgeschlossen und auf diesen Schutthügeln alter Gletscher wurden die Schichten von Solferino und Cusfiga geschlagen. Eben so sind die beiden kleinen Seen unterhalb Intra von alten halbmondförmigen Moränen, welche die Lora Baltes durchdrungen hat, abgeschlossen. Während die übrigen lombardischen Seen wohl als ehemalige Fjorde anzusprechen sind, erscheint die Entstehung der Klotenfurter Seen augenblicklich noch unklar.

<sup>1)</sup> Hauptmann Stork, Zeitschrift des Deutschen Alpenvereins, IV. 1873, und G. W. Gumbel, Ueber der geognostischen Verhältnisse bei Riesbad u. München 1876, S. 21.

## Die Gottesgerichte bei den Slaven.

Von Fr. Hubad, Gymnasiallehrer in Pestau.

### II.

Von solchen Beweismitteln finden wir folgende Arten. Bei Verbrechen. a. Die Probe des heißen Wassers (pravo voda), an deren Stelle in späterer Zeit der Reinigungsseid mit zwei oder drei Eideesteln trat. b. Die Probe des glühenden Eisens (pravo zeléno), später ersetzt durch den Reinigungsseid mit sechs Eideesteln. c. Der Zweikampf (čechšij sedanio, russisch posidnoko) mit Knütteln (kyj) oder mit Schwertern (s moči). Bei Rechtsstreitigkeiten finden wir die Probe des kalten Wassers oder den Wasserergang, wofür manchmal auch das Viehwesen eintrat <sup>1)</sup>. Man brauchte die Orakel nur dann, wenn keine andere Beweismittel vorhanden waren; da dabei das Leben in Gefahr kam, nannte man das Beweisverfahren auch „zivotom liciti“.

Die Probe des heißen Wassers bestand im Kesselsange, die des kalten im Wasserergang. Bei Rechtsstreitigkeiten wegen unbeweglicher Sachen mußte der Kläger durch einen Haig schwimmen; drei Klaster hinter ihm schwamm der Beklagte. Sank der Kläger, so durfte der Beklagte umkehren und war freigesprochen; im entgegengesetzten Falle behauptete der Kläger sein Recht. Kamen beide ohne Schaden durchs Wasser, so war der Beklagte frei. Bekannt war auch das Wasserlaufen; dabei mußte nach der Bestimmung des „Jas Conradi“ (§. 8) die Gerichtigkeit den Vorgang leiten. Sind die Heilmittel in den Quellen auch nicht angegeben, so werden dieselben von den in Teufelsland üblichen doch kaum wesentlich verschieden gewesen sein.

Angewendet wurde die Wasserprobe beim Raube (luped), der gewaltthätigen Besitzergreifung fremder beweglicher Sachen, bei Verwüstung fremder Güter und Bodens (plen oder plenění), bei der Wegnahme der Heidschilde und des Jinses (vzobraníj urokov), bei widerrechtlicher Aufzehrung des fremden Hebes (vzoraníj dediny) und bei widerrechtlichem Schlagen des Waldholzes (porubáníj lesa) <sup>2)</sup>. Die decreta Broccalini I (S. 4) verordnen, daß das Gottesurtheil

auch unter Eheleuten entscheiden sollte, wenn sich die Frau über ihren Mann beklagte „pari vice non amari, sed in elemente a viro suo affligi et profligari“; und noch §. 6 konnten leugnende Mörder der Feuer- oder der Wasserprobe unterzogen werden (ignito ferro sine auxilijata aqua utrum culpabilis sint examine) <sup>3)</sup>.

Als in späterer Zeit die Verfolgung der Hexen begann, gebrauchte man mit Vorliebe die Probe des kalten Wassers, um solche Verbündete des Teufels zu erkennen. Welche Ausbreitung dieses Gottesurtheils hatte, beweist am besten der Umstand, daß es in Europa sogar in diesem Jahrhunderte noch angewendet wurde. Nach dem Volksglauben der Perzegeyen und Bahijalen können alle Frauen und Wittwen Zaubrinnen sein (vjestice). Diese werden durch die Nacht in Schmetterlinge oder Fühner und fliegen um Mitternacht (a glabo doba noći) herum, wobei sie eigenthümlich leuchten; ihr Körper bleibt aber wie tobt im Dete liegen. Man kann sich ihrer zwar leicht erwehren; man braucht solche Schmetterlinge nur zu fangen, ihnen die Flügel anzubrennen und sie mit den Worten: „Komme morgen um Salz“ fliegen zu lassen; dann kommt am nächsten Tage die betreffende Frau um Salz zu bitten und kann daran leicht als Zauberin erkannt werden <sup>4)</sup>. Doch führt dieses Mittel selten zum Ziele, da man solche Thiere gar zu leicht mit echten verwechselt.

Das Ungenach, welches solche Hexen anrichten, ist allerdings groß. Sie bringen, sagt man, in ihrer Verkleidung in die Häuser und steifen besonders Kindern das Herz, um es zu essen. Mit einem Stäbchen schlagen sie auf die linke Brustwarze ihres Opfers; die Brust öffnet sich, sie steigen dem Schlofen das Herz aus dem Leibe und verzehren es, woraus sich die Wunde wieder schließt, ohne eine Spur zu hinterlassen. Ein solches Kind stirbt entweder sogleich oder nach längerem Siechthum, je nachdem es ihm die Zauberin bestimmt hat. Außer diesen Verbrechen schreibt ihnen der Aberglaube noch die Urkade mancher Kinderkrankheiten zu. Findet man den tobt daliegenden Körper einer solchen Unholdin und legt man denselben mit den Füßen darthun, wo

<sup>1)</sup> Bergl. G. Jirčec, Ueber Eigenthumsverletzungen und deren Rechtsnachfolgen nach dem altdalmischen Rechte. Wien 1856, S. 9 und 27; desselben Verfassers, Das Recht in Dähmen und Mähren, Prag, G. Seemann, 1806, II, S. 182. Mjanesjevo a. d. D. II, 198 ff.

<sup>2)</sup> Jirčec, Eigenthumsverletzungen, S. 27 f.

<sup>3)</sup> Vuk Stefanovic Karadžić, zivot i obicaji p. 213.



früher der Kopf lag, so wachte sie nimmer auf und kann also keine Exorcien mehr treiben. Aber auch dieses Mittel wird nicht angewendet; das Volk glaubt nämlich, eine Hege könne nicht mehr schaden, wenn sie einmal ihre Zauberei eingelassen; dann werde sie eine fruchtbringende Frau, welche den durch Zauberei Beschädigten Hilfe bringen könne.

Wenn daher früher in der Herzegovina unter den kleinen Kindern Krankheiten und große Sterblichkeit herrschten, versammelten sich nach Bogiuc<sup>1)</sup> alle männlichen Dorfbewohner, welche das Gewehr tragen konnten, und der Drückelste sprach etwas folgendes: „Seht, ihr Väter, die Spur der herzlosen Zauberrinnen, Gott richte sie! Morgen früh führe jeder seine Frau oder Mutter, wie ich es mit der meinigen thun werde, zur Quelle (Cisterna, zum Fluß oder Teich), daß wir sie ins Wasser werfen, damit wir sehen, welche Hezen sind, und wie sie feigen oder sie ins Schwärzen, kein Unheil wird anrichten. Möllen wir es thun, Väter? Alle antworteten einstimmig: Wir wollen es, gewiß! Am folgenden Morgen führte jeder die Seine an das Wasser, band ihr einen Strick um den Leib und hielt sie dann ins Wasser. Diejenigen, welche untertauchen, wurden schnell herausgezogen, sie waren keine Zauberrinnen. Jene aber, welche oben schwammen, waren Hezen. Doch zur Strafe der Steinigung kam es nicht, man begnügte sich mit dem Schwure derselben, nicht mehr zaubern zu wollen.

Bogiuc's Gewährsmann hörte noch als Kind in Risano, daß die Bewohner der Krivooje im Dorfe Ucinici ihre Frauen ins Wasser warfen, um unter ihnen die Hezen herauszufinden.

Demselben Gewährsmann erzählte der Bürger von Trebinje Luka Bistola, daß im Jahre 1857 die Türken die Christen von Trebinje gepöbeln hätten, ihre Weiber in die Treibschiffe zu werfen, um zu erfahren, welche von ihnen Zauberrinnen seien. Des Gewährsmannes selbige Mutter Jana und dessen (1874) noch lebende Frau Mara seien untergefallen, sieben andere Frauen seien aber auf der Oberfläche des Wassers geblieben, weil sie mit den Füßen festrecht auf das Wasser gefaßt und ihnen dasselbe unter die Knieer gedrungen war und sie schwimmend erhalten hatte. Die Türken hätten alle sieben freigelassen wollen; mit Mühe hätten sie die Christen befristigt, indem sie versprochen, den Jannnen Iffstajio Dacic aus dem Kloster Duzi zu holen, damit die Angefallenen demselben beichteten und unter dem Petrochilion (= *πετροχάλιον* = Stola) schwören, daß sie der Zauberei entzogen.

Ueberal in diesen Gegenden sind dertel Ordsale jetzt gesetzlich verboten, sollen aber heimlich an manchen Orten noch gekit werden<sup>2)</sup>.

Die Probe des glühenden Eisens bestand darin, daß der Beschlagte entweder ein glühendes Eisenstück von bestimmtem Gewicht eine Strecke weit tragen, oder über glühende Eisenplatten (Pflingelsteine) mit bloßen Füßen gehen, oder zwei Finger der rechten Hand auf ein glühendes Eisen halten mußte, während er den Schwur, ohne zu flotten, schierlos nachsprach. Nach dem selbigen Gewerbe hatte der Beschlagte aus einem mit siedendem Wasser gefüllten Kessel, der vor der Hand stand, ein glühendes Eisen zu holen und auf den Altar zu tragen.

Ein Beispiel für die Anwendung dieses Gottesurtheiles

haben wir schon gehört; sonst wurde es noch besonders gegen Diebe angewendet<sup>3)</sup>.

Der Diebstahl wurde überhaupt sehr strenge bestraft; erst in späterer Zeit wird er nach dem Rechte des Herrn von Rosenberg nur mit der Wasserprobe bestraft. Sonst war der auf frischer That ertrappte Dieb dem Beschädigten ausgeliefert. Die „Pravda ruska“ (§. 22) z. B. verfügt ausdrücklich: „Tödtet man den Dieb in der Vorchschlammer, beim Berbe, beim Rinde, so sei er erschlagen wie ein Hund“<sup>4)</sup>. Ganz ähnlich heißt es im Gesetzbuche von Montenegro: „Kommt ein Räuber, während er auf Diebstahl ausgeht, um, oder wird er verurtheilt, so soll man von ihm nicht sprechen, da wir alle ausdrücklich gesagt haben, alle Land solle ihn so schlagen.“ Nur mußte der Beschädigte, welcher sich auf diese Weise Recht verschafft hatte, sogleich nach der That die Nachbarn vom Geschehen in Kenntniß setzen; auch durfte man den Dieb nicht etwa einige Zeit gefangen halten und ihn erst dann abthun. Um aber dieser Art von Selbstthätigkeit Schwanken zu legen, bestimmt das „Jus Conradi“ (§. 3), daß jener, welcher einen ertrappten Dieb dem Obrichte stellt, das ganze Vermögen des Verbrechters erhalten sollte, während ihm im Falle der Selbststrafe nur ein geringer Theil zufließt.

Der schweren Probe des glühenden Eisens mußte man sich unterziehen bei Beschädigung der Beschigten (*коповъ азкозово*), bei Vorenntanz und bei Verletzungen der Vorenntische (*вчоло*), bei Verletzung von Zuchtsitten (*сверепие*), bei Verletzung des Bergengewinns (*алато*), beim Ueberfall, bei der Zerstörung eines fremden Wohnhauses und bei der Brandstiftung<sup>5)</sup>.

Diese Bestimmungen sprechen aber auch für die Wichtigkeit, welche die Slaven dem Rechtsbrauch beilegen.

Beispiele für diese Form des Gottesgerichtes bietet die böhmische Geschichte mehrere. Als z. B. Mikoslav des Berathers an Sobeslav angeklagt wurde, mußten seine Mitschuldigen über glühendes Eisen gehen; „und so wurden sie, von Gott dem Allmächtigen verurtheilt, wirklich schuldig befunden.“ (Rosmas' Fortsetzer).

Diese Probe war sehr allgemein; nach und nach wurde dem Beschlagten ganz leichtsinnig ein solches Verweidmittel auferlegt; deshalb finden wir im Vertrage Metislav's, Fürsten von Smolensk, mit Riga vom Jahre 1229 die Bestimmung, ein Deutscher dürfe einen Russen und ein Russen einen Deutschen nur dann zur Probe des glühenden Eisens auffordern, wenn der Gegner selbst dazu erdigt sei<sup>6)</sup>.

Bei den Südslaven hat sich dies Ordal nicht nur im Volksglauben erhalten, es wurde sogar noch in diesem Jahrhundert angewendet. Auf Stephanovic Karagic<sup>7)</sup> erzählt folgendes über das „Herortreten des Eisenstückes“ (*vaditi mazijsu*): „In Serbien bestand bis vor Kurzem der Gebrauch der Feuerprobe. Beschuldigter man einen Menschen des Diebstahls, leugnet er aber die That, so läßt man in einem Kessel Wasser stehen und wirft in das siedende Wasser ein glühendes Eisenstück oder einen glühenden Stein.

<sup>1)</sup> Pravda ruska §. 17. Jus Conradi §. 19. Gesetzbuch des Herrn Stephan Dukič, S. 126, 127.

<sup>2)</sup> Vergl. das Statut von Vinodol, S. 71.

<sup>3)</sup> Ordo judicii terrae, S. 62: Si quis alterius arbore fructifera, quae heryp dicuntur, succiderit vel axes subtraxerit aut eas quocunque modo destruxerit, vel etiam equitias, quas sverepico dicuntur, interfecerit, vel aurum subtraxerit, effodendo de terra, vel quocunque modo in eisdem rebus dannum fecerit. Vergl. Gesetzbuch des Herrn von Rosenberg S. 161, 177, 178, 179.

<sup>4)</sup> Hlesnesje a. a. C. II, 198.

<sup>5)</sup> Strpaki rječnik (serbischer Wörterbuch). Wien 1862, a. v. marzja.

<sup>6)</sup> Zbornik pravnih običaja u južnih Slovena. Agram 1874, p. 560. Auf bezugl. den Brauch auch für Serbien noch unser Karagicje. S. oben Strot i običaji p. 218.

<sup>7)</sup> Bogiuc a. a. C. S. 561. Vergl. S. Lubič, Narodni običaji kod Vlahah u Dalmaciji. Zara 1816, p. 42.

Der Angeklagte streift nun die Aermel auf und zieht mit beiden Händen das Eisen heraus. Wenn er sich dabei verbrennt, hält man ihn für schuldig, nimmt er keinen Schaden, so ist er unschuldig. Mir ist aber,“ sagt Bul hinzu, „niemand besaunt, der sich der Probe unterzogen, ohne sich verbrannt zu haben, kenne aber zwei, die sich bei dieser Gelegenheit beschädigt haben: den Panta Stamenio aus Sabar (Kambschaft am gleichnamigen Fluße in Serbien, aus dem Dorfe Träico (Pant's Geburtsort) und den Mitar (Cemetrius) Tufelzica aus Ragjina (Kambschaft am linken Ufer der Drina, zwischen Topica und Solof), aus dem Dorfe Woslowic,“ Bogjic's<sup>1)</sup> Gemahlsman für die Herzegovina, Montenegro und die Bocche di Cattaro berichtet darüber folgendes: „Die Feuerprobe zum Beweise der Unschuld ist in den Bocche di Cattaro jetzt ganz abgelenken. Doch sah der Berichtserstatter in Orbalj (zwischen Cattaro und Dubna) noch selbst, daß die Frau eines Popen vor den Augen ihres Mannes sich derselben unterzog, um sich von der Verleumdung, sie hätte mit einem Manne aus dem Dorfe S. verbotenen Umgang gehabt, zu reinigen. Das Verfahren ist dieses: Man stellt einen Kessel Wasser über das Feuer, bis es siedet, und legt ein Stück Eisen in die Glatz, bis es rothglühend wird. Wenn das Wasser anfängt zu siedern, hebt man den Kessel von Feuer und wirft mit einer Zange das glühende Eisen hinein. Der Verklagte streift die Hemdbärmel bis zur Achsel zurück und zieht das Eisen heraus. Verbrennt er die Hand, ist er schuldig, nimmt er keinen Schaden, unschuldig.“

Dasselbe berichtet der Großvatermann für die Herzegovina und Konavle; er sagt nur hinzu, daß das siedende Wasser beim Himmel, bei der Erde und beim heil. Jovan beschwoenen werde, nicht mehr zu wallen. Doch geschieht es häufig, daß die Anwesenden den Festlagen, wenn er schon in das Wasser greifen wollte, zurückfallen und schon durch seine Entschlossenheit seine Unschuld für bewiesen erachten. Diese Probe brauchte man am häufigsten an Frauen zum Beweise ihrer ehelichen Treue.

Die Berichtserstatter Bogjic's aus Botinien und Nalatsa berichten zwar, der Brauch sei ausgefloren, sei aber einst in Kraft gewesen und das Volk erzähle noch immer davon.

Der Zweikampf, jene Form des Gottesurtheils, welche sich bis in unsere Zeit bei wirtschaflichen und eingebildeten Ehrenbeleidigungen erhalten hat, hier in Böhmen „sodanio“, bei den Russen „poednok“ oder „pole“; bei den Estländern heißt er noch jetzt „mejdau“.

Beispiele dafür liefert die Geschichte in Menge. Die Chronik Nestor's erzählt schon von dem Jünglinge von ausgezeichneter Leibesstärke, welcher einen riesenhaften Vesphegenen im Zweikampfe überwand und dadurch seinen Landsleuten den Sieg errang (im Jahre 993). Wladimir machte ihn dafür zu „einem großen Manne“. Wladimir's Sohn Wlasiwan und der Kaiserjüngst Rodebj rangen mit einander; der Sieger sollte Habe, Weib, Kind und Land des Besiegten zujallen<sup>2)</sup>.

Aus der Geschichte der Wagrier haben wir ebenfalls ein Beispiel. Zwischen diesen und den Sachsen war ein Grenzstreit ausgebrochen; ein Zweikampf sollte entscheiden, die Sachsen stellten als ihren Vertreter den „Barwido“, die Wagrier den „Agim“ zum Kampfe. An einer Furtz, die später den Namen „Agrimes-widil“ führte, besiegte der Sachse seinen Gegner und sein Volk richtete an der Stelle zum Andenken einen großen Stein auf<sup>3)</sup>.

Von den Erben (Sorben) berichtet Wippo<sup>1)</sup>: Die Heiden (Erben) behaupteten, der Friedenbruch sei von den Sachsen ausgegangen; dies seien sie bereit, wenn der Kaiser es wolle, durch Zweikampf zu beweisen. Dagegen boten die Sachsen, um die Erben zu widerlegen, obwohl sie Unrecht hätten, auch den Zweikampf an. Der Kaiser gestattete, auf diese Weise die Streitfrage zu lösen. Sogleich traten zwei von ihren Partzien gemählte Streiter in den Kampf. Zulezt fiel der Christ (Sachse) von dem Heiden vermundet.

Aus Böhmen erzählt Dalimil<sup>2)</sup> den Zweikampf zwischen dem heil. Wenzel und Radislaw, dem Fürsten von Jhico, und den Kampf, den der mächtige Svatopluk als König verkleidet besaunt. Ein Gehicht schildert einen Gerichtskampf aus dem Jahre 1315. Rudolf von Kofjic hatte dem Benek einen Edelknappen getödtet; aus Rache erschlug ihm der Gegner den Sohn, dessen Tod Benek's Sohn ebenfalls mit dem Tode büßen mußte. Die Wuttrache zeigte sich in ihrer vollen Schrecklichkeit. Die Freunde vermittelten endlich einen Ausgleich; ein Zweikampf von je sechs Streitern entschied zu Gunsten Benek's<sup>3)</sup>.

Nach dem Rosenberger Rechtsbuche kämpfte man entweder mit dem Schwerte (der Aedel) oder mit dem Knüttel (ky; das gemeine Volk); das Jus Conradi bestimmt aber, daß man mit Knütteln nur gegen Ausländer streiten sollte. Die Majestas Carolina handelt in fünf Capitula (88 bis 92) auch, ebenso findet man im Ordo iudicii terrae 92 Bestimmungen darüber.

Das Wiener Stadtrecht, gegeben von König Wenzel im Jahre 1242, erwähnt noch die Wasser- und die Feuerprobe, das Stadtrecht von Jglau bestelln Könige kennt aber nur die im Zweikampfe erhaltene Wunde und die Art und Weise der Anlage des Durcks<sup>4)</sup>.

Die Gegner kamen an einem bestimmten Orte und zur bestimmten Zeit in die Schranken. Nach den Vorschriften bewaffnet kämpften sie in Gegenwart der Richter und Zuschauer. Der Ermüdete durfte eine Stunde zum Ausrufen forthern. Während dieser Zeit legte man einen großen Stock (sohor) zwischen die Gegner. Dreimal durfte man antreten. Der Sieger durfte dem Gegner das Leben nehmen oder es ihm mit Erlaubniß der Richter schenken. Darauf ließ er sich auf ein Knie nieder und dankte den Richtern für die Erlaubniß, daß er sich sein Recht hätte suchen dürfen; dann warf er auf den Getödteten zwei Heller und ließ ein Protokoll aufnehmen, um sich vor der Rache der Verwandten des Todten zu schützen. Wollten ihn diese dann noch verfolgen, so wurden sie als Vaterlandsverräther erklärt. Auch Weiber rächten auf diese Weise die Tödtung ihres Gatten und Nothzucht. Ihr Gegner mußte aber bis zum Gürtel in einer Grube stehen<sup>5)</sup>.

Außerdem durften sich Weiber und auch Aebtege der ersten Ordnung Stellvertreter wöhlen<sup>6)</sup>.

Auch in Rußland war dieses Orbal sehr verbreitet; verschiedene Gesetze bestimmen genau die Fälle, in denen es eintreten sollte, die Waffen und alle Höflichkeit. Da aber bei Herausforderungen von Angehörigen fremder Staaten häufig Reibungen zwischen den betreffenden Ländern entstanden, so verbot der schon erwähnte Vertrag des Fürsten von Smolensk Wlasiwan mit Riga (1229) den Russen, Deutsche (Latiner) in Rußland und den Deutschen, Russen

<sup>1)</sup> Wihorius, 3. 479. Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer, S. 928. Jireček a. a. O. S. 64.

<sup>2)</sup> Dalimil, Kronika česká, 48, 49 — 50.

<sup>3)</sup> Bergl, 3. und 6. Jireček, Geschichte der Königinspofer Gantzkrist, Prag 1862, S. 132.

<sup>4)</sup> Jahrbücher der Literatur, Band XL, Wien 1827, S. 108.

<sup>5)</sup> Raciomski a. a. O. S. 178.

<sup>6)</sup> Jus Conradi s. 9.

<sup>1)</sup> A. a. O. S. 560 und 562.

<sup>2)</sup> Bergl, Übers. a. a. O. S. 224.

<sup>3)</sup> Jireček, Das Recht in Böhmen und Mähren, I, 2, S. 63.

in Niga zum Zweikampfe aufzufordern. Das Gerichtsbuch von Pselow (pskovskaja sudnaja gramota) aus dem Jahre 1467 bestimmt, daß selbst Frauen den Zweikampfe weagen dürfen, gestattet ihnen jedoch auch einen Stellvertreter<sup>1)</sup>.

Die Christlichen trat endlich auch in England dem Unzufuge, der mit dem Duell getrieben wurde, entgegen; aber lange hatten die Drogungen der Kirchenfürsten, welche es den Geistlichen verboten, Zweikämpfern das Abendmahl zu reichen und die Kämpfer für den Kirche ausschloßen, nicht, bis die fortwährende Aufklärung auch den Gottesgerichten ein Ende setzte, ohne jedoch das Duell, den letzten Ueberrrest, beseitigen zu können.

<sup>1)</sup> Klonasjev a. a. O. II, 271 f.

Daß den Zweikampfe auch die südlichen Serben kannten, lehren am besten ihre Volkslieber; am bekanntesten dürfte jedoch das Duell zwischen den beiden Schwieger söhnen des unglücklichen Fürsten Vojak, Milosch Obilin und Bul Brantovic, kurz vor der Kosovo-Schlacht sein, welcher die Ursache zum Verfall der Russen wurde.

Dies waren die Formen des Duells bei den Slaven. Von den vielen anderen Formen, die es in Deutschland hatte, finden wir keine Spuren; nur das Polterrecht lebt noch im Volksglauben der Slovaken in Krain. Dort meinen einige Leute noch heut zu Tage, daß die Wunden eines Ertrunkenen frisch zu bluten anfangen, wenn der Wünder die Leiche berührt oder auch nur in deren Nähe kommt<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Eigene Erinnerung.

## de Brazza's und Ballay's Ogowe-Expedition.

Aus Paris wird uns vom 12. Januar geschrieben, daß dabeist noch immer keine Nachrichten von Lieutenant de Serwells eingelaufen, daß aber seit drei Tagen Graf Savorgnan de Brazza und Dr. Ballay in sehr mitgenommenem Zustande vom Ogowe dorthin zurückgekehrt seien. Die Pariser Geographische Gesellschaft hat ihnen die große goldene Medaille für das Jahr 1879 verliehen; sie sagt in einem eben verendeten Rundschreiben über jene Expedition, über welche der „Globe“<sup>2)</sup> bisher nur in einzelnen kurzen Notizen berichtet hat, unter anderem Folgendes: Die Expedition, welche mit dem Schlusse des Jahres 1878 nach dreijährigen Anstrengungen, Leiden und Gefahren ihr Ende erreicht hat, hatte den Zweck, den größten Theil der Gabun-Colonie, den Ogowe, kennen zu lernen. Sie wurde befehligt von dem Hülfschiffsführer Savorgnan de Brazza, dem der Marinearzt Ballay zur Seite stand; in der ersten Zeit hatte er sich auch der Unterstützung des Herrn Marche zu erfreuen, welcher bereits früher in Gemeinschaft mit dem verstorbenen Marquis de Compiègne den Lauf des Ogowe nach nach Osten hin unserer Kenntniß erschlossen hatte. Marche wurde, nachdem er ein weiteres Stück des unbekanntem Laufes erforscht, durch Rücksichten auf seine Gesundheit gezwungen, seine Gefährten zu verlassen und nach Frankreich zurückzukehren, als gerade der zweite Abschnitt der Reise unter den schlimmsten Umständen seinen Anfang nahm. Er brachte die letzten Trübe der Reisenden mit, von welchen man darauf volle fünfzehn Monate keine Nachricht mehr erhielt.

Von Anfang an hatten de Brazza und Ballay von Krankheit zu leiden. Als sie gegen Ende des Jahres 1874 in Gabun landeten, fühlten sie alsbald die Einwirkungen des Klimas, und sie waren noch nicht völlig wieder hergestellt, als sie im August 1875 von Lambarène, der letzten europäischen Factori, aus ihre wirtliche Entdeckungsfahrt antraten. Ihre Gelichtmannschaft bildeten zwölf Captots, eingeborene Soldaten vom Congoal in französischen Diensten, unter Befehl des Quartiermeisters Hamon.

Von Anbeginn an hatten sie mit der Schwüigkeit und Habgier der Schwarzen zu kämpfen, und von Gruppe zu Gruppe, sobald man ein neues Volk erreichte, sollte sich dieser Kampf erneuern und selbst zu offenen Feindseligkeiten ausarten.

Man kann den Lauf des Ogowe in drei fast gleiche Ab-

schnitte theilen, einen obern, mittlern und einen untern; der mittlere läuft etwa dem Äquator parallel, die beiden anderen neigen etwa 1½ Breitengrade nach Süden, der obere von der Quelle her, der untere nach der Mündung zu.

Die Taufschwaaren und das Gepäd konnten nur auf Fierogen und mittels der Arme der Eingebornen vorwärts geschafft werden. Zuerst brachten die Inenga die Expedition bis zum Mittel Laufe des Flusses zum Gebiete des Omba, wo sie sich weiterten, weiter zu gehen. Letztere aber machten übermäßige Ansprüche; weil sie den verlangten Lohn nicht erhielten, wurden sie verdrängt, und diesen Verdruß mußten die Reisenden mit dem Verluste eines Theiles ihrer Instrumente und Taufschwaaren bezahlen.

In dem großen Dorfe Yope am Mittel Laufe des Ogowe (unweit südlich vom Äquator) wurde der erste Aufenthalt gemacht. Von dort begab sich de Brazza zu Lande nach dem Gebiete der Jan, suchte mit ihnen freundliche Beziehungen an und brang bis zu dem fernem Thale am Ober Laufe vor. Dort stieß im August 1876 her Dr. Ballay mit einem Theile der Waaren zu ihm; allein Brazza war durch die Fußwanderung so erschöpft, daß er schwer krank wurde.

Nach seiner Wiederherstellung im April 1877 wollte er alle seine Waaren, das einzige Zahlungsmittel im Innern Africa's, zusammennehmen und weiter vordringen, als die Abama (circa 13° nördl. v. G.) druckliche Schwierigkeiten erboben: die Weigen, sagten sie, hätten die Waaren mit sich gebracht und müßten nun ihre Kranken heilen; außerdem forderten sie enorme Preise für das Fortschaffen des Gepädes und erklärten schließlich, daß sie nur die Fortschaffung eines Theiles der Waaren gestatten würden. Das war eine kritische Lage; aber man fand einen Ausweg, indem man heimlich eine Anzahl Riften berartig vollstopfte, daß man eine geringe Menge Leerer übrig behielt. Dann wurden die vollen von Ballay und Hamon fortgeschafft, während Brazza mit einigen Captots bei den leeren gute Waare hielt. Als er dann den Zeitpunkt gekommen glaubte, daß seine Gefährten die Grenze des Abama-Landes hinter sich hätten, entschrante auch er sich heimlich mit seinen Captots. Da aber das Bett des Ogowe voller Stromschnellen ist, sahling sein kleines Boot in Folge der Unerfahrenheit seiner Insassen mehrmals um, was oft von großer Gefahr war. Bei dem Wasserfalle Bubara, oberhalb dessen der Ogowe nur noch ein unbedeu-

tender Wasserlauf ist, vereinigten sich die Reisenden wiederum. Hier hätte die Expedition ihr Ende erreichen können; denn die Frage, ob der Ogowe, wie man geglaubt, mit großen Seen im Innern in Verbindung stehe, war im vorerwähnten Sinne entschieden worden. Aber die Reisenden setzten ihr Werk fort; sie beschloßen im März 1878 nach einigen Aufstößen, trotz ihrer angegriffenen Gesundheit und der Erschöpfung ihrer Mittel, das Gebiet des Ogowe zu verlassen und noch weiter in das Innere vorzudringen. Der letzte Gebrauch, den man damals von der Hülfe freier Eingeborener machte, war ein unglücklicher; man kam in 20 Tagen nur 10 Kilometer weiter und dabei wurden mehrere Gepäcksstücke gerammt. Brazza nahm deshalb zu einem ängstlichen Mittel, das ihm bisher widerstrebt hatte, seine Zuflucht und kaufte etwa 40 Eselchen, um von ihnen das Gepäck tragen zu lassen. Es durchzog er nach einander die Gebiete der Umbo, Umbete und Dalele (von Stanley am rechten Ufer des Rongo zwischen 2 $1/2$ ° und 4° südl. Br. angetroffen), stieß mit eben so viel Eifer wie fleißigkeit darauf bedacht, die Plünderung seiner Waaren durch die Eingeborenen und selbst seine eigenen Träger zu vermeiden. Nachdem die Expedition das Gebiet des Ogowe verlassen, hatte sie in dem von Hungererkrankungen verwüsteten Lande schrecklich von Hunger und Durst zu leiden. Ein nach Osten fließender Wasserlauf, Ngambo mit Namen, führte die Reisenden an den wichtigen Kima-g-Fluß, dessen Namen hier zum ersten Male erscheint. Derselbe ist 150 Meter breit und über 5 Meter tief und höchst wahrscheinlich ein Nebenfluß des eben von Stanley entdeckten Congo. Die Reisenden, seit länger als Jahresfrist ohne jede Verbindung mit der civilisirten Welt, dachten freilich nicht, daß sie dieser Flugs trotz seiner Richtung an das Ufer des Atlantischen Ozeans führen könnte, beschloßen aber, ihm jurch zu Raube, später an Köhnen zu folgen. Allein bald folgten an die Drohungen der Eingeborenen Hinterschüsse von beiden Ufern, ein Anzei, daß die Reisenden jenes Gebiet erreicht hatten, wo Stanley so harte Kämpfe zu bestehen gehabt hatte. Erst nachdem drei Mann von ihrer Escorte

verwundet waren, seneteten die Reisenden auch ihrerseits. Am Abend dieses Tages kamen sie zu großen Dörfern auf beiden Ufern, die voller Feinde waren; um einen nützlichen Kampf auf dem Flusse zu vermeiden, landete Brazza seine Leute und ließ sie sich verdingen. Bei Tagesanbruch wurde er von dreißig Booten voller Leute, die sämtlich mit Flinten bewaffnet waren, angegriffen; der Kampf war nur kurz, weil die Eingeborenen bald die Ueberlegenheit der europäischen Waffen fühlten und sich zerstreuten.

Mit seinen 15 Flinten und seiner schon sehr zusammengeschmolzenen Munition durfte ebenfals Brazza nicht daran denken, den gefährlichen Weg nach Osten auf dem Kima fortzusetzen, und schlug deshalb eine nördliche Richtung ein, wo er auf fremdlicherer Stämme stieß, aber leider nur ungenügende Lebensmittel sich verschaffen konnte. Nach Ueberstreichung mehrerer nach Osten fließender Wasserläufe mußte sich die aller notwendigen Lebensmittel entbehrende Expedition theilen: während Dr. Pelland und der Quartermester nach dem Ogowe zurückgeschickt wurden, setzte Brazza seine Reise nordwärts bis über den Äquator hinaus fort. Es war das eine heroische That, denn seit fünf Monaten war er hungernd, durstig und mit Wunden an den Beinen herumgezogen; aber vor Eintritt der Regenzeit, deren Ueberfluthungen ihm die Rückkehr ganz abgesehen hätten, mußte er doch wehren. Im September erreichte er seine Gesährten wieder, fuhr mit ihnen den Ogowe hinab und langte am 30. November im Gohun an.

Diese Expedition hat drei Jahre gedauert, befand sich 15 Monate außer jeder Verbindung mit der Außenwelt und hatte alle nur denkbaren Leiden und Gefahren zu bestehen; dabei umfaßt die Route Brazza's auf unbekanntem Gebiete über 1300 Kilometer Länge, von welchen er circa 800 zu Fuß durchwandert hat, und das Gebiet, welches er dem bisher völlig unbekanntem Innern Afrikas abgerungen und unter Kenntniß erschlossen hat, ist ebenso groß wie das manches europäischen Staates.

## Aus allen Erdtheilen.

### Europa.

— Der 15. Jahresbericht des Vereines für Erdkunde zu Dresden ist schon in zwei Abtheilungen erschienen, deren eine das Geschichtliche und die Sitzungsberichte, der andere vier größere Abhandlungen (G. Rabbe, Das kanalische Museum in Tiflis; W. Döbel, Das Straßensystem bei Bergeden der Eingeborenen auf Java; G. Gräf, Die Gotthardbahn von Füssen bis Biadca und Auge, Biographie von C. E. Reinde) enthält. Der Verein zählt jetzt 309 ordentliche Mitglieder.

— Eine amtliche Statistik giebt über die Zahl der gesammtheltig in Frankreich wohnhaften Fremden folgende Aufschlüsse: Die Gesammthelt beläuft sich auf 801 754 Köpfe, d. i. 2,17 Procent der ganzen Bevölkerung, während das Verhältnis im Jahre 1851 1,06 und im Jahre 1872 2,03 betrug. An der Spitze stehen die Belgier in der Stärke von 374 498, wovon 241 143 auf das Nord-Departement und 40 816 auf das Seine-Departement entfallen. Dann folgen die Italiener mit 165 313 (hauptständig in Marseille, Nizza und Paris), die Spanier mit 62 437 (vorwiegend in den Niederpreuden und in Paris), die Schweizer, auf viele Departements vertheilt, mit 60 203, nun erst die Dent-

schen, deren Zahl seit 1866 um 38 Proc. abgenommen hat, mit 59 028, wovon 21 834 Paris und Umgebung bewohnen, weiter die Engländer mit nur 30 077 (vorwiegend in Paris, Nizza, Pau und einigen nördlichen Departements). Wir vermüssen in der Liste die Zahl der Desterreicher und Ungarn und ersehen nur noch, daß die Amerikaner, Russen, Scandinavier, Rumänier und Axioten fast nur in Paris, die Griechen, Türken und sonstigen Levantiner auch in Marseille in größerer Anzahl zu finden sind. (A. H. J.)

— Wie stark bei den Säbblaven noch das Gefühl der Geschlechtsengenschaft, der Zabruga, ist, erkennen wir an einem Beispiele, welches J. Evans in seinem letzten zu London erschienenen Werke „Jyllrian Letters“ mittheilt. Auf seinen Zügen durchs Böhmen kam er mit Hütungsingen zusammen, die ihren Aufenthalt in Gebirgshöhlen aufgeschlagen hatten. „Es erschien mir wunderbar“, sagt er, „wie immiten aller Schreden und allen Kleinis die altslawische Zabruga oder Familienengenschaft hier sich broocht hatte. Jede Höhle hatte ihren Hausvater und ihre Hausmutter, die ganze Constitution wurde untrüblich weiter geführt.“ (Z. Ob. S. 79.)

— Auf S. 269 des vorigen Bandes wiesen wir auf die Beschreibungen der Westergrenzen im sibirischen Reich hin, welche der letzte russisch-türkische Krieg

zur Folge gehabt hat. Sind auch die dort erwähnten Auswanderungen der Tugen aus russischen und der Armentier aus türkischen Gebiete keineswegs so umfangreich gewesen, als man anfangs glaubte, und haben sie sich auf einige Tausende von Menschen beschränkt, so läßt doch der wohlbekannte österreichische Consul G. Szar in Konstantinopel die Zahl derselben, welche in der letzten Zeit vom Frühjahr 1877 bis Ende 1878 aus mehreren türkischen Provinzen ausgewandert sind, auf mehr als eine Million (österreichische Monatschrift für den Orient, 1878, S. 182 f.). Es sind dabei manche Bezirke von einer Völkerrichthum gänzlich geräumt und von einer andern besetzt worden, so daß das ethnographische Bild des Reiches sich wesentlich verändert hat. Während die Flucht von christlichen Bosniern nach Oesterreich (1875), von mohammedanischen nach Albanien, Serbien und Montenegro, von Albanen aus den an Serbien und Montenegro fallenden Gebieten verhältnißmäßig unbedeutend ist, sind es hauptsächlich Türken, Bulgaren und Tcherkessen, welche die Verhinderungen der Völkergrenzen verursacht haben. Um nur die Haupterzählung zu erwähnen, so begannen dieselben mit der Enttöschung vieler bulgarischer Dörfer südlich vom Balkan und am Nordabhange der Rhodope anlässlich des Bulgarenanstandes im Mai 1876. Es folgte die Flucht der Tcherkessen aus der Dobrudscha und aus Bulgarien, der meisten Pomaken und vieler Türken aus den mittleren bulgarischen Bezirken nach Thracien, nachdem die Russen die Donau überschritten hatten; diejenige vieler Mohammedaner südwärts nach Gurko's Bosnanüberge, die christliche Bulgaren nach Norden vor Sulciman Pascha's Heere, die der Mohammedaner aus Westbulgarien und besonders aus dem Bezirke von Sofia nach dem Jelle Plovan, dann um Neuhoj 1878 die allgemeine, mit großem Menschenverluste verbundene Flucht der Türken und Tcherkessen aus dem ganzen nördlichen und mittleren Thracien, welche bis Konstantinopel, theilweise auch nach Kleinasien und Syrien ging, endlich die theilweise Auswanderung der christlichen Bevölkerung (Bulgaren und Graecobulgaren) im Gefolge der abziehenden russischen Heere aus dem südöstlichen Thracien nach der neuen Provinz Ost-Rumelien, wo sie, bis jetzt 20 000 an der Zahl, in den von den Mohammedanern verlassenen Dörfern angesiedelt werden. Ganzal Szar, der diese Völkerveränderung noch keineswegs für ganz abgeschloffen hält, kommt zu folgendem Resultate: „Gegenwärtig ist das türkische Element in West-Bulgarien und in den ost-rumelischen Districten zwischen Balkan beinahe als ausgerottet zu betrachten, und noch entscheidener sind die Tcherkessen aus diesen Gegenden, sowie auch aus den östlichsten Bezirken der europäischen Türkei, mit Ausnahme Konstantinopels, verschwunden. Im Rhodope-Gebirge hält sich aber noch eine große Menge mohammedanischer Flüchtlinge auf, welche einen günstigeren Zeitpunkt für ihre Rückkehr abzuwarten scheinen. Die Tataren sind fast überall in ihren Wohnsitzen geblieben, ebenso die meisten Türken in Ost-Bulgarien.“

#### Kartisches Gebiet.

— Nachdem der Aufschuß in den Niederlanden, welcher die erste arktische Expedition organisierte, die Versicherung des Marineministers erbot, daß derselbe bereit sei, eine zweite ebenfalls zu unterstützen, geht der Aufschuß nunmehr mit dem Plan an, das Schiff „Willem Barudzé“ im Mai 1879 von Nenen abgehen zu lassen. Die Kosten dieser zweiten Reise sind auf mindestens 20 000 Gulden veranschlagt, wozu den Nenen Sammlungen im Lande verauslagt werden sollen.

(H. A. 3.)

— Von Herrn W. F. Dall, Assistent der H. S. Coast

Survey, ist in diesen Tagen bei der Geographischen Gesellschaft in Bremen eine Mittheilung eingegangen, welche interessante Aufklärungen über die bekannte Waldenstraße giebt, welche nach der schwedischen Entdeckungsjahrt des Prof. Nordenfjöld, nachdem es die Fahrt durch das sibirische Eismeer beinahe vollständig, im Norden von Otskap, nahe der Beringsstraße, im Eise besetzt wurde. Herr Dall schreibt unterm 31. December v. J.: „Ich habe Nachricht von San Francisco, daß einige Ballongefahrten beim Wegzug aus dem arktischen Ocean Otskap am 20. October berührten. In dieser Zeit hatte sich die Eisbarriere von der Spitze von Otskap, in der Richtung nach Nordost schon gebildet, wie dies immer vor dem günstigen Schmelze der Ostküste der Beringsstraße durch Eis geschieht. Nördlich von dem Cap ist eine kleine Bucht, die sich auf den meisten Karten nicht findet. Einige Eingeborene kamen am 20. zu den Schiffen mit der Nachricht, daß ein russisches Kriegsschiff in der Bucht sei, aber wegen des Eises nicht sofort kommen könne. Die Baler hielten die Wichtigkeit von so geringer Bedeutung, daß sie sie bei ihrer Ankunft in San Francisco nicht berichteten. Gleichwohl wurde an einige Zeitungen telegraphirt, daß ein Schiff im Eise besetzt worden sei, und ist diese Meldung mehrschichtig als obige Theilnahme zurückzuführen. Die Baler verließen die Küste am 23. October beim Schluß der Schiffsfahrt. Eine Bucht bildet einen ziemlich guten Ankerplatz und Winterquartier. Auch befindet sich an der Küste ein großes Dorf der Eingeborenen, welches nach nicht 200 Meilen von einem Handelsposten weißer Männer an der Borerbar gelegen ist. Das Schiff kam hier an und wurde am 2. im Winter mit Schritten in drei oder vier Tagen erreicht werden. Wenn das Schiff durch das Eis getrieben werden sollte, so kann die Bemannung eine gute Zuflucht in dem Dorfe der Eingeborenen finden und da jene Bucht jedes Jahr offen ist, so ist die Verhinderungsfahrt praktisch gemacht. Das Schiff kam hier anders als die „Vega“ sein, da im vorigen Jahre kein russisches Kriegsschiff im arktischen Ocean war.“ (Mittheilung der Bremer Geographischen Gesellschaft.)

— Herr Sibirskoff von Irkutsk hat nach dem „Times“ mit einer Firma in Kofum einen Vertrag geschlossen, wonach letztere einen Dampfer von 350 Tons erbaue, welcher Nordenfjöld's eingetretener „Vega“ zu Hülfe kommen soll. Man hofft, denselben früh genug fertig zu stellen, daß er mit voller Ausrüstung und Provisionen im kommenden August via Sues-Canal die Beringsstraße erreichen kann. Später soll das Schiff nach der Lena und wenn möglich nach dem Jenisei Handel treiben und ist von vorn herein demgemäß entworfen und eingerichtet worden.

— Die „Florence“, von deren Schicksal man wegen der starken Stürme schon besorgt war, ist glücklich am 26. October in Pronincetown in Massachusetts anlangt (vergl. „Globe“ XXXIV, S. 272). Der Befehlshaber, Capitän Tyson, behauptet, daß er mit seiner Mannschaft früh nordwärts hätte gehen können, wenn nicht die vergebene Unterstützung aus den Vereinigten Staaten ausgeblieben wäre. Der höchste Kältegrad (— 52°) wurde am 21. Januar, der höchste Wärmegrad (56½° F.) am 8. Juni beobachtet; die längste Kälteperiode dauerte vom 5. bis 13. März, wo das Thermometer auf 40° unter Null stand. Auch waren solche Temperaturwechsel, oft im Betrage von 6° bis 8° in der Stunde, zu notiren. Unter den Sammlungen befinden sich einige interessante Zeichnungen nach Art der Eskimos, Jagden auf Rentiere, Seebunde und Walrosse darstellend, sowie eine Reihe von ethnographischen u. i. v. Photographien, Arbeiten des W. Ebermann.

Inhalt: Stanley's letzte Forschungsreise durch Afrika (1874 bis 1877). VI. (Mit sieben Abbildungen). — Dr. Otto Krummel: Die plattische Gliederung Europas. II. (Mit einem Profil). — Fr. Hasab: Die Gottesgründe bei den Slovnen II. (Schluß). — de Bragan's und Volkas's Geyser-Expedition. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Artisches Gebiet. — (Schluß der Redaction 18. Januar 1879.)

# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXV.



№ 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von  
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten  
zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1879.

## Stanley's letzte Forschungsreise durch Afrika (1874 bis 1877).

### VII.

Ankunft in Njangwe. Durch Uregga. Den Congo hinab.

F. B. Nach Erreichen des Vuasaba folgte Stanley's Expedition dem Strom hinab auf dem Wege nach Njangwe. Nach einem Eismarsche über eine breite und durch die Sklavenhändler entwässerte Ebene, deren Graspolme (Oenoss Panicum) einen Zoll im Durchmesser und 8 Fuß Höhe hatten, zog sie am 18. October 1876 in der arabischen Handelsstation Ruana Kamba ein. Hier traf Stanley den aus Cameron's Reisebericht bekannten Araber Tipputih, der ihm mittheilte, daß Cameron nicht den Fluß hinabgegangen sei, da er selbst ihn nach Süden begleitet habe; Mangel an Coenoc, Feindseligkeit der Eingeborenen und Feigheit der Begleiter hätten ihn, wie vor ihm Livingston, an der Ausführung seiner Pläne verhindert. Jetzt war für Stanley der kritische Moment gekommen, in welchem er sich endgültig entschließen mußte, ob er dem Strome bis zum Meere folgen wolle. Nachdem er Pocock's, seines weißen Begleiters, Zustimmung erlangt, schloß er mit Tipputih einen Vertrag, durch welchen dieser sich verpflichtete, für 5000 Dollars mit 140 Gewehrträgern und 70 Lanjanuessi-Speerträgern Stanley 60 Tagemärsche von je vier Stunden, von Njangwe aus, den Fluß hinabzubegleiten. Ohne diese Verstärkung wäre es Stanley unmöglich gewesen, seine Leute zum Weitermarsch durch das Land der Menschenfresser von Uregga zu bewegen, welche schon mehrere Expeditionen der Araber vernichtet hatten, während andere in den Fällen des Flußes umgekommen waren. Am 27. October zog die Expedition in guter Ordnung in Njangwe ein, nachdem sie den 338 Miles langen Weg vom Ufer des Tanganika in nur 43

Tagen zurückgelegt, wozu die arabischen Handelskarawanen gewöhnlich 3 bis 4 Monate brauchen.

Njangwe, die fast im Centrum Africas gelegene westlichste Station der arabischen Händler aus Zanzibar, ist durch Livingston's und Cameron's Schilderungen hinlänglich bekannt<sup>1)</sup>. Das Fischervolk der Waggnia bewohnt auf weite Entfernung beide Ufer des Vuasaba, den sie selbst Vu-alowa, und die Araber danach Ugwarowa nennen. Vor der ersten Ankunft letzterer im Jahre 1868 hatte die breite Uferebene zwischen dem Vuana und Njangwe über 40 000 Timmoher, die jetzt durch die Grenz des Sklavenshandels auf die Hälfte zusammengesunkenen sind. Matageme, der das 1871 von Livingston gelehrte Blutbad unter den Eingeborenen auf dem Warke anrichtete, lebt noch in Njangwe.

In dem zusammengelegten und fast neu erbauten Boot machte Stanley eine Probefahrt auf den granbraunen Gewässern des großen Stromes. Derselbe hatte in diesem, dem trockensten, Monat 1500 Fards Breite bei Njangwe, während seine größte Tiefe in den von mehreren Inseln bedeckten Canälen 27 1/2 Fuß betrug. In der Regenzeit (April bis Juli) breitet er sich über die westlichen Ebenen aus und erreicht dann 4000 bis 5000 Fards Breite.

Am 2. November kam Tipputih mit 700 Begleitern an; von diesen sollte eine Abtheilung von 300 Mann nach einer Handelsstation im Nordosten ziehen, die Andern 400 sollten Stanley's Escorte bilden und bestanden aus 250 Arabern,

<sup>1)</sup> Vergl. „Cameron's Reise“, Globus' XXXIII, S. 1.

Rischlingen und Wangwana mit Gewehren, 100 Uanjanu und andern Eingeborenen verschiedener Länder mit Speeren, Vogen und Schilden, ferner Sklaven, Weibern, Troß u. s. w. Stanley's eigene Leute zählten 154 Männer, Weiber und Kinder mit zusammen 65 Gewehren. Am 5. November verließen die vereinigten Expeditionen Njanguwe und zogen auf den Wald zu, der sich im Norden gleich einer schwarzen Mauer vom Flußufer bis zum Horizonte zog.

Von jetzt an beginnt der beispiellose über 1600 Meilen lange Zug, welchen Stanley nicht allein als erster Weißer, sondern überhaupt als Erster, trotz zahlloser Hindernisse und Gefahren Seitens der Natur und der Menschen, mit Ausdauer und größtem Heldennuthe ansah, und welcher ihn während zehn Monaten in großem Vogen mitten durch den Kern der bisher gänzlich unbekannt, 12° Längengrade breiten Äquatorialzone führte, welche auf allen bisherigen Karten Afrikas eine leere, weiße Fläche bildete.

Am 6. November zog die Expedition in den endlosen, dunkeln Wald von Uregga ein, der die Mitamba genannt wird. Dichte, hohe Bäume mit verschlungenen Zweigen und Laubwerk von breiten tiefen Blättern schließen jeden Sonnenstrahl aus und ewiges Halbdunkel herrscht in seinen Tiefen; 20 Fuß hohes und nährbringendes Unterholz erhebt sich an dem dunkelbrannen Boden, der einen vegetabilischen Humus aus Generationen von verfaulten Ästen und Blättern bildet. Dieses Wunder von Vegetation besteht aus einem Chaos von Arten, Speergas, Wasserrohr, Orchideen, wildem Wein, Feigengebüsch, Mimosen, Akazien, Tamarinden, Kiefern, vielen Palmarten, wilden Datteln, Kifang, Njambag und hundert andern Pflanzenarten in unbeschreiblicher Ueppigkeit und Dichtigkeit. Dabei fallen von jedem Baum, von jeder Blatte große schwarze Thautropfen wie Regen herab und durchdringen Alles bis auf die Haut. Der schmale Pfad aus zähem Njambag verwindet sich in einen Sumpf, der von unzähligen Gräben, Schlüpfen, Näden mit steilen Ufern und gestützten Baumricken versperrt ist. Die Luft ist erstickend schwer und heiß und der Dampf steigt von dem heißen Boden auf und bildet am Morgen einen so dichten Nebel, daß das Laub der verschiedenen Bäume kaum zu unterscheiden ist. In dieser Wildnis leben Niesenschlangen, Vipern und Nat-

tern; schwarze, kleine graue und weißhäutige Affen bewohnen die Wälder, der Schimpanse und Lemur erhebt sein Gebrüll und schwarze und braune bis 6 Zoll lange Taufenflüßer, zahllose Käferarten und Armeen von dunkelbraunen Termiten bedecken den Boden.

In diesem schrecklichen Urwald führen die Kanubalen von Uregga ein eben so abgeschlossenes Leben wie die Schimpanse ihrer Heimath. Ihre Dörfer bestehen aus 50 bis

300 Jards langen Hüttenreihen mit Giebelhäusern, welche an einander stoßen. Die Thür ist eine viereckige Oeffnung, 18 Zoll über dem Boden; im Innern ist die Hüttenreihe für die einzelnen Familien abgetheilt. In das Strohhach werden die Hausgeräthe gesteckt, wie Pfeifen und Tabakblätter, getrocknete Schnecken und Helle von Ziegen, Zibetkätzchen, Wieseln, Affen und Papagen, sowie Wuschelhaubtücher, Rothholz zum Färben, geschnitzte Talismane und geschmackvolle Kräfte; über der Thür und an der Wand sieht man Ziegen- und Kriechthiere, den dunklen Kriegspop aus grauen und rothen Papageiern, die Kriegstrommel und die schweren Speere mit breiter Spitze und Eisenholzgriff. Jede Familie besitzt ein in Afrika seltenes Geräth in Form einer hübschen Leinwand aus Wasserrohr, auf welcher drei Personen Platz haben, sowie eine 4 bis 5 Fuß lange Bank aus einem einzigen Stück weichen Kubiarenholzes. Die südlichen Waregga sollen vor süß oder sechs Generationen vom Norden hergekommen sein; viele können die Namen ihrer Vorfahren auf zehn Generationen angeben. Alle erwachsenen Männer tragen eine Art Mütze aus Ziegen- oder Affenfell; nur die Hülftlinge dürfen solche aus



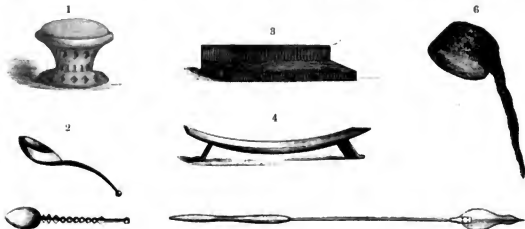
Kiote, Häuptling von Mungwa.

Papardenfell tragen, an denen der Schwanz des Troddel herabhängt. Die Weiber schmücken sich mit vielen schweren, blanken Eisenringen an Armen und Beinen; eine der vornehmeren trug an denselben gegen 12 Pfund Eisen und 5 Pfund Kupfer sowie ein Tupend Wuschelhaubtücher.

Nach zehn Tagen erschöpfenden Marsches durch den Mitamba-Urwald kündigte Tippudis seinen Vertrag mit Stanley und verlangte die Wälder nach Njanguwe; erst durch lange Unterhandlung gelang es, ihn zum Weitermarsch an den Nyalaba und 20 Tagemärschen auf dessen linkem Ufer zu bewegen.

In *Bane-Kirumbu* sah Stanley eine große Schmiede der Eingeborenen, an welcher ein Dutzend Schmiede emsig beschäftigt waren, aus dem sehr reinen Eisenerz breite Speerspitzen und Messer aller Art herzustellen. Vier Blasebälge mit doppelten Riffen erzeugten den Zug, dessen Värm eine halbe Meile weit hörbar war. Der Ofen bestand aus einem 4 Fuß hohen gestampften Lehmofen, in dessen Mitte ein 2 Fuß breites und tiefes Loch das Erz aufnahm, während vier Thontöpfen aus den Seiten den Zug zum Feuer leiteten und eine breite Oeffnung am Boden des Ofens die Schlacken empfing. In der Nähe standen Mattensäde voll Holzschlen, mit welchen Kraben das Feuer unterstieften, und daneben befand sich eine kleinere Schmiede, wo das Eisen zu Hammers, Äxten und Eisenbeilen, Speeren, Messern, Schwertern, Draht, Eisenknägen mit Spizen, Arm- und Heubändern und Eisenperlen verarbeitet wurde. Im Ganzen scheint die Schmiedekunst in diesem verlassenen Urwald eine hohe Stufe erreicht zu haben.

Am 17. November zog die Expedition in *Kampunzu*, einem Dorfe der ersten *Walbünden*, ein, das aus einer 30 Fuß breiten Straße mit zwei Reihen der 500 Yards langen, geraden Hüttenreihen bestand. Sofort fielen Stanley zwei Reihen von halb in der Erde stehenden Schädeln auf, welche je 10 Fuß von einander, gerade liegend und glänzend, die ganze Länge der Straße entlang liefen. Es waren ihrer im Ganzen 186, von denen die Hälfte mit Weilen eingeschlagen schien. Die Eingeborenen und Araber sagten, es seien Schädel von „*Sotos*“ (Schimpanzen oder Gorillas), welche von ersteren als Nahrung verzehrt worden waren, aber zwei Exemplare derselben, welche Stanley nach England mitbrachte, wurden von Prof. Huxley zweifellos als menschliche Schädel des echten Negertyps erkannt, wodurch der Kannibalismus der *Waregga* klar bestätigt wird. In diesem Dorfe sah Stanley auch die Spielbretter der Eingeborenen sowie ausgezeichnet geschnitzte Stühle, die am Rande mit Messingnägeln und „*Soto*“-Zähnen verziert waren. Kupfer



Geräthe der *Waregga*: 1 Sessel. 2 Löffel. 3 Banf mit Lehm aus Rohr. 4 Banf. 5 Speer. 6 Fes aus Leopardenfell.

sahen hier im Ueberflus vorhanden: die Speer- und Messergriffe und Spazierstöcke waren mit Kupferdraht verziert, während Beine und Arme der Eingeborenen damit, sowie ihre Hälse und selbst das Haar mit Perlen desselben Metalles verziert waren.

Außer ihren kurzen Speeren mit breiten Spizen waren diese Wäden mit kleinen, aber starken Bögen bewaffnet, deren Sehnen aus Rohrstreifen bestanden. Die Pfeile aus Rohr waren etwa einen Fuß lang und ohne Eisenspitze, aber mit Pflanzengift beschmiert, welches so hart sein soll, daß selbst die Elephanten der neuesten Gänge erliegen. Mit großer Geschicklichkeit schiessen die Wäden diese Pfeile 200 Yards weit.

Die Weiber tragen nur 4 Quadratzoll große Schützen aus Rinde oder Strauch, die mit Schnüren aus Palmfaser befestigt werden. Die Männer tragen Kraben oder Affenselle mit herabhängenden Schwänzen, wodurch wohl die Tage von „geschwänzten Menschen“ entstanden sein mag.

Am 19. November erreichte die Expedition 41 geogr. Meilen nördlich von *Kiangwe* das rechte Ufer des *Pualaba*, welchen Stanley von jetzt an den *Livingstone* nennt, während wir den alten Namen des *Congo* beibehalten werden. Auf dem unbewohnten rechten Ufer des Stromes, welcher dort 1200 Yards Breite hat, wurde das Lager für die 550 Leute angelegt. Stanley hielt hier eine Rede an seine

Leute, in welcher er ihnen mittheilte, daß er jetzt fest entschlossen sei, den unbekannten Strom bis zum Meere hinabzugehen, und fragte, wer ihm folgen würde. Der Steuermann *Uledi* sprang sogleich auf, umfaßte Stanley's Arme und rief: „Sieh mich an, Herr; ich werde Dich bis in den Tod begleiten!“

Ihm folgten noch 37 Andere, meistens junge Leute, aber die übrigen 95 blieben stehen und schwiemen. Mit den das linke Ufer bewohnenden *Benja*-Stämmen wurden Unterhandlungen angeknüpft, welche, trotz einer von den Eingeborenen veränderten Rechte beim Abfluß der Blutbrüderschaft, zur Folge hatten, daß die ganze Expedition durch das Boot und viele *Canoes* der *Benja* auf das andere Ufer hinübergesetzt wurde. Auch in den vorigen Dörfern bildeten Doppelreihen von gebildeten Menschenköpfen die Verzierung der Straßen.

Am 22. wurde der Weitermarsch angetreten, indem Stanley mit 35 Mann in dem Boote den Fluß hinabfuhr und *Pocod* mit *Tipputi* und der Hauptmacht aus linken Ufer nachfolgte. Beim Anblick des Bootes entflohen alle Einwohner der zahlreichen in *Haimen* von *Pilang*, *Pombar*, *Teal*, *Eisenholz* und *Kupfapalmen* gelegenen Dörfer und wiesen alle Fremdschaftsbegegnungen mit den drohenden Kriegsrufe: „*Uhu! Uhu!*“ zurück. Am Radmittage erreichte das Boot die 100 Yards breite Einmündung des schwarzen *Kuiki*-Flusses, wo Stanley ein starkes Lager bauen ließ,



um die Ankunft der Landabtheilung zu erwarten. Als er am nächsten Tage eine Fahrt den Kufi hinaus unternahm, machten plötzlich die Eingeborenen in 30 Canoes einen heftigen Angriff auf die im Lager Zurückgebliebenen, wurden aber mit Verlust zurückgeschlagen, während von Stanley's Leuten keiner verwundet wurde, obgleich hölzerne Speere und solche mit Eisenspitzen sowie Pfeile in großer Anzahl in das Lager geworfen wurden. Dieses war der erste einer langen Reihe von Kämpfen mit den Wilden des Congo.

Als nach zwei Tagen die Landabtheilung noch nicht erschienen war, wurde Meki mit fünf Bootleuten ihnen entgegengefahren, und bereits am Abend verließ den Verwehrgeschiffe die Ankunft der Vermissten; sie hatten den Weg verloren und waren mit den kriegerischen Batulu zusammengefallen. Mit dem Boote wurde die ganze Expedition über den Kufi geföhrt und am 26. November weitergezogen.

Der Strom erweiterte sich auf 1700 Yards Breite und enthielt viele bewaldete Inseln; auch beide Ufer waren von dichten Wäldern bedeckt. Sämmtliche Dörfer wurden ver-

lassen gefunden. Unterdessen stellten sich in Folge von Erschöpfung und mangelhafter Nahrung Krankheiten in der Expedition ein, durch Dermiden und Krüppelgeschwür wurden Viele morschfähig, und als auch die Mattern und Durchfall ausbrachen, mußten sechs verlassene Canoes genommen und zusammengebunden werden, am ein schwimmendes Hospital herzustellen. Am nächsten Tage wurde der Uffsi-Fußel erreicht, welchen ein Anläufer der Uffsi-Bügel bildet. Das Boot wurde zu Lande am denselben getragen und die Canoes an der ruhigsten Stelle des Katactes hinabgelassen, doch gerieth Mamo Sero, der Führer, und einige Begleiter fast in einen Hinterhalt der Wilden. Der Fluß blieb dann eine Strecke weit auf 800 Yards verengt und enthielt viele Wicbel, Schnellen und Jaßen, um dann wieder seine frühere Breite anzunehmen. Am 30. ließ Stanley auf einem Marktplatz lagern, was solche sich in Zwischenräumen von 3 bis 4 Miles am Flußufer entlang finden, und wo die Eingeborenen auf neutralem Boden zum Tauschhandel zusammentrafen. Wo die Inseln groß sind, ist das Ufer



Schmelzofen und Schmiede in Wanc-Kirumba.

spätsich bevölkert, aber 2 Miles vom Flusse lebt eine dichte Bevölkerung.

Am 4. December ließ Stanley bei der werthvolligen Ortschaft Kambu Halt machen; dieselbe besteht aus einer Reihe neben einander liegender Dörfer, welche zusammen eine gleichmäßige, 30 Fuß breite Straße von 2 Miles Länge bildet. Aehnliche Städte wurden später noch häufig getroffen. Jedes Haus ist eine ründlich aus Panicum-Gras gestochene Doppelhütte, deren jede 7 Fuß lang, 5 breit und 6 hoch ist, während beide von einem gemeinsamen Dache bedeckt werden, so daß der Zwischenraum zugleich von beiden Familien benutzt werden kann. Der Ort war, wie gewöhnlich, von seinen Bewohnern beim Nahen der Fremden verlassen worden, aber Lebensmittel, wie Bananen, Melonen, Cassava, Erdnüsse, Zuckerrohr und Palmwein, waren im Ueberflusse vorhanden. Doch breiteten sich die Krankheiten in der Expedition immer mehr aus, so daß täglich zwei oder drei Tode in den Fluß geworfen wurden. Hier fand Stanley ein risiges, aber halbverfaultes Canoe, welches er repariren ließ, so daß es 60 Kranke aufnehmen konnte.

Jezt näherte sich die Expedition dem Lande der wilden

Wasongora Mens, „den Volke mit den geirten Häuten,“ und bereits bei der ersten Ortschaft derselben fand am 8. December ein heftiger Kampf mit einer Flotte von 14 großen Canoes statt, wobei mehrere Wanguana von vergifteten Pfeilen getroffen wurden, deren Wirkung Stanley jedoch sogleich durch Anwendung von Höllestein unschädlich machte.

Die Hauptkämpfe mit diesem Volke fand jedoch bei dem großen Dorfe Wingo-Nschana statt. Nachdem Stanley, welcher mit der Bootemannschaft und 72 Boden- und Toppustkanten vorangeschritten war, eine ganze Nacht lang in einem verschanzten Lager die Angriffe der Wilden zurückgewiesen, ließ er den genannten Ort nehmen und beide Enden seiner 300 Yards langen Hauptstraße mit Baumstämmen beschnigen. Die Kranken wurden in die Hütten gebracht und mehrere 15 Fuß hohe Wachtürme für die Schützen errichtet. Nach mehreren kleinen Angriffen unternahm die Wilden am folgenden Mittag den Hauptsturm, wobei sie nicht allein in großer Anzahl von der Landseite, sondern auch mit einer großen Flotte voller Krieger auf dem Flusse angriffen. Unter dem betäubenden Lärm ihrer Hörner und Trommeln

und wildem Kriegeschrei, welches hier statt dem „Uhuu“ der Benja „Boboh! bobo-oh-oh!“ lautete, warfen sie unzählige Speere und vergiftete Pfeile in das Dorf und suchten die feindliche Stellung zu erstürmen, aber der Wirkung der Feuerwaffen waren sie nicht gewachsen, und als nach halb-sündlicher Dauer der Schlacht der Vortheil der Landabtheilung unter Tipputi ihnen im Rücken erschien, traten sie zu Land und zu Wasser den Rückzug an. Während der Nacht unternahm Stanley mit 40 Mann eine Expedition nach der Insel im Strome, hinter welche sich die große Canoeflotte der Wilben zurückgezogen, und gelang es ihm, 88 ihrer Fahrzeuge zu entführen. Die schon die Eingeborenen einzugschüchtern, und nachdem Unterhandlungen mit ihnen angeknüpft worden, wurde am 22. December Frieden und Blutverbrüderchaft geschlossen. Im Ganzen verlor Stanley während der mehrtägigen Kämpfe 4 Tode und 13 Verwundete.

Am demselben Nachmittage theilte ihm Tipputi mit, daß er jetzt sich entschlossen sei, mit seinen Leuten nach Kiangwe zurückzukehren, und obgleich er seinen Vertrag nicht erfüllt, entband ihn Stanley desselben und beschenkte ihn und alle

seine Begleiter reichlich. Der Weihnachtstag wurde mit einem Festmahle, Bootruben und Bettentromm gefeiert, und am 27. December trennten sich beide Lager, indem Stanley seine 149 Leute in dem Boot und 22 Canoos, welche paarweise zusammengebunden waren, nach einer nahegelegenen Insel bringen ließ.

Am nächsten Morgen fuhr die Flotte nochmals an dem alten Lager vorbei, wo die Kraber und Lanjamuwi in Reihen am Ufer standen und das ergreifende Abschiedslied sangen, so daß Stanley's Leute vollummer den Kopf bogen und alle weinten. Aber schwächer und schwächer wurde der Gesang, während die starke Fluth die Fahrzeuge fortführte, und bald war das letzte Zeichen von Civilisation verschwunden. „Söhne von Zanibar“, rief Stanley, „hebt das Haupt und seid Männer! Erbt, dieser Fluß ist der Weg nach Zanibar! Taucht Euer Ruber tief ein, ruft Willkommen! und laßt uns vortreiben!“

Die Ufer waren äußerst dicht besodret; auf kurzer Strecke standen 14 große Dörfer in langen Reihen. Zuerst waren die Eingeborenen freundlich, aber schon im Bezirke U'uama



Kriegsbeil aus Uhuu.



Kochtopf der Wabila.



Spielbrett aus Uregga.



Schmel aus Uhuu.

begannen am nächsten Tage die großen aus Riesenblumen gebohten Kriegstrommeln zu donnern, und von beiden Ufern zugleich schossen Canoos mit scharfen Bug voller Krieger mit Federbüchsen, breiten schwarzen Holzschilde und langen Speeren herbei. Stanley hatte von Tipputi zwei junge Kannibalen aus Uhuu als Dolmetscher übernommen, aber trotzdem die laut ihr „Semmen-neh!“ (Friede!) riefen, antworteten die Wilben mit Speerwürfen und dem Rufe: „Njama, njama! (Fleisch, Fleisch.) Boboboh!“<sup>1)</sup>, bis das Gewehrfeuer sie zurücktrieb, wobei sie mehrere Schilde verloren, welche Stanley als Beinhaken für die Canoos sammelte lieg.

Am 30. December wurde an der Mündung des großen U'uama-Flusses gelagert, welcher mit 1000 Yards Breite sich auf dem rechten Ufer in den dort doppelt so breiten Congo ergießt. Die Eingeborenen waren freundlich und brachten Riesenbananen von 13 Zoll Länge herbei. Als die Flotte dann quer über den Fluß nach dem linken Ufer fuhr, warf ein heftiger Nordwind so große Wellen auf, daß zwei Canoos mit zwei Mann und vier Gewehren untergingen. Bei der Vorbefahrt an den zahlreicheren Dörfern erbot sich regelmäßig das dumpfe Gedröhn der großen Trommeln und Kriegesöhner.

Auch am Neujahrstage des Jahres 1877 fand ein Kampf mit den nach „Njama“ rufenden Kannibalen statt. Der Strom hatte sich auf 3000 Yards verbreitert und behielt noch immer die Richtung nach Norden bei. Am nächsten Tage fand sogar ein launenhaftes Gefecht von dreißigtägiger Dauer statt, indem von mehreren Stämmen einer den andern ablöste und den Kampf weiterführend fortsetzte, und die Menschenfresser der Kuu Njam sogar das Lager angriffen. Um so mehr überraschte es Stanley, das folgende Volk von Kanforé äußerst friedlich und gastfreundlich zu finden, da sie ihm freiwillig Süßholz, Bananen und Kartoffeln brachten. Ihrer Aufgabe nach betrachteten sie sogar Menschenfleisch, obgleich ihre Kleidung, Tätowirung und Schmuck denjenigen der Waldkannibalen von Uregga ähneln waren.

Um so wilder waren dagegen wieder ihr Nachbarn, die Menschenfresser von Muana Ntaba, die foglich ihre Kriegstrommeln schlugen und mit einer Flotte rüssiger Canoos auf die Fremden stürzten. Ihre Krieger hatten eine Hälfte des Körpers weiß und die andere roth und darüber breite schwarze Querstreifen gemalt. Ihr größtes Cano, welches 83 Fuß Länge hatte, wurde von Stanley's Boot gelapert und unter dem Namen „Ktabobil“ (ein solches, aus Holz geschmiedet, trug es an der Seite) mit den Mannschaften von zwei kleinen Canoos besetzt. Bald darauf erlöste plötzlich der Värm eines Wasserfalles: es war der erste der sieben Catarakte der Stanley's-Fälle. Zu gleicher Zeit griffen die Wilben wieder mit neuen Kräften an und erst

<sup>1)</sup> Auch bei den Kiam-niam an den westlichen Nilquellen lautet nach Schmeinitz das kannibalische Kriegeschrei: „Buhio! Buhio!“ (Fleisch, Fleisch). „Im Ozean von Afrika“, S. 343.

nach heftigem Kampfe konnte am rechten Ufer dicht an dem Falle eine Stelle für das Lager erobert werden.

Am nächsten Tage kamen die Bewohner der unterhalb des Falles gelegenen Waswo-Insel zur Unterstützung der Mwana Kitaba herbei, so daß der Kampf bis zum Nachmittag dauerte. Dann fuhr Stanley nach dem linken Ufer hinüber und ließ 50 Mann unter Pood mit Netzen einen 15 Fuß breiten Weg durch Rohr, Palmen, Schlingpflanzen, Neben und Vianen des Unterholzes schlagen, während eine Bedeckung von 20 Mann im Walde die Angriffe der Wilden zurückschlug. In zwei Tagen wurden dann das Boot und die Canoes mit großer Anstrengung auf diesem Wege um den Fall herumgetragen. Aber kaum war der Strom wieder erreicht, als der Donner des zweiten Kataraktes hörbar wurde. Stanley ließ auf einer in der Mitte desselben gelegenen Insel landen, deren Bewohner nach dem linken Ufer flüchteten, wo die wilden Wakumu-Kannibalen wohnten.

Diese Insel enthielt fünf Dörfer, deren Hütten eine große Anzahl von Eisenwaaren, wie Speere, Messer, Hammer, Peile, Bangen, Amböse, Böhner, Fischhaken, Gloden, Kugeln u. s. w., enthielten. In kurzen Entfernungen unterhalb der Insel versperrten die schredlichen Strudel und schäumenden Schullen des dritten, vierten und fünften Kataraktes den Strom vollständig, so daß Stanley sich gezwungen sah, am 10. Januar eine Position am linken Ufer zu erräumen, die Wakumu aus ihren Dörfern zu treiben und während sieben Tagen unter fortgesetzten Kämpfen mit den Wilden die Fahrzweige auf einem durch den Urwald geschlagenen Wege bis unterhalb des fünften Kataraktes zu transportieren. Hier lag die sehr große und lange Insel Kfaua deren Kriegskanonen sogleich wieder den Kampf begannen. Durch eine List gelang es Stanley jedoch, zwei ihrer Dörfer mit vielen Weibern und Kindern zu erobern, durch deren Freigebung er den Frieden erkaufte. Auch hier bewiesen Rei-



Haus in Mondu.

hen von Schädeln und Haufen von Rippen und Hüftknochen den Kannibalismus der Eingeborenen.

Nach einem Ruhetage setzte Stanley die Fahrt fort. Der Strom nahm wieder 2000 Yards Breite an und hatte über 40 Fuß Tiefe; bei den Kabombo-Inseln endete das Land Ulegga auf dem rechten Ufer und nahm Koruru, auf dem linken Sambari seinen Anfang. Am 19. wurde der sechste Fall erreicht und wieder zu Lande unter heftigem Kampfe mit dem Wana-Kufura-Stamm passiert; auch dieser trug Hellemben und Kopfschmuck von Vopageiseln. Nachdem am 23. der Äquator passiert worden, begann endlich der Strom seinen bisherigen Nord- und selbst Nordostlauf nach Nordwesten zu wenden. Am nächsten Tage erhob sich wieder das dumpfe Gekröse der großen Kriegstrommeln der Wena, welche am siebenten Katarakte wohnen. Nach ihrer Niederlage verließen sie ihre im Falle liegende Insel und zogen sich auf das linke Ufer zurück. Ihre Dörfer bestanden aus mehreren breiten durch Quergassen verbundenen Straßen; die ganze Insel mochte 6000 Einwohner zählen. Bei seinem Nebenten Falle verengte sich der Hauptarm des Congo plötzlich auf bloß 500 Yards Breite, so daß seine Strömung mit todschwerem Gewalt gegen 10 Fuß tief in einen todschweren Kessel mit 6 Fuß hohen braunen Wellenlinien flüßte. Unterhalb des Falles stehen auf beiden Seiten aufrechte Reihen von schweren Stangen, an welchen

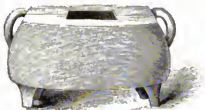
mit Röhren umgebundene Fischkörbe befestigt sind. Stanley ließ mehrere derselben herausziehen, in denen eine Anzahl großer, schwerer Fische gefunden wurden. Dieser Stamm schien sehr kunstfertig; in ihren Hütten fanden sich große Polstern, schöne Schaufelruder aus mahagoniartigem Holze, sehr große Thongefäße für Palmbutter und Kriegsbanner aus Eisenblech. Am 28. Januar hatte die Expedition den letzten Katarakt hinter sich und schwamm wieder auf dem offenen Wasser des großartigen Stromes; die Passage der sieben Stanley-Fälle nahm in Folge der natürlichen Hindernisse und der Feindseligkeit ihrer Einwohner 22 Tage in Anspruch und kostete fünf von Stanley's Leuten das Leben.

In der Feindseligkeit der Wilden trat eine Veränderung ein; ihre aus Gummiäumen ausgehöhlten Canoes unterschieden sich durch Größe und flachen Boden von den bisher gesehenen. In dem verlassenen Dorf Usimbi fand Stanley 6 Fuß lange Kriegstrommeln mit breiten Drämen. In der Mitte der Hauptstraße stand eine rothe Polstern unter einem Kuppeldach, welches neun Eisenbeinmäße trug; auf der Vorderseite umgaben zwei tiefe Gräben den Ort. Am 29. Januar fand ein heftiger Kampf mit den Wilden von Ituto statt, welche unter dem Kriegsrufe „Jo-Warcina!“ das Lager angriffen; sie waren weiß und roth angemalt und trugen lange, leichte, aber sehr flache Schilde aus spanischem Rohr und schwere, sehr scharfe Speere.

Der Strom nahm allmählig von 3000 auf 4000 Yards Breite zu. Dicht bewaldete Inseln wurden immer zahlreicher und bald war es nicht mehr möglich, beide Ufer zu gleicher Zeit zu sehen. Aber trotzdem Stanley sich in der Mitte des ungeheuren Stromes hielt, zwischen den Inseln hindurchfuhr und auf diesen campierte, folgten ihm die Wilden in ihren Canoes dorthin und heulten nach „Steisch“, so daß täglich mehrere Kämpfe stattfanden.

Am 1. Februar erreichte die Expedition die ungeheure Mündung des Arumini-Flusses und hier fand der 28. Kampf und die Hauptschlacht mit den Wilden des Congo statt. Stanley's Fahrzeuge befanden sich gerade in der

Strömung dieses großartigen Nebenflusses, der mit 2000 Yards Breite auf der rechten Seite des Congo einmündet, auf der Reifende, den ersten hinauffließend, eine große Flotte Canoes denselben herabkommen ließ, welche an Größe und Anzahl Alles bisher Gesehenes übertraf. Sogleich ließ er seine 11 Doppelcanoes in einer Reihe anfern und das Boot vor derselben Stellung nehmen. Alle Weiber, Kinder und Nichtkämpfanten erhoben die großen von den Eingeborenen ererbten Holzschilder als Brustwehr und die 43 Schützen spannten ihre Gewehre. Unterdessen kam die gegen 2000 Mann enthaltende verbündete Kriegesflotte mit großer Gewalt herbeigekommen; die erste führte 54 Canoes, zum größten Theil



Kriegstrommeln der Stämme am oberen Congo.

von kolossaler Größe. Allen voran fuhr das Hauptboot mit zwei Reihen stehender Ruderer, je 40 Mann auf jeder Seite, welche zum Tacte eines barbarischen Gesanges ihre am Griff mit einer Eisenkugel verzierten Ruder bewegten. Im Vordertheil standen auf einer Estrade zehn junge Krieger mit dem Kopfschmuck von grauen und rothen Papageiseibern, am Hintertheil krachten acht Steuerleute mit langen Rudern das Ungeheuer, und in der Mitte führten die Häuptlinge den

Kriegstanz auf. Am Bug des Bootes wehte eine dicke Wähe aus den langen weißen Federn der Gypsharne-Palme. Unter betäubendem Lärm der großen Trommeln und Kriegshörner steuerte das Hauptcanoe zuerst direct auf Stanley's Boot zu, wie um es niederzurennen, schwenkte dann aber plötzlich zur Seite und fuhr in zarter Entfernung vorbei, wobei die Krieger ihre Sperre schiederten. Sogleich erhoben Stanley's Leute ein heftiges Geschrei, welches während



Muana Ntaba-Canoe („Das Krotobit“).

fünf Minuten selbst das Kriegsgeschrei und den Trommellärm der Wilden überborte, worauf die ganze feindliche Flotte mit schwerem Verlust sich zur Flucht wendete. Sogleich wurden die Steine an der Spitze der Wilden bis ans Ufer verfolgt und selbst noch durch die Strafen ihrer eigenen Dörfer bis in die Wilder getrieben.

Diese am rechten Ufer der Arumini-Mündung gelegenen Dörfer bewiesen einen hohen Culturgrad ihrer Bewohner. Vor Allem war der Ueberfluß an Eisenblech anfallend. Ein rothgefärbtes Ochsenbild mit Haar, Bart und schwarzen Augen stand unter einem runden, von 33 Eisenblechzähnen gezogenen Dach; große Kriegshörner, Messer und Keulen zum Kaffiana-Stampfen, Reile und Schlägel zum Holzspalten, Armschinder und Kugeln, alle waren aus Eisenblech. Ferner fanden sich 10 Fuß lange geschnitzte Ruder, davon viele mit Eisenspitzen, 6 Fuß lange Kanzen, große Messer gleich peresischen Krummrad in eisenschlagenen harten Scheiben aus breiten Stücken von Hirsch- und Antilopenfell, Sperre aller Art vom leichten Kifigai bis zur schweren zweifelhändigen Schwertlänge, Janggen, Hammer, Haken, Krumm- und Vierlinge aus Eisen und Kupfer, Feilen, Gloden, Kriegsbelt

und Äxte, Haken u. s. w., auch schön geschnitzte Köpfe, Stühle, Doppelbänke, Spazierstöcke, Flöten, Getreidemesser, Keulen, Tröge, Kessel, gute Thonwaaren u. s. w. Alles bewies, daß die dortigen Eingeborenen in vielen Hinsichten den meisten anderen Stämmen überlegen sind, obgleich auch hier auf Stangen gestellte Schädel und ganze Haufen von Menschenknochen ihre Vorliebe für Anthropophagie verrathen<sup>1)</sup>.

Nach der Ausnahe des Arumini<sup>2)</sup> nimmt der Congo eine ungeheure Breite an und besteht aus drei bis sechs verschiedenen Zweigen, welche zwischen den unglüklichen Inseln

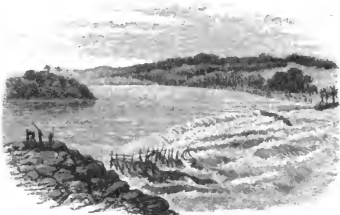
<sup>1)</sup> So sagt Schweinfurth über die Konbulu: „Diese Thalsachen beweisen, daß sich große Völker Anthropophagen sein können, welche sich durch eine ausfällige hohe Culturstufe (s. B. Fidschi-Inseln, Kariben) von solchen unterscheiden, die den Genuß von Menschenfleisch verabschauen“ (a. a. C. S. 284).

<sup>2)</sup> Stanley hält denselben entschieden für den Uelle und führt viele Gründe für diese Annahme an, während Schweinfurth wegen mangelnder Beweise für diese Ansicht verächtlich und den Uelle für den Oberlauf des Zairi hält.



Wache &amp; Kriegsgeräthe auf dem Kinnini.

durchschleimen. Am 6. Februar erreichte Stanley seinen nördlichsten Punkt unter 1° 52' nördl. Br. Zwei Tage später, nach längerem Mangel an Lebensmitteln, landete die Expedition bei dem Dorfe Kubunga in Nganja, wo end-



Der siebente Katarakt der Stanley-Fälle.

lich seit langer Zeit zum ersten Male friedliche und gastfreundliche Eingeborene gefunden wurden. Hier, obgleich noch 850 Miles vom Meere entfernt, wurde der Strom „Mtsu jo Congo“ genannt.

## Die plastische Gliederung Europas.

Von Dr. Otto Krümmel, Privatdocent der Erdkunde in Göttingen.

### III.

Wenn wir uns nunmehr den anderen beiden europäischen Hochgebirgen zuwenden, so soll es vorzugsweise unsere Aufgabe sein, die Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten, welche sie im Vergleich mit den Alpen erkennen lassen, hervorzuheben.

Schon Ramond, welcher Ähnliches für die Durchforschung der Pyrenäen geleistet wie Saussure für die Schweiz, hat seine Bewunderung darüber ausgedrückt, daß die Pyrenäen dem Kaufmanne eine schwieriger zu überschreitende Schranke seien wie die Alpen. „Sobald man sich,“ sagt er <sup>1)</sup>, „von den beiden Meeren entfernt, welche die Pyrenäen berühren, findet man die Kette verschlossen, nur unbedeutliche Fußpfade führen von der einen Seite nach der andern hinüber.“ Alexander von Humboldt, der alles auf vergleichbare numerische Werte zu bringen sich bemühte, hat zuerst versucht in der durchschnittlichen Höhe der Gebirgspässe, welche er „mittlere Kammhöhe“ nannte, einen arithmetischen Ausdruck für den Grad der Behinderung zu ermitteln, den die Modelirung der Gebirge dem Verkehr der Nachbarvölker entgegensetzt. Er hatte für die Pyrenäen so eine „Kammhöhe“ von 2435, für die Alpen von 2340 m gefunden <sup>2)</sup>. Es betrifft also darnach die Pashöhe der Pyrenäen die

der Alpen noch um 95 m, obwohl doch der höchste Gipfel der letzteren fast um die Hälfte höher ist als der Pic Nethou (Mont Blanc 4810, Pic Nethou 3402 m). Während ferner die mittlere Pashöhe der Alpen fast  $\frac{1}{2}$  ihrer höchsten Gipfelhöhe beträgt, ist dieses Verhältnis bei den Pyrenäen fast  $\frac{1}{4}$ . Damit haben wir einen vortrefflichen arithmetischen Anhalt für die Physiognomie beider Gebirge: die Pyrenäen werden wir uns nur mit mauerartigen Umriffen ohne hochstrebende Gipfel oder tiefe Täler, die Alpen im Gegentheil aufgelassen von bequemen dem Verkehr erleichternden Pässen und verherrlicht durch mächtige, imposante Berggipfeln vorstellen müssen.

Wenn auch streng genommen das cantabrisch-asturische Gebirgssystem geologisch und orographisch als Fortsetzung der Pyrenäen gelten darf, so bleiben wir hier doch bei dem populären Begriff und betrachten nur das Gebirge zwischen dem Cap Creuz und dem Meerbusen von Biscaja. Schon Ramond <sup>3)</sup> unterschied in diesen eigentlichen Pyrenäen zwei Ketten, welche in gleicher Streichungsrichtung von beiden Küsten her sich auf einander zu bewegen und sich nach einer kurzen Strecke parallelen Verlaufs durch Duriojode verbinden und so das Val d'Arán, das Durkthal der Garonne, umschließen. Man kann sie mit Ferdinand Birkel <sup>4)</sup> als

<sup>1)</sup> Ramond, Reise nach den höchsten spanischen und französischen Pyrenäen. Straßburg 1789, Bd. II, S. 52.

<sup>2)</sup> Zuerst in den Annales des Sciences naturelles, tome IV, Paris 1825, p. 240. Mit Recht hat G. v. Sonlar die Unzuverlässigkeit dieser Ziffern hervorgehoben; allein so lange sie nicht von neuem und besserer Art ersetzt werden, müssen wir sie noch weiter brauchen.

<sup>3)</sup> M. a. C. I., S. 322.

<sup>4)</sup> Physiographische Skizzen aus den Pyrenäen. „Ausland“ 1867, No. 12, S. 266, und 13, S. 324. Wir haben diese ausgezeichnete Abhandlung im Folgenden mehrfach zum Theil wörtlich benützt.

atlantische und mittelländische unterscheiden<sup>1)</sup>. An ihren Küstengliedern beziehen sie nur aus einer Reihe unbedeutender Kuppen, die sich erst später zu einer Kette zusammenhängen, und je näher der Mitte um so mehr zu Großartigkeit gewinnen. Im Osten erleidet die mittelländische Kette eine Unterbrechung, nämlich dort, wo die Fahrstraße aus der Cerdoña (dem oberen Segrethal) über den Gel. de la Perche nach Perpignan führt. Dieser merkwürdige Einschnitt oder vielmehr diese schmale Hochebene, welche bei Puigcerda fast eine Meile breit ist und im Ganzen zehn Meilen lang sich ausdehnt, ist als Diagonalthal für die Pyrenäen eben so charakteristisch wie das longitudinale Rhone- und Vordererenthal für die Alpen. In näher geologischer Beziehung wurde diese Thalebene von einem großen Silurpflaster eingeschlossen, welcher dem Bodenst. an Fläche fast gleichsam<sup>2)</sup>.

Was aber die Pyrenäen vor allen anderen Hochgebirgen auszeichnet, ist die wunderbar Regelmäßigkeit und Durchsichtigkeit ihres Baues, die von allen ihren Durchforschern von Ramond an gerühmt worden ist. Große Verwerfungen, welche sich auf 30 und 40 Meilen parallel der Streichungsrichtung hinziehen und deren Magnan<sup>3)</sup> im Ganzen sieben aufzählt, charakterisiren den Nordabfall des Gebirges. Dieser erscheint in Folge dessen complicirter im Relief als der fast ausschließlich durch eine lössale Erosionswirkung modellirte spanische Erdbahn. An jenen Verwerfungsspalten entlang sind captive Gesteine (Epäite) emporgedrungen, ebenda finden wir immer die berühmten Thermen und Bäder, welche seit der Römerzeit<sup>4)</sup> einen nie unterbrochenen Ruf genossen haben.

Es ist eine Eigenthümlichkeit der Pyrenäen, die sich übrigens auch anebendwärts wiederholt, daß die höchsten Erhebungen nicht in der Centraltheile, sondern auf einem secundären Aste neben derselben liegen. Das Massiv des Malabetta liegt südlich von der Hauptkette von dieser getrennt durch das tiefe Effcrathal (Val de Venasque) und nur durch einen schmalen östlichen Arm mit ihr einigermaßen zusammenhängend. Dieser Berggruppe gehört der höchste Gipfel der Pyrenäen an, der Pic de Neitou (3402 m), von dessen Spitze man bei heiterem Winterhimmel die beiden Meere erblicken soll. Ebenso isolirt erhebt sich im Westen des Effcrathals der wenig niedrigere Pic Pelats mit der unansehnlichsten Form des ganzen Gebirges. Gleichfalls abwärts vom Hauptkamme liegt der dem Range nach vierte Berg des Gebirges, der Mont Perdu, welcher dem Ramond im Jahre 1802 entdeckt und am 2. August desselben Jahres zuerst bestiegen und mit dem Barometer gemessen wurde<sup>5)</sup>. Endlich liegt in gleicher Weise, nur durch ein Thal an die weitererrande Kette befestigt, der Ganigou mit herrlicher Aussicht auf das Meer zwischen Montpellier und Barcelona.

Ein weiteres Merkmal der Pyrenäen ist ihre Armut an Vängelhältern, welche in den Alpen wegen der Vielheit ihrer Ästungen so zahlreich und schon entwickelt sind. Was sich in den Pyrenäen dagegen vorfindet, sind nichts als secundäre Vängelschluchten. Aber auch die Lurethäler errei-

chen nirgends beträchtliche Dimensionen, am meisten noch am spanischen Abhange. Aber gerade in ihnen liegt der Hauptpreis pyrenäischer Gebirgslandschaften, nämlich wenn sie sich zu den sogenannten „Circuitalhären“ entfalten. „Die steilen Wände dieser Felsenfelsen,“ sagt Zircel<sup>6)</sup>, „welche in ihrer vollkommenen Gestalt drei Viertel eines Kreises beschreiben und nur an einer Stelle dem Flusse einen Ausweg lassen, zeigen mitunter ein tropfenähnliches Zurückspringen nach oben, so daß sie am besten mit rissigen Amphitheatern sich vergleichen lassen. Das ausgeprägteste Circuital dieser Art, welches die Pyrenäen besitzen, ist das weiterbekannte von Canarie, aus dem der Gange de Bardos seinen Ursprung nimmt. Nicht mit Worten zu beschreiben ist der großartige wohlhaft fesselnde Eindruck, welchen dieses lössale Bauwerk der Natur auf den Besucher macht mit der ungeheuren Kesselrandung seiner himmelhohen steilen Mauern, mit den lebendigen Gletschern, die seine Zinnen krönen, mit dem ewigen Schnee, der die mächtigen Entensablässe wie ein Riffen bedeckt, mit den vielen imposanten Wasserfällen, deren höchster 436 m herabstürzt, und die aus der Ferne gesehen wie weiße Schleier an den schwarzen Wänden still herabhängend. Größer von Dimensionen, aber minder malerisch sind die Felsenmauern des nahezu im Osten gelegenen Circuit de Troumouse. Wenn auch den Alpen derartige Bildungen nicht fremd sind (wie das Anzacetal am Fuße des Monte Rosa), so sind sie doch zu weit entfernt und nicht tief genug, um mit pyrenäischen Felsenhauern verglichen zu werden.

Dafür aber fehlt den Pyrenäen einer der ansehnlichsten landschaftlichen Reize der Alpen, zum Theil in Folge ihrer Armut an Vängelhältern, fast gänzlich: jene herrlichen tiefblauen oder dunkelgrünen Seen. Höchst spärlich ist ihre Anzahl und sehr unbedeutend der Umfang dieser Wasserbecken, die sich nur in den höchsten Theilen des Gebirges in unwirtlicher und wüster Lage, fast das ganze Jahr von Schnee umlagert, vorfinden. Der größte unter ihnen, der Kanouy (Lac noir), am Fuß de Cartille in 2200 m Meereshöhe, hat eine Länge von 3100 bei einer Breite von 520 m, ist also noch nicht einmal halb so groß als der Zempacher oder Hallwiler See der Schweiz. Darnach mag man die winzigen Dimensionen der kleineren ermessen. Genauso, in näher geologischer Beziehung, waren die Pyrenäen viel besser mit Seen ausgestattet als heute. Ueberall in den Circuitalhären begegnet man, hoch oben an den Gehängen, den Ufermauern dieser ehemaligen Wasserbecken, und das die Geröbde ein Gebirgsrücken von der Größe des Beobachters beherrschet, haben wir bereits erwähnt. So vertritt also auch die inzwischen gealterten Pyrenäen Abge einer rühmten reipolleren Jugend!

Anfällend ist der landschaftliche Contrast zwischen dem östlichen und westlichen Theil der Pyrenäen. Der Reisende, welcher sie in ihrer ganzen Länge von Bayonne nach Port Vendres durchzieht, möchte, obgleich er kaum 70 Meilen zurücklegt und auf denselben Breitengrade verweilt, wännen, einen Continant mit einem andern verlauscht zu haben. Im Westen, im Baskenlande, findet er sanft gerundete Hügel bedeckt mit Buchenwald, Eichen und Ephen, amuthige Landschaften, welche an den Daz und Thüringerwald erinneren, in den Hochpyrenäen die großartigen Gestaltungen majestätischer Fels, jene eigenthümlich ungeheuren Circuitalhären, die mächtigen und höchsten Wasserfälle, im Osten begrüßt ihn eine ganz afrikanische Natur mit ihren sonnenverbrannten nackten Felsen, mit ihren östlichen von verlaunten

<sup>1)</sup> Die mittelländische streicht W. 15° N., die atlantische W. 14° N.

<sup>2)</sup> Le Comte de Verlay hat diese Periode in die Quaternäre. Bulletin de la Société de Géologie, 2. Sér., tome XXI, Paris 1863, p. 426.

<sup>3)</sup> Magnan, Mémoires de la Société de Géologie, 2. Sér., tome X, Paris 1874, mémoires, 1, p. 79 — 97, und die prächtige Karte.

<sup>4)</sup> Forbiger, Alte Geographie von Europa, Leipzig 1878, S. 113.

<sup>5)</sup> Nach Vogel's prächtiger Karte in Stieler's Handb. (1876), Blatt 40, ist er 10320 Fuß oder 3852 Meter hoch.

<sup>6)</sup> Zircel, „Ausland“ 1867, S. 296 f.

Korkrinden und bleichblättrigen Olivenbäumen, mit ihren Blockstein und tamariskumbewachsenen Sandgebirgen.

Stellen wir nunmehr den Kaukasus den Alpen gegenüber, so finden wir den wesentlichen Unterschied (und eine Aehnlichkeit mit den Pyrenäen) darin, daß der Kaukasus seiner Haupterhebung nach eine einfache, die Alpen eine mehrfache Kette, ein Hochgebirgsland, bilden. Sind wir in Luzern, so sehen wir andere Rämme als in Mailand, in Salzburg andere als von Genév. Von den russischen Steppen oder von den Waldorten Pflanzungen und Kiefernwäldern aus aber schaut man auf denselben Komplex des Kaukasus wie von Tiflis. Das Hauptmerkmal unserer Alpen fanden wir in den großen Vängeltälern ersten Ranges, der Kaukasus hat (ebensofalls gleich den Pyrenäen) nur solche, die sich rechtwinklig von Querschlüchern ableiten, also zweiter Ordnung. Diese kurzen Vängeltäler sind aber gerade im Kaukasus charakteristisch ausgebildet.

Gute Karten des Gebirges zeigen dem Beschauer eine deutliche Mittelkette, die sich vom äußersten Westen am Ebnus vorüber bis mindestens zum Kaezel, vielleicht noch weiter erstreckt. Diesen Centralrücken ist sichtlich vorgelagert eine zweite recht flachere Kette, die jedoch folgende Eigentümlichkeit zeigt. Auf dem Raume vom Ebnus bis zum Abi Ebnus erstreckt sich fast in gerader Linie der Centralrücken, nirgends unter 3000 m herabsinkend und nur auf Schnee- und Gletscherzungen zu übersteigen. Alle Gewässer seines Südbahanges finden durch die sübliche Vorsette einen Ausgang. Zwischen Abi Ebnus und Kaezel dagegen ändert sich dieser Bau, denn zwei größere Flüsse, der Ardon und der Terz, entspringen an der süblichen Vorsette und durchbrechen den Centralrücken in schonerlichen Querschlüchern! Als ob der Inn bei Innsbruck, statt das bayerische Gebirge zu umgehen und auf die nördliche Hochgebirge herauszutreten, rechts abglenken und durch das Brennerthal nach der Lombardi abfließen würde! Aehnlich ist es im Kaukasus, nur mit dem Unterschied, daß eben sein centraler Theil bei weitem nicht so massenhaft austritt wie in Tyrol das Hochgebirge. Eine solche Durchbrechung aber der Centralrücken durch die Gewässer, eine Auswahr in den europäischen, ist ein Geis in den asiatischen Hochgebirgen, worauf B. v. Richthofen zuerst hingewiesen hat<sup>1)</sup>. Der Kaukasus hat also in dieser Hinsicht etwas Asiatisches an sich.

Vom Kaezel gegen Osten ändert sich der Bau. Dort finden wir ein Hochland mit freiem Bruchrande gegen Süden, da die Vorberge hier in die Tiefe abgesunken sind. Eine durch breite Quellen und Erdschüttungen charakteristische Zone bezeichnet diese großartige Bruchungsstelle, welche sich in der Richtung der Meer fortsetzt und vulcanische Erscheinungen deutlich veranlaßt<sup>2)</sup>. Ein reich entwickeltes Hüfing hat dieses Hochland in ein Chaos von steilen Thälern zerstückt, welche freuchtbar wie umgeland sind. Das Plateau zerfällt dadurch in zahlreiche einzelne Berggruppen von primärer Gestalt, oder flach, an den Seiten eben und fast unzugänglich. Eine solche Gebirgswelt — ein Einz. Abtheilen in Europa — muß leicht zu vertbeiligen sein, denn ein jeder dieser Tafelberge ist eine natürliche Burg.

Der eigentliche Schneerücken des Kaukasus ist auf die Strecke zwischen Kaezel und Ebnus beschränkt. Der Kaezel (5043 m hoch) steht durch Sterschied am 29. und 30. Juli

<sup>1)</sup> B. v. Richthofen, Ueber Schwab in Himalaya und Tibet an Kommen, in den Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Bd. V, 1878, S. 73 und 107.

<sup>2)</sup> Abich, Mémoires de l'Acad. St. Petersburg VI, 1903, p. 45.

1868 bestiegen, besitzt einen hufeisenförmigen Gipfel, so daß er dem Beschauer von einzelnen Punkten aus doppeltspitzig erscheint. Sein vulcanischer Ursprung ist nach Abich's Versicherung ebenso unzweifelhaft wie der des Ebnus (5632 m), des Monarchen des Kaukasus und Europas. Dieser ist leichter zu besteigen als der Kaezel, sein imposant gewölbter Dom aber erhebt oben in einem gut erhaltenen Kraterkreis mit anstehenden alten Felsen. Wollte man den Ebnus als Vulkan und als seitlich von der Hauptkette gelegen nicht für den Gipfelpunkt des Gebirgsrückens gelten lassen, so würde dieser Rang dem vornehm niedrigeren Kashtan-tau (5220 m) zukommen, der sich über dem unzugänglichen Felsenraume unerschütterbar schroff erhebt.

Ueberhaupt zeichnet sich der Kaukasus durch größere Steilheit der Gipfel aus: gewöhnlich heben diese sich in geschlossenen Wänden empor, dann spitzen sie sich aber kristallinisch zu, so daß das Wetterhorn in unserer Schweiz am meisten vulcanisch erscheint. Im Kaukasus finden wir also eine noch größere Kühnheit der Linien, als sie die Alpen darbieten im Vergleiche zu den Pyrenäen.

Wegen der Schmalheit des Centralrücken und der Schroffheit der Gehänge ist die Schnee- und Gletscherentwicklung jedoch nur eine sehr geringe. Damit hängt es auch wohl zusammen, wenn im Kaukasus das Alpenmägen nur schwach austritt, wie Alexis Wagner berichtet. Der größte Gletscher, der Kalschi-don, findet sich am Nordabhange des Abi Ebnus bei dem Dorfe Jengau und gleicht dem Karagumussche des Ursprung. Nach Abich's Angaben ist er 450 m breit und senkt er sich bis auf 1740 m Meereshöhe herab — die niedrige Höhenstufe, die ein kaltes Gletscher erreicht. Ein Gletscher, wie in den Alpen das des Riesgletschers oder der Deythalter Gruppe, welche nach Sonklar<sup>1)</sup> 10<sup>1/2</sup> Quadratkilometer flächenaral aufweist, ist hier nicht vorhanden, denn die Umgebung des Ebnus hat insgesamt nur 2<sup>1/2</sup> die des Kaezel nur 1/2 Quadratkilometer Eis- und Schneeflächen<sup>2)</sup>. Dagegen sind die Gletscher, also die schrägen Abhänge der Gletscher, im Kaukasus weit steiler und den Augen erscheinlicher als in unseren Gebirgen.

Die Gletscher hat dem Kaukasus nicht gänzlich fehlt. Zwar hat noch im Jahre 1858 Abich erklärt, daß sich dort Spuren einer solchen nicht vorfinden, später aber hat er selber in den Thälern des Ardon und Ingar Zeugnisse einer vormals größeren Ausdehnung der Eismassen gefunden. Der Geologe Kaver hat eben solche am Kreuzberg und in der Tarzalschlucht an der großen graufäuligen Dorststufe wahrgenommen. Aber aus allen Angaben würde nur folgen, daß die Gletscher im Kaukasus bei weitem nicht die großartige Entwicklung erreicht wie in der Schweiz oder in den Pyrenäen, ebenso wie die heutige Vergletscherung sichtlich im Vergleich zu den Alpen.

Besonders beachtenswert für den Kaukasus sind die tiefen Querschlücher oder vielmehr Querschluchten. Der Thälerschlund mit seinen gewaltigen Thalschlüchern verdammt alle ähnlichen Schluchten der Alpen, denn die Via mats oder die Tamina-schlucht erscheinen daneben nur wie schwächliche Gebirgsgräben, während hier die Einschnitte bis auf 1500 m herabreichen. Unten zwischen hochsteigen Wänden tobt der Thälcher, der dreimal aus Brücken überquert werden muß, von denen aus er kaum noch sichtbar ist. Die erhabene Wildheit, die jeder Beschreibung spottet, erreicht aber hinter der dritten Brücke ihren Abschluß, denn durch eine in den Felsen gesprengte Gallerie gelangt man — welche Aehnlichkeit mit

<sup>1)</sup> G. v. Sonklar, Die Gletscher Gebirgsgruppe, S. 278.

<sup>2)</sup> Abich im Bull. Acad. St. Petersb. XXIV, Heft 2, S. 262.



der Bia mala und dem Uraroch! — in ein zohmeres sonniges Thal mit wolkenden Kornfeldern und feineren Ortschaften. Einen ähnlichen Schlund von 1000 m Tiefe bildet der Uruch, einen dritten aber schwächeren der Terel auf der großen Herrstraße von Wladimawsk, der „Zwinge des Kaufasus“, nach dem Darjalpasse und dem Tere Kaschel. Es ist eine Paßenge, die sich mit den höchsten in der Schweiz messen kann. Wie in der Tamisioschlucht führt der Weg auf der Höhe des Thales neben dem Vergnasser entlang. Uebrigens ist die oft wiederholte Behauptung, daß der Darjalpasse periodisch durch Lawinenflüge abgsperrt und Rußland zu Lande auf diese Weise von Transkaukasien abgeschnitten werde, weiter nichts als ein russischer Deamantenmythos. Die Wahrheit beruht nur auf der Thatfache, daß zuletzt im Jahre 1832 wirklich die Herrstraße durch den Bruch eines benachbarten „Gisfere“ vernichtet worden ist. Der Tschirahgelder nämlich hatte sich so tief herabgelassen, daß ein Nebenthal des Terel quer verriegelt und oberhalb dieser Eismauer ein „Gisfer“ aufgestaut wurde, welcher dann plötzlich seine Schranke durchbrach und dabei die Kunststraße vernichtete. Da gegenwärtig der Gletscher wieder ein bedeutliches Wachstum zeigt (von 1863 bis 1876 ist er um 118 Schahén = 252 m abwärts vorgedrückt), hat die russische Regierung ihn einer scharfen Aufsicht unterstellt, da ihr an der sieten Brauchbarkeit dieser einzigen über das Hochgebirge führenden Herrstraße natürlich sehr viel gelegen sein muß<sup>1)</sup>.

Wenden wir uns zu den landschaftlichen Eigentümlichkeiten des Kaufasus, so finden wir vieles andere als in den Alpen. Wir wollen absehen von jenen echten unberührten Umrissen am Nordabhange des Gebirges, aus dem nur hin und wieder Gebirgsflüsse aufsteigen, während das Auge nur sehr seltene Eichtungen antrifft und nur zerstreute Ranchsäulen die Nähe des Menschen verkünden. Wir wollen auch nicht verweilen an der menschlicheren abschüssigen Küste, wo dunkle, buschige Wälder sich von den Bergen bis unmittelbar an die See herabschieben, kein Dorf, keine Hütte weit und breit die unheimliche Todtenstille unterbricht, nur ein ober das andere Mal die Trümmer eines zerstörten Forts trübe Erinnerungen wachrufen. Doch ist die Pflanzenwelt des Kaufasus sicherlich um vieles schöner als die tyrosische und vollends die schweizerische. Unsere Alpenrosen dürfen sich nicht messen mit den kaukasischen Rhododendren und Azalern, selbst die Geranien erscheinen dort blauer, weil sie neben Postleuten von Schneeglöckchen auftreten. Es fehlen bei uns auch die Feuerlilien und die Malven Ewanicoten unter den Wiesen-

gewächsen und die mannesehen Umkleisern in unseren Eichtungen.

Wenn so der Kaufasus auch an Uppigkeit der Vegetation und Reinheit der Gletscher über den Alpen steht, so fehlen ihm dafür die Wasserfälle; man begegnet nicht einmal einem zweiten Ranges. Das hängt naturgemäß zusammen mit den tiefen Einschnitten der Thäler: die Gewässer haben hier bereits ihre Errossionsarbeit über die frühesten Stadien derselben geführt. Denn Wasserfälle gehören zu den Jugendreizen des Gebirges, der Kaufasus aber trägt schon tiefe Furchen des Alters. Aber alle landschaftlichen Herrlichkeiten des Kaufasus werden gedämpft durch die gänzliche Abwesenheit der Seen. Es fehlen ihm selbst so winzige Weiher wie der Daubenser am Gemmissa! Würde daher zwischen Alpen und Kaufasus und Pyrenäen ein Calame zum Preisrichter bestellt, so könnten wir nicht in Zweifel sein, welchem Gebirge er den Kranz auf die Stirn drücken würde.

Es hat jedes dieser Hochgebirge einen bestimmten Charakterzug in Relief und Physiognomie, welche sich zum Theil auf Art und Weise, zum Theil auf das Alter der Erhebung zurückführen lassen. Nicht stark genug oder würden wir hier noch zum Schluß der vor Besetzung waren, daß jene Hochgebirge in einer bestimmten kurzen Zeit, etwa mit einer Art von „Katastrophe“, aus der vorher nicht modellirten Kruste der Erde aufgestiegen seien. Schon Alexander von Humboldt hat zu einer Zeit, als man den innern Bau der Alpen nur wenig, den der Pyrenäen kaum kannte, geäußert<sup>2)</sup>, er habe Mühe zu glauben, daß eine und dieselbe Katastrophe die Gebirge gehoben und die früher in der Tiefe horizontal gelagerten Schichten gegen die Ebene geneigt habe. „Sind die Alpengebirgsfalten“, so fragt er zweifelnd weiter, „aufgestiegen aus Spalten . . ., die parallel dem Streichen der vorher bereits gestörten Schichten gebildet waren?“ In der That, unsere Hochgebirge haben ganz sicher bereits in früheren Weltaltern mehrfache Dislocationen erfahren. Das Rhodens- und Vorderriethal ist nachweislich älter als die Hebung der Alpen am Ende der Tertiarperiode, und was die Pyrenäen betrifft, so hat Henri Magnan klar bewiesen, daß sie in drei verschiedenen Epochen aufgerichtet wurden, zuerst in der Zeit der productiven Kohlenformation, dann zwischen der untern und mittlern Kreide und das letzte Mal in der Mioäenperiode, als das Lyphiden und das Paläolithium den Südwesten Frankreichs bewohnten<sup>3)</sup>. Zahlreicher noch dürften die verschiedenen Hebungen sein, welche das Gebiet der Alpen im Verlaufe der geologischen Vergangenheit erlitten hat.

<sup>1)</sup> Vergl. den Bericht Stottowsky's in den Abtheilung der Real. Russ. Geogr. Ges. XIII, St. Petersburg 1877, S. 63 bis 88. Beschreibungen der Straße waren vorher eingeleitet 1776, 1778, 1785, 1808, 1817 und 1822. Ueber den Tschirahgelder vergl. Abich, Bull. Acad. St. Petersb. XXIV, p. 270 — 282.

<sup>2)</sup> A. de Humboldt, Essai géognostique sur la formation des roches dans les deux hémisphères. Paris 1823, p. 60.

<sup>3)</sup> Henri Magnan a. a. O. S. 100 bis 105.

## Die Ghesw'uren und ihr Land<sup>1)</sup>.

### I.

Launeit östlich von der großen Herrstraße, welche am Fuße des Kaschel vorbei führend Wladimawsk mit Tiflis

<sup>1)</sup> Dr. Oskar Rodde (Director des kaukasischen Museums und der öffentlichen Bibliothek in Tiflis), Die Ghesw'uren und ihr Land (ein monographischer Versuch), untersucht im Som-

verbinde, liegen am Südbahange der Hauptseite des Kaufasus die Quellen der Pflawischen Artagwa. An ihnen und

mer 1876. Mit 13 Tafeln Abbildungen, vielen Querschnitten und einer Karte. Cassel, Theodor Fischer, 1878.

nördlich über die Wasserscheide hinweg an dem Ursprunge der Flüsse Argau und Aisa liegt der kleine Stamm der Ghesuren, das sonderbarste unter allen verwilderten Christen-Völkern im Kaukasus. Ihre wie die Schwalbennester an die Felsen gestellten Hütten sind kaum 5 bis 6 geogr. Meilen von jener viel besuchten Straße mit ihren civilisirten Bevölkerungsteilen entfernt; aber ihre wilden tapferen Bewohner haben von Alters her ihre kahlen Eiten bewahrt, halten fest an der Ueberlieferung und legen der russischen Verwaltung daher passiven Widerstand entgegen. Das unzugängliche Hochgebirge — von Westen nach Osten erheben sich dort der Tschu-wadi zu 12 100 Fuß, der Archotie-tani zu 10 200 Fuß, der Anatoris-gele zu 10 090 Fuß, der Tschafis-mta zu 10 300 Fuß, der Dorsalo zu 11 500 Fuß und der Tschulos-mta zu 14 780 Fuß — bewahrt eben die Gewohnheiten seiner Bewohner, wenn auch nicht deren Stamm eben so treu, wie den Hirn seiner Glieder. Ueber dieses Volk war bisher so gut wie nichts bekannt; denn die beiden einzigen existierenden Arbeiten, die namentlich ethnographisch wertvolle des Fürsten Kapaal Eristow in den Schriften der kaiserlichen Abtheilung der Kais. Russ. Geogr. Ges. (III, S. 75 ff.) und des Herrn Schürmann (in der Zeitung Kowlos von Jahre 1851 und im „Rustij Wjstnik“ von 1876) sind, weil in russischer Sprache geschrieben, und Reiseverrätern wohl völlig unbekannt geblieben. Dr. Rabbe hatte also freies Feld vor sich, als er die Ergebnisse seiner Sommerreise des Jahres 1876 seinen Landsleuten beschrieb. Seit einer Reihe von Jahren waren wir gewohnt, in Petermann's Mittheilungen von des unermüdblichen Botanikers Reisen in Hoch-Arménien zu lesen; aber es waren nur kurze Mittheilungen, welche er uns an jener Stelle geben konnte. Ein zusammenhängendes Werk darüber zu vollenden, hinderte ihn bis jetzt erstens das Schwermere Arbeiten in Tiflis, an den Grenzen des ersten Lebens\* und ohne die nöthige, schwer zu beschaffende einschlagende Literatur, und zweitens eine Fülle dienstlicher Geschäfte. Um so dankbarer müssen wir die Raschheit anerkennen, mit welcher Rabbe das, was er 1876 in seinem früheren Lieblingsgebiete, dem Kaukasus \*) gesehen, und vermittelst hat. Es zengt das von einer Spannkraft und Energie, welche sich verhältnismäßig nur wenige Deutsche in fernem Ländern bewahren wollen oder können, und von der wir hoffen und wünschen, daß sie dem wackeren Vertreter deutscher Wissenschaft im Osten noch lange erhalten bleiben möge. Das in Rede stehende Werk gliedert sich in folgende Abschnitte: 1. Geographische Mittheilungen (S. 1 bis 34), speciell auf S. 16 bis 26 die Discussion von 37 Höhenmessungen, auf welche ein „Entwurf eines allgemeinen Bildes der belebten Natur“ folgt. 2. Bemerkungen von der Karte (S. 35 bis 42). 3. Die Bevölkerung von Ghesuren, Tadschiken und Pshawen nach offiziellen Quellen (statistisch; S. 43 bis 60). 4. Ethnographischer Theil (S. 61 bis 167). 5. Marchroute (S. 169 bis 338). 6. Botanischer Anhang (S. 339 ff.).

Die ersten Ghesuren, aus dem Hochgebirge dorthin gewandert und von Tschirgis, Pshawen und Tadschiken gemengt, trifft er unter Georgis nordwärts Reise an, wenn er nach Ueberführung des 4852 Fuß hohen Sabadur-Passes aus dem Hügelgebiete der Aragwa in das der Jora gelangt und in den etwa 3500 bis 3600 Fuß hohen, lieblichen und fast bewaldeten Ergeloffel hinabsteigt. Dort hat er die heiße Zone mit ihren Weinreben, Maisfeldern und Schlingpflanzen hinter sich und betritt die gemäßigten Gebirgszone, welche der Cultur der nordischen Cerealien so günstig und

dem Anstieher so gesund, bequem und ergiebig ist. Freilich brennt auch hier noch die Sommerhitze den kurzen Kleinsten der unbewässerten Wiese fast alljährlich an, und erst in 4000 Fuß Meereshöhe ist dieselbe auch ohne Zutun des Menschen gesichert. Weiter nördlich befinden sich in besonders günstiger Lage das Gut Sataraulo des Fürsten Tschamtschamabale (3400 Fuß), wo neben der Hebe, fruchtigen Buchweizen und den südlischen die nordischen Cerealien und sämmtliche Gemüße üppig gedeihen. Der wenig höher (3573) gelegenen Ebene von Tionetti, der ersten namhaften Erweiterung des Jora-Thales, mit ihren häufigen Nordwinden nach strengen Wintern fehlen die Laubbäume und selbst die härteren Sorten des verbreiteten Kreuzboms, und an die Stelle der Hebe tritt die milde Hopfenraute, deren Cultur sehr zu wünschen wäre, denn die deutschen Brauer in Tiflis führen ihren Bedarf noch immer aus Süddeutschland ein. Mit dem Abflusse der Tionetischen Ebene gegen Norden betreten wir die breite Waldzone der Südseite des hohen Karafals, welche sich durch den absoluten Mangel an Nadelgehölzen auszeichnet. Kiefern, Roth- und Weißbuchen, Eichen, Bitterpappeln, Ahorne und in den östlicheren Gegenden die edle Kastanie, auch Quercus robur und riesige Stieleichen bilden die herrigen Hochwälder, welche namentlich im menschenleeren Ato-Thale in geschlossenen Beständen auftreten. Mit der mächtigen Gebirgsentwidelung aber im Quelllande der Jora und besonders der Pshawischen Aragwa, welche zusammen das Gebiet der Pshawen umfassen, werden die weithin zusammenhängenden Waldbänke vielfach unterbrochen; hier tritt die Rothbuche als Hochstamm durchsichtlich bis zu 6000 Fuß Höhe, während die Weißbuche noch höher geht, und an der Nordseite des Gebirges Rabbe die äußersten Grenzfelder, wie auch die Baumgrenze zu über 7500 Fuß, ja nahezu bei 8000 Fuß antrat. Er fand hier seine früher schon ausgesprochene Ansicht bestätigt, daß im Kaukasus die Kultur- und Baumgrenzen allmählig nach oben steigen, je mehr man sich von den wasserreicheren südlichen Ländern entfernt und in die Zone des continentalern Klimas tritt. Den bei weitem größten Theil der Oberfläche vom Ghesuren- und vom östlich davon gelegenen Tadschiken-Lande nehmen aber die dasalpinen und die hochalpinen Zonen ein, die erstere dem Komaba allmählig durch ihre weiten Weideplätze, welche von der stattlichen baosipicua Flora (Alpenrosen an allen gegen Norden exponirten Abhängen, Pedicularis-Arten, Betonica grandiflora, Linum hirsutum, das duftende Liliun Szovitsianum, Rhearoten u. s. w.) bebegt werden und hier und da an ihrem untern Rande noch ein kleines Gerstenfeld aufweisen; die letztere nur auf kurze Zeiten vom Fuße des verwegenen Alpenjägers berührt, der in ihnen dem Steinbock und dem Königsalpenhuhn nachspürt, während ihm Gensle und Bezoarbock schon tiefer, ja selbst noch auf den nackten kahlen Lehnhängen des Gebirges im Waldgebiete zu thun geben. So beschaffen sind die an der Südseite des Hauptgebirges gelegenen Quellflüsse des Aragwa-Systems und an der Nordseite die vollständig maltschen Aisa-Duellen; ebenso ist der größte Theil des Tadschiken-Gebirges ein bereits über der Baumgrenze gelegenes Alpenland, dessen Bewohner den Holzbedarf zum Baue miltsam thalwärts schleppen müssen, während aus ihrem Lande von den Unterländern der Pässe der herrige Kiefernspahn sogar bis weithin zur Südseite des Gebirges wandert, um die Burg der Ghesuren und Pshawen Nadsis zu erreichen.

Und nun zu den merkwürdigen Bewohnern dieser Gebirgsnischen! Von einem löcherlichen Tappus der Ghesuren ist nicht die Rede; es betheiligten sich vielmehr an ihrer Bildung die verschiedenartigsten Nachbarvölker, so

\*) Vergl. den biographischen Artikel „Guslan Rabbe“ (mit Portrait) auf S. 22 des 25. Bandes dieser Zeitschrift.

daß die einzelnen Individuen enorme Differenzen zeigen, wenn sie auch alle ein hoher Grad von Wildheit, schwerer Miß und selbstkräufler Haltung auszeichnet. Kadde will aus Tausenden der Nachbarvölker den Gheswuren heraus erkennen, auch wenn er nicht jene originelles Costüm oder seine Mischung trägt; aber eine Diagnose für den Stamm im Allgemeinen kann er darum doch nicht geben, sondern höchstens von Localtypen in den verschiedenen Dörfern sprechen. Während im Allgemeinen der Pfizane in seinem Äußern dem Georgier am nächsten steht und der Tschje starken Körperbau, brünettes Haar und Teint und kurzen schwarzen Schnurrbart beisteht, hält der Gheswure am wenigsten eine typische Form ein. An der Stilkleinheit des Kausfals sichten Kadde die Gheswuren durch schwachen Nachdruck, in Guro an der Arguns-Luelle bemerkt er zwischen mittelgroßen Männern mehrere Kisten mit enormen Händen und Füßen. Dabei besitzt der ganze Stamm, so Männer wie Weiber, eine große Körperstärke, die sie stetig über: schleppen doch erstere, nicht selten auch in voller Mischung, mehr als einen Centner Steinsalz auf ihrem Rücken von Wladistawas über die steilsten und unzugängsten Gebirgspartien in ihr heimatliches Dorf. Nicht mindere Leistung und Gewandtheit erfordert die Jagd auf den Steinbock. Den Weibern aber liegt mit Ausnähme des Katers und der Baumratt alle Arbeit ob; wenn im Winter jeder Schnee liegt, müssen sie die im Sommer an der Baumgrenze fertig gestellten Holzbindel oft 3 bis 4 Werst weit zum Hause schleppen, und das auf den freilich kaum eingetretten Gebirgsplätzen. Eine Verschiedenheit im Äußern der Gheswuren hat ihren Grund darin, daß der Stamm aus den Nachkommen einzelner Völkstämme besteht, die der Hauptsache nach, wie Szpade und Traditium beweisen, aus Ursien kamen. Es ist ein Mischvolk von vorwiegend georgischer Basis, welches im Laufe der Jahrhunderte aus den Nachbar-Populationen sich in den Felsenden des Hochgebirges bildete und hier eine große Anzahl schon weitgewachener funderbarer Gestrände conservierte, andere, befruchtete durch eine wilde unabhändige Natur, in sich entwickelte und, sich um die Aukemwelt absolut nicht kümmernd, in antiken Typus erhielt.

Das Gheswuren-Kind kommt nicht in dem ertecklichen Hause zur Welt, sondern abseits vom Dorfe in einer elenden eigens dazu errichteten Hütte, wo seine Mutter allein und ohne Hülfe ihre Entbindung abwarten muß, eine Sitte, deren Raubbild erst in neuester Zeit durch den Einfluß christlicher Priester hier und da ein wenig gemildert zu werden anfing. Einen vollen Monat bleibt nach altem Gebrauch die Mutter mit dem Neugeborenen in der Hütte, in deren Nähe ihr Kinder zur Säugernungszeit Milch, Käse und grobes Gerstentrot bringen in Gefäßen, die dadurch unrein werden und sonst nicht benutzt werden dürfen. Namentlich darf die Mutter nach 3 bis 6 Tagen in die Nähe des Dorfes überziehen und auf 6 bis 7 Wochen eines jener niedrigen kleinen Häuser aus schwarzen Schieferplatten beziehen, welche bei allen Dörfern meist am Bache errichtet und zur Aufnahme der Wäschermehnen und der menschensträubenden Frauen und Mädchen bestimmt sind. Abends müssen die Inansen dieser „Samrenlo“ genannten Hütten, trotzdem sie für unrein gelten, die Käse besorgen und vor dem definitiven Betreten des Dorfes sich am ganzen Körper waschen. Gleich nach der Geburt wird die Ereignis durch einen Boten den Verwandten gemeldet, welche für einen Knaben der Gefälligkeit ein Schaf oder Goid (1 Kub. 60 Kop.) opfern, dafür aber vom Vater eine Woche lang mit Vier und Schnaps bewirthet werden. Doch nimmt dieser selbst die ersten sieben Wochen lang an seinen Freistückchen Theil. Stirbt das Kind während dieser Zeit, so wird die Leiche nach alt-ghe-

surischer Sitte getauft, d. h. mit einer Mischung aus Ache und Wasser bespritzt; bleibt es am Leben, so taufst es der russische Priester. Christliche Namen sind selten, dafür um so beliebter folgte wie Loma = Yow, Mgela = Wolf, Wepchuria = Bantler, Dataria = Wör, Wajika = tüchtigter Kerl u. s. w. für Knaben, und Asia = Sonnend, Wardna = Wof, Deduna = Mitternacht, Mokalna = Sonnenmädchen, Ganda = Schach s. für Mädchen. Die Ehen der Gheswuren sind funderbar, aber die Liebe der Eltern zu den Kindern und namentlich den Söhnen sehr groß, wenn auch öffentliche Verheirathungen verpöbt sind. Was die Erziehung, wenn man bei den Gheswuren von einer solchen reden darf, anlangt, so lernen die Mädchen Spinnen und Weben und nehmen, wenn sie dazu stark genug sind, an den häuslichen Beschäftigungen Theil. Zeitig müssen die Kinder Wasser von der Quelle herbeischleppen und Morgens den Rahm mit den Händen zusammenzutragen und womöglich gleich zu Käse verarbeiten, d. h. in bläuen Klagen an die Steinwände hängen, um sie dort trocken zu lassen und im Winter als Brennmaterial zu verwenden, denn der Wald wird sorgsam gehout. Die Knaben dagegen müssen sich im Sprechen, Fischen und Schießen üben; im Sprechen, um bei Festen und unter Vätern würdig theilnehmen und Vordere auf tapfere Männer, vorlebende Eltern u. s. w. halten zu können. Da gilt es, den Mutz eines Jägers, sein Unglück im Hochgebirge oder einem Zwielamp in voller Waffenrüstung, oder die ausgezeichneten Eigenschaften eines Verstorbenen zu schildern. Solche Erzählungen werden bei jedem Feste gemeinsamer improvisirt und zwar nicht selten rhythmisch gesprochen und durch monotone Refrain-Gesänge der Anwesenden begleitet.

Gebühniffe werden schon in der Wiege geschlossen, d. h. von den Eltern verabreicht, aber nicht früher, als bis das Mädchen das zwanzigste Jahr erreicht hat, vollzogen, eine Bergjagung, durch welche eine Ueberkörnung des Leibes und unergiebigen Gebietes vermindert werden soll. Es gilt als Schande, wenn einem jungen Ehepaar vor Ablauf der ersten vier Jahre ein Kind geboren wird; erst nach weiteren drei Jahren darf ihm ein zweites folgen, damit dieses nicht dem älteren die nötige Pflege entziehe. So erklärt sich die Kinderarmuth der Gheswuren. Die Mädchen gelten für keusch oder nehmen sich wenigstens das Leben, wenn ihnen Mutterchaft droht; doch soll die ursprüngliche Geistlichkeit, Skamoffe genannt, geschlechtliche Unreinlichkeit, so lange sie ohne Folgen bleibt und nicht mit Fremden getrieben wird, billigen.

Sobald nun die Paare schon von Jugend an einander bestimmt sind, so findet doch ein Freien und Rauben der Braut statt, wenn dieselbe das erforderliche Alter erreicht hat. Der Entführung des Mädchens geht aber oftmals auch ein formelles Freien durch Andere um ihre Hand voran. Gewöhnlich entführt der Bräutigam, in voller Mischung und in Gesellschaft einiger Freunde, die zum Egehen sich sträubende Braut zur Nachtzeit, wenn sie sich im Samrenlo (s. oben) befindet, und bringt sie in sein väterliches Haus, wo für seine Gefährten ein kleines Fest veranstaltet wird. Dann führt man sie zu ihrem Eltern zurück, welche abermals ein beschwerliches Geleise veranstalten, und wo der Tag der Hochzeit festgesetzt wird. Sie folgt weiß in 6 bis 6 Tagen und wird vom Chuzessen (s. unten), einem Geistlichen, der auch die Toten bestatet, eingegnet, wobei derselbe die Kleider des jungen Paares mit einer Nadel zusammensticht oder sogar mit einem Faden auseinandersticht. Diese Ceremonie findet am heimatlichen Dorfe statt, d. h. an Feuer, welches in der Mitte der Hütte der Eltern des Bräutigams brennt. Der Priester reicht beiden Brautleuten ein Wachstüchlein

und stellt vor ihnen fertige Speisen hin; sie stehen auf, er wünscht ihnen Segen im Hause und am Wege in reichlicher Nachkommenschaft, und es beginnt der gemeinschaftliche Schmaus.

Celbst nach dieser Freilichheit bleibt das Verhältnis zwischen Mann und Frau zuerst ein geheimnißvolles, und es gilt für eine Schande, wenn der Mann seine Frau öffentlich liebt oder mit ihr spricht. Nur die ersten drei Nächte schlafen sie zusammen; dann begiebt sich die Frau auf eine gewisse Zeit in ihr eiteliches Haus zurück. Die Ehen sind nicht besonders fest; der Mann kann sein Weib jederzeit wegen Unfruchtbarkeit oder, weil sie ihm nicht gefällt, verlassen,

und man kennt Fälle, wo ein Mann zehnmal geheiratet hat. Auch Polygamie kam früher vor. Der Einfluß der russischen Christlichkeit hat aber hierin schon manches gebessert. Verläßt das Weib den Mann, so muß letzterer entschädigt werden, im Maximum mit 80 Rubel, die meist in Vieh erlegt werden. Eine verlassene oder solcher Gestalt losgelassene Frau darf wieder heirathen, eine Wittne aber, welche einen Sohn hat, nicht. Untreue der Frau wurde früher durch Abschneiden von Ohr oder Nase bestraft — im Dorfe die lebt noch jetzt ein so verstümmeltes Weib —, auch ist dafür das Zerhacken der Waden üblich.

## Aus allen Erdtheilen.

### Europa.

Materialien zur Vorgeschichte des Menschen im östlichen Europa. Nach polnischen und russischen Quellen bearbeitet und herausgegeben von Albin Kohn und Dr. C. Wehliß. Erster Band. Jena. Göttingen 1879.

a. Die Ober, und dasjenige zu vermitteln, was polnische und russische Forscher bisher auf dem Gebiete der Vorgeschichte Sibiriens geleistet haben, ist eine sehr glückliche, und das Bedürfnis nach einem derartigen Werke um so mehr vorhanden, je geringer bei westeuropäischen Gelehrten die Kenntnis slavischer Sprachen ist. Herrn Kohn fällt dabei, wie die Vorrede von Dr. Wehliß besagt, der Böwmantheil zu, denn er ist der Uebersetzer und wohl auch zum Theil der „Bearbeiter“. Er ordnet seinen Stoff in Höhlenjunde, Pflanzjunde, Junde in ungeschichteten Gräbern, Junde in Gräbern aus kleinen Steinen oder ohne Steine, Junde in Kurganen und in Junde in Bergwällen.

Am liebsten hätten wir es gesehen, wenn das Werk aus ganz einfach aneinander gereiht die einzelnen Arbeiten der polnischen und russischen Forscher entweder in guten Auszügen oder in extenso gebracht hätte. Jetzt wissen wir nicht, was den „Bearbeitern“, was den Polen und Russen gebrät, und werden an ein Uebersetzungsband genommen, welches uns wenig annähernd. Wir können nicht selbst beurtheilen, wie das gesammelte meist sehr dankenswerthe Material überlegt wurde, können aber Vertrauen nicht gewinnen, wenn wir sehen, wie das einschlägige deutsche Material benutzt wurde. Da finden wir denn Nächstgütigen und Unwissenschaftlichen, wie die Autoren, welche mit anthropologischen Dingen sich beschäftigen, unverständlich sind. So wird der Dapfler Lehrer Kufusow (S. 311) wiederholt zu einem Professor Kufusow geklopft, Professor Örwings in Dorpat ist regelmäßig Örwings geschrieben, der altbekannte Dr. Bruner wird zu Brunner (S. 350) gemacht und, was am aller schlimmsten, S. 347 werden als Schriftsteller über die slavischen Völker „Dinar, Hymelshub und Strajkowski“ aufgeführt, wobei die beiden letzteren, wie die Fußschreibung und Jalunamenschelung beweist, den Bearbeitern wohl als moderne Schriftsteller erschienen. Das ist arg. Ein zweiter Band mit einer Hunderteicht nicht aus. Rückblick gibt und dieser Gelegenheit nochmals auf das Werk zurückzukommen.

— Am 8. (20.) November hielt der Vicemirral Krusenstern vor der Versammlung der Russischen Geographischen Gesellschaft in Petersburg einen Vortrag über seine Expeditionen in der Betschura, deren Aufgabe es war zu erforschen, ob eine Verbindung dieses Flusses mit dem Ob möglich sei. In No. 312 des „Golez“ finden wir hierüber folgendes Referat: „Die Frage über die Möglichkeit einer Wasser-

verbindung zwischen dem europäischen Rußland und Sibirien beschäftigt seit lange den Herrn Krusenstern, doch gelang es ihm erst im Jahre 1874 sein Ziel zu erreichen und die Mittel zur Ausrüstung einer Expedition zu erhalten. Die erste Reise war jedoch nicht vom Erfolge gekrönt. Eine Reihe ungünstiger Umstände verhinderte den Forscher die Wasserscheide zu erreichen. Der erste Mißerfolg erschütterte jedoch den Muth des unternehmenden Forschers nicht; Krusenstern begann mit neuer Energie die Ausrüstung einer neuen Expedition, welche auch 1876 ausgeführt wurde. Trotz vieler ungünstiger Umstände erstieg sie bedeutende Resultate. Krusenstern fuhr den Fluß Sartja, einen Nebenfluß der Betschura, bis an die Wasserscheide hinauf, und konnte sich hier von der Nähe des Flusses Sartjagan, eines Nebenflusses des Ob, überzeugen. Ebenso überzeugte er sich von der Schiffbarkeit des Sartja und Sartjagan. Wegen der späten Jahreszeit konnte er nicht mehr bis an den Ob gelangen. Eine Reihe topographischer Aufnahmen, das Nivellement des größten Theils des zurückgelegten Weges, eine Anzahl astronomischer Ortsbestimmungen und eine allgemeine Beschreibung der Gegend sind die Resultate dieser Reise.“

(R. R.)

— Als Schreiber dieses im Frühjahr 1870 in den Bergen Kariens reiste, sah er allüberall an vier, fünf Stellen leuchtende Waldbrände: Bauern hatten sie angelegt, um Weideland zu gewinnen oder um die Bäume, deren Holz sie brachten, nicht umlösen zu müssen. Einen Stamm hatten sie vielleicht nötig, Hunderte verzehrte der unbewachte Brand. So ist es im türkischen Reich seit lange der Brauch. Unlängst hat nun endlich die Pforte, wie der Vera-Correspondent der „A. M. Z.“ meldet, eine Verordnung an die Waldwälder und Förster (welche nirgends existiren) und so dann an die Statthalter erlassen, daß sie für den erforderlichen Schutz der Wälder sorgen. Die unter Sultan Abdul Medschid errichtete, unter Abdul Aziz eingegangene Forstschule soll jetzt trognünftig werden.

### A s i e n.

— Das unlängst erschienene Doppelheft (No. 23) der Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins enthält außer Vereinsnachrichten einen Nekrolog Titus Toblers von Barrer G. Jörder, ferne eine Abhandlung über die Antonia und ihre Umgebungen (mit Plan) von Baron von Allen, „Die Pilgerfahrt des Herzogs Friedrich II. von Liegnitz“ (1507), herausgegeben von H. Weisner und W. Möhrich, und einen Aufsatz über die Wassererforschung der Stadt Jerusalem (mit Karte) vom Barath Schid. Letzterer, von hehem culturhistorischen Interesse und auf genaue Untersuchungen fußend, behandelt die drei Hauptgruppen der Ein-

richtungen, welche der heiligen Stadt ihren Wasserbedarf liefern, nämlich Giffrenen von vier Arten, künstliche Triche, deren in und bei Jerusalem noch sechs vorhanden sind, und die Wasserleitung des Salomonstheichs, unter denen wegen ihrer Größartigkeit die von dem Salomonstheich und aus dem Wabi Arrub (12 resp. 25 Kilometer im Südwesten der Stadt) herkommende ausführligste behandelt wurden. „So reichlich das Quellwasser im Wabi Arrub fließt, so schwierig war es, dasselbe nach Jerusalem zu bringen, nicht nur wegen der großen Entfernung, die in gerader Linie  $5\frac{1}{2}$  Stunden beträgt, sondern hauptsächlich wegen der im Norden von dem Thale gelegenen, in langgedehnte Tiefthäler auslaufenden breiten Hochebenen, über welche das Wasser nicht ohne großartige Tunnelbauten hinübergebrocht werden kann. Da auch die Ueberbrückung jener Schluchten und Durchbohrung der dazwischen liegenden Felsrücken zu schwierig gewesen wäre, half man sich durch Umgehung derselben und führte, allerdings unter außerordentlicher Verlängerung des Kanals, die Leitung in nahezu gleichem Niveau mit ganz wenig Fall so lange an den Abhängen der Berge hin und her, bis sie mit der jetzmaligen Inoffensiblen zusammenkam und an der gegenüberliegenden Bergwand weitergeführt werden konnte. Die Leitung bestand aus einem ungefähr 2 Fuß breiten und meistens etwas tieferen, im Durchschnitt vierzigen Kanal, der durch Mauertrocken hergestellt, mitunter aber auch in den Felsen eingehauen ist. Er war, wie man nach dentlich erkennen kann, gut cementirt und oben mit großen Steinen zugedeckt; jetzt fehlen letztere an vielen Stellen, und an anderen ist der Kanal auf der einen Seite oder auch ganz zerstört, öfters auch mit Erde angefüllt oder mit frischem Gestein durchwuchert, zuweilen jedoch ist er noch ja gut erhalten, daß er kaum einer Reparatur bedarf.“ Von dem bekannten Salomonstheich an ist die Leitung eine doppelte: oben eine geradere, kürzere, ältere, welche in wasserreichen Röhren fällt und feigt, und unten eine längere, jüngere, welche ebenfalls den Ausbuchtungen der Bergeshänge in schlaffen Bindungen folgt. Während die Entfernung von den Teichen bis Jerusalem drei Stunden beträgt, mißt die zweite noch vorhandene und von Herabes erhaltene Leitung deren sieben. Demselben Fürsten wird auch die Arrub-Leitung zugeschrieben, während nach Schick kein Grund vorliegt, die Erbauung der Salomonstheide und der oberen Leitung dem Salomon abzusprechen.

— Die Erwerbung Sibiriens durch die Czarin hat begonnen; man schreibt nämlich dem „Golos“ (Nro. 325) aus Glatzenburg: „Die Grenzlinie zwischen Perm und Glatzenburg ist seit mehr als vier Wochen dem Verkehr übergeben. Der Zug braucht, um die Strecke von 468 Werst zurückzulegen, 26 Stunden. Darnach kann man sich ein Urtheil über die Bahn bilden. Den mittleren Theil, zwischen Tschikawa und Kuslowa, betrachtet alle als zu frühzeitig eröffnet, doch ist dort noch kein Unglück passiert. Der Personverkehr ist nach der Einstellung der Schiffsahrt (auf der Kama und Wolga) unbedeutend, für den Waarentransport hat man aber nicht die nothwendigen Waggons.“ Während sich die Czarin einerseits per Dampf über den Ural schreitet, sucht sie andererseits von Norden her durch die Lena ins Herz des nördlichen und reichen Landes einzudringen. Derselbe bringt die in Jakuat erscheinende Zeitung „Sibir“ folgende Mittheilung: „Am 9. (21.) September um 11 Uhr Morgens langte der schwedische Dampfer „Lena“ in Jakuat an. Commandeur des Schiffes ist Capitän Johansson.

Inhalt: Stanley's letzte Forschungsreise durch Afrika (1874 bis 1877). VII. (Mit 10 Abbildungen). — Dr. Otto Krummelt. Die nächste Wiederkehr Europas. III. (Schluß). — Die Ghesaren und ihr Land. I. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. — Afrika. — (Schluß der Reberation 25. Januar 1879.)

Verantwortl. Dr. H. Kiepert in Berlin, S. W. Unter den Eichen 13, III 11.  
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Nur der Capitän befinden sich sieben Mann auf dem Schiffe. Kaiser keine Mundvorräthe und Kohlen hat das Schiff keine Ladung. Die sieben Seefahrer fuhren in die Lenamündung und bis Jakutsk ohne Lasten. Ein solcher war zwar ein Veranlassung des Herrn Sibiriatom dem Schiffe aus Jakutsk entgegengeführt, er kramte sich jedoch mit demselben, so daß ihn die „Lena“ nirgends finden konnte. Der Dampfer hat Gatenburg am 6. (18.) Juni verlassen. Die Seefahrer sind während ihrer ganzen Reise auf dem Meere auf keine Hindernisse gestoßen; wenn sie auch hin und wieder Eis gesehen haben, so waren doch die Stellen unbedeutend. Von Jakutsk fuhr das Schiff fortwärts nach Witim. Von der Mündung der Lena bis Jakutsk, 13 Tage lang und eine Entfernung von gegen 800 Werst, fuhr der Dampfer ohne Lasten; von Jakutsk aus führte ihn ein „Jakut.“ Die Fahrt von Transi bis Jakutsk, allen Aufenthalt abgerechnet, dauerte 66 Tage.

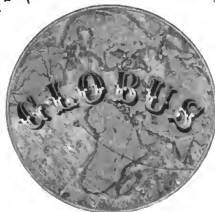
— Die holländische Sumatra-Expedition (s. „Globus“ XXXI, S. 192, XXXIII, S. 112 und 208) fährt mit der Entdeckung des Diamant und seiner Nebenflüsse fort und ist zuletzt in einem kleinen Dampfboot den Tembesi bis Padang-Balang hinausgefahren. Trotzdem sie aber vom Schicksal des Sultans begleitet war, wurde sie doch feindselig empfangen und zur Rückkehr gezwungen. „Natuur“ zufolge sollen sich die meisten Mitglieder der Expedition sogar schon auf der Rückreise nach Europa befinden. Wegen Eube des Jahres 1877 hat die Expedition, speciell die Herren van Hasselt und Beth, wie in einem fünften Extrahete der „Aardrijkskundig Genootschap“ berichtet wird, ihre Arbeiten in den Padangischen Binnenlanden mit einer interessanten Befreiung des Indrapura oder Bil von Karatiji, des ansehnlich nie zuvor besitzenen höchsten Berges der Insel Sumatra, beschloßen. Sie waren am 11., 12. und 13. December auf dem Kraterande und haben von dort an ein Panorama ausgenommen. Die Höhe des Berges wurde mit dem Barometer zu etwa 3600 Meter über dem Meere ermittelt.

## Afrika.

— Bart Said am Nordende des Suez-Kanals ist bis auf den heutigen Tag ein Elend, geradezu abgeschiedenes Nest, nur als Kohlenstation von Wichtigkeit, ohne Verbindung mit dem Nil-Delta und durch einen gewaltigen Sumpf davon getrennt, nur von Kohlengeboten, Zerklüftung von Schiffen bedürftigen und Konsum bebaut. Trotzdem ist keine großartige Bauge in Verbindung zum fruchtbarsten Delta ungenutzt geblieben, wie die Alexandrinier. Die zwischen beiden liegenden Süden von Damiette und Rosette hat durch den abgesehenen Nilflutungen fast unbrauchbar gemacht worden; das Uebervoll des östlichen Delta nach einem hohen Ausflusse auf der Bahn nach Damiette und von dort in kleinen Fahrzeugen nach Bart Said zu schaffen, in Folge dessen sich die Defensionsmaßnahmen von Damiette schon verstopfen haben. Jetzt laucht das Project auf, D. Amiette mit Bart Said durch eine Bahn zu verbinden, und wird von französischer Seite stark unterstützt, denn Alexandriens Hafen unterliegt dem ägyptischen Minister englischer Nationalität, die übrigen aber, Bart Said eingeschlossen, dem französischen. Gläubigerweise sind bei diesem Unternehmen die Interessen des Auslandes und Ägyptens beschützt.

# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXV.



N<sup>o</sup> 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von  
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postämter  
zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1879.

## Stanley's letzte Forschungsreise durch Afrika (1874 bis 1877).

### VIII.

Den Congo hinaus und durch seine Fälle.

F. B. Am 8. Februar 1877 landete Stanley bei dem Dorfe Rubunga im Lande Nganza am linken Ufer des Congo, wo er endlich wieder friedliche Eingeborene fand. Auf der andern Seite des hier 1700 Yards breiten Stromes liegt der große Ort Gumbishi. Am nächsten Tage rief die große Markttrummel die Bewohner beider Ufer mit ihren Booten herbei; unter diesen fielen Stanley besonders die Messer von Rubunga als eigenthümliche Proben afrikanischer Schmiedekunst auf. Sie waren meistens in flammenartiger oder Sichelform; diejenigen der Häuptlinge waren gegen 18 Zoll lang und zweifachig, mit Messinggriff, breiter Spitze und zwei Nutenlinien in der Mitte der breiten Ringe versehen, während letztere in der Nähe des Hefes von zwei halbkreisförmigen Öffnungen durchbrochen war und die Spitze des Griffes eine Verzierung von Dittersfell trug.

Das Haar der Eingeborenen war mit hübschen Eisennadeln in Büscheln befestigt. Jeder Theil ihres Körpers von der Stirn bis an die Knie war tätirt, und zwar ohne Farbstoff allein mit Schlitzen und zahllosen Stichen; die Brust bildete eine Musterkarte von erhöhten Figuren, Rändern, Birecken, Kreisen, Wellenlinien, Kesteten u. s. w. Ihre Halsbänder bestanden aus Zähnen von Menschen, Gorillas, Krokodilen und Ebern. Die in vielen Beziehungen merkwürdigsten Gegenstände, welche Stanley in jenem Orte sah, waren vier alte portugiesische Musketen, welche die Eingeborenen, die vor Stanley nie einen Weizen oder Krabbe gesehen, von einem westlicheren Stamm, und dieser von Hand zu Hand von der Küste erhandelt hatten. Da die

Mündung des Congo im Jahre 1485 entdeckt wurde, haben die vier Musketen zu ihrer 965 Miles langen Reise von der Küste bis Rubunga gegen 390 Jahre gebraucht! Stanley's Leute begrüßten diese ersten Anzeichen wiederkehrender Cultur mit großem Jubel.

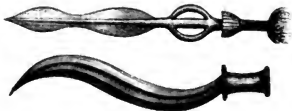
Nach zweitägigem Aufenthalt fuhr Stanley weiter und erreichte nach zwei Stunden das aus mehreren Dörfern bestehende Urangi am linken Ufer, in dessen Nähe er auf einer bewaldeten Insel das Lager aufschlug, zu welchem die Eingeborenen in zahlreichen sehr schnellen, eleganten Canoes herbeikamen. Die Ankunft ihres Häuptlings wurde durch die melodischen Töne eines sonderbaren Gongs in Form von zwei langen eisernen Haken angeklungen, welche mit einem Klöppel mit Gummifingel angeschlagen wurden. Die Eingeborenen waren auch hier scharfschüssig tätirt und ihre Zähne gefeilt; sie trugen Halsbänder von Menschenzähnen und große Gewinde von Messingdraht um Arme und Beine. Die Männer waren mit Grasschuh bekleidet, während die Weiber nackt gingen. Stanley sah hier gegen ein Duzend Musketen, und Eisenbein war im Ueberflusse vorhanden. Trotz der scheinbaren Friedlichkeit der Eingeborenen erhob sich während der Nacht der Väm ihrer Kriegstrommel, und als die Expedition am nächsten Morgen weiterfuhr, machte ihre Canoe-Flotte einen plötzlichen verrätherischen Angriff, wobei einer von Stanley's Leuten erschossen wurde. Erst zwischen den zahllosen Inseln und Kanälen in der Mitte des jetzt gegen 7 Miles breiten Stromes gelang es, den nachfolgenden Widern zu entkommen.

Ein äußerst reiches Thierleben bevölkert diese Inseln;

auf einer derselben sah Stanley einen Elephanten mit langen Stoßzähnen und eine Herde rother Büffel. In dem Rohr der niedrigen Sandbänke lebten Marabu-Störche, Kraniche, der furchtbringende Balaniceps Rex, Flamingos, wilde Gänse und Enten, Königfischer, Zaunvögel, Reiher, weiße und schwarze Ibisse und Schnepfen, während die höher und dichter bewaldeten Ufer von Pavianen, Hundstoppelfaffen, Lemuren und kleinen langgeschwänzten Affen wimmelten, und in den Wasserstraßen Nilpferde, Krotzile und Warnichschfen sich tummelten.

Am 13. Februar kostete die Expedition unglücklicherweise in Sicht der 6000 breiten Einmündung des Saankuru, an welcher zahlreiche Dörfer des Marudschastammes lagen. In 70 Rähnen griffen die mit Messern bewaffneten Wilden an und töteten Nchani, einen der besten Leute Stanley's. Nach den Kriegskrausen „Ushu“ und „Voboboh“, deren Congo lautete der dortige Schladtsch „Jahabaha“, abgibt einem Feuerbewerger. Nach halbständigem Gefecht wichen die Wilden, wie stets, den überlegenen Waffen der Expedition.

Aber schon am nächsten Tage fand der 31. und vorletzte Kampf mit den Wilden des Congo statt, als Stanley gegen Mittag das Land der weit und breit als wilde Kämpfer bekannten Mangala erreichte. Als die Flotte derselben von 63 Canoes mit über 300 Gewehrträgern herbeikom, stand Stanley in seinem Boote auf und hob als Friedenszeichen Messingdraht und rothes Tuch in beiden Händen empor. Als Antwort aber feuerten die Wilden ihre Gewehre ab und verwundeten drei der Bootleute. Gleich rückwärts der Kampf, welcher von den Eingeborenen unter dem Kriegsgeschi „Ja Vangala! Jahabaha!“ mehrere Stunden lang mit großer Heftigkeit und Hartnäckigkeit unterhalten wurde. Da sie aber, ganz wie die Ashantis, mit solchen Klumpen von Eisen- und Kupfererg aus weiter Entfernung schossen, hatte ihre Feuer nur wenig Effect auf die von Stanley's Leuten zum Schuß vorgehaltenen großen Schilde, während die 44 weittragenden Gewehre der Expedition schwere Verluste unter den dichten Bootmannschaften der Flotte verursachten. Die Hauptlinge der Mangala, welche mit Kopfschmud und kurzen Mänteln von weißen Ziegenellen und Kravatten biden



Messer aus Rabunga.

Messingdrahtes an Armen, Beinen und Hüften geschmückt waren, zeichneten sich durch große Tapferkeit aus, so daß die feindliche Flotte erst gegen Sonnenuntergang den Rückzug antrat. Jedemfalls scheinen die Mangala ein ihren Nachbarn überlegenes Volk zu sein, obgleich ihr Land nur eine Küstrent von etwa 10 Miles umfaßt.

Jetzt nahm der Strom seine Richtung fast nach Süden; tägliche Gegenwinde aus Südosten erschweren die Weiterfahrt. Die dortige Temperatur wechselte zwischen nur 64° F. am frühen Morgen bis 85° am Mittag, bei durchschnittlich 74° im Schatten. Am Morgen des 18. Februar erreichte der große Regen des Congo wieder den Aequator; am nächsten Tage passirte die Expedition die umgekehrte Mündung des Itelenta (wahrscheinlich des Unterlaufes des Kasai), das größten am linken Ufer einmündenden Nebenflusses des Congo, dessen schwarze Gewässer sich erst 130 Miles unterhalb des Zusammenflusses mit den hellbraunen Fluthen des Hauptstroms vermischen und beim untern Congo seine dunkelbraune Farbe geben. Seit der Abfahrt von Urangi, neun Tage vorher, hatte die Feindseligkeit der Wilden Stanley verdrängt, Lebensmittel zu erlangen, so daß seine Leute dem Hungertode nahe waren; erst hier bei dem Orte Itengo wurde wieder ein friedfertiger Stauum getroffen, welcher reichliche Vorräthe von Bananen, Kaffava, Mais, Kartoffeln, Yams, Fenchel und Fischen eintauschte. Alle Waffen dieser Eingeborenen waren mit Messingdraht und Nägeln verziert. Ihre schönen halbkreisigen Messer hatten breite Schneiden aus Büffelhaut, welche an Riemen von demselben Material hingen. Jeder Krieger trug außer einer alten Mütze mit Feuerzieseloh noch vier oder fünf lange und leichte Wurfpfeile. Die Farbe der Eingeborenen ist ein Cholofedenbraun, doch reizen sie ihre Haut mit Roth-

holpulver und Palmöl ein; auch brauchten sie einen sehr scharfen Schnupftabak.

Bei Itengu nahm der Strom wieder eine steartige Breite an und war voll unzähliger Inseln mit breiten, tiefen Kanälen, aber schon einige Tage später begannen hohe Hügelketten auf beiden Seiten ihn auf wenige Tausend Faden einzunengen. Auf dem linken Ufer lagen zahlreiche Dörfer auf den 200 Fuß hohen steilen Voloko-Höhen, bei welchen das Land Ujanzi beginnt. Am 27. Februar erreichte die Expedition den Ort Itchumbiri, dessen König am nächsten Tage mit fünf Canoes voller Musikere Stanley's Ufer besuchte. Er war ein etwa 50jähriger Mann mit feinen Augen, etwas breiter Nase und blauen Lippen; auf seinem Gesichte waren alle Vortheile sorgfältig ausgegogen. Mit sanfter Stimme und ruhigem, eremumienförmigen Benehmen verband er einen so lässigen, verschlagenen Handelsgesell, daß Stanley, welcher gegen 500 afrikanische Hänglinge hat lehren lernen, ihn den abgeleiteten Schulen von ganz Afrika nennt. Die Horn seines aus der Hüter der Hypphäre-Palme geschlothenen Huttes gleich derjenigen der armenischen Priester. An einem umgehängten Riemen trug er ein Halsumfist gleich jenen von Itengo, und auf seiner linken Schulter stand anrecht der Vorstehbüchel eines Elephantenkopfes. In der Hand hielt er einen Büffelhorn aus Hircummedel und an den Gelenken trug er Armabänder von vielen Knuerten und rothen und schwarzen Tschlappen, sowie ein Bündel Tabakblätter und einen Tabakbeutel, aus dem er fortwährend große Pfeifen nahm. Seine 6 Fuß lange Pfeife mit sehr großem Kopf aus Eisen war mit Messingnägeln und Troddeln verziert und wurde, wie der Calumet bei den Sioux-Indianern, bei den Antecessen im Kreise herumgerichtet. Die Weiber des Königs waren hüßlich zu nennen, von dunkel-

brauner Farbe, mit großen Augen und guten Formen. Alle zeichneten sich durch ihren sonderbaren Halschmuck aus, welcher aus massiven, 2 bis 3 Zoll viden Messingringen von 20 bis 30 Pfund Gewicht bestand, welche fest um den Hals geschmiebt waren. Stanley glaubt, daß der König auf diese Weise seine Schätze von Messing in Sicherheit bringt, und berechnet, daß seine 40 Weiber, sechs Töchter und Lieblingskonninnen zusammen fast 1400 Pfund dieses Metallcs auf solche Art lebenslänglich mit sich herumtragen. Auf Stanley's Frage an den König, was er mit dem Ringe am Hals einer todtcn Frau thue, lächelte dieser vielsagend und fuhr mit dem Finger über seine Kehle! Die Krieger und jungen Männer fallen durch ihre Paartüdt auf, welche aus vier Flechten besteht, von welchen zwei über der Stirn hervorstecken. Ein anderes nur den Eingeborenen von Ujanzji eigenthümliches Merkmal sind zwei tätuirte Linien auf der Stirn.

Nach längerer Rast fuhr Stanley am 7. März weiter, begleitet von einer Escorte von drei Canoes mit 45 Mann unter dem Befehl des ältesten Prinzen von Tschumbiti. Bald war der Strom zwischen 400 bis 600 Fuß hohen

Ufern nur noch 1500 Yards breit; drei Passagen ergaben 158, 163 und 79 Fuß Tiefe. Am 9. wurde die 450 Yards breite Mündung des großen Ibari (Zulu) Ktatu passiert, dessen Oberlauf wohl der bekannte Kwango ist. In der Nähe derselben machten die Eingeborenen von Wabuma plötzlich einen Angriff auf das Lager und vermundeten 14 Mann mit Gewehrschüssen, wurden aber nach einflüchtigen Gesichts in das Dicht zurückgetrieben; dies war der 32. und letzte Kampf am Congo.

Am 10. März campirte Stanley am Fußc Heiler rother Sandsteinflüssen, welche den Strom, dessen Strömung dort 3 Knoten per Stunde beträgt, auf nur 1000 Yards Breite einengen, aber zwei Tage später erweiterte dieser sich wieder über 1500 und 2500 Yards Breite aus und gegen Mittag fuhr die Expedition in eine searartige Erweiterung von 4 Miles Breite und 6 Miles Länge ein, deren Fläche gegen 30 Quadratmiles bedeckt; auf Poocod's Versuch erhielt dieser See den Namen „Stanley Pool“. Zahlreiche Sandbänke und Dünen liegen in denselben und auf seinem Nordufer erhebt sich eine lange Reihe glänzend-weißer Kalksteinflüssen, welche zu Ehren der englischen Stadt „Dover-Cliffc“



Der König von Tschumbiti, eine seiner Frauen und sein Sohn.

benannt wurden und auf welchen sich ein grünes Lafland ausbreitet, welches von den wilden Vatec-Kannibalen bewohnt wird. Diefelben zeigten sich jedoch freundlich, so daß Stanley ein Lager am rechten Ufer des wieder verengten Stromes bezog. Hier war es, wo zuerst der dumpfe Donner des ersten Kataraktes der untern Reihe von 32 Fällen des Congo hörbar wurde. Zwischen diesen und dem siebenten Falle der obern Reihe (Stanley-Fälle) war Stanley eine ununterbrochene schiffbare Entfernung von 898 Miles herabgefahren; da der Höhenunterschied zwischen den genannten Fällen 364 Fuß beträgt, hat der Strom demnach auf dieser ganzen Strecke nicht ganz 5 Zoll Fall per Mile.

Mit den Hüuptlingen der umwohnenden Stämme wurde Freundschaft geschlossen, besonders mit dem Könige Jiti von Ntamo am linken Ufer, welcher in seinem großen Kriegscanoe von 85 Fuß Länge mit 60 Rudern und vier Steuerleuten Stanley besuchte.

Jetzt begann für die Expedition eine neue schreckliche Zeit, gegen welche alle Gesichts und Schlachten mit den Wilden

und Menschenessern wie Kinderpiel erschienen; denn jetzt mußte der Kampf mit dem Riesentrome selbst begonnen werden, welcher mit unbeschreiblicher Wuth über Felsenriffe und Lavaterrassen durch seine tiefe genommene Schlucht in einer langen Reihe von Fällen und Katarakten schäumend und donnernd von dem breiten Laflande des Innern zum Meere hinabstürzt. Der Ort Ntamo am ersten Falle liegt 1104 Fuß höher als das nur 165 Miles entfernte Vomo am untern Congo, so daß also der Strom auf dieser Strecke einen Fall von 7 1/2 Fuß per Mile hat. Stanley hätte nie diese wahnsinnige Passage der Fälle unternehmen, welche nach ihm nie wieder Jemand wagen wird, wenn nicht sämtliche Eingeborene nur immer von ein oder zwei weiteren Fällen gesprochen hätten, wie auch Tudey's Karte nur einen oder zwei „Ntala-Fälle“ angab, und Stanley demnach jeden neuen Fall für den letzten halten mußte.

Es ist unmöglich, in dem engen Rahmen dieser Artikel eine vollständige Schilderung, gleich derjenigen des Stanley'schen Reiseberichtes, von den fast übermenschlichen Arbeiten und Anstrengungen zu geben, mit welchen Stanley und seine Leute die schrecklichen Hindernisse und Gefahren des Stro-





Sultan's Tomb.



Die „Baby Alice“ in den Stromschnellen.

mes befämpften und übermächtigten, und es können deshalb nur die Hauptthaten jener Periode der Expedition erwähnt werden.

Am 16. März begann die Passage des Ntamo-Falles, welcher eine 4 Miles lange Reihe der furchtbarsten Naturkräfte bildet, über welche die wüthenden Gewässer unter betäubendem Donner mit einer Schnelligkeit von 30 Miles per Stunde hinabstürzen. Die Weiber, Kinder und Baaren wurden zu Lande vorausgeschickt, und dann durch fünfstellige unangelegte Arbeit die 18 Fohrgänge auf mit Puchswert belegten Fischen über Land gezogen. In den von Stanley „Kochfels“ benannten Stromschnellen unterhalb des Falles wurde das 75 Fuß lange Hauptcanoe, welches 50 Mann an Kohrseilen hinabstiegen, von der rasenden Strömung hinweggerissen. Am 27. ließ Stanley die Boote auf Walzen und Holzrollen und den Felsenfels-Fall ziehen. Am nächsten Tage erlitt die Expedition einen schweren Verlust. Stanley war mit dem Boote den 7 Knoten schnellen Strom hinabgefahren und bildt aber den später so benannten Kalulu-Fällen gelandet. Drei Canoes waren ihm glücklich nachgekommen, aber das folgende, von den Moana Ntaba erbaute 85 Fuß lange „Krofolil“ wurde von der Strömung in die Mitte des Stromes gerissen; in demselben befand sich der Knabe Kalulu und fünf andere gute Leute. Weischnell eilte das Canoe dem Fall entgegen, der sich laut brüllend an einer kleinen Felseninsel theilte, und schoß über den linken Zweig hinab, um weit unterhalb, ungenossen und leer, wieder aufzutauchen; von seinen Insassen entkam kein einziger.

Am 1. April gelang es Stanley, auch diese für ihn so verderblichen Fälle zu umgehen. Die Eingeborenen, welche sich durch vier stännte Linien auf beiden Ufern anzeichneten, blieben friedlich, aber alle Lebensmittel, außer Kaffee, waren sehr theuer, so daß Stanley und sein Begleiter Pocod vier Wochen lang ohne Fleisch blieben; und begannen jetzt die Baaren rasch abzunehmen. Im Strome wurden grane Wasserfische bis zu 7 Fuß Länge bemerkt; auf dem linken Ufer erhob sich eine steile Reihe rother Klippen zu 600 Fuß Höhe, auf welchen ein breiter Waldgürtel sich entlang zog.

Am 12. April wollte Stanley sich in dem Boote „Loby Alice“ mit der Mannschaft vermittels langer Kohrseile, welche seine Leute am Ufer hielten, durch eine lange Reihe von Stromschnellen langsam hinabgleiten lassen, aber plötzlich rissen die Seile und gleich schoß das Boot in die Mitte des schäumenden Stromes und stürzte zwischen Felsen und Klippen auf schwarzen Niesenwäldern durch Wirbel und Strudel über die Schnellen hinab. Nur mit Anspannung aller Kräfte gelang es, mit den Ruderern den unzähligen Hindernissen zu entgehen, und erst bildt vor dem Ntente-Fall das Ufer zu erreichen. Gleich das Boot diese 3 Miles lange Fahrt in nur 15 Minuten zurücklegte, dauerte es drei volle Tage, bis die jetzt noch übrigen 13 Canoes dieselbe Strecke hinabgebracht wurden.

In den 37 Tagen vom 16. März bis zum 21. April betrug die auf diese Weise am Congo zurückgelegte Entfernung nur 34 Miles. Jetzt erbaute das Land der Vatele auf dem rechten Ufer, und es begann dasjenige der Vabwende, während auf dem linken Ufer das große Volk der Vassele wohnte. Stanley's Entdeckungen nahmen täglich zu; seine Vorräthe von Zucker, Kaffee und Thee waren schon lange zu Ende, Fleisch war unerschwinglich theuer und, was das Schlimmste war, kein leines Paar Schuhe begann zu reissen; die meisten Leute der Expedition litten an schmerzhaften Wunden und Füßgeschwüren.

Am 24. erreichte Stanley die Intissi-Fälle, bei welchen der auf 500 Yards Breite zusammengebrängte Strom

ein 2 Miles langes, unpassirtbares schreckliches Chaos bildet, so daß Stanley sich zu dem einzigen Ausweg gezwungen sah, seine Boote den 1200 Fuß freien Uferabhang hinanziehen zu lassen. Gegen ein Geschicht von 40 Rüdern führten die Häuptlinge 600 Eingeborene herbei, mit deren Beistand in vier Tagen sämmtliche Fohrgänge auf den höchsten Theil des Plateaus hinausgebracht wurden. Stanley überließ den 3 Meilen weiten Transport derselben und das Hinunterbringen bis unterhalb des Falles seinem Führer Namwa Sera und ging mit den Weibern und Baaren nach Ntobi voraus, dessen Häuptling ihm mehrere große Wäme schenkte, aus welchen Stanley, an Stelle der verloren gegangenen, neue Canoes machen lassen wollte. Am 1. Mai wurde eine ungeheure Hochwelle gefüllt und aus derselben durch die angelegte Arbeit der 10 Bootleute unter Mch's Führung binnen sieben Tagen das 37 Fuß lange Canoe „Stanley“ hergestellt, und dann noch in weiteren acht Tagen mit 15 Mann ein zweites, 45 Fuß langes Fohrgänge und einem todeslosen Leut, Stamme ausgehöht. Mittlerweile rückte Namwa Sera täglich mit den Fohrgängen eine Strecke näher und erreichte endlich am 15. Mai mit denselben das Lager. Nach dieser Niesenarbeit gestattete Stanley ein paar Ruhetage, die er aber zugleich zum Bau eines dritten noch größeren Fohrganges benutzte. Durch Tag- und Nacharbeit, wobei je 20 Mann unter Stanley's und eben so viele unter Pocod's Aufsicht sich abließen, konnte schon nach sechs Tagen das 54 Fuß lange Canoe „Evingstone“ vom Stapel gelassen werden, so daß Stanley's Flotte jetzt aus 12 großen Canoes und dem Boot bestand. Während dieser Zeit hieß der Congo in Folge der Regenzeit in 23 Tagen gegen 16 Fuß; die fast täglich heranziehenden Gewitter waren von äußerster Heftigkeit.

Am 23. Mai wurde weitergezogen und der Nteto-Fall ohne große Schwierigkeit passiert, doch waren jetzt bereits 13 Mann, darunter auch Pocod, durch Geschwüre, Durchfall und Schwäche, am Ufer über die scharfen Felsen verkrüppelt und mußten theils getragen, theils wohnlich in den Booten transportirt werden. Auch die beiden Ntoma-Fälle wurden glücklich bewältigt, obgleich sich das Boot an einem Felsen ein großes Mal stieß. Die Baaren mußten wieder den Abhang hinauf, über das Plateau und wieder zum Lager unterhalb der Fälle hinabgetragen werden. Dieses Hochland war in der Nähe des Stromes dicht bewaldet und mit Gruppen der Guinea-Palme und Fingergainen bedeckt, in welchen die hübschen Hütten der Vabwende lagen. Von dieser Palme wird der Malosin-Wein gewonnen die gelbe Mutter gewonnen, aus welcher das Valmsi soctiv wird. Der untere Ntoma-Fall wird durch eine Mauer von Eisenstein, vulcanischen Felsen und Porphyr gebildet, welche sich gegen 20 Fuß über dem Wasser erhebt und durch welche der Congo sich jahrliche Answoge gedrosen hat, während feste Strommauern von 300 bis 600 Fuß Höhe die Ufer bilden.

Um diese Zeit fanden häufige Diebstähle an Stanley's Baaren, besonders den Perlen, statt, und endlich wurde es Thäter der Steuermann des Bootes, Mch, entbunden, Stanley's bester Mann, der in seinen Diensten vor seiner Gefert zurückschredte und bereits 13 Leute vom Geririnen gestrichelt hatte. Stanley überließ seine Strafe den Führern der Expedition und diese verurtheilten ihn, durggepöchtigt zu werden; als aber zwei der Bootleute sich erboten, diese Strafe für ihn zu tragen, erließ Stanley ihm dieselbe seiner auftröndlichen Dienste wegen.

Das gegen 8 Quadratmiles große Land Ntoma besteht aus zwei Bezirken unter vier Häuptlingen; die Eingeborenen waren im höchsten Grade abergläubisch. Als sie Stanley in seinem Tagebuch schreiben sahen, hielten sie dies für eine

Zauberei, welche ihr Land verherren, ihre Ziegen Wöden, ihre Bananen verkaufen und ihre Weiber unfruchtbar machen würde. Sie erhoben folglich den Kriegsruf und sammelten 500 bis 600 mit Musketen bewaffnete Krieger. Stanley ging ihnen entgegen und erhielt das Ultimatum, entweder das scheinliche tara-tara (Papier) zu verbrennen oder den Krieg zu erwarten. Stanley hielt an seinem Bette einen kleinen Taschenbuch ähnelnden vielseitigen Band Staffelpiece und verbrannte ihn unter dem Jubel der Bahwende.

Dieser Stamm hat den furchtbaren Gebrauch, seine Trainer bei Todesfällen durch das Abschnen schmerzgebender Gewehre zu bezagen, und zwar werden bei dem Tode eines Kindes sechs Schiffe gelöst, bei dem einer Frau zehn und bei dem eines Mannes fünfzehn. Die Bahandi, welche nordwestlich von Mova wohnen, wagen sich nie an den Rand der tiefen Schlucht, in welcher der Congo entlang donnert, und trägt der Wind je den Vatern der Halle bis zu ihnen, so halten sie sich folglich die Ohren mit den Händen zu.

Unterhalb des Mova-Falles folgen die Stromschnellen von Mafesse, deren schäumende Wellen über den Massassa-Katarakt in das Bolo-bolo-Wassiu flürzen, wo der Strom eine breitere Stelle mit verhältnißmäßig ruhigem Wasser bildet, um dann seinen stürzlichen Lauf über den Zinga-Fall fortzusetzen. Ob die Expedition jedoch diesen erreichte, sollte ein neuer, noch scheinlicherer Versuch Stanley treffen,

denn Franz Pocod, sein letzter weißer Begleiter, sollte nach fast dreijährigen treuen Zusammenleben von ihm getrennt werden.

An dem Unglückstage des 3. Juni ging Stanley zu Lande nach dem 3 Meilen entfernten Zinga vorans, um mit den Häuptlingen Freundschaft zu schließen; Ulebi sollte mit neuem Mann in einem Canoe einen Weg durch die Stromschnellen hinauf suchen und Pocod in Folge seiner Fußgeschwüre in einer Hängematte über Land nachfolgen. Trotz dieser Anordnung bestand er darauf, in dem Canoe mitzufahren. Als dieses sich dem Massassa-Falle näherte, erkannte Ulebi die Gefahr und bestellte sich, denselben hinaufzuschicken. Als aber Pocod weitere Hilfe um die Freigabe beschuldigte, gab er nach und flüchtete auf die Mitte des brüllenden Falles zu. Hier schlug natürlich das Canoe um und Pocod und zwei Andere verschwand in den tobenden Strömen, obgleich Ulebi zweimal nach ihm untertauchte.

Auch seine Leiche konnte nicht gerettet werden, aber acht Tage später hörte Stanley, daß ein Eingeborener beim Fischfang in dem weit unterhalb gelegenen Kilanga-Wassiu etwas Helles im Wasser treiben sah. Er ruderte darauf zu und war entsetzt, das Gesicht eines toten weißen Mannes zu sehen!

## Ueber die Verwendung von Elefanten bei Afrika-Reisen und Anlage von Stationen.

Von Dr. Pogge.

Im Band XXIV, 1878, Heft 7 der Mittheilungen aus J. Verke's Geographischer Anstalt begeistert sich Herr von Kappenfels für die Benützung von Elefanten bei Reisen ins Innere von Afrika. Seine Ansicht kann ich nicht theilen; allerdings bringen die Vortheile solcher Ausrichtungen verführerisch; in practi auszuführen sind sie nicht, wenigstens nicht in äquatorialen Theile des Landes.

Die Straßen, welche sich im Innern des Landes befinden, sind süßere Steige, welche sich schlangenförmig durch Steppe, Sumpf und Wald winden und als Communicationwege das eine Dorf mit dem andern verbinden. In wenig oder gar nicht bemohnten Gegenden fehlen sie stellenweise ganz. Solche Steige werden von den Karawanen benutzt und wo der Weg ausbleibt, müssen die Karawanen durch Gescherte und gute Worte die Eingeborenen als Führer dinge, oder so lange jagen, bis ein neuer Weg, oder der nächste Ort aufgefunden ist.

Ich möchte zur Begegnermächtigung eines innerafrikanischen Karawanenweges ein mir bekanntes Terrain wählen: die Straße von Kimbundo bis Mussumba im Lunda-Reiche, der Residenz des Muata Janvo. Lunda ist überall von Karawanenstraßen durchschnitten und wird allseits von Handels- oder Tributkarawanen durchzogen, welche große Quantitäten von Gallico, Perlen, Schießpulver u. importiren, Wach, Kautschuk und Eisenblech exportiren oder welche Sklaven bringen und abführen. Die Bearen kommen und gehen direct oder indirect auf den Schultern der Träger von und nach der Küste. Sklaven bleiben im Innern. Nach dem Wasser solcher Handelszüge muß sich der europäische

Reisende seine Karawane formiren, welche die Reisesecten transportirt resp. den Reisenden escortirt.

Im Säufemarsche, immer einer hinter dem andern, bewegt sich, einer Schlang gleich, die Karawane von Lager zu Lager. Führt der Weg durch Savannen, jene dünn mit niedrigen Bäumen und Büschen bewachsenen Steppen (einem europäischen Odlgarten nicht unähnlich), so giebt es keinen Aufenthalt, auch nicht zur Zeit, wenn das Gras angewachsen ist und mannshoch so dicht wie ein Weizenfeld über den Köpfen der Träger zusammenschlagen mag. Die Savannen sind aber von Bächen durchzogen, deren Ränder regelmäßig an beiden Seiten ganz und gar mit Urwald, wem auch nur in geringer Breite, bewachsen sind, so daß folge hohe Wälder in Folge ihres egalen Wuchses wie eine geometrische Linie den Lauf der Bäche bezeichnen. Bei der Passage dieser Wälder und Bäche giebt es aber schon Aufenthalt; die Träger und die Ochsen müssen sich mühsam Bahn brechen und kriechen gleichsam durch das oft dicht verschlungene Gehölz. Vom Lunda-Strom bis Mussumba besteht die ganze Gegen mehr oder weniger aus Savannen, welche mit Büschen und ihren Waldmauern durchzogen sind. Auf Straßen von 1 1/2 bis 2 deutschen Meilen 4, 5, 7, 11 und mehr solcher mit Wald bewachsenen Bäche tagelang hinter einander zu passieren, ist Regel. Solchen Weg nennen die Regier bequen, weil die Ufer der Bäche meistens festen Lehm oder Sand haben und keinen grandföhen Wiesenboden, und die Hindernisse werden verhältnißmäßig auch leicht überwinden, sowohl von den mit schwerem Gepäc beladenen Trägern als auch von den nur leicht oder gar nicht beladenen Weibern und Kin-

bern, nicht aber so von den europäischen Reisenden. Mir wenigstens war es höchst unbehaglich in der Nähe schon wieder eine Waldmauer, unvortheilhaft den Weg versperrend, aufzutauchen zu sehen, wenn ich froh war eben erst eine solche abstoirt zu haben.

Und wie war der Weg von Kimbundo zum Kassaï-Ström? Er war eben so mit dem Unterschiebe, daß die Wäde mehr oder weniger nicht mit diesem Wald, dafür aber mit breiten sumpfigen Wiesen umsäumt waren, so launig, daß stellenweise die Wäsen mit Grommalt auf die Seite geworfen und an allen Bieren von den Trägern auf solchen Boden geschleift werden mußten. Dann und wann hatte die Karawane weithin ausgedehnte dichte Wälder zu passieren, mit denen die Steppe bedekt war.

Durch Unwälder wird der Elefant ohne Gepäd ebenso gut und besser kriechen als der Däse; aber wie wird es für erstere bei der Passage der grundlosen Wiesen und auf der Strecke zwischen dem Tschitapa-Fluß und dem Kassaï?

Bei der Passage der Wälder kann das Gepäd abgeladen und nachher wieder aufgeladen werden. Wie oft aber müßte dann ein solches Ab- und Aufladen sich wiederholen, und wie viel Zeit würde es in Anspruch nehmen, um eine Strecke Weges von  $1\frac{1}{2}$  bis 2 deutlichen Meilen jurickzulegen und wer endlich sollte das Gepäd durch die Wälder tragen, wenn die Träger fehlten? Ohne Elefanten braucht eine Karawane hierzu schon eine Zeit von 5 bis 6 Stunden in solchen bewaldeten Gegenden. Und wie wird es bei der Passage breiter sumpfiger Wiesen? Kann der Elefant mit Gepäd solche Stämme durchwatzen? oder soll er von den Trägern auf die Breiteire gemorren und geschleift werden? In diesen Gegenden giebt es weder Büffel noch Elefanten, so daß ich diese Frage zu beantworten nicht im Stande bin. In den grundlosen Wiesen habe ich aber niemals Spuren großer Antilopen angetroffen, und in Gegenden, wo es Büffel und Elefanten giebt, habe ich die Thiere selbst oder ihre Spuren nur in solchen Wäsen angetroffen, in denen meine Reitochsen sich auch bewegen konnten.

Ich rathe den Reisenden in Afrika so zu reisen, wie es im Lande Mode ist, also in Äquatorial-Afrika mit Trägern. Viele afrikanische Expeditionen sind und werden an der Großartigkeit ihrer Ausrüstung scheitern. Dieselben gleichen ja dann in der That auch mehr einer Kriegs- als einer Reise-Expedition. Ich meineichselbst hege weit mehr Vertrauen zu den kleinen nothdürftig angeüsterten als zu jenen großen. Eine kleine Expedition, welche nur das Allernothdürftigste an Ausrüstungsgegenständen: Tauschartikel, Kleidung, Waffen, Instrumente u. d. m. sich führt, wird bei allen Völkern verhältnißmäßig besser aufgenommen, und ohne Hindernisse reisen, wenn ihre Mitglieder die Gesetze des Landes achten und mit Vernunft und Geduld die Leute behandeln, als die großen, welche ohne Ausnahme dann angehen sind, bei den mißtrauischen Eingeborenen Verdacht zu erregen, oder deren Führer, auf ihre Macht pochend, mit Gewalt ihren Willen durchsetzen. Derjenige Reisende, welcher meine Ansicht beherzigt, wird von Weitem aus, und zwar von Angola mit verhältnißmäßig sehr geringen Mitteln reisen können, während den großen Expeditionen dort alle mögliche Gelegenheiten geboten sein würden, unvorthiger Weise große Summen Geldes zu verausgaben.

In Europa war oder ist vielleicht noch das Gerücht verbreitet, daß Europäer portugiesischer Nationalität bei den Eingeborenen im Innern mißliebig wären und daher nicht reisen dürften. Dies Gerücht ist falsch. Die Afrikaner des Innern kennen nur eine europäische Nation, das ist „der weiße Mann, der Mann des großen Wassers“, welcher überall willkommen ist, sobald er nach den Gesetzen des Landes

handelt, und den Eingeborenen womöglich europäische Waaren mitbringt. Obgleich nur sehr wenig europäische Fortugiesen von Angola aus ins Innere reisen (die spanischen Händler in Angola nennen sich auch Fortugiesen), so sind es gerade diese, welche einem Reisenden als Muster eingestelt werden können. Sie reisen mehr oder weniger ebenso einfach wie die eingeborenen Händler. Die gewöhnlichen üblichen Tauschartikel mit sich führend, die Karawanen mit Musikanten dürstig bewaffnet, geben sie, allem Comfort entsagend, für lange Zeit ins Innere. Sie kennen die Gesetze der verschiedenen Länder und respectiren sie; sie behandeln ihre Leute und die Eingeborenen gut, sind tolerant und verzeihen sich bei Streitigkeiten nicht auf Principien, sondern sind die Klügsten und geben nach, wo es angeht.

So hat denn auch der Keger an der Küste zu den ihm bekannten portugiesischen Kriegen Vertrauen und begleitet ihn weit lieber auf Reisen ins Innere, als den neuen Europäer, dessen Morden und Verbanlungswesen ihm fremd sind.

Aus allen diesen Gründen empfehle ich dem Reisenden, welcher von der Westküste aus sein Ziel verfolgen will, ländlich sitzlich zu reisen.

Für den Fall, daß die internationale Gesellschaft in Brüssel noch die Absicht hegen und es ihr gelingen sollte, feste Stationen mit Waaren-Depositorien im Innern zu gründen, so würden solche ohne allen Zweifel von der Zeit ihrer Entstehung an einen durchschlagenden Erfolg für die Entdeckungsgeschichte der noch unbekanntem Landtheile ausstrahlen müssen. Wenn für die Westküste Massumbo, für die Ostküste Mangoco und für das Centrum etwas die noch unbekanntem Residenz des großen Fürstlings Kaniaka als Station gewählt würde, so wäre mit einem Schlage die große Heerstraße für Reisende geschaffen, welche von hier aus ihre Expeditionen nach allen Richtungen hin zwischen den Flüssen Zambezi und Congo unternehmen könnten. Die Hauptbindernisse für den Reisenden bestehen einestheils in der Anwerbung von Trägern für Reisen in unbekanntem Länder, andertheils in Mißtrauen solcher Eingeborenen, welche wenig oder gar nicht mit den Weißen verkehrt haben und aus Furcht ihm das weitere Vordringen in ihren Ländern untersagen.

Die Verstellungskosten einer Station z. B. in Massumbo, können incl. eines Depositoriums von etwa 600 bis 1000 Etlichen Zeug, 400 bis 800 Fund Schießpulver und 400 bis 800 Fund Beilen u. d. m. nicht mehr betragen, als eben die Waaren in der Kolonie kosten und ihr Transport, Kosten, welche im Vergleich zu denen großer Expeditionen verschwindend klein erscheinen werden. Die Aufgabe einer Station wird es sein, Ackerbau, Viehzucht und den unternehmlichen Handel mit den Eingeborenen zu treiben. In Massumbo, wo es leicht sein wird, Hunderte von Menschen in wenigen Monaten zu werben, kostet ein kräftiger Sklave 1 bis 2 Stück Calico. Ein richtiger Sohn der Wildniß, als Sklave eingekauft, gleicht nach kurzem Umgange mit den Weißen nicht allein dem besten, intelligentesten freien Träger von der Küste, wie ich aus Erfahrung ersehen habe, sondern er gewährt dem Reisenden den Vorzug, daß der Sklave seinen Herrn auf Reisen begleiten muß, wozin es auch sei. Die Erhaltung solcher Leute kostet nichts, da sie als Arbeiter auf dem fruchtbaren Boden des Landes weit mehr Nahrungsmittel produziren, als sie zu ihrer Ernährung brauchen können. Bei richtiger Führung einer solchen Station muß dieselbe deshalb nicht allein ihre Kosten decken, sondern sie muß jährlich zwei und drei Expeditionen die nöthigen Träger, Waaren und Reitochsen stellen können, wozu letztere ihr die üblichen Preise berechnen werden. Die Station selbst aber kann

event. jährlich ein Mal und vielleicht öfter eigene Expeditionen ausführen, um Borräthe von der Küste zu holen, und damit wäre die Straße nicht allein offen, sondern es würde dem neuen Reisenden mindestens jährlich ein Mal Gelegenheit geboten, mit der Stations-Karawanen ins Innere zu gehen. Ein Reisender auf einer Station, welcher bei den Eingeborenen das Mißtrauen beseitigt hat, wozu neben richtiger Behandlung lange Zeit des Verkehrs und der Handel mit ihnen das Ihrige beitragen werden, wird es dahin bringen, daß jeder Weise ungestört im Lande nach seinem Wunsch operiren kann. Im Innern werden die meisten Länder von großen Häuptlingen regiert, und da handelt es sich für den Europäer hauptsächlich darum, den Häuptling selbst als Freund zu gewinnen, damit jeder Weise als Freund sein ganzes Gebiet bereisen kann. So ist es beim Wuata Jamwo und so wird es auch beim Wuata Raniela sein, dessen Reich sich bis nahe an den Congo nördlich erstreckt soll.  
Koslod. August 1878.

Ich nehme meine Ansicht auch nicht zurück, nachdem die Oberdon'schen Elephanten in den Vorigen sich mit Erfolg auf Reisen bewährt haben<sup>1)</sup>. Ich frage: 1. wie ist der Weg dort beschaffen? 2. was und wie viel haben die Elephanten getragen? Die Elephanten zu benutzen, um die Eingeborenen einzuschüchtern, ist ein schlechtes Princip, da es einem Reisenden darauf ankommen muß, der Lebensmittel wegen sich mit den Eingeborenen gut zu stellen — letztere machen sich meistens auch ohne Anwendung von Elephanten schon oftmals mehr unsichtbar als zu wünschen ist — und denjenigen, welche besonders für Elephanten plaidiren, muß ich entgegen, daß der Hauptfeind der Reisenden im Innern — der Hunger ist.

1) S. „Globus“ XXXIV, S. 270.

## Die Gheswuren und ihr Land.

### II.

Besonders viel des Interessanten bieten die Gebräuche bei der Todtenfeier der Gheswuren, wie sie ja bei allen Gebirgs-völkern des Kaukasus den Todten große Ehren erwiesen werden. Um nicht das Haus durch seinen Tod zu entzehren und zu verurtheilen, wird der Sterbende hinaus in das Freie getragen, um dort den Geist aufzugeben. Vater und Mutter dürfen zunächst keinen Schmerz zeigen, sondern bleiben heiter. Die Leiche wird nicht gewaschen, aber, wenn sie männlich ist, rasirt und mit dem besten Anzuge und dem vollen Waffenschmucke bekleidet. Drei bis vier Tage bleibt sie über der Erde, und während dieser Zeit muß der Gheswesse, der gheswurliche Todtenpriester, Gebete für sie sprechen. Die nächsten Verwandten bleiben im Hause; die Männer rasiren sich während der Trauerzeit nicht. Nun erscheinen die Nachbarn, um ihr Beileid auszudrücken, während draußen die leidtragenden Weiber unter Anführung eines besetzten Klageweibes jammern. Drinnen sitzen die männlichen Verwandten mit offener Brust und tief in das Gesicht gedrückter Mühe; jeder Ankommende kniet vor sie nieder, und sie beginnen zu weinen und führen tragende Zweigsprache. Inzwischen haben sich draußen die Dorfbewohner um die Leiche versammelt und hören den klagenden Weibern zu, welche für ihre Mühe ein flaches Brot, 1 bis 2 Pfund Butter und Käse und 2 Pfund Salz erhalten. Die Anführerin stützt sich entweder auf einen Stab, an welchen ein Tuch gebunden ist, oder auf den Säbel des Verstorbenen und singt nun seinen Kriegernamen, und wenn sie geschossen, so bricht der Chor in lautes Drölen, Weinen und Wehklagen aus, schlägt sich Brust und Knie mit der Faust und zerrauft sich das Haar.

Früher setzten die Gheswuren ihre Todten in oberirdischen Leichenhäusern bei, wie Dr. Rabbe deren sechs, alle von gleicher Größe und Gestalt, an der Stelle Anatori unweit des Dorfes Schatili am Nordabhange des Kaukasus zu sehen bekam. Dieselben sind 14 Fuß (engl.) lang, 10 $\frac{1}{2}$  breit und bis zum Garnaie circa 9 Fuß hoch. Die Wände die-

ser Bauten sind aus das Sorgfältigste aus dünnen, fast schwarzen Schieferplatten zusammengesetzt, die aus dem gleichen Materiale bestehenden Dächer flach. An einer der Schmalfronten, gleichviel welcher, befindet sich eine quadratische Oeffnung, groß genug, daß ein Mensch sich hindurchzwängen kann; sie kann durch eine gut einpassende Schieferplatte geschlossen werden. Damals aber fanden sie alle offen, und die betreffenden Verchlüsse lagen daneben, während sie früher offenbar nach jeder Beisigung befestigt wurden, um die wilden Thiere von den Leichen fernzuhalten.

Wird man in die ziemlich dunklen Leichenhäuser hinein, so bemerkt man entlang ihren Längsseiten breite fortlaufende steinerner Sitze, die wenig höher als der äußere Boden sind, so daß die innere Bodenfläche der Häuschen vertieft werden mußte, um die Leichen gut zu placiren. Auf diese Weise wurden die Leichen gesetzt, zwar ohne Schmach, aber vollständig angezogen und neben ihren Tabak und Weise, letzteres entschieden auf mohammedanischem Einflusse beruhend.

Deshalb diese Beisungsart in Schatili schon seit 25 bis 30 Jahren und an den Dörfern der Aragna schon früher aufgehört hat, fand Dr. Rabbe die Inassen der anatorischen Leichenhäuser zum Theil noch gut erhalten. Aus der geringen Anzahl der Skelete, welche in keinem Gebäude die Zahl zehn überschritt, erhellt, daß nur wenige Individuen dort ihre Ruhestätte fanden, vielleicht nur diejenigen Bewohner eines Dorfes oder einer Genossenschaft, welche oft ohne Verwandt zu sein doch denselben Familiennamen führten. Denn diese werden auch heutigen Tages zusammen begraben. „Da saßen sie nun, die Leiche ein! so wilden Kerle. Im dunklen, kurzem Herbstlichte saß das Skelet eines Mannes mit dem Rücken in die Ecke und sein Kopf nicht nieder auf die Brust. Sein Nachbar hatte das Gleichgewicht verloren und war links hin umgefallen; in seinen Schoß bettete ein drittes Individuum den Schädel und vom vierten lagen die zertrümmerten Reste bereits am Boden. In neuerer Zeit schiebt man wohl noch Rinderrücken in ihren Wegen in diese

Lebenshäuschen; wenigstens bemerkte ich mehrere, die nicht so gar lange dort liegen konnten.

Trauer säufte es in dem Birkenlaube, der Ardostifal warf seine schäumenden Wasser dem Regen zu und vom heitersten Himmelablag ergoß sich freundlich die Sonne auf die alten Grabstätten der Ghensuren.\*

Gegenwärtig werden die Leichen in Steingravern von circa 5 Fuß Breite und über 7 Fuß Länge beigelegt. Hier und da wird der Leibe schon vorher gewaschen und von dem russischen Priester eingeseigt; am vierten Tage wird er ohne Anwendung eines Sarges bestattet, und zwar so, daß alle, welche denselben Familiennamen haben, auch ohne Verwandt zu sein, in dasselbe Grab kommen, nicht auf die früheren Inassen darauf, sondern so, daß die alten Knochen auf die frischen Leichen zu liegen kommen. Seitwärts werden die Erdwände des Grabes von schweren Schieferplatten eingeseigt, der Deckstein hat oben freie Oeffnung und die Gräber liegen nur circa 7 Fuß tief. Die Leiche, der man den Haupt- und die Beine abgenommen, wird auf den Rücken hingelegt, auf ihre Brust etwas Bret in Form runder kleiner Rufen und daneben, ein Kissen an Mohammed's Lehte, Kamm und Spiegel, milde Aepfel und Rübe.

Das Pferd des Hingegangenen folgt dem Trauerzuge; bei der Beerdigung seines Herrn hält der Ghensure ihm eine Rede, dabei den Reiter lobend, und gießt dem Pferde von dem mitgebrachten Brennwein auf den Kopf. Nach Erlohn's Angabe soll das Pferd dem besten Freunde des Toten geschenkt werden und nach der Beerdigung sollen die Anwesenden dem Leiden eine „Friedensspeise“ austragen. Kadde hat diese Sitte nicht kennen gelernt, wohl aber, daß im Sterbhaufe die Trauergesellschaft mit Butterkuchen und Schafteisch bewirthet wird, wobei der Chuzaffe zuerst von der Leber den Weichen ein Stückchen giebt, um dadurch die Seele des Toten von Judas freizulassen. Den Beschluß machen halbrechende Weitreitern und bei ärmeren Leuten Scheidenspielen um Preise.

Am vierzigsten Tage nach dem Tode findet ein erstes Gedächtnißfest statt, nach einem Jahre das volle drei Tage dauernde Hauptfest; der erste Tag gilt dem vierzigsten Tage nach dem Tode, der zweite ist der Jahrestag des Todes, und der dritte wird zum Danke den Engeln gefeiert. Es versammeln sich dazu alle Verwandten, selbst aus den entferntesten Dörfern, auf dem Tische des Trauerhauses und jeder bringt ein Duantum von etwa 10 bis 15 Flaschen Schnaps mit und gießt jedem, der vor ihm da war, ein Tringefäß, die Spitze eines Luthorns, welches 3 bis 4 Unzen faßt, davon ein, indem er sich auf ein Knie niedersetzt und die Wölge abnimmt. Daß solche Feiertage, bei welcher auch das Tob des Leiden gefangen wird, nicht selten in Folge des massenhaft genossenen Bieres ein blutiges Ende nimmt und die scharfsichtigen Zauneringe, mit welchen die Ghensuren ihren Wegener über das Gesicht schlagen, zum Schluß eine große Rolle spielen, darf nicht Wunder nehmen.

Es hoch es aber bei solchen Gelegenheiten hergeht, so ärmtlich ist doch im Ganzen das Leben der Ghensuren, eine Folge ihrer Erbschaftslosigkeit, welche sie scharf von ihren tschudischen und pisanischen Nachbarn unterscheidet, und des Naturcharakters ihres Landes. Ihr Viehstand ist gering, weil ein Zuchtwinter größerer Schaden umgänglich ist; sieben bis acht Monate lang, von October bis Ende Mai, sind sie von jedem Verkehr mit der Außenwelt völlig abgeschnitten; die Ernten sind unergiebig, und Hüner und Eier werden geradezu verachtet. Das Brot ist ein ungeläuterter harter Klitten, in welchem dem großen sanftigen Mehle sämtliche Keile vermischt. Unter solchen Umständen helfen sich namentlich Weiber und Kinder durch massenhaftes Betteln

von verschiedenen Kräutern, namentlich einer Ramex-Art. Die Häuser der Ghensuren winneln von Langleijer; drastisch ist Kadde's kurz Beschreibung einer im Weiler Anritsminba (d. h. heiliger Sonntag) zugebrachten Nacht. „Wir liegen uns in der obern Etage eines der Häuser nieder. Stall und Wohnzimmer waren hier in einem dunkeln Raume vereiniget. Die Lurtocken waren mit Kuhnmit verwichert, der Gestalt, durch Rauch, Mist und milde Zwiebeln verursacht, war überwältigend. Dazu eine Unmasse von Langleijer. Auch die Wanze lebt bei den Ghensuren. Der Fleh in aufschallender Größe wüthet die gegen 2 Uhr. Dann wird es stiller, nur das langsame Hinziehen der Kleiderläufe verhindert den Schlaf. Durch die kleine vieredrige Oeffnung im Boden, welche die Verbindung mit der untern Etage herstellt, troh in der Nacht unser Wirth zu uns, um sich „ins Bett“ zu legen. Dieses „Bett“ ist jedenfalls das primitivste der Menschheit. Ein dürftig aus diesen, behauenen Dielen gelegter Kasten aus vier plumpen Füßen, darin ein paar vertragene Schafelle, ein Lurtock, etwas Stroh, das ist alles. Rissen, Dedern fehlen, der Ghensure schläft in vollem Costüm. Ein paar Augen machten ihre nächstlichen Wanderungen, ab und zu blickten Wölfe über und unter — draußen regnete es.“ (S. 236.)

Höchst ansehnlich ist auch solgendes Toilettenstückchen beschrieben (S. 137): „Stalliches Haar ist bei den Ghensurenweibern sehr im Gebrauche, und wie sie denn überhaupt das Haupthaar in ihrer Weise pflegen und wie auf die Schönheit desselben geben. In welcher Weise dasselbe geschieht, davon überzeugte ich mich am frühen Morgen in dem Dorfe Ardoti. Man fängt nämlich den Uein der Rufe zum Waschen des Kopfes der Weiber auf. Der Zweig dieser Waschungen ist ein doppelter. Die Ghensuren behaupten zwar, es geschähe nur zur Stärkung des Haarwuchses; aber ich denke, daß der Uein dem Langleijer, welches natürlich in Menge in dem dichten kraffen Haare lebt, unbenquem ist, und daß in erster Linie der Zweig jener Waschungen der Keintlichkeit gilt. Sehr originell ist es aber, daß gar nicht selten ein solches Kopfbad in primitivster Weise genommen wird und zwar je nach dem Belieben der Wabenden. Es kommt vor, daß die Kuh durch einen Kiesel zum Ueiniren betanlagt wird und die Ghensuren-Dame dann das Bad direct aus dem Körper erhält.“

Was die Religion der Ghensuren anlangt, so sind dieselben zwar auf ihre Christenhum stolz; bei näherem Zusehen erwirft sich dasselbe indessen nur als sehr fadenförmig und mit vielen mohammedanischen und heidnischen Elementen vermischt. Wohnmedanischen Ursprungs sind ihre Betrachtung des Schwebens und des Oasen, Feier des Freitag, Kastriren des Kopfes, leichte Kabbareit der Uge, die freilich selten vorkommende Viehwirtschaft und die Verbigabe von Brot bei der Bestattung der Toten. Christlich sind die sehr entstellten Gebete der Desanoffs, die Verehrung des Kreuzes, die Erwähnung von Petrus und Paulus, die Verehrung einiger Heiligen, wie Georg und Michael, und die Feiern des Sonntags. Aber dies Volk, weit entfernt, an einen Gott zu glauben, hat die es umgebende wilde Hochgebirgsnatur mit zahlreichen bösen und guten Gotticinen bevölkert; es glaubt an Engel, welche in einzelnen Räumen oder gewissen Wägen wohnen, an Berg- und Spinnengeist, z. B. des Eigenthumes, der Thüre u. s. w. an einen Gott des Orens und Wessens u. s. w. und giebt sich mit allerlei Aberglauben, Wahrsageri und Zauberi ab. Heidnisch sind auch die Opferaltäre mit den Gedörnen erhaltener Thiere und die Verehrung heiliger Daine (Chatis-ko = Wald des Heiligenbildes oder Tschwaris-ko = Wald des Kreuzes), auf deren Verlegung Todesstrafe steht. Zwei solche, welche dem h. Mi-

chail und dem h. Georg geweiht waren, besuchte Dr. Rabbe beim Dorfe Blo. Beide umschlossen je eine aus Schieferplatten erbaute, niedrige Hütte, in welcher für festliche Gelegenheiten Bier gebraut wird. Alles darin befindliche Gerath, die hohen Bierzuber, Trinfasseln und der Brauapparat, gelten als Eigenthum des betreffenden Schenkens.

Neben beiden Opfersstätten hing im Freien an rohgefügtem Gerüst eine russische Kirchenglocke, welche auch zum heidnischen Feste geläutet wird. In dem Wäldchen des h. Michail stand neben der Brauhütte noch eine christliche Kirche; erstere aber war von diesem Rauche eingeschüttet, denn dort wurde zum beschwerenden Feste gerade gebraut. An mächtiger Kette hing der tiefer suspendirte Brauseffel, von der Öffnung eines Kreises und 100 bis 200 Rubel werth, über dem qualmenden Feuer, und drinnen brodelte die Mäiße. Durch eine schmale Kanne, die von außen her an den Kesselrand gelegt wird, konnte man ihr Wasser aus dem nahen Bache zuführen. Das Gesehenswerthe zur Mäiße ist groß und wird möglichst gleichmäßig umgesetzt mehrere Tage lang gelöst. Sodann wird das Ueberbleibsel durch wässere Säfte in Trüge filtrirt, man schüttet es dann in 3 bis 4 Fuß hohe und 2 bis 2 $\frac{1}{2}$  Fuß breite Zuber aus einem Stübe Lindenholz, setzt die erforderliche Menge wilden lachselichen Hopfens zu und läßt es 5 bis 6 Tage noch jugedelt stehen.

Am Schaitil besichtigte der Reisende wiederum zwei solcher heiligen heidnischen Stätten. In der einen hatte man Tages zuvor ein Bierfest gefeiert, und ein Theil der Heiligkeit und der Gabe schauzte noch, theils im Freien, theils drinnen in den Kammern. Ihre entlosheten Häupter zeigten überall verheilte Wunden; die Schrammen von den Taummentzen zeigten keinen Gesichts, zumal älterer Personen. Unter dem ziemlich geräumigen Borban hingen viele Geschörne von Beopazigen und Lutren. In dem vordern, wenig erhellen Raume standen große hölzerne Bierkumpen und aus hohen Stämmen gemachte Bierbehälter, deren einige noch gefüllt und sorgsam jugedelt waren. Rabbe glaubte, ein russisches „Märnberger“ oder „Erlanger“ zu trinken, als man ihm den Geruchsaft erbedete. In dem hintern, fast ganz dunkeln und mit langem Stroh bedeckten Raume standen an 20 massiv silberne Gefäße, groß gearbeitete Schalen und Becher; dieselben sind heilig und unerschütterlich, bleiben stets am heiligen Orte und werden dort so geschickt verlest, daß selbst ihre diebstahls Nachbaren, die Klauen, sie nicht finden.

Am Abend nahm Rabbe an einem solchen Biergelage in dem andern Brauhause, das von schönen, alten Fischen beschafter ist, Theil. Unten am Berge hatten sich die Weiber und Mädchen von Schaitil, denen das Betreten des Heiligthums unterlag ist, versammelt, und man brachte ihnen das Bier dorthin. Der Borbau des heiligen Ortes aber war von Männern und Knaben überfüllt; denn alle haben das Recht, während der dreitägigen Freier den Ort zu besuchen. Sonst muß dazu die Erlaubniß der Geistlichen eingeholt werden. Das schwere Festgebäd aus Gerstenmehl und Butter wird vom Priester gesegnet und mitunter in Kreuzform geschnitten. Aus süßeren Kammern wird das Bier in silberne Gefäße geschickt und zur Begleitung der dreitägigen georgischen Panduri-Guitarre die einwärtigen Melodien von Krieges- und persönlichen Volksliedern angehimmelt.

Die Chemsuten haben eine förmliche Diararchie, die zwar ebenso roh und unmüßig ist, wie das Volk selbst, aber dasselbe doch völlig beherrscht, und nicht auf religiösem Gebiete allein. Obenan stehen die hochverehrten Desanasse, deren es jetzt an jedem der 15 Opfersstätten durchschnittlich einen giebt — früher waren es mehr als decimal so viel. Die Würde ist nicht erblich, sondern wird durch angebliche Visionen und Opfer gewissermaßen erblich und von den äl-

teren Kollegen befristet. Zu ihren Befugnissen gehört das Segnen des Volkes, das Aufnähmen des Biere beim Feste, das Opferschlagen, die Uebermittlung der Bitten des Volkes an die Heiligen, die Nacht, das Erreichen oder Schwingen über irgend ein Ereigniß zu bestehen, das Beschließen feindlicher Parteien und die Befreiung der Kranken vom Teufel. Dann folgen die vom Volke gewählten Chuzessen oder Leutenpriester, welche, wie oben erwähnt, bei den Verbindungen fungiren, die Daksuren, welche ein Jahr lang dem Bierbrauen obliegen, während jeder Zeit festen das Brauhause verlassen und sich von Weib und Kind fern halten, die Kadagen oder Weiseger (ein auch Frauen offen stehendes Amt), welche sich in förmliche Rasteri hineinzuarbeiten vermögen; die Resultanen, welche Leutenorale betreiben, und die Klitshawenen, welche namentlich in Krankeisfällen die Vermittler zwischen dem Heiligen und dem Volke bilden und aus einem auf ein Bretchen gewickelten Faden weisen. Diese Geistlichkeit hat es gut verstanden, sich über das rothe Volk eine absolute Herrschaft zu erwerben und die heidnischen Opfersäule sind reich zu nennen, gebest man der allgemeinen Armut der Chemsuten.

Wo die Macht der Geistlichen groß ist, werden bekanntermaßen vier Tage gefeiert: wie die Regierungsbüreau Konstantinopel feiern auch die Chemsuten den moanambendähnlichen Freitag, den jüdischen Sonnabend und den christlichen Sonntag und machen außerdem den Montag blau. Die Weibnachtsfeier dauert volle 14 Tage; dann folgt die Festnacht, die Charwoche, Ostern, dann die äppigen Sommerfeste von der sechsten Woche nach Pfingsten an, bei deren einem allein 500 bis 600 Lämmer und 20 bis 40 Stüd Rindvieh geopfert werden, hauptsächlich zum Besten der Priesterfamilie. Namentlich in den Juni und Juli sollen so viel Feste, daß diese Zeit mit einem besondern Namen als „Kiangian“ bezeichnet wird.

Zum Schluß einige über die jurisdicthen Anschauungen des Volkes. Schwere Verbrechen sind fast stets Folgen der Untrache, welche das russische Gesetz trotz aller Strenge noch immer nicht auszurotten vermocht hat. Ersten aber wendet sich der leidende Theil an das russische Gericht; die gewählten Älten des Dorfes, „Pische“ genannt, entscheiden meistens den strittigen Fall. Dieselben hören beide Theile, wobei der Klagende vor dem Richter kniet, erwidert die Urkünde, verlangt bei zweifelhafte Angaben eine Versicherung in Gegenwart des Delinquenten und sprechen dann ihr Urtheil. Jedes Verbrechen hat nach alter Gewohnheit sein bestimmtes Strafmaß; als Einheit der Vergeltung gilt der Preis einer Kuh (7 bis 10 Rubel). Die größte Strafe trifft den in Folge der unmoralisch getöneten und erst erblich überkommenen) Untrache verübten Mord; sie besteht in 36 Schafen und 70 Rindern, eine Anzahl, welche kein einziger Chemsute besitzt. Es ist deshalb höchst wahrscheinlich, daß nach gegenseitiger Uebereinstimmung der größte Theil ihrer fectiven Strafe erlassen und die Sache mit 8 bis 10 Rindern abgethan wird. Die russischen Gerichte legen den demsartigen Mörder einfach an ein Jahr in den Thurm, was ihm, falls er diese Zeit überlebt, sicher alle Untracheden benimmt, und sie erzielen damit bessere Resultate als die milde bedehrende Kirche.

Der nachgewiesene Diebstahl wird mit dem siebenfachen Werthe des gestohlenen Objectes bestrast; doch findet meistens ein gegenfeitiges Uebereinkommen statt. Wird eine Strafe vom Schuldigen nicht bezahlt, so kann die Summe von zwei anderen Personen (Menschen) an den Klagenden bezahlet werden, und diese übernehmen es dann ihrerseits, die Schuld mit Procenten einzutreiben, können sie auch weiter übertragen, wobei die Summe zusehend wächst. Es sollen solche



Forderungen an zwanzigmal weiter gegeben werden und auf mehr als das Hundertfache anwachsen können.

Wir nehmen hiermit Abchied von einem Werke, das in seiner Vorkündigung auf ein kleines, noch nicht 6000 Seelen zählendes Volk des interessantesten Stoffes für den Ethno-

logen die Hülle und Fülle bietet. Möge es viele Leser finden und möge sein fleißiger Verfasser und recht bald mit ähnlichen neuen Ergebnissen seiner fortwährenden Wanderungen im Kaufasien und in Amerika zurückkehren!

## Notizen zur Handels- und Verkehrs-Geographie.

### IV.)

Deutscher dänischer Seehandel. Italienische Eisenbahnen. Schiffsverkehr in italienischen Oasen. Getreide- und Tabaksteuer in Großbritannien. Neue Währung in Serbien. Neue Kabel. — Handel Indiens über die Binnengrenze. Binnengraben auf Ceylon. Seifeverfabrikation auf den Philippinen. Der Außenhandel Japans. Der Handel von Kungshöu (Quinan). Chinesische Binnengraben in Singapur. — Bericht der Handelskammer von King Williamstown. Kohle und Geld am Kapfioke. Eisenbahn von der Delagoabai nach Transvaal. — Butter und Käse in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Griechische Piraten auf Amerika nach Europa. Ceylonische Production an der pacifischen Küste. Wein- und Wollhandel der Vereinigten Staaten in 1878. Ueber mexicanische Zuckerrübe. Brasilien Handelsherrschung. Handel von Samankia. Einmündung des Verkehrsverkehrs in Amerika. Aus Frankreich nach Ostindien. Handel mit tropischen Früchten nach Nordamerika. — Handel der Griechischen Inseln. Lachsproduktion der Erde. Prof. Dr. X. v. Neumann-Spollari's Uebersichten über Production, Verkehr und Handel in der Weltwirtschaft.

F. R. Für den Schnellverkehr zwischen Deutschland und Dänemark und dem ganzen Scandinavischen Norden ist eine neue Linie vorzuschlagen, welche denselben erheblich erleichtern würde. Der mecklenburgische Kanthas hat eine Unterbindung bewilligt zum Bau einer Linie Rostock-Bornemünde (14 km) und von dänischer Seite soll eine Linie auf der Insel Falster von Rulpsing nach Objebedy (Süden) gebaut werden. Die Fahrt von Objebedy nach Bornemünde kann in drei Stunden zurückgelegt werden. Es würde auf diese Weise möglich werden, innerhalb weniger als zwölf Stunden die Reise von Kopenhagen nach Berlin zurückzulegen.

— Italienische Eisenbahnen. Die Eisenbahngesellschaft der italienischen Abgeordnetenversammlung hat folgende neue, auch für das Ausland wichtige Linien zu demnächstiger Ausführung vorgeschlagen: 1. Novara-Vino (Schweizer Grenze) zur Verbindung Genas und des ganzen nordwestlichen Italiens mit dem Gotthard; 2. Rom-Sulmona, aber durch den Apennin, zur direkten Verbindung des Larchenischen und Adriatischen Meeres; 3. Eboli-Reggio, die nicht, wie früher geplant, als calabrische Küstenbahn, sondern als Binnensahn angeführt werden soll; 4. Anagninlinie nach Torno d'Ostia zur Verbindung mit der künftigen Sempion-Bahn. Außerdem sind 50 meist kürzere Linien von mehr oder weniger dringlichem Interesse zur Ausführung in den nächsten Jahren vorgeschlagen. — Die seit Jahr und Tag geplante Verlobung soll nun endlich nach Genehmigung des Senates des dortigen Banquiers Obliat als be gegeltes Projekt in die Wege geföhrt werden. Sie wird 240 Meiler lang sein, und die Kapazität wird 420 Meiler über der am Ende des Berges sich befinden, die Steigung also 50 Proc. sein.

— Der Schiffsverkehr in zwölf italienischen Häfen, welche für den Außenhandel in Betracht kommen, betrug sich 1877 auf 70 739 Schiffe mit einem Tonnagegehalt von 174, Mill. In erster Linie stehen Genoa mit 3 222 000 (1871 1 696 000), Neapel mit 2 680 000 (1871 2 600 000) und Venedig mit 1 160 000 (1871 738 000). Bemerkenswerth sind die Veränderungen in dem Schiffsverkehr der adriatischen Oasen. Von 1871 bis 1878 ist Ancona von 372 000 auf 879 000 und Brindisi von 98 000 auf 838 000 Tonnen gestiegen. Civita Vecchia, das 1871 einen Verkehr von 657 000 Tonnen hatte, wies 1877 nur noch 889 000 Tonnen auf.

— Die Getränke- und Tabaksteuern ergaben in

dem Jahre vom März 1877 bis dahin 1878 in Großbritannien und Irland 40 504 000 Pf. St. und zwar 29 726 753 (1,2 pro Kopf) in England, 5 569 594 (1,6) in Schottland und 5 208 253 (0,9) in Irland. Die Zölle und Steuern von Branntwein machen hiervon 20 675 928, die auf Tabak 8 006 886, auf Malz 7 721 549, die Steuer auf Brauerreien, Wäzereien, Schenken und Tabakfabriken 1 941 912 und die Weinzölle 1 628 295 Pf. St.

— Neue Währung in Serbien. Das serbische Amtsblatt veröffentlicht ein Gesetz, welchem zufolge eine neue Währung, und zwar das Decimalstücker der Pariser Münzconvention vom 23. December 1865, eingeföhrt wird. Von nun an wird in Serbien nicht mehr nach Dinaren, sondern nach Dinars (Francs) geredet werden. Der Finanzminister ist ermächtigt, 250 000 Stück Dinars'or zu 20 Dinars, 800 000 Stück zu 10 Dinars, 200 000 silberne zu 5 Dinars, 750 000 zu 2 Dinars, 800 000 zu 1 Dinar und 600 000 zu 1/2 Dinar prägen zu lassen.

— Neue Kabel. Von Kopenhagen meldet man, daß der Plan einer Telegraphenverbindung mit Island ins Auge gefaßt sei. In Paris haben drei der bedeutendsten Finanz-Institute die Garantie des telegraphischen für ein französisch-amerikanisches Kabel übernommen. Dem spanischen Ministerium liegt ein Plan vor, Manila mit Singapur telegraphisch zu verbinden.

— Der Handel Indiens über die Binnengrenze wird für das Jahr von März 1876 bis März 1877 auf 7 1/2 Millionen Pfund Sterling geschätzt, 4 1/2 Millionen in der Einfuhr und 3 1/2 Millionen in der Ausfuhr. Dem größten Binnenshandels haben British Burma und das Verfabas und zwar führte das letztere für 793 130 Pf. St. nach Afghanistan aus und 716 007 von da ein.

— Die Seifeexportation Ceylons durch Ceyloner aus Europa und Indien ist in stetiger Zunahme begriffen. Einen Nachstoß dafür bietet der Verkauf der Kronenbirnen, von welchen 1877 15 385 Acres zu durchschnittlich 67 1/2, Kupien an Europäer und 17 195 Acres an Eingeborene zu durchschnittlich 2 1/2, Kupien verschlagen wurden.

— H. G. Palgrave, britischer Consul in Manila, giebt in seinem „Malay Life in the Philippine Islands“ folgende Schilderung der Seifeverfabrikation auf den Philippinen: „Große Grundbesitzer, in der gewöhnlichen Bedeutung des

1) E. „Globus“ XXXIV, S. 262, 267, 381.

Worles, sind auf den Philippinen sehr selten, wo jede Rache des Hobens ihren Mann nährt, — und daher bleibt wenig Raum für die Erweiterung eines einzelnen Landbaus übrig. Wenig Raum — und glücklicherweise, wie wir schon werden, für die Wollfabrik und das Woll der Eingeborenen —, auch wenig angebautes Capital. Spanische Capitalisten giebt es keine, und auch keine anderen europäischen Besizer von Land und Feld, die ermunnt zu werden verdienten. Weizen, im allgemeinen Abkühlung von chinesisch-malaischer Richtung, sind die reichsten Grundbesitzer, und die Zünderer und der Befig, den sie nicht selten in einer Hand anhäufen, hält selten über eine Lebensdauer zusammen, sondern er wird in Hölde, dem östlichen Ufer der Gütertheilung gemäß, zwischen Erben getheilt, und fällt auseinander. Der weit größere Theil des Landes ist in den Händen der Malaien selbst, welche sehr genügsam sind und sich sehr selten auf den Erwerb eines großen Vermögens für die Zukunft verlegen. Jeder hat sein kleines Besitzthum und verwertet seine Producte durch Vermietung von Chinesen — oder halbchinesischen Miteinwohnern, welche sie an europäische, meistens englische Kaufleute abliefern — und so gelangen sie an die Küste und an Bord der Schiffe. In den meisten, wenn nicht in allen tropischen Colonien befinden sich die Verwaltung und die Unternehmung in den Händen der Europäer, und die Arbeit allein ist den Eingeborenen überlassen. Auf diesen östlichen Inseln im Gegentheil begnügen sich die Spanier mit der Verwaltung, und haben die Unternehmung und die Arbeit den Eingeborenen selbst anbeigewiesen, und die Ergebnisse sind sehr bemerkenswerth.\*

— Der gesammte Außenhandel Japans in 1877 von 48 767 249 Dollars (25 900 641 Ein- und 22 866 708 Ausfuhr) vertheilt sich auf die verschiedenen Hafenplätze in folgender Weise: Kanagawa 35 118 822, Hiogo-Klasa 9 525 797, Nagasaki 3 656 975, Fudabata 441 655 und Kiogata 21 000. Die beiden letzteren Plätze weilen nur Ausfuhr an. Im Vergleich zu den Vorjahren ist die Einfuhr stark zurückgegangen in Baumwolle, Zucker und Kohnbaumwolle, die Ausfuhr in Kohnseide, Seidenwürm-Eiern und Thee. Erhebliche Zunahmen haben in der Einfuhr auswärts Wollseide, Wollwaren, Waffen und in der Ausfuhr Reis, Kupfer und Zink. Wenn man betrachtet, daß die durchschnittliche Einfuhr der fünf Jahre 1872 bis 1876 22 198 485 und die durchschnittliche Ausfuhr in derselben Zeit 22 128 904 Doll. betrug, so zeigt sich ein Steigen des Handels, welcher bemerkenswerth ist. Die Schiffsfahrten weilen einen Schiffverkehr im Jahre 1877 von 623 977 Tonnen auf, wovon 515 518 T. auf Großbritannien und 109 015 auf die Vereinigten Staaten fielen. Der britische Schiffverkehr nahm um 13 479, der deutsche um 12 532, der französische um 4761 T. zu, der nordamerikanische um 57 830 T. ab (letzteres durch Hebertragung der zwischen Yokohama und Sasanabi fahrenden Schiffe auf japanische Flaggen). Die Zahl europäischer und amerikanischer Residenten in Japan beträgt 2492, um 181 weniger als 1876. Der Kaufkraft kommt hauptsächlich auf die Rechnung von Yokohama und Yedo.

— Der Handel von Kinnelodan auf Hoinan im Jahre 1877 läßt nach dem Bericht des britischen Consuls sehr günstige Resultate von der Ausfuhr der Insel erwarten. Die Einfuhr wurde auf 292 946, die Ausfuhr auf 291 568 Pf. St. geschätzt. In der ersten sieben Opium mit 101 771 und Baumwollewaren mit 32,478 Pf. St. in erster Reihe, während Stapelartikel der Ausfuhr Zucker ist, von dem 1876 90 000 und 1877 fast 200 000 Pilsal zur Ausfuhr gelangten. Nach dem Zucker folgen Seiden- und Eisenpfunden.

— Im Jahre 1877 wanderten in Singapur 46 045 Chinesen ein und 1878 war die Zahl der Einwanderer am Beginn ihrer Wanderzeit, Mitte October, bereits auf 41 735 gestiegen.

— Aus dem Bericht der Handelskommission von King Williamstown (Raffraia), den der Raffraia-Buchman vom 16. October 1878 mittheilt, ist zu entnehmen, daß durch die Tragweite der letzten zwei Jahre und den Raffraia die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse der Colonie so ziemlich zum Stillstand gekommen ist. Die Eisenbahnen sind von Ende September 1877 bis zum letzten Termin 1878 nur um wenige (englische) Meilen vorgeführt. Man hofft im nächsten Jahr die Linie nach Durwenstown zu vollenden. Die unvollendete Telegraphenlinie nach Bittermaritburg (Verbindung mit der Capstadt) hat sich in wirtschaftlicher und politischer Beziehung von erheblichem Nutzen erwiesen. Natürlich liegt aber der Hauptgewinn auf der Seite Kapstadt, welches durch die selbe in directen Verkehr mit der Capstadt gelangte. Das Parlament hat in seiner letzten Sitzung beschlossen, daß die Verbindung der Colonie mit Europa durch Kabel eine erste Nothwendigkeit sei, und man hofft, dieses Ziel innerhalb der nächsten zwölf Monate zu errichten. Der Hafen von East London ist soweit im Ausbaue fortgeschritten, daß von dem Wellenbrecher über 300 Meter fertig und 200 Meter noch herzustellen sind. Es wurden von Juni 1877 bis Juni 1878 72 227 Tonnen Güter getanet. Eine kleinere Brücke über den Kai N. ist im Bau begriffen. Die Einwanderung in Raffraia betrug von März 1877 bis September 1878 1065, wovon 60 Familien Schotten, der Rest Deutsche waren. Es wurden ihnen 13 586 Acres Land in Abschnitten von 33 bis 500 Acres zugewiesen.

— Kohle und Gold sind am Nyassa-See entdeckt worden. Von der ersten fand Mr. Rhodes, der Begleiter Capitän Gittons auf dessen letzter Expedition drei Fänge von 2, 1 und  $\frac{1}{2}$  Meter Mächtigkeit in 130 Meter Tiefe über dem Westufer des Sees. Derleite hat auch Gold in Schwammgebilden am Nyassa-See entdeckt, einzuweisen aber noch nicht in Mengen, welche die Bearbeitung lohnen würden.

— Eine Eisenbahn von der Delagoa-Bay nach dem Transvaal-Preisfall soll in diesem Jahre unter gegenseitiger Garantie Großbritannien und Portugals in Angriff genommen werden.

— Die Erzeugung von Butter und Käse in den Vereinigten Staaten von Nordamerika wurde anfänglich einer Wollerei-Ausstellung, die in der ersten Decemberrunde in Newyork stattfand, auf 16 Mill. Doll. für Butter und  $\frac{3}{4}$  Mill. für Käse pro Jahr angegeben, wovon 1877  $\frac{1}{2}$  Mill. von der ersten und 350 000 vom letztern zur Ausfuhr gelangten. Der Gesammtwerth dieser Erzeugung wurde auf 850 Mill. Doll. oder 50 Mill. mehr als die Weizen-ernte veranschlagt und soll 1877 um 33 Pro. gestiegen sein. Die Zahl der Kühe in den Vereinigten Staaten ist 13 Mill., also 23 auf 109 der Bevölkerung.

— In einer der letzten Sitzungen des Vereins für Gewerkschaften in Berlin wurde Herr Rath Brosseloff Aenken einige interessante Mittheilungen über die Verbesserung frischen Fleisches von Amerika nach Europa. Nachdem die ersten Versuche mißglückt und die ersten Sendungen verbrochen waren, ist seit Jahren dieses neue amerikanische Exportgeschäft in großer Schöpfung gekommen und die Summe des exportirten Fleisches von 1 Mill. Pfund auf 55 Mill. Pfund gestiegen. Das Fleisch ist vollkommen besser Qualität und wird zum Preise von  $\frac{1}{2}$  Cent (38 Pf.) verkauft. Das Verfahren der Verbesserung besteht darin, daß man das Fleisch durch dichtes Einmüllen in Raslein vor der inneren Fäulnis bewahrt und auf dem Continenten in besonders contruirte Fleischsäfen bringt, die nach der Reife von Fett oder von Grieben kalt gehalten werden. Die Küsten haben 600 Tonnen Fleisch, haben etwa 10 bis 12 Fuß Höhe, eben solche Breite und 21 bis 30 Fuß Länge. Ihre Abkühlung erfolgt durch Luft, welche an Eis vorüberströmt, und auf diese Weise gelingt es das Fleisch völlig frisch nach Europa hüberzuführen. In England treffen fortgesetzt sehr bedeutende Ra-

dungen dertartigen Fleisches ein, und es kursiren jetzt zwischen America und England nicht weniger als 45 Dampfer, welche diese Transporte ausführen. Nach Deutschland ist noch keine Erhebung gekommen, es wird jedoch beabsichtigt eine der nächsten Ladungen hierher zu dirigiren.

— Nach dem Berichte von Wells, Jorge u. Comp. betrug 1878 der Werth der Gummiallproduction an der pacifischen Küste 77 036 622 Doll., wovon 1 1/2 Mill. auf Mexico und 1 1/2 Mill. auf British Columbia entfallen. Dieser Betrag bleibt um 17 Mill. hinter dem des Vorjahres zurück und wird für 1879 auf nur 70 Mill. veranschlagt.

— Ein- und Ausfuhr der Vereinigten Staaten von Nordamerika belief sich 1878 auf 482 beziehungsweise 740 Mill. Doll. und hat die Einfuhr gegen das Vorjahr um 52, die Ausfuhr um 117 Mill. Doll. zugenommen.

— Der Gesandte der Vereinigten Staaten von Nordamerika in Mexico hat auf Wunsch einiger Fabrikanten seines Landes Untersuchungen über die mexicanische Baumwollen- und Wollennindustrie und die betreffenden Zollverhältnisse anstellen lassen und giebt in seinem Berichte folgende Statistiken derselben die erste, welche anderer Wissensgeheimt ist: Es giebt für die Fabrication ungeheurer Baumwollgewebe (Manta) 63 Fabriken, welche jährlich 4 Mill. Etid. zu 32 bis 38 Fards und 12 bis 15 Millionen Pfund Faden liefern, für Galico und gebrachte Waaren 9 Fabriken mit 400 000 Etiden pro Jahr, für Wollgewebe 10 mit 2 Mill. Fards pro Jahr. Die Fabrication von Wolllin und anderen Wollwaaren ist hier nicht in Betracht gezogen. Es ist wahrscheinlich, daß bei genauerer Nachforschung sowohl die Zahl der Fabriken als die Größe ihrer Leistungen sich als bedeutender ausweisen werden. Die Zölle, welche nach dem Tarif von 1872 heute in Gültigkeit sind, können in vielen Fällen als reine Prohibitive-Zölle bezeichnet werden, sie sind für alle Gattungen von Gelpinastern und Geweben sehr hoch, z. B. für Faden von 60 bis 143 Et. pro Kilo, für Baumwollstoff 9 bis 16 Gt., für Wollstoffe 140 pro Caudratmeter. Uebrigens werden die mexicanischen Fabriken (deren bedeutendste in Puebla sich befinden) durch Steuerfreiheiten verschiedener Art unterstützt und scheint dieser Weg zur Förderung der heimischen Industrie von allen neueren Regierungen ohne Unterchied der Parteifarbe eingeschlagen worden zu sein.

— Verus Handelsbewegung weist nach den officiellen Zusammenstellungen des D. Manuel A. Fuentes für 1877 folgende Zahlen auf: Einfuhr 24 179 096, Ausfuhr 31 634 276 Soles; in letzterer sind Salpeter und Guano, die großen Stapel Verus, nicht mit eingerechnet. Von Salpeter und Sulfate wurden 471 Mill. Pfund im Werth von 12 787 546, und von Guano 279 981 Tonnen im Werth von 8 075 927 Soles eingeführt. Die Gesamtanfuhre würde demnach auf circa 82 1/2 Mill. Soles, also mehr als das Doppelte der Einfuhr zu besitzen sein. (Panama Star 31. October 1878.)

— In Columbia hat der Congress 30 000 Doll. für Errichtung von zwei Reclamationen-Gärten in Boponan und Bogota und für eine Werksanlage bewilligt. Derselbe hat Vorsegen gegen die zunehmende Entwaldung getroffen, indem er das Abreißen der Bänder an den Gebirgsabhängigen und auf den Höhen verbietet. Im Magdalenaflusse ist der Hafen von Caracoli dem Verfall übergeben worden. Savanilla führte vom 1. September 1877 bis dahin 1878 insgesammt für 5 269 290 Doll. Waaren aus, davon ungefähr 1/2 nach Nordamerika, den Rest nach Europa und den Antillen. Die werthvollsten Ausfuhrgegenstände sind: Kaffee, Chinacrinde, Zobel, Häute und Schlagschick. In weiter Linie stehen Baumwolle, Eiseninnisse und Strohhitze.

— Ueber die Entwaldung des Verkehrslandes in Brasilien bringt die A. N. Z. vom 27. October 1878 folgende Daten: Brasilien besitzt 42 Schiffe, deren Verbindung mit den Handelsplätzen und hauptsächlichsten Er-

zeugungsgeländen des Innern eine der ersten Rothwendigkeiten der wirtschaftlichen Entwicklung ist. Von den Dampferlinien, die diesem Zwecke mit ihren Schiffen dienen, ist die bedeutendste die des Amazonenstroms, welche 12 Dampfer besitzt und brasilianisches Land in der Ausdehnung von 400 geographischen Meilen berührt. Außerdem bietet Dampfschiffahrt statt auf dem Rio Negro, dem Tocantin sammt Araguansa, und dem Rabeira. Die Gölle der letztern werden durch die Rabeira-Ramero-Bahn umgangen, deren Bau bereits begonnen ist. Die Stromschnellen des Tocantin sind unüberwindlich gemacht. Der Sao Francisco kann unterhalb der Serra de War nur etwa 40 Meilen weit von Dampfern befahren werden. Die Hindernisse, welche die Serra de War dem Verkehr zwischen der Küste und dem Innern entgegenstellt, werden von zwei Eisenbahnen überwunden, der von Santos nach Jundiaba (westwärts) führenden Sao Paulo-Bahn und der von Rio de Janeiro nach Norden führenden Bahn Dom Pedro II. Von der letztern sind 550 Kilometer im Betrieb und weitere 70 Kilometer nahezu fertig. Von Pernambuco nach Luza am Sao Francisco führt die Recife-Sao Francisco-Bahn, welche jetzt durch eine Schmalspur-Linie von 256 Kilometer bis Anauá Vellas verlängert werden soll. Im Süden des Reiches ist die Linie Porto Alegre-Uruana in Angriff genommen. Wie rasch die Eisenbahnen auf das ganze Wirtschaftsleben des Landes einwirken, zeigt die Thatfache, daß der Kaffee heute in Santos 20 bis 30 Proc. höher steht als in der vorerwähnten Zeit. In der einzigen Provinz Campina, welche durch die Santos-Linie am meisten berührt wird, ist die Kaffee-Erzeugung von 2 1/2 auf 78 Mill. Kilogramm gestiegen. Indem die neuen Verkehrswege außer dem, daß sie die sicherere, hoarrierere Lieferung der Erzeugnisse aus dem Innern garantiren, auch noch das Betriebscapital der Pflanze durch Verminderung der Lohstiere und der zur Wartung und zum Treiben nöthigen Sklaven vermindern, ist ihr Einfluß ein sehr tiefgreifender.

— Französisch-Gujana. Guyenne liefert 1877 442 543 Pf. St. Werthe ein und 196 586 aus. Von den Ausfuhrern behandeln mehr als 1/10 aus Gold, dessen Gewinnung einen so schädlichen Einfluß auf die gesammten wirtschaftlichen Verhältnisse übt, daß 1877 in Guyenne mehr als einmal Wangel an Brot wegen fehlender Getreideanfuhren aus Europa bestand. Die Stadt Guyenne weist unverkennbare Zeichen von Verfall und Bernachlässigung auf. Die Straßen sind mit Grass bedeckt. 1877 wurden aus Pondichern und Karikal 1141 Kisten nach Guyenne eingeführt, doch wurde die weitere Ausfuhr im Laufe des Jahres von der indischen Colonialregierung verboten. (Zeil. Konst. Bericht.)

— Der Handel mit tropischen Früchten von Westindien und Mittelamerika nach Remorp ist in steigender Entwicklung. 1877 wurden allein 402 921 Kubel Bananen in den Hafen von Remorp eingeführt, wovon nahezu die Hälfte aus Colon. An Annonas kamen 3 1/2 Mill. zur Einfuhr.

— Der Handel der Fidschi-Inseln hat sich seit der Aufnahme in den britischen Colonial-Verband bedeutend gehoben. Eine die Dampfschiffe der Pacific Mail & S. Company, welche regelmäßig anlangen, verkehrten 1877 in den Häfen von Levuka, Vomo und Suva 22 Dampfer mit 171 Segelschiffe mit 10 563, beziehungsweise 20 533 Tonnen. Der Werth der Ausfuhr belief sich in demselben Jahre auf 140 803 Pf. St. gegen 94 298 in 1875), wovon 28 504 von den Nachbarn des Reichs der Widerstandszeit eingeführt waren. Die wichtigsten Erzeugnisse der Copalcolanden (Copa, Coccolifer, Del), dann Baumwolle, Trepan, Zucker und Bankoh sind die Hauptgegenstände der Ausfuhr. Die Einfuhr bewerkte hier 1877 134 698 Pf. St. und kam vorzüglich aus England und Australien.

— Die Quecksilber-Production der Erde schätzt Cortazar in der „Metal Review“ wie folgt:

Flaschen	
à 76,5 Pfd. engl.	
Vereinigte Staaten . . . . .	69 200
Spanien . . . . .	41 700
Indien . . . . .	6000
Italien . . . . .	1700
Peru . . . . .	2000
Mexico . . . . .	500
Anderer Länder . . . . .	1500
	124 000

— Wir nehmen hiermit Gelegenheit, die Uebersichten über Production, Verkehr und Handel in der Weltwirtschaft vom Prof. Dr. K. von Reumann-Spallart, Stuttgart 1878. Stuttgart, J. Neier, 1878\* zur Anzeige zu bringen. Derselben erschienen bisher in Beck's „Geographischem Jahrbuch“ und treten jetzt zum ersten Mal erheblich erweitert als selbständiges Werkchen auf. Für den Zweck, der im Titel angezeigt ist, giebt es kein zweckmäßigeres und vollständigeres Hilfsmittel. Der Stoff ist in Fülle, fast immer nach den besten und neuesten Quellen und sehr sorgfältig geordnet und die Darstellung ist so klar, daß man sogar mit Vergnügen sich in die Zahlen tauschenden Abschnitte vertieft. Eine durchaus empfehlenswerthe Arbeit, die man weitest Verbreitung wünschen muß, und deren regelmäßige jährliche Wiederkehr mit Freude begrüßt werden wird. Natürlicherweise wird dieselbe noch nicht allen Wünschen gerecht, kann aber nur gewinnen, wenn etwaige Lücken oder Mängel klar hervorge-

hoben werden. Wir wollen jedoch einige Beiträge geben. Unserer Meinung nach ist die Beschränkung auf die großen Industrien nicht durchzuführen; die Kleinern müssen, wenn auch nur oberflächlich, mit herangezogen werden. Wo die Jute beschäftigt wird, sollte das Holz in seinen mannigfaltigen Verwendungen nicht fehlen. Unter den Genussmitteln ist neben Zucker, Kaffee und Thee mindestens noch der Wein zu nennen. Unter den Rohstoffen für den Massenverbrauch dürfen Kohlen, Petroleum und Gips nicht übergangen werden. Uebrigens sind wir überzeugt, daß auch ohne diese unsere Mahnung das Nächtliche in seiner letzten selbständigen Form von selbst immer vollständiger werden muß. Die Vollständigkeit gehört ja zu den notwendigen Voraussetzungen einer Uebersicht der Weltwirtschaft. So sollte z. B. in Zukunft nicht bloß die Weiterzeugung von Opium, sondern auch die für die Kaiserthümer wichtige von Hinterindien und den anderen Reichthümern mit in Betracht gezogen werden. In den Angaben über die Baumwollensindustrie der Vereinigten Staaten hätten wir ein Zurückgehen hinter 1861, d. h. hinter die Zeit des starken Schwundes, gewünscht, damit nicht der Vergleich von 1861 und 1877 der Uebers georgener Schluß sich zu ergeben scheint, als ob der Zollfuß allein es gewesen sei, welcher dieses stark Wachsthum erzeugte. 1861 ist als abnormer Punkt überhaupt nicht geeignet zum Ausgangspunkte eines statistischen Vergleichs. Dies sind indessen keine Ausstellungen, die das Buch gewiß nicht verhindern werden sehr Vielen von Nutzen und Interesse zu sein.

## Aus allen Erdtheilen.

### A s i e n .

— Die Aufnahmen für die projectirte Eisenbahn von Dresden nach Taschkent sind vollendet, wobei es sich herausgestellt hat, daß sich dieselbe ganz gut durch die Wüste Kara-kum führen läßt. Im Jahre 1879 sollen die Voruntersuchungen bis nach Samarkand und in der Richtung auf Kabul und Peshawar weitergeleitet werden. (Times.)

— Schlagende Beweise dafür, wie wohlthunend und erwünscht dem durchaus reichbegabten Sohne des Kaisers, sobald er thalwärts zieht, der Umgang mit gestifteteren Menschen wird, und wie rasch er von ihnen annimmt und lernt, erzählt Dr. G. Rabbe (Die Gewürzen S. 331) von den Tschin der Zwölfen Genossenschaft. Seine Brüder sollen in der Schweiz dem Studium der Chemie und Mechanik obliegen. Ebenso entstammt dieser Genossenschaft die Familie Ziskaren, aus der ein Ueile ein tüchtiger Lehrer geworden ist. Die Männer sind unternehmend und die männliche Jugend wird gut unterrichtet. Es präsentiren sich mir hier ein Duzend wohlhabender Tschinken, welche die Sommerferien bei ihren Eltern in den Juren verbringen. Sie sprachen alle fertig Russisch, waren lauter und hielten sich stramm, dabei nicht ohne Interesse für meine Beobachtungen. Die Weiber aber hatten in ihrer Abgeschlossenheit stark an alter Sitte fest, ja sie sind oft mit den Fortschritten ihrer Söhne nicht zufrieden. Einen traurigen Gegenlag zu dieser Wohlleben hat ein unheimlicher ehemaliger Handelstrossant. Dem hatte bei Petersburger Leben, in welcher er direct von seinen Eltern geboren kam, das Gehirn verbrannt, und er irrte zwischen

den Hölzeln von Botani als ungeschickter Berräuber umher.\*

— Die Seidenernte in den mittelasiatischen Channaten und in Turkestan blieb 1878 gegen die der letzten drei Jahre bedeutend zurück, und so wurden von dort kaum 200 Ballen Seide nach Indien ausgeführt. Dagegen machen sich, wie wir in der „R. Dr. Pr.“ lesen, die Chinesen große Anstrengungen, um in dem von ihnen anererbten Reichthum Kaschgar die Seidenkultur wieder so blühend zu gestalten wie sie ehemals dort war; sie haben die Steuer auf die Seidenzucht, ebenso auch den Ausfuhrzoll auf Seide auf die Hälfte reducirt. (R. A. J.)

— Zwei Pflanzler aus Geylon haben nach der Augsburger Allgemeinen Zeitung unlängst das Land Perof auf der Halbinsel Malakka bereist und über dessen Productionsfähigkeit einen enthuftigen Bericht erstattet. Ihrer Ansicht nach enthält es 500 000 Acres — mehr als der ganze Flächenraum der Insel Ceylon — prächtigen Bodens, der mit Thee, Chinchina, Cacao, Zimmt, Zucker, Tabak, Tavioxa u. s. w. bebaut werden kann.

— Robert Schom, welcher bekanntlich die erste Reise nach Kaschgar ausführte, schildert im Journal of the Royal Asiatic Society vol. X, p. 305, 1878 den Berganion Schar, „die stichtliche Niederlassung der türkischen Kacer“. Er erzählt seine Nachrichten darüber während seines Aufenthaltes in Jarfad von einigen Solakis, welche behaupteten, daß ihre Vorfahren von Kum, der (europäischen) Türkei, gekommen seien. Ihre Zahl betrage etwa 40 000. Sie leben in zerstreuten Familien, jeder auf seinem eigenen Grund und Boden. Gruppen von vier bis fünf Dörfern werden von einem Imam regiert, der unter dem Oberverwalter steht.

— Der chinesische Botschafter Li-Chung-fang hat nach

„Natur“ mit Mr. Arnold Hagne von Newort, einem schiednen Besolgen und Bergmann, einen Vertrag geschlossen, wovon letzterer demnach von Zintin abreisen soll, um die Gold-, Silber und andern Bergwerke des nördlichen China zu untersuchen. Derselbe meldet ein englischer Consulatsbericht aus Canton, daß General Yang den Befehl ertheilt, europäische Maschinen für die dortigen Bergwerke zu beschaffen. Es wäre dies ein bemerkenswerther Fortschritt, zu dem sich die chinesische Regierung entschließt.

### A f r i k a .

— Die ägyptische Regierung hat, ihrem bereits vor einiger Zeit gestellten Beschlusse gemäß, vom 1. Januar dieses Jahres ab den Eintritt in das von Kopten ererbte Königreich Darfar sowie den Verkehr und Handel mit demselben gestattet. Wie es heißt, beabsichtigt die österreichische Regierung von dieser Erbschaft Gebrauch zu machen und in Fakhra, der Hauptstadt Darfars, eine Consular-Agentie zu errichten.

— Dr. Matteucci meldet Ende des Jahres 1873 aus Massaua entgegen seiner früheren Andeutung, daß Menelik König von ganz Aethiopien geworden sei, daß derselbe viel mehr zur Abhülfe eines Triums als König Johannes sich verstanden habe und von seiner eigenen Familie im ruhigen Besitze der Herrschaft bedroht werde sei.

— Am Monatsende trat in London die Nachricht ein, daß Mr. Radford, welchen die Church Missionary Society zur Unterstützung des bei Wafia in Uganda verweilenden Rev. Wilson angelobt hatte, nach vierfachen Aufschub und Unglücksfällen endlich am südlichen Ufer des Victoria Nyanza eingetroffen ist. Er erhielt dort eine persönliche Bewilligung vom Vörsitzenden Longone der Ulteroc-Zulef, dem Vörsitzenden seiner Genossen Lieutenant Smith und Mr. O'Neill, und wagte kühnlos und unbefürchtet, denselben zu besuchen und seine Entschuldigungen anzuhören. Nach Rageti zurückgekehrt fand er dort Rev. Wilson vor und fuhr in besten Gesellschaf nach dem Weiche Uganda hinüber.

— In der Hauptstadt ist eine Gesellschaft im Begriff sich zu bilden, welche südafrikanische Volksmärchen, Fabeln, Erzählungen u. s. w. zu sammeln beabsichtigt, che europäische Civilisation die Möglichkeit dazu brünimt. Bekanntlich ist die mündlich überlieferte „Literatur“ Südafrikas sehr entwickelt und von hohem Alter, wie obsoletoe Andenrücke darthun. Missionäre und sonstige Weiße in nicht geringer Anzahl sind wohl im Stande, diese ethnologisch wichtigen Ueberlieferungen zu sammeln, und für sie soll in jener Gesellschaft die nöthige Centralstelle geschaffen werden. Secretäre derselben ist Miss E. C. Lloyd, die Schwägerin und langjährige Mitarbeiterin des verstorbenen Dr. Bleek aus Berlin, der sich um afrikanische Philologie und Ethnologie so hoch verdient gemacht hat.

— Mr. Raroh, welcher den Ogowe bereits zweimal, in Gesellschaft von Maranis de Compigne und von Savorgnan de Brazza, befahren hat, rücht sich jetzt zu einer Reise den Vinis anshwärts und nach dem Gebiete zwischen Schari und Congo, welches auch das Ziel des Lieutenant de Semelle war. Ueber letztern, welcher todt gelost wurde, ist bis jetzt Näheres verlannt.

— In der Angabe aus S. 16 des laufenden Bandes, daß der bekannte Dänler Saturnino eine Abneigung gegen das Cassanische Thal und dessen den Portugiesen feindliche Bewohner habe und dasselbe vermeide, schreibt uns Dr. P. Vogge aus Moskau: „Von Songo (dem südlichsten por-

tugiesischen Vösten) führen zwei Wege nach Kimbundo. Der eine geht (direct) östlich von Songo durch Cassange, der andere (im weiten Bogen) südöstlich durch Songo, Wungung u. s. w. Saturnino hat bei 1875 hiesig den weitem Weg durch Songo benützt, weil in Songo die Lebensmittel für die Karawanen bedeutend billiger einzukaufen sind, als in Cassange. Seit Ende des Jahres 1875 ist aber für ihn, mithin auch für jeden andern Europäer, der Weg durch Songo verbessert worden, da der Soba Umballo, einige Tagereisen westlich vom Onango wohndes, sich freundschaftig gegen die Karawanen erwieien hat. Als ich von Kimbundo nach Malange zurückkehrte, habe ich die mir bekannte Straße durch Songo auch nicht nehmen können, sondern ich bin nach der Passage des Onango — von Karimba in Wungung — nordwestlich abgegangen und durch Cassange nach Malange geehrt. Die Einwohner von Cassange, Ramens Bengala, sind intelligenter und arbeitsamer, als ihre Nachbarn, so daß reichlich Lebensmittel dort eingekauft werden können, aber die Preise sind dort theurer als in Songo. Seit der Affaire mit Umballo hat aber Saturnino trotz dessen den Weg durch Cassange nehmen müssen, und scheint es ja auch bis auf den heutigen Tag noch zu thun. Als ich Cassange passirte, wohnten mehrere weiße Händler im Lande und lebten im besten Einkommensverhältnisse mit den Eingeborenen.“

— Nach der Vissaboner Zeitschrift „Die portugiesischen Colonien“ zählt die Provinz Angola 438 307 Einwohner, davon ein Zehntel Weiße, worunter ohne Zweifel auch die Resten verstanden werden; denn von mehr als 40 000 Portugiesen kam da scharflich die Rede sein. Umgekehrt leben in Portugal ungefähr 3000 Neger, davon zwei Drittel in Lissabon, die übrigen in einigen Küstenstädten. Ihre Zahl hat sich in den letzten Jahrzehnten fast gar nicht vermehrt, da die Kindersterblichkeit bei ihnen überaus groß war. Obwohl sie seit 1826 mit den Weißen gleiche Rechte haben, so sind sie doch social streng von denselben getrennt; in den letzten vierzig Jahren haben nur 13 gemischte Ehen zwischen Weißen und Schwarzen stattgefunden.

— Die Biongwana (sarbige Einwohner von Janibara) und Bionjamba erzählen Stauken, als derselbe am 27. März 1876 im Lande Karagwe drei Nachbörner gefangen hatte, mit der größten Grausamkeit, daß der Elephant das Rhinoceros oft mißhandelt wegen einer gewissen Eifersucht, die er gegen seinen feigen Vetter hegt. Wenn der Elephant die nicht aneinander getretenen Extremitäten des Rhinoceros liegen sieht, so soll er in Wuth geraten und sich auf der Stelle an die Anschaffung des Verbrechers maden und wehe dem Rhinoceros, wenn es trotzig ist und Lust hat, für das Privilegium zu kämpfen, daß es seinen Kopf so liegen lassen darf, wie er eben fällt. Der Elephant bricht in jenem Fall einen schweren Panzergewiß ab oder entwirft sich ein drittes Bänmchen, wie ein Bootsmast groß, und bearbeitet das unglückselige Thier dermaßen, daß es froh ist, sich durch die schleunigste Flucht zu retten. Aus diesem Grunde wird das Rhinoceros, wie die Eingeborenen behaupten, jedesmal seine Extremitäten, sobald sie auf dem Boden fallen, heraus und zerstreut fe gänzlich. Sollte ein Rhinoceros einem Elephanten begegnen, so muß es ihm die Vahn freilassen und fortgehen, denn der letztere duldet auf seinem Wege keine Gefährten; aber das erstere ist bisweilen habestarrig und der Elephant macht ihm dann mit seinen Janibären den Garaus, indem er es gegen einen Baum drängt oder es über den Haulen wirft und in aller Weise zertrümmet.

(Stauken, in d. dän. Zeitschrift, I, S. 517.)

Inhalt: Stauken's letzte Forschungsreise durch Afrika (1874 bis 1877). VII. (Mit vier Abbildungen). — Dr. Vogge: Ueber die Verwendung von Elephanten bei Afrika-Reisen und Anlage von Stationen. — Die Gegend um ihr Land II. (Schluß). — Reisen zur Handels- und Verkehrs-Geographie. IV. — Aus allen Erdtheilen: Aken. — Afrika. (Schluß der Abhandlung I. Februar 1879.)

# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXV.



№ 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Audree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von  
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten  
zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1879.

## Stanley's letzte Forschungsreise durch Afrika (1874 bis 1877).

### IX.

Die letzten Hälle des Congo. Anlauf in Woma. Heimkehr.

Nach Focod's Tod in den Zirkeln des Massafafalles am 3. Juni 1877 benutzte sich tiefe Niedergeschlagenheit und allgemeine Entmutigung aller Mitglieder der Expedition; selbst die weißen Eingeborenen zeigten wichtiges Mißgefühl für den weißen Mann, der seinen "Bruder" verloren. Aber für Stanley selbst gab es keine Zeit zur Trauer; jeder Tag mußte zum vollen Vordrücken benützt werden; denn schon näherten sich seine Vorräthe schnell ihrem Ende, und dann wartete die Expedition dem Hungertode preisgegeben. Obgleich am Fieber leidend, unterdrückte er eine Neugier unter seinen Leuten im Keime und setzte mit rastloser Energie die Arbeit, seine Boote um den verderblichen Massafafall herum zu bringen, fort. Diesem gelang nur, indem er die angelegenen 40 Fuß hoch über einander gethürmten Felsblöcke und Klüfte am Fuße der 300 bis 400 Fuß hohen, senkrechten Uferwand auf einer 600 Yards langen Strecke mit einer Masse von abgehauenen Baumstämmen und Aufschwert bedeckte und ausfüllen ließ, über welche die Canoes an dem Falle vorbeigezogen wurden, so daß nach 16tägiger Arbeit alle Fahrzeuge am 19. Juni in dem ruhigen Volobolo-Bassin schwammen.

Auf dem rechten Ufer desselben fließt sich der Edwin-Arnold-Fluß von der Höhe des Tafellandes in einem einzigen 300 Fuß hohen Falle in das Bassin hinab. So steil ist die Felsmauer und so stark die Gewalt des Stromes, daß der Fall erst 30 Fuß vom Fuße der Klippen auf die Felsblöcke fließt. Oberhalb seines Falles, auf dem Plateau, hat der Edwin Arnold 50 Yards Breite und durchschnittlich

3 Fuß Tiefe und bildet dort die Grenze zwischen den Bezirken von Zinga und Massafa. In der Mitte des Volobolo-Bassins fand Stanley 330 Fuß Tiefe; aus ihm fließt der Congo über den Zinga-Fall hinab, um seinen südöstlichen Lauf zum Meere fortzusetzen. Bemerkenswert ist, daß die Fälle auf beiden Seiten des Stromes verschiedene Namen haben; so heißt dieser, auf dem rechten Ufer von den Babwende Zinga genannte Fall auf der linken Seite bei den Bassiffe Bungan-bunga. In dem Strome leben Hechte, Zerkagen, Wasserfischlangen, Kalle und die vielen auch den afrikanischen Seen eigenthümliche Fischearten. In dem Grunde der Babwende bei den Katarakten hat der Lärm der Schiffsassen fast alles Wild vertrieben, doch giebt es noch kleine Buschantilopen und Kaninchen, welche die Eingeborenen mit ihren Hunden jagen; letztere sind von gemäßigter Mißtraue.

Am 20. Juni sollte die Arbeit zur Passage des Zinga-Falles beginnen, um wieder auf Reispfaden die Fahrwege über die Felsen des rechten Ufers zu ziehen; aber plötzlich meuterten und desertierten 31 Mann, die erst nach mehreren Tagen mit Hilfe der eingeborenen Häuptlinge zur Rückkehr gezwungen wurden. Am 23. wurden mit dem Bestande von 150 Eingeborenen die Boote den 200 Fuß hohen, sehr steilen Abhang der Felsenspitze an langen Seilen von spanischem Rohre und Seigenranken hinaufgezogen. Vereit waren drei Canoes oben und schon war das große, neu erbaute „Livingstone" 20 Fuß hoch aus dem Wasser gezogen, als plötzlich alle Seile rissen und das 54 Fuß lange, gegen

drei Tonnen schwere Lastboot blies schnell den Abhang hinab ins Wasser schoß und den ersten Zimmermann der Expedition, Saloam Allah, mit sich riß. Binnen wenigen Minuten erreichte es den Fall; über den es hinabstürzte und in den Wirbeln und Strudeln verschwand. Zweimal kam es nach minutenlangen Pausen wieder mit dem Ramm zu Vorschein, um dann gänzlich zu verschwinden. Trotz diesem Unfall wurde die Arbeit fortgesetzt und am 25. Juni waren alle Fahrzeugen unterhalb des Falles in Sicherheit; es hatte allein fünf Stunden gedauert, um das große Hauptboot mit 200 Mann den Abhang hinaufzuführen. In 30 Tagen hatte die Expedition eine Strecke von nur drei Miles zurückgelegt, denn noch war der am 25. Mai erreichte Mowab-Fall im Sicht.

Am nächsten Tage gerieth Stanley selbst wieder in Lebensgefahr. Er hatte glücklich die Stromschnellen von Ingalusi passiert und suchte, das Boot, in welchem er sich mit Ubbi und sechs Mann befand, an Röhren über den folgenden Mbelo-Katarakt hinabzulassen, als dieselben wieder rissen und das Boot auf dem Rücken der wüthenden Strömung, zwischen scharfen Felsen und Klippen, durch schäumende Strudel und Wirbel den Strom hinabtraste. Wie durch ein Wunder entging es allen Gefahren, aber erst im Guruvassiu konnte es ans Ufer getrieben werden, wo seine entsehten Leute Stanley wie einen vom Tode Erstanten beglückten. Hier fand man bei Kilanga das in zwei Theile getrocknete Canoe, in welchem Pocod über den Wassfall-Fall geführt war.

Stanley konnte seinen Leuten nur zwei Rabstage in Kilanga gönnen und ließ am 6. Juli die Boote und Waaren nach Mpatabandi hinabbringen. Hier endete die enge Schlucht mit ihren senkrechten Felsmauern, in welcher die Expedition 131 Tage zugebracht hatte, obgleich die Entfernung von dem ersten Falle bei Ntamo bis hierher nur 95 geogr. Miles beträgt. Jetzt begann das tiefe Flußbett sich zu erweitern, während die Ufer auf beiden Seiten weniger steil anstiegen. Bei größerer Breite und ohne Felsspitzen und Barrieren wurde der Strom ruhiger, obgleich noch häufige Stromschnellen und Wirbel vorkamen. Die Eingeborenen sahen wider als als die östlicheren Vabwende; sie trugen ihr Haar in großen, weiten Massen und durchbohrten ihre Nasen und Ohrläppchen. In den nächsten Tagen fuhr die ganze Flotte 6 Miles weit dem ruhigen Strom hinab und erreichte am 13. den Nantana-Fall, der jedoch, ebenso wie die Natunda-Schnellen, ohne Schwierigkeit auf einem Nebenkanal passiert wurde. In Ngajo hielt Stanley einen Markt ab und tauschte Lebensmittel, zum größten Theil aber nur Früchte, ein. Am 16.

gelangte er, begleitet von fünf Führern des Vakouga-Stammes, der am linken Ufer wohnt, an den von diesen Ngombi genannten Fall, der auf der rechten Seite Ntombi Mafala heißt. Derselbe bildet zum größten Theile einen gegen 15 Fuß hohen Katarakt, welcher über Terrassen von Kasa und vulcanischem Gestein fällt. Es stellten sich die Eingeborenen in großer Anzahl ein; sie waren äußerst friedfertig und freundlich und am nächsten Tage trugen 400 beschleunigt unter Leitung von drei Häuptlingen sämmtliche Fahrzeuge um den Fall herum. Da auch hier die Eingeborenen keinen weiten Fall kannten, glaubte Stanley sicher, Tudey's letzten Katarakt\* passiert zu haben. Etwa 5 Miles nördlich vom Flusse liegt die große Handelsstadt Manjanga, wo die Eingeborenen aller benachbarten Völker auf dem Markte zusammenstreffen.

Am 20. Juli campirte Stanley an der Einmündung des Mafala-Flusses. Die dortigen Eingeborenen beschäftigten sich hauptsächlich mit dem Fang der Kraken, deren



Fall des Edwin-Arnold-Flusses in das Mbelo-Vassiu.

dichte Schaaren sie durch Pfeilen in die Nähe locken, um sie dann schwimmend mit ihren großen Handnetzen einzufangen und auf den flachen Felsen flie den Markt zu trocknen. Die Weiterfahrt wurde durch zahlreiche Stromschnellen erschwert; auf dem rechten Ufer begann das Land der Basundi. Nahrungsmittel waren äußerst selten und theuer, und nur durch große Opfer konnte Stanley etwas bittere Cassava, unreife Bananen und wenige Erdnüsse einhandeln, so daß unter seinen geschwächten Leuten Krankheiten rasch zunahmen.

Einer derselben wurde beim Viechfall von Cassava von den Eingeborenen gefangen genommen, und da das von denselben geforderte Lösegeld um das Vierfache Stanley's ganzen Waarenvorrath überstieg, mußte er leider in ihren Händen zurückgelassen werden. Bei Kalubu liegt eine 200 Fuß hohe röhliche Felsklippe am rechten Ufer, welche, sowie die ganze Umgebung, deutliche Spuren früherer vulcanischer Thätigkeit zeigt. Am 26. wurde noch achtstündiger Arbeit der gefährliche Itunzima-Fall auf der linken Seite passiert. Hier hörte Stanley zum ersten Male von dem noch fünf Tagereisen entfernten Sangila-Fall, der ohne Zweifel Tudey's „Sangalla“ sein mußte. Als er seinen Leuten deshalb mittheilte, daß das Meer nicht mehr fern sei, verlor Sakeni, der Steuermann des Bootes auf dem Ufersee, vor Freude den Verstand; er nahm seinen Papagei, führte sich in die Wälder und wurde nie wieder gesehen. Wenn Stanley ihn suchen lassen und selbst die unbekannteren Ufergegenden des Stromes erforscht, aber die täglich drohende werdende Hungernoth zwang ihn zum raslosen Weitermarsch.

Am 26. Juli erreichte er Kilolo, wo er nicht verhindern konnte, daß seine verhungerten Leute die Cassava-Felder plünderten, so daß die Eingeborenen drei Mann gefangen nahmen, die wieder ihrem Schicksal überlassen werden mußten. Am 30. ging es weiter den jetzt 1800 Yards breiten Strom hinab und bald hielten die Boote dicht vor dem benennenden Jangalla-Fall, der in Halbmondform mit 600 Yards Breite über mehrere 8 bis 10 Fuß hohe Terrassen hinabstürzte. Stanley war überzeugt, daß dies nach Lage und Beschreibung der Sangalla-Fall Tuckey's sein müsse, und da er somit das Hauptproblem seiner Reise, den oberen Kualaba mit dem untern Congo zu verbinden, vollkommen gelöst hatte, theilte er seinen Leuten mit, daß sie jetzt den Strom verlassen und überland nach dem nur fünf Tagemärsche ent-

fernten Embomma, der portugiesischen Handelsstation, gehen würden, was große Freude in der Expedition erregte. Die Traglasten wurden auf das Nothigste reducirt und das Boot „Lady Alice“ nach seiner denkwürdigen Fahrt auf den Seen und Flüssen Afrikas auf den Felsen bei dem Falle zurückgelassen.

Am Morgen des 1. August trat Stanley den 56 Meilen langen Landmarsch nach Embomma an, welches die dortigen Europäer Voma nennen. Fast 40 seiner Leute litten an Geschwüren, Durchfall und Scurbut und alle waren in Folge der spärlichen Nahrung und der Anstrengungen abgemagert, höhläugig und gänzlich erschöpft. Auf dem Wege



Untergang des Zimmermanns Salaam in Jingo-Fall.

von dem Strome nach dem Hochland hinauf blieb Mirambo, der letzte der Reiter, der die ganze Reise von Unjamnezi bis hierher glücklich bestanden hatte, vor Schwäche zurück; bei Mbeto war die letzte der großen Ranjuema-Ziegen durch einen Fall über die Felsklippen ungelommen. Bei dem ersten Dorfe verlangte der „König“ eine große Haische Kuum für die Erlaubniß des Durchzuges durch sein Land, aber Ulebi schlug seiner Majestät über das Gesicht, so daß er mit seinem Stuhl umfiel und ein weiteres Verlangen stellte.

Eine Zeit lang blieb der weiße schäumende Strom in seiner finstern Schlucht noch zur Rechten in Sicht, dann führte der rauhe Weg durch Thäler mit vertrocknetem Gras und Hundkraut und über kahle Felssteine voller grauer Fels-

massen. Nach Ueberstreiten der steilen, 1200 Fuß hohen Jangi-Jangi-Kette erreichte die Expedition die Dörfer von Ndambi Mbongo; doch war es hier ganz unmöglich, Lebensmittel zu erlangen, denn die mit alten rothen Uniformröcken besetzten Häuptlinge wiesen Felsen, Traht und Kaurimuscheln verächtlich zurück; für Tuche würde erst nach drei Tagen ein Markt gehalten werden, und von dem begehrten Kuum besaß Stanley keinen Tropfen. Am dritten Tage wurde das Dorf Njanda erreicht, und hier, obgleich nur noch zwei Tagemärsche von Voma entfernt, sah Stanley, daß seine verhungerten Leute, darunter viele Weiber, Kinder und selbst mehrere an den Congo-Fällen geborene Säuglinge, vor Erschöpfung nicht weiter kommen konnten. Nach seinem gewöhnlichen Mittagmahl von drei Bananen, 20 ge-



röchsten Erdnüssen und einem Glase schaumigen Bockens schrieb er deshalb einen Brief an English, Französisch und Spanisch „an irgend einen Weisen in Voma“, worin er um sofortige Hilfe und Ueberlieferung von Lebensmitteln und Waaren bat. Als Botes meldeten sich freiwilbig Uleli und drei Andere, die am nächsten Morgen mit zwei eingehorenen Rühtern sich auf den Weg machten. Für 20fache Preise erhandelte Stanley einige Bündel schlechter Erdnüsse und wenige süße Kartoffeln, die kaum genühten, um seinen Leuten einen Tag das Leben zu fristen.

Am 5. August setzte die Expedition langsam ihren March fort, um der erkrankten Hilfe entgegenzugehen, und campirte am Abend in dem bewässerten Thale von Mbinda. Dasselbe enthält gegen 18 Dörfer, welche alle verschiedene Namen haben, aber von drei Hauptlingen, sogenannten „Königen“, regiert werden. Die Gesamtbevölkerung des Thales zählt gegen 3000 Seelen; ausgechnigte Weidenbilder sind bei ihnen sehr zahlreich und der Ritzdienst äußerst ausgebildet. Das Hauptprodukt dort, wie überhaupt in der ganzen Region westlich von Manjange, sind Erdnüsse, welche, besonders seit dem Eingehen des Elaven- und Eisenbeinhandels, vermittels der abwechselnd in jedem Bezirke abgehaltenen Märkte aus weiten Entfernungen bis nach Voma gelangen, wo die europäischen Kaufleute sie einhandeln.

Nicht bei Stanley's Lager befand sich einer der Begräbnisplätze von Mbinda. Auf den abgerundeten Grabhügeln standen sämtliche Beistühler des Todes, wie Töpfe, Becher, Wasserkränen, Wachsfiguren, Krüge, Theestöpfe, Gläser, Kamm und Bierflaschen, sowie eiserne Pfannen, Kessel, Stiefeln und Wimper, während über dem Grabe an den Zweigen eines Baumes die verschiedenen Tragnetze aus Palmfasern des Verstorbenen hing; sämtliche Gegenstände waren jedoch, um ihrer Entwendung vorzubeugen, vorher unbrauchbar gemacht worden.

Am nächsten Tage kam die Expedition in Folge von gänzlicher Erschöpfung in Vanga Mbuko zum Stillstand; in dem gelben Gras und im spärlichen Schatten einiger Akazien und Büsche lagen die Leute apathisch und in ihr Schicksal ergeben in Gruppen umher. Da rief plötzlich ein Knabe: „O, ich sehe Uleli mit vielen Männern den Hügel herabkommen!“ und sogleich sprangen Alle auf und riefen: „Ja, es ist wahr! Es ist Akah il Akah! Wir sind gerettet, ich hand ul ilah!“ In wenigen Minuten kam Uleli in langen Sägen durch das Gras gefspringen und hielt triumphierend einen Brief empor; es war das Antwortschreiben der Vertreter eines englischen Handelshauses in Voma an Stanley. Eine lange Reihe von Trägern folgte ihm, beladen mit Säcken voll Reis und süßen Kartoffeln, Fischen, Tabak, Hinn und Luchern. Während die Kationen an die ungeduldrigen, halbverhungerten Leute vertheilt wurden, von denen viele sogleich ihren Reis und Fisch ungelochet verzehrten, begann Karabo, der Bootjunge, ein improvisirtes Loblied auf die Weisen und den großen Salsar, mozn der Ehor laut mit dem Akrain einfiel:

„So singt, o Fremde, singt; die Reife ist zu Ende!  
Singt laut, o Freunde; singt diesem großen See!“

Wasser wurde herbeigeholt, Feuer angezündet, und das Lager, welches eine halbe Stunde vorher den Anblick apathischer Verzweiflung bot, war jetzt voller Leben und Freude. „Ja,“ riefen Stanley's Leute, „wir glauben nicht, daß dieser große Fluß ein Ende habe, oder unser Herr hat das Meer gefunden und seine weigen Brüder, und die Kämpfe und unser Elend sind zu Ende!“ Stanley mußte in sein Zelt eilen, um seine Freudenbrüder zu beruhigen.

Hier erwartete ihn der „Kapitan“ der Träger mit den für ihn besonders bestimmten Waaren, wie Weisbrot, Butter, Thee, Kaffee, Zucker, Getreide, Bier, Ehrens, Portwein und Champagner. Seit Monaten war er froh gewesen, seinen Hunger an Erdnüssen und grünen Bananen stillen zu können, und jetzt fand er sich mit einem Schläge im Besitze aller Luxusartikel der Civilisation. „Wie erlöset mich das hagere Afrika ab! abgirendet und verdrückt als in dem Augenblicke, da das süßliche Europa seine endlosen Schläge vor mir ausbreitet.“

Nachdem sämtliche Leute aus dem mitgebrachten Tuchverrath ihre alten Lampen mit neuen Kledern vertauscht, zog die Expedition über das selt, dürre Land mit 1500 Fuß hohen Hügeltrigen weiter. Am 9. August 1877, dem 999. Tage seit der Abreise von Manjibar, näherte sich Stanley der Handelsstation Voma am Congo, von wo ihm vier europäische Händler mit herzlichem Willkommen entgegenkamen. Als er in ihre weissen Gesichter blickte, überlief ihm ein Erkennen über die Blässe derselben, und mit einem Male erkannte er deutlich das ganze Weisenthum des Berrunberrns und der Kengierde, welche die weißen Regengüsse bei seinem Anblicke gerührt hatten; denn selbst für ihn, der so lange nur tiefbraune und schwarze Gesichter gesehen, hatte die blasse Farbe der Händler von Voma im ersten Augenblicke etwas unerklärlich Grausenregendes.

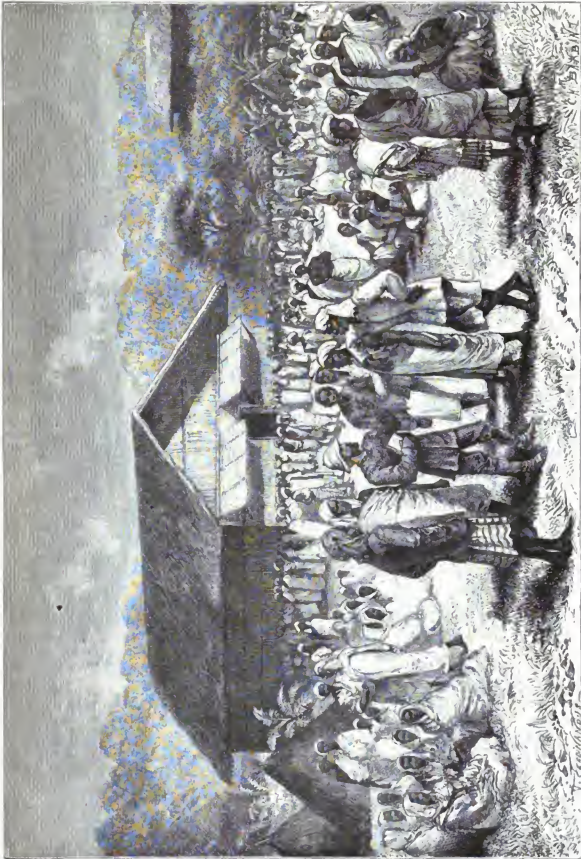
Gegen Mittag zog Stanley mit 115 Männern, Weibern und Kindern in Voma ein, wo die Expedition freundlichste Aufnahme Seitens der Europäer fand. Nach zwei Rubelagen fuhr er mit allen Leuten auf dem Handbiedampfer „Kabinda“ den jetzt ungeborenen breiten Strom mit seinen zahlreichem Inseln hinauf und bis in den Ocean hinaus; kein unergleichlicher Zug von Meer zu Meer war wollenbet.

Es ist unnöthig, nochmals die großen Verdienste hervorzuheben, welche Stanley sich durch seine beispiellose Forschungsreise erworben hat; der Leser wird dieselben aus den vorliegenden Schilderungen selbst erkennen haben. Eine Uebersicht der ganzen Expedition liefert folgende Zusammenstellung der verschiedenen Epochen derselben mit Veranschaulichung der zurückgelegten Entfernungen in engl. Meilen:

October 1874.	Erforschung des Ru- sibchi-Deltas . . .	75
1875.		
17. Nov. bis 27. Febr.	Von Vagamojo bis Ka- gchi . . .	720
8. März . 4. Aug.	Vorstfahrten auf dem Ulterre-See . . .	1970



Begräbnisplatz in Mbinda.



Die Grottoen in Kabinia.

21. Aug. bis 20. Nov. 1876.	Vandreise nach Unuuma und Jurid nach Ntewi in Uganda . . . . .	160
26. Nov. bis 10. Jan.	Ueberlandreise nach dem Rinta Njige . . . . .	194 1/2
14. Jan. „ 25. Febr.	Vom Rinta Njige nach Kasurto in Karagwe . . . . .	262
27. Febr. „ 21. März	Erforschungen in Karagwe zu Land und Wasser . . . . .	221 1/2
25. März „ 27. Mai	Von Kasurto nach Udschidschi . . . . .	484
11. Juni „ 2. Aug.	Umschiffung des Tanganika . . . . .	811
14. Sept. „ 19. Nov.	Vandreise bis zur Kreuzung des Kualaba . . . . .	498
	Berschiedene kleinere Expeditionen . . . . .	200
1877.		
22. Nov. bis 30. Juli	Den Congo hinab bis zum Jangila • Fall . . . . .	1436
1. Aug. „ 9. Aug.	Ueberlandmarsch nach Voma . . . . .	56
11. Aug. „ 12. Aug.	Den Congo hinab bis zum Atlantischen Ocean . . . . .	70
Gesamtlänge der Expedition		7158

Es bleibt jetzt nur noch übrig, die letzten Erlebnisse der Expedition auf der Heimkehr zu erwähnen. Am 12. August landete Stanley in Kabinda, nördlich von der Congo-Mündung, wo seine Leute in einem bequemen, schuppenartigen Gehäule untergebracht wurden, während er selbst bei den dortigen Engländern Aufnahme fand. Nach achtstägigem Aufenthalt wurde die ganze Expedition auf dem portugiesischen Kanonenboot „Tamega“ nach San Paul de Loanda,

der Hauptstadt der Colonie Angola, gebracht, wo der portugiesische Gouverneur Albuquerque nicht allein während eines ganzen Monats die Aufenthaltskosten der Expedition bestritt, sondern auch Stanley ein Kanonenboot zur Ueberfahrt nach Lissabon anbot. So verließ die Gelegenheit hier, binnen wenigen Wochen wieder in Europa zu sein, zu grunde. Stanley doch des Versprechens, das er seinen Leuten in Zanibar gegeben hatte, daß er ihnen Vater und Mutter sein und sie nach ihrer Heimath zurückbringen wolle, und beschloß deshalb mit edler Selbstverleugnung, sie nach Zanibar zu begleiten. Am 27. September fuhr er mit ihnen auf dem englischen Kriegsschiffe „Indubsty“ nach der Capstadt, wo er am 21. October ankam und mit großen Ehren empfangen wurde. Auf telegraphischen Befehl der Admiralität in London wurde ihm dasselbe Kriegsschiff zur Weiterreise angeboten, und diese am 6. November angetreten. 20 Tage später kamen die Palmen der Insel Zanibar in Sicht; die Freunde der Wangwana, nach dreijähriger Abwesenheit ihrer Heimath wiederzusehen, und ihre Dankbarkeit gegen Stanley waren unbeschreiblich. Aber mit 356 Seelen war er ausgegangen und nur 108 kehrten mit ihm zurück, doch waren viele der fehlenden desertirt; die Zahl der wirklichen Todesfälle in der Expedition betrug 114. Am 13. December nahm Stanley Abschied von seinen treuen Begleitern und fuhr auf einem indischen Dampfer nach Adeu, um über Cairo und Marokko nach Europa zurückzukehren, wo die wohlverdienten Ehren seiner warteten.

P. S. Schon wenige Monate nach seiner Ankunft in England erschien sein großes Reisetagebuch; während dieses Winters hält er in London und den größten Provinzialstädten Englands eine Reihe von 100 Vorträgen über seine Reise, und binnen Kurzem soll der Supplementband mit weiteren Details und wissenschaftlichen Ergebnissen seiner Expedition erscheinen. Den Knaben Raba, einen Fogen des Königs Wlefa, hat er, wie früher Kalulu, zur Erziehung nach Europa mitgebracht. J. Birgham.

## A m s t e r d a m .

(Nach dem Französischen des Herrn Charles de Coster.)

### I.

Nach im 13. Jahrhundert bestand Amsterdam aus Nichts als einigen Fischerhütten, welche eine Capelle des h. Vlof umgaben. Nach nahm der Ort zu, anfangs durch den lebhaft betriebenen Feringefang und seine Brauereien, dann in Folge seiner Aufnahme in die Hanja und seines sich mehr und mehr ausdehnenden Handels in der Ost- und Nordsee, endlich durch die Tuchfabrication. Mehr als alles dies aber nützte ihr der Umstand, daß das Rütgen der Spanier in Antwerpen (1576 bis 1577) und die Eroberung dieser Stadt (1585) deren Handelsblüthe benutzte und zahlreiche dortige Kaufleute und Handwerker nach Amsterdam trieb. Der Anfang des 16. Jahrhunderts sah die Stiftung der Ostindischen Compagnie (Maatschappij). Die Holländer, Amsterdam voran, zwangen England, ihr Recht auf den Walfischfang in allen Meeren zwischen Novaja Zemlja und der Davis-Strasse anzuerkennen. Ungebante Reichthümer strömten nun in Amsterdam, dem Weltmarkte namentlich für Ge-

treide und dem Siege der vornehmsten Handelsbörsen, zusammen, und ein Amsterdamer Bürger hielt sich für eben so gut wie manchen Fürsten. Englands Aufschwung aber und die politischen Stürme zu Ende des 18. Jahrhunderts, namentlich die Eroberung Hollands durch die Franzosen, führten das Sinken der stolzen Stadt herbei, welche erst seit dem Sturze des ersten Napoleon sich wieder zu ihrer jetzigen einflußreichen Stellung im Welthandel emporarbeitete. Sie darin zu erhalten, ist neuerdings der wohlbekannte Kanal quer durch „Hollands schönste Stelle“ nach dem Meere erbaut und an demselben der Hafen IJmuiden angelegt worden.

So wenig stattlich sich Amsterdam von der Landseite annimmt, so große Augenweite bietet es, wenn man sich ihm zu Wasser, von Norde her, nähert; im mächtigen Halbkreis, dessen Durchmesser der Meerbüsen 3i (spr. Si) bildet, dehnt sich die Häusermasse hin, aus welcher die Wipfel der

vom nahenden Herbst schon gerötheten Küstern austauschen und späte Kirchthürme, die Kuppel der lutherischen Kirche und der Glockenturm des königlichen Palastes zu dem kaltblauen, mit Wolken besetzten und am Horizonte von Nebel verhüllten Himmel aufragen. Schiffe von allen möglichen Gestalten und Größen liegen im Hafen; Fischerboote mit großen braunen Segeln gleiten langsam über das ruhige Wasser hin; leicht und rasch fahren Lustlämpe zwischen schwarzen Fahrzeugen mit gelbblauen Galionen und Booten voller Früchte, blauer, Milch enthaltender Tonnen oder braunen Lorfes hindurch.

Die Stadt ist auf tief gelegenen, feuchtem, sumpfigem Boden erbaut, der unter dem Tritte nachgibt und an festig-

keit dem Küstensaude bei steigender Fluth gleicht. Mitunter ist es nur schwarzes Wasser und Schlamm. Darunter liegt in einer Tiefe von mehr als 60 Fuß fester Sand und schließlich Thon, auf welchen man beim Graben von Brunnen stößt. Alle Häuser stehen auf Pfählen. Man recognoscirt zuerst den Boden mit probeweis eingeschlagenen Pfählen; glückt der Versuch, so fährt man damit fort. Paläste, Privathäuser, die kleinste Mauer, ja selbst die Gosthöfen ruhen auf solchem Untergrunde; 13 650 Pfähle tragen den königlichen Palast. Um das Jahr 1730 und nochmals im Jahr 1868 bedrohten Vobhrürmer, welche wahrscheinlich durch Schiffe aus den Tropen eingeschleppt worden waren, die hölzernen Fundamente der Stadt; glücklicherweise sind



Die Deeren-Gracht. (Nach einer Photographie.)

sie aber eben so rasch wieder verschwunden, als sie gekommen waren.

Die Luft ist besonders zu Beginn des Frühlings und des Herbstes mit den schmerzlichen Ausdünstungen des Sumpfbodens erfüllt und mag bei Fremden Dyspnoebrie erwecken; doch ist die Sterblichkeit hier nicht größer als in anderen niederländischen Städten. Uebrigens sorgt auch ein sinnreiches Schmelzsystem dafür, daß bei jeder Ebbe und Fluth das stagnirende Wasser der Kanäle, welche die ganze Stadt durchziehen, durch frisches aus dem IJ ersetzt wird. Das Trinkwasser kam früher aus der Wecht; eigene „waterschuiten“ führten es in Tonnen herbei und verlaufen es einwärts, bis im Jahr 1853 bei Haarlem ein großer Wasserbehälter angelegt und sein Inbalt durch Röhren nach Amsterdam geleitet wurde. Außerdem besitzen aber alle Häuser Cister-

nen, um den Regen aufzufangen, und deren Inhalt dient Wohlhabenden zum Kochen, Armen zum Trinken.

Die Umgebung der Stadt besteht keineswegs aus Reisig; man findet dort weit Ebenen, entzückende Landhäuser, ruhende Landschaften, durch welche die breite, klare Amstel fließt. Im Osten, Westen und Süden hoßen Pflanzungen und Gemüsegärten an die Häuser, im Norden begrenzt sie das IJ mit einem nach Süden züden geräumten Bogen, dessen beide Enden, das östliche und westliche Ende, bald durch eine Eisenbahn verbunden sein werden. Die Amstel durchströmt die Stadt von Südosten nach Norden und theilt sie in zwei Hälften, das Oude Ende und die Nieuwe Zijde. Durch gerade Kanäle, welche früher den Sumpfboden drainirten, werden 90 Inseln gebildet, deren Verbindung 290 Weiden erreicht. In manchen Straßen des alten Indenviertels spielt

das Wasser unmittelbar an die Gebäude, deren überaus dürftiges Aussehen in nichts an die prächtigen Häuser von Herren-Gracht und Keizers-Gracht, wo die reichen Weltleute wohnen, erinnert. Trotzdem giebt es in ihrem Innern gleichfalls ungeschlossenes Gold. Die Käse sind, wie in den Niederlanden überhaupt, mit Wännen besetzt. Früher waren ganze Straßen ausschließlich von Handwebern derselben Art bewohnt, wie z. B. eine nur von Sargmachern. Das hat jetzt aufgehört.

Es ist eine verbreitete Ansicht, daß die Niederlande keine Architektur besitzen. Dagegen ist manches einzuwenden. Die Baukunst unterlag dort zwei Einflüssen, von Norden und von Süden her. Erstere, welcher das ganze frühere Mittel-

alter hindurch überzog, ist der romanische Stil, wie er in Niederfachjen galt; Friesland und Grönningen bieten davon Beispiele. Den Einfluß des Südens zeigt die alte Kirche in Amswegen, die nach dem Muster des Aachener Domes, dessen Vorbild in Ravenna zu finden ist, erbaut wurde. Das 12. und 13. Jahrhundert sind in den Niederlanden ziemlich anruhbar; der romanische Stil herrschte weiter, wie die Frauenkirche und der Dom des h. Servaas in Maastricht zeigen. In dieser Epoche bestanden die Wäggerhäuser aus Holz; die Schlösser des Adels, aus Ziegeln errichtet, sind weiß große runde Thürme mit zierlich flachen Dächern. Die Thürme der Waag (s. unten) und der Schreyers Tore in Amsterdam sind zum Theil noch in romanischem Stile ge-



Agnieten School. (Nach einer Photographie.)



Het Huis met de Hoofden. (Nach einer Photographie.)

halten, aber sie werden schon schlanker und zierlicher. Die in ihrer untern Hälfte noch romanische „Munt“ und der alte Doel batieren indessen aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, ein Beweis dafür, wie hartnäckig sich dieser Stil erhalten hat. Die Anfänge der großen Städte waren eben bescheiden, und man hielt am Alten fest, weil Kriege und Verbrünnisse aller Art das Streben nach Neuem verboten. Erst im 14. und 15. Jahrhundert werden die Stadtgemeinden mächtig und reich, und wie mit einem Zauberschlage wachsen überall die Gebäude aus der Erde. Flämänder bauten damals die Johanneeskirche in o'Portogenbosch (1280) und die Dube Kerk in Amsterdam (um 1300), und flämische Gieganz vertritt sich noch in dem, was von den ursprünglichen, hohen Schiffen der mehrfach durch Feuer zerstörten Nieuwe

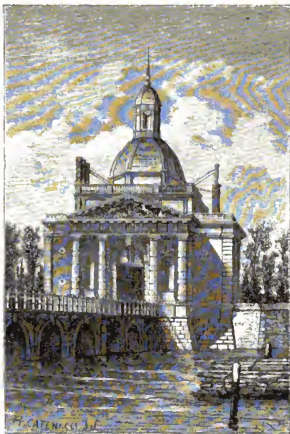
Kerk übrig geblieben ist. Flämänder finden sich damals überall im Norden, selbst bis nach Schweden hin, als Maler, Maurer, Baumeister, Decorateure und Bildhauer thätig. Vor allem aber bezeichnend das 15. Jahrhundert den Ausbruch einer neuen Zeit in der niederländischen Baukunst. Der Utrechter De Keyser (geboren 1567) baute die Zuider Kerk und Wester Kerk. Bredeban van Gries, Decorateur und Architekt zugleich, kommt damals zur Geltung. Er zeigt Einfluß des Südens, namentlich von Seiten Venedigs, ist aber weder Copist noch Nachahmer. In der Anfertigung führt er eine bis dahin in Holland unbekante Fülle und Verschwendung von Details ein und treibt fast Mißbrauch mit Trophäen, Umrahmungen, Schilden und schweren Ornamenten. Auch in Amsterdam finden sich Spuren flämischer

Thätigkeit aus dem 16. Jahrhundert; man erkennt sie an den Wappensteinen mit ausgeprägter Bekrönung, wie eines über dem Thore der Agnieten School, eines ehemaligen Klosters, das in eine Schule verwandelt wurde, sich erhalten hat.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts wenden sich Deutschland, Dänemark und Holland jener fremdländischen Baumeiserei zu, die rothe Ziegel und weißen Stein verwendet; so die Markthalle in Danemark und das Rathhaus in Haag.

Der in Utrecht geborene und in Rom gebildete Van Bevel besörderte nächst Verdenman den Einfluß Italiens und zog italienische Künstler nach Holland. Ein Beispiel für diese italienischen Einwirkungen ist das Leyden'sche Rathhaus (1599).

Holland modelte den Renaissancestil um und paßte ihn seinem Geiste an; die verticalen Linien, die Tabernakel und Kandelaber, Figuren und Fialen gelangen zur Herrschaft. 1648 erbaute Jacob van Kampen das Amsterdamer Rathhaus, welches heute als Königspalais (het Paleis) dient, ein ernstes, fast klassisches und wahrhaft monumentales Bauwerk. Die Statuen und Gruppen außen und innen rühren von Artur Quellijn her, einem Meißener, der lange in Italien gelebt hat. Trifft man in Amsterdam auf schmale, hohe, gräßliche Häuser, so sind sie meist von Philipp Vingboons. Das alte Compotoir der Ostindischen Compagnie stammt aus zwei verschobenen Jahrhunderten, der Unterbau aus dem 16., der Giebel aus dem 17. (1658). Erfreulich ist der Gesamteindruck des „Hauses mit den Wästen“ (het huis met de hoeden), wenn auch seine Linien durch den Wechsel von rothen Ziegeln und weißen Sandsteinen etwas Unstütes haben. Giebel und Säulen deuten schon auf das herannahende Zeitalter Ludwig's XIV. Die vier am untersten Stockwerke angebrachten übrigens ziemlich rohen Wästen, der reiche Stil



Ruider Poort. (Nach einer Photographie.)

und die harmonischen Verhältnisse machen es als Feinbau sehr beachtenswerth. Im 17. Jahrhundert wird französischer Einfluß vorwiegend. Während der Erbstatthalter Wilhelm III. gegen die Herr Ludwigs XIV. kämpfte, baute sein Architekt, der Franzose Daniel Marot, in Amsterdam die prächtigen Paläste in Herren-Groden und Keizers-Oracht, wo sich nichts als geschmücktes Eisen- und Mahagoniholz, reiche Tapeten, wertvolle Gemälden, Holz- und Marmorstatuen, Schildpattmöbel, seltene Porcellanen und dergleichen fand.

Von allen Stilarten hat aber das Rococo auf seinem Durchzuge durch Holland die zahlreichsten Spuren hinterlassen. Ein feersahrendes Volk hat begreiflicher Weise besondere Vorliebe für ein Genre, worin die Musik herrscht, Tritonen und Sirenen eine Rolle spielen und die geschwungenen Linien an die Meerewellen erinnern. Möbel, Aufsätze, Landwagen, Gerüste, Schmudd, kurz alles wird in diesem Stile hergestellt, dessen Spuren bis heutigen Tages noch nicht verwischt sind. Die Bauten aus der Zeit des ersten Napoleon und Wilhelm's I. unterscheiden sich in nichts von den gleichzeitigen französischen und belgischen. In diese Zeit scheint das Ruider Poort mit seinem Vorbau und seiner Kuppel zu stammen; in Wirklichkeit datirt es aus der Renaissancezeit.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde zwar nichts Neues gebaut, dafür aber viel zerstört. Unwissende Gemeindevorstände hoben damals so manches alte schöne Stadthor niedergerlegt, und auch Amsterdam war von dem gleichen Schicksale bedroht. Am Glück hat seit ungefähr dreißig Jahren die Regierung dieser unsinnigen Zerstörungswuth Einhalt gethan, und hente hofft man unter dem Einflusse des Amsterdamer Stadtbaumeisters Koppers eine Wiederbelebung der holländischen Kunst des 16. Jahrhunderts vor sich gehen zu sehen. Das neue Palais der schönen Künste soll in diesem Stile erbaut werden.

## Neue Werke über Westafrika').

„Afrika muß unser zweites Indien werden,“ rufen die Engländer jetzt aus und schießen sich an, unterstützt von großen

Capitalien, die durch Stanley und andere Forscher ausgeschlossenen neuen Gebiete Centralafrikas auszubeuten. Auch

1) Ethiopien. Studien über West-Afrika mit einer neuen Specialkarte. Von Dr. Hübbe-Schieden. Hamburg. L. Friederichsen u. Comp. 1879. — Die Voonga-Expedition 1873 bis

1876. Von B. G. Köhler, J. Falkenberg und G. Reclus. Vorh. Berl. Anstaltungen. Leipzig. Froberg 1879. Erste Abtheilung.

die Amerikaner haben bereits im Auge auf jene reichen Negionen geworfen, um dort einen Absatzmarkt für ihre mehr und mehr sich hebende Industrie sich zu schaffen und die werthvollen Producte der Tropen als Kasse gegen einzuzeichnen. In beiden Fällen deutet man noch nicht an Befreiung und eigentliche Colonisation der Negerlande, sondern will sich, was hier auch in politischer wie commercielle Beziehung als das einzig Richtige erscheint, zunächst mit der Privataneubung im Wege der Handelsgesellschaften und Plantagenwirtschaft begnügen.

Allmählig wird jedoch auch in Deutschland die Ueberzeugung wach, daß sich unser Volk nach jener Richtung etwas geschehen muß, sollen wir nicht wieder das Nachsehen haben. Von der Erwerbung von Colonien müssen wir der ganzen Sachlage der Dinge nach jetzt wohl absehen und es gilt nur, diesen Mangel, denn ein solcher ist es, auf die beste noch mögliche Weise auszugleichen. Daß wir eben dieses Mangel wegen materiell hinter anderen Völkern zurückbleiben, lehrt ein Blick auf das kleine, aber reiche Holland, von England ganz abzuheben. Unsere Nachbarn und Bettern sind und mehrdlich nicht überlegen, aber durch ihre Weltbeziehungen hat sich ihr geistiger Horizont und ihre praktische Thatkraft nach außen hin wesentlich erweitert, während bei uns, sehen wir von den Hansestädten ab, ein weit beschränkter Gesichtskreis für überseidige Dinge vorhanden ist.

Um diesem empfindlichen Mangel und den materiellen Nachtheilen, die er im Folge hat, abzuheben, ist der Berliner Centralverein für Handelsgeschichte kürzlich zusammengetreten und aus denselben Beweggründen hat auch Dr. Hübbe sein Werk geschrieben; er verlangt eine Aneubung unseres Wirtschaftsgebietes, weil dies das einzige Mittel sei, um unser Volk vor Verarmung zu retten. Es gut der Verfasser auch gefugalt ist, erscheint er uns doch nicht als bloßer Theoretiker, denn von 1875 bis 1877 hat er sich als Compagnon eines englischen Handelskaufmanns am Gabon im aquatorialen Westafrika aufgehalten, und da er ein warmes Herz für sein Vaterland besitzt, so will er, wo daß dasselbe auch Theil habe an den Reichthümern, welche der noch jungfräuliche Boden des Landes zu liefern vermag. Er schildert zunächst das jammervolle Colonisationsystem der Franzosen in Senegambien und am Gabon, erörtert die für die Arbeiterfrage überaus wichtige Entwicklungsfähigkeit der Neger und schließt daran Vorschläge, wie Äquatorial-Afrika wirtschaftlich für uns nutzbar gemacht werden könne.

Um das Colonisationsproblem der Engländer in möglichst helles Licht zu setzen, zeigt und der Verfasser zunächst die Unfähigkeit der Franzosen auf diesem Gebiete. Es ist das zwar eine längst bekannte Thatlage, allein hier wird sie von Wichtigkeit, indem aus der ungelungenen Art und Weise, wie die Franzosen am Gabon wirtschaftlich, auf die Werthlosigkeit dieses Gebietes für den Handel geschlossen werden konnte. Und doch haben unter den drückenden Verhältnissen einer unzulänglichen französischen Colonialverwaltung am Gabon einzelne Deutsche große Erfolge erzielt. Allein die deutschen und englischen Factoren am Gabon (in Glog), sagt Hübbe, sind von Bedeutung; der französische Handel spielt in dieser französischen Colonie eine nur untergeordnete Rolle. Das Hamburger Haus Büermann theilt sich mit einem Liverpooler Haus in die Alleinberechtigung über das Küstengebiet des westlichen Äquatorial-Africas, doch ist letzteres entschieden im Vortheile. Da aber der Schatten der französischen Flagge mit seinen unzulänglichen Abgaben und der schlechten Verwaltung dem Handel dort eher hinderlich als förderlich ist, so hat dieser sich etwas weiter nördlich nach der Goticco-Wüste gezogen, die den Spaniern gehört, welche in der liberalsten und vernünftigsten Weise den Handel begünstigen. Die in

dieser Buchst besegene Insel Klein-Globy ist jetzt der commercielle Mittelpunkt des westafrikanischen Handels und hier wird sich, nach Dr. Hübbe's Ansicht, das Gegenstück zu dem skandinavischen Emporium Cassiber entwickeln. Ganz vortrefflich ist, was uns der Verfasser über den Handel, seine Producte und die Art und Weise seines Betriebes mittheilt; hier sehen wir den erfahrenen Händler, der persönlich mit den Schwarzen gefeilscht hat, denn ein zeitraubendes freilich, eine strenge Kunst ist es, die der Weiße hier anzustellen hat. Eisenblei, Kautschuk, Ebenholz kommen zunächst in Betracht, wenn auch das letztere schon schwierig an der Küste zu erlangen ist. Aber nur mit großen Capitalanlagen ist hier etwas anzudeuten und Dr. Hübbe beantwortet daher die Bildung von Handelsgesellschaften unter Berücksichtigung der Erfolge, welche die Nindische Compagnie errangen hat. Colonisation durch Weiße in größerem Maßstabe, Einführung weisser oder fremder Arbeiter müssen außer Betracht bleiben, Neger sei auf den Neger zu rechnen, freilich nicht auf den Neger, wie er umgehobelt getroffen wird, aber wie er zugehilt werden kann. „Wenn einer behauptet, daß der Neger nicht arbeiten wolle, so reducirt sich dies nur darauf, daß er den Neger nicht arbeiten machen kann.“

Wenn der Verfasser auch in Bezug auf die Neger häufig allzu sehr generalisirt und Wolofs wie Vantu oft unter einem Gesichtspunkte behandelt oder in nicht zutreffende Parallelen stellt, so enthalten doch die Capitäl über die Eingeborenen eine Menge höchst wichtigen Materials. Die Wpongwes am Gabon, mit denen Hübbe zu thun hatte, charakterisirt er vortrefflich. Hier ist er tief in ihr physisches Leben eingedrungen, zeigt er uns die Mängel und Vorzüge. „Mehr als alle Seiten ihres Wesens iridet, wie bei allen Anthropiden, selbst bei den am höchsten entwickelten, ihre wirtschaftliche Begabung Mangel.“ Der Jend aber, aus dem der Neger gemacht ist, ist derselbe wie bei uns. In Naturanlagen erscheinen sie schon jetzt so gut als wie wir, sowohl in moralischer als in intellectuellem Hinsicht, und sie sind, durchschnittlich genommen, uns vielleicht schon überlegen in physischer Kraft und Gewandtheit, in normaler Entwicklung ihrer Glieder sowie in der Stärke ihrer Constitution. „Die äthiopische Race ist wohl unentwickelt, aber nicht entwicklungsunfähig, sondern nur unentwickelt. Ob oder wann der Neger bei glücklicher Culturentwicklung, als er sie bisher genossen hat, durch allmähliche Veredelung einer Generation nach der andern zu gleicher oder gar höherer Civilisation gelangen könne, als wir sie gegenwärtig erreicht haben, mag hier dahingestellt sein.“ Schon unterschieden der Verfasser zwischen der Religion der Schwarzen und dem Fetischismus, der mit unsern Aberglauben, mit dem Spiritismus und ähnlichen Dingen verglichbar. Beides ist wohl aus einander zu halten.

Als Jurist hat Dr. Hübbe sein besonderes Augenmerk auf die Rechtsverhältnisse der Neger gewandt und hiern erbliden wir einen großen Vorzug seines Buches. Die wenigsten von unseren Reichen haben juristische Kenntnisse besessen und daher die hochinteressanten Rechtsverhältnisse der Naturvölker meist gänzlich übersehen, die in rechtsgeschichtlicher Beziehung von der größten Bedeutung sind. Denn nur bei ihnen können wir die Anfänge des Rechts ergreifen, worüber allerdings unsere Juristen meist im Unklaren sind. Nur Post in Bremen hat sich neuerdings diesem ganz nachlässigen Gebiete zugewandt und den Juristen ihre Unterlassungselben gezeigt. Freilich ist es eine sehr schwierige Aufgabe, da man auf der einen Seite durchgebildeter Jurist sein, andererseits aber die ethnographische Literatur beherrschen muß. Der Kenner des römischen Rechts wird bei den Wpongwes manche Anklänge finden; so erinnert ihr

Handwesen in vieler Hinsicht an dasselbe. „Wir finden bei ihnen den Begriff der patria potestas gleich umfassend und gleich streng, wenn auch nicht so abstract durchgeführt. Frauen, Kinder und Föhrige (homines alieni iuris) stehen in der Gewalt des Vaterfamilias, der in der Nkongwe-Sprache Djo heißt. Dieser allein ist ganz frei, ein Erbe der Selbstständigkeit, zu dem das Weib auch bei den Nkongwes überhaupt nie gelangen kann; doch hat dieser Zustand seinen Grund nicht in der Vermögensschätzung des Weibes, sondern nur in der gerechten Würdigung der Verhältnisse.“ Auch in der primitiven Rechtspflege findet Hübbe eine gewisse Analogie mit jener der ältesten Römer.

Wilde urtheilt der Verfasser über die im Lande bestehende und den Verhältnissen angepasste Sklaverei, die keineswegs mit der Sklaverei zu verwechseln ist, wie sie z. B. in den Vereinigten Staaten bestand. Die äthiopischen Sklaven sind in ihrer Heimath Unfreie, aber sie gehören zur Familie und dieses Verhältnis wird durch die Natur der Verhältnisse und die Rechtsbegriffe des Landes begründet. Ueber die Polygamie lautet Hübbe's Urtheil ähnlich wie jenes Richard Burton's. In sich selbstredend die sociale Stellung des Weibes in polygamischen Verhältnissen niedriger als in monogamischen, so liegt die Einrichtung doch wesentlich im Interesse der Frauen selbst, als Weiber wie als Mütter, und diese sind auch daher eifrigere Vertheiliger der Polygamie als die Männer. „Strenglich hat dies auch noch andere als physiologische Gründe.“

Interessant genormen ist das wichtige und anregende Buch sein Reichthum. Es leidet an Breite und Wiederholungen, ist oft mit Fremdwörtern, namentlich unnötigen englischen, überladen (Damburger Wäsejungen) und wird durch eine Durchsicht der verschiedenen Typen befwerlich. Antiqua, durchsichtige Antiqua und halbe Seiten Curioe dazwischen machen es unruhig, und der Zueck, dadurch irgend etwas hervorzuheben, wird völlig verfehlt. Ganz unglücklich gewählt ist der Titel: „Äthiopien“, wie in Anpassung an die „internationale Schreibweise“ der Verfasser schreibt. Gleich daneben steht denn freilich immer inconsequenter Weise Aegätor, das ja dann auch Äquator geschrieben werden müßte. Auch ist die Bezeichnung von „Äthiopien“ auf einen kleinen Theil der Westküste genügt bedenklich, denn die Griechen gebrauchten Äthiopia für die von den Semiten mit Kusch bezeichneten Landstrichen am oberen Nil und der Name ist daher auch an den Abessinier hängen geblieben. Wenn der Verfasser und durch seine Anwendung der juristischen Kenntnisse eifert, serner genählich die Müßel der Neger studirt, so wäre es unnützlich, nach der naturwissenschaftlichen Seite neue Beiträge aus den von ihm bereisten Ländern zu verlangen. Wir wollen nur darauf aufmerksam machen, daß die bei den Götterurtheilen verordnete giftige Wbundu-Rinde nicht Erythrophloeum guineense ist, sondern eine Erythrophloeum-Art. Erythrophloeum ist die zu gleichen Zwecken verwendete Kasia. Das von Dr. Hübbe vermügte Wäterbuch der Nkongwe-Sprache existirt schon seit 1847, wo es zu New-York von amerikanischen Wissenschaftern herausgegeben wurde.

Eine ganz besondere Erwähnung verdient die von Ludw. Friederichsen herübrachte dem Buche beigegebene Karte. Wie sich von einem so üdigen Kartographen erwarten ließ, haben wir hier eine ausgezeichnete Arbeit vor uns. In dem großen Maßstabe von 1:780 000 gezeichnet gibt sie uns in autographischer, doch klarer Weise ein vollständiges Bild der Westküste von etwa 2° N. bis 3° S., so weit unsere heutige Kenntniß reicht. Die gesammte Literatur ist in dieser Karte verarbeitet, selbstverständlich auch das vorhandene, oft selten kartographische Material. Dazu kommen

unpublicirte Manuscriptarten von Dr. Hübbe, so daß wir hier in vielen Theilen ein wesentlich anderes Bild erhalten als es auf den bisherigen meisten Karten (z. B. jener Petermann's von 1878 in 1:2 000 000) sich zeigt, wie ein Bild auf den Ruini, der in die Corrieco-Bay mündet, und das Dyome-Telta lehr.

Einige Grade weiter südlich, als das soeben besprochene Gebiet liegt, dehnt sich der Schauplay aus, auf den bei mit so großen Hoffnungen im Jahre 1873 von Berlin aus angebande deutsche Voango-Expedition der afrikanischen Gesellschaft arbeitete. Der Mißerfolg derselben ist bekannt; ließ man aber den vorliegenden zum ersten Male das ganze Unternehmen zusammenschauenden Bericht des Leiters dieser Expedition, so zeigt sich zweierlei auf das Unerwartendste: erstens, die ausgehenden Forschungsreisen haben in vollem Maße ihre Schuldigkeit gethan und scheiterten nur an der Unbesiegbaren der natürlichen Verhältnisse, wie so viele andere Afrikanerreisen, und zweitens, ein Mißerfolg ist nur infolgedessen zu vermeiden, als es der Expedition nicht gelang, räumlich unsere Kenntniß Afrikas wesentlich zu erweitern. Dagegen wurde nach der naturwissenschaftlichen und ethnographischen Seite hin ein bisher wesentlich unbekanntes Gebiet so bezeichnet und vielfach, mit eifrig deutscher Gründlichkeit bearbeitet, wie wenige andere afrikanische Länder jetzt durchforscht sind, ausgenommen jene Colonien, wo Europäer seit langer Zeit ansäßig sind. Noch mehr als in der vorliegenden ersten Abtheilung, wird diesen in dem beiden anderen Bänden zu Tage treten, in welchen Dr. Falkenstein und Dr. Buchel ihre naturwissenschaftlichen, ethnographischen, anthropologischen und linguistischen Beobachtungen niedergelegt werden.

Das sehr gut geschriebene, klare und nach jeder Richtung hin ansprechende Buch von Gäßler ist es eigentlich die Schilderung einer großen Reihe von Mißerfolgen, die mit der Seereise und einem Schiffbruch beginnen und mit einer Revolution der Träger endigen. Weniger die natürlichen Verhältnisse des Landes als die Menschen, auf welche man angewiesen war, treten sichtlich den Reisenden entgegen. Das Material, auf welches sie angewiesen sind, versagt seine Dienste; ihnen fehlt das Handwerkszeug zur Arbeit und es macht den Eindruck, als säge man zu einem Manne: „Reite“ und er hat kein Pferd.

Mit Recht kann Gäßler sagen, daß das Voango-Gebiet, der Schauplay der Expedition, obgleich seit 1484 bekannt, noch von keinem wissenschaftlichen Reisenden durchforscht war. Denn was von Lopez und anderer Portugiesen, der Engländer Bittel, die Franzosen Pojart und Lagrange darüber aufzeichneten, gehört nicht in den Bereich streng wissenschaftlicher Arbeiten, so viel schätzbare Material auch in ihren Werken enthalten ist. Pashier, der Vorläufer der deutschen Expedition, erfaßt daher mit richtigem Blick auch das in Rede stehende Gebiet, wo die Terra incognita bis an die Küste herantritt. Die deutschen Reisenden, welche nach und nach dorthin geschickt wurden — es waren die Herren Gäßler, Falkenstein, Buchel, Völsche, Schayk und Lindner —, operirten nicht frei und nach eigenem Ermessen; sie waren an die Instructionen streng gebunden, welche der Vorstand der Afrikanischen Gesellschaft ihnen mitgab. Und mit Bezug hierauf bemerkt der Verfasser: „Die Reisenden mußten nothwendigerweise jene Unbefangenheit einbüßen, deren man bedarf, um jeden sich darbietenden Vortheil frisch wahrzunehmen; denn der schärfste Feind aller Unternehmenslust ist das Gefühl der Verantwortlichkeit.“ Das würde dann von Anfang bis zum Ende wie ein Alpdrücken, wozu eine ununterbrochene Reihe von Unglücksfällen trat. Zuvor



ging die Ausschiffung der Expedition durch den Schiffbruch der Dampfer „Nigeria“ und „Liberia“ verloren und schließlich verlagte das Hauptvertrags. In jenem Theile Afrikas, zwischen der Congo-Mündung und 30<sup>ter</sup> Ndl. Br., ist der Reichthum das einzige Transportmittel, und von der „Trägerfrage“ hängt allein das Fortkommen ab, da die katastrophaleren Flüsse nur in ihrem unteren Laufe für Canoos schiffbar sind. Dem Gesetze der afrikanischen Extreme folgen, bilden sie überall da, wo sie das Küstengebirge durchbrechen, Wasserfälle, und nur bis zu diesen, die in verhältnißmäßig geringer Entfernung von den Mündungen liegen, können kleine Fahrzeuge gelangen. Jeder Schritt weiter nach Osten ist nur mit der Hilfe von Trägern möglich. Aufwärts der beiden Flüsse Niulu und Nyanga, die zum ersten Male richtig in die Karte eingetragen wurden, versuchte nun Güssfeldt seinen Weg zu nehmen; er ist auch bis jetzt des großen Systems der von Nordwest nach Südost verlaufenden Parallelsgebirgsletten in die bisher noch unbetretenen Länder der Yapala und nach Hangeba vorgebrungen, doch erboben sich diese mühseligen, an Noth und Gefahren reichen Reisen nicht über den Charakter von Reconnoissanceausflügen.

Wir wollen aus dem Lebensregister — und die Hälfte des Buches ist fast ein solches — hier eine kleine Auswahl geben, damit die Schwierigkeiten in das richtige Licht treten, unter denen die Reisenden zu arbeiten hatten. Persönlich lieten die Mitglieder der Expedition unter diebischen, von denen ja selten ein Afrikaner ohne verdorben bleibt und durch welche sie geistig beymittel wurden, an Sandhufen, die fast wöcher von Brasilien importirt waren, sich unter den Fußhügeln einmisten und das Marochinen erschwert, und an widerwärtigen Abfressen. „An Sandhufen litt ich meist, an Fieber häufig, an Abfressen immer. Zu dieser dresischen Heimsuchung gesellte sich im Laufe der Reise der Uebermuth und schließliche Verrath der Träger, die Habgier und der passive Widerstand der Hauptlinge, und in denselben Maße, wie das Zusammenwirken so vieler Factoren meine Erfolge lähmte, richtete sich das Wüth der in ihren Erwartungen geständigen Heimsuchung drohend vor mir aus.“ Dazu gesellte sich dann noch, daß in den bereisten Gebieten mit ungeheurer Schnelligkeit eine Hungernoth ausbrach, die auch der Expedition gefährlich wurde, und die, um das Maß voll zu machen, die Wäutern in schonungsloser Wuth ganze Dörfer entvölkerten. Schließlich griff man zu dem Ausfallsmittel, Träger aus der portugiesischen Colonie Punguela herbeizuschaffen, was nach vielen Umständen scheiterte — der diplomatische Weg über Berlin und Lissabon war dazu nöthig — auch gelang. Mit großen Kosten wurden 100 Mann nach Tschintschotcho, der deutschen Station an der Voango-Küste, gebracht und dort eingeküßt; doch die Hoffnung, welche man auf diese Leute gesetzt, bauerte nicht lange. Die Furcht vor einer ungewissen Zukunft, die Einflüsterungen der Voango-Regier demokratisirten auch diese, und als sie bis auf einen kleinen Rest beletirt waren, da brach die Expedition zusammen. „Mein Spiel war verpielt, mein Witz erschöpft. Es war die Frucht mehrjähriger Arbeit, hienowen zu haben, daß wir nichts vermochten; das einzige Tröstliche in dieser traurigen Wahrheit lag darin, daß sie um ein Geringeres nicht zu erlangen war; aber die Lage der Expedition war von diesem Augenblicke an eine unumgängliche, deren Austragsarten gegenüber unhaltbar, und dies stülzten meine sämmtlichen Geschichten mit mir.“

Die Station Tschintschotcho wurde aufgehoben; die Resultate aber, die dort für die Wissenschaft gewonnen wurden,

behalten dauernden Werth. Werden uns darüber namentlich die folgenden Abtheilungen des Werkes beflehen, so erkennen wir doch schon aus der vorliegenden den zu erschöpfenden Reichthum. Aus einem bisher so gut wie unbekanntem Gebiete liegen 17 vertrauenswürdig astronomische Ortsbestimmungen vor, und die erste Karte der Voango-Küste zwischen 3<sup>er</sup> Sdl. Br. und der Congo-Mündung, im Osten bis über die Gebirge reichend, konnte entworfen werden. Die völlig unbekannte Sprache der Völker, der Bewohner des Landes, ist genau studirt worden, und die 40 000 meteorologischen Beobachtungen, die dort vorgenommen wurden, sind publicirt. Steht auch der ethnologische Theil aus Dr. Pechuel's Feder noch aus, so bringt doch die vorliegende Abtheilung schon manches schätzenswerthe Material über die Eingeborenen und wir pflichten dem gefunden Urtheile, das Dr. Güssfeldt bei seinem dreijährigen Aufenthalte über die dortigen Regier gewonnen, durchaus bei. Es ist eben so fern von absolut verdammbaren Urtheilen, wie sie z. B. der sonst so verdienstvolle Burton zeigt, als von jener lässlich verkommenen Häßlichkeit der Schwärzen, die uns auch oft genug begegnet. Er zeigt die guten wie die schlechten Seiten. Mit Rücksicht auf die neuerdings vielfach aufgeworfene Frage von der Civilisation Afrikas äußert sich nichtern Güssfeldt folgendermaßen: „Es will mir scheinen, als ob unsere civilisatorische Mission in Afrika die geringsten Aussichten habe, ja ich weisste an ihrer Berechtigung. Es ist Sache des Glaubens, nicht des Wissens, ob das Glück der Welt in der gleichmäßigen Ausbreitung unserer Cultur zu suchen liege, es ob in der Bestimmung der Völker liege, trotz ihrer verschiedenen Neigung und ihrer Ungleichwertigkeit daselbst Ziel zu erreichen. Was wird es nützen, wenn wir unsere ertüchtigten Wahrheiten, unsere größeren Bekanntheit, unsere verdiensteten Lebensgenüsse mit dem schwarzen Continente theilen? Sie werden nicht wirken wie der beschränkte Regen, sondern zu Wüdhängen anschwellen und statt des Segens Verheerung verbreiten.“

Schließlich hält Dr. Güssfeldt daran fest, daß die Voango-Küste trotz aller Mißerfolge doch noch eine gute Basis zum Vordringen gegen Osten lie. Das von ihm erforschte Küstenthal sei ein Thor zum Herzen des afrikanischen Kerns und ein ohne alle Träger einzeln reisender Forscher, ohne Diener, Waffen und Tauschartikel dürfte vielleicht mehr erreichen als eine sorgsam ausgerüstete Expedition. Es ist das eine auf den Charakter der Regier gegründete Ansicht. Während Dr. Hübner den Plan, mit Elephanten einzubringen, als zu sanguin verwirft, ist Dr. Güssfeldt demselben nicht abgeneigt, und in der That scheint dieser von Petermann herrührende Plan auch Aussicht auf Erfolg zu haben. Mehr als theoretische Zweifel beweist das Experiment, und es ist bekanntlich im vorigen Jahre Gordon Pascha gelungen, Elephanten von Kairo an die Küsten zu bringen. Die durchschnittenen mehmals den Kriestrom, durchdrachen Wälder, gingen durch bisher unbekanntem Sumpfländer — warum sollten sie an der Westküste nicht vordrücken kommen? Auch weist Dr. Güssfeldt auf die Chinesen als Träger hin, die bisher wunderbarer Weise nicht als afrikanisches Culturelement in Betracht gezogen worden sind. „Er befindet sich hier jedoch im Irrthum, denn bereits im Jahre 1873 ließ Francis Galton in den „Times“ den Ruf erschallen „Africa for the Chinese“, und wir glauben, daß die Chinesen bei ihrem Talent, die Naturwüdhern fruchtbarere Gebiete abzugewinnen, noch bereit die besten Bundesgenossen der Weigen in Afrika sein werden.“

Richard Andree.

## Die Bay von Sandakan auf Borneo.

Von Marineparrer Wesenberg.

Die Bay von Sandakan liegt an der Nordostseite von Borneo. Aus der Richtung von Palawan und Palabot kommend näherten wir uns auf der „Hertha“ langsam der Küste, welche am 11. April 1875 Morgens vor unseren Blicken auftauchte und sich bald in malerischer Schönheit zeigte. Die hohen waldbedeckten Bergzüge laufen in steile, grotesk geformte, scharf ins Meer vorspringende Wände aus, deren Seiten durch senkrecht sich herunterziehende Rinnen vielfach zerfissen und zerklüftet gigantische Säulen bilden. Das Gestein ist gelb, roth und braun, oben von dichter Vegetation bedeckt, im Uebrigen nackt und nur hier und da mit Aufschwerm wie mit grünen Flecken besprenkelt. Diese Felsenmauer bildet die rechte Seite des Einganges zur Bay von Sandakan, während auf der linken Seite das Land nur flach gebügelt, aber mit unabhörbarem, dichtem Walde bedeckt ist; die Distanz zwischen beiden Ufern beträgt etwa 1 1/2 Seemeilen. Wir segelten dicht an dem hohen Felsen vorbei und legten uns in dem geräumigen Becken nahe am Lande zu Anker. Soweit das Auge reichte, trat der Wald überall unmittelbar an Wasser heran und stieg an dem uns zunächst liegenden Ufer zu mächtigen, aber flachen Höhen auf, welche die Fortsetzung der erwähnten Felsenwand bildeten; weiter hinein in die Ducht verschwammen Wasser und Waldhöhen in dunkelblauem Dufte. Nirgend war ein Dorf oder eine Hütte sichtbar, nur ein Canoe bemerkten wir, welches, unsere Felsen offenbar merkend, auf der andern Seite hinter einer kleinen Waldinsel verschwand. Die herrliche Scenerie, welche uns rings umgab, war ganz danach angehan einen jeden, der sich überhaupt für eine solche interessirte, froh zu stimmen; aber fast noch mehr freuten wir uns über die frische Brise, welche vom Eingange der Ducht her zu uns herüberwehte und die kleinen grünen Wellen mit weißen Schaumkapsen krönte, ein Anblick, den wir schon lange nicht mehr gehabt hatten. Denn in den Monaten März und April, in welche der Monsunwechsel für diese Gegenden fällt, herrscht weit und breit Stille auf den Gewässern, ein kaum wahrnehmbares Flügeln streicht dann und wann mit schüchternem Ritzchen über dieselben hin, und ein frischer Wind ist eine seltene Ausnahme von der Regel.

Wald nachdem wir geankert, wurden ein paar Boote an Land geschickt, um frisches Wasser zu suchen. Diese Gelegenheit benutzten einige enthußlosigste Jäger unter den Offizieren, in denen der großartige Urwald die auschwitzendsten Hoffnungen auf allerhand Abenteuer erweckt hatte, um gleichfalls an Land zu gehen. Aber kaum hatten wir die Boote im Schatten des überhängenden Dickichts der Ufer verschwinden sehen, als ein schwarzes Groll heraufzog und auch bald ein stundenlanges Flaregen herniederlag, so recht nach Tropenart. Wir an Bord freuten uns in Anbetracht der Kühlung, die er brachte, außerordentlich darüber, aber zugleich dachten wir an die armen Jäger und konnten uns lebhaft ihre Situation ausmalen, wie sie zusammengekauert unter dichten Gebüsch sitzen und den abstrahlenden Regen vernehmen würden. Als sie nachher an Bord zurückkamen, waren sie nicht bloß staßnaß und über und über mit Schmutz bedeckt, sondern wurden auch noch mit lauem Gellächter empfangen, wie das gewöhnlich so zu sein pflegt, daß wer den Schaden hat, für Spott nicht zu sorgen braucht;

aber sie waren klug genug, ihrerseits auch mit zu lachen und stöhnten sich dann der Wunderdinge, die sie im Walde gesehen hätten, schlammige Vögel, Affen, Schlangen und auch einen Tiger. Zwar konnten sie ihre Schilderungen durch kein Ethal Jagdbeute bestätigen, aber sie erklärten diesen Umstand damit, daß ihre Flinten wegen des Regens nicht losgegangen wären. Als sie nun schließlich doch sahen, daß wir ihren Jagdgeschichten keinen Glauben schenken wollten, rühten sie mit der Wahrheit heraus, daß sie außer einigen Vögeln kein Thier gesehen und wegen der dichten Vegetation, der umgeschroenen Bäume und der vielen Schlingengewächse auch nicht weit hätten vordringen können, dagegen seien sie aber öfter der Länge nach in den Morast gefallen, wie ihr Aussehen auch bestätigte. Das Resümé von dem Ganzen war, daß eine Jagd im tropischen Urwalde doch nur ein müßiges Vergnügen sei.

Der ganze Strich an der Nordostküste von Borneo bis weit in das Innere hinein gehört zum Sultanate „Sulu“ und wird von einem Bektischen, der den Titel „Datu“ führt, regiert, während der eigentliche Sultan seinen Sitz auf der Insel Sulu hat. Mit dieser Regierung stand nun ein deutsches Handelshaus, welches in der Bay von Sandakan eine Factorie besitzt, in geschäftlichen Beziehungen, und da sich hierbei einige Erweiterungen entsponnen hatten, so war unser Commandant beauftragt, dieselben nach der Prüfung der Sachlage zu regeln. Dies war der Grund und Zweck unserer dortigen Anwesenheit. Da die Factorie etwa 10 bis 11 Seemeilen weit in die Ducht hinein lag, und unser Schiff wegen des flachen Wassers nicht so weit hinaufgehen konnte, so ließ der Commandant, um sich dorthin zu begeben, die Dampfbarkasse klar machen und auf seine Aufforderung nahmen mehrere Offiziere sowie auch ich an dieser kleinen Expedition Theil. Es war in jeder Beziehung eine sehr interessante Fahrt, denn noch herrlicher als wir es von Bord aus hatten beobachten können, zeigten sich uns die Umgebungen der Ufer mit ihrer nach Form und Farbe so mannigfaltigen, großartigen Vegetation, welche überall, wo sie das Wasser erreicht, in dichtes Ranglegebüsch auflauft, so daß ein freier Strand nirgend zu entdecken ist; die Berge treten häufig in weiten Vorsprüngen heraus und bilden kleine Duchten. Zahreiche, theils flache, theils hohe festsige, aber immer dicht bewaldete Inseln bedecken das weite Becken und sind oft tief einsinkende Arme und Kanäle vorgelagert, so daß sie diese vollständig den Blicken entziehen; die überhängende Vegetation der Ufer, das dicke Laubwerk, die den hohen Baumkronen herabhängenden Luftwurzeln und Schlingengewächse bilden für kleine Fährtenge eine vollkommenes Versteck, die ganze Natur der Bay ist geeignet, für fernüberliche oder heimlichhändlerische Zwecke vortheilhafte Schlafplätze darzubieten. Je weiter wir mit der Barkasse hinunter dampften, desto flacher wurde das Fährwasser, eine Menge von Linsen und Korallenriffen bildeten ein wahres Labyrinth von tieferen Rinnen, die wir aufzusuchen hatten, um nicht festzukommen; daher waren wir mehrere Male genöthigt umzukehren und einen andern Weg zu suchen, weil wir in eine Sandgasse gerathen waren, und wenn wir nicht eine ziemlich gute Karte der Bay mitgebracht hätten, wären wir wohl kaum ans Ziel gekommen; einmal geriethen wir auch troß Karte

und sorgfältiger Navigation auf ein Riff und hatten Mühe wieder flott zu werden.

Nachdem wir eine weit vordringende hohe Landzunge umfahren hatten, sahen wir die Factorie in einem Winkel vor und liegen und waren halb längsreit derselben. Ich sage „längsreit“, wie wenn derselbe in Wasser gelegen hätte gleich einer Pier, aber so war es auch in der That. Auf Fischweert erhebt sich in der Nähe des Landes ein Complex von fünf unter einander verbundenen Hütten aus dem Wasser, an der einen Seite derselben läuft der ganze Länge nach eine Art Veranda hin, die als Quai für etwa angedockte Fahrzeuge dient. Die schmalen Gänge, welche zwischen den einzelnen Hütten hindurch und meistens bis ein Schuh hoch haben, sind aus neben einander gelegten Bambuslängen gebildet, und überhaupt ist alles aus Bambu gebaut; die Wände der Hütten sind aus Flechtweert hergestellt, und die Dächer mit Pandanus- und anderen ähnlichen langen und breiten Blättern gedeckt. Eine Menge Canoes, im mittleren Theile mit einem Palmblätterschubdach versehen, lag zwischen den Pfählen angebunden. Diese Fahrzeuge sind hier wie überall auf den indischen und den Südsee-Inseln mit sogenannten „Auslegern“ gebaut; es laufen nämlich vom obren Vorderende derselben seitwärts unter rechten Winkel zwei parallele Bambuslängen aus, deren äußerste Enden durch eine andere Stange, welche parallel mit dem Canoe gerichtet ist und so wie dieses auf dem Wasser schwimmt, verbunden sind. Durch diese einfache, aber sinnreiche Vorrichtung wird das Umfahnen der sehr schmalen aber langen, aus einem Baumstamme ausgehöhlten Boote verhindert, denn der „Schwimmer“ stößt dieselben nach der einen Seite, und nach der andern bildet er das nötige Gegengewicht. Außer diesen Canoes lag auch ein kleiner niedlicher Dampfer an dem Veranda-Quai festgemacht. Als wir ausstiegen, empfing uns das ganze Personal der Factorie, malayische Männer, Weiber, Kinder und zwei Drafche. Der eine der letzteren war der Capitän des kleinen Dampfers, der andere der eigentliche Agent der Niederlassung. Zu unserer Ueberraschung wechelte aber über den Hütten nicht die deutsche, sondern die englische Flagge, denn die Factorie war ursprünglich englische Hände übergegangen, wovon der Commandant nichts gemerkt hatte. Somit hatte er bei den geübten Verhältnisse eigentlich nichts mehr mit der englischen Angelegenheit zu thun und konnte es englischer Intervention überlassen, dieselbe zu erheben. Aber der deutsche Landmann stellte ihm in beweglichen Worten vor, in welcher gefährvollen Lage er sich inmitten der wilden Bevölkerung befände, und welchen Respekt es den Malayen einflößen würde, wenn sie sähen, daß ein fremdes Kriegsschiff sich der Factorie annähme, deshalb möchte der Commandant doch nicht so ohne Weiteres wieder umkehren, denn ein englischer Kriegsschiff werde aller Wahrscheinlichkeit nach nicht so bald nach Sandaban kommen. Dadurch ließ sich der Commandant denn auch bewegen, die Sache in die Hand zu nehmen, was jedenfalls durchaus richtig war, und ein englischer Commandant würde im ungünstigsten Falle ebenso gehandelt haben.

Wir traten nun zunächst in die Wohnung des Agenten. Derselbe lag nicht im Wasser, sondern auf dem Ufer, mit den Pfahlbauten durch eine Brücke verbunden, und gewährte den unsichern Verhältnissen gemäß den Anblick einer primitiven Festung, indem sie mit einem den dazu gehörigen Schuppen und dem Hofraum durch einen starken und hohen Palisadenzaun umgeben war, vor dessen Eingänge zwei alte Kanonen gar fieseiglich den etwa Eindringenden entgegenrichteten. Der Agent schilderte uns die bedenklichen Gefahren, welche ihm von den wilden, räuberischen „Dayaks“ drohten, und unterschied zwei Arten derselben,

die Pand-Dayaks und die See-Dayaks. Erstere wohnen am Lande und kommen daher auch von dieser Seite auf Pfahlbauten aus dem Inneren der Insel, letztere in Wasserbüden wohnend betreiben ihre Raubzüge mit einer Flottille von Canoes von der Seeherre her. Die Malayen, welche zur Factorie gehören, bereiten sich bei solchen Gelegenheiten nicht als sehr zuverlässig, in dem Laufe des Agenten, das Land und schlecht, aber doch sehr als die Malayenblütten gebaut war, sah es sehr wiss aus, ein paar schlechte Tische und Stühle, eine Commode und verschiedene Kasten machten die Möbel des Wohnzimmers aus, im Uebrigen war das Ganze ein Waarenlager. An den Wänden hingen alte Hüten, Fische, Krat, Beile, allerlei sonstige eiserne Werkzeuge und Geräthchaften, in Kisten waren bunte baumwollene Zeuge, Schmuckstücke und Hüter verpackt, alles Taufschiffel für den Handel mit den Eingeborenen. Da es Wege in den Wäldern nicht giebt, sondern nur Schmale, oft unpraktische Fußsteige die Dörfer verbinden, so wird der Handel nicht über Land, sondern immer zu Wasser betrieben. Der Agent fährt mit den zur Factorie gehörigen Malayen auf Canoes in die Buchten und Flüsse hinauf und landest von den dort wohnenden Eingeborenen für seine Waaren besonders Gephanenähne ein; jedoch ist dieser Artikel in letzter Zeit schon selten geworden. Andere werthvolle Producte sind die eiharen Vogelnester, Perlmuttschalen und Perlen. Die ersteren werden besonders an dem rothen Helsen am Eingange der Bay gefunden; dort in den vielen Klüften und Höhlen nisten zu vielen Tausenden die „Solanganen“, kleine Schwalben, die ihre Nester aber an möglichst unzugänglichen Stellen anleihen, und daher ist das Einsammeln derselben nicht bloß sehr schwierig, sondern auch sehr gefahrvoll. Die Höhlen befinden sich außen an der steilen Wand, und die Eingeborenen müssen sich von oben an Erden zu denselben herunterlassen oder sie von unten erklettern; wegen dieser mühsamen Art der Gewinnung sind die Nester auch sehr theuer. Mit unsrer Schwabennester haben sie aber nur eine ungenügende Ähnlichkeit, vielmehr gleichen sie in Ornat und Größe einem etwas umfangreichen menschlichen Ohr und sind aus einer weislichen gallertartigen Masse gebaut, die aber oft ganz schwarz mit den kleinen feinen Fiedern, die sich die Vogel für ihre Brut ansetzen, besetzt sind; am meisten werden die ganz weißen geschätzt. Bekanntlich werden diese Nester in Suppe gekocht, in der sie sich vollständig auflösen, was daran aber besonders schmackhaft ist, habe ich nicht beobachten können, denn man schmeckt eben gar nichts; jedoch würde mir ein Kenner erwidern, daß man Gebraten sein müßte, um darüber ein Urtheil zu haben, und das will ich auch nicht bestreiten, denn die Einbildung that ja beim Geschmack eben so viel wie bei manchen anderen Dingen. Uebri- gen sind die Hauptabnehmer für diesen Artikel die Chinesen. Die Perlmuscheln und Perlen werden hauptsächlich auf den Sulus gefunden, einer Gruppe von zahlreichen kleinen, theils vulcanischen, theils corallischen Inseln, die sich von der Nord- östliche Borneos nach den Philippinen hinziehen. Als wir in Sandaban lagen, waren die Sulus schon seit längerer Zeit von den Spaniern, welche die Oberhoheit über dieselben beanspruchen, bloßdirt und von allen Handelsverbindungen abgeschnitten. Dennoch aber wurde es durch Schleichhandel möglich gemacht, die Perlmuscheln von dort nach Sandaban zu bringen. Dies Geschäft besorgte nämlich jener kleine Dampfer, den ich erwähnte, unter Führung des deutschen Capitäns. Bei Tage durfte derselbe freilich nicht wagen, sich den Inseln zu nähern, da ihn die spanischen Kriegsschiffe sonst gefangen hätten, aber er schlich in den finsternen Nächten, nachdem er vorher in den zahlreichen Buchten an der Küste unter Weisung verbergen gelegen hatte, an die Inseln heran

und gelangte, immer dicht unter Land und im Schatten der Vegetation hindurch, auf die geheimen ihm bekannten Ankerplätze, brachte seine Landswaaren und empfing dafür Perlmuscheln, worauf er dann eben so heimlich von bannen schlich und nach Sandakan zurückkehrte. Jedoch hatte das nicht immer so ganz unbemerkt geschehen können, und schon manchmal hatten die Spanier Jagd auf ihn gemacht; aber da er die ganze Gegend mit ihren vielen Inseln und Untiefen, mit den verborgenen Kanälen und Schlaupfünzeln viel genauer kannte als die Spanier, so war er ihnen immer glücklich entkommen, und die nachgefolgten Schiffe hatten ihn nicht getroffen. Gerade als wir mit unserm Schiff in der Bay von Sandakan zu Anker gegangen waren, hatte er von den Sulus kommend auch in dieselbe einlaufen und nach der Factori hinunterdampfen wollen, aber da er hinter dem Felsen das große Schiff erblickt und unsere Flagge aus der Ferne für die spanische gehalten hatte, war er eiligst weiter an der Küste hinaufgelaufen und dann durch einen nur ihm bekannten ganz schmalen Kanal von einer andern Seite nach Sandakan gekommen. Wir mußten herzlich lachen, als er uns das nachher erzählte und dabei den Schrecken beschrieb, den wir ihm, freilich so ganz ohne Wissen und Willen, eingejagt hätten. — In meinem großen Bedauern habe ich später gehört, daß die Spanier den fähnen Wodabebreher doch zuletzt gefangen und nach Manila geschleppt haben, was uns ihm aber weiter geworden ist, weiß ich nicht. —

Bei uns daheim hat man von den Perlmuscheln gewöhnlich eine solche Vorstellung; man hält jene ovalen, tief gewölbten, glänzlich rötlich schillernden, blauen Schalen für solche und meint, daß in den in einer Reihe stehenden Löchern die Perlen gemachtes und ausgebrochen seien, aber in diesen Muscheln findet man die Perlen, sie haben daher auch gar keinen oder nur geringen Werth, da man aus ihnen höchstens schlechte Perlmutterknöpfe machen kann. Die eigentlichen Perlmuscheln sind ziemlich rund, wenig gewölbt, von fingerdicker Schale, mit einem schönen weißen Glanz und von der Größe einer Untertasse bis zu der eines Tellers, manchmal noch größer. An der inneren Seite derselben sitzen die Perlen, welche durch eine Ausschmückung des Thieres erzeugt werden. Man meine aber nicht, daß sich in jeder Muschel auch immer eine oder gar mehrere Perlen finden, vielmehr ist der Procentsatz der wirklich perltragenden nicht so groß, jedoch sind auch die bloßen Schalen sehr geschätzt, besonders von den Chinesen; sie verarbeiten dieselben nicht bloß zu Knöpfen und vielerlei Schmuckstücken, sondern schnitten in die ganzen inneren Flächen der Schalen sehr kunst- und sinnreich reliefartige Darstellungen, wie ich sie z. B. in Canton in außerordentlicher Vollendung gesehen habe. Das Kostbarste an den Muscheln aber sind selbstverständlich die Perlen, und ihr Werth bestimmt sich nach Form, Farbe und Größe. Die edig und unregelmäßig gewachsenen werden weniger als die runden, die gelben und weißen weniger als die grünen und schwarzen, besonders sind letztere, weil sehr selten, hoch im Preise. Aber doch noch mehr als nach diesen Eigenschaften richtet sich ihr Werth nach der Größe und steigt ganz unerschütterlich zu dieser. Ich habe sie von den allerfeinsten bis zur Größe einer guten Erbse gesehen, aber besauntlich giebt es, obwohl selten, noch bedeutend größere. Die meisten Perlen gehen ebenfalls nach China, die größeren werden zu Schmuckstücken, die ganz kleinen aber zu Medicin verwendet, welche in Form von Pulvern oder Erzen für gewisse Gebräuche großen Ruf hat. Uebrigens will ich mir gestatten, hier beiläufig eine Erinnerung zu erwähnen, die sich zwar nicht an Sandakan, aber an Perlmuscheln knüpft, und die eigenthümliche Fingigkeit der Chi-

neseu charakterisirt. In Canton sah ich in einem Laden, in dem man allerhand hübsche Sachen und auch Öfen laufen konnte, schöne große Perlmutterfächer, auf deren innerer Seite ganz deutlich und unentzerrbar das Reliefbild des stehenden Buddha hervortrat. Der Chinese verstand mich, weil dieses Naturwunder um vieles Geld zum Kauf anbahnten, und ich war in der That über diese seltsame Erscheinung erstaunt, denn auf ein Spiel der Zufälle konnte ich sie nicht zurückführen, da an all den Muscheln dieselbe Bildchen sich zeigte, und künstlich angebracht konnte es auch nicht sein, weil dadurch der natürliche Glanz der Oberfläche verloren gegangen wäre, den doch die Schale an sich trug. Mein Begleiter, der Missionar D., sah mich an und sagte: „Da haben Sie eine Probe von der Verschicktheit und Schlaubeit der Chinesen; um dies Relief auf der Muschelschale hervorzuheben, schneiden sie aus dünnem Blech das Buddhabildchen aus und präpariren es in die Muschel hinein, wenn das Thier noch darin lebt, dieses wird dadurch verankert, das Blech wird durch die Muschelschale zu überziehen, so bildet sich auf natürlichem künstlichem Wege dies Reliefbild, das nun als eine Manifestation Buddha's ausgegeben und theuer verkauft wird.“ Aber nun genug von Perlmuscheln.

Während wir beim Anlegen in der Factori von Sandakan saßen, kamen von dem am inneren Winkel der Bay gelegenen großen Dorfe, welches der Hauptort des Districts ist, mehrere Häuptlinge als Deputation, um die zwischen der Factori und der Regierung bestehenden Differenzen zu besprechen. Sie hatten sich zu diesem Zweck in große Gasta geworfen und sahen in ihren seidnen, gelb und roth carmirten oder sonst bunten Jacken, in den weiten Beinleibern von demselben Stoffe, welche sie nach Art der Tieten in Form eines unten zugebundnen Unterrodes trugen, und mit ihren schön verzieren Kränzen im Gürtel höchst malerisch und phantasie aus. Da nur der Commandant mit ihnen zu thun hatte, schenkte wir Uebrigen aus in der Umgebung und besuchten die malayischen Hütten. Dieselben bestehen inwendig nur aus einem einzigen Raume, der Fußboden ist durch neben einander liegende Bambuslagen gebildet, zwischen denen hindurch das klare reine Wasser heraustritt. Diese Bauart hat offenbar ihre großen Vortheile und Annehmlichkeiten, die erhöhte Lage über dem Wasser macht die Wohnungen kühl und gesund, da die Welt überall von unten her durch die Zwischenräume der Bambuslagen hineingelassen kann und eine vortheilhafte Ventilation bewirkt; außerdem trägt diese Sitte auch viel zur Keuschheit bei, denn Staub und Schmutz fallen unmittelbar durch den Boden ins Wasser; freilich muß man sich hüten, keine Gegenstände, wie Messer und dergleichen, aus der Hand gleiten zu lassen, denn sie verschwinden auch sofort durch den Boden ins Wasser. In einer Ecke der Hütte befindet sich ein kleiner Feuerherd, und der Rauch zieht durch die vielen Oeffnungen unter dem Dache ab. An den Wänden hängen allerlei Geräthschaften, Gefäße, Netze, Angelnetz, Flinten, Speere, Pfeile, Blaseröhre, Krise. Die Speere sind gewöhnlich vergiltet und ihre Spitzen daher mit einem schützenden Ueberzug versehen. Die Malayaner suchten uns die willköhliche Wirkung derselben durch eine sehr ausdrucksvolle Geberdenprache begründlich zu machen; sie berührten mit der Speerspitze ihren Arm, machten dann ein paar Secunden unter Zuckungen die Augen zu und ließen sich umfallen, was also bedeuten sollte, daß der Tod sehr bald und unter Zuckungen nach einer auch nur leichten Verwundung eintrete. Ebenso wie die Spitzen der Speere sind die der kleinen Pfeile von Eisen und gleichfalls vergiltet, und die Blaseröhre, aus welchen sie dieselben schießen, sind aus Bambus, das sich schon durch seine natürliche Föhlung dazu eignet, oder auch aus andern Holz verfertigt; manch-

mal werden dieselben gleichzeitig als Speerschaft benutz, indem die Spitze seitlich angebracht ist, so daß dieselbe Waffe zugleich Schurz- und Stoßwaffe ist, ganz wie die Gewehre unserer Infanterie. Unter dem Dache der Hütten liegen auf Stangen größere und kleinere Matten, deren sich die Eingeborenen beim Schlafen bedienen, ebenso auch Kleider, die sie aber nur bei besonderen Gelegenheiten tragen, denn ihr gewöhnlich gehen sie nackt, nur mit einem Leinwandstück bekleidet. Ihre Koststoffe variirt zwischen einem lichten und dunklern Braun, die Haare sind bei manchen geküßelt, bei anderen lockig oder auch schief, die Nasen meistens an der Wurzel eingebildet und unten breit, die Lippen bid. Doch habe ich hier wie auch sonst gefunden, daß der Typus der Race einen weiten Spielraum verschiedener Miancirung gestattet und keineswegs in fest umschriebenen Formen sich ausprägt. Die widerliche Sitte des Bettelens ist auch hier allgemein unter den Weibern vertreten, nicht bloß die Männer und Weiber, sondern auch die Kinder sind diesem Genuß ergeben. Daher sieht man bei allen in Folge des äghenden Kaltes die Hände schwarz und die Baumen und Lippen blutroth gefärbt, was den Besuchern etwas Wildes giebt. Eine der Hütten war aus Brettern gebaut und enthielt mehrere Zimmer, deren Wände mit bunten Bilderbogen beklebt waren, auch einige vorhandene Möbel verließen der Behausung einen Anstrich von Kultur, sogar einen gewissen Comfort; das war die Wohnung des deutschen Capitäns, in welcher er mit seiner malayischen Frau lebte, so oft er in Sandolan amwesend war.

Trauen am Ufer und in dem flachen Wasser spielte und lärmte eine ganze Schaar kleinerer Knaben und Mädchen, und auf dem schiefen Boden zwischen verfaulten Baumstämmen, Mangrovebüschen und Palmen ließen die

brülligen Krabben hin und her oder lagen auch still und sonnensich. Diese Thiere mit ihrem runden, biden, handgroßen Leibe, den vielen Füßen und den zwei großen Scheren gleichen in einer Beziehung unseren Krabben, setzen aber aus der Ferne großen Spinnen noch ähnlicher und machen, wenn sie mit großer Schnelligkeit dem Wasser oder einem Schlupfwinkel zufliehen, einen höchst komischen Eindruck, indem sie nicht geradeaus, sondern in seitlicher Richtung zu laufen scheinen. Man trifft sie oft in ganzen Colonien zu vielen Hunderten vereinigt an, die sie untereinander dann streifenweil den Boden durch ihre Füße und Hüllen, in denen sie leben. Uebrigens schmücken sie ganz vornehmlich, besonders in der Zeit, wenn sie ihre alten Schalen abgeworfen haben und die neuen noch ganz weich sind. Das wissen aber in Sandolan nicht bloß die Menschen, sondern auch die Affen; diese kommen, wenn die Erde eingetreten ist, aus den biden Baumspitzen an den Strand herab, fangen die Krabben mit großer Geschicklichkeit und verschlingen sie.

Außer Affen und mancherlei Vögeln sieht man in der Umgebung von Sandolan keine Thiere; es giebt zwar auch viele Ahe und Hirsche, aber darum laufen sie einem nicht gleich in den Wald, wenn man in den Wald eindringt. Solten aber sind Tiger und Elephanten lange nicht so häufig, als die Phantasie sich vielleicht verspiele, wie denn überhaupt die tropischen Urwälder viel weniger von wilden schrecklichen Thieren wimmeln als manche Reisbeschreibungen, welche ihre Leser mit haarsträubenden Abenteuer zu unterhalten beflissen sind.

Leider war es nicht vergönnt, eine weitere Expedition ins Innere von Sorneo zu unternehmen, aber die Insel soll an den ausgedehnten Hochebenen nicht bloß gut angebaute Gegenden, sondern auch ein herrliches, gemildes Klima haben.

## Aus allen Erdtheilen.

### Australien.

— Wir erwähnten in Band XXXIV, No. 21, einer Transcontinental Expedition, welche Hr. Gressley Ekin, Befehl der in Brisbane in Queensland erscheinenden Zeitung „The Queensland“, auf seine Kosten unternahm, um ein günstiges Terrain für eine Eisenbahn von Queensland nach Port Darwin, in 21° südl. Br. in das Gebiet von Südaustralien eintreten soll, aufzufinden. Die Gesellschaft traf Ende September in bester Gesundheit und ohne besondere Verluste an der Grenze von Südaustralien in 21° südl. Br. ein. Sie fand das von ihr bereifte Terrain für eine nordwestliche Eisenbahn durchaus günstig, nur lag in dieser Richtung eine lange Strecke wüsten und wasserlosen Landes. Man hatte an verschiedenen Lagerplätzen noch Wasser tief zu graben gehabt.

— Aus dem Jahrbücher des Rover. J. W. Taplin, Vorkocher der bei Point Mc Ken an der Mündung des Rals Alexandrina gelegenen Anstalt für Civilisirung der Ein-

geborenen, entnehmen wir, daß dieselb zu Ende vorigen Jahres 97 Personen — 50 verheirathete, 5 einzelne Männer, 8 Knaben und 4 Mädchen — angesiedelt waren. Die Anstalt besaß ein beträchtliches Areal Land für Ackerbau und Viehzucht, und die Eingeborenen erzielten außer Schulunterricht auch Unterweisung in nützlichen Gewerben. Krankeiten, namentlich Ausschlag, waren im letzten Jahre unter ihnen sehr häufig. Wenn, heißt es weiter, die Eingeborenen dieser Colonie vom Untergange, welchen der Fortschritt der Civilisation in anderen Ländern mit sich führt, gerettet werden sollen, so müssen vor Allem die Kinder in den Sitten und Gebräuchen der Civilisation aufgezogen werden. Bis dahin hielten die Eingeborenen mit großer Zärtlichkeit an den Ceremonien ihrer Vorfahren fest, aber auch hierin fangen sie jetzt an nachzugeben. Wenn sie z. B. hieher die Namen ihrer Vorfahren niemals ansprechen und es verbotenen, auf deren Gräbern Ruhestätten oder andere Zeichen der Erinnerung anzustellen, so sind sie auch in dieser Beziehung nunmehr der christlichen Sitte gefolgt.

Anhalt: Stanley's letzte Fortschangereile durch Afrika (1874 bis 1877). IX. (Mit vier Abbildungen.) (Schluß.) — Anst. I. (Mit vier Abbildungen.) — R. Andree: Neue Werte über Westafrika. — Welsenberg: Die Bay von Sandolan auf Sorneo. — Aus allen Erdtheilen: Australien. — (Schluß der Redaction 8. Februar 1879.)

Redaction: Dr. A. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, 11 71.

Drud und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXV.



№ 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Audree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Siepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten  
zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1879.

## A m s t e r d a m.

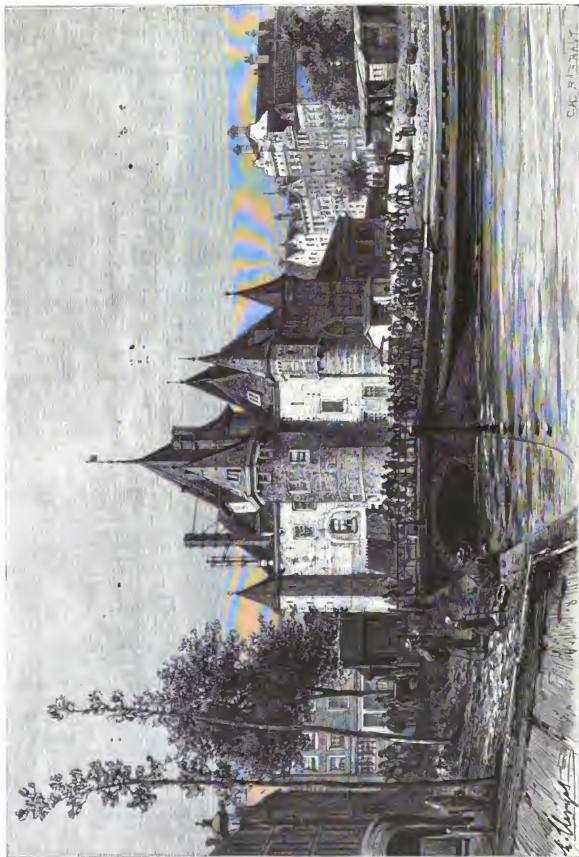
(Nach dem Französischen des Herrn Charles de Coster.)

### II.

De Coster begann seine Wanderungen durch die Stadt recht im Herzen derselben auf dem Neuen Markte, der seinen Namen insofern mit Recht trägt, als dasselbst lauter altes Gerümpel, Lumpen und gemöhnliches Geschirr verkauft wird. Die näselnde Stimme der Verkäufer deutet auf die Nähe des Indemerciers hin. Das mächtige Gebäude der Waage (St. Antonies Waag) mit ihren runden, früher gerimten Thürmen, den roten, vom Alter hier und da dunkler gefärbten Ziegelmauern und dem unferaublichen Keusern verleiht dem Neuen Markte ein entschieden malerisches Gepräge. Ihre frühere kriegerische Bestimmung ist unmerkbar; der Bau, einst St. Antonies Port genannt und in seiner jetzigen Gestalt aus dem Ende des 16. Jahrhunderts stammend, gehörte zu der Stadtbefestigung, welche gegen Ende des 15. Jahrhunderts errichtet wurde. Sein Grundriß ist vieredig; die Nordseite nach dem „Geldersche Kade“ genannten Kanale zu weist drei Thürme auf, zwei davon an den Ecken, welche den Gilden des h. Lukas (Waler und Bildhauer) und der h. Jungfrau (Maurer) geweiht sind. Etwas zurückweichend hinter der Ostfront erhebt sich der hohe Thurm St. Antonies Burg, nach inschriftlichem Zeugnisse im Jahre 1692 erbaut, und ebendort befindet sich ein Thor, welches früher als Stadthor diente. Auch die Südseite besitzt drei Thürme; in dem mittlern hielt die Gilde des h. Eligius (Schmiede) ihre Sitzungen, in dem nach Westen gelegenen die Werkerschaft der Chirurgen. Bis 1481 besaß Amsterdams keine Befestigung; damals aber wurde eine solche wegen der Kriege erforderlich, welche die Regierung Karl's

des Kühnen von Burgund erfüllten und in deren Verlauf mehr als eine der niederländischen Städte schwere Plünderungen und Verwüstungen zu erdulden gehabt hatte. Das Antoniesthor lag zur Hälfte außerhalb, zur Hälfte innerhalb der Umsfassungsmauer und war mit Gräben und Zugbrücke ausgestattet, über welche die Straße nach Amersfoort und Gabelren führte. Als die Stadt 1585 vergrößert wurde, kam das Thor ganz innerhalb der Mauern zu liegen; 1614 wurden die Gräben zum Theil ausgefüllt und drei Jahre später das Festungsthor selbst seiner friedlichen Bestimmung als Stadtwage überwiefen. Lange Zeit wurden dort z. B. die Schiffsanker gewogen, nachdem sie ihre Probe bestanden hatten. Die Räumlichkeiten in ihrem Innern wurden, wie gesagt, einzelnen Gilden als Versammlungsorte überlassen; noch heute sieht man ihre Embleme über einigen Thüren. Der Thurm der Chirurgen enthielt seiner Zeit Rembrandt's berühmte „Anatomie“ und 17 andere Gemälde bedeutender Meister; die Decke des Saales ist reich mit den Wappen der hier docirenden Anatomie-Professoren geziert. Als 1798 die Gilden aufgehoben wurden, erkäufte die Waage die profanische Bestimmung, die städtischen Lampen und Laternen zu verkaufen, und heute befindet sich in ihr eine Feuerwache.

Ein feiner Thurm der Westseite enthält den merkwürdigen Saal der Zimmerleute mit heraldischen Stücken Tischarbeit; in ihm sieht noch von Alter her ein Tisch mit fünf Stühlen, deren Lehnen die Aegiden des Gomerkes tragen, für den Vorstand und ein Sessel für dessen Knecht. Das



St. Antonius' Saal auf dem Kienne Markt. (Nach einer Photographie.)



Die Amstel und der Montelbanenturm. (Nach einer Photographie.)



interessante Bauwerk mit seinen 14½ Meter hohen Mauern soll jetzt abgerissen werden; es wäre wahrhaftig Schade darum.

Aus derselben Zeit (1482) stammt der unweit davon am Oj belegene Schrijvers Toeren (Klosterthurm), gleichfalls zur Umwallung der Stadt gehörig. Von dort aus traten die Dandelschiffahrt ihre Reisen in alle Welt an, während am Ufer die Frauen der Dooonsegelnden zurückblieben und weinten. Daher der Name; ein Reliquat an der Außenseite des Thurms, worin sich jetzt die Wärraus der Ostendirection befinden, zeigt zum Gedächtniß dessen eine weinende Frau. Ein dritter Thurm ist der Kontelband Toeren an der

Reihe von Bürgerweiskern aus dem 16. bis 18. Jahrhundert und die Anerkennung der Niederlande durch Philipp IV. barstellten. Dasselbe enthält sie jetzt großartige Grabmähler, so dasjenige des Admirals und artigen Seefahrers von Sremskerf, der 1604 bei Gibraltar starb, des Viceadmirals van der Hulst, der 1666 gegen die Engländer blieb, der Admirale Smeets, van der Jaan, Jans, des Feldmarschalls Wirig und anderer.

An lutherischen Kirchen besitzt Amsterdam drei und eine altlutherische; von den ersteren fast die Dube Lutherse Kerk 6000 Personen. Als Gebäude bemerkenswerther ist die neue lutherische Kirche, ein hoher kreisrunder Bau mit einer

Kuppel, nach dem Vorbilde von Santa Maria della Salute in Venedig erbaut. Ein Brand hätte sie 1822 gänzlich zerstört, wäre nicht rechtzeitig noch Hülfe eingetroffen. Die Freigeistigkeit der Gemeindeglieder besterzte die Schäden bald wieder aus.

Am Mittelpunkt der Stadt, dem „Dam“ genannten Plage, mo das königliche Palais, die Börse und andere wichtige Gebäude sich erheben, steht auch die Nieuwe Kerk (Neue Kirche), ausgezeichnet durch ihre Schönheit wie durch ihr Unglück. Im Anfange des 15. Jahrhunderts erbaut, brannte sie bald nach ihrer Vollendung ab, um gleich darauf wieder hergestellt zu werden. Die hohen schlanen Gewölbe, die reiche Anordnung ihrer 34 Altäre, ihre Bildsäulen und Gemälde, abgesehen von den Reliquien, einen Stüde des Kreuzes und höchst wunderthätigen Knochen der h. Katharina, machten sie zur schönsten



Diese Kirche Vrouwen Kerk. (Nach einer Photographie.)

erbauten Thurms der Månze zu nennen, der 1610 auf der einen Seite 7 Fuß in den Boden sank, so daß man genöthigt war, ihn durch Erneuerung der tragenden Wände wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Vor ihm sitzt gewöhnlich eine typische Figur, der Weidwailen-Jude, der unablässig seine Militärehrenzeichen puzt und alle vorübergehenden Offiziere mit einem gewissenmaßen collegialischen Grusse begrüßt.

Unweit davon standen bis 1829 am Oj noch zwei andere Thürme der früheren Umwallung, Jan Koopert und der Heilige-Kreuz-Thurm, später Härtigungs-kammer; Thurm genannt, weil dort zur Zeit der Härtigungs-kammer unter Aufsicht eines Regierungsangestellten die Verpaßung und Vererbung jener Häftlinge vor sich gieng.

Die Kirchen Amsterdams wie fast aller holländischen Städte sind nach der Reformation von den Widerstürmern fast jeder Anordnung beraubt worden und stehen dadurch in scharfen Gegensatz zu denen Belgiens. Der nächste in Holland herrschende reformirte Kultus ist überhaupt Zierathen feind und bevorzugt kahle weiße Wände. Heiligentaten und Gemälde sind verschunden und sind höchstens durch Grabmähler verdienter Männer ersetzt worden. So hat die Dube Kerk, die älteste und schönste unter denen Amsterdams und einst die reichste, ihre silberne Nikolausstatue, ihre prächtigen Teppiche und den reichen Altarschmuck verloren und nur ihre schönen Glasmalereien bewahrt, welche die Geschichte der h. Jungfrau, ferner eine

Kirche in Amsterdam. Aber der ältere Thurm wurde 1578 durch die Widerstürmer vernichtet, und durch die Unvorsichtigkeit von Werften wurde das Gebäude selbst 1645 zum zweiten Male in Asche gelegt. Wieder ließ die Stadtgemeinde die Kirche herstellen und einen Glockenturm hinzusetzen, der die höchste in den Niederlanden war. Er bestand ganz aus Holz und war innen mit eisernen Ketten ausgelegt. Aber 1783 gerieth derselbe in Brand und stürzte ein. Trod dem ist die Kirche noch jetzt eines der schönsten Bauwerke Amsterdams; weit berühmter ist ihre prachtvoll geschnitene Kanzel, und die auf sechs Marmorsäulen ruhende Orgel ist eine der besten in den Niederlanden. Außerdem birgt sie zahlreihe Grabmähler, wie die der berühmten Admirale Knipert, des Schredens der Engländer und Franzosen (s. 1676 bei Srewards), Pentind (s. 1781) in der Seeschlacht auf der Doggerbank, van Galen (starb 1653 an den in der Seeschlacht von Es-

verno erhaltenen Wunden), des Lieutenant van Speyt (sprangte sich 1831 vor Antwerpen mit seinem Kanonenboote in die Luft, um die holländische Flagge vor Beschimpfung zu bewahren); und auch der fünf unter den niederländischen Dichtern, Joost van den Vondel, hat in diesem Gotteshause ein Denkmal.

Unter den 40 christlichen (davon 17 katholisch) Kirchen der Stadt wären etwa noch folgende zu nennen: die 1852

renovirte Redemptoristen- oder Viehfrauenkirche (Onze Piene Vrouwen Kerk), ein Gebäude ohne Charakter und Kunstwerth, aber von Mäntigen, die dort das Herz Maria's verehren, stark besucht. Auf der Abbildung (I. S. 148) erblickt man rechts von ihr die drei obersten Stüdwerte des Thurmes der Wester Kerk, des höchsten unter allen in der Stadt (296 Fuß). Die Moses- und Aron-Kirche, deren Hauptlinien, Giebel, Säulen und Thürme griechischen Stil



Die Wester Kerk. (Nach einer Photographie.)

anstreben, ist von einem Dstender Snyd erbaut, der auf dem Platz Saint-Joseph in Brüssel ein zweites Exemplar dieser Art errichtet hat.

Nun zurück zu dem schon erwähnten und an hervorragenden Nummern nicht armen Plage im Centrum der Stadt, dem „Dam“, wo dicht bei einander der königliche Palast, die Neue Kirche, die Börse stehen, letztere ein neues Gebäude im antiken Stile, eines der größten seiner Art in

Europa, dann an der Ecke der Kalver Straat der adelige Club und ihm gegenüber „Beemans Hoop“ (Seemannshoffnung), der Sitz einer aus Meinen Anfängen zu ausgebreiteter segensreicher Thätigkeit erwachsenen Gesellschaft. Im Jahr 1823 thaten sich eine Anzahl Capitäne der Handelsmarine zu einer Vereinigung zusammen und beschloßen später, Gelder zur Unterstützung ihrer Witwen und Waisen zu sammeln. Ihr mutiges Verhalten bei der großen

Ueberschwemmung Nothdollarb6 im Jahr 1825, wo sie manches Menschenleben retteten, erweckte solche Sympathie mit ihren Tugenden, daß viele Amsterdamer als Ehrenmitglieder ihrer Gesellschaft beitraten und dieselbe zusehends wuch. Heute besitzt sie eine an Nothwerten reiche Bibliothek; es besitzt bei ihr ein Kassenbuch, welches denjenigen Mitgliedern Medaillen zuerkennt, die sich durch gute Führung ihrer Tugenden, durch astronomische Beobachtungen oder durch Theilnahme an Rettungswerten zur See auszeichnen. Ferner veröffentlicht die Gesellschaft ein Jahrbuch für Seefahrt. Im Rechnungsjahre 1875 bis 1876 gab sie 38 712 Gulden aus und unterstüzte 1876 in vier Classen: 197 Witwen, 52 Waisen, 18 Capitäne in der ersten, 92 Witwen,

13 Waisen, 7 Vösten in der zweiten, 69 Witwen, 8 Waisen, 11 Unteroffiziere der Handelsmarine in der dritten und 7 Matrosen und 4 Witwen in der vierten Classe. Das sind aber keine feste Pensionen, sondern die Unterstüzungen richten sich nach der Höhe der Einkünfte; alles aber, was einfließt, wird vertheilt. Auch mehrere „Jezmannshuizen“ (Jezmanns-Heim) verbanten dieser Gesellschaft ihre Unterstüzung. Das größte derartige Hotel wurde 1857 mit Hülfe einer Anleihe gebaut; es zählt 61 einfach ausgestattete Schlafzimmer und einen großen Versammlungssaal und löst in better Weise die Aufgabe, die leicht zu beschaffenden Matrosen vor den Schlägen der Wirtin zu beschützen und ihnen für wenig Geld ein anständiges, gutes Leben zu bieten.



Der königliche Palaß in Amsterdam. (Nach einer Photographie.)

Natürlich giebt es in Amsterdam auch eine Schule für die Handelsmarine (Koenesschool vor de Jervari). Sie liegt am 31 und wurde 1784 vom Admiral van Kingsbergen nach der Seeschlacht an der Doggerbank gegründet und reich dotirt. Augenblicklich wird für dieselbe ein neues prächtiges Gebäude angeführt.

Der königliche Palaß (Het Paleis) erregt von vornherein den Eindruck des Gewaltigen, Soliden, Kräftigen. Im Nibel thront die gekrönte Jungfrau Amsterdam, in der Rechten ein Schild, in der Linken den Meeresstab, und ihr zur Seite vier Majaden, die ihr Krummengewinde reichen, während ihr andere Aftichte aus allen Theilen der Welt in den Schoß schütten. Auch Neptun mit seinem Freigedde ist zu sehen und Tritonen tummeln sich im Wasser und verklären mit Aufschwallung den Ruhm der großen Stadt. Auf

jeder Ecke steht eine Bronzefigur. Ein Glockenthurm, dessen Wetterfahne ein vergoldetes Schiff ist, schließt das Gebäude nach oben ab. Der Giebel der Rückseite zeigt den Handel Amsterdam in Gestalt einer mit dem Meeresstabe bedeckten Frau. Allerlei Geräth, das zum Lenken der Schiffe dient, umgiebt sie, und zu ihren Füßen ruhen die Personifikationen des 31 und der Amstel, während Repräsentanten der verschiedenen Erbtheile ihre Früchte darbieten. Ein Atlas mit der Kugel krönt diesen Giebel, der eben so wie der andere ein Werk des schon erwähnten Bildhauers A. Quellyn aus Medeln ist. Der Erbauer des Palaßes selbst ist Jakob van Kampen und neben ihm Daniel Stolpert (1648). Das Gebäude, dessen Verstellung 30 Millionen Gulden kostete, war zum Rathhause bestimmt und blieb es, bis im Jahre 1808 die Stadt es dem König Louis Bonaparte als Residenz

anbot. Besonders reich und beachtenswerth ist das Innere; so die Kapelle, früher „Kirchshare“, d. h. Sitzungsaal der Schöffen, welche nur bei ihrer Umwandlung durch König Louis einen Theil ihrer Ausgestaltung und ihres wahrhaft erregenden und großartigen Charakters verloren hat. Die Wäpwerke sind wiederum von Duxellon. Vier Kapitellen, bis zum Gürtel nackte Frauengestalten, tragen ein herrliches Gebälk, das man für den Mantel eines Kamins halten könnte, wenn nicht an Stelle des Herdes eine Gruppe, das Urtheil Solomon's darstellend, sich befände. Durch eine hohe Nischen Thür von eisernem Kupfer betritt man den Thronaal, früher Kathedrale, der ganz mit weißem Marmor überkleidet und einer der größten in Europa ist (100 Fuß hoch, 120 Fuß lang, 60 Fuß breit). Er hat keine Säulen, sondern nur Pilaster förmlicher Ordnung. In den Marmorböden unter dem Teppich sind die beiden Himmelsplanisphären mit ihren Sternbildern mit Kupfer eingelegt; leider aber ist es unterlegt, auch nur einen Zipfel

des Teppichs aufzulegen. Fahren und Tropfen aus den Kriegen gegen die Spanier und die Völker des ostasiatischen Archipels zieren die Wände des mächtigen Raumes. Kurz, eine Fülle von Meisterwerken und eine Pracht der Ausstattung, welche den höchsten Begriff von der Macht und dem Reichthume einer Stadt erwecken muß, welche ihre Oberhäupter in solchem herrlichen Palaste unterbrachte.

Das jetzige Rathaus (Stadhuis), früher Prinzenhof, wurde 1661 im Stile der holländischen Renaissance erbaut. Auf seinen beiden Seiten wurde im rechten Winkel je ein Flügel ohne jeden Stütz angefügt, und so entstand ein wiederergerigter Hof, in dessen Mitte ein Doccobrunnen aufgestellt wurde. Im Innern finden sich zahlreiche Gemälde der großen holländischen Meister; aber über dieselben wie über die reichen Schätze der verschiedenen Museen Amsterdam hier auch nur ein Wort zu verlieren, wäre vollständig überflüssig.

## Der Rasengruß.

Wer die ganze Reihe nationaler Begrüßungsarten aufzählen wollte, könnte damit leicht ein Buch füllen. Der wissenschaftliche Gelehrte aus einem solchen wäre aber ein geringer. Man wußte nur auf eine ungeheure Mannichfaltigkeit stoßen, mehr oder minder unerklärbar scheinende Sonderbarkeiten finden und sich über die Zeitverschwendung über die fein ausgebildete Finesse der Grußformen wundern. Krigens z. B. sind dieselben förmlicher als in Afrika, woüber Gerhard Meißig ein ganzes Capitel geschrieben. Die Tibus brauchen zu ihrem Racen und Fragen und Antworten fast eine Stunde, soll der Gruß in aller Form vor sich gehen; kaum minder umständlich sind die Perro. Bei den Zan legt der Beimgehende sich zum Gruß seinen Freunden der Reiche nach in den Schoß und wird dabei von allen von hinten umarmt, während auf den Arabama-Inseln zwei Freunde ihr Wiedersehen feiern, indem sich der eine Brust an Brust dem andern auf den Schoß setzt, worauf beide sich umarmen und hi, hi meinen (Zagor). Chinesen als Begrüßung kommt noch mehrfach vor, Anbäulen, Küßen, Beknechten mit Speichel, Gutmehnen, Händedruck u. s. w. spielen ihre Rolle.

Während nun die erwähnten Arten der Begrüßung sporadisch sich vertheilen und ein tieferes ethnographisches Interesse ihnen kaum innewohnt, ist der Rasengruß an eine mehr bestimmte Sphäre gebunden und kann als eine charakteristische Sitte einzelner Racen und Völkerrfamilien aufgefaßt werden. Man hat denselben auch als Rasenfuß, Rasenreihen bezeichnet, nicht immer jedoch das Wesentliche ergriffen, woraus es hierbei ankommt. Nicht das Reiben, die mechanische Berührung ist dabei die Hauptsache, sondern der Geruchssinn. Wie die Völker ihren specifischen Geruch haben, worüber ich die erste Zusammenstellung gegeben habe<sup>1)</sup>, so hat auch jedes Individuum seine Ausbünstung und diese ist es, die der Freund vom Freunde durch den Rasengruß einzieht, gleichsam um einen Theil des befreundeten oder geliebten Wesens in sich aufzunehmen. Man muß sich dabei erinnern, daß der Geruchssinn bei vielen Naturvölkern viel feiner ausgebildet ist, als bei uns, wie dieses z. B. von den

Judern der Philippinen und Jagor bezeugt. Sie sind im Stande, durch Verriechen der Laichschläger zu erkennen, welcher Person sie angehören. Verlebte tausend dort beim Abschiede Stücken getragener Wäsche aus und schlürfen während der Trennung daran den Geruch des geliebten Wesens ein.

Der Rasengruß, der nun auf diese Eingichtlung beruht, hat seine ganz bestimmten Verbreitungsgebiete. Er beginnt einmal in Asien und geht von hier durch den Norden der alten und neuen Welt bis Grönland. Er begegnet uns also bald wieder in Hinterindien, um von da sich östlich bis zur Osterinsel fortzusetzen.

Schon der alte Cinnus beobachtete in Asien den Rasengruß<sup>2)</sup>, und daß derselbe noch heute in voller Anwendung, darüber bezeugt uns Stris, einer der ausgezeichneten Kenner der Vöpper. „Die lappische Begrüßung“, sagt er, „besteht in einer halben Umarmung, wobei man die rechte Hand auf des andern linke Schulter legt, Wange an Wange und Nasenspitze an Nasenspitze reibt mit dem Wunsche daran, daran, wohl, wohl!“<sup>3)</sup> Uns östlicher wendend, treffen wir auf die Samojeden, von denen Castron den Rasengruß bezeugt<sup>4)</sup>. Ich zweifle nicht, daß dieser Gebrauch bei den verwandten Völkern des nördlichen Sibiriens sich nachweisen läßt, wiewohl ich jetzt keine Verzeichnisse beizubringen vermag, denn an der Beringsstraße stellt derselbe sich sofort wieder ein.

Bei den Amos auf Sachalin ist ein sehr complicirtes Grußverfahren vorhanden, doch scheint mir darin noch ein Anlaß an den Rasengruß enthalten, da Freunde, die sich nach einer Reise wiedersehen, gegenseitig ihre Köpfe auf die Schulter des andern legen<sup>5)</sup>. Ungeweisselt findet sich der Rasengruß bei allen Estnossiamen. „Die Begrüßung der Eingeborenen (am Kogebensund) bestand im Zusammenbringen der Nasen und des Streichels des Gesichts mit ihren Handflächen,“ sagt Weeden<sup>6)</sup>, und so bei allen Estnoss in

<sup>1)</sup> Jagor, Philippinen 132.

<sup>2)</sup> Etyol, Rekruten 51.

<sup>3)</sup> „Glossus“ XXII, 62.

<sup>4)</sup> Reise im Norden 258.

<sup>5)</sup> Golland im Journ. Anthropol. Instit. III, 237.

<sup>6)</sup> Reise nach dem Stillen Ocean. Weimar 1832, I, 396.

<sup>1)</sup> Correspondenzblatt der Anthropol. Ges. Mai 1876.

Norden Amerikas hin bis Grönland, wo die alte Sitte beim Einlösen der Kinder noch allgemein angewandt wird und auch bei den Erwachsenen noch nicht völlig außer Gebrauch ist<sup>1)</sup>.

Die zweite Zone des Rasenfrüßes beginnt mit Hinterindien, wo Levin von den Bergsteiger-Tischtagas erzählt: „Ihre Art zu küssen ist sonderbar: statt Lippe an Lippe zu pressen legen sie Mund und Nase auf die Wange und ziehen den Athem stark ein. In ihrer Sprache heißt es nicht: „gib mit einen Kuß, sondern riefte mich“<sup>2)</sup>. Genau so, wie hier der Nachdruck auf dem Einziehen des Bruches liegt, ist dies auch bei den weiter östlich wohnenden Birmanen der Fall, von denen MacKenzie diese Procedure beschreibt und hinzusetzt: „Instead of saying „give me a kiss“, they say „give me a smell“<sup>3)</sup>. Vom malayischen Archipel bemerkt Crawford, daß dort für unsern Kuß „bei allen Stämmen“ das Riechen diene; überall seien die Wörter „riechen“ und „grüßen“ gleichbedeutend; Kopf und Nacken sind die gewöhnlichen Objecte der Umarmung, wobei ein Schnüffeln hörbar wird<sup>4)</sup>. Die Asiaten von Ceram streichen und reiben sich dabei mit dem ganzen Oberkörper aneinander, „was stark an die Katzen erinnert“; sie krümmen sogar den Rücken, um ihr wohlriechendes Geflüß zu äußern<sup>5)</sup>. Von Wanglaster auf Celebes haben wir das Zeugniß von Wallace, dessen Leute bei der Abfahrt mit ihren Verwandten ein allgemeines Nasenreiben veranstalteten, der „malayische Kuß“ sagt Wallace hinzu<sup>6)</sup>.

Wie sich nun an die malayischen Völker des Festlandes und des Archipels die Polynesier der Südsee ethnisch anschließen, so finden wir sie auch mit ihnen durch die Sitte des Rasenfrüßes verknüpft. Bei den Melanestern vermag ich denselben dagegen nicht nachzuweisen, wenigstens sind mir keine Beobachtungen darüber aufgetroffen. Darwin beschreibt

das „Nasenrücken“ von Neu-Seeland. „Die Weiber sauzten nieder und hielten ihr Gesicht aufwärts; meine Begleiter standen über ihnen, legten die Köpfe ihrer Nasen in einem rechten Winkel über die ibrigen und fingen das Trüben an. Das dauerte etwas länger als ein herzliches Dändelnd bei uns. Während des Vergangens ließen sie ein begehliges Brungen hören“<sup>7)</sup>. Erstutage wird auf Neu-Seeland der Rasenfrüß fast nur noch von alten Weibern und Männern geübt; die jüngere Generation hat sich schon das europäische Küssen angewöhnt, und die modernen Paarlöuier schütteln sich einach die Hände nach englischer Vorbild. Es ist übrigens nicht ein einfaches Trüben gewesen, wie Darwin angiebt. Wie aus dem Worte hongu, welches sowohl „riechen“ als auch den Rasenfrüß und das von den Weibern importirte Küssen bedeutet, hervorgeht, lag auch hier der Sinn des Rasenfrüßes darin, daß man den Geruch des geriebten Weßens einathmen wollte<sup>8)</sup>. Es kann nicht befremden, daß wir auf den Chatham-Inseln, deren Bewohner aus Waorö sind, den Rasenfrüß nach neuseeländischer Art finden<sup>9)</sup>; von den Marlesas- und Petchu-Inseln wird er bestätigt durch Lamont<sup>10)</sup> und Georg Forster<sup>11)</sup>; die Missionäre sahen ihn noch neuerdings auf der Ellice-Gruppe<sup>12)</sup>, er ist beobachtet, auf den Marianen<sup>13)</sup> und Kingmills-Inseln<sup>14)</sup>, ist also überall in der Südsee.

Außerhalb der beiden bestimmten Zonen wird der Rasenfrüß noch erwähnt von den Schmutzschindianern Nordamerikas und den Australiern in Queensland<sup>15)</sup>, in dessen Leben diese Fälle so häufig da, daß sie näherer Beschäftigung bedürftig erscheinen.

Richard Andree.

<sup>1)</sup> Darwin, Naturwissenschaftenliche Reisen, deutsch von Dieffenbach II, 198.

<sup>2)</sup> Buchner, Reise durch den Stillen Ocean 167.

<sup>3)</sup> Vancouver's Reisen nach der Südsee. Berlin 1799, I, 66.

<sup>4)</sup> Wild, Life among the Pacific Islanders 18, 296.

<sup>5)</sup> Sämmtliche Schriften II, 80.

<sup>6)</sup> Petermann's Mittheil. 1871, 208.

<sup>7)</sup> Waig, Anthropologie V, 2. Abtheilung 127.

<sup>8)</sup> Wittes, Voy. round the World. New York 1851, 568.

<sup>9)</sup> Waig, Anthropologie III, 136. VI, 749.

## Prof. Hayden's Aufnahme im Jahre 1878.

Die Commission für „geographische und geologische Aufnahme der Territorien der Vereinigten Staaten“ hat soeben den vorläufigen Bericht über die Resultate ihrer Arbeiten während der Campagne von 1878 veröffentlicht. Wir entnehmen die folgenden kurzen Notizen dem interessanten Schriftstück, das einen neuen Beweis liefert für das erste wissenschaftliche Streben der amerikanischen Gelehrten sowie für die Liberalität, mit welcher die Regierung der Vereinigten Staaten diese Bestrebungen anregt und fördert, indem sie zugleich den westlichen Continent Schritt für Schritt der Wissenschaft überreicht. Im Vergleich mit dem langsamen Fortschreiten unserer europäischen Arbeiten auf denselben Gebiete, die erst den kleinsten Theil unseres Erdtheils wissenschaftlich bekannt haben, müssen und in der That die Anstrengungen bewundernswürdig erscheinen, welche die amerikanische Regierung auf die Territorien verwenden läßt, die vorwiegend noch auf lange hinaus noch der Kultur nicht gewonnen werden können. Freilich wird eine etwaige spätere

Befriedelung auf Grund der heutigen Feststellungen einseitiger und rationaler als Wert gelegt werden können, als dies ohne dieselben der Fall sein dürfte. An der Spitze der betreffenden Commission steht der Geologe Dr. J. W. Hayden, der Verfasser des vorliegenden Berichtes. Ihm lag die Eintheilung und Leitung der Arbeiten ob, und er unterzog sich, wie schon in früheren Jahren, der ihm genehmerten Aufgabe mit Eifer und Energie, so daß denn auch, trotz der mancherlei Ungunst äußerer Verhältnisse, die Arbeiten der diesjährigen Campagne Resultate von bedeutendem Werthe aufzuweisen haben.

Das Feld der diesjährigen Thätigkeit der „Geological and Geographical Survey Expedition“ war das Territorium Wyoming nebst dem südlichen Theile von Idaho und dem nördlichen Colorado. Der bei weitem größte Theil der Arbeiten galt der Aufnahme des sogenannten Yellowstone-Park, jener merkwürdigen Gebirgslandschaft im Territorium Wyoming zwischen dem 93. und 94. Längens- und dem 44.

und 45. Breitengrade, dem Quellgebiete des Yellowstone, eines rechten Nebenflusses des Missouri<sup>1)</sup>. Auf einem Flächenraume von 9250 qkm, in einer Senkung, die von 3000 bis 4000 m hohen Gebirgsrändern muldenartig eingeschlossen ist, finden sich Hunderte von Geysiren, Thermen und Solfataren, daneben aber wegen der landschaftlichen Reize seiner Ufer berühmte Yellowstone-See. Im Jahre 1871 erst entdeckt, wurde der interessante Landstrich, der die isländischen Geysirlandschaften an Mannigfaltigkeit übertrifft, vom Congreß der Vereinigten Staaten zur Staatsdomäne erklärt und seine Umfassung in einen großartigen Nationalpark beschloß. Seitdem von Touristen vielfach besucht und beschrieben, ist der Yellowstone Park in wissenschaftlicher Beziehung bisher terra incognita geblieben; um so dankbarer sind die Hayden'schen Arbeiten des vergangenen Sommers zu begrüßen.

Das Hauptquartier der Expedition war in Cheyenne (Wyoming), von wo am 1. Juli 1878 die ganze Aus- rüstung sowie die große Zahl der notwendigen Kost- und Zugthiere auf der Pacificbahn nach Point of Rocks und Green River gefandt wurden. Von dort begaben sich die vier Divisionen, in welche die Mitglieder der Expedition getheilt wurden, in nördlicher Richtung auf die resp. Gebiete ihrer Aufnahmarbeiten.

Die erste Division, unter Leitung von A. D. Wilison, wurde mit der trigonometrischen Aufnahme des ganzen zu erforschenden Gebietes betraut. Acht der bedeutendsten Pässe wurden zu Bemessungspunkten benutzt, darunter die höchsten Gipfel des Yellowstone Parks. Leider wurde diese Division durch einen Ueberfall räuberischer Indianer eines großen Theils ihrer Ausrüstung sowie aller ihrer Pferde beraubt und mußte in Folge dessen lange vor der sechsgelohnten Zeit ihre Arbeiten einstellen. Der Yellowstone Park, nach Hayden das größte unbewohnte Terrain des Westens, bietet in seinen zerstückelten Gebirgsparthien den von Truppen verfolgten feindseligen Indianerstämmen oft einen vollkommenen Zufluchtsort.

Glücklicher war die zweite Division, die unter Leitung von Mr. J. Wanner die geologische und geographische Detailaufnahme des National-Park ausführte. Es wurden die Vorausarbeiten für eine Ueberstufkarte des ganzen Terrains sowie für Specialkarten der verschiedenen Geysir- und Thermenlandschaften gemacht. 47 Haupt- und viele Nebenstationen wurden für die trigonometrischen und topographischen Aufnahmen benutzt, durch Aufrichtung von Steinen an den Hauptpunkten dieselben für spätere Bemessungen verwertbar gemacht. Einige Geysirgruppen und heiße Quellen wurden neu entdeckt.

Das Terrain des Parks ist zum größten Theil eben oder wellig. Verschiedene Berggruppen und kleine Gebirgszüge erheben sich barrens, im südlichen Theil, die Wasserscheide zwischen dem Big Horn und dem Yellowstone bildend, die zerstücktesten Pässe der Yellowstone-Kette. Die mittlere Erhebung über dem Meeresspiegel beträgt 7000 bis 8000 engl. Fuß, eine Höhe, die nach Hayden's Angabe auf höchstens einen Prozent des ganzen Areals die Verbreitung des Ackerbaues gestatten würde. Auch Weideland findet sich nur spärlich und in kleinen Flecken, am meisten noch am Nordrande des Parks. Dafür ist fast das ganze Areal mit dem herrlichsten Tannenwald bedeckt. Das Vorkommen irgend welcher verwertbarer Mineralien konnte im Umkreise des Parks nicht constatirt werden.

Die einzige Ansiedelung im Park ist die Niederkastung

des Mr. Mac Gurney an den heißen Quellen der White Mountain. Von hier aus führen gute Fahr- und Fußwege nach den schönsten Punkten des Parks, den sogenannten Amethystbergen, dem Yellowstone-Fällen, dem großen See, den Schlammgeysiren u. s. w. Eine der besten Straßen hat General Howard im Jahre 1877 wieder seines Selbstgesegen die Nez-percée-Indianer nach dem untern Geysirboden und von dort nach dem Fluße anlegen lassen.

Mr. W. Holmes, der Geologe der zweiten Division, beschäftigte sich zunächst mit der Uebersichtung des Quellgebietes des Snake River; darauf folgte die Specialaufnahme der geologischen Structur des National-Parks. Der größte Theil desselben ist vulcanischen Ursprungs, am nördlichen Rande jedoch finden sich ungewöhnlich interessante geologische Erscheinungen: ein schmaler Streifen von nicht mehr als 15 bis 30 engl. Meilen Ausdehnung enthält alle im Jenseitsgebirge vorkommenden Mineralien; die ganze Breite der Gebirgsformationen von den ältesten bis zu den jüngsten ist vertreten. Die einzige bemerkenswerthe Störung in der Folge der Formationen scheidt in der mittleren Tertiärzeit stattgefunden zu haben. Darauf folgte eine Periode unbedeutender Bodensenkungen, während welcher eine Menge neuer Tertiär- und vulcanischer Stellen abgelagert wurden. Aus jenem Zeitraum stammt wohl die Bildung vieler großer Seen, von denen der bedeutendste der jetzt noch vorhandene Yellowstone-See war. Mr. Holmes legte eine reiche Sammlung aller vorkommenden Mineralien an und entwarf geologische und topographische Specialkarten des ganzen Terrains.

Die dritte Division unter Mr. F. A. Clark nahm die Wind-River-Berge, einen Theil der Wyoming-Kette, die Gros-Ventres-Kette und das obere Snake-River-Thal an. Diese Gegend, zwischen dem 92. und 93. Längens- und dem 43. und 44. Breitengrade gelegen, enthält die Quellen des Green River sowie des Wind River. Die eingehenden Berichte über die Resultate der dortigen Aufnahmen werden von allgemeinem Interesse sein; denn nicht nur wurden bedeutende Vorräthe dort aufgefunden, auch das Vorkommen von Gold, Silber und Eisen wurde an mehreren Stellen constatirt.

Die vierte Division beschäftigte sich mit photographischen Aufnahmen unter Leitung von Mr. Jackson, der schon seit neun Jahren als Photograph bei den Expeditionen nach den Territorien thätig ist. Wenn auch unglückliche Witterung die Arbeiten oft hinderte, so wurden doch der schon vorhandenen reichen Sammlung der früheren Jahrgänge viele wichtige Ansichten von hohem Kunstwerthe auch während dieser Campagne hinzugefügt. Die hervorragendsten unter ihnen sind eine Reihe von Ansichten vom Westabhange der Wind-River-Berge, eine Ansicht des angenehmen Gletschers, der sich jetzt am Drahbange des Fremont-Passes hinzieht, sowie mehrere Bilder des großen vergletscherten Plateaus. Auch das malerische Quellgebiet des Snake River, die Yellowstone-Fälle und die bisher noch ziemlich unbekannte Gegend um die Shoshone- und Red-Mountain-Seen liefern viele die Geysirlandschaft in jeder Beziehung interessante Bilder. Eine projectirte Serie von Aufnahmen der schönsten Punkte am Yellowstone-See wurde leider durch den Eintritt eines langanhaltenden Schneesturmes unterbrochen. Dagegen gelang es, auf dem Heimothege am Lognoter-Paß einige Ansichten der Brecciaberge mit ihren originellen castellanartigen Formen aufzunehmen.

Mr. Hayden begleitete selbst die photographische Division und fand auf ihren Streifzügen nach malerisch wichtigen Punkten viele Gelegenheit zu einer genaueren Kenntnismahme eines weiten Gebietes. Um Sündlich auf den in der Vor-

<sup>1)</sup> E. die Abtheilungen in Th. XXVII des „Atlas“ S. 290 bis 293, 306 bis 309, 322 bis 324, 336 bis 340.

bereitung befindlichen eingehenden Bericht der Commission beschränken wir uns darauf, einsehen mitzutheilen, daß Hayden die geologische Structure der Wind-River-Kette zum Gegenstande seiner eingehendsten Untersuchungen machte, wie interessante und nicht vermuthete Bodennunisse dabei fand. So entdeckte er auf dem Schlabenge Gletscherthäler und Moränen Spuren in einer Ausdehnung, wie sie bisher noch nirgend im Westen vorgefunden sind, und welche die lange bewirkte ehemalige Vergletscherung des Felsengebirges mit aller Sicherheit constatiren lassen. Die Annahme, welche in den zahlreichen Zten der vorigen Gegend mit ihren Moränenrändern alte Gletscherbeden sieht, ist daher durch-

aus nicht unbegründet. Auf den Wind-River-Bergen und am Fremonts-Pit wurden drei große Gletscher entdeckt, nach Hayden die ersten bedeutenderen im Osten des Großen Ozeans. Im oberen Thale des Snake River und auf der Spitze der Létons-Kette deuteten zahlreiche Moränen Spuren auf das einstige Vorhandensein von Gletschern.

Der Hayden'sche Bericht schließt mit der Angabe, daß augenblicklich alle Theilnehmer der Campaigne von 1878 in dem Bureau des Geological and Geographical Survey damit beschäftigt sind, das reiche gesammelte Material zu sichten und für das große, demnächst zu veröffentliche Werk zu verarbeiten.

## Die Wintun = Indianer<sup>1)</sup>.

Nicht geistig noch physisch zeichnet sich der Stamm aus, von dem ich hier sprechen will; zählt man ihn doch zu den entwicklungsfähigsten der californischen Indianer Stämme, wohl aber — und das ist sehr bemerkenswerth — zeigt er eine große Lebensfähigkeit. Abergläubig, grobinnlich, vergnügungssüchtig, leichtlebzig, Tüze und Festlichkeiten bis zum Uebermaße liebend, dem Kriege und dem Kampfe abgeneigt, suchsam, sanftmüthig, friedliebend, doch nicht ganz ohne gewöhnliche Gefährlichkeit, so konnten sich die Wintuns in ungeheurer Zahl erhalten, während so mancher heroische, geistig höher begabte Stamm in ihrer Nachbarschaft dahin schmolz wie Schnee in der Wärsonne. Mit der Lebensunverwundlichkeit, welche charakteristisch ist für so manche niedrige Ordnung der Thierwelt, haben sie den Wandel der Verhältnisse überlebt und konnten nicht an Zahl vermindert, noch konnten sie von ihren alten, ererbten Wohnstätten verdrängt werden, während tapfere, bessere Stämme, die in den wildreichen Thälern und Bergen Californiens jagten, schon längst der Vergessenheit anheimgefallen sind. Mögen nun die Wintuns ihrer ganzen Charakteranlage nach nicht geneigt gewesen sein, dem weißen Kame mit der Waffe in der Hand entgegenzutreten, oder begriffen sie schon früh, daß sie einen Kampf mit ihm nicht aufnehmen konnten, genug sie haben, einige Zweikämpfe ausgenommen, die Eindringlinge, welche kamen, ihre Berge nach Gold zu durchwühlen, niemals belästigt, und die Erfahrung zeigt, daß sie sich wohl dabei gefanden haben. Sie haben die Erbschaft, die Jagd- und Fischgründe, anderer ausgefordener Stämme angetreten und so breiteten sie sich nach allen Richtungen von ihren ererbten Wohnstätten aus. Sie werden hoch in den Gebirgen an den Quellen des Sacramento-Flusses gefunden und wagen sich bis zum Pit-Flusse hinauf. Ihre breiten, schwärzlich-gelben Gesichtsr sind man von der San-Francisco-Bay bis zum Mount Shasta und in Yreka, wo sie die reichen Fischgründe der coquetten und stagerhaften Saltracs, die in Folge ihrer Thierheiten und Ausschweifungen dort verdrängt worden sind, ausbeuten.

Der Name Wintun (mit der Betonung auf der letzten Silbe) bedeutet Indianer oder Volk, und die, welche ihn tragen, sind nicht wenig stolz auf diese Bezeichnung; denn in ihren Augen bedeutet sie das Volk der Väter oder das Hauptvolk. Ihre ältesten Wohnsitze, ihren Stammesursitz, haben sie am oberen Lauf des Sacramento-Flusses. Von dort

schoben sich die einzelnen Abtheilungen nach allen Richtungen aus und erhielten nun als Zweig der großen Familie mit Rücksicht auf die Dinneregegend, nach welcher sie zogen, besondere Benennungen; denn Wintun ist ein Collectivnamen. Im Centrum wohnen die Toowump Wintuns (Thal-Indianer), an dem Raino-Fluß die Nummoo (westliches Volk), am Stony-Times und Elderbade die Rome Pades (westliche Sprecher), an dem unteren Stony-Fluß findet man die Noerooms (südliches Volk), und endlich leben an den südlichen Zuflüssen des Sacramento die Peemecoos (südliches Volk). Nahe an den Quellen des Trinity liegt ein anderer Zweig dieser Familie, welcher sich Wi Main Noot (Volk des Nordens) nennt und zu Nachbarn die nahe verwandten Lien-Tiens hat. Dieser Name soll „Fremde“ bedeuten, und dieser sardisch, friedliche Stamm mag sich diese Benennung wohl in der Absicht beigelegt haben, dadurch die mächtigen, kriegerischen Hoopans, in deren Bereich sie lebten, abzuwehren. Das reiche, breite, schöne Thal von Cottomood ist das natürliche Centrum eines weitausgedehnten, sterilen, hügeligen Gebietes und die weiteststretenden Stämme der Wintuns betrachten es als einen Vereinigungspunkt ihres Volkes, als ein Stellbildein, ja im wintunischen Sinne genommen als ein Wella. Die auf den heutigen Tag lieben sie es sich dort zu versammeln, obgleich sie nicht mehr wie in den Tagen ihrer Glorie und ihrer Größe — bevor das Plaggsicht ins Land kam — große Volksversammlungen abhalten, in welchen mit feierlichem Pompe wichtige Staatsgeschäfte berathen wurden.

Die Physiognomie der Wintuns gleicht der der übrigen californischen Indianer Stämme und scheint den Chinesen, die wir hier im Lande haben, entlehnt zu sein. Nur etwas schwärzlicher ist der Teint. Sonst aber zeigen sie das flache Gesicht, die hervortretenden Backennothen, die mandelförmigen Augen, das breite, rahn-schwarze Haar und den kurzen, starrartigen Nacken, der auf einem etwas höckerförmigen Kampfe liegt, wie sich diese Eigenschaften mit mehr oder minder großen Abweichungen bei allen Indianern finden, welche die Sierra Nevada wohnen. Die jungen Frauen und Mädchen fertigen sich ein recht hübsches Kleid, das aber nur aus einem breiten Gürtel aus Stoffen besteht. Der untere Rand ist in Franzen geschnitten und mit polirten Fichtenknüssen an dem Ende jeder Fiedel befestigt, während der obere Rand ist in hellglänzenden Nadeln besäumt ist. Die alten Weiber erscheinen oft nur mit einem Stroßfell bekleidet, das sie zwei- bis dreimal um die Hüfte gefesselt haben. Stämmliche Frauen tätiren sich an jeder Wundel sowie am Rinn

<sup>1)</sup> Nach Stephen Somers in Contributions to North American Ethnology III, Washington 1877.

ein gefiedertes Blatt. Die Männer tragen Pantastegwinde; einige losch sogar in europäischen Frauenkleidern mit aus Wägen geflochtenen phrygischen Mützen auf den Köpfen. Wie alle californischen Indianer, so zeichnen sich auch die Wintun durch ihren Sinn für Häuslichkeit und durch ihren Geschmack an Kaltwasserbädern aus. Um einen Trunk Wasser zu nehmen, haben sie bis an die Hüften in dem Bach und trinken dann wie Diogenes aus der hohlen Hand. Sie sind ausgezeichnete Schwimmer und im Lauchen überrufen sie bei weitem die weißen Menschen, denn sie halten gewimal so lange unter dem Wasser aus wie diese. Wenn sie untertauchen, um Schalthiere zu sammeln, dann erscheinen sie, manchmal erst nach geraumer Zeit, wieder auf der Oberfläche, die Hände sowohl wie den Mund gefüllt mit Beute. Die Schalen der verkehrten Thiere werfen sie in dessen nicht auf große Haufen, wie man sie so häufig in Californien findet und die den Archäologen schon so viel Stoff zum Nachdenken gegeben haben, sondern zerstreuen sie über den ganzen Uferlager. Es muß also ein anderes Volk mit anderen Gewohnheiten wie die Wintun gewesen sein, von welchem die großen Schalenhaufen herrühren.

Will der Wintun fischen, dann verfertigt er aus zwei starken Keilen ein Kreuz, das er ins tiefe Wasser pflanzt und durch einen waagrecht gelegten Balken mit dem Ufer verbindet. Auf diesen Balken setzt er sich, ruhig und bewegungslos, den Speer zum Stützpunkt haltend, den er in gereinigtem Augenblick mit solchem Erfolg niedersaufen läßt, daß er oft zwei Vachse zugleich anspricht. Manchmal konstruirt er sich sogar eine Hütte über dem Wasser, jedoch ist er darin nicht so gefischt wie seine Nivalen, die Cahroc-Indianer am Klamath-Flusse. Der Wintun gebraucht denselben Speer, wie ich ihn bei den nördlicher wohnenden Indianern, die an der Küste dem Seerottelange obliegen, gesehen habe. Es liegt ihn dieselbe Ufer so Grunde wie der Harn von des Walfischjägers. Das getroffene Thier soll einen gewissen Spielraum haben, um seinen Schmerz auszubüßen, zu verblüthen und zu verenden, und doch soll ein Merkmal alle Bewegungen des Thiers verrathen. Das erreicht der Indianer in ausgezeichneter Weise mit seinem Speer. Ein langer schmaler Schaft steckt nur lose in einem scharf zugespitzten Reitholme, beide Theile aber sind mit einem kräftigen Strid verbunden. Wird ein Vachse ausgestochen, so läßt der Wintun sofort den Schaft fallen, der sich von der Speerspitze wohl trennt, aber, von dem Bande gehalten, dem Fische überall hin folgt und dessen Bewegungen auch in hohem Grade hemmt. Erscheint der Fisch auf dem Wasser, so eignet sich ihn der Wintun mühelos an, während es eine harte, in vielen Fällen sogar resultatlose Arbeit für ihn gewesen wäre, seine Beute mit untreuemarem Speiße festzuhalten. So geschieht sich die Wintun im Fischereyen und so zahlreich sind die Vachse noch in den Flüssen und Bächen Californiens, daß ich einst sechs Wintun beobachtete, die in einer Nacht 500 Vachse spießten, was für jeden Fischer einen Antheil von mindestens 500 Pfund eßbarem Fleisch ergab. Wenn die Fischer am frühen Morgen brennt ist, dann legt der Wintun die Fische in eine Reihe, abwechselnd Kopf bei Schwanz, und läßt einen dünnen, scharf zugespitzten Zweig durch sie, den er dann wie einen großen Kadmantel um seine Schultern hängt. Den Speer nachlässig im Sande schließend, so schändert der Wintun nach seinem Wigwam hin. In seinem Ruhm muß es übrigens bemerkt werden, daß er das Ausrechnen und Zählen der Fische selber besorgt und nicht seiner Frau anbüdet.

Die größte Delicatsse, für welche der Wintun ein Verstandig hat, ist Kachrogen, und ihn sammelt er sehr sorgfältig in Körbe, welche er gern zur Schau stellt, damit er,

der glückliche Besitzer, bewundert und beneidet werde. Eine andere Delicatsse wissen die Wintun aus den Beeren des Manzanitastrauches (Arctostaphylos Glauca) zu bereiten. Dieser immergrüne Strauch findet sich außerordentlich häufig in Californien, namentlich auf trocknen, steilen Böden, was andere Gewächse nicht mehr fortkommen lassen. Seine röhren, traubenförmigen Beeren, ähnlich den Cerevisienbeeren, nur kleiner, bilden einen Vederbüschel für die Vach, und bis das mag wohl die Wintun auf den Obanken gebracht haben, auch ihrerseits Gebrauch von diesen Manzanitastrauben zu machen. Drei verschiedene Wege haben die Wintunweiber erdacht, sie genießbar zu machen. Eine Quantität Beeren legt eine Frau in einen flachen Korb, legt über diesen ihre Beine, um ihm Halt zu geben und zerquetscht dann den Inhalt mit einem passenden Stein. Die geschlagene Masse wird in kleinen Abtheilungen auf eine nach allen Seiten abschüssige Matte gelegt, wo der Samen wegwällt, wenn das Zerstoßen mit der Hand gemengt wird. Das Ueberbleibsel, das man als Mehl bezeichnen kann, wird in einem Korb mit heißen Steinen getocht und gibt dann einen süßen, nahrhaften Kuchen, oder auch ein sehr angenehmes, gegen Verschleimungen heilsames Gelee, das mit dem zottigen Ende eines Reihschwanzes gegessen wird. In heißen Sommermonaten werden die zerstoßenen Beeren in kaltem Wasser aufgeweicht und ebenfalls mit dem Reihschwanz gegessen. Das Familienhaupt weiß seinen Gost nicht böser zu ehren, als daß er den Reihschwanz tief in den Manzanitastraubenbrei taucht, ihn kräftig durch den Mund zieht, um ihn dann dem Goste zum gleichen Gebrauche zu überantworten, der, wenn er eine Reihstaut ist, der ehrenden Aufforderung fastbillig nachkommt.

Eine andere Lieblings Speise der Wintun ist Kle, der im blühenden Zustande massenhaft vertilgt wird. Man flieht oft ganze Stämme aus den Wägen nach Kle suchen, dessen Kette sie abrupfen und in kleinen Kugeln zusammenschleudern, was nach ihrer Ansicht vortrefflich schmeckt. Im Norden Californiens tritt oft der Winter sehr früh auf und zieht sich lange in den Frühling hinein. Das ist denn eine harte Zeit für die Wintun, die in echt indianischer Sorglosigkeit sich niemals auf das Schlimmste vorbereiten. Da muß denn der nagende Hunger mit der süßen innern Kinde der Selbstliebe, mit welcher sich der Wintun den Magen vollproppf, beschwichtigt werden. Ist aber der Winter vorüber, dann kann er nach Belieben seinen Speisegott variiren. Gewöhnlich ändert sich selber in dieser Reihenfolge: zuerst als Vorspeise Fichtenrinde, dann der fehnstichtig ermaarte Kle, dem Wurzeln und wilde Kartoffeln folgen. Im Juni und Juli sind Vachse an der Tagesordnung, dann kommt wilder Doer und Graßhain, Manzanitastrauben und Fichtenmilch schließen sich an und zuletzt können Eicheln gegessen werden, während Wild und Ungesiezer die ganze Saison hindurch als unwünschenswerthe Beigabe gelten. Die strengen Jagdgelege Californiens, welche dem arg reducirten Wildstande wieder aufzullen sollen, ignorirt der Wintun, und darin folgt er nur dem Beispiele seines weißen Ziefbruders.

So lange die Wintun in Frieden mit den Indianern leben, die höher im Gebirge wohnen, treiben sie mit diesen einen lebhaften Handel in getrockneten Vachsen, Krebsen und Muscheln, welche sie gegen Fogen, Eicheln und Manzanitastrauben austauschen. So gleich sich die Wintun auch selber Vogen anerkennen, so ziehen sie doch mit Recht solche vor, die aus Holz gemacht sind, das im Gebirge wuchs. In neuerer Zeit machen sie mit ungläublicher Beharrlichkeit Pfeilspeisen aus den biden braunen Wälschesseln, die sehr tödtlich sind, aber doch auf der Jagd nur wenig gebraucht wer-



den. Sie dienen mehr — wie soll ich sagen? als Kippfächer und als Wertobjekte, um die gepielt wird.

Tritt ein Wintunmädchen in das Alter der Mannbarkeit, ein Ereigniß, das sich zwischen dem 12. und 14. Lebensjahre vollzieht, dann veranstaltet ihr Dorf zu ihren Ehren einen großen Tanz, der *batless chuna* (Reisfesttag) genannt wird und zu welchem die Bewohner aller umliegenden Dörfer eingeladen werden. Das Mädchen hat sich für das Fest in der Weise vorzubereiten, daß es drei Tage vor Beginn desselben sich jeder animalischen Nahrung gänzlich enthält und nur von Fischleber lebt. Während dieser Fastenzeit ist sie aus dem Lager verbannt und hat allein in einer entfernten Hütte zu leben. Todesstrafe wird über den verhängt, der sie während dieser Zeit berührt oder es nur wagt, sich ihr zu nähern. Nach Ablauf der drei Tage nimmt sie eine gewohnte Suppe zu sich, die von den Früchten der *buckeye californica* in folgender Weise bereitet wird: die Früchte werden erst einige Zeit unterirdisch geröstet, um das Gift auszuweichen; dann tocht man sie in einem Sandloch mittels heißer Steine. Durch das Berühren dieser Masse macht sich das Mädchen wüthig, an dem bevorstehenden Tanze Theil zu nehmen und die Pflichten einer Frau zu übernehmen. Die eingelobten Stämme erscheinen eine nach und nach und der Tanz kann beginnen. Sobald eine Crispheit oder die Deputation einer solchen auf dem Gipfel eines Hügel erscheint, dann formirt sie sich in eine lange Reihe und tanzt den Hügel hinunter und um den Lagerplatz, feurige, sinnliche Lieder singend. Wenn alle Deputationen versammelt sind, was zwei bis drei Tage in Anspruch nimmt, dann vereinigen sich alle zu einem großen Tanze, der aber streng genommen nur in einem Rundmarfch um das Dorf besteht, während ununterbrochene Chorgesänge erschallen. Einer dieser Rundgesänge, der bei den Nummocs üblich ist, lautet folgendermaßen:

Hen-no way-ai  
Hen-no way-ai  
Hen-no.

Zum Schluß der Ceremonie nimmt der Häuptling das Mädchen bei der Hand und tanzt mit ihm die ganze Linie entlang, während die Gäste für diese Festivität improvisirte Gesänge aufnehmen. Dieselben haben niemals eine feste Form und wecheln mit der Veranstaltung, für welche sie gebildet sind. Ein Lied, wie es bei einem großen Tanze zu Ehren eines Mädchens gesungen wurde, lautete in der Uebersetzung:

Du bist kein Mädchen mehr,  
Du bist kein Mädchen mehr,  
Der Häuptling, der Häuptling,  
Der Häuptling, der Häuptling  
Ehret Dich  
In dem Tanze, in dem Tanze,  
In der langen und doppelten Linie  
Des Tances,  
Tanz, Tanz,  
Tanz, Tanz.

Nicht immer sind die Gesänge so unschuldig und keusch wie der vorstehende, sondern zu oft werden sie manchmal, daß eine Publication derselben unmöglich sein würde. Dann kommen auch Gesänge, in welchen jeder Indianer seine eigenen, separaten Wünsche ausdrückt, doch halten sie, felsam genug, vollkommnen Tact mit einander. Doch die Frauen, das mag zu ihrer Ehre gesagt sein, denken bei dieser Gelegenheit keine unehelichen Gefühle aus.

Die Wintuns haben einen bemerkenswerthen Hang zu gesellschaftlichen Tänzen und Vergnügungen. Wenn das

Feld, der Wald und das Wasser eine reiche Ernte geliefert haben, dann werden die Herde in Aiken gehalten; wird dann doch besändig getanz, bald in dem einen, bald in dem andern Dorf. Wenn ein Häuptling sich für die Abhaltung eines Tances entschieden hat, dann entsendet er den flinkfüßigsten Mann seines Dorfes nach dem nächsten Stamme, der einen andern Schnellläufer nach dem benachbarten Lager abfertigt, welche Methode fortgesetzt wird, bis die Einladung die Kunde gemacht hat. Todesnachrichten werden in derselben Weise zur Kenntniz der befreundeten Stämme gebracht, und es ist wunderbar, mit welcher Schnelligkeit das geschieht. Ich habe einmal die Erfahrung gemacht, daß ein Indianer 50 engl. Meilen von unserm Lagerplatz um Winternacht starb, und am frühen Morgen wußten es schon meine Begleiter vom Stamme der Nummocs. — Sobald der für den Tanz bestimmte Tag anbricht, rückt Alles aus: Mann, Frau und Kind, selbst die alterthümlichen Geize werden auf einen großen, freien Platz mitgeschleppt. Die Frauen füllen ihre tiefen, conischen Röcke mit Eichelnudeln und davon werden die gewöhnlichen Tagesportionen gegessen, denn — für Indianer geht felsam — nicht zum Schmaufen, sondern zum Tanzen kommt man zusammen. Zahllos sind die Lieder, welche während der Tänze gesungen werden. Zwei Mädchen aus dem Stamme der Nummocs sangen mir einst in gedämpfter, weichen Tone das folgende Lied, dem ich die Ehre widerfahren lassen muß, daß es prächtig klang:

Me-o hen-nay  
Me-o hen-nay  
Hoo-i-ker hoo-nay-hay  
Hoo-i-ker hoo-nay hay  
Hoo-i-ker hoo-nay hay  
Me-e-e.

Von dem Nomo-Lader-Stamm weiß ich folgendes Lied:

Hilly shoo min-an  
Hilly eevey wick-o-yeh  
Hi-ho-ho  
Hi-ho-ho  
Hi-ho-ho.

Es läßt sich nicht leugnen, diese Gesänge klingen im Anfang reizend; wenn sie aber ohne Unterbrechung 50 bis 60 Mal wiederholt worden sind, dann hören sie sich schon etwas langweilig an. Unter den verschiedenen Tänzen ragen durch besondere Heiterlichkeiten der Fichtennußtanz, der arangirt wird, wenn die Fichtennüsse (von der *Pinus sabiniana*) gesammelt werden können, und dann der Kietanz hervor, der im Frühjahr in Scene gesetzt wird. Die Wintuns haben vor einen Kriegtanz; allein das friedliebende Volk vernachlässigt ihn so sehr, daß er nahezu vergessen ist. Dasselbe ist mit dem Scalptanze der Fall. Sollte der letztere gefeiert werden, so formte man einen menschlichen Kopf aus Gras und setzte ihn auf einen hohen Pfahl. Sobald eine Stammesdeputation auf einem Hügel erschien, formirte sie sich in eine lange Reihe, tanzte singend und schrieend den Hügel hinunter und um den Pfahl. Um den letzteren tanzte und sprang die ganze Gesellschaft schreiend, heulend und ihre Weile nach dem Gestirp abschließend. Derjenige Stamm, welcher die meisten Treter aufzuweisen hatte, wurde als der Sieger betrachtet und mußte sich mit der Ehre, oder auch nur mit dieser, zufrieden geben. Zwischen den Stämmen der Nummocs oder Nordst sind eine traditionelle Freundschaft, die sie von Zeit zu Zeit durch eine Art Cartel erneuern. Den großen Oobentanz (*doorpoopyod*) nennen sie die Ceremonie, welche das alte von den Vätern übernommene Verhältnis ihrer Litten fol. Eine große, lange

Stange rammt man in die Erde, die von einem Gerold oder Ceremonienmeister, wenn man will, mit Federschmuck im Haar tanzen und singend umkreist wird. Die Gäste kommen auf dem Hügel an und tanzen, wie ich es schon oben beschrieben habe, hinunter und um die Stange. Der Ceremonienmeister ruft nach einem jeden Namen aus und der also Aufgebodene tritt hervor und legt eine Gabe bei der Stange nieder. Selbstverständlich wird man im Dorfe des andern Stammes ebenfalls ein Tanz gefielet, und mit einer gewissen Eifersucht sucht ein Stamm durch die Größe und den Werth seiner Geschenke den andern auszuzeichnen. Ein Indianer, der sich von diesem Gabentanz ausschließen wollte, würde als ein gemeiner Geizhals erachtet werden.

Die Wintun begahnen nicht wie andere Indianer für ihre Weiber, sondern nehmen sie einfach weg; nur der Häuptling, der das schönste Mädchen des Stammes für sich reservirt, giebt den Schwiegereltern etwas Geld. Ohne Ceremonien wird das eheliche Band geknüpft und leicht und ohne Ceremonien auch wieder gelöst. Der Häuptling mag zwei oder mehr Weiber haben; wenn es aber einer seiner Unterthanen wagt, seine Liebe zu theilen, dann endet dies Unterthanen in einer tragischen Scene. Die beiden Weiber küssen dann in einem verengten Duell mit scharfen Steinen um die Suprematie, secundirt von ihren respectiven Freunden. Wie die Kuriere kämpfen sie auf einander los und zerstoßen und zerstoßen sich die Gesichter. Fällt einer der Streitenden, so beissen ihr ihre Freunde wieder auf die Hüfte und der Kampf dauert so lange, bis die eine Gattin von dem Wigwam weggetrieben ist. Der Hausherr aber steht während des ganzen Vorganges mit verhöhrten Armen da und betrachtet mit Wohlgefallen den Streit um sein Herz und seine Liebe. Ist alles vorüber, dann acceptirt er die Situation und folgt der Siegerin in das Wigwam. Selten nur ist seine Sympathie für die Besiegte so unwiderstehlich, daß er ihr folgt und ein neues Zelt aufschlägt. Der Wintun erschlägt wohl in hochtobender Leidenschaft sein Weib, oder, wenn der vorerwähnte Fall eintritt, läßt mit einer andern weg, selten aber verbannt er sie aus seiner Hütte. Ein verlassenes oder verbanntes Weib, welches ein kleines Kind hat, ist in den Augen ihrer Freunde vollständig gerechtfertigt, wenn sie es tödtet, da es seinen Ernährer mehr hat. Ein von seinem Vater verlassenes Kind wird des Tenjels Eigenthum genannt (Iolebobus, von Iolehot, der Tenjel).

Krankheiten suchen die Wintun dadurch zu heilen, daß sie an dem angegriffenen Theil des Körpers so lange saugen, bis er blau und schwarz geworden ist. Der Kopfschmerz suchen sie sich zu entziehen, indem sie sich mit einem scharfen Kieselstein zur Aber lassen, oder sie schlagen sich so lange auf die Nase, bis das Blut reichlich fließt. Eine Frau muß ihre Niederkunft in einer vom Lagerplatze entfernten Hütte abwarten und seinem Manne ist es gestattet, sie zu sehen oder sich ihr zu nähern.

Wenn der Tod unermlichlich erscheint, dann erwarten sie ihn ohne Furcht und Schrecken. Man beobachtet unter dem lauten so lautenstimmigen Schalle ein sonderbares, umgebendes, tobendstimmiges Geflüß, das beispielweise alte Frauen veranlaßt, monatelang das Zelt um ihren Körper gewunden zu tragen, das für sie gewissermaßen ein Leichenhemd ist, denn in dasselbe wird sie gewickelt, sobald sie den letzten Athemzug gethan hat. Vielesicht daß die Orestin durch diesen Act ihre Angehörigen, welchen sie zur Last geworden ist, daran erinnern will, daß sie nur noch eine kurze Spanne Zeit zu leben hat und man sich die wenigen Tage noch gebunden möge. Eine Leiche wird in Grasselze, Kieselsteine, Matten und dergleichen Gegenständen so reichlich eingewickelt, daß sie einem Baarenballen gleicht, den wohlhabende India-

ner auch noch mit Muschelmünze verjieren. Rahezu rund ist die Leichentombkugel, die in ein Grab gesetzt wird, in welches so weit wie nur stündlich alle die Gegenstände, welche dem Verstorbenen gehört, geworfen werden. Es ist oft eine seltsame Gabe, die dem Wintun in die Gruft folgt: Pfeffer, Gabeln, Essigkufen, leere Wäpeltaschen, Aufmerksamkeiten, Vögel, Pfeile u. s. w., und wenn es eine industriöse Frau war, so schüttet man auch einige Körbe voll Eisen hinein. Alles soll aus dem Gesichtskreis und der Erinnerung der Ueberlebenden verschwinden, und was nicht begraben werden kann, wie das Zelt oder die Hütte, das wird verbrannt. Frauen mit traugigen Gesichtern umtanzen das neu aufgeworfene Grab, indem sie ihre Arme in die Höhe heben oder nach dem Westen richten und jammervolle Wehklagen ausstoßen. Der Name des Verstorbenen wird nie und nimmermehr ausgesprochen. Er ist nach dem Himmel gegangen, er ist hinaufgestiegen (oloh hou hara) nach dem glücklichen, westlichen Land. Die kleine Gruppe der Leidtragenden steht leise stüffend am Grabe und deutet nach den Sternen, als dem Geisterweg (eloh yemmel), und sucht das uralte Geheimniß des Todes und des Grabes zu enträthseln. Den Namen des Schläfers aber, den sie da zu jucken, nennen sie nie wieder. Wenn es sich begiebt, daß eine Gruppe störrischer Schwäger zusammensteht und einer spricht unbewußt den Namen eines Todten aus, dann schreit ein anderer laut: Koolatschoda (es ist eine todt Person), und momentan folgt eine unheimliche Stille. Eine Weile können den Zuschauer und den Schreiden beschreiben, welche die Anwesenden ergreift, wenn sie diesen Ausruf hören.

Gottlose Wintun (es mag allerdings sinner sein, festzustellen, was ein gottloser Indianer ist) verewunden sich nach ihrem Tode in einen Grizzlybär; denn dieses Thier hält der Wintun für die Verkörperung eines irdischen Uebels. Deshalb essen sie auch das Fleisch eines getödteten Grizzly nicht, da sie glauben, mit jedem Bissen würden sie auch ein Stück von der Seele eines Abgeschiedenen verschlucken. Der härteste Fluch, den ein Wintun gegen einen Nebenmenschen ausstoßen kann, ist: „Wäge Dich ein Grizzlybär fressen,“ oder: „Wäge ein Grizzlybär Deines Vaters Kopf abreißen.“ Ein schwarzer Bär wird dagegen als ein glückverheißendes Thier betrachtet und heilig gehalten. In früheren Zeiten bildeten die Häute dieser Bären einen sehr begehrten Handelsartikel, denn einige Stämme, namentlich die Nome Yadees, wollten mit den schwarzen Fellern ins Grab gelegt sein und bezahlten deshalb hohe Preise, oft 120 Mart pro Stück.

Ist ein Wintun so glücklich, einen schwarzen Bären zu tödten, so feiert ihn sein Dorf als Götzen und arrangirt den Schwarzen-Bären-Tanz. Zu diesem Zwecke wird das Fell aus dem Boden ausgebreitet und von den Männern umtanzt, die in kurzen Pausen mit den Fäusten darauffschlagen, als wollten sie es zerben. Nach vollzogener Freierlichkeit wird das Fell nach dem Nachbortorfe geschickt, damit dort die gleiche Ceremonie vorgenommen wird.

Für das höchste Wehen haben die Wintun das Wort *Nomelshoma*, das „großer Geist des Westens“ bedeuten soll. Es ist bemerkenswerth, daß dies unter den californischen Indianern das einzige Beispiel ist, in dem Gott als Geist bezeichnet wird; denn der gewöhnlichen Auffassung nach ist er „der große Mann“. Religiöse Ceremonien verrichten die Wintun nicht, es sei denn, daß man den Tanz im Schwelzhaufe als solche gelten lassen will. In diesem Danze vollziehen sie widerwärtige Gebährden. Radt springen und schreien sie in abschließendem Schmutz und Gestank umher, bis sie, in der unaufrichtigen Hitze in Schwitz gebadet, anfangen zu dampfen; dann rennen sie fort und füttern sich ins Wasser. Einige fallen während der Procedur in Dhn-

macht, die oft drei Tage dauert, ähnlich den Montagennegen, wenn sie sogenannte Keivals halten. Ich halte übrigens dafür, daß diese Keivali eher der gar nicht zu lässigen Leidenschaft für den Tanz entspringt, als daß sie eine religiöse Ceremonie vorstellen soll.

Die Tien-Tiens haben einige von den übrigen Wintuns abweichende Gebräuche; so nehmen sie z. B. keine Scalpe, wie es auch ihre nächsten Nachbarn, die Hoopams, mit welchen sie durch Heirathen eng verbunden sind, nicht thun. Ihre Hütten bauen sie in faust conischer Form aus Zweigen und Rinde, die eine viel bessere Ventilation zulassen als die mit Erde bedeckten dicht geschlossenen Hütten der Thalbewohner.

Deßhalb sehen die Tien-Tiens im Alter auch nicht so düster und rauchgeschwärtzt aus wie die übrigen Glieder ihrer großen Familie. Sie sind Bergbewohner, schöner und kräftiger gebaut und weniger dem Voller und dem Einengenen ergeben wie die Stämme, welche am Sacramento-Flusse wohnen. Auch ihre Ehen sind feiner geknüpft. Sobann bedürfen nur sie sich der Schleuder als Waffe, mit welcher sie tödtlichen Effect bewirken können. Einige Ritter, die heute noch in ihrer Nähe leben, können an ihrem Körper nachweisen, wie sicher und verderbenbringend die Tien-Tiens den Kiesel zu schleudern wissen. Die Reiche fangen sie in der Weise, daß sie eine Quelle oder einen mit süßem Gras bestandenen Pfah mit einer mit Rindensläuden behangenen Reine umspannen. Diesen Rindenspann, der von Menschen bestrich ist, überspringt das Reh nicht, sondern weicht vor dem Geruche zurück und umläuft den Pfah, bis es die einzige Lücke gefunden hat, die es durchbrechen will, wobei es sich mit dem Kopf und den Füßen in den gelegten Schlingen jagen muß.

So gern wie die Wintuns tanzen, so gern spielen sie auch, und das leichtschießige Wessien kann in beiden nie genug thun. Ihre Spiele sind einfach und viele derselben sogar kindisch. Schießübungen mit Pfeil und Bogen, welche sie häyooto nennen, sind ein Lieblingspiel der Männer und Knaben. Aus zwei Stäben, ungefähr 3 Fuß lang, bilden sie ein Dreieck, welches sie in die Erde stecken und hängen einen Holzkoll so an die Spitze, daß er ungefähr in der Mitte des Dreiecks schwebt. Der Schütze hat sich 200 Fuß entfernt aufzustellen, und weihen Pfeil den Ball trifft oder ihn am häufigsten trifft, der ist Sieger. Manchmal stellen sie auch ein größeres Dreieck auf und der Stand der Schützen ist mehrere hundert Yards entfernt, so daß sie den Ball gar nicht oder doch nur sehr undeutlich sehen. Es wird dann aber auch mit den Treffern nicht so genau genommen und der ist Sieger, dessen Pfeile dem Dreieck am nächsten kommen. Kleine Knaben und Mädchen spielen choeweo oidoi tokopeh (Alee mit dem Mund fangen). Eine große Anzahl Spielender stellt sich in einen Kreis, wenige Schritte von einander, und eins wirft dem andern eine Hand voll grünen Alee zu, der mit dem Munde aufgefangen werden muß. Dieses Spiel erregt unter den kleinen Schmuffstinen eine ungeheure Heiterkeit, und der hat die meisten Chancen den süßen Alee zu schnappen, der am lautesten lacht und in die Höhe dessen den Mund am weitesten aufgemacht hat. Der Pfändliche, der den Alee fängt, ist auch berechtigt ihn zu essen. Eine Variation dieses Spieles ist es, wenn sich ein Mitspielender mit geschlossenen Augen und offenem Munde hinstellt und ein anderer den Aleetropfen in die Oeffnung zu schleudern sucht. Da wird dem Nase, Kinn, Stirn oder ein anderer Gesichtstheil oft recht empfindlich getroffen, allein das stört den Jubel nicht im Geringsten.

Das bei Männern wie bei Frauen üblichste Spiel ist doch heeli. Vier lange Spindeln aus Knochen oder Holz werden in den Händen auf dem Rücken gehalten und die

Gegenpartei rath nun, ob sie in der rechten Hand oder in der linken liegen, ähnlich wie wir dieses Spiel mit Geldstücken ausführen. Die Spindeln sind aus dem verschiedensten Material geschnitten, aber die Indianer bezeichnen alle Spindeln als Knochen. Sie machen aber die folgenden Unterscheidungen: pollaam heeli heen, toomim heeli heen, dupem heeli heen, gihi heeli heen, was sie ausdrücken wollen, ob mit buckeye-Knochen, mit Hirschknochen, Rehknochen oder Pantherknochen gespielt werden soll. Es besteht ein gewisser Unterschied in dem Spiel, je nachdem es mit dem einen oder dem andern Materiale gespielt wird; jedoch konnte ich mit keine Aufklärung darüber verschaffen, welche Veränderung sich in dem Weisen des Spieles vollzieht, wenn zu einem andern Knochen gegriffen wird. Uebrigens hat sich dieses Spiel mit leichten Variationen bei allen californischen Indianern eingebürgert. Ein anderes ähnliches Spiel besteht darin, daß die Spindeln in hölzern Schalen geworfen werden und die Gegenpartei die Anzahl derselben rathet. Das ha ist eine Art Würfelspiel, beliebt bei Männern und Frauen, die in Partien von zwei, drei und vier Mitspielern spielen. Die Würfel werden aus zwei Eigheln gemacht, die der Länge nach in zwei Theile gespalten und auf der Außenseite mit rothen und schwarzen Farben bemalt werden. Diese marfitten Eighelstücke werden in der Hand geschüttelt und in einen breiten, flachen Korb geworfen, der, ein Viertelwert der Flechtkunst, oft einen Werth von 100 Morl repräsentirt. Ein Punkt und drei weiße Flächen zählen nichts. Zwei Punkte und zwei Kullen werden für eins gerechnet, vier Punkte und vier Kullen werden für vier gezählt und so fort. Der Würfel heißt am Spiel, bis er vier weiße Seiten wirft, dann versucht sein Nebenmann ihn zu fassen. Wenn alle Spieler an der Reihe gekommen sind, dann nimmt derjenige, welcher die meisten Punkte notirt hat, den Einsatz an sich. Der Ringwinn in diesem Spiele überschreitet aber selten 10 Cents an Geld oder Getreide.

Das toekel-toekel ist ein Spiel für zwei Mann, von welchen der eine ein kleines Stroh Holz nimmt, es in der einen Hand schüttelt und es dann mit der andern Hand bedeckt. Der andere muß dann rathen, auf welchem Finger das Holzstückchen liegt. Wird er den richtigen an, so darf er sich ein Zeichen aus seinem Reihholz machen, andernfalls trifft seinen Gegner diese Vergünstigung.

Das teekel ist das einzige Spiel, das körperlicher Anstrengung bedarf, und wird von einer großen Gesellschaft Männern oder Knaben angefaßt. Aus rohen Häuten oder auch aus starkem Tuch verfertigen sie einen Ballen, der die Größe einer kleinen Kirchenglocke hat. Dann wählen sie einen weiten, ganz ebenen Platz aus, in dessen Centrum sie eine mehrere Zoll tiefe Furche ziehen. Zwei lange Finnen zu beiden Seiten gleich weit von der Furche ab werden gezogen, um den Stand der beiden sich nun gegenüberstehenden Partien zu bezeichnen. Der Ball wird nun in die Furche gelegt und die Spielenden in zwei gleich starke Partien getheilt und mit langen Stäben bemessert. Nachdem sich beide aufgestellt haben, wird der Ball in die Höhe geworfen und jede Partei sucht ihn nun mit ihren Stäben der andern Partei zuzuworfen, und lauter Jubel erschallt, wenn es gelungen ist, ihn über den Standpunkt der Gegenpartei hinauszuworfen. Die Spieler rasen nun nach rechts und links, vorwärts und rückwärts und führen ihre Tache mit wechselndem Glück, bis sie atemlos und schwächelnd zusammenbrechen.

Ein altes Herkommen gewiss hier noch bestritten werden, das weniger ein Spiel als eine Art öffentlicher Unterhaltung ist. Die Indianer nennen es die Drentierung der Regeln; allein diese Bezeichnung giebt nur einen theilweisen und unvollkommenen Begriff von dem Vorgang. In jedem Jäh-

jahre, kurz bevor die Bäume ihre Blätter treiben, wird die Darstellung arrangirt und zwar abwechselnd bald in dem einen, bald in dem andern Thor, ähnlich wie dies mit den großen Tanzvergnügungen der Fall ist. Das Spectakelstück ist aus Chautelsteinen, Geistererscheinungen, Bauchreden, Concert und andern Motiven zusammengesetzt, und gleichmäßig weichen Pauten der Zutritt streng untersagt ist, so gelang es mir doch einmal, mich mit Hilfe eines befreundeten Indianers einzufänglicheln, was aber erst nach eingehendster Dunkelheit geschehen konnte. Was während des Zwielichts geschehen war, erügte mir also. Ein Indianer, der im Aufe eines Zaubers steht, bestimmt vorher, an welchen Orten und in welcher Reihenfolge er die heiligsten arangiren will, und Deputationen von verschiedenen Dörfern finden sich häufig bei ihm ein, um sich die Ehre seines Kommens zu erbitten. Er ist immer ein durchtriebener Schwindler und weiß durch ein Gemissh nicht ernstlich gemeintes Jäger zu abgelaubigen Ortschaften zu hohen Spenden zu veranlassen, mit welchen sie sein Versprechen, ihr Dorf in seinem Rundreisplan nicht zu übersehen, zu erhalten. Sobald der Zauberer im Dorfe erscheint, beginnt die Vorstellung, die wie ein dinesisches Drama gar kein Ende nehmen will. Acht hinter einander folgende Nächte weiß der Actor sein Publicum, das tapfer bis zum Ende aushält, zu fesseln. Diesen Zauberer nennen die Wintus kakoon maideo (Geistermann) oder auch kakoon nookit (bewohnt von Geistern). Auf seinen Rundreisen wird er von einem Novizen begleitet, der schon mehrere Jahre die schwarze Kunst geübt hat, nun aber die letzte Weihe empfangen soll. Nur während der Nachtzeit giebt, wie erwähnt, der Zauberer seine Vorstellungen; bei Tage aber schläft er und diese Ruhe wird nur um 12 Uhr unterbrochen, zu welcher Zeit er sich erhebt, um seine Nachtzeit — die einzige, die er während 24 Stunden nehmen darf — zu vergehen. Außer dem Novizen functionirt noch ein Repeater, gewöhnlich ein Knabe mit guter Stimme, dem es obliegt, alles, was der Geistermann spricht, zu wiederholen. Novize und Repeater dürfen niemals am Tage essen. In dem Falle, von dem ich erzählte, war der Repeater ein Knabe, der durch die lang hinausgezogenen Exercitien so heißhungrig und so gelangweilt wurde, daß er die erste beste Gelegenheit benutzte, sich aus dem Staube zu machen. Er wurde wieder eingefangen und mußte eine Tasse rohes Eichelmehl zu sich nehmen; denn denselben schrieb man die Kraft zu, den Hang zum Weglaufen zu neutralisiren. Für die Festvorstellung wird das große runde Tanzhaus reichlich decorirt. Schwarze Bärenfelle hängen am Dache, Kränze und Guirlanden von Blumen und Federn schmücken die Wände. Zwei Guirlanden umziehen das ganze Haus. Eine derselben ist etwas niedriger wie in Manaushöhe angebracht und besteht aus Eidechsen und den brillanten Federn einer wilden Entenart. Todesstrafe wird über den ausgesprochen, der beim Eintritt in das Haus diese Guirlande mit dem Kopfe berührt. Man muß den Kopf senken und vorsichtig eintreten. Die andere Guirlande liegt auf der Erde

und ist aus verschiedenen Kräutern, Gräsern und Blättern, die als heilig gelten, zusammengesetzt. Wenn die Sonne im Untergehen begriffen ist, dann versammeln sich Männer, Frauen und Kinder in dem Tanzhaus. Das Feuer wird ausgelöscht, die Lichter verflüchten und vollkommen Finsterniß herrscht ringsum. Was der Zauberer eigentlich thut, weiß Niemand; ich konnte ihn gar nicht sehen und mein Führer wagte es nicht, die Stelle zu unterbrechen und mir Aufklärung zu geben. Als sich meine Augen an die Finsterniß gewöhnt hatten, bemerkte ich den geschicktesten Mann, wie er mit gekrenzten Armen, einem Schaber gleich, auf dem Boden lag. Dann kam ein Indianer, der seine Arme festhielt, und ein anderer umschlang seinen Körper mit seinen Armen. Er aber entwand sich nach oben dieser Umschlingung, als ob er eine körperlose Vision sei. Er geht durch das Dach, wo doch keine Oeffnung ist. Seine Stimme, oder vielleicht war es auch die Stimme eines Andern, wurde als von den Dachspalten oder aus den Tiefen der Erde kommend gehört. Gehirnmüthige Schläge in der Luft werden gehört und verschiedene sonderbare Bewegungen des Zaubersers sucht man vergeblich zu entschlüsseln, verbietet doch die Dunkelheit, das Gaudelenspiel in seinen Einzelheiten zu verfolgen und eine nähere Aufklärung des Docusopos zu finden.

Auf die Indianer machen alle diese Vorgänge durchaus keinen erschütternden Eindruck. Nichts übertrifft sie, nichts verstört sie in Verwunderung. Ganzmal wird die Vorstellung durch die Frauen unterbrochen, die das Amüsement erhöhen wollen, indem sie das Lied von der Guirlande singen. Nach einer kleinen Duorettire wird unzählige Mal die Strophe wiederholt:

OO way way toan hi.

Dann folgt:

Talem yocool wóyatoch

und schließlich:

Hollowoh yocool wóyatoch.

Das heißt „die Federguirlande schwebt“, die „Laudguirlande schwebt“ und in dieser Weise werden alle Plegierungen am Hause besungen und wenn die Riste der Fliegen, Kränze, Guirlanden und Bärenfelle erschöpft ist, dann nimmt der Zauberer die Vorstellung wieder auf.

Der Wintus ist wie ein gläubiges Kind. Jeden Humbug nimmt er für bare Münze, wenn man ihn nur — spielen und tanzen läßt. Jede Kritik ist ihm widerwärtig; er sieht es nicht zu zweifeln und zu prüfen, sondern zieht das viel bequemere vertrauensvolle Glauben vor. Dieser Optimismus kostet ihn aber oft schönes Geld, wie in dem vorstehenden Falle. Mein Führer gab dem Gaukler 3 Doll. in amerikanischen Münzen und 20 demaltes und bedieberte Pfeile, die einen Werth von 15 Doll. repräsentiren. Also 18 Doll. für den Circus von acht Nächten. Aehnliche Summen flüchteten die andern Zuschauer bei. Und das ist viel Geld bei diesem armen Indianervolk.

## Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Frschewat'ski's Reise nach Centralasien. Am Sonnabend, 20. Januar (1. Februar), verließ die von der russischen geographischen Gesellschaft nach Centralasien

gesandte Expedition unter der Führung des Obersten des Generalstabes R. M. Frschewat'ski mit dem Bedienungsjäger der Kiseljower Wahn Petrowski. Mit dem Chef der Expedition reisten der Lieutenant Ekko, welcher ihn schon an der Lob-nobor begleitet hat, der Leutnant Koborowski, und

woci ausgesendete Schuppen vom Kaspijischen in Kronstadt stationirten Infanterieregimente. Im Jaifen-Posten an der russisch-chinesischen Grenze schickten sich der Expedition noch vier Kosaken, welche mit Pelzwaaren bereits in Centralasien gewesen sind, und ein Dolmetscher, Tarantische von Geburt, an. Auch der Dolmetscher, welcher Pelzwaaren bis Kaschka entgegenbringt, hat bereits mit ihm eine Reise durch die Wüste mitgemacht und auf seine Treue wie auf seine Fähigkeiten kann sich der Reisende verlassen.

Die Marabouten Pelzwaaren's ist — wie wir aus dem „Golds“ (No. 21, vom 21. Januar [2. Februar]) ersehen — folgende: In Moskau verläßt die Expedition drei Tage, um die Package zu vervollständigen, von der sich übrigens dort schon ein bedeutender Theil befindet; von hier aus wird die Reise mit der Bahn bis Orenburg fortgesetzt und weiter auf dem gewöhnlichen Wege nach Omsk, wo ein kurzer Aufenthalt gemacht wird, und Sirmopolatinsk, von wo das letzte Telegramm nach Petersburg abgeht wird, da weiterhin noch keine Telegraphenlinien bestehen. Auf dem Jaifen-Posten empfängt Pelzwaaren's das Gepäc, welches er von der letzten Expedition nach Centralasien dort zurückgelassen, und organisiert seine Karawane, welche aus 30 Kamelen, darunter 20 für das Gepäc und 10 für die Mannschaften, und den nöthigen Reiterleuten bestehen wird. Das ganze Gepäc wird über 150 Pud wiegen. In den ersten Tagen des Monats März verläßt die Expedition den Jaifen-Posten und schlägt die Richtung nach Ghani ein, wo sie gegen Ende April anlangen wird. Weiterhin ist projektirt nach Schascha und über das hohe Meer und flussentwärtige Bezugsgebiete von Kankin zu reisen, wo die Expedition den Juni und Juli zubringen beabsichtigt, um von dort aus im Herbst Klasse zu erreichen, wo sie gegen Ende November anlangten gedenkt. Im Februar nächsten Jahres will der Reisende, wenn sich der Ausführung dieses Planes keine Hindernisse entgegenstellen, längs des Brahmaputra in das Himalajagebiet gelangen, wo er den Frühling und Sommer des Jahres 1859 zubringen hofft. Im Herbst 1860 beabsichtigt Pelzwaaren's nach Ghani zurückzukehren; von hier will er seine Sammlungen unter dem Schutze der Kosaken auf dem Karawanenwege der Flüsse nach Urga senden, persönlich aber im Schnelritte durch die Wüste über Ghotan und Kalkhar nach dem russisch-Terranah zurückkehren. Die Expedition wird somit durch viele Gefahren kommen, die bis jetzt noch kein Europäer gesehen hat. Die Reise durch die russischen asiatischen Besitzungen macht Pelzwaaren's jetzt zum sechsten Mal.

Darf der Unterstützung vieler Regierungsborgane und der russischen geographischen Gesellschaft ist die diesmalige Expedition Pelzwaaren's ausgeschieden angedrückt. Zur Befreiung der Ausgaben sind 20,000 Rubel<sup>1)</sup> angewiesen, von welcher Summe die Hälfte in fliegender Münze ausgegeben worden ist. Die Mannschaft ist ausgeschiedet mit Hinterladern und Revolvern bewaffnet. Im Gepäc befindet sich alles, was zu einer so weiten und gefahrvollen Reise notwendig ist; geodätische Instrumente, Medicamente, Vorräthe an Kleidungsstücken, ja sogar Handwerkszeug und Hülfe sind in hinreichender Menge und Güte beschafft. Pulver erhält die Expedition in Orenburg; außerdem aber hat sie noch einen Vorrath an dem Jaifen-Posten zu liegen.

Albin Robn.

— Im Bulletin der Pariser geographischen Gesellschaft (October 1878, S. 316 ff.) giebt Capitän Dutreuil

<sup>1)</sup> Für das erste Jahr seiner großen Reise in der Mongolei, im Gebiete der Tanguten und den Wüsten Nordtibets 1870 bis 1873 hatte Pelzwaaren's im Ganzen nur 2500 Rubel, in welcher Summe kein Gehalt inbegriffen war, angewiesen erhalten; für das zweite und dritte Jahr wurde ihm ein Jahreslohn von 3500 Rubel bewilligt.

de Rhins, welcher zwei Jahre lang eines der von Frankreich an Annam geschenkten Kanonenboote befehligte, eine Beschreibung der cochinchinesischen Küste, welche er in seiner amtlichen Eigenschaft kennen lernte. Obne hier auf die Einzelheiten einzugehen, wollen wir einige Punkte von allgemeinerem Interesse aus diesem Aufsatze hervorheben. Was vor allem eine genaue Erforschung Annams, welches doch schon durch eine ganze Reihe von, französisch besetzt worden ist, hindert, ist das Mißtrauen, der bevorstehende Zug im Charakter der Eingeborenen. Schließlich am besten — und zwar in jeder Hinsicht — kennen die Missionäre das Land; aber sie besitzen nicht, als nach dem Augenmaße aufgenommenen Skizzen. Denn sie dürfen ihre Stellung nicht durch ernstliche Aufnahmen, die viel Zeit kosten und schwer zu vereinlichen sind, compromittiren und müssen sich auf Erforschungen beschränken, welche sie von Annamiten in den Städten und im Lande und gelegentlich von den Mois, den Ureinwohnern im Gebirge, einziehen. Die wenigen Offiziere und Beamten, welche bis jetzt die zweijährige Reise von Tourane oder Luang Nam, (höchstlich von Hué) nach der Hauptstadt unter den Augen anamitischer Kapuziner gemacht haben, waren natürlich ebensowenig im Stande, genaue Daten zur Kenntniß des Landes zu liefern. — Die Hauptstadt Hué ist an einem topographisch merkwürdigen Punkte gelegen, nämlich dort, wo die bergigen Gebirge des südlichen Annam an die flachen des nördlichen Annam stoßen. Von dort an kann man nordwärts den ganzen Golf von Tongking bis an die chinesische Grenze umflegen und wird stets ein flaches, einseitiges, fast unerschöpfliches Meer und nur äußerst selten eine höhere Erhebung finden. Der von Wüsten des Melang an bis Hué liegt der Schiffer an einer Küste voll sicherer, wohl geschützter Bänke, weiterhin findet er nur unangenehme Hafnabänderungen. An die Stelle leicht erkennbarer fliehender Klippen treten Sandbänke oder ein sandiger Strand, den nur das gelbe Rote des Seefahrers von den Wellen des Ozeans zu unterscheiden vermag. — Auf unseren Karten grenzt das Reich Annam unmittelbar an Kambodja und Siam; in Wirklichkeit liegt die Sache anders. Denn zwischen beiden banien vollständig unabhängige Bergvölker, die schon erwähnten Mois, aber welche die Annamiten durchaus nicht zu gebieten haben. Beide Völker weichen sich vielmehr einander an, und höchstens behalten die Wüsten an den äußersten anamitischen Grenzspalten einen kleinen Zoll, um sich gewisse Gebietspartien zu verschaffen. Im Hinterlande, an der Küste, sehen die Annamiten seit fünf Jahrhunderten und haben sich dort acclimatirt; aber man muß sie nur ein einziges Mal in ihren baumwollenen oder leinenen Kleidern oben im Berglande haben sitzen sehen, um zu begreifen, daß sie dort nicht ausdauernden können, wo eine um 5° bis 10° niedrigere Temperatur und abendlicher Wind und Regen herrscht. Ueber die Hälfte der Provinz Hué ist noch unbekannt, und Handelt wie Industrie sind dort gleich Arm; und doch kann man das Land nicht schlechter arm nennen; denn es umschließt viele Erträge und besitzt eine Menge trefflicher Hülsen, bietet Waben genug für den Anbau des Weines, der jährlich zwei Ernten giebt, und in den besten gelegenen Theilen für Indrober, Tabak, Kaffee u. s. w. Zwar hat Annam keinen Credit, aber auch seine Schulden. Dazu ist es ein ungelobtes Land, von einigen Küstenstrichen abgesehen, und Europäer befinden sich dort sehr wohl: Dutreuil hat sich sogar dort erholt und dabei in glühender Sonne oft 15, 20, ja 36 Kilometer zu Fuße zurückgelegt und in einem feinen Poete an dem Wasser oder in einer leuchtenden Hölle zwischen Kräftlern unter Ulfesießer und Schlangen geschlafen. Karsum er hält Annam für ein Land, das eine Zukunft hat — nur gehören andere Leute dorthin, als die misstraunlichen, ärmlichen Annamiten.

Inhalt: Ausbeobacht. II. (Mit fünf Abbildungen). — H. Andree: Der Malengraß. — Prof. Hayden's Aufnahmen im Jahre 1878. — Die Wintun-Indianer. — Aus allen Erdtheilen: Wien. — (Schluß der Redaction 15. Februar 1879.)

# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXV.



N<sup>o</sup> 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Adree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1879.

## Amsterdam.

(Nach dem Französischen des Herrn Charles de Coster.)

### III.

Das Amsterdamer Indenwiel, die Straßen Joden Buzigt, Joden Dree Straat und ander, liegen ostwärts vom Dam und dem königlichen Palaste, aber unweit des Mittelpunktes der Stadt. Den finstern, iden Charakter, den die Photographien zeigen, hat dieser Stadtheil keineswegs; er ist vielmehr, ohne gerade von lauter reichen Leuten bewohnt zu sein, ein Sammelplatz und Durchgangspunkt für fröhliche, geduldige, arbeitsame Menschen. Wie in einem Ameisenhaufen wimmelt es da von lauter kleinen Handwerkern; alle möglichen Dinge werden dort verkauft. Dort haben alle Trödler, Verkäufer von Obermäpeln und Pumpenhändler ihren Sitz, und dort kann man sehen, wie alte, zerlumpte, abgegrachtete Weiber für einen Cent ein Stüchchen Käserinde oder schräge Leber sich kaufen, das die Hände liegen lassen würden. Aber Niemand betriegt; jeder kauft nur oder verkauft etwas, gleichviel was, und nichts ist zu schlecht und abgebraucht, um nicht einen Handelsgegenstand abzugeben. Ja, de Coster erzählt, daß in einer holländischen Stadt die jüdischen Soldaten um vier Uhr Nachmittags die Kasernen verlassen und sich in der Stadt zerstreuten; eine Stunde später sah man keine Soldaten mehr auf den Straßen, aber dafür lauter Verkäufer von Birnen, alten Schuhen, alten Kaffeelassen, Hinterrügeln, Kammern, Knöpfen, Pudein und Nachtschindchen, welche mit ihren lauten Rufen die Straßen erfüllten. Das waren die jüdischen Soldaten, welche aus Fuß zum Handeln und Viehe zum Geld ihre Uniform mit abgetragenen Kleidern verkauft hatten und nun während der Freizeit in der Stadt herumzogen. Sowie ein Judenkind laufen kann,

sängt es auch an zu kaufen und zu verkaufen. Daher die zahllose Menge von kleinen Mädchen, welche zur Zeit der Fruchtzeit mit Körben, größer als sie selbst sind, in den Straßen Amsterdams herumlaufen. In alten Häusern der Joden Dree Straat, dasjenige Rembrandt's mit einbezogen, ist über der Eingangstür eine Talwuhlfelle in einer kleinen Kapfel eingemauert; vor den Häusern, auf den „stoopen“ sitzen, selbst wenn es kalt ist, ganze Familien armer Juden, meist Frauen, auf den Bänken. In der Straße aber herrscht ein Lärm, von welchem man sich keinen Begriff machen kann, wenn man ihn nicht gehört hat. Alle die kleinen Verkäufer schreien, lachen, geschwätzen, rufen und preisen ihre Waaren an. Und mit was für Stimmen! Mit allen Cuntural- und Rafenlauten in allen Tönen der Scala; die kleinen in Dur, die großen in Moll. Alle Mittel der Reklame gelten, seien es Klappern, Costagnetten oder alte Kochtöpfe, auf welche losgeschlagen wird. Dazwischen ertönt eine riesige Klapper in der Hand eines jüdischen Knaben; er erstuert einen Soldatenmarsch und verflündet damit allen Köchinnen die Anwesenheit eines Rarrens, welcher von allen Häusern die Nische sammelt. Letztere wird mit dem Inhalte der Pa-trinen vermengt. Ein armer Karren voll billigen Brief-papiers schreitet ein trummbeiniger Junge rüber und sucht durch Schütteln einer mit Nägeln gefüllten Wäsche die Aufmerksamkeit der Vorbeigehenden auf seine Waaren zu lenken. Hier spielt ein Pörrichsten Melodien aus Miro Angot, dort singen zerlumpte Männer und Frauen ein jämmerliches Lied vom „Niederländischen Edwen“. Alle Leute bieten ge-



Im Amsterdamer Submersierel. (Nach einer Photographie.)



Gronburgwal. (Nach einer Photographie.)



einfachere Anordnung in flachen Körben an; einen davon tragen sie auf dem Kopfe, den andern in den ausgestreckten Händen. Ein kleiner Jungenjunge wirft einem Glaubensgenossen einen alten Theerfessel zwischen die Beine, um ihn auf einen Verkäufer von ungesäuertem Brote aufmerksam zu machen. „Gebakken voor Zaterdag!“ (Sabbathgebäck) lautet sein Ruf. Die Lust zur Feiertheil, zum Spaß und Spott bricht überall durch.

Was das Aeußere dieser niederländischen Juden anlangt, so sind sie schön oder — anscheinend häßlicher — das Gegenheil davon. Von Entehrungen und Mangel werden die Jüde groß und die Augen verschwinden fast unter dem Augenbrauen-Bogen. Die Stirn wird fett und schmalzig, ebenso die Hände; der Gang ist schwerfällig, die Rippen aufgeworfen wie beim Reger und der Leib unterseht. Ihre Haarfarbe ist roth, blond, braun und kastanienbraun. Mitunter tragen sie auch niederländischen Charakter an sich, haben hohen Wuchs, große Füße und blonde Haare, so daß man sie für Deutsche halten könnte. Daneben findet man dann die schwarzen oder braunen portugiesischen Juden. Die Frauen durchlaufen alle Stufen der Schönheit und Häßlichkeit: man sieht solche von unglaublichem Reize und wieder andere mit so schrecklichen Uebsitäten, wie sie kein Hogarth erfinden kann. Armuth, Alter und Schmutz erzeugen da wahrhaft abschreckende, entsetzliche Wesalten.

Nun aber die Rehrseite! Die Juden, welche ein Schutzel der Bevölkerung Amsterdams ausmachen und beirrhst neun Synagogen besitzen, halten sich zusammen; ihre Religion macht sie zu Brüdern, und sie sind galkreie, eckelmittig, mildthätig gegen Religionsgenossen, andererseits dankbar für empfangene Wohlthaten. Wenn die Mittel früher einen Juden ins Schuldgefängniß abführten, so nahmen sie ihren Weg über Joden Ducht; denn dort ließen die Wessnen ihres Wohlgegnens herbei und bestien ihn, um seine Dast zu mildern, je nach Vermögen Kupfer- und Silbermünzen zu. Sie sind ferner intelligent und schlau: bei besonders schwierigen Proccessen wendet man sich an jüdische Advokaten. Sie huldigen liberalen Grundsätzen; sie haben ihren gewöhnlichen Antheil an dem Reichthum der Niederlande, die ihnen einen Baushtortort gewährt, gehabt, wätrhlich aber auch an dem Reichthum selbst, so daß böse Zungen behaupten, daß dieses Volk die Niederlande noch aufzessen werde.

Verfolgt man die Joden Veer Straat nach Osten, so gelangt man bei dem Botanischen Garten vorbei nach dem Zoologischen, einem der schönsten in Europa, der, wie so viele andere in Amsterdam, durch die Bemühungen von Privat-

leuten und besonders des Dr. Westerman zu Stande gekommen ist. Seit 1836 hat derselbe dafür gewirkt; er begann mit einem kleinen Häudchen, worin ausgestopfte Thiere und Mineralienammlungen zur Schau gestellt wurden. Heute umfaßt die Anlage zehn Hektaren, besitzt prächtvolle Baulichkeiten und ein Jahrcsbudget von 223 000 Gulden, zählt 474 Säugthiere, 1480 Vögel, 56 Amphibien und nennt ein eigenes ethnographisches Museum, das an den interessantesten ostasiatischen Gegenständen besonders reich ist, sein. Ebenso verdankt die Stadt privaten Geldbeiträgen den im Süden vor dem Feindensiche Thore angelegten thigartigen Park, welcher Sommer Spaziergänger, im Winter Schlittschuhläufern zur Erholung dient. Seit 1867 schmückt ihn eine Bildsäule des 1587 in Köln geborenen Dichters Jooß van Vondel, dessen Lieder und Trauerspiele bis heutigen Tages ihre Beliebtheit beim holländischen Volke nicht verloren haben.

Einer der edelsten Züge im holländischen Charakter ist die vorfertige Nächstenliebe. Die Amsterdamer Waissen- und Bastardshäuser für allelei Arme und Ueberrhliche sind wahr Balsäme, und dabei hat der Staat gar nichts, die Stadt selten einmal etwas zu bieten mehr als hundert Anhalten beigetragen. So schenkte zu Anfang des 16. Jahrhunderts eine fromme Frau, Haasje Claas, dochter van het Paradijs (das Paradies war das Wätrhreich am Toden ihres Vaters), ein paar kleine Häuser der Rator Straat, um darin sieben Waissenkinder unterzubringen. Deren Zahl wuchs aber so röhch, daß die Stadt schon 1523 die Anstalt in das alte Vitasloffer verlegte. Heute besitzt dieselbe 98 Häuser in der Stadt und 300 bis 400 Hektaren guten Landes in der Umgegend, abgesehen von ihrem Baarvermögen, und was sie den Kindern an geistiger und leiblicher Pflanzung und Pflege bietet, steht unübertroffen da. Wenn dieselben Sonntag in der Stadt spazieren gehen, so sehen sie eben so heiter, zufrieden und wohlgenügend aus, wie ihre unermesslichen Gespielen, von denen sie sich nur durch ihre schwarze und rothe (das sollen die Staatsfarben Amsterdams sein) Uniform unterscheiden. In manchen Jahren treten 600, ja bis zu 1000 Waissen neu in die Anstalt, und zwar ansöhtrhlich Kinder von Altbürgern reformirten Bekenntnisses. Die Bekanner der anderen Religionen haben ihre eigenen Waissenhäuser, deren es in ganzen 25 giebt, mit eigenen Uniformen: so das Waissenhaus der reformirten niederländischen Diakone, dessen Insassen schwarze Jacken mit kupfernen Knöpfen, die Wädhchen schwarze Kleider und eine weiße Röhge tragen. Die Juden besitzen drei solcher Anhalten; ihre Uniform ist braun. Nicht minder zahlreich sind die Hospitäler wie Sint-



Bildsäule des Dichters Vondel. (Nach einer Photographie.)

Pieter Goffhuis, wo bis 1811 arme Reisende Unterkunft fanden, das Britten Goffhuis oder Festhuis, für Entbindungen und zum Gebrauch bei Epidemien bestimmt, zwei jüdische Krankenhäuser mit fünf Freipostbetten; ferner 34 Zuspuchthäuser für alte Leute, zum Theil aus dem 14. und 15. Jahrhundert herrührend, und andere Stätten mühsamer Liebe mehr. — In gewisser Hinsicht kann man selbst den reichen, fast nur aus Glas und Eisen erbauten Industrieplatz, wo den mühen Bemittelten für wenig Geld Oper und Schauspiel geboten wird, diesen Wohlthätigkeitsanstalten anreihen.

Die alten Gebräude verschwinden mit der alten Zeit, in Amsterdam wie anderswo. Doch hat sich einiges noch

erhalten. So behauptet de Goffier, daß Ebergeßnisse mit Blut (?) statt mit Dinte geschrieben werden müssen, nur daß man schon anfangs statt dessen rothe Dinte zu nehmen. Fester kostet ein anderer Gebrauch: wenn die Eltern eines Bräutigams Fabrikeu, Mühlen oder Schiffe besitzen, so werden dieselben bei dem Verlöbniße mit Blumenkronen und der Landesflagge geschmückt. Sieht man an dreschig elegante Feinspänner, deren Gestalt oft an das achtezehnte Jahrhundert erinnert, und die in grellen Farben, meist roth, blau und weiß, erstrahlen, sieht man große Pferde mit langen Schweifen und über und über mit Blumen überladen und in dem Wagen, den sie ziehen, ein Pärchen, Bauer und Bäuerin, letztere mit all ihrem Schmucke, der brillantbesetzten Stirnplatte und dem halbmondförmigen Dute, an welchem Bänder,



Hochzeitsfahrt.

Straußenseiden, Perlen und Mumen nicht gespart sind, hört man aus jedem Gefährte Lieber ertönen, sieht, wie Roth- und Gewürzwein die Stimmung immer mehr erregen, wie die Paare sich ohne Scheu umarmen und küssen, so ist das eine Bauernhochzeit. Das protestantische Volk will sich nicht, wie es sagt, zweimal verheirathen, begnügt sich also mit dem Civilsate an dem Rathhause, wohin es sich zu Wagen begiebt. Katholiken und Lutheraner dagegen halten es für ihre Pflicht die kirchliche Weihe nachzusuchen; ein Wechsel der Ringe findet dabei nicht statt. Brautleute und Verwandte steigen dann in die Wagen, vergessen natürlich den Wein nicht, und durchziehen trinkend, lachend, singend und rauchend die ganze Stadt. Bürgerkente führen sich sitzamer auf; ihr Brautwagen wird mit Mumen geschmückt,

und der Bräutigam muß aus einer langen, mit rothen Bändern umwundenen Pfeife rauchen.

In vielen Familien beginnt sich das Haus der Braut von dem Augenblicke an, wo am Breite des Standesamtes ihre bevorstehende Hochzeit verkündet wird, mit Mumen zu füllen; brieflich oder durch die Zeitungen wird dann ein Empfangstag bekannt gemacht, wo die Verlobten Besuche und Glückwünsche entgegen nehmen. Dabei werden die Geschenke der Verwandten und Freunde ausgestellt, und mit Zinnet gewürzter Roth- und Weißwein und Brautbrosens herumgereicht; die Kinder erhalten niedliche kleine Säfte voll der letzteren, die mit rothem oder grünem Bande zugebunden sind. Ebenso ist der Wunsch bestimmter Getränke und Süßigkeiten von Wochensbesuchen anzuerkennen.

Für Leichenbegängnisse hält die holländische Kultur jene Klasse von Leuten, die vom Tode und von der Eitelkeit der Ueberlebenden sich nähren, für unerlässlich. Es sind das die „nansprakera“, wie unser letztes Bild einen solchen, und zwar katholischen Glaubens, zeigt; die anderen gleichen ihm, von geringen Unterschieden in der Kleidung abgesehen. Sie gehen zuerst einzeln zu den verwandten und befreundeten Familien, dann zusammen in der Nachbarschaft des Trauerhauses

Haus bei Haus und melden ihre Botschaft. Je mehr Ansprecher um den Leichenwagen, desto distinguirter — der Lobte. Der Kirchhof von Amsterdam liegt vor der Mauer-Boort, und allmorgentlich ziehen die Leichengüge durch dasselbe hinaus. Man kann nicht sagen, daß dieselben mit besonderm Ernste vor sich gehen. Denn wenn die traurige Feier vorüber ist, setzen sich die Ansprecher auf den Leichenwagen, lassen die Beine zur Seite herabhängen, der Kutcher schlägt auf die



Leichenbitter und Dienstmädchen.

Gänge, und im Galopp geht es zur Stadt zurück bis vor eine Kneipe. Dort wird getrunken, bis sie die Pflicht zu einer zweiten Beerdigung ruft; nicht selten treffen sie dort im Zustande halber Betrunkenheit ein. Dabei sind die Begüternisse ziemlich kostspielig, weil es der Gebrauch will, daß die Dienerschaft ansehnliche Geschenke erhält. Früher gab man ihr auch die nötigen Handschuhe und den Trauerflos und bezahlte die Kirche für Hute und Trauerkleider.

Die Sitte, daß die Nachtwächter zu Neujahr gratuliren, fällt uns weniger auf, als Herrn de Coster; doch thun sie das in neuen Versen, worin sie ihre bescheidenen Dienste rühmen. Die Amsterdamer Nachtwächter haben außerdem das Recht oder die Gewohnheit, jeden Monat sich in jedem Privathause ein Stück Lutz zu erbitten, um sich in ihrem kleinen Wachthause damit zu erwärmen. Sie sind mit einer Art Klapper, einem Hammer, der auf ein Kreuz aufschlägt, ver-

sehen; bei jedem Stundenschlage martiren sie damit die Stundenzahl und rufen dieselbe aus: „Twaalf an do klok, do klok in twaalf.“

Ermüdung verdienen auch die Kraysors oder Dienstkate, welche bei Unzuligen helfen und Befehlungen anordnen. Sie sind von so anerkannter Rechtschaffenheit, daß man ihnen große Summen anvertraut. Aber sie halten auch große

Stücke auf den Ruf ihrer Genossenschaft. Als unzuläng ist wegen eines leichten Diebstahls entlassener und bestrafter Polijst als Krayer auftrat, erließen seine Genossen im selben Stadtviertel, sobald sie von seiner Vergangenheit erfuhrten, in allen Zeitungen eine Verwahrung gegen ihn und erklärten, daß sie ihn nicht als einen der Ihrigen ansehen.

## Volk und Sprache der Mälkats im südwestlichen Oregon.

Von Alb. S. Gatschet in Washington.

### I.

Eine der merkwürdigsten Thatfachen der sprachgeschichtlichen Entwicklung der Völker ist die außerordentliche Verschiedenheit der von einzelnen Sprachfamilien eingenommenen Areale. In den zahllosen Völkern, die über den asiatischen Continente hingezogen sind, haben sich kleinere Volksstämme mit ihren eigenthümlichen Sprachentwicklungen nur in den Berggegenden des Kaukasus, des Binnengebietes und den höheren Theilen ostindischen sowie in den von Banberungen fast unberührten ostibirischen Küstengegenden und Inseln erhalten können, während der übrige Theil dieses Festlandes von Sprachstämmen eingenommen ist, die sich über ungeheure Erdstrecken ausgebreitet haben. Letzteres ist auch in Afrika der Fall gewesen, denn hier bemerken wir bloß einen verhältnißmäßig schmalen Gürtel, der von kleineren Spracharealen gebildet wird. Derselbe zieht sich vom Senegal und Gambia dem Niger und der Goldküste entlang quer durch den Continente hindurch bis in die Nähe Abyssiniens und ist im Norden von der Sahara, im Süden vom Äquator begrenzt.

Der Osten Nordamerica wird von großen, die schmale Westküste begehenden größtentheils von Spracharealen kleineren Umfangs eingenommen. Dies gilt indess bloß für die Jetztzeit, denn noch im vorigen Jahrhundert lebten der ganzen Nordküste des mexicanischen Festlands entlang eine beträchtliche Anzahl von Stämmen mit ziemlich eingeschränkten Sprachgebieten, wie die Juchti am Jilint River, die Timucua oder Atimuca in Florida, die CHERIMACHA am untern Mississippi, die Attacapa und Abajze westlich davon; überhaupt ist die Vermuthung nicht ungegründet, daß das heutige Texas zur Zeit der Columbianischen Entdeckung ein Gebiet von zahlreichen Sprachstämmen einem etwaigen Forscher dargeboten haben muß. Ein solches ist noch jetzt in Südamerika nachweisbar, denn dort haben nur drei Volksstämme, die der Quichuas, der Wogos und der Guarani-Tupi, ihren Sprachen eine bedeutende Verbreitung verschafft.

Passen wir Centralamerika und die mexicanischen Staaten mit ihrem noch unvollkommen erforschten Sprachgewimmel bei Seite, ebenso Californien mit seinen ihm eigenthümlichen dreizehn Sprachstämmen, die sich meist im Norden des Staatsgebietes concentriren<sup>1)</sup>, so finden wir in Oregon, hauptsächlich in dessen Küstentheilen, eine größere Anzahl von unschriebener Sprachareale wieder. Tinnó-Sprachen werden gesprochen von den Stämmen am Smith River, Rogue River und seinen Nebenflüssen sowie von den Cow Creeks und Umpqua-Indianern im obern Umpqua-Thale.

<sup>1)</sup> Vergl. Contributions to North American Ethnology, by J. W. Powell; Vol. III. Washington 1877, S.; ein Band, der die neuesten Forschungen von Stephen Powers hierüber enthält.

Die Tatelanai nordwestlich von Portland und die Dwiilapsh (auch Kwahioqua genannt) in Washington Territory gehörten ebenfalls diesem Sprachstamme an, sind aber jetzt verschollen. Südlich von der Mündung des Columbia-Flusses existiren ferner drei Stämme, die der großen Sellich-Sprachfamilie von Washington Territory, Idaho, Montana und British-Columbia angehören: die Tillamut, die Nehalem und der Südküste begehenden, genannt Nehucca. Zwischen diesen Nehucca und den Tinnó am Smith River ziehen sich nur der Küste entlang durch drei Breitengrade (von 42° bis 45°) vier noch wenig erforschte Sprachfamilien von Fischervölkern hin, deren Erstzweig mit Ausnahme des Sprachstammes der Yalón oder Yalina in Europa noch völlig unbekannt ist. Dieselben heißen wie folgt:

1. Kúsa, in mehreren Unterdialekten an der Coast-Van und deren Umgebung gesprochen.

2. Sapaóssa, am Sapaóssa-Flusse (hauptsächlich an Ort und Stelle Sinclan gesprochen und geschrieben) verbreitet. Vermuthlich dehnte sich diese Sprache früher bis in die unmittlere Küste des Willamet-Flusses aus und wird noch heute am Ausflusse des Umpqua (bei Gardiner City) geredet.

3. Yalóna oder Yalina, in mehreren Dialekten am Yalón oder Yalina-Flusse, am Sitou- und am Kúsa- oder Kúsa-Flusse gesprochen. Der nördlichste der Yalóna-Dialekte ist durch ein Vocabular von Dorasio Hale längst (1846) bekannt gemacht worden, die Kúsa-Wörter dagegen, die vom Yalóna bedeutet abwichen, ist bis jetzt erst handschriftlich fixirt.

4. Talsilma am Unterlaufe des Rogue River und dessen Umgebung ist der Südküste dieser vier neuen Sprachstämme der Oregonküste. Derselbe ist in zwei Unterdialekten, die unter sich sehr wenig abweichen, handschriftlich fixirt worden und scheint rings vom Tinnó-Sprachgebiete umgeben zu sein. In vielen Benennungen für Theile des menschlichen Körpers mahnt Talsilma merkwürdigerweise an die Kalapúpa-Dialekte, wobei aber in allen andern Ausdrücken so vollständig von allen umgebenden Sprachen ab, daß dieselbe als eine Sprachfamilie für sich angesehen werden muß.

Um unseren Lesern einen Begriff von der Verschiedenheit dieser Idiome zu geben, habe ich eine Anzahl solcher Worte ausgewählt, die ein Volk nicht leicht von einem andern borgt, wenn es nicht überhaupt seine ganze Sprache gegen die eines andern Volkes vertauscht.

Die Aufstellung dieser vier Sprachstämme ist, wie ich ausdrücklich bemerke, nur auf Vocabularien von zweihundert Wörtern, also auf legitime Data, basirt. Das Letztere hat aber in solchen Dingen weniger mitzuraden als die Grammatiken, und da solche hier fehlen und noch lange fehlen werden, da ferner diese Vocabularien nicht mit allen

wünschbar genauem phonetischen Mitteln, sondern meist durch das läppische englische Alphabet notirt sind, so ist diese Eintheilung vorerst als provisorisch hinzustellen. Zwischen Játiona und Soqátsla fallen überdies Berücksichtigungen auf, die schwerlich zufällig oder entliehen sind, und das Wort für Zunge ist durch alle diese Sprachen eines und dasselbe. Ueberbetrachtung von Zahlwörtern, namentlich von Eins bis Vier, beweisen bekanntlich in amerikanischen Sprachen noch keine ethnologischen Ursprungsbezüge, da oft Dialekte eines Sprachstammes verschiedene, dagegen Dialekte benachbarter, doch grundverschiedener Sprachstämme dieselben Numerale haben. Indianer zählen eben fetter mit Worten als mittels Zumeinung auf die Finger und Zehen.

Das Wort tehi für Wasser ist allgemein oregonisch-columbisch und erscheint sehr im Küstals-Idiom in Verben, die sich auf Bewegungen des Wassers oder im Wasser beziehen. Ma-a im Kútsa-Dialekt No. 2 bedeutet im Dialekt No. 1 einen Knaben oder jungen Mann.

In dieser Wortsammlung sehen oh, teh, ts und z für die deutschen Laute ch, tsch, z und süddeutschen ch (spanisches j), und es wird nicht überflüssig sein zu bemerken, daß der Engländer und Amerikaner oft h und r da setzen, wo sie gar nicht ausgeprochen werden. Dieselben sollen hier anzeigen, daß der ihnen vorangehende Vocal ist auf dem europäischen Continente übliche Aussprache befißt, und so sollte Atkánas z, V. Kánas geschrieben und gesprochen werden. Außer Esátsi ist mir keine oregonische Sprache genauer bekannt, die das r, d. h. unser rollendes r, befißt; möglicherweise könnte aber dasselbe auch an jener entlegenen Küste einen Theil des Kaufsystems bilden. Bei Durchsicht der Wortreihen wird man bemerken, daß bei mehreren Körpertheilen das bezugangehende „mein“ präfigirt ist; daß im Takilma pl (Jahre) und po (Somme) ein und dasselbe Wort ist und sich auch in Won, pihul (Nachtsinn), wiederfindet. In den meisten dieser Idiome wird gegen sonstige Regel das Wort Mann von dem für Indianer ab.

	T a k i l m a		K ú s a		Y á k o n a		S a y ú s k l a Selenwörter am unteren Soqáts- la und unter Ilmpáts- Stufe; Dr. Wilshaw
	Eigentliches Takilma; Dr. Hayes	Dialekt am unteren Kogur- Kier; Dr. Barnhardt	Kútsa- Stamm an der Soos-Bay; Dr. Wilshaw	Ein weiterer Dialekt an der Soos-Bay; Dr. Wilshaw	Játiona; Goralio Gals	Wjts; Dr. Wilshaw	
Mann . . .	télapa	tita	hatlahc	ma-a	kalt	k'ka-ekte	tahamúne
Weib . . .	waiyuwi	kalápa	húmts	kuómms	tzlaks	makvístáre	kaystehúnur
Weib . . .	gukwésti	kúta	ánakuatc	kuómms	—	sinsi-úla	ki-utchná
Indianer . . .	kwinítehtu	yápa	kut-lalts	haltau-óme	—	ítchum	hiteh
Kopf . . .	tukutá	tókts, tóza	hvéú	hu-úlu	tzlókia	koniutchna	hauwáka
Antlit . . .	liwákwa	lína	á-a	a-a	—	tsinánaut	kongene
Ohr . . .	tónku	tóngki	kuohauwass	kuennass	kuolkwútsa	tsinkólkotai	kékuyá
Nase . . .	tehállu	tehiló	kuálus	huálaua	skikúu	shintekits	kópa
Zähne . . .	yukultn	yakúth	kutá	kutsa	stehéiaki	tsiatel	túyk
Junge . . .	élla	éle	háleta	heleta	tálela	ítatilagénstur	talét-hal
Ohn . . .	puktn	puktn	kwánts	kwáuts	—	sinyáhal	só-okwe
Hand . . .	iyuf	ókht, óy	kítsát	kítsát	—	teut-tá-uts	klipekú
Finger . . .	kúmkum	—	só-ue	tsu-unt	kuotyl	psuta-ástér	tchiméakli
Adel . . .	hwan, hu-un	kúne	kuolíteh	kauwha	keche	kéche	ki-z
Sonne . . .	pe	pó-i	tikalts	tikalts	pítskom	pítehko	tsuyó
Mond . . .	pihul	pikúl	klowars	kluwars	ogon	óhou	tactaba
Stern . . .	pohoma	pákoma	yuma	yume	tzlalt	kutsártu	tsoun
Erde . . .	teklí-enmu	téklama	markola	markola	—	tklókus	kuonná-a
Feuer . . .	p'i	píúit	tehúets	tehúetl	kilíta	kalíta	kliá-u
Wasser . . .	hu-ú	tehi	tihopt	harpt	kilo	kilúkh, kilóy	tehi
Erde . . .	tikar	t'shar	kykta	klikta	onistú	laubi	tkláyi
Reet . . .	tzgumuwaitu	kumnikar	mítsis	mítsis	—	k'kálus (auch Saly)	ka-netchi pit- sus
Erde . . .	tuyl	tulyth	kuila	kuilugh	—	kamsh	kowhó-ane
Fluß . . .	killum	akellum	lokas	hilárnek	hayu	ipátáskiluy	inzá-i
Wald, Berg . . .	alsomel	shomkats	kuáyats	iy-knóyass	—	klo-úháy	sko-ítch
Stein . . .	tun	kuille	kuille	kuille	kelih	tkij	ka-ánts
Baum . . .	yek	ko	tsupuk	nnknin	—	tkú'ts	tsa-etsi
Wort . . .	larj	kuasha	pillart	tschinnaak	—	tsúnhaik	tobánam
Wort . . .	yufkou	pim	sútlík	sútlík	—	metútsa	kliktéshkan
Wort . . .	ulchil	ulktchil	kleknilt	tkiknilt	pahalút	páhat	kli-ókúth
Wort . . .	nklusaut	ulkkém	tkilas	tkiloss	kuiteht	húntch	whúnhawun

Die übrigen Sprachstämme Oregons sind durch Wörterfammlungen aus den letzten vierzig Jahren schon einigermaßen bekannt geworden, doch nur in lexikalischer Hinsicht. Für die Kenntnis des Chinook, das auf beiden Seiten des nördlichen Columbia gesprochen wird, sowie für die zum Teil daraus hervorgegangene Nischsprache, das Chinook-Jargon, hat der 1873 in Astoria bei Newport verstorbene George Gibbs das Meiste getan, und der Verfasser dieses Aufsatzes hat wenigstens eine kleine Wortsammlung des Klamathas und des Wasco-Dialektes angelegt. Die Kalapuya-Sprache wurde ehemals im Willamet-Thale, hauptsächlich auf der Westseite des Willamet-Flusses, in etwa sechs Dialecten gesprochen; die Indianer dieser Race, seit dem Vertrage mit der Regierung im Jahre 1855 auf der Grande-Ronde-Indianer-Reservation vereinigt, langen indess an, die heimischen Dialecte mit Chinook-Jargon oder Englisch zu verwechseln. Zur Sprachfamilie des Cayuse oder Wapiletsya gehören zwei unter sich stark abweichende Dialecte mit weichen, vocalischem Klang; das Cayuse am mittleren Columbia-Flusse (Süßwasser) und das Molale im Willamet-Thale, östlich von Oregon City.

Die am Columbia weitverbreitete Sahaptin-Sprachfamilie dehnt sich nicht bloß über die nördlichen Theile von Idaho, wo der Stamm der Nez-Perces wohnt, und über den Osten des Washington-Territoriums aus, sondern umfaßt auch einen beträchtlichen Theil des nördlichen Oregon, da die Warm-Spring-Indianer am Des Chutes River, die Bala-wala, Klilatit, Paluse, die Yalmas oder Yalmas und die Yumatilla am Columbia bestmessen zugehören. Der ganze Osten und Südosten Oregons wird von den Jägerstämmen der Shoshoni, von denen neuerdings viele auf der Malheur-Reservation untergebracht sind, durchschnitten.

Da das Vaterland der Shäshi in Californien lag und nur wenige Punkte des südwestlichen Oregon inbegriff, so bleibt es nur noch ein Sprachstamm dieses weiten Landes (Oregon kommt an Ausdehnung der Hälfte Frankreichs gleich) zur Betrachtung übrig, der der Nältsats oder Klamath-Indianer.

Ethnologisches.

Das Volk der Nältsats weiß von keinen Wanderungen und selbst seine Zagen geben keine Andeutungen, daß solche je stattgefunden haben. Als seine Ursitze lassen sich daher die Landstreden annehmen, welche das Volk zu Anfang dieses Jahrhunderts einnahm, als es zuerst den weichen Colonisten der Umgebung bekannt wurde. Diese erstreckten sich östlich von der Cascade-Bergseite bis ungefähr zu 121 westl. u. Ost, im Süden von der Willamette zwischen den Hochlandern und dem Pit River in Californien bis etwa zu 43° nördl. Br. Ihr Jagdgebiet sowie dasjenige der mit ihnen zusammen lebenden Shoshoni-Stämme war indess viel größer, denn beide traten durch Vertrag mit der Regierung der Vereinigten Staaten an die letztere am 14. October 1864 ein Gebiet ab, das im Norden bis zu 44°, im Osten bis zum Südbügel des Jarney-Sees und des Goose Lake (See der Willamette) reichte, westlich und südlich jedoch durch die oben angegebenen Grenzen bestimmt war.

Die zwei Hauptstämme dieses Volkvolkes theilten sich in das nördere Gebiet ihrer Heimath so, daß die nördlichen Gebirgen von der Klamath oder dem „Seen-Volke“, die südlichen, die zum Theil nach Californien hineinreichten und die bitteren, unfruchtbaren Lavafornationen umschließen, vom Stamme der Modoc besetzt waren. Wie das hohe Cascade-Gebirge und Mount Shasta, so ist auch die ganze im Mittel ungefähr 4200 engl. Fuß über dem Ocean erhabene

Hochfläche vulcanischen Ursprungs. Das ganze Land ist mit einer tiefen Schicht Schlammsteinen, grauem Sande bedeckt und Bimssteinhöhlen finden sich an vielen Stellen des Feld- und Waldbodens aufgeschüttet oder zerstreut. Der westliche Theil der Reservation, der an den oberen Klamath-See grenzt und ungefähr 30 engl. Meilen im Quadrat umfaßt, ist ganz mit Tannenwäldern bedeckt, in denen ein reicher Wildstand vorhanden ist. Zahllose Wälder, Maulbeere, Eichbäumen und Tanne durchwachsen den Sandboden, der an vielen Stellen, namentlich dem Saume der Wälder entlang, fast wie ein Sieb ausfiehet. Der Boden ist weich und erbetzt sich nur an wenigen Stellen zu Hügeln über 200 Fuß, wo dann meist das bunzelartige vulcanische Gestein in zerstückelten Felspartien zu Tage tritt. In den nördlichen Theilen der Reservation findet sich kaum ein anderer Baum als die Pechtanne und die Cottonwood-Pappel, während im Thale des Lost River die Baumarten und die Vegetation überhaupt viel mannigfaltiger sind. Die Ursache dieser Erhöhung sind die hohen Alptrage, die Sommer und Winter zur Nachtzeit eintreten und von der großen Nähe des hohen Cascade-Gebirges veranlaßt sind. Alle weiter davon entfernten Gebietstheile, wie das obere Thal des Sprague River und das ganze Thal des Lost River, erfreuen sich dagegen eines weit mildern Klimas und es lassen sich fast alle die meisten Nahrungsgewächse und Getreidearten züchten.

Das Gebiet der Klamath-Reservation gehört zum Wasserbecken des nördwestlichen Californiens durchfließenden Klamath-Flusses und bildet dessen Quellrevier. Kleinere Quellbäche vereinigen sich im sogenannten Klamath Marsh, einer Morastfläche mit vielen offenen Wasserstellen, welche an Größe etwa dem Genesee der Dälste gleichkommt. Die Wasser des Klamath-Sumpfes ergießt sich in den sibirischen Williamson River, der den fast ebenso wasserreichen Sprague River aufnimmt und sich dann in den Oberen Klamath-See ergießt. Dieses malsrige und breite Wasserbecken, mit vielen Inseln geschnitten und an Anhebung dem Klamath Marsh etwa gleichkommend, ergießt sich durch den Pit River in den viel kleineren Unteren Klamath-See, während der Lost River in den nahen Khet- oder Modoc-See mündet. Beim Austritten aus dem Unteren Klamath-See nimmt nun der Pit River den Namen Klamath River an und tritt bald auf californisches Gebiet über, um nach einem Laufe von weiteren 140 bis 160 engl. Meilen die Küste zu erreichen.

Die in diesen Gewässern zu gewissen Jahreszeiten gefangenen Fische bilden eines der Hauptnahrungsmittel der Indianer; eine zweite Classe von Lebensmitteln indess, die für sie von derselben Wichtigkeit sind, ist ebenfalls von der Erziehung dieser Gewässer bebingt. Es sind dies die zahlreich, oft sehr wichtigen Zergewässer, Finsen und Nospflanzen, deren unterer, jarterer Theil von den Eingeborenen verzehrt wird, aus deren oberem sie Matten, Klebungsschiffe und Körbchen flechten und womit sie ihre Wigwams zudecken. Auf den Sumpf- und Seeflächen gedeiht ferner die Sagittaria, deren lange Wurzel, und die Wasserlilie, deren Samen in außerordentlichen Mengen gesammelt werden und in geröstetem Zustande bis in die Wintermonate hinein den rothen Mann mit Nahrung versehen. Weiter unterhalb liefert dem Indianer die Jagd des Spitzjahres, die vom Juni bis October reisenden Knechtengewächse, namentlich die zuckerreiche Camagwurzel (Squilla esculenta), das Einflammen der wildwachsenden Beeren und der Verkauf selbstgezeugener Pferde von einer zuergartigen oregonischen Pony-Race, deren Ausdauer gerühmt wird. Außerdem lassen die Klamath-Indianer auf der Sägelmühle der Agentur viel Holz zu Brettern sägen und verkaufen dasselbe im Lande herum. Vor dem Abschluß des Vertrages von 1864 machten dieselben

fast jedes Jahr, etwa im Mai, Einfälle in das nahe Gebiet der californischen Pitt-River-Indianer, schlugen sie mit leichter Mühe in die Flucht und raubten dann ihre Weiber, Mädchen und Kinder, um dieselben am gemeinsamen Rendezvous der nächsten Stämme, den Dalles am Columbia-Flusse, als Sklaven zu verkaufen. Einige zogen inderz vor, die gewählten Weiber an weiße Colonisten der Umgebung oder an die Soldaten des um 1866 errichteten Fort Klamath als Prostituirte für Geld „anzuschicken“.

Um auf die anthropologischen Merkmale dieser Hochländer einzugehen, muß der Allem hervorgehoben werden, daß die Klamaths des südwestlichen Oregon zu den körperlich gut entwickelten Indianerstämmen gehören und an Intelligenz die Californier sowohl als die Fischerstämme der Küste nicht wenig übertreffen. Dies ist freilich die Wirkung der fortwährenden Körperthätigkeit, wozu sie die etwas sarge und rauhe Natur des Landes zwingt, und die reine, süßle Luft dieser Gegenden muß diese Wirkung noch erhöhen. Die Männer sind meist von hoher, kräftiger, aber nicht belebter Statur; die Frauen stehen ihnen an Körperlänge nicht unbedeutlich nach, übertreffen sie dagegen an Embonpoint. Die Form des Schädels ist bei diesem Stamme sowie bei den Küstenstämmen zwischen 44° und 54° nördl. Br. von geringerer Bedeutung für die Wissenschaft als anderwärts, da hier die Größe des Schädelsinhalts noch durchweg vorherrscht. Der Ansatz des Nasenbeins an das Stirnbein ist meist breit und stark, die Nase gerade, die Augen nur wenig schief, der Mund fast immer groß, der Adamsapfel stark hervortretend, das Lippenpaar schwarz, straff und grob. Wie bei allen Indianern zeigt der Kinnapfel eine schwarze oder doch tiefbunte Farbe, was die Sehkraft bedeutend erhöht, und wenn man auch viele alte Leute an den Augen leidend oder in halbblinderem Zustande bemerkt, so kommt dies her von dem beständigen Winteraufenthalte in den raucherdichten, schlecht ventilirten, kienenartigen Wigwams sowie von der Gewohnheit, Abends in die brennenden Lagerfeuer hineinzufragen. Die Hautfarbe, obwohl schmutzig, nähert sich der Weiße und würde noch heller erscheinen, wenn die oben erwähnten „Käucherungen“ nicht stattfänden. Die Wocods sind dunkler als die Klamaths am See, doch heller als die stoffenartig-braunen Wittercalifornier, sogar heller als einzelne Stämme am Columbia-Flusse. Das Schweißgefaß gebrauchen sie täglich und wenn der ein- bis zweifelhändige Schweißproceß vorüber ist, so stützen sie sich in einen nahen Teich oder Bach, wenn sie nicht statt eines Bades eine bloße Abwaschung mit kaltem Wasser für dienlicher erachten.

Ueber das mittlere Lebensalter ist es schwer, Anhaltspunkte zu erlangen, denn kein Klamath-Indianer weiß genau, wie alt er ist. In Folge der mangelhaften Wohnungseinrichtungen und der unregelmäßigen Lebensweise altern dieselben vor der Zeit und tiefe Runzeln bedecken ihr Antlitz oft schon im fünfzigsten Jahre. Alte Indianerfrauen sind fast das häufigste weib menschlicher Gebrechlichkeit, das man sich vorstellen kann. Im Sommer sind die Leute meist gesund; sobald aber mit dem November die kalte Jahreszeit eintritt, so zeigen sich Rheumatischen, Rheumbeschwerden, Ausschläge und andere Uebel, mit deren Befreiung die Bauberdoctoren und Bauberdoctorennen vollzäh zu thun haben. Bei schweren Fällen verringern sich 10 bis 15 Indianer beiderlei Geschlechts in einer ihrer Erdbäue, schließen ihn oben und auf den Seiten hermetisch gegen Licht und Luft ab und unter Leitung des Schamanen, der neben dem Patienten sitzt oder steht, beginnt die Kur. Der „Doctor“ beginnt damit, einen seiner Gefänge vorzutragen; seine Stimme ist erst leise, geht dann crescendo in ein leidenschaftliches Tempo über und schließt nach etwa zehn Minuten mit einem fortissimo-

Geheule. Hierauf kleine Pause. Nach Ablauf derselben wiederholt der „Ausleger“ oder Apostel des Doctors das eben von jenem Vorgelegene und es fällt fogleich das ganze anwesende Publicum als Chorus ein; nach kurzer Zeit wird das Geheul wahrhaft entsehlend, dauert aber nichtbestimmter etwa eine Viertelstunde. Der Trutz des Gefängenen enthält lauter Incontinationen und ist meist an kleinere Thiere, wie Spinnen, Krebs, namentlich aber an Biegel gerichtet, welche die Ursache der Krankheit in dem Wasser, in der Erde oder der Luft zu suchen aufgefordert werden. Die Befehle aus einer oder zwei kurzen Satzgeheulen und sind vom höchsten ethnologischen Interesse, sofern sie nämlich in der Ursprache correct zu Papier gebracht werden.

Viele Patienten werden ohne so großen Aufwand an Ceremonien und Stimmmitteln behandelt; ebenso häufig im Freien als im Innern einer Hütte. Die „Doctors“ dieses Stammes nehmen selten zu Kräutern, Salben und dergleichen Mitteln ihre Zuflucht; meistens besteht die Behandlung in Anwendung von Magnetsüßwasser, im Pressen, Reiben und Aneten der Glieder, und im Auslaugen des die Krankheit angeblich verursachenden „Object“. Die Doctors können Stürme heranzubringen, Regen verursachen, Krankheiten und augenblicklichen Tod ausheilen, Dürre und Mißwachs veranlassen und verlorene Gegenstände wieder zur Stelle schaffen; sie werden aber auch nicht gehäht und gefährlich als geschätzt, und wenn in früheren Zeiten einem eine Kur mißlang, so mußte er, nach der allgemeinen in Oregon herrschenden Sitte, nicht selten den Mißerfolg mit dem Tode büßen.

Einige Indianer suchen sich lastige Krankheiten auch dadurch vom Hals zu schaffen, daß sie nebst der schamanistischen Hülfe auch die des weissen Arztes der Reservation benutzen und sich dann im Voraus des Erfolges entwerden von der einen oder der andern Seite völlig sicher fühlen.

Abgesehen und Wunbergelassen ist bei diesem von der Natur der weissen Race noch wenig berührten Naturvolke noch allmächtig, wirkt aber nur selten in gefährlicher oder sehr verderblicher Weise, außer bei den oben erwähnten Raucheracten an Jauberdoctoren. Die Klamaths sowohl als die Wocods halten für den Weltenschöpfer und Schöpfer und Regierer der Menschheit einen nationalen, Uenus Namens Kmutamschiff, abgetürzt Kmutamsch, ein Name, der sich am besten durch: „der alte Mann unserer Vorfahren“ oder „der Kreis der Vorfür“ wiedergeben läßt. Derselbe besitzt einen Sohn Namens Kishih oder „der Verflester“, „der Verhehler“, der Uenahl von fünf Weibern und bei den Menschen viel beliebter ist als sein Vater. Kmutamsch stellt seinem Sohne fortwährend auf verächtlicher Weise nach und bringt ihn durch Hunger oder sonstige aus dem Leben; dieser lebt aber stets von Neuem wieder auf und des Vaters Nachstellungen beginnen wieder in veränderter Weise. Nach den Attributen beider und den Thiernamen, die den Weibern Kishih's beigelegt werden, kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß beide Thiergötter, Kishih wahrnehmlich ein Vogelgott ist.

Zeit dem Tractat von 1864 regiert der Stamm sich selbst mittels Häuptlinge, die durch Stimmrecht erwählt werden, und der Regierungsgewalt vermittelt nur die Weisheit, die seine Stellung als Beamter der Centralregierung in Washington mit sich bringt, es sei denn, daß die Kolonate selbst seine Entscheidung in gewissen Fällen anrufen. Ein Oberhaupt mit vier ihm subordinirten Uebst spricht nach selbstgeschlossenen Befehlen in Civil- und Strafsachen Recht, und hat auch die Befugnis, Polizei- oder Schutzmannern aufzustellen. Die furchtbaren Töten, welche Familienräde oft mit sich brachte, haben jetzt ganz aufgehört, und auch das Verbrennen der Leiden sowie die Schließung anderer als

monogamischer Ehen ist streng untersagt. Methodischerweise ist das Abholzen des Pferdebarnen in diesen Gegenden ebenfalls verboten.

Diese Indianer kleiden sich jetzt ganz nach Art der Weissen, viele Holzruten in alten Uniformen einher, die sie von den Soldaten des nahen Fort Klamath gekauft haben, und die oft noch mit Copernikusfäden versehen sind. Der Indianer hat neben einem oder mehreren einheimischen Namen noch einen englischen von den Weissen adoptirt, theilweise aus dem Grunde, weil viele der ersten doch gar zu krautlich klingen, größtentheils aber aus purer Eitelkeit. Einem jeden Indianer Halsfederschilder ist durchbohrt, doch stehen fast bloß die älteren Weiber die lange, jahreslange, weiße Dentaliumschale hindurch. Viele tragen noch Glaskorallen und andern, rothem Schmutz am Halse, messingene Ringe an den Fingern; die Weiber haben vier Tätowirstriche am Rinn; bei vielen derselben sind die Ohren durchbohrt, während andere, besonders Mädchen, die Kopfhaare sehr lang tragen. Der Gebrauch, an den Schläfen Zöpfe zu tragen, ist bei den Männern jetzt fast abgekommen, besteht aber noch am Columbiaflusse.

Es würde diese kurze ethnographische Skizze unvollständig bleiben, wenn nicht noch einige Angaben über die Völkernamen des Stammes beigefügt würden. Diese Indianer werden nur von den Amerikanern „Klamath-Indianer“ genannt und zwar nach den Klamathfern, an denen sie wohnen. Wehr der aus denselben abfließende Fluß diesen Namen hat (auch Tamath gesprochen, wenigstens an der Mündung desselben), ist unbekannt. Klamath's und Wodoc's nennen sich selbst Kälak's, ein Wort, das einen Indianer oder Indianerin als Angehörige eines bestimmten Stammes, im Grunde aber die ein Voger oder eine Anzahl von Wigwags Bewohnenden" bedeutet. Von den Klamath's heißen die Anwohner des See's Gussifini, „Seeleute“, die im Thale des Spragueflusses Plaitin oder „Hochländer, Oberländer“, der Name der Wodoc's, Kōatani, bedeutet Anwohner des Wodocsee's, welcher in ihrer Sprache Kōatal, „der See des Südens“, heißt. Seit der Verpflanzung ihres Stammes nach Painesim im Thale des Spragueflusses sind sie ebenfalls Plaitini geworden, da sie dorthin mit den Klamath's zusammenwohnen. Zehn bis zwölf Meilen weiter oben, in demselben

Thale, wohnen eine Anzahl Snake- oder Schlangen-Indianer<sup>1)</sup>, die eine (hoffenische) Sprache sprechen.

1877 zählte man etwa 600 Klamath's, 130 Wodoc's und 140 Snake-Indianer, während die nach dem Indianer-Territorium deportirten Wodoc's sich auf etwa 100 belaufen mögen. Gegenwärtig ist weder Abnahme noch Zunahme der Volkzahl bemerkbar, außer bei den deportirten Wodoc's, die wegen des ungewohnten warmen Klimas rasch dahinschwanden. Die in Hunderten von Schriften verzeichnete Ansicht, daß alle Indianerstämme in Bezug auf Volkzahl in Abnahme begriffen seien, ist überhaupt in unserer Zeit, wo die Stämme durch die amerikanische Civilisation an fortschreitenden Krankheiten und gegenseitiger Vernichtung vermindert werden, eine durchaus unrichtige. Die einzelnen schwächeren Stämme ist die Abnahme eine unbestreitbare, und die Ursachen davon sind hauptsächlich die drei von den Weissen importirten Factoren: die Pocken, gewisse Arten von Syphilis und der Drankwein. Die größeren Stämme, die noch von einem gewissen Nationalabwuchsstein befreit sind und denen es zudem das ganze Jahr durch nie an der gehörigen Nahrung fehlt, sind sozujagen durchweg in der Zunahme begriffen, wenn auch noch so viele Autoren, die niemals Indianerstämme gesehen haben, das Gegenheil aus ihren sogenannten „Quellen“ nachschreiben. Dieselben gehen unter anderem auch von der vielverbreiteten, grundfalschen Ansicht aus, daß das Gebiet nördlich vom 30. Breitgrade einstmals drei, vier bis zehn Millionen Eingeborene beherbergt habe, während Socklenrenn die Abnahme des Drittels einer Million etwa die richtige, eine halbe Million schon halbgegriffen erscheinen muß. Jäger- und Fischerstöber haben eben ganz andere Erfindungsbedingungen als die Agriculturvölker der alten Welt<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Die letzteren werden von den Kälak's, bei denen sie wegen ihres abgeschlossenen Lebens nicht sehr beliebt sind, Epat, d. h. „Schwammfresser“, genannt. Die Pitt-River-Indianer nennen die Wodoc's „Etsuami“, was in ihrer Sprache einen See bedeutet.

<sup>2)</sup> Vergl. hierüber: Col. Garrick Mallory, The former and present number of our Indians in Proceedings of American Association for Advance. of Science, Vol. XXVI (1877), p. 340 — 366.

## Die australische Colonie Neu-Süd-Wales.

Von H. Greffrath.

### I.

Neu-Süd-Wales, wie Capitän Cook die von ihm im Jahre 1770 entdeckte Küste von Australien wegen ihrer wirthlichen oder vermercantilen Schnelligkeit mit der Configuration von Süd-Wales, England, benannte, ist die älteste englische Colonie auf dem australischen Continente. Als der nordamerikanische Freiheitskrieg dem Transport von Verbrechern auf die Plantagen von Virginien für immer ein Ende machte, erinnerte sich die englische Regierung, wie Capitän Cook seiner Zeit eine Ansiedlung um Botany Bay auf das Wärmste empfohlen hatte. Die Entfernung von 16 000 Miles war kein Bedenken, vielmehr für eine zu gründende Verbrechercolonie Empfehlung. So wurde denn von Portsmouth aus am 13. Mai 1787 unter dem Obercommando des modernen Capitän Arthur Phillip ein erster

Schub von meist jugendlichen Verbrechern aus dem Agricultur-districten Englands nach Australien transportirt und landete am 20. Januar 1788 in Botany Bay. Der Trupp zählte 1044 Personen; davon waren 348 Freie und 696 Deportirte. Aber Botany Bay, blumenreich wie es war und noch heute ist, eignete sich zu einer Niederlassung nicht, und schon nach sechs Tagen wurde eine zweite Landung an der Spitze von Sydney Cove, einer von den vielen schönen Buchten in Port Jackson, und zwar an der Stelle, wo jetzt auf dem Macquarie-Platz in Sydney ein District errichtet ist, bewirkt. Am 26. Januar 1788 proclamirte Capitän Arthur Phillip als erster Gouverneur die Grenzen der neuen Colonie. Dieser Tag wird als Anniversary Day oder Geburtsfest in ganz Neu-Süd-Wales alljährlich in feierlichster Weise gefeiert, —



eine Ette, welche überhaupt in allen australischen Colonien am Tage ihrer Gründung beobachtet wird<sup>1)</sup>.

Neu-Süd-Wales umfaßt ursprünglich alles Land des australischen Continents, welches zwischen der Ostküste und 135° östl. L. Gr. liegt. Nachdem im Jahre 1851 Victoria und im Jahre 1859 Queensland als selbständige Colonien losgetrennt waren, verblieb für Neu-Süd-Wales immerhin noch ein Areal von 310 938 engl. oder 14 623 deutschen geographischen Quadratmeilen<sup>2)</sup>, welches sich nicht viel kleiner macht als Frankreich und Großbritannien zusammen.

An der Küste von Neu-Süd-Wales, wie es jetzt geographisch begrenzt ist, zieht sich ein niedriger, wellenförmiger Strich Landes hin, 1062 Kilometer lang und 50 bis 160 breit. Die schönen Ederwälder und das dicke Gebüsch, welche sich hier früher ausbreiteten, haben jetzt zahlreichen Farmen Platz gemacht, und die Fruchtbarkeit ist in der Nähe von etwa einem Dutzend Flüsse, die durch Alluvialland fließen, eine ganz außerordentliche. Der einheimische Graswuchs ist in der Regel grob und üppig und darum zum großen Theile durch Anpflanzen von fremden Gräsern (Reis, Mahnenfuß, Prärie gras u. s. w.) und Futterkräutern ersetzt worden. Im Süden ist durchweg der weiße Klee eingeführt. Das Klima ist mild und verhältnißmäßig feucht. Für Merinoschafe eignet sich diese Region viel weniger als für die langwolligen englischen Leicester, Lincoln, Downs u. s. w. und deren Kreuzung. Windvieh geht hier vortreflich, und Milchwirthschaften für Bereitung von Butter und Käse trifft man überall, namentlich im Süden.

Unter jeder Niedrigung erhebt sich mit plötzlichem Anstieg, von Norden nach Süden ziehend, in der Länge von 965 Kilometer und ziemlich parallel mit der Küste, das feste Great Dividing Range (große, die Wassertheile bildende Gebirge) oder die Cordillera, bestehend aus sieben Hauptzügen mit verschiedenen Namen und neunzehn meistens lateralen Abzweigungen. Die Höhe dieser Cordillera wechselt von einigen hundert bis über 7000 Fuß, hält sich aber größtentheils auf 2000 bis 3000. Der höchste Punkt wird auf dem Mount Kosciuszko mit 7308 Fuß erreicht. Der westlich von Sydney liegende Theil dieses Gebirges heißt „the Blue Mountains“, das blaue Gebirge; die zum Jahre 1817 galt es für ein unübersteigliches Hinderniß, um Kenntniss des Innern jenseit der Berge zu gewinnen. Jetzt führt von Sydney aus eine 310 Kilometer lange Eisenbahn darüber hinweg nach Bathurst und von da weiter nach Orange, deren Höhepunkt auf dem Mount Victoria 3660 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Es ist dies eines der großartigsten Bauwerke der Neuzeit, welches unter der Leitung des Obergenieur Whitton ausgeführt wurde. Im Süden werden die Cordilleras in dem Theile, der „the Callarin Range“ heißt, durch die ebenfalls von Sydney auslaufende Südbahn überschritten, welche, 496 Kilometer lang, über Goulburn, Fuß und Coomambra nach Wagga Wagga führt und jetzt bis Albury am Murray River noch 126 Kilometer weiter fortgesetzt wird, um sich hier an die von Wobonga, am jenseitigen Ufer des Murray, nach Melbourne führende Bahn anzuschließen. Damit wäre dann Sydney mit Melbourne

durch Eisenbahn verbunden, eine Entfernung von 895 Kilometer, die sich in 25 bis 30 Stunden zurücklegen läßt. Im Norden paßirt die Nordbahn, welche in der Länge von 294 Kilometer von Newcastle am Hunter River über Waitland, Singleton, Scone und Murrumbidgee nach Tamworth läuft und von da noch auf weitere 143 Kilometer bis Armbrale in Van begriffen ist, die Cordilleras im Liverpool Range.

Hinter dem Dividing Range gelangen wir auf Tafelland, ungefähr 2500 Fuß hoch und 50 bis 80 Kilometer breit. Obwohl ziemlich felsig, enthält es doch viel gutes Weideland und Striche des schönsten Agriculturalbodens, auf welchem Weizen- und Obstan mit bestem Erfolge betrieben werden. Nach Süden zu liegen die berühmten Monaro-Ebenen mit vulcanischem Boden und nie versiegenden Wasserläufen, wo es an Schafereien und Rindviehzüchten nicht fehlt. In der Mitte breiten sich die herrlichen Pastoralen von Goulburn, Fuß und Bathurst aus und nach Norden die für Ackerbau und Viehzucht nicht minder ausgezeichneten Neu-England-Districte, so genannt wegen der Ähnlichkeit ihres Klimas mit dem von England. Wenngleich es in dieser Region gar manche Gegenden giebt, wo sich verhältnißmäßig seine Merinowollen — Ramms- und Tuchwollen — produciren lassen, so ist doch der Boden im Allgemeinen zu feuch und das Gras zu geil, die Lage der Witterung zu sehr angelegt und das Klima zu kalt für die feinsten Merinowollen. Die großen Merino- und die langwolligen englischen Schafe dagegen gewöhnen bei sorgfältiger Behandlung gute Erträge, die erstere 5 bis 6, die letztere 7 bis 8 Pfund durchschnittlich, zum Werthe von 10  $\mathcal{L}$ . oder 83  $\frac{1}{2}$   $\mathcal{F}$ . für das Pfund.

Dem Tafellande reiben sich die Western Slopes, das ist das sich allmählig nach Westen erstreckende Terrain, in einer Länge von 885 Kilometer und einer Breite von 150 an. Das Klima ist mild und ziemlich gleichförmig, weder zu warm noch zu kalt, der Winter gelinde und kurz. Der Boden, wiewohl an manchen Stellen recht schlecht, ist im Allgemeinen fruchtbar und in manchen Gegenden sogar in sehr hohem Grade. Er besteht zum großen Theile aus rothem apolotarischem Lehm und ist mit Eucalyptus dempholiba, besamter unter dem vulgären Namen „Wor“, bepflanzt. Es ist dies ein schlanker Baum, dessen Holz wegen seiner Härte, Zähigkeit und Ausdauer hohen Werth hat. Ein Theil der ausgezeichneten Murrumbidgee-, Tachlan-, Rubgee- und Liverpool-Plains-Pastoral- und Agriculturdistricte gehört hierzu, wo die feinsten Merinowollen der Erde, sowohl Ramms- als Tuchwollen, gewonnen werden. Auch für Pferde- und Rindviehzucht ist dieser District unüberbort.

An die Western Slopes schließt sich die sogenannte Intermediate Division an, 933 Kilometer lang und 193 breit. Sie führt ihren Namen davon, daß sie den Übergang von den Western Slopes in den salzhaltigen Saltbush-Ebenen vermittelt, also gewissermaßen eine Zwischenstation bildet. Das Klima ist zwar heißer und trockner als auf den Western Slopes, aber dabei ein sehr gelindes, wiewohl ein Aufenthalt in diesen Gegenden gerade kein angenehmer ist. Das Land, eben und flach und meistens salzhaltig, enthält both an Strecken des fruchtbarsten Agriculturalbodens von ziemlicher Tiefe. Der Graswuchs, welcher von Jahr zu Jahr fester und besser wird, ist für Vieh außerordentlich nährend. Zu dieser Region gehören, wenigstens ihrem größten Umfang nach, die herrlichen Murrumbidgee- (bekannt unter dem Namen der Riverina), Tachlan-, Wellington- und Onghie-Pastoraldistricte. In neuen Jahren findet sich hier der üppigste Graswuchs, und in Zeiten der Dürre reicht schon ein mäßiger Regen hin, denselben zu befeuchten. Für die Production von ganz feinen und dichten Wollen sind das

<sup>1)</sup> In Tasmanien am 8. December, in Westaustralien am 1. Juni, in Südastralien am 28. December, in Victoria am 1. Juli und in Queensland am 10. December.

<sup>2)</sup> Die frühere officielle Angabe des Flächeninhalts von Neu-Süd-Wales lautete auf 523 437, dann auf 525 000 englische, beziehentlich 15 213 und 15 286 deutsche Quadratmeilen. Nachdem von einer neuen Berechnung in der Preibelschen Anstalt in Gotha nur 508 560 engl. oder 14 513 deutsche Quadratmeilen ermittelt worden waren, hat sich die officielle Angabe jetzt auf 310 938 resp. 14 623 reducirt. Vergl. Rehm und Wagner, Die Bevölkerung der Erde V. S. 44.

heiße Klima sowohl wie das zu nahrhafte Futter von Gras und Salzbüsch weniger günstig, vielmehr lehrt die Erfahrung, daß die kleinen feinnelligen Schafe schon nach ein oder zwei Generationen degeneriren, indem sie selbst an Umfang zunehmen und der Faser ihrer Wolle gleichzeitig gröber und länger wird. Als Specialität dieses Districtes gilt eine gesunde, gut gemachte Kammwolle von der Qualität gut bis sehr gut. Nur im Osten dieser Region liegen einzelne Strecken, welche die Production von Tuchwolle beginnen.

Des Ricerina-Districtes geschieht so häufig Erwähnung, daß wir noch einige Worte darüber hinzufügen wollen. Der Name, von Ricer (Ruch) abulirend, bedeutet Flugsgebiet und wurde diesem Districte von dem am 8. August 1878 in Sydney verstorbenen Reverend Dr. Lang gegeben, welcher sich für die Erhebung desselben zu einer eigenen Colonie besonders interessirte. Gegenwärtig dient der Ricerina so gut wie ausschließlich der Viehzucht und der Wollproduction, wiewohl der Boden auch für andere Erwerbszweige gute Duellen bieten würde. Die Chinesen sind zur Zeit fast die einzigen Gärtner und produciren eine große Menge der schönsten Gartensüchte. Apfelsinen, Limonen,

Beigen und Wein gebiren vortreflich. Im Hinterlande des Districtes herrscht allerdings großer Mangel an Wasser, welches sich dort nur auf künstlichen Wege — durch Anjamen in Bohlen für Regenzeit oder durch Zerstetten — erhalten läßt. Die einheimischen Gräser sind an manchen Orten durch Anjamen fremder Gräser und Kräuter mit bestem Erfolge verdrängt worden. Die Eisenbahn, welche die Colonial-Regierung jetzt durch den Districte bauen läßt, wird zur Hebung desselben wesentlich beitragen und namentlich auch mehr Bevölkerung, an der es noch fehlt, herbeiziehen. Erwähnt sei noch, daß Victoria, die kleinste aber wichtigste unter den Colonien Australiens, eifrigst bemüht ist, den Ricerina, der auch bei seiner geographischen Lage mit seinem ganzen Handelsverkehr (im Jahre 1877 wurden 113 822 Ballen Wolle dahin exportirt) auf Victoria hingewiesen ist, an sich zu bringen und eine Grenzberichtigung dahin vorzunehmen, daß anstatt des Murray, wie jetzt, der Murrumbidgee die Schiede bilde. Aber New-Süd-Wales wird sich dazu schwerlich verstehen, und England wird sich der bösen Folgen wegen wohl hüten, ein Nachwort zu Gunsten von Victoria dazuzulegen.

## Aus allen Erdtheilen.

### Äthen.

— Durch des englischen Gesandten Sir Layard Vermittlung hat Dr. Schlicmann von der türkischen Regierung die Erlaubniß erhalten, in den bekannten großen Grabhügeln der troischen Ebene Ausgrabungen zu veranstalten. Dieselben sind zum Theil zwar schon längst untersucht worden, aber wie der uner müdliche Schatzgräber meint, nicht richtig und gründlich genug. Am 1. März denkt er, die Arbeiten in Hissarlik wieder aufzunehmen und gleichzeitig diejenigen an den Grabhügeln zu beginnen.

— In der Leipziger Gesellschaft für Erdkunde hielt Prof. Dr. F. Delizsch am 28. Januar einen Vortrag über das Paradies, welches schon Dopplinson (1688) in Babylonien vermutete und Sir H. Rawlinson aus assyrischen Quellen dafelbst nachwies. Prof. Delizsch hat nun in den Keilchristmonumenten des British Museum Karameniten gefunden, worin die Kanäle Pisan und Guchan vorkommen, ersterer dem Vallaopos-Kanal aus der Zeit Alexander's entsprechend und dem Empirat flüßlich parallel laufend, der Pison der Bibel, letzterer der Gihon, während Preat und Chidbafel gleich Empirat und Tigris sind. In der Umgegend von Babylon dachte sich also die Semiten die Urheimath des Menschengeschlechts.

— Der Fluß Ruma, melden die Stavropoler Gouvernementsnachrichten, hat sich nun endlich wieder in das Meer ergossen, nachdem er einen Theil der Karamanogaier Steppe zwischen den Stationen Kamaß und Hundukht überschwemmt hat. Herr Wlesow, Priwalow von Karamanogai, hat sich sofort an die Wändung der Ruma ins Kaspiische Meer begeben und trifft Anstalten, um alle Hindernisse, welche etwa den freien Lauf des Flusses stören oder erschweren könnten, wegzuräumen. Vieles Ereigniß ist für die Nomaden von der größten Wichtigkeit; die Natur selbst hat die nöthigen Wiederherstellungsarbeiten angeleitet, und es bedarf jetzt nur noch geringer Arbeit, um den ehemaligen Lauf der Ruma wieder gänzlich herzustellen. Nun wird wiederum frisches Leben in die die Steppe einziehen und die ökonomischen Verhält-

nisse ihrer Bewohner werden sich rasch und günstig umgestalten.

— Die Expedition des Baron Aminow nach der Wasserscheide zwischen Ob und Jenissei (s. „Globe“ XXXIV, S. 111) hat ihre Beobachtungen und Messungen dafelbst anscheinend noch nicht abgeschlossen, hat aber schon jetzt nach „Natur“ die Ueberzeugung gewonnen, daß es nur eines kurzen Kanals mit Schifffahrten bedürfe, um den Kas, einen linken Zufluß des Jenissei, mit der Jazemsoja und der Somowataja, welche durch den Kas dem Ob tributär sind, in schiffbaren Zusammenhang zu bringen. Der Kas mündet unter dem 60. Breitengrade 27 deutsche Meilen nördlich von Jenissei in den Jenissei, der Kas unter 58° 17' nördl. Dr. oberhalb Marym in den Ob. Dort wo sich Jazemsoja und Kas am nächsten kommen, liegt sumpfiges Land, über welches Aminow sein 40 Fuß langes Boot 3/4 Werst weit von seinen Rudern hinüberziehen ließ. Jene Schifffahrten könnten sogar wegfallen, wenn die Schifffahrt nur in Frühling betrieben werden sollte.

— Die Küstenaufnahmen in Indien waren zuletzt eine Zeit lang durch das Fehlen eines geeigneten Dampfers sehr gehemmt. Jetzt wird aus Bombay gemeldet, daß ein dafür bestimmtes neues Schiff, der „Investigator“, vom Stapel gelassen und mit der erforderlichen Ausrüstung für das Herstellen von Karten, Tiefmessenungen u. s. w. versehen worden ist.

— Aus Singapur wird geschrieben, daß das Sultanat Peral auf der Westküste der Hinterindischen Halbinsel zwischen 4° und 6° nördl. Br. wegen seines für Pflanzungen überaus geeigneten Bodens (s. oben S. 126) mehr und mehr die Aufmerksamkeit der Pflanzler von Ceylon auf sich ziehe, und daß der Madraschah von Pichohor (gegenüber von Singapur) einen früheren Pflanzler von Ceylon zu einer Art Alderbaumkulturer ermannt habe, um sein Land der Kultur zugänglich zu machen. Das obere es hier mit einer Gebirgs- zu thun haben, welche den Völkerehebungen wirklich entspricht, und daß es sich nicht, wie häufig in America, um leere Klammern handelt, geht aus folgender Schilderung hervor, welche

Dr. Birch, dessen Ermordung bekanntlich vor einigen Jahren die Engländer zum Kriege mit Persien nöthigte, von dem Lande entwirft (Journal of the R. Geogr. Soc. 46, p. 363): „Die größten Hüfquellen dieses schönen Gebietes liegen in seinem Norden. Wenn ein Kapitalist vernachlässigt werden könnte, im Thale des Berak-Flusses den Anbau von Tabak, Zucker oder Jambigo zu betreiben, so wird er bald den Erfolg, mit dem er arbeiten kann, spüren. Das Klima ist vortreflich, das Wasser rein, reichlich vorhanden und sehr leicht heftig Bereisung zu erlangen, der Boden werthvollig reich; in jedem Thale finden sich große Viehweiden und auf den Bergen ringsum, die leicht zugänglich sind, ist zweifellos guter Boden für Kaffee anzupflanzen. Erhoben hat in letzter Zeit erstaunliche Fortschritte gemacht und während der letzten 25 Jahre haben sich seine Einkünfte verdoppelt, und dabei besteht es keineswegs eben so wunderbare Reichthümer an Mineralien, Land und Wasser wie die Staaten der malayischen Halbinsel.“ Wie sich sich dort in Hinterindien in letzter Zeit die Verhältnisse geändert haben, beweist auch folgende Mittheilung der „Natur“, daß unlängst in Lantjongs Bogor ein Landhäuf, wofür die Chinesische Kompagnie vor nicht langer Zeit pro 15 Acre 1 Rupee (2 Mark) bezahlt hatte, zu Preisen von 20 000 bis 30 000 Doll. pro Acre verkauft worden sind.

— Ueber Graf Bela Szechewi's ostasiatische Expedition (vergl. oben S. 15) bringen die Mittheilungen der Wiener Geographischen Gesellschaft (1879, Heft 1) auf einem Briefe des Oberstenanwaltes Kreiner folgende neuere Nachrichten: „Am 7. December brachen wir in das Innere von China auf. Unser nächstes Reiseziel ist Su-tschau-fu in der Provinz Kansu. Wir sahen von Kantun in Boaten am Kanonkanal aufwärts bis Siang-pang, wo da nehmen wir als Parawane die Route über das Siminggebirge, und ich glaube, daß wir den Westen hinauf bei Kan-tschau-fu übersehen werden. Wir könnten Mitte März in Su-tschau-fu sein. Damals diene ich dem Ministerium des Ackerbau (Tchang-li-kan) erwidern wir für die Reise eines Schwelgers zweier Kaffee, der auch Gültigkeit für Tibet haben soll. Als Delmeister begleitet und ein junger Chinese, welcher bisher als Interpreter im holländischen Consulate fungirte. Außerdem engagieren wir für die Reisebauer zwei chinesische Diener, welche etwas Englisch verstehen.“

— John R. Carthy, ein Missionär der China Inland Mission, machte im Jahre 1877 vom Januar bis August die Reise von Tsching-kiang am Hang-tse durch Hu-peh, Sze-tschwan, Kwei-tschau und Jün-nan nach Hhamó am Travandim. Unter seinen Beobachtungen sind besonders hervorzuheben die fremdländere oder wenigstens nicht feindliche Aufnahme, die er überall fand, wofür er kam, und die ihn die ganze beschwerliche in einem großen Theil zu Fuß zurückgelegte Reise ohne Hindernisse seitens der Einwohner oder Beamten vollenden ließ. In den Provinzen Sze-tschwan und Kwei-tschau fand er eine unermesslich große Zahl von Nämlich Katholiken, die in jeder größeren Stadt ihre Pfarren hatten und so weit gebildet zu sein schienen, daß man Gracurie und andere mit dem Hateredevirt der Christen zusammenhängende Gegenstände in den Konfäden öffentlich ausgeben sieht. R. Carthy glaubt, daß die Nämlich Katholiken in allen Theilen dieser Provinzen nach Tausenden zu rechnen seien und stellenweise auch großen Einfluß besitzen; besonders in dem wichtigen Plaze Kwang-pang-fu fand er sie zahl- und einflußreich. Was die allgemeine Lage dieser beiden Provinzen betrifft, so fand der Reisende Sze-tschwan nicht bevölkert und wohl angebaut, dagegen aber Kwei-tschau besonders in seinen westlichen Theilen durch die Unruhen der letzten Jahre verwüstet und entvölkert. Wahn war die einzige Pflanze, die er hier angebaut fand. Die Ermunterungen zur Einmauerung, welche die Regierung in Form von Landbesetzungen und Unterführungen ausgeben läßt, scheinen bisher wenig Erfolg gehabt zu haben, wohl weil

die Randbarinen mehr auf ihren eigenen Vortheil als den des Landes bedacht sind. Nur in der Stadt Kan-tschau-fu und ihrem Bezirke fand R. Carthy mehr Leben und Regsamkeit. Opium in erheblichen Mengen geht von hier nach Kantun und sogar Schanghai. In Jün-nan fand er nicht viel bessere Zustände. Interessant ist hier seine Angabe, daß der Handel mit Hhamó, vorzüglich der Baumwollenhandel, in den Händen einiger wenigen einflußreichen Randbarinen zu liegen scheint, welche denselben gewissermaßen monopolisiren und wiederum in ihrem eigenen Interesse mehr als in dem des Landes den Verkaufer entgegenzetzen, die Jramobüh, aber die Sanga-Strasse nach Jün-nan den Europäern zu öffnen.

— Léon Konfick, ein Franzose, welcher von 1868 bis 1874 am Arsenal von Tsu-tschau in Physik und Naturwissenschaften unterrichtet und vor seiner Heimkehr ein Heile nach Kan-tschau-fu am oberen Swang-bo unternahm, berichtet darüber einiges im Bulletin der Pariser geographischen Gesellschaft (Octob. 1878). Dort giebt er auch eine Erklärung des Wortes „Pagode“. In der Nähe eines Tempels bei Kan-tschau-fu sah er nämlich einen kleinen mehrstöckigen Thurm, welcher über der Thür auf einer Marmorstufe die Ueberreste „Po-tu-tu“, d. h. Thurm der geliebten Knaben, trug, und erfuhr, daß auf Befehl einiger Fürsten in die den Thälern der Provinzen Sze-tschau und Kan-fu auf den dortigen zahlreichen Schlachtfeldern herumliegenden Gebeine gesammelt und in der Nachbarschaft von Tempeln berichtigt worden. Die betreffenden Stellen wurden durch kleine Thürme mit abigem Namen bezeichnet. Häufig verbreitete sich der Gebrauch dieser Grabmäler im übrigen China und damit zugleich jener Name, während das Volk den Ursprung der Sitte vergaß und den Thürmen wegen der meistens in ihrer Nähe befindlichen Tempel einen religiösen Charakter beilegte. In Kantun, wo jene drei Zeichen „Po-tu-tu“ ausgesprochen werden, haben die Europäer zuerst jene Thürme und Ueberreste irrthümlicherweise deren Namen, der in ihrem Munde zu „Pagode“ wurde, auf die benachbarten Tempel, welche von den Chinesen selbst Miun genannt werden.

## Afrika.

— Unter dem Voritze des Königs von Belgien hielt kürzlich das Comité der Internationalen Afrikanischen Gesellschaft eine Versammlung in Brüssel ab. Es veranlaßt, daß der dabei anwesende Dr. Stanley an die Spitze einer nach Afrika auszuführenden special belgischen Expedition treten soll.

— Der böhmische Afrika-Reisende Dr. Emil Holub, dessen Rückkehr man in Wien demnächst entgegenfiehet, veröffentlicht in den Mittheilungen der Wiener Geographischen Gesellschaft (1879, Heft 1), „Eine Entdeckung des Mar-ruti-Ramkunda-Reiches“, welches an die Stelle des Malolala-Reiches getreten ist. Letztere, deren Namen nach allen Karten des betreffenden Gebietes zu finden ist, sind ein Stamm der Balala, wurden aber bis auf einige Männer und eine Anzahl von Frauen und Kindern ausgerottet, nachdem sie eine Zeit lang eine bespottliche Herrschaft über die Stämme am mittleren Zambezi und dessen Nebenflüsse Tschabe ausgeübt hatten. Dort fand sie Livingston 1855. Merkwürdigerweise aber hat sich wenigstens ihre Sprache erhalten und auf ihre Maruti-Besieger vererbt, denen sie in Folge des Wachstums ihres Reiches und wegen des engern Verkehrs mit den südlich vom Zambezi wohnenden Völkern nothwendig und unentbehrlich geworden ist. Ein der Balala-Sprache nächster ist im Maruti-Ramkunda-Reiche vollkommen sicher; es ist ja ein wichtiges Bindeglied zwischen dem centralen Südafrika und dem südlichen Centralafrika hergestellt.

— Graf Marano befindet sich, nachdem er sich von der internationalen Expedition in Ostafrika zurückgezogen, bereits wieder am oberen Nile, wo er durch Gordon-Pasche zum

Biegevergnern der Provinz Galabat an der Grenze Aethiopiens erkannt worden ist.

— Vater Horner schreibt d. d. Jangibar, 12. December 1878 an „Les Missions Catholiques“, daß die Mitglieber der Clements Denhardt'schen Expedition (s. „Globus“ XXXIII, S. 384) krank von ihrer Stelle zurückgekehrt seien. Sie haben den Lauf des Flusses Dana unter großen Schwierigkeiten etwa 60 engl. Meilen landeinwärts verfolgt, haben aber den schneebedeckten Kenia nicht zu Gesicht bekommen. „Natur“, der wir diese Notiz entnehmen, meint mit Recht, daß der Dana nicht, wie man bisher annahm, auf dem Kenia entspringe oder in dessen Nähe vorbeiziehe. (Derselbe kommt nicht von Westen, wie R. Brenner angab, sondern von Norden und läßt den Kenia weit rechts liegen). Die Expedition, welche ihr Glück noch einmal versuchen will, hat sehr vollständige meteorologische Beobachtungsbücher gesammelt. Von dem Bapofomo am Dana rühmt sie das ruhige, thätige Wesen. Missionäre würden denselben wahrscheinlich willkommen sein, wenn nur die somalischen Somaliis an der Küste dieselben postieren ließen.

— Nach dem Baptisten Missionar Geralt\* haben die Missionäre J. T. Comber und Grenfell (s. „Globus“ XXXIV, S. 208) im Auftrage der „Baptisten Missionary Society“ bereits eine regeopolitische Reise südlich vom untern Congo ausgeführt und sind von Boma aus über S. Salvador bis zur Stadt Luango vorgedrungen, welches auch der fernste Punkt war, den 1873 der zur Aufsuchung Livingston's\* ausgesandte Lieutenant Grayby wenigstens zu Gesicht bekam (vergl. „Globus“ XXVII, S. 46 und 108). Luango ist nach Comber die größte und hübschste Stadt in jener Gegend, ja die reinlichste und hübschste, die er überhaupt in Afrika gesehen hat. Die Straßen und Plätze waren in guter Ordnung, und ihre Sondernheit ließ auf häufige Reinigung schließen. Regelmäßige Alleen und Jänne eines mit purpurfarbenen und weißen Blüten bedeckten Baumes theilen die Stadt in verschiedene Quartiere, und ein hübsches Fläschchen mit herrlichem Wasser, ein Becken aus dem Oaite, wieweil sich um die Ost- und Südseite der Stadt herum. Einer Niederlassung der Missionäre aber waren die Eingeborenen entlichend abhold. Leider wurde auch ihnen nicht gestattet, den neuen Congo zu besuchen; sie mußten vielmehr auf demselben Wege über S. Salvador zurückkehren. Dort war übrigens ihre Aufnahme bereit, daß sie dieselbe ihre Handstation errichten wollten. Grenfell ist inzwischen nach seinem früheren Wirkungskreise am Camero zurückgekehrt, während Comber sich in England befindet. Dort hat ein wohlthätiger Missionar, Kötzingen in Leeds, der Gesellschaft 2000 fl. St. für einen Dampfer zur Verfügung gestellt, mit welchem der Congo oberhalb der Wasserfälle besahren werden soll. Comber wird binnen Kurzem an seinen Bestimmungsort abgehen.

— Die Buchhandlung von F. A. Brockhaus läßt fort, den deutschen Republiken eine wahre Bibliothek der interessantesten afrikanischen Reisebeschreibungen in reich illustrierten mit Karten versehenen und vorzüglich sorgfältigsten Originalausgaben oder Uebersetzungen darzubieten. Wir erinnern nur an „J. S. Speke, Die Entdeckung der Nilquellen“, G. Rehbis, „Duer durch Afrika“, an die beiden Aufgaben von Schmiedeknecht's „Am Herzen von Afrika“, G. von Weber, „Zwei Jahre in Afrika“ (s. vorigen Band S. 178); ein Werk, welches hinsichtlich des hohen in hohem Interesse ist, weil es die südäthiopischen Verhältnisse überaus klar und eingehend behandelt), an Cameron's „Duer durch Afrika“ und Stanley's „Durch den dunkeln Welttheil“. In diesen dreizehn Bänden ist neuerdings eine erste autorisire Uebersetzung des ersten Stanley'schen Reiseberichtes „Wie ich Livingston fand. Reisen, Abenteuer und Entdeckungen in Central-Afrika“ in zwei Bänden mit über 50 Bildern gekommen und wird wohl von den Freunden geographischer Lectüre mit nicht geringem

Interesse begrüßt werden, als der einzige Roman „Durch den dunkeln Welttheil“. Denn kann nicht es in der Geschichte der Forschungsreisen ein merkwürdiges Zusammenreffen, als jenes zwischen Livingston und Stanley in Udschibschib, auf welches dann die Fahrt nach dem nördlichen Ende des Tanganjika-See's folgt. Stanley brachstigte anfangs, in der deutschen Ausgabe einige geographische Details auf Grund seiner späteren Forschungen hinzu zufügen oder zu verändern, hat es aber dann doch für angemessener erachtet, daß den deutschen Lesern sein Werk ganz in derselben Gestalt vorgeführt werde, welche er ihm unter den unmittelbaren Einbräuden der Reiseerlebnisse gegeben hatte. In der geographischen Literatur dürften nicht leicht zwei Werke derselben Art, deren Publicationstermine wie bei Stanley's beiden Reiseberichten nur etwa ein Jahrtrium auseinanderliegen, aufzufinden sein, welche in gleichem Grade sensationell und hoch dabei in ihrer ganzen Anlage und Ausführung so grandios verschieden sind. Letzteres ist eine Folge der merkwürdig rapiden Fortentwicklung des Verfassers von einem ideenreichen, aufzukunftsreichem und mit großer Routine und Schmeichelei Zeitungartikel abfassenden Reporter zu einem durch die großartigen Reisen, durch die energischsten Studien und durch den vertannten Umgang mit Skrophiden der Wissenschaft, vor allem mit Livingston, tüchtig und gründlich ausgebildeten Geographen und vom Glück merkwürdig begünstigten Entdecker. Gerade durch diesen Contrast werden auch beide Werke doppelt interessant.

#### Australien und Inseln des Stillen Ozeans.

— Folgende Tabelle giebt die Zahl der Irennigen und deren Verhältniß zur Bevölkerung in den Colonien Australiens am 31. December 1877.

Colonia	Bevölkerung	Zahl der Irenn zur Bevölkerung.	Verhältniß
Victoria . . . . .	860 304.	2747.	1 zu 313.
Nen-Süd-Wales . . . . .	602 212.	1829.	1 „ 362.
Süd-Australien . . . . .	236 753.	478.	1 „ 495.
Tasmanien . . . . .	303 093.	457.	1 „ 677.
Tasmanien . . . . .	107 104.	357.	1 „ 317.
West-Australien . . . . .	28 517.	68.	1 „ 419.

In Großbritannien war das Verhältniß wie 1 zu 355.  
— Eine in mehrfacher Hinsicht (ethnographisch, hydrographisch) interessante und Nees enthaltende Monographie über den Archipel der Neu-Seeländer von W. Gardt enthalten die Verhandlungen des Vereins für naturwissenschaftliche Unterhaltung in Hamburg (Bd. IV). Sie bezieht zum Theil auf den Mittheilungen des Capitäns Winkler aus Sonderburg, welcher längere Zeit an Ort und Stelle verweilt, mehrere Verbrüder bruchig und mehrfach neues Material beibringen konnte. Allgemeineres Interesse, als der namentlich für Geographen und Entdecker bestimmte zweite Abschnitt über die einzelnen Inseln und die Schiffahrt zwischen denselben, gewährt der erste, die allgemeine Schilderung der Inseln und ihrer Bewohner. Derselbe behandelt ihre Entdeckungsgeschichte, das Entstehen ihrer Einwohner als Kanis, die äppige Natur der 40 bis 50 Inseln und Inselchen, ihr Klima und so fort. Sprachlich dürfte auf der ganzen Erde wohl kein größeres Gebiet gefunden werden, das nur annähernd diesen Archipel erreicht. Von den Hauptinseln kennt man über 20 verschiedene Sprachen; Tanna zählt deren drei, Rai (1½ Meilen lang, ½ Meilen breit) enthält drei einander feindliche Stämme und ebenso viel Sprachen, Rai angeblich eben so viele. Auch körperlich bilden die Eingeborenen eine Mischrace; auf den südlichen Inseln sind sie in jeder Beziehung mehr europäisch als im Norden, und auf Tanna sind sie schärfer, härter und ehrlieber als anderswo, auf Rai sind sie mager und häßlich, fast afrikanisch und sehr groß, die Erromonger und Aneiter kleiner; die Eingeborenen von Lakoni gleichen in ihren Manieren den Affen,

namentlich die Weiber, die fast stets in gekrümmter, nach vorn gebogener Haltung durch die Wälder hinken. Wohlgebildet dagegen sind die Bewohner von Santa, oft mehrmals höher als den Weib. Ähnlich kamen mehrfach vor. Cannibalsimus ist im Innern der Inseln, namentlich von Tanna, noch weit verbreitet. Doch ist das Fleisch der Weisen nicht so geschätzt, weil es für härter und lausiger gilt als das der Schwarzen. Als besonders für den Häuptling reservirte Vorräthe gelten die Schamtheile. Die ziemlich eingehende Schilderung der Nahrung, Bekleidung und Haartracht, Bemalung, Behandlung der Waffen und Geräthe, der Sitten, Gebräuche und Religion u. s. w. der Eingeborenen findet durch zwei farbige Tafeln mit Geräthen und Waffen und eine Photographie einer Gruppe Eingeborener erweiternde Veranschaulichung. Die vögelischen Missionäre sehen ihre aufopfernde Thätigkeit auf den Neu-Hebriden mit Erfolg gekrönt; seit 1859 haben sie zwölf Hauptstationen errichtet und etwa 70 Lehrer ange stellt, welche in 63 Schulen an 2000 Kinder unterrichten.

— Wir wir bereits auf S. 239 des vorigen Bandes kurz erwähnten, ist der zur Zeit fällige Beitrag der Humboldt-Stiftung, circa 14 000 Mark, Herrn Dr. J. L. S. in Bremen anerkannt worden. Derselbe beschäftigt, die Uebersetz- und Uebersetzung der zum Theil im Alterben begriffenen Uebersetzung der polynesischen Inselgruppen, dann aber auch die Fauna und Flora der letzteren zu studiren. Sein Weg wird ihn über San Francisco und Honolulu nach den verschiedenen Inseln des Stillen Oceans und auf der Rückkehr nach Japan und China führen.

Nachschrift zu „Der Ausfall an den Sandwich-Inseln“ (s. oben S. 46 f.). Der „Adventurer“ von Honolulu meldet am 9. November 1878: „Mit dem letzten Postdampfer kam Dr. W. B. Gomeran an. Derselbe ist der Sohn des viele Jahre in Hawaii ansässigen Missionärs und auf Hawaii geboren; er beabsichtigt die Aufsicht über die Colonie der Ausführenden auf der Insel Molokai zu übernehmen. So wird dem langgefühlten Mangel abgeholfen und den Unglücklichen die bisher entehrte Hälfte durch diese Aufopferung gemehrt werden.“

#### Nordamerika.

— Ein Times-Correspondent (f. The Mail, 27. December 1878) berichtet aus dem Staate Nebraska: Während wenige Leute dort einen Indianerangriff noch für möglich halten, haben sich die Ansiedler in Nebraska vor einer neuen und unerwarteten Gefahr zu schützen. Hunderte von Vagabunden verbreiten durch ihre Mißthaten Furcht und Schrecken, indem die Farmer in Contribution, halten selbst Eisenbahnen an und plündern sie aus und haben auf einmal gelegenen Gehöften in Abwesenheit der männlichen Bewohner schon Grauelthaten vollbracht, wie sie die Indianer nicht größerer erlitten haben. Diese „Ramps“ behaupten, daß sie vor Hunger sterben und betteln um Nahrung; bietet man ihnen aber Arbeit an, so zeigen sie keine Reue, sich anzufertigen. Man denkt schon an scharfe Mittel, um die Leute, welche sich im Schwärze ihres Angesichts ihr Brot verdienen, gegen diejenigen zu schützen, welche ihr Leben verumeln und anderen zur Last fallen. — Nebraska, heißt es weiter, bietet jetzt dem Auge gegen frühere Zeiten ein ganz anderes Bild. Außer am Ufer des Platte und anderer Flüsse war einst dort auf Hunderte von englischen Meilen kein Baum zu sehen. Im Spätherbst wurde das lange, von der heißen Sommerhitze ausgeübte Grotz in Brand gesteckt, und das Feuer verbreitet sich über enorme Gebiete, ohne gerade ein so grausartiges Schauspiel zu gewähren, als es monoton bedrückend worden ist. Erdbem ist viel Prairie-land unter den Pflug gebracht und in kleine Farmen eingetheilt worden; nicht länger mehr bilden Großmeyer den hervorragenden Zug in der Landschaft oder ist der Wald ein des Baumes etwas Seltenes und Verwunderliches. Das Land ist jetzt durch kleine Farmhändler und zahlreiche Baumgruppen bedeckt. Die erste Ernte eines Ansehlers, wenn er sein Land angepflügt hat, ist Wärme um zu pflanzen, welche rath emporschauen und ihm sowohl das nützliche Brennholz als auch Schutz vor dem Winde gewähren. Ueberdies wird die Anpflanzung von Bäumen durch ein Staatsgesetz befördert, wonach Steuern im Verhältnis zu der Zahl von Acres, an welchen Bäume angepflanzt worden, erlassen werden. Zum Beweise der Schwelligkeit, mit welcher sich die Prairie mit Bäumen bedeckt, sei angeführt, daß der nützliche Gottenwood (weil Ebenen), Populus monilifera und angulata) binnen zwölf Jahren einen Durchmesser von 20 Zoll erreicht, daß schon drei Jahre nach dem Pflanzen Gattenwood, Ahorn, Esche und Balsambaum groß genug sind, um Brennholz abzugeben, und daß sie fünf Jahre nach dem Pflanzen schon alles Holz, was auf einer Farm gebraucht wird, liefern. Nebraska ist der erste Prairiestaat, welchem das Verdienst zukommt, ein weises Gesetz in dieser Hinsicht erlassen zu haben.

— Nordamerika, seine Städte und Naturwunder, sein Land und seine Leute. Von Ernst von Hesse-Wartegg (Bd. I, 6 Mark. Leipzig, G. Wiggl). Ein überreich mit schönen Holzschnitten ausgestattetes populäres Werk, dessen Hauptvorzug in den Bildern besteht. Für den schillernden Text hat der Autor sich bei den besten Lesern, wie Bret Harte, Rafael, Nordhoff, Spangh und Anderen, Rath erholt. Das auf 5 Bände mit 300 Illustrationen berechnete Werk wird nicht nur die hervorragenden Städte und landschaftlichen Schönheiten der Vereinigten Staaten und Canadas behandeln, sondern auch das Leben der verschiedenen Gesellschaften und Völkern, das Treiben in den Gold- und Silberminen Colorado und Nevada, in den Kohlen- und Petroleum-Districten Pennsylvania, das Fischweien auf dem Mississippi und Missouri, das Emigrantentreiben in den Prairien, die Sitten und Gebräuche der Neger, Indianer und Chinesen u. s. fort. Für leichte Orientirung ist das schöne Werk sehr geeignet.

— Auf S. 93 und 94 des vorigen Bandes sind schon früher geben wir nach der Augführung, Allgemeinen Zeitung verschiedene erfreuliche Nachrichten über geobliche Fortschritte im Handel, dem Verkehrswesen u. s. w. Mexico's. Die Freude hat aber nicht lange dauern; denn jenes Blatt läßt sich aus Mexico vom 10. December 1878 schreiben, daß jene materiellen Fortschritte ihr Ende erreicht haben, weil es an Geld fehlt, dieselben durchzuführen — die natürliche Folge der im Zollsystem herrschenden falschen Principien und des übertriebenen Militär-Grotz. Sollen doch die arme Republik 40 000 Mann, doppelt so viel wie die mächtigen Vereinigten Staaten, unter Waffen. Der Handel liegt darnieder; es fehlt an Geld, um die während der Regenzeit zerstörten Brücken und Landstraßen wieder herzustellen, und die Fabriken stehen still. In Folge dessen haben die Zolleinkünfte bedeutend abgenommen, und obendrein ist der Congreß auf die unglückliche Idee gekommen, den Ausfall dadurch zu decken, daß man einheimische Manufacturen bestreut. Noch vor einem halben Jahre hieß es, daß der Bau der Eisenbahn Mexico-Toluca rasch vorwärtschreite — und jetzt meint ein Oppositionsblatt, es sei einige Anhöfist vorhanden, in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die ganze Strecke (17 Leguas) mit Schienen belegt zu sehen, wenn man fortsetze mit demselben Eifer wie bisher daran zu arbeiten. Es ist und bleibt die alte Geschichte; diese lang ersehnten Fortschritte werden allzu regelmäßig von sehr weitgehenden Rückschlägen unterbrochen.“ (f. Raquel, aus Mexico S. 3.)

Inhalt: Amerika. III. (Schluß) (Mit fünf Abbildungen). — N. S. Ostsee: Volk und Sprache der Wälfen im südschwedischen Dregon. I. — D. Westfrath: Die australische Colonie Neu-Süd-Wales. I. — Aus allen Erdtheilen: Äthen. — Afrika. — Australien und Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — (Schluß der Redaction 22. Febr. 1879.)

Redaction: Dr. R. Siebert in Berlin, S. W. Unter den Eichen 13, III Et. Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Vand XXXV.



№ 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von  
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten  
zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1879.

## Nach dem Red River of the North.

(Nach dem Französischen des Herrn D. de Lamothé.)

1).

In Ottawa wurde Herr de Lamothé von dem Minister des Ackerbaus und der Einwanderung, Pope, und denjenigen der öffentlichen Arbeiten, Vangelin, empfangen und erhielt von ihnen einen officiellen Auftrag für die Provinz Manitoba; er wurde dadurch in die Lage gesetzt, mit eigenen Augen die etwaigen Vortheile des canadischen Nordwestens für eine Auswanderung seiner elsass-lothringischen Landleute kennen zu lernen. Am 15. August 1873 verließ er Ottawa. Eine schmalspurige Eisenbahn mit Miniatur-Locomotiven und Waggonen führt südwärts nach Prescott am St. Lawrence-Flusse über flaches, erst zur Hälfte urbar gemachtes Land; Umzäunungen von verwirrten Stämmen und halb vom Feuer verkehrte Wälder sind traurige Zeugen der sinnlosen Waldwirthschaft. In Prescott, gegenüber der Stadt Ogdensburg im Staate New-York, erreichte Lamothé wieder die große Haupt- und Stammbahn Canadas und auf derselben Toronto am Ontario-See, nicht ohne daß unterwegs ein Schlafwagen entleert wäre, wobei auf freiem Felde angehalten wurde und eine Verpflegung von mehreren Stunden eintrat. *Cosmos de America!*

In Toronto blieb der Reisende zweimal 24 Stunden, darunter einen Sonntag, der sicher ein verlorener, langweiliger Tag gewesen wäre, wenn nicht eine Drangsalen-Demon-

stration die Leere des Sonntags ausgefüllt hätte. Die Stadt scheint eines der großen Centren der Drangsalen in America zu sein, und wenn jemals — was Gott verhüte — Intoleranz in der Neuen Welt Platz greifen könnte, so hätten diese antilatholischen Gesellschaften den Boden dazu auf das Beste vorbereitet. Zwangen sie doch 1860, wenn auch ohne die bestimmte Absicht, durch ihre halbsittigen Präntationen den Prinzen von Wales, seinen Aufenthalt in Canada wesentlich abzulängen.

Toronto (indianisch „der Versammlungsort“), also dasselbe bedeutend wie z. B. Esbatana) liegt etwa 600 km von Montreal und 135 von dem Niagara-Fall am Ontario-See; ursprünglich (von 1794 bis 1834) York geheißen, ist es eine durchaus englische Stadt, unter deren 56 000 Einwohnern es kaum 600 französische Canadier giebt. Sie hat wie alle neuen amerikanischen Städte breite, regelmäßige, sich im rechten Winkel schneidende Straßen, tiefe Parks, deren Ränge leider nicht immer hält, was die Architektur verspricht, einige schöne, von Wiesenplätzen umgebene Villen, wie Dogood Hall, wo der oberste Gerichtshof der Kolonie residirt, die Universitäts- und die Normal-Schule und die Schule für Künste und Handwerk, ferner so jährliche Feste, als man in einem Lande nur erwarten darf, wo bei einem Census die Bezeichnung der Religionsbekenntnisse nicht weniger als 46 Kolonnen der Zählkarten einnimmt.

Von Toronto ging die Reise wieder nordwärts, wieder mit der Bahn 150 km weit nach Collingwood an der Georgian-Bay des Huron-Sees. Untenwegs sieht man hier

1) Bergl. Ein Ausflug nach Canada, „Globus“, Bd. XXX, S. 1, 17, 23, wo die Beschreibung nach Carter, diese Stadt heißt. Montreal und Ottawa beschrieben ist. Erst von hier an treten übrigens die Erlebnisse des Reisenden de Lamothé mehr hervor.

und da auf Waldlichtungen die hölzernen Häuser eines Dorfes mit ihrem lebenden Zubehör von Pflanzenzäunen und frisch gerodetem Lande, und halbwegs zeigt sich der hübsche braungefärbte See Simcoe, der 214 bis 215 m über dem Meeresspiegel liegt und 144 000 Hektaren groß ist. Von seinen dunkelgrünen Uferhöhen heben sich die weißen Häuser der kleinen Stadt Uferschling ab. Hier verläßt die Bahn den Simcoe-See und senkt sich nun rasch nach dem Huron-See zu; die angebaute Lichtungen werden seltener, aber dafür die Spuren von Waldbränden zusehends häufiger. Endlich hält der Zug zum letzten Male und Collingwood, eine kaum ein Vierteljahrhundert alte Stadt, ist erreicht. Sie besteht aus etwa einem halben Tausend beschneider Holz-

häuser in breiten pflasterlosen Straßen, welche nur ab und zu ein Stückchen Bürgersteig aus Holzbohlen aufzuweisen haben. Ringsum weites ideo Gschide, Laustellen genug für Straßenquadrate, die nur auf das Zaubervort warten, um dessen Geheimniß die nordamerikanische Spekulation weiß. Hier und da steht eine neue Villa in einem hübschen Garten wie eine kleine Dase inmitten dieser kaum aus dem Rohen herausgearbeiteten Stadt. Sonderbar stehen in der Hauptstraße die prachtvollen Schaufenster einiger Läden gegen die Unfertigkeit der benachbarten Hütten ab. Am Dolen stehen hohe Elevatoren, welche fast ohne jede helfende Menschenhand sichtbar wird, ganze Getreideladungen aus einer Prähm in den Eisenbahnwaggons und umgekehrt leben; da



Osgood Hall in Toronto. (Nach einem amerikanischen Stiche.)

neben liegen gewaltige Holzflöße, die große Dampfsägemühlen ohne Unterlaß mit Nahrung versehen. Lange Pflanzgründe ragen in die Bay hinein, welche sich, soweit das Auge reicht, nach Norden hindehnt und im Osten von niedrigem bewaldeten Lande begrenzt ist. Im Westen liegt eine Hügelkette von 400 bis 450 m Höhe, die noch mit hohen Bäumen besanden ist, aber schon damals (1873) vielfach die Spuren von Waldbränden zeigte; heute tragen die Höhen vielleicht schon ihren Namen Blue Mountains nicht mehr mit Recht.

Wie hierhin hatte de LaRoche eine Reise von über 600 km durch den fruchtbarsten und bevölkerteren Theil von Ontario zurückgelegt, ohne etwas mehr als einen ständigen Eindruck davon erlangt zu haben. Es fehlen eben den dortigen Landschaften die Berge; das Auge wird durch die unendliche Aufeinanderfolge rechtwinkliger Bäume gelangweilt und schenkt sich

ordentlich nach irgend einer Terraine. Ohne Berge macht ein Land keinen Eindruck, und bloße Seen, mögen sie auch noch so groß sein, sind kein Ersatz dafür.

Während des ganzen Sommers verfiert eine Dampferlinie den regelmäßigen Dienst längs des canadischen Ufers der großen Seen, von Collingwood bis Duluth an westlichster Ende des Obern Sees, bis wohin die Entfernung in gerader Linie 1100 km, mit allem Umwegen in Folge des Anlandens aber 1350 beträgt. Aber diese Reize gebietet wegen des Wechsels in der Landschaft, der frischen Seeluft und der anjehenden Fahrt auf den reichlichen Wasserbeden zu den beliebtesten Erholungen der reichen Bewohner Ober-Canadas. Fühlten hier in America nicht die großen historischen Erinnerungen und die Berggrünen, so ließe sich dieses Verreisen der Seen durchaus mit der Kreinfahrt in Europa

vergleichen. Die Dampfer sind ebenso bequem und praktisch, nur weniger läppig eingerichtet als diejenigen des St. Lorenzstromes: „Francis Smith“ hieß der, auf welchem sich der Kamtsche nach Fort William an der Donnerstags (Thunder Bay) einsehiffte, welche Strecke er ohne sich all zu sehr zu betheilen in vier Tagen zurücklegte. Das Wetter war diese Zeit über herrlich, außer bei der Einfahrt in den Obern See, wo kalte durchdringende Nebel das Schiff länger als einen halben Tag einhüllten. Nichts Malerischeres übrigens als diese Fahrt an den canadischen Küsten, welche ganz mit zahllosen Inseln und Inselchen, die einen wahren Irngarten von Fels und Grotten bilden, umsäumt sind. Zwischen dem Huron-See und der Georgian-Bay schiebt sich die Halbinsel Saugen weit nach Norden vor, und wie die Ringe einer Kette schließen sich außer zahllosen kleinen Eilanden die großen Inseln Manitouline, Godwin, Drummond, St. Joseph, Nechiff und Sugar daran an; sie bilden auf einer Strecke von etwa 300 km, von Killarney bis zu der Stromschnelle Ste. Marie, eine Enge (North Channel), auf welchem der Dampfer dahingeliegt wie auf einem ruhigen Flusse. Bald

berengt sich diese Wasserstraße zu einem Kanal von einigen hundert Metern Breite, bald wird sie 5 bis 6 Stunden breit; stets aber bietet sie eine unergründliche Menge von Anfidsten dar, nach Norden auf die schroffen, starren Felsen und Berggebiete angehört, südwärts auf die sanft geschwungenen Ufern Manitouline's (flurisch). In tausendfacher Weise verbinden sich diese Gegenläufe und vertiehn der Landschaft ihre eigenartige Größe.

An der Einfahrt dieses Sundes hält der Dampfer eine Stunde lang bei der Niederlassung Killarney, die zwar einen irischen Namen trägt, aber ausschließlich von Chippeway-Indianern und canadisch-französischen Westgen bewohnt wird. Der Ort besitzt einen einzigen Kaufladen, eine Bretterbude, in welcher Egmaaren, indianische Kuriositäten, Wollstoffe, Waffen u. s. w. in buntem Durcheinander zum Verkauf auslagen. Aber so klein der Laden, so groß ist der Name des Besitzers, de la Morandiere, eines canadischen Reichthums, das nicht wenig stolz auf seine Vorfahren aus Anjou sich zeigte. In Killarney trat man sich übrigens



Uelevator in Collingwood. (Nach einem amerikanischen Stiche.)

mit großen Hoffnungen, daß man dereinst in der Nähe allerhand Erzlager und namentlich Erddelquellen entdecken wird.

Nach und unfruchtbar, voller Felsen, Seen und Schmpfe ist das Land nördlich vom Huron- und Obern See, der sogenannte District Algoma. Früher wuchsen dort einige verkrüppelte Bäume, die jetzt vom Feuer verzehrt sind. 1861 wohnten auf diesen 11 Millionen Hektaren, dem fünffachen Areal von Frankreich, nur 4916 Menschen, 1871 erst 7018, davon 3622 Indianer und 1035 canadische Franzosen. Die kleinere Hälfte (3356) waren Katholiken und etwa 1000 Indianer noch Heiden. Ein Drittel dieser geringen Bevölkerung lebt auf der Insel Manitouline, wie denn die Inseln des Huron-Sees bei all ihrem feingigen Charakter und ihren nackten Felsen noch die bewohnbarsten Gebiete von Algoma abgeben. Manitouline namentlich besitzt einiges gute Land und Weiden, wovon das Meiste Indianern gehört, deren Refertation es früher ausschließlich war. In neuerer Zeit haben sich aber dort Ansiedler nieder-

gelassen. Die meisten der 1562 Indianer sind angeblich Katholiken, verkehren aber wohl im Geheimen, wie einige von ihnen offen, die Manitus der Insel, der Seen und Wälder. Sie gehören meistens zum Stamme der Ojibwayen oder Chippeways, den die canadischen Franzosen gewöhnlich als „Saulteur“ bezeichnen, weil sie ihn zuerst am Sault Ste. Marie zwischen dem Obern und Huron See antrafen, und bilden wie die Crees einen Theil der großen Familie der Algonkiner. Sie sitzen vom Huron-See bis an den Red River of the North auf canadischem Gebiete sowohl in Michigan, Wisconsin und Minnesota, zählen an 40 000 Individuen und nehmen, was auch manche Ethnologen darüber sagen mögen, keineswegs ab.

Manitouline ist durch eine große Anzahl Buchten an seiner Küste und Seen in seinem Innern ausgezeichnet. Die Nähe des großen Wasserpiegels macht ihr Klima zu einem milden, und die feigen Höhen des Ferklandes schützen sie vor dem Nordwinde, so daß dort Reis, Weizen, Tomaten, Pfannkuchen und Kirscheln reif werden. Seen und Weiser



sind reich an Fischen; in den Wäldern leben noch etliche Bären und Elsen, aber die Biber sind längst ausgerottet. Die Oberfläche der Insel gleicht einer von Nord nach Süd geneigten Fläche; ihre nördliche Küste fällt steil zum See hin ab, die südliche taucht langsam und allmählig unter den Wasserspiegel.

Am Morgen des 21. August hielt der Dampfer einige Stunden bei den Kupfgruben von Bruce (Bruce Mines) an der Küste des Festlandes, welches der Landende auf einem langen Floßgerüste errichtet. Das Bergwerk beschäftigt 400 bis 500 Arbeiter, sieht aber mit seinen Erzhäufen, Holzhöfen und dürftigen Vegetation sehr gewöhnlich aus. Weiterhin gelangt das Schiff wieder in ein Gewirt grüner Inseln, deren eine den sonderbaren Namen „Värculager“ führt. Das äußerst gewundene Fahrwasser bildet hier die Grenze zwischen Canada und den Vereinigten Staaten; zweimal erweitert es sich zu Seen, dem Großen und Kleinen Georgesee, deren Ufer von entzündenden Baumspatzen umrahmt werden. Am selben Abend wurde die Stromschnelle

Sault Sainte-Marie errichtet; ebenso heißen zwei Dörfer, eines auf dem canadischen, das andere auf dem amerikanischen Ufer, auf welchem letzteren auch der Kanal sich befindet, welcher den Fluß umgeht. Er ist etwa 1 $\frac{1}{2}$  km lang und besitzt zwei Schlußen, die leicht von Dampfern von 2000 Tonnen passirt werden können. Trotzdem lassen die Vereinigten Staaten einen zweiten Kanal von 14 Fuß Tiefe erbauen, an welchem damals mehrere hundert Arbeiter, meistens Norweger, beschäftigt waren, die nach Ablauf ihrer Verbindlichkeit in der Umgegend Land angewiesen erhalten sollten. Auf solche Weise wird allmählig der Norden von Michigan, Wisconsin und Minnesota mit diesen thätigen, ehrenwerthen Leuten, den besten Auswanderern, welche Europa abgibt, bevölkert.

Die Stromschnelle ist 7 m hoch, bietet aber nicht viel des Werthwürdigen. Sie ist zwar bedeutsam genug, um die Anlage eines Kanals nöthig zu machen, hat aber weder so viel Wasser noch wirft sie so hohe Wogen auf wie die Rapides de la Chine bei Montréal. Und namentlich im August ent-



Kilbarny am Huron-See. (Nach einem amerikanischen Stiche.)

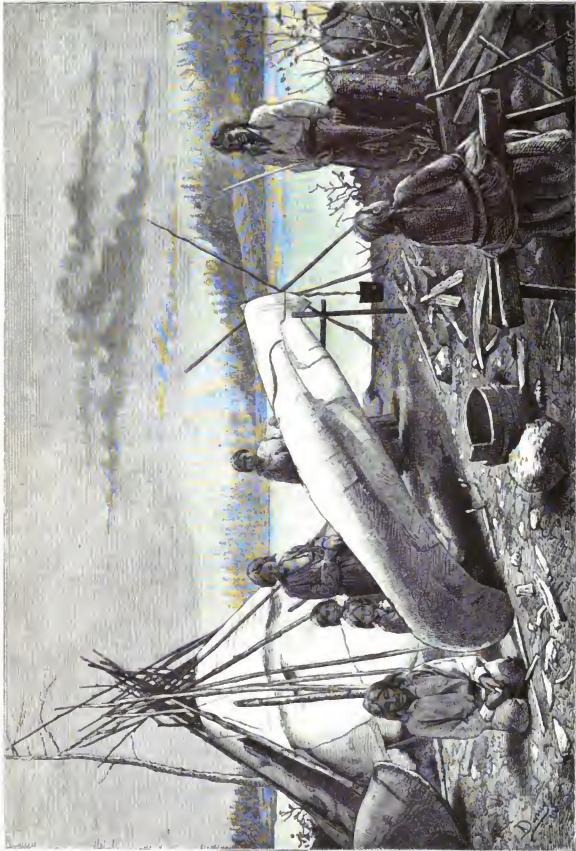
spricht der Fluß Sainte-Marie keineswegs der Vortrefflichkeit, welche man sich von dem Ausflusse eines der größten Seen auf der Erde macht, der 8300 000 Hektaren Oberfläche hat und über 80 Ströme in sich aufnimmt, von denen mehr als ein Duzend den Vergleich mit manchem europäischen Flusse getroffen auszuhalten vermögen. In der Augusthälfte verduftet eben zu viel, als daß der Sainte-Marie, dieser klare, herrlich grüne Ursprung des gewaltigen St. Peterstromes, sehr wasserreich sein könnte. Der Felsen, welchem die Schnelle ihre Erstreckung verdankt, ist ein weicher Sandstein, in welchen sich der Fluß leicht seine Bahn auswählt. Darum wäre die Anlage eines Kanals auch auf canadischer Seite nicht schwer; man hat dieselbe wiederholt geplant, namentlich als 1870 beim Red-River-Aufstande die Regierung der Vereinigten Staaten unter keiner Bedingung die Dampfer ihr Gebiet durchfahren lassen wollte, welche der Expedition des Sir Garnet Wolseley Munition und Verfrächtigungen zuführen sollten.

Am Morgen des 22. August durchfuhr der „Francis Smith“ den Kanal und errichtete den Ufern See bei der Ausbuchtung Pointe aux Pins, wo ihn alsbald dichter kalter

Nebel einhüllte. In Pointe aux Pins leben etwa 30 indische und Mischlingsfamilien in elenden Holzbaracken. Einige von diesen Leuten waren gerade mit eben so viel Ernst wie Geschicklichkeit beschäftigt, ihre Boote aus Viktoriaeinde anzubessern, jene leichten Fahrzeuge, in welchen der Eingeborene und der „Pogagen“ Seen, Flüsse und Stromschnellen befährt und die er auf seinen Schultern über die Tragepläne hinweg befördert.

Das Land in der Umgegend von Sainte-Marie scheint viel besser zu sein als alles, was Varnote bisher auf der Nordküste gesehen hatte. Ein Streifen silurischer Vodenos bedeckt die kanonischen Felsen eine kleine Strecke weit landeinwärts, und ein alter „Pogagen“ in Pointe aux Pins gab dem Reisenden die Versicherung, daß dasselbe Klima und Produkte beinahe dieselben wie in Montréal sind. Einige Bezirke waren dort schon vermessend und die besten Ländererben von etwa hundert Farmern meistens schottischer Nationalität in Besitz genommen.

Als der Nebel sich etwas verzogen hatte, nahm der Dampfer seine Fahrt wieder auf und fuhr zwischen dem Kap



Chippewa-Indianer beim Festsetzen eines Bootes. (Nach einer Photographie.)

Wros, einem gewaltigen thurmhohen Triften von 1000 Fuß Höhe, und seinem Gegenüber, dem Dreifsen-Kap auf der amerikanischen Seite, hindurch, ließ die Insel du Pacifique zur Linken und steuerte auf Pointe aux Mines und Kap Gargantua los. Alle diese geographischen Namen, welche von dem Entdeckern des 17. Jahrhunderts herrühren und von englischen und amerikanischen Kartographen sorgfältig bemerkt worden sind, klingen derartig, daß man sich nach Frankreich verlegt glauben möchte.

Am Abend des 22. landeten sie zwischen der größeren Insel Michipicoten und der gleichnamigen Vucht hindurch, in welche

sich ein Fluß ergießt, der Anfang des grabesten, aber natürlich durch einen Tragplatz unterbrochenen Wasserweges zwischen dem Obem See und der Hudsonbay, welchen Beamte der Hudsonbay-Compagnie oft zuflüchelt haben. Die Fahrt den Michipicoten hinauf und den Moose River hinunter bis an das Ufer der Hudsonbay nimmt etwa fünf Tage in Anspruch. Von dem Michipicoten-Hafen bis zum Ripigon-Fluß erfüllt ungemein rauhes Felsland den Küstenstrich am Obem See, so daß die projectirte Pacific-Bahn viele Meilen landeinwärts sich einen Weg wird suchen müssen, wenn sie betriebl. gebaut werden sollte.



Sault Sainte-Marie, vom amerikanischen Ufer aus gesehen. (Nach einem amerikanischen Stiche.)

Am Nachmittage des 23. August gelangte der Dampfer in einen engen Kanal zwischen dem Festlande und dem kleinen Archipel, welcher die Ripigon-Bay von dem Obem See abschließt. Es gehören zu demselben die Inseln Copper, Pein, Simpson und St. Ignace, letztere angeblich mit reichen Silbererzen. Die Küste, feld rauh und schroff, weist trotz dem wunderbar schöne Farnen auf; Fichten, Lärchen und ca-

nabische Tannen bedecken die tieferen Hänge mit ihrem dichten Wuchse, während über ihnen lahl und lebhaft gefärbt die nackten Gneissfelsen emporragen. Zwischen zahlreichen großen und kleinen Inseln hindurch verfolgt der „Francis Smith“ seinen gefährlichen Weg, bis er in die weite von 360 bis 400 m hohen Bergen umgebene Ripigon-Bay, die nördlichste Ausbuchtung des Obem Sees, eintritt.

## Unter den Bangelas in Westafrika.

Von Oberlieutenant Luz.

Es war im Jahre 1875, als ich gelegentlich meiner Rückreise von Kimbundo (10° 13,6' südl. Br. und 19° 37,1' östl. L. v. Gr.) die Länder der Nafshinjhi und Bangelas durchzog. Das Interesse, welches besonders das letztere Volk gerade jetzt erregt, wo Herr Schült in den dortigen Gegenden reist, wird es ermuntert machen, meine Entdecknisse und Erfahrungen, die ich unter den Bangelas gesammelt habe, mitzutheilen.

Die Bangelas betreten das Cassanbichthal von dem Talansonganga-Oberlauf östlich bis zum Unango und Ucuambi und grenzen im Süden an das Songo-Gebiet. Ihre nördliche Grenze blieb mir unbekannt. Ich durchreiste diese

Land in der Zeit vom 24. September bis 5. October 1875 und fand, daß im Allgemeinen das in Angola circulirende Gerüde von der Raublust der Bangelas arg übertrieben ist. Wahr ist es, daß sich mir alle Eingeborenen mit Mißtrauen und Argwohn näherten, aber dies kommt bei allen Völkern vor, und gerade in jenen Gegenden lassen sich hierfür die triftigsten Gründe geltend machen. Die herrlich bekant<sup>1)</sup>, haben die Bangelas mit den ehemals angefeindet gewesenen Portugiesen recht traurige Erfahrungen gemacht. Wird man

<sup>1)</sup> „Globus“ XXXV, No. 1, S. 16.

aber mit ihnen näher bekannt, so findet man, daß sie im Grunde ganz gutmüthige Leute sind.

Meine Karavane war auf dieser Reise klein. Ich hatte außer meinen sechs Liposkaträgern und zwei Sklaven (Tom und Maná) bloß elf Schwarze, welche meine spärliche Ausrüstung trugen, sowie sieben Sklaven, welche die Largas meiner Träger beförderten, also im Ganzen bloß 26 Mann; wahrlich keine Macht, mit der ich etwaigen Angriffen der Eingeborenen hätte eventuell mit Erfolg die Stirn bieten

könnte. Das Reisen mit großen Karavanen verursacht übrigens auf kleinen Strecken weit mehr Unannehmlichkeiten, als dies mit wenigen Leuten der Fall ist. Es entstehen ohnehin zu leicht Zwistigkeiten zwischen den Trägern und den Eingeborenen, die meistens, ja immer der Reisende schuldiger ist, daher augenscheinlich eine kleine Karavane vorzuziehen ist, weil die Leute leichter beaufsichtigt werden können. Sei nun aber die Karavane groß oder klein, immer gilt als Hauptgrundlag des Reisenden — und auch unter den Van-



Vangelamädchen. (Nach einer Photographie.)

gelas ist dies der Fall —, sich so viel als nur irgend möglich nach der Tiefe zu strecken. Freilich wird ihm dies mitunter recht, recht schwer und der Gebuld wird oft sehr strapirt. Wer aber diese Schwierigkeiten überwindet, hat den Erfolg für sich.

Der Verkehr mit den Schwarzen ist es wohl in erster Linie, welcher das Reisen in Afrika, das Land der Vangelas nicht ausgenommen, so schwierig macht und oft die kühnsten, mit vollster Berechtigung gehegten Erwartungen, trotz dem besten Willen des Reisenden zu nichte macht.

Der Verkehr wird nun meistens durch Handel eingeleitet, und in dieser Hinsicht sind die Vangelas andern anzufassen als andere Völker. Gibt man ihnen bei einem Geschäfte nicht schnell das, was sie verlangen, so gehen sie fort und kehren nicht mehr zurück; man hat es mit ihnen gründlich verdorben und sie trachten dann auf andere Weise, durch

Diebstahl oder sonst wie, in Besitz der für sie begehrenswürdigen Gegenstände zu gelangen. Anders sind beispielsweise die Massongos, welche ich auf meiner Reise nach Kimbundo kennen lernte; dieses Volk läßt sich handeln; ebenso die Kotos.

Ich gab bei den Vangelas, so weit es meine spärliche Ausrüstung zuließ, so viel ich konnte, und wollten die Sobas noch mehr haben, so machte ich ihnen mit Hinweis auf die geringe Menge der Artikel, die ich noch besaß, sowie der noch zu durchzuwandernden Strecke die Unmöglichkeit weiteren Gebens mit Erfolg begrifflich, und sie begnügten sich mit dem, was sie bereits erhielten.

In der Kleidung und Nahrung sind sie ebenso genügsam wie die andern uncivilisirten Negervölker und sie saßen sich dergleichen auch ihren Körper mit Ricinusöl. Besondere Werth legen die Weiber auf Perlen und andern Tand und

die Männer auf Fundanga (Schiefspulver). Alle Feuersteingewehre haben bedeutende Verbreitung bei diesem Volke.

Wehrtauchl unterscheidet sich dieses Volk von den Massongos, Riotos, Massinschis und Rinungos in der Haartracht. Sie rasierten nämlich das Kopfbaar dextral aus, daß der stehengebliebene Theil die verschiedensten Figuren bildet. Die Weiber machen sich mitunter einige Zöpfchen und rasierten die nächste Umgebung davon kreisförmig aus. Auch ganz tolle Schadel kommen vor. Als besonders ziemlich häufigen Schmuck der Bungaläs-Weiber erwähne ich eines dünnen Messingstreifens, welchen sie um die Stirn tragen.

Von Osten kommend betrat ich, nachdem uns ein schwärzer „piloto“ in einem Canoe nach und nach über den Cucumbi gebracht hatte, am 24. September 1875 das Land der Bungaläs und errichtete um die Mittagszeit Banja Cassandische, wo ich lagerte. Banja heißt bei den Bungaläs Dorf, ebenso wie bei den Massongos Sannala oder Kilombo. In diesem, mit dem uns von Simbundo her bekannten Orte Cassandische (Sicca, siehe „Gobos“ XXXV, S. 16) nicht zu verwechselnden Orte, welcher nahe der Mündung des Cucumbi in der Abzweigung zwischen diesem Flusse und dem Duango, also noch am rechten Ufer des letzteren, liegt, fand ich als „Angestellte“ die beste Aufnahme.

Vorher der Soba noch selbst kam, ließ er mir eine leersiehende cubata (so werden bei den Bungaläs die stabilen Negersütten genannt) als Wohnung outragen; ich dankte jedoch für das Vergnügen, mit den in Negersütten überall in großer Menge vorkommenden mawatas, welche ich und Dr. Vogge bereits auf der Reise nach Kimbundo kennen zu lernen Gelegenheit hatte, nochmals Bekanntschaft zu machen und verdankte auf das Anerbieten. Die mawatas werden von den Fortingisten perserojejos dos protos, manchmal auch carrapatos (Dunzelose, was jedoch unrichtig ist) genannt. So ließ ich mir also von meinen Leuten wieder einen lustigen Fondo aus frischem Meißig erkaufen.

Nach darauf kam der Soba, umgeben von vielen seiner Leute, zum Besuche; die Strohmatte, welche hier dicschias genannt wird, wurde vor meine Hüfte gelegt und der Häuptling hockte sich nieder. Er war während meiner ganzen Reise von Kimbundo aus der erste Soba, den ich traf, und ich erhoffte von ihm um so mehr einige Nahrungsmittel als Geschenk zu erhalten, wie es die Sobas der Massongos zu thun pflegen, als ich seit Kimbundo meistens Hunger leiden mußte. Im glücklichsten Falle war es mir hier und da gelungen, ein Kuku zu erhalten. Ich irrte jedoch in meiner Voraussetzung, denn der Soba brachte mich, verlangte aber gleich einige Geschenke; es gelang mir, ihn zufrieden zu stellen und seine Freundschaft zu gewinnen.

Der Soba von Banja Cassandische ist der mächtigste und daher geschickteste Häuptling des Cassandischethales und sein Einfluß sehr groß. Ihm gedrehte auch das Canoe, welches mich auf meiner Abreise über den Duangoßuß bringen sollte, daher sich ebenfalls unser Gespräch auch um die Frage der Bezahlung für die Bewerkstelligung der Ueberfahrt drehte. Wir wurden endlich handelsförmig und setzten ein Stück riscado (Baumwollstoff) zu 8 Yards als Preis fest. Der Soba wollte diesen Preis lediglich in Empfang nehmen, worauf ich freilich nicht eingehen wollte; auf sein Drängen und auf die Versicherung jedoch, daß sonst nicht mehr gefordert würde, da der Schiffer sein Unterthan sei und daher den Dienst auf seinen Befehl leisten müßte, mußte ich mich zur Vorausbezahlung bequemen. Tranio, mein Dolmetsch, rieth mir hierzu, sonst kämen wir vor Ablauf einiger Tage gar nicht weiter. Da kam der vielversprochene piloto des Weges daher, und wie ich gleich vermuthete, gestaltete sich die Sache anders. Der Führer wollte von den Abmachungen seines Königs

durchaus nichts wissen und begehrte zuerst von letzterem die ganzen 8 Yards, und als ihn dieser mit höhnlichem Gelächter abwieh, kam er zu mir und verlangte 6 Yards. Darüber entspann sich ein allgemeiner sehr lebhafter Palaver, der erst ein Ende nahm, als ich 4 Yards bewilligte. Der König hatte, den Värm und die Unordnung benutzend, mit seinen Getreuen und dem Ethik riscado die Flucht ergriffen.

Nachdem ich des andern Tages von dem Soba durch Ueberreichung einer fälsche Branntwein betrügerlich Abgedungen genommen hatte, verließ ich mit meiner Karawane, begleitet von dem piloto, Banja Cassandische und erreichte nach kurzem Marsche den Duangoßuß, wo sogleich mit der Ueberfahrt meiner Leute begonnen wurde.

Der Uebergang (9° 48,6' südl. Br. und 18° 28,6' östl. L. v. Gr.) über diesen Fluß war schwierigere und langsame als jener über den Cucumbi, weil das Canoe so kurz war, daß außer dem Schiffer bloß zwei Personen in sehr gebührender Stellung und ein Cargo Platz fanden. Der Fluß ist an dieser Stelle circa 120 bis 140 Schritt breit und 2 bis 4 Meter tief.

Die Häute meiner Leute war bereits auf das linke Ufer übergeführt und ich befand mich noch auf der andern Seite, weil der Reisende immer der letzte bleiben muß, als unser schwarzer Führer erneuerte Ansprüche auf bessere Bezahlung erhob. Ja er weigerte sich den Rest der Karawane überzuführen und schickte sich an stromabwärts zu fahren. Darob großer Värm an beiden Ufern, und erst mit Hilfe meines Revolvers gelang es mir, den wortbrüchigen Schiffer zur Erfüllung seiner Verpflichtung anzuhalten, obene eine Weiterbezahlung zu leisten. Um 10 Uhr war der Uebergang beendet und wir campirten gegen Mittag in Terra de Nuhica.

Mittlerweile war die Regenzeit schon sehr vorgeschritten und ich beschloß daher möglichst große Wädsche zu machen. In dieser Zeit beginnen die täglichen Regengüsse ziemlich genau um dieselbe Stunde. Früh nach Sonnenaufgang ist in der Regel klarer, wolkenloser Himmel und daher die beste Zeit zum Beginn des Marsches. Gegen Mittag sammeln sich nach und nach die Wolken und ehe man sich versteht, bricht der Regen los. Um diese Zeit muß man also schon in einem Fondo in Sicherheit sein. Der Regenguß dauert zwar nicht lange, der Niederschlag ist aber so groß und vehement, daß nach 10 Minuten bereits über jedes abhäßliche Terrain ganze Wädsche dahin rauschen. Nach einer Pause von ein bis anderthalb Stunden kommt dann ein weiterer Guß und so geht es fort während des ganzen Nachmittags und der Nacht. Man kann sich nur sehr schwer einen Begriff von der Dichte und Stärke des Tropenregens machen, wenn man ihn nicht selbst erlebt hat.

In den nächsten Tagen passirte ich Banja Camalanga, Banja Ruconba, Terra de Cassimiba, Passu, Calanga e Riotos, einen prächtigen Palmenbain bei W'Gama, Banja Cassambe, wo große mantos (Wälder) beginnen, und den in einem mächtigen Felsenbette dahinfließenden Rio Guaji (spr. Kuefich, wohl zu unterscheiden von Guaji, einem Nebenfluß des Duango am rechten Ufer). Am 29. September campirte ich in W'Dungu (9° 44,9' südl. Br. und 18° 7,5' östl. L. v. Gr.).

In W'Dungu hat der einzige (1875) im Cassandischethal ansässige Portugiese, José Joaquin Barreiros Calabdo, welcher auch in Passu ein Fical besitzt, ein großes Haus und eine bedeutende Wirtschaft, welche sich durch folgenden Reichthum auszeichnet. Calabdo ist nur selten zu Hause; auch ich traf ihn nicht an.

Sein Empragado dort ist ein Malatte und heißt Antonio Manuelo Yenns. Ich fand von seiner Seite nicht die sonst

überall großartige portugiesische Gassenfrondböschung, daher ich es auch vorzog in einem Frack zu wohnen, welchen ich vor dem Hause errichten ließ. Hier erzählte mir auch Armão, mein Dolmetsch, von der Frondschicht des bekannten Eisenhändlers Saturnino mit Callado. Um so mehr hatte ich Interesse, letztern kennen zu lernen, daher ich mich entschloß, die Feira (Königsthons' Cassandische) zu besuchen, wo sich Callado gerade aufhalten sollte.

Am 30. unternahm ich demnach in Begleitung des Empre-godós aus Posa (wir beide ritten, wie landesüblich, auf Stieren) und zweier Schwarzen zu Fuß die Partie. Ich erreichte jedoch meine Abficht nicht, da ich Callado auch in der Feira nicht antraf. Kurz vor meiner Ankunft sei er, so hieß es, fortgeritten; wohin wußte Niemand.

Der Ritt nach der Feira (9° 37,9' südl. Br. und 18° 3,5' östl. L. v. Gr.) dauerte vier Stunden und des Nachmittags lehrte ich wieder nach N'Zungu zurück.

Callado besitzt in der Feira eine kleine Factorci, welcher ein Duolatte vorsteht. Wie bekannt, erschreuen sich die Weisgen, insoweit es Portugiesen sind, nicht der Frondschicht der Leute in der Feira. Callado wußt in seinem Interesse diese Abneigung unter den Eingeborenen zu schütten wissen; besonders gegen Saturnino, seinen Feind, der überdies noch persönlich die Mißgunst der Feirals besitzt, da er ebenfalls bis 1860 im damaligen Cassandische (Feira) angesiedelt war und nebst den andern Weisgen wohl dazu beigetragen haben wird, den Widerwillen dieses Volkes gegen die Portugiesen zu erwecken (s. „Globus“ a. a. D.).

Am 1. October begann ich mit dem Aufzuge an den sanften Hüchungen der östlichen Lehne der Zalamongonga und passirte Buanga. Im weitern Verlaufe meiner Reise führte mich mein Weg am Fuße des „Monte Cassala“ im Lande des Sobos von Caboco vorbei. Diese Felsenmasse erhebt sich circa 500 Meter über das umliegende Terrain. Hier bietet sich häufig die sehr ergiebige Jagd auf Marabuts (Leptoptilus cruminoifer), weil oft große Schwärme dieser Vögel in den Helsen des Cassala ihre Zuflucht nehmen. Die Schwarzen jagen diese Thiere bloß des Fleisches wegen, die kostbaren Federn finden gar keine Verwertung.

Vom Monte Cassala an mußte ich auf meinem Wege nach Osten zahlreiche durch die heftigen Regengüsse entslan-

dene Bäche und Wasserfälle überschreiten und kam bei der Casuala Cambello und Casuala Lucala vorbei. Nachdem ich den Luhsfluß durchwatet hatte, campirte ich am linken Ufer und hatte bald die Gesellschaft des Sobos von Lucala, mit dem ich Frondschicht schloß. Er blieb den ganzen Tag bis spät Abends bei mir und selbst des andern Tages lag er zeitlich Morgens zum Abschied. Unter allen Schwarzen machte dieser Sobos auf mich den besten Eindruck. Am 4. October setzte ich die Reise fort. Ich erreichte Mucomba, Oubi und Assamba und überschritt den tiefeingeschuitenen, durch seine herrlichen Ufer bemerkenswerthen prächtigen Vaoti. Fort ging es in großer Abwechslung bald durch großartige Palmenhaine oder vorüber an tiefen Abflürzen, bald bergauf und bergab, zwischen Wäldern und Schlingpflanzen, über Bäche und vorüber wieder an den wohl sehr schönen, aber garstig riechenden Tabakpflanzungen.

In manchen Gegenden wird statt Tabak auch Ariamba geraucht. Diese konstante Pflanze wächst überall, besonders am Congo, und soll narkotischer wie der Tabak sein.

Vorüber bei Rufeça, Vubisufsi, Uari a M'Bambi, Gou-nambelenge und Camboabo immerfort bergan hatte ich endlich am 5. October um 9 U. 30 Min. Vormittags den höchsten Punkt des Berges über die Zalamongonga erreicht und war somit an der Grenze der Vangelas angelangt. Der Theil, wo ich den Aufstieg vollführte, heißt speciell das Catena-gebirge, und aus den Schindeln desselben kommt auch der kleine in den Duango fließende Rio Catena. Da ich beide Wege, welche von Sanga nach Kimbando führen, zurückgelegt habe, glaube ich auf die durch die Fächer der Vangelas ziehende Route besonders hinweisen zu sollen. Sie ist bedeutend kürzer und die Eingeborenen sind nicht von böserer Natur als die Rossogoo. Vieles, was man selbst in Angola von den Vangelas spricht, ist übertrieben.

Von Catena aus kann man auch auf einer Abentheuer direct nach der Feira gelangen. Das Itinerar hierzu wäre: Kinsafsi, Galdinga, Kimbo, Cucumulombe, Cundungo und endlich die Feira.

Mein Marsch am 6. October 1875 brachte mich bereits wieder in das Gebiet der Wassogoo.

Güns, 20. Januar 1879.

## Der hundertjährige Todestag Capitän Cook's.

Am 14. Februar dieses Jahres waren hundert Jahre verfloßen, seit der große Weltumsegler Cook am Ufer der Kealokalanua-Bay auf der Insel Hawaii unter den Keuten und Weisern der Eingeborenen fiel. Selbstverständlich hat das eigene Vaterland des Entdeckers, dem es seine größten und werthvollsten Kolonien verdankt, es gänzlich unternlassen, diesen gewiß denkwürdigen Tag durch eine passende Feier zu begehen, während jenes Van, welches sich zu einer Zeit seiner Fahrten sogar in Frondschicht mit England befand, des Andenkens des Seefahrers in würdiger Weise gedacht hat, und dadurch wieder seine internationale Achtung vor der Wissenschaft betätigte, wie schon vor 100 Jahren, als während Cook's dritter Reise die Beschlephaber aller französischen Kriegsschiffe angewiesen wurden, die Schiffe desselben, trotz des mit England ausgebrochenen Krieges, als Freunde zu behandeln.

Schon vor zwei Jahren brachte der „Globus“ die Schilobolus XXXV. Nr. 12.

berung eines Besuchs, welchen Schreiber dieses im Jahre 1875 der Todesstätte Cook's auf dem fernem Hawaii abstat-tete, und zwei Anlässen veranfaßlichten die Denkmäler, welche sich jetzt zum Andenken des Seefahrers dort erheben 1).

In Folgendem theilen wir Einiges über die interessante Entzassung mit, durch welche die Geographische Gesellschaft von Frankreich am Abend des 14. Februar die Gedächtnis-feier des erschlagenen Weltumseglers beging. — Eine äußerst zahlreiche Zuhörerschaft, darunter viele wissenschaftliche Be-rühmtheiten, Abgesandte zahlreicher geographischer Vereine, Seesoffiziere u. s. w., füllten die große Halle der Gesellschaft bis auf den letzten Nag. Englische und französische Blaggen schmückten dieselbe, während Karten und Ansichten von Hawaii und den vielen anderen von Cook entdeckten Ländern und Inseln an den Wänden hingen. Eine Karte, auf wel-

1) Beigl. Bd. XXIX, S. 49: „Am Oebele des Entdeckers“.

cher seine drei Weltreisen eingezeichnet waren, wurde jedem der Amosenden überreicht. Ferner war in Schaufenstern eine Sammlung von Cook's Denkmünzgleiten ausgestellt, darunter sein von der britischen Admiralität überliefertes Logbuch, seine Werke und Biographien, ein hawaiisches Steinbeil, welches vielleicht während des Massacres eine Rolle spielte, und eine Sammlung von Gefäßstücken der Südsee-Inseln.

Nach den Gründungsnotizen des Präsidenten der Gesellschaft, Admiral la Roncière de la Plouffe, hielt Oberst Silber einen Vortrag über Cook's Leben, seine Reisen und sein tragisches Ende am Kaawaloa-Landungsplatz vor hundert Jahren. Dr. Hamy berichtete hierauf über die wissenschaftlichen Resultate der Cook'schen Forschungsreisen mit Hervorhebung der Ethnologie und Anthropologie der von Cook entdeckten Südseevölker, und Herr de Barigny, ein früherer Minister des Königreichs Hawaii und Autor von „Quatorze Ans aux Iles Sandwich“<sup>1)</sup>, schilderte das heutige Ozeanien, seinen Handel, seine Produktionen und seine Zukunft. Einige Worte des Vortragenden, welcher auf die bevorstehende Todestfeier eines andern Märitimer im Stillen Ocean Kapereyrouse, der im Jahre 1788 auf Malicolo in den Ken-Hebriden erschlagen wurde) hinwies, schlossen diese würdige Gedächtnisfeier. Außerdem wurde in das „Bulletin“ der Gesellschaft der Katalog des Herrn Jasion aufgenommen, welcher 300 auf Cook bezügliche Werke in vielen Sprachen umfaßt.

In einem der obigen Vorträge wurde jener Bericht erwähnt, welcher von hawaiischer Seite über Cook's Tod existirt und seines Ursprungs wegen von größtem Interesse ist. Er ist in Form eines Gedichtes oder Gesanges und wurde erst vor Kurzem zum ersten Male veröffentlicht. Solche hawaiische Gedichte, welche kaao (Legende) oder mele (Gesang) heißen, wurden von den haku u melo (Sängern, Hofsängern), gleich den Gesängen Homer's in ältester Zeit, von Generation auf Generation mündlich überliefert. Das erwähnte mele über Cook's Tod wird dem Häuptling Kupa, einem Augenzugehenden des Meeres, zugeschrieben.

Es beginnt mit der Schilderung von zwei auf dem Meere schwimmenden Inseln mit hohen Bäumen, die sich langsam dem Lande näherten. (Noch heute bedeutet das hawaiische *moku* sowohl Insel als Schiff.) Kupa mit mehreren Begleitern schwimmt denselben entgegen, um sie näher zu betrachten. Sie finden, daß sie von Göttern mit blendend weißen Gesichtern und funkelnden Augen bewohnt sind, welche mit *tapa's* (hawaiisches Tuch aus Baumrinde) von merkwürdigen Farben bekleidet sind, in deren Seiten sich Fächer befinden, wo sie die Hände hinstrecken und die voller Schätze zu sein scheinen. Auch fliegen sie zum Schrecken der Hawaiter Feuer und Rauch aus Mund und Nase aus. Aber einer der Götter tödtet Kupa's Vater mit einem Blitz und Donnerkeil, und die anderen Schwimmer fliehen aus Ufer und begehren, was sie gefehen. Der Oberpriester (Rahuma) erklärt, die schwimmenden Inseln seien die großen Kriegsgötter des Gottes Pono, der vor sechs Generationen, nachdem er sein Weib Kaititai aus Eifersucht erschlagen, von Neue gepirnt, Hawaii verließ, um das große Wasser zu erschöpfen, und trat, seinem Vorgesetzten gemäß, zurückgekehrt sei. Er beschließt die Eingeborenen, Geschenke wie Schwärze, Geflügel, Bananen, Kokosnüsse und Orangen den Göttern zu bringen, von denen sie auch gnädig angenommen werden. Während der Nacht schüßten Pono und seine Begleiter mit zischenden Feuerpfeilen nach den Sternen, so daß

mehrere derselben ins Meer fallen (Kometen). Auch Flammen von sonderbaren Farben (noch die Schiffslaternen oder bengalische Lichter) bewegen sich auf den Bäumen der schwimmenden Inseln, und schreckliche Lärme erschrecken die Eingeborenen.

Am nächsten Tage landete Pono und wird als Gott mit Opfern und Nickermerfen empfangen; Priester und Volk rufen ihn an, aber entweder aus Jähzorn oder weil er während seiner langen Abwesenheit die Sprache vergessen hat, giebt er keine Antwort. Mehrere seiner Untergötter ergreifen die geheiligten Fische, welche *tahu* und nur für den Altar bestimmt sind; andere beginnen die Festschiffen aufzureißen, welche die heilige Einriedigung, den *Morai*, umgeben. Der König Kalaimano (Cook nennt ihn Teriobu oder Ralauio puu) widersteht sich ihnen, aber sie lachen und setzen ihre Tempelschändung fort.

Da kommt Pono herbei, schreitet durch die heilige Einriedigung und will in den *Morai* gehen, aber Kalaimano stellt sich ihm in den Weg, wird jedoch von Pono rauh zur Seite geschoben. Aber der starke König, der im Kriege schon vielen seiner Feinde nach hawaiischer Seite mit beiden Händen das Rückgrat über seinem Knie zerbrochen hat, hebt Pono in seinen Armen auf, und als dieser sich sträubt, um sich zu befreien, brüht er ihn umsanft. Da schreit Pono vor Schmerz auf. „Was?“ ruft Kalaimano, „er schreit, er ist also kein Gott!“ und tödtet ihn. Die anderen Götter, welche die Fallschiffen aufreissen, ergreifen die Flucht; aber die Hawaiter wehren sich auf sie, und — sonderbar! — ihr Blut fließt wie das von Sterblichen. Aber während König Kalaimano vom Ufer eine Speere nach den Fliehenden wirft, wird er von dem unglückseligen Feuer geblüht. „So haben eure Väter.“ schließt Kupa's Gesang, „an einem Tage den Tod ihres Gottes und ihres Häuptlings!“ —

In diesem mele sind also die beiden Besuche der Schiffe und ihr langer Aufenthalt in der Realestate. Was mit dramatischer Einheit in eine Nacht und einen Tag zusammengezogen, und während Cook's Begleiter, Kreuzenamt Ring, berichtet, daß die Eingeborenen den Schiffslatter stahlen und Cook den König als Geiseln fortzuführen wollte und in dem entstehenden Aufruhr erschlagen wurde, wirft Kupa die Schuld der Entweidung auf die Fremden und läßt Cook durch des Häuptlings Hand fallen. Ebenfalls kommt es äußerst selten vor, daß bei Zusammenstößen zwischen Europäern und Wilden die Darstellung der letzteren bekannt wird, was den Werth der vorstehenden noch erhöht, obgleich 100 Jahre verlossen sind, ehe sie niedergeschrieben wurde. Noch heutigen Tages ist Cook bei den Eingeborenen von Hawaii besser als Kapena (Kapitän) Pono, denn als Kapena Kuli bekannt.

Auch der geographische Werth von Leipzig feierte am 16. Februar eine Gedächtnisfeier des großen Seefahrers, wobei Dr. Richard Andree die Festrede über Cook's Leben, Reisen und Verdienste hielt und ihn Columbus, Vasco de Gama, Magellan und Tasman an die Seite stellte.

Die letzte deutsche Ausgabe der drei Cook'schen Reisen wurde von dem verstorbenen Dr. Friedrich Steger veranstaltet (2. Auflage, Leipzig 1874).

Am 25. Febr. d. J. wurde in Sydney, der Metropole des erst von Cook der Welt erschlossenen fünften Welttheils, eine Bronzetafel des Entdeckers feierlich enthüllt, welche auf ihrem hohen Standpunkt allen in den herrlichen Hafen einlaufenden Schiffen weithin sichtbar ist.

F. Virgiam.

<sup>1)</sup> Vergl. „Streifzüge auf den Sandwich-Inseln“ (Globus XXV, S. 43, 65, 81; XXVI, S. 17).

## Volk und Sprache der Nálaká im südwestlichen Oregon.

Von Ab. S. Gatschet in Washington.

### II.

#### Linguistisches.

Nächst der Raceneigenthümlichkeit eines Volkes ist die Sprache dessen wichtigstes und ältestes Charakteristicum. Sie zeigt uns, wie das Volk lebt, handelt und denkt, ist also für psychologische Beurtheilung desselben von höchstem Werthe; sie zeigt uns aber auch, wie das Volk seine Begriffe und Ideen allmählig gebildet hat, und bildet demnach für uns eine durch nichts anderes zu ersetzende culturhistorische Urkunde, wenn nicht nebenbei auch noch daraus Resultate für dessen äußere oder politische Geschichte gewonnen werden können. Jedes Wort und Wortfragment reicht ins höchste Alterthum zurück, und je mehr Dialecte eines Sprachstammes wir im Stande sind zu erforschen, desto genauer wird auch unsere Kenntniß der ältesten socialen Zustände des Urvolkes, von dem sie herrühren, sein können.

Der Klamath- oder Nálaká-Sprachstamm bietet uns nur zwei wenig von einander abweichende Dialecte dar, den des Seewolles oder der U-síhíni und den der Nodocs oder des Südstammes. Die Abweichungen sind hauptsächlich lexikalischer Art, wie die folgenden Wörter darrun mögen:

U-síhíni oder Nodoc oder nördlicher Dialect: südlicher Dialect:

Schwarzer Bär . . .	náka	u-itám
Zahl neun . . . . .	nádsyeks	nyúkiáh
Ordnung . . . . .	húshkanksh	kózpash
Verjährt . . . . .	shau-álináash	shítchlip

Anderer Ausdrücke unterscheiden sich durch ein verschiedenes Präfix oder Suffix in den beiden Dialecten, wie E. ptishap und Nod. t'ahishap, Vater, und auch in den persönlichen Fürwörtern der dritten Person findet eine derartige Verschiedenheit statt. Bei Indopositionen zieht der nördliche Dialect das Suffix -éga, der südliche -támpka vor: u-esh tchutohay-éga und tchutohai-támpka, „das Eis beginnt zu schmelzen“, und einer der wichtigsten dieser rein morphologischen Unterschiede ist der, daß der Nododiallect für das Participle des Präsens das Suffix -ank, der Nododiallect -an beifügt. Nodoc ist in diesem speciellen Falle ursprünglicher als der Nododiallect, denn -ank ist eine aus -an und der Demonstrativwurzel gi, ki agglutinirte Form; nichtbestimmteger enthält der Nododiallect, den wir kurz Klamath nennen wollen, mehr vollständige, noch nicht contrahirte oder apocorpirte, überhaupt ältere grammatische Formen als der Nododiallect, der zum Theil in der Zersetzung sehr weit gebrochen ist.

Phonetisch betrachtet ist die Sprache für diejenigen Europäer leicht auszusprechen, welche die zwei Vortzellaute g und k bemerken können. Dieselben werden dadurch hervorgerathen, daß die Spitze der Zunge mit der Unterlippe an den Gaumen gedrückt und in dieser Lage ein g oder ein k ausgesprochen wird. Das z auszusprechen fällt Süddeutschen, Spaniern und britischen Kelten leicht, andere europäische Nationen haben mit dieser Cunturalaspirate mehr Mühe. Das gutturale und palatale Element tritt in der Nálaká-

Sprache in den Vordergrund, das dentale und labiale tritt zurück und nasalirt wird fast bloß am Beginn der Wörter; f und r existiren in keinem der beiden Dialecte. T und p werden bisweilen eplosio gesprochen wie in Central- und Südamerika. Hier wie in allen Sprachen Americas sind eine Anzahl Laute derselben Organclasse ohne nachweisbaren Grund unter sich vertauschbar, z. B. unter den Cunturalen: g, g', k, k', z; und diese alterniren oft sogar mit h und bh. Dies gilt auch von den Vocalen, wo das heile a oft alternirt mit mumpem o (schwebiges á), o durchweg mit u, o mit á, häufig auch mit i. s und a sind selten und scheinen dipthongischen Ursprungs zu sein. Die Dipthonge sind hainntlich unweicher Natur und können in jedem Falle auch als getrennte Laute gesprochen werden. Ueber Laut kann zu Anfang und in der Mitte des Wortes stehen; b, d, h, k finden sich nur ausnahmsweise, der Vocal v niemals zu Ende des Wortes, dasch und z stehen auch höchst selten zu Anfang eines solchen. Consonantenzusammenfaltungen werden durch Elision von Vocalen hervorgerathen und finden sich meist zu Ende des Wortes. Vocalische Silbenanengänge sind weit häufiger als consonantische, dagegen sind vocalische Wortanengänge nicht häufiger als consonantische. In gewissen Sprachformen zeigt sich eine rückwärts wirkende vocalische Angleichung. Das Wort lieben heißt stinta, dessen Distributivform stintanta; von stinta wird nun mittelst des Präfixes h— eine Reflexivform, „sich gegenseitig lieben“, hístanta, gebildet, indem der Vocal der Ulforn, stinta, sich dem Präfixe nachstellt, während der der Distributivform im Stamme selbst verbleibt. Etwas Ähnliches findet auch statt bei den medialen Verba, die mittelst des Präfixes sh— gebildet werden, und auf diese Weise läßt sich an dem eintretenden Vocal die Ulforn eines Verbalabstrahends reconstruiren, selbst wenn derselbe als solche bereits aus der Sprache verschwunden sein sollte.

Was die Morphologie dieses Sprachstammes antrifft, so zeigt sich eine weit besser durchgeführte Scheidung zwischen Nomen und Verbum als in jobdrischen anderen amerikanischen Sprachen. Es findet nämlich ein präcativatives, nicht ein possessives Verhältniß zwischen dem Verbum und dem, was wir Subject nennen, statt, und das Personalpronomen ist nicht identisch mit dem Possessivpronomen wie im Algonkin, Iroquois und Shoshonien. Auf der andern Seite findet aber wieder Vermengung zwischen Nomen und Verbum statt darin, daß viele Derivativsuffixe und so zu sagen alle Präfixe beiden Nethertheilen gleichmäßig zugehören, daß die Substantivendung —sh, weitaus die verbreitetste von allen, eben so gut Infinitive und Participle bilden kann als Substantiva, ja sogar oft mit Zahlensuffixen unserer Conjunctionen übersetzt werden muß und überdies durch Einschlebung von —u— Präteritbeutung annehmen kann. Von einer Ueberscheidung zwischen Form und Stoff im Gerinththaligen Sinne sind erst Anfänge vorhanden. Neben einem unferm Genetiv entsprechenden Possessiv in —am besitzt das Nomen einen locativen Genetiv in —i, welcher neben Stellung oder Lage auch die Essenz angiebt, woraus ein Ding besteht. Der Objectivcasus in —ash findet sich nur bei Be-



neunungen von Menschen und einigen größeren Vierfüßern und entspricht gleichzeitig unserm Dativ; der Instrumental in —tka findet sich nur bei unbetonten Dingen und dient in Verben als Suffix für Iterativa und andere Abdrückungsformen. Außerdem giebt es eine größere Zahl von Vocativ-casus, von denen die meisten freilich Casus-Postpositionen genannt werden müssen, weil sie auch als selbständige Wörter auftreten können, einige auch in Form von Präfixen erscheinen. Das Adjectiv und Numeraladjectiv besitz eine mit denselben Suffixen zusammengesetzte, aber weit unvollkommene Flexion, weil dasselbe oft ohne irgend eine Flexionsendung an das Substantiv agglutiniert wird. Gradation des Adiectivs wird nur durch Partikeln angedeutet oder gar syntaktisch umschrieben. Die Zahlen sind auf das Unirarische gegründet und von Derivativen ist nicht die Rede. Den Zahlen über zehn, sofern die Endzahl nicht mit einer Null geschrieben wird, werden classificierende Beiläge zugefügt, welche anzeigen, welcher Gestalt die gezählten Gegenstände sind, ob rund, lang, flach &c. und ob dieselben erst gezählt werden oder schon gezählt sind. Das Geschlecht im indogermanischen und semitischen Sinne des Wortes kommt hier so wenig als in den meisten übrigen Sprachen Amerikas zur Geltung.

Das Verbum incorporirt weder Subject- noch Object-pronomina und diese können demselben entweder voran- oder nachstehen. Der Schein einer solchen Incorporation wird freilich oft dadurch erweckt, daß dieselben nach Abschwächung oder Verlust ihrer Vocale entlichlich dem Verbum nachgelegt werden. Auch Temporalcharaktere werden nicht suffizient noch sonstwie incorporirt, sondern durch selbständige Partikeln angedeutet. Das oben angeordnete Suffix —u— ist nämlich eine Partikel ha, welche demonstrativer Natur ist und, wie hák, hánk, eine örtliche Entfernung andeutet, später aber auch temporale Functionen annahm; sie erscheint übrigens incorporirt in Formen, die den puren Nominalcharakter an sich tragen. Ein einziges reines Temporalaffix ist das des Futurums, das Suffix —nápka, und auch dieses zeigt noch hin und wieder eine locale Bedeutung. Es existirt eine Modalendung —t, aus at, „jetzt, zur Zeit“, entstanden und, aus Verbum agglutiniert, einen Conditionalis bildend. Das Possivum besitzt keine eigenthümliche Form, sondern ist mit dem Activum völlig identisch.

Aus allen diesen Andeutungen über das Verbum kann als Endresultat der Schluss gezogen werden, daß das Nálats-Verbum zwar im Sätze als reiner Verbalansdruck erscheint, indem es das Prädikat zu einem in Subject-casus auftretenden Nomen bildet, daß es aber morphologisch doch nur auf der Stufe eines Nominalansdruckes verblieben ist.

Präfixe und Suffixe modificiren den Sinn der Bedeutungswurzel in ingenüser und in äußerst mannigfaltiger Weise; eigentliche Suffixe in die Wurzel giebt es nicht, obwohl einige Erscheinungen diesen Schein zu erwecken geeignet sind. Präfixe werden verwendet zur Bildung der Genera verbi, wie Medium, Reflexivum und Reciprocum, oder aber zur Angabe der äussern Gestalt des Object, an dem die Handlung vollzogen wird. So heißt z. B. eine Weere pflücken: latish lúta, während utish ná úta bedeutet: ich pflücke eine lange Frucht, wie z. B. eine Weidäure; I ist nämlich ein Präfix, das etwas Rundes oder Rundliches im Nomen so wohl als im Verbum gleichsam aberverballich bezeichet.

Suffixe werden im Verbum verwendet zur Bildung von Terminationendungen; sie bilden Iterativa, Usitativa, Durativa, Frequentativa, Causativa &c., und da sie oft in Combinationen von zwei bis vier auftreten, so bildet das Studium ihrer Bedeutungen wohl den schwierigsten Punkt in der Morphologie dieser Sprache, besonders da ihre Zahl sich an

hundert belaufen dürfte. Präfixe sind entweder einfach oder Producte einer Vinar-Composition.

Die von Präpositionen genannten Wörter können in diesem Idiome, wie so oft in America, dem Nomen vor- oder nachstehen, stehen aber in der Regel nach und sind auch im Stande, einige wenige Casusformen anzunehmen. Conjunctionen giebt es eine große Menge, und obwohl die Eingebildung keine sehr erweiterte ist, dienen sie in hohem Maße zur Verbrückung des Sinnes.

Das wichtigste und unterschiedendste Merkmal dieser Hochlandsprache ist die Silbenreduplication. Sie ist hier von so durchgreifender Bedeutung geworden, daß sie der Sprache ihren eigentlichen Typus verleiht. Man hat aber wohl zu unterscheiden zwischen zwei Arten derselben; derjenigen, die zur Wortbildung verwendet wird, und derjenigen, die dem Worte eine differenzirende Bedeutung verleiht und bei einigen Vocabeln zu einer Zweifelsreduplication werden kann.

Die erstere oder Iterativreduplication verdoppelt die Stammsilbe in ihrer Totalität, ohne Aenderung des Vocals derselben, und dient zur Bildung onomatopoeischer Ausdrücke, Iterativa- und Frequentativformen und solcher Adjective, die die Beschaffenheit der Oberfläche eines Gegenstandes nach Farbe, Wärme, betreffen sein, yaayaúna, Vörn machen, típtipi, buntesfarbig, lítelítelí, kräftig.

Die zweite oder Distributivreduplication verdoppelt die erste Silbe des Wortes, welche durchaus nicht immer die Stammsilbe ist, bis und mit dem Vocal, oder nicht über denselben hinaus. Ist der Vocal der Stammsilbe kurz, so steht in der nachfolgenden Silbe stets a; ist er jedoch lang, so find die Vocale, welche den letztern stifstellen, verschieden und hier hat die Phosetie ihre Hand im Spiele. Diese Art von Silbendoppelung erstreckt sich durch alle Reibtheile der Sprache, denn selbst die meisten Partikeln werden davon berührt. Der Zweck derselben ist, von jeder einzelnen Handlung oder Sache aufzusagen, was die absolute, nicht reduplicirte Form von allen Handlungen, Zuständen, Personen oder Dingen in Allgemeinen auslegt. Beispiele: náp Hand, Hände; nánap jede einzelne Hand, oder die Hände jedes Einzelnen.

kápkash Hadel, Feuerbrände; kukápkash jede einzelne Hadel.

nish Hals, Hälse; ninish Hals jedes Einzelnen.

pálka ein einzelnes Ding oder alle collectiv entenden;

papálka viele Dinge einzeln, jedes für sich, entenden.

taektueka (itera.) anflarten; tuetaektueka jedes Object gesondert anflarten.

lókanka irregen; lolókanka zu verschiedenen Malen in die Irre gehen, sich mehrfach verirren.

tomoyéga beginnen; tot'moyéga bei jedem einzelnen Dinge neu beginnen.

In Polynesien sind Dialekte subirt worden, die hierin unserer Sprache vollkommen zu entsprechen scheinen. In den Seltsch-Dialekten erscheint die Distributivreduplication in noch ausgebildeterer Gestalt und an der Stillen-Meeress-Küste nebst Mexico ist Reduplication der ersten Silbe häufig, während auf der Ostseite der Rocky Mountains das Ende des Wortstammes, namentlich des Adiectivs, häufiger zur Verdoppelung gelangt. Da der Nálatssprache der Sinn für Numerus vollständig fehlt, so muß diese Art der grammatischen Synthesis den Mangel einigermaßen ersetzen.

Da ich nicht gedenke in das Wesen der Nálats-Sprache einzugehen, so bemerke ich im Allgemeinen bloß, daß die Satzstellung in Folge der beträchtlichen Zahl von morpholo-

gischen Flexionsformen eine ziemlich freie geworden ist. In Hauptsachen ist die natürliche Stellung des Verbums die am Ende. Steht ein Substantiv im Genitivverhältnis zu einem andern, so kann der Genitiv vor- oder nachstehen, steht aber in der Regel voran. Wortsammlungen sind meist einfach, selten dreifach oder vierfach, und Hülfswörter sind ebenfalls selten; solche Combinationen sind eben meist durch die Polysynthese der Präfixe und Suffixe unnöthig gemacht. Das Zeitwort *gi*, welches dem spanischen *estar* gleichkommt, bedeutet ein zufälliges, nicht reales Sein, und da es zugleich thun, haben und sagen bedeutet, so ist es unserm Substantivzeitwort *sein* durchaus nicht ebenbürtig, im Grunde auch bloß ein Demonstrativpronomen.

Die Accentuirung dieser Sprache hängt fast ganz vom Sinne des Sages ab, der Wortaccent ist also größtentheils

Sagton. Die Mäflake fühlen nämlich mit großer Schärfe den Sinn jedes Stammes, Suffixes oder vocalischen Präfixes heranzu, und wenn sie auf diese Silbe Gewicht legen wollen, so accentuiren sie dieselbe ohne Rücksicht auf die Länge des Wortes. Es werden daher oft sinnlose Wörter auf der ersten oder letzten Silbe accentuirt. We keine Betonung dieser Art bezeugt wird, hat die Stamm- oder Wurzel silbe den Accent; bei längeren Wörtern macht sich jedoch sehr häufig der Nebenaccent auf Kosten des Hauptaccentes geltend.

Diese wenigen Worte mögen hinreichen, um eine der unvorurtheilhaftesten amerikanischen Nationalitäten in ihren Anschauungen und Sitten wenigstens einigermaßen getreu zu schildern und betreffs ihrer Sprache zu zeigen, daß sie vorherrschend analytisch ist und nur betreffs der Wortderivatioen sich fast polysynthetisch ausgedehnt hat.

## Die australische Colonie Neu-Süd-Wales.

Von G. Grefsrath.

### II.

Saltstuf (Atripler) Ebenen bilden das fernste Innere, welches im Westen von der Colonie Süd-Australien begrenzt wird. Derselben liegen 400 bis 700 Fuß über dem Meerespiegel und umfassen bei einer Länge von 650 Kilometer und einer durchschnittlichen Breite von 480 einen beträchtlich größeren Flächeninhalt als eine von den vorgenannten Abtheilungen. Das Land ist am Laufe der Flüsse Bogan, Narran, Barrogo, Paroo, Darling, Murrumbidgee und dem untern Darling — und zum Theil auch noch in weiterer Entfernung davon — eben und flach. Dagegen erhebt sich östlich vom Darling Hügelland (die Kainsine, M'Alloch und Cobar Ranges) und noch mehr im Nordwesten bis an die Grenze von Süd-Australien (die Barrier, Grey, Solo, Cabell, Malia und Crocra's Ranges). Der Boden ist im Allgemeinen leicht, locker und fruchtbar. Nur in einer salzhaltigen Gegend anzutreffen pflegt. Nur in den Thälern der Flüsse und Creeks ziehen sich nicht unbedeutende Strecken Alluvialboden hin; seltener finden sich dergleichen Striche auch den Ebenen. Die Gegend ist baumlos, und wenn man die Ufer der Wasserläufe ansinnigt auch arm an Gras, dagegen erträgt viel salt-, cotton- und andrer Futter gewöhnliches Gesträuch, von welchem das Vieh sich gut nährt und gut gedeiht. Es fallen in diese Region die Darling, Albert- und Barrogo-Floraldistricte. Pferde werden hier wenig aufgezogen, desto mehr aber Rindvieh. Schaafzucht wird in großem Umfange betrieben, wiewohl die Wiese von der großen Hitze, dem Stande und dem oftmaligen Mangel an Futter und Wasser leiden. Es würde hier noch unvortheilhafter sein als in der vorbesprochenen Intermediate Division, Luchswollen zu produciren; die Wiese würden nur halb so schwer wiegen, wie man erwarten sollte, und die Wolle hart und überhaupt feine gelinde sein.

Mit Ausnahme des Snowy River (the Margalong) und seiner Nebenflüsse, sowie der beiden unbedeutenden Luttalle und Putnamoo Creeks, nehmen alle Flüsse der Colonie ihren Ursprung auf dem Great Dividing Range. Zu den wichtigsten der zahlreichen Flüsse, welche ostwärts in den Ocean münden, gehören der Darling, 530 Kilometer, der Hunter, 485 Kilometer, der Shoalhaven, 418 Kilometer, der Clarence, 386 Kilometer, der Macleay, 306 Kilometer, und der Manning, 160 Kilometer lang. Der Clarence ist

auf 112 und der Hunter auf 55 Kilometer schiffbar. Die Flüsse des Ostens drainiren insgesamt ein Areal von 2350 deutschen Quadratmeilen. Sie haben bei dem rapiden Abfall des Gebirges auf der Ostseite meistens einen raschen und kurzen Lauf. Die, welche wie die vorgenannten dem Fuße des Gebirges auf einer längeren Strecke fließen und sich durch flaches Alluvialland hinzieheln, zeigen sehr starke Windungen. Daraus erklären sich die großen, mit vielen Verstärkungen verbundenen Ueberschwemmungen, von denen die an diesen Flüssen liegenden Gegenden nicht selten heimgesucht werden. Dies ist namentlich der Fall, wenn die Wolken der Regen bringenden Stürme so niedrig ziehen, daß sie durch das Gebirge in ihrem Zuge gehemmt werden. Es entstehen dann Regenstürme, ähnlich denen in den Tropen, und schon ein 3 bis 4 Stunden dauernder heftiger Regen veranlaßt gewaltige Ueberschwemmungen. Es ist zu solcher Zeit nichts Ungewöhnliches, daß ein Zoll Regen in der Stunde fällt; ja in Sydney, welches doch schon 80 Kilometer von den Blue Mountains entfernt liegt, fielen einmal 5,250 Zoll in einer Stunde und am 1. August 1878 um Mittag in sechs Minuten ein ganzer Zoll. In Newcastle, 120 Kilometer nördlich von Sydney, regnete es an einem Tage des Jahres 1878 in 2 1/2 Stunden 10,610 Zoll.

Der westliche Abfall des Great Dividing Range ist ein sehr allmälliger. Er beginnt bei 2500 Fuß und zieht sich auf 645 Kilometer bis zum Darling River hin, welcher hier noch 400 Fuß über dem Meerespiegel liegt. Die Flüsse auf diesem ausgedehnten und flachen Arale sind zwar lang, aber trägen Laufes, und da sie von einer Regenmenge, welche sich jährlich im Durchschnitt auf kaum 24 Zoll beläuft, gespeist werden und dabei überdies einer hohen Hitze und Verdunstung ausgesetzt sind, ohne große Bedeutung. Sie nehmen meistens einen westlichen Lauf und münden in den Darling River. Dieser fließt südlich und hat bis zu seiner Vereinigung mit dem Murray River bei Wentworth eine Länge von 1870 Kilometer. Er ist auf 965 Kilometer bis Bourke im Barrogo-Floraldistricte schiffbar und in sehr nassen Jahren noch darüber hinaus, und drainirt mit seinen Nebenflüssen mehr denn 9400 deutsche Quadratmeilen. Der Murrumbidgee River im Süden ist 2170 Kilometer lang und auf 800 Kilometer schiffbar. Er drainirt 1177 deutsche

Quadratmeilen und fällt, nachdem er den Lachlan aufgenommen, ebenfalls in den Murray River. Dieser, welchen man, als den wichtigsten Fluß des Continents, „den australischen Mississippi“ und „den mächtigen Unterfluß Australiens“ (the mighty mother river of Anstralia) genannt hat, bildet die Grenze zwischen Neu-Süd-Wales und Victoria. Er ist 1120 Meilen oder über 1800 Kilometer lang und drainirt 12 700 deutsche Quadratmeilen. Die große Bedeutung dieses Flusses erhebt aus der darauf betriebenen Schiffsahrt, welche bis zur Stadt Albury hinaufreicht. Von hier bis Echuca mißt seine Flußlänge 301 $\frac{1}{2}$  Meilen und auf dieser Strecke liegen mehr denn 20 Stationen oder Landungsörter, wo Güter ausgeladen und eingenommen werden. Von Echuca bis Wentworth ist er 549 $\frac{1}{2}$  Meilen lang und zählt 44 Landungsplätze. Von Wentworth kann er nur bis Coolina in Süd-Australien, von wo eine Eisenbahn nach Victor Harbor führt, befahren werden, da seine Mühung, wie dies bei vielen Flüssen Australiens der Fall ist, nicht passierbar ist, auf alle Fälle nicht ohne große Gefahr. Im August 1878 betraf sich die Handelsflotte des Murray und der in ihn mündenden Darling und Murrumbidgee auf 71 Dampfer mit 81 Kutter, mit einem Tonnengehalte von zusammen 16 638. Davon gehörten Süd-Australien resp. 32 und 34, Neu-Süd-Wales resp. 24 und 16 und Victoria resp. 15 und 31. Von Albury oder vielmehr der Wodonga am jenseitigen Ufer und von Echuca führen Eisenbahnen nach Melbourne und es ist jetzt auch der Plan einer solchen von Wentworth nach Melbourne im Werke. Es scheint überhaupt, daß in nicht zu ferner Zeit Wentworth einen intercolonialen Centralbahnhof bilden werde, denn auch Süd-Australien und Neu-Süd-Wales rüden mit ihren Eisenbahnen in dieser Richtung vor.

In der trocknen Saison, welche von December bis April dauert, lassen sich der Murray und seine Nebenflüsse Darling und Murrumbidgee nicht befahren, indem sie dann — und namentlich die beiden letzteren — auf weite Strecken ihres Laufes nichts weiter sind als eine Reihe von Wasserlöchern. Ja, in Jahren großer Dürre wird die Schiffsahrt selbst in der für sie günstigen Saison sehr beschränkt.

Neu-Süd-Wales ist an allerlei nützlichen Hölzern außerordentlich reich. Wie überhaupt in Australien, so herrscht auch in dieser Colonie die Familie der Eucalypten, zur Ordnung der Myrtaceen gehörig, vor und bildet 89 Proc. von dem Besitze der australischen Wälder. Die vielen Species derselben, deren gegenwärtig schon gegen 160 bekannt sind, liefern Holz von großer Verschiedenheit, welches sich bald durch Zähigkeit, bald durch Härte, bald durch die Leichtigkeit, mit der es sich bei Länge nach spalten läßt, und bald wieder durch außerordentliche Sprödigkeit, bald durch die hohe Festigkeit, welche es bei langsamer Verbrennung entwickelt, bald durch den Widerstand, den es im Meerwasser den Angriffen der Seechirchden leistet u. s. w., auszeichnet. Allbekannt ist die Beschaffenheit namentlich des Eucalyptus globulus (blau Gum), welcher in Tasmanien am vorzüglichsten gedeiht: die Rindernumpfinger oder feuchter Ergehen zu zerlösen und letztere nutzbar zu machen. Wir verweisen des Näheren auf die nimmere in zweiter Auflage erscheinende kleine Schrift des Hofrath Dr. Wilhelm von Hamm in Wien über die Eucalypten Australiens.

Ein anderer Baum, eben so wertvoll wie schon, ist Cedrela Australis, genannt red cedar, der in botanischer Verwandtschaft zu dem Mahagoni West-Indiens steht und dessen Farbe, Ansehen und Eigenschaften besitzt, aber nur halb so schwer ist. Die rotze Eeder breitet sich vom South-Westen River im Süden bis zum Tweed River an der Nordgrenze aus und erreicht eine Höhe bis 150 Fuß bei einem

Durchmesser im Stamme von 10 Fuß. Mancher gefällte Baum hat schon 30 000 bis 40 000 Fuß Nutholz geliefert. Der bedeutende Export in Gedertsolz geht nicht nur nach den übrigen Colonien des Continents, sondern auch nach außer-australischen Plätzen.

Andere Bäume, welche werthvolles Holz für Tischlerarbeiten liefern, sind Acacia melanoxylon (Blackwood), Dysoxylon Fraserianum (Rose-wood), Harpullia pendula (Tulip-wood), Rhus rhodantha (ein bestes Holz), Vitex Leichardtii (Colonial Beech), Araucaria Cunninghamii (Colonial Pine) u. s. w.

Was die Flora von Neu-Süd-Wales anlangt, so war es besanndlich der Blumenreichtum, welcher Captain Cook veranlaßte, den Ort seiner ersten Landung „Botany Bay“ zu benennen. Seitdem hat die große Mannigfaltigkeit der Pflanzen in dieser Colonie die beständige Aufmerksamkeit der Botaniker und Reisenden auf sich gezogen. Die europäischen Gewächshäuser verbanten Australien Hunderte ihrer vorzüglichsten Pflanzen. Aus den vielen erwähnten wir nur Hovea, Chorozema, Boronia, Kennedyia, Epacridia, Correa, Acacia, Aemona, Banksia, Clerodendron, Scaevola, Brachychiton, Corypha, Fagosa, Grevillea, Hakea, Indigofera, Metrosideros, Pittosporum, Swainsonia, Tecoma, Telopea, Tetratheca, Eriostemon, Chianthus, Dilwynia u. s. w. Den Robert Brown, Allan Cunningham, Drummond, Dr. Ferd. von Müller, Dr. Schomburgk, Charles Moore und Walter Hill (die drei letzteren sind Directoren der botanischen Gärten in Adelaide, Sydney und Brisbane) verbanten wir hauptsächlich die Kenntniß und Verbreitung australischer Pflanzen.

Ein specifisches Bild der australischen Landschaft, vielleicht das auffälligste, welches dem Auge überhaupt begegnen kann, gewähren die tiefen und gefährlichen Gebirgsfuchten. Sie sind mit majestätischen Gebirgsbäumen, den Dicksonia darvillioides und antarctica und vielen Varietäten von Asplenium, Adiantum, Aspidium, Pteris, Platycerium, Gleichenia u. s. w. überreichlich bedekt. Die schönsten Zierarten der Cycaden, welche vielfach nach Europa exportirt werden, sind ebenfalls außerordentlich zahlreich.

Die Gräser Australiens, auf welche zuerst Robert Brown ein Werk veröffentlicht, sind in diesem Jahre von Dr. G. Ventham in der von Dr. Ferd. Müller in Melbourne herausgegebenen Flora Australionis von Neuem gründlich und vollständig bearbeitet worden. Die einheimischen Gräser sind zwar zahlreich, aber sie können einer längeren Dürre keinen Widerstand leisten, wiewohl sie nach einem Regenfall immer bald wieder auskeimen. Eigentliche Futtergräser von besonderm Werthe existiren nicht. Man hat deßhalb, wie wir bereits oben andeuteten, viel fremde nützliche Gräser und Kräuter eingeführt. Das indische Gras, Cynodon dactylon, gewöhnlich doug grass genannt, besitzt die gute Eigenschaft, selbst bei gewisser Dürre seine Früchte zu bewahren. Es hat deßhalb auch im Innern der Colonie schon eine ziemliche Verbreitung gefunden und dürfte mit noch einigen anderen Gräsern dazu bestimmt sein, die schlimmsten Folgen australischer Dürren für die Viehherden weniger sichtbar zu machen. Die Referiren in und um Sydney, welche mit Cynodon bewachsen sind, halten sich in der heißesten Monate, Januar und Februar, grün, während um die Hauptstädte Melbourne und Adelaide herum, wo es noch nicht angefangen ist, das einheimische Gras in derselben Zeit gänzlich vertrocknet und verschimmelt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß, sobald es fremde, ausdauernde grüne Gräser allgemeiner eingeführt sind, die Viehherden im Stande sein werden, das Viehflack der jetzigen Herden zu erkränken.

## Aus allen Erdtheilen.

## Die Pest in Sünnan.

Dem jüngst erschienenen Bericht der bekanntlich von Europaern besorgten chinesischen Zollverwaltung über den Gesundheitszustand der wichtigeren chinesischen Hafenplätze für das Halbjahr October 1877 bis März 1878 ist eine Beschreibung aus der Feder des Zollbeamten F. Kocher über eine pestartige Krankheit angehängt, welche in Sünnan wüthend soll. Im gegenwärtigen Augenblick dürfte dieser Bericht von Interesse sein, wenn auch seine Angaben wahrscheinlich nicht überall vor einer sorgfältigen wissenschaftlichen Kritik bestehen dürften. Die in Sünnan unter dem Namen Hantsu bekannte Krankheit, welche nichts anderes als die Pest zu sein scheint, rast alljährlich saftreiche Oester in dieser Provinz hin. Nach Angabe hervorragender einzeluinder Genovdmänner scheint dieselbe aus Birma eingeschleppt zu sein. Es ist äußerst schwer zu sagen, wann sie zuerst eingeführt worden ist. Die Gelehrten sagen, und ein großer Theil der Einheimischen hat derselben Ansicht, daß die Mitte und der östliche Theil der Provinz bis zum Ausbruch des Aufstandes von der Seuche verschont waren, während andere behaupten, daß sie schon mehrere Jahre vor dieser Zeit sich in dem äußersten Westen bei Tali-fo gezeigt habe. Es ist außerordentlich schwer, diese Daten schärfen zu, aber angenommen, daß die letzte Woge richtig ist, so muß die Krankheit in einer leichteren Form aufgetreten sein, wenn selbst die benachbarten Districte nicht davon gewahrt wurden. Seit Beginn des Krieges aber verbreitete sie sich über die ganze Provinz und verurteilte die Bevölkerung.

Eine Erscheinung läßt glauben, daß die Epidemie von Anbahnungen des Bohens herrühren konnte, nämlich die, daß diejenigen Thiere, welche im Bohne, in Hühnern oder Hühnen leben, zuerst davon ergriffen werden. Besonders auffallend ist dies bei den Ratten. Sobald diese Thiere krank sind, kommen sie in Scharen aus ihren Höhlen, taumeln herum, hären einander und sind in kurzer Zeit todt. Und ähnlich ist es mit anderen Thieren, wie Büffel, Ochsen, Schafe, Wehe, Schweine und Hunde. Alle werden davon ergriffen, nur der Hund etwas weniger heftig als die anderen.

Sobald diese Anzeichen erscheinen, verbreitet sich die Krankheit auch bald über die Menschen, die alsbald jede Vorsicht anwenden, um sich dagegen zu schützen. Sie fangen damit an, ihre Häuser zu reinigen, indem sie in allen Zimmern Feuer anzuländen, und in manchen Städten entkalten sie sich aus des Schweinefleisch. Die Krankheit beginnt bei den Menschen mit einem kleinen Fieber, welches rapid zunimmt und in wenigen Stunden den höchsten Punkt erreicht hat. Der Patient verlangt zu trinken, und sein Durst ist unstillbar. Bald zeigen sich dunkelrothe Geschwülste in den Achselhöhlen, Leisten und dem Rucken, das Fieber nimmt immer zu und der Patient wird bald bewußtlos. Das Geschwür wächst bis zum zweiten Tage, wonach es stehen bleibt, und ist in seiner vollen Größe ungefähr von der Größe eines Hühner- oder Gänseieis. In dieser Zeit kommt das Bewußtsein wieder, aber die Gefahr ist noch immer groß, denn wenn die Geschwülste, die bis dahin hart war, weich wird, so ist keine Hoffnung mehr. Dessen sich dagegen das Geschwür, was aber selten vorkommt, so ist die Genesung möglich. Einige chinesische Aerzte verurtheilen die Geschwüre aufzulockern; aber entweder geschah es zu spät oder unvollkommen, denn bei wenigen glückte es. Die meisten Heilkräfte entfernten sich ganz offen machtlos dagegen, und anstatt wie in ge-

wöhnlichen Fällen Arzneien zu geben, begnügen sie sich als letztes Hilfsmittel eine große Dosis Wofkas zu verschreiben.

Während meines Aufenthalts in Sünnan sah ich eine Menge Leute von dieser Krankheit befallen und nur wenige davon genesen. An Orten, wo die Seuche nur leicht auftritt, kann man die Sterblichkeit auf 4 Proc. schätzen, während an Orten, wo sie sich festsetzt, ganze Familien nach einander ansterben, die Bevölkerung völlig decimirt wird, und in manchen Districten die Bewohner ihrer Häuser und Felder verlassen, um auf die Höhen zu flüchten, wohin ihnen die Pest noch oft folgt. Was nach meiner Ansicht das Uebel verhämmert und noch größerer Unheil anstiftet, ist die von den abergläubischen Chinesen angenommene Gewohnheit, die an der Pest Gestorbenen nicht zu beerdigen; der Leichnam wird statt dessen auf eine Bahre gelegt und in der Sonne ausgelegt. Die Idee, die dem zu Grunde liegt, ist die, daß alle an der Pest Gestorbenen von Trüffel befallen sind und nicht beerdigt werden können, ohne daß die Aube ihrer Vorleser geblüht wird, und die Pilzezeit der Hantseu verleiht. In Folge dieses Gekrautes erstickt der Mensch bei dem häufigsten Gebrauch der ausgelegten und sauernden Leichname in den Umgebungen der Dörfer. In den Jahren 1871 bis 1872 und 1873 beobachtete ich, daß die Epidemie etwa in der Zeit des Reisflanzens begann, also im Mai oder Juni. Von dieser Zeit an waren ihre Veranlassungen sehr groß, wo immer sie hinkam. Im Sommer, der in Sünnan die Regenzeit ist, war dieselbe, wenn sie auch fortanerte, manchmal milder. Aber von dem Aufbruch des Regens an bis zum Ende des Jahres ist sie am heftigsten und tödtlichsten. Eine bemerkenswerthe Thatsache konnte ich hinsichtlich des Weges, den die Krankheit einschlug, an mehreren Orten sowohl im Süden als im Norden der Provinz beobachten. Anfast jedes Dorf in der unmittelbaren Richtung ihrer Verbreitung zu ergreifen, ging sie an einigen vollständig vorbei, während sie andere hart danach heimführte; denn lehrte sie einige Monate später, wenn man sie längst verflohen glaubte, nach diesen gleichsam vergessen Orten zurück. Eine nicht weniger sonderbare Erscheinung ist die, daß die Krankheit, nachdem sie fast in jedem der in der Ebene zerstreuten Dörfer aufgetreten ist, häufig in die Berge hinaufsteigt, wo sie unter den Gebirgsbewohnern (Mtschün) viele Opfer fordert. Es ist wahrscheinlich, daß sie horthin eingeführt wird durch die Männer und Weiber, welche in die Thäler herabsteigen, um Arbeit zu suchen oder um ihre Kräfte zu erholen. Es sind nämlich vorzüglich die Berge in unmittelbarer Nachbarschaft der Ebenen, welche die Krankheit heimführt.

## Südamerika.

Fruchtbarkeit der Frauen in Columbia. Dr. A. Volaba-Kaonjo schreibt, daß in Columbiens arme wie reiche Frauen ihre Kinder selbst stillen und daß in der Regel dort die Kinder im Alter nur 18 Monate aus einander entlassen sind. Im Staate Antioquia ist jede Ehe gewöhnlich mit 10 bis 15 Kindern gesegnet. Eine Mutter weist dort 34 lebende Kinder, darunter verschiedene Zwillingpaare, auf. Ein Mann, der sich dreimal verheiratete, besitzt deren 511. Die Frauen beirathen dort im Alter von 13 bis 16 Jahren. (Broca's Reue d'Anthropologie.)

— Viel Schrecken erregt nach „Nature“ unter den Amazonen der Amazonasstromes dessen fortgesetztes rasches Sinken. Oberhalb Manaos scheint schon die Schiffahrt eingestellt worden zu sein. Der Grund dieser merkwürdigen Erscheinung ist bis jetzt völlig unbekannt, und wünschens-

worth ist es, daß sich Männer der Wissenschaft um seine Erforschung bemühen.

— Das „South American Journal“ (22. Februar 1879) bringt die hoffentlich in Erfüllung gehende Nachricht, daß auf Veranlassung des Kaisers von Brasilien der amerikanische Oberst A. Roberts alsbald daran gehen wird, die Hauptflüsse des Landes in Bezug auf Strömung, Tiefe, erforderliche Hafenanlagen, Schiffahrt, Untiefen, Klippen u. s. w. zu untersuchen und davon Karten anzufertigen. Leider erreichen sich solche Nachrichten so oft als trügerisch, daß man sich davon nicht eher etwas versprechen darf, als bis wirkliche Resultate vorliegen.

— Nach vor gar nicht langer Zeit führte Venosd Aires Korn ein. Jetzt hat sich durch die starke Einwinterung und die Ausdehnung des Ackerbaues die Sache dahin geändert, daß Argentinien nicht nur seinen Bedarf an Getreide selbst deckt, sondern noch davon ansfährt. Unlängst wurden 56 000 Säde Mais nach den Kanarien exportirt und große Verladungen von Weizen und Wehl nach Brasilien und dem Kaplande angeführt. So merkt das „South American Journal“.

#### Arktisches Gebiet.

— Graf Wilczel und Lieutenant Weyprecht beabsichtigen frühestens im Jahre 1880 nach der Nordküste Komaja Zemlas sich zu begeben und dort auf Kosten des Czarern volle zwölf Monate zu verweilen, um eine Reihe von exacten magnetischen, elektrischen, hydrographischen und meteorologischen Beobachtungen anzustellen. Zeitpunkt und Art des Unternehmens hängt übrigens noch von den Beschlüssen des Internationalen Meteorologischen Congresses ab, welcher im April dieses Jahres in Rom zusammentritt.

— Hr. Gordon Bennett's yacht „Jeanette“, früher „Pandora“ genannt (vergl. oben S. 80), hat namentlich die Bestimmung erhalten, Nordostsibiriens, Vega's Hülfe zu eilen, die man jetzt zwischen dem Berggebirge Serge Kamen und dem Wrangellande vermuthet. Gleichzeitig sei erwähnt, daß man jetzt in den Vereinigten Staaten und namentlich in Californien auf die Anknüpfung von Handelsbeziehungen mit dem nördlichen Sibirien aufmerksam geworden ist und sich davon großen Nutzen verspricht.

— In England trägt man sich in Folge der Nordostsibirischen Fahrt um die Nordspitze Alens und der holländischen Polar Expedition wieder mit dem Gedanken, die Erforschung des arktischen Gebietes fortzusetzen: in der Sitzung der Royal Geographical Society vom 9. December 1878 schlug C. R. Wartham als das geeignetste Object die Westküste von Franz-Joseph-Land vor, weil dieselbe alsbald in unbekanntes Gebiet sich erstreckt und weil man erfahrungsmäßig zu Schiffe längs der Küsten überhaupt und vorzüglich längs derjenigen an der Westküste arktischer Länder besser vorbringen kann als im Pacific auf hoher See. Der von anderen Anwärtern unterrichtete Plan geht dahin, im Spätsommer 1879 die „Discovery“ anzulanden und, falls sie ihr Ziel, die Ostküste von Jichu-Land, nicht erreichen kann, den Versuch in den nächsten beiden Jahren zu wiederholen, dort möglichst weit gegen Norden zu überwintern und von dort Schichten Expeditionen anzuschicken. Auf Kap Nassau (Komaja Zemla) und Nordostland (Spitzbergen) sollen Proviandposten angelegt werden, je daß ein zweites Schiff anberichtet wird. Vielleicht vereinigen sich auch die Niederländer (l. oben S. 96) mit den Engländern zu einer gemeinsamen Unternehmung.

**Inhalt:** Nach dem Red River of the North. I. (Mit fünf Abbildungen). — Luz. Unter den Banden in Westafrika. (Mit einer Abbildung). — J. Birgham: Der hundertjährige Tobestog Capitän Cook's. — Alb. S. Gatticher: Volk und Sprache der Malaka im nördlichen Oregon. II. (Schluß). — J. Greffrath: Die australische Colonie Neu-Süd-Wales. II. — Aus allen Erdtheilen: Die Pest in Jümau. — Südamerika. — Arktisches Gebiet. — (Schluß der Redaction 27. Febr. 1879.)

— Der durch seine Forschungen an den Küsten und Meeren des nördlichen Ausland bekannte Lieutenant Sandberg (l. „Möhus“ XXXIII, S. 335) hat von der russischen Regierung die Concession erhalten für den Balfschlag innerhalb des russischen Eismereres sowie auf Raum für die Anlage ausgebehrter Fabriken, für das erforderliche Bau- und Brennmaterial u. s. w. Sandberg beabsichtigt eine russische Aktiengesellschaft zu bilden, welche vom Frühjahr 1880 an den Balfschlag und Seebundshaf sowie die Silbererz von Dorich, Haring, Hainisch und Lash betreiben soll. Auf den Küsten der Wrangalischen Küste hat Sandberg die Gruben der zahlreichsten und fettesten Fische nachgewiesen, und die Resultate seiner zoologischen Forschungen will er nun drastisch verwerten. Seine Gesellschaft soll aber zugleich das Ziel verfolgen, den Handel mit Sibirien zu entwickeln und das Eismeer im Norden von Europa und Asien in geographischer und naturwissenschaftlicher Hinsicht tiefen genau zu erforschen. Als Entropot für den sibirischen Handel soll Altagabrowsk dienen, ein Ort, der auf der Landenge Tavdomeulle zwischen der Fischer-Halbinsel (Palmostrow Nobschik) und der Mittlern Halbinsel (circa 60 1/2° nördl. Br. und 29 1/2° östl. L. Gr.) neu gegründet worden soll. Von dort aus sind die europäischen Häfen stets, die sibirischen während etwa 10 Wochen im Jahre zu erreichen, eine Zeit, die voraussichtlich genügt, um den Jenisei fluss bis letztmal, den Ob vier- bis fünfmal und vielleicht auch ein- oder zweimal die Lena zu erreichen. (Zeitschrift Geographische Blätter III, Heft 1.)

— Unter den im vorigen Sommer vom Ob nach Europa gelangten Schiffen befand sich auch ein in Sibirien, in Jümau an der Tura erbauter Eiseisfabrikaneramen „Sibir“. Dasselbe wurde den Ob hinab bis zur Mündung von dem Dampfer „Luise“, welcher unter Führung des Capitäns 1877 die Pionierfahrt von Europa nach Tobolsk im Jahre 1877 machte, geschleppt und legte dann durch den Obmercurien nach England. Der Dampfer „Luise“, welcher diese Fahrt ebenfalls mit Labung machen sollte, aber sich am mittlern Ob noch etwas länger aufhielt, ist zur Ueberwinterung im Obmercurien, nahe dem Ausflusse des Tadmereulens, gezwungen worden. Ueber das Schicksal dieses Dampfers liegt folgendes durch Herrn Sibiriosoff übermittelte Telegramm aus Sibirien vor: „Dampfer „Luise“ wurde am 27. September durch einen sehr starken Nordsturm auf etwa 70° nördl. Br. in der Gegend des Tas an Ufer geworfen. Die Hälfte des Reuels und über 25 Foaß Saß gingen über Bord. Den 16./28. September Vormittags wurde das Fahrzeug wieder flott, allein der Schornstein war weggespült und das Steueruder stark beschädigt, Lufe und Schiffsräum voll Sand. Der Dampfer erreichte das Ufer wieder. Der Capitän ist sehr krank verfallen das Schiff, am Obdorek zu erreichen, während der Rest der Besatzung am Bord blieb. Die an Bord Zurückgebliebenen sind mit allem für die Ueberwinterung Nöthigen versehen. Der Capitän Randep, von welchem diese Nachricht kommt und der nach Tobolsk reiste, glaubt, daß das Schiff gerettet werden kann.“ (Mittheilung der Bremer Geographischen Gesellschaft.)

— Aus Malaka und Singapur wird seit einigen Jahren die Faser der Ananasblätter nach China ausgeführt, wo dieselbe zu einem billigen Gewebe verarbeitet wird. Nach Entfremmung der fleischigen Theile werden die Fäden in Wasser gewaschen, durch Waschen von den ihnen anhaftenden gummiartigen Substanzen befreit, in der Sonne gebleicht und in diesem Zustande versendet.

# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Vand XXXV.



N<sup>o</sup> 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von  
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postämtern  
zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1879.

## Nach dem Red River of the North.

(Nach dem Französischen des Herrn de Lamothé.)

### II.

Die Ripigon-Bay wird im Norden und Osten vom Festlande, im Süden von der oben erwähnten Inselreihe und im Westen von einer hohen Halbinsel eingeschlossen, welche sie von der gleichfalls tief in die Nordküste des Obern Sees einschneidenden Schwarzem Bucht trennt. An ihrer nördlichsten Spitze ergießt sich ein Fluß, so klar wie das Wasser des Sees selbst, in eine Art Hinterhafen, welchen die beiden aus dem Tiefen des Wassers senkrecht bis zu über 250 m ansteigenden Felsmassen der Grünen Insel und der Insel la Orange schließen. Sie liegen da wie Trümmer eines Riesendaunes, den irgend eine Sintfluth zerbrochen hat. Das Ganze gewährt ein harmonisch angeordnetes, durch seine milde Erhabenheit imposanteres Bild, das mit seinen lebhaften Farben im Glanze der Sonne den schönsten Anblick gewährt, welchen der Reisende seit seinem Besuche der Citabelle in Quebec gehabt.

Wegen seines Wasserreichtums und seiner Klarheit mag man den Ripigon als den Ursprung des gesammten Flußsystems des St. Lorenzstromes ansehen. Das gleichnamige große Seebecken, welchem er seinen Ursprung und die Klarheit, die in scharfem Gegenjage zu der braunen Färbung aller übrigen Zuflüsse des Obern Sees steht, verdankt, liegt 47 km weiter nördlich. Sein indianischer Name bedeutet „tiefes klares Wasser“ und entspricht, wie alle solche geographischen Bezeichnungen aus den Sprachen der Eingeborenen, aufs Genaueste den tatsächlichen Verhältnissen. Der See liegt 286 m über dem Meere, mehr als 100 m über dem Obern See und hat eine elliptische Gestalt, näm-

lich auf 80 km Breite 110 bis 120 km Länge und einen Umfang von 900 bis 950 km. Stellenweise hat man mit dem Lotze bei einer Tiefe von 160 m noch keinen Grund gefanden. Seine besondere Schönheit liegt in den zahlreichen mit Wald bedeckten großen und kleinen Inseln, deren Zahl Mr. Bell, Forschungsreisender der geologischen Kommission von Canada, auf über tausend schätzte.

An der Mündung des Ripigon-Flusses steht das Red Rock House, ein Posten der Hudsonbay-Kompagnie, wo der Dampfer eine Weile anhält. Dann verließ er, der Strömung folgend, die Bay durch die schmale Straße zwischen der oben erwähnten Halbinsel und den Inseln St. Ignace und Fluor. Bald darauf erobert der gemächliche Tag mit einem herrlichen Sonnenuntergange. Fern am Horizonte verschwand allmählig der Fuß der hohen Vorgebirge, an denen der „Francis Smith“ vor Kurzem entlang gefahren war, während ihre von den letzten Sonnenstrahlen vergoldeten Gipfel in Folge einer merkwürdigen Spiegelung auf einer riesigen Unterlage weißer wogender Wolken, die sich zwischen die fernen Spitzen und deren Spiegelbilder im See geschoben hatten, emporzuwachsen schienen. Während der Nacht hielt der Dampfer kurze Zeit bei der „Silberinsel“ an, die noch vor wenigen Jahren als unbekannter Fels dalag, während jetzt dort eine Ader Schmelzsilbers ausgebeutet wird, aus welcher im Jahre 1871 30 Arbeiter Erz im Werthe von 4 800 000 Mark zu Tage gefördert haben. Beim Morgenrauen des 24. August war endlich das Ziel der Reise und der Beginn der canadischen Straße nach dem Red River,



Der Niagara-Strom. (Nach einem amerikanischen Entwerfer.)

Prince Arthur Landing, erreicht, wo Ramothé den Dampfer verließ, der seine Fahrt noch bis Duluth fortsetzte. Es ist das eine ziemlich neue Stadt in Minnesota, an der südwestlichsten Ausbuchtung des Obern Sees gelegen, welche noch immer ihrer französischen Benennung „Bord du Lac“ bewahrt hat.

Prince Arthur Landing oder, wie es gewöhnlich heißt, Thunder Bay (Donnersbay) ist eine im Werden begriffene Stadt, die dem ähnlich sein muß, was Collingwood im zweiten oder dritten Jahre seiner Existenz war. Etwa hundert Häuser sind an dem abschüssigen Ufer zerstreut, von dem aus sich eine hübsche Aussicht auf die Vorgebirge und Inseln der



Die Donnersbay (Thunder Bay). (Nach einem amerikanischen Stiche.)

Donnersbay bietet; letztere ist übrigens fast ebenso tief und sicher wie die Michigan-Bay. Nur gehört die große, ergiebige Insel, welche den Horizont gegen Süden und Südosten abschließt, Isle Royale, nicht mehr zu Canada, sondern wurde

in den Verträgen den Vereinigten Staaten zugesprochen. 5 bis 6 km von dem Landungsplatze entfernt liegt an der Mündung der Kaministiquia ein Posten der Hudsonbay-Gesellschaft, das Fort William; in dessen Nähe hat ein



Fort William mit der Mündung der Kaministiquia. (Nach einem amerikanischen Stiche.)

französischer Missionär einige hundert Chippeways um sich versammelt und suchte sie in die Anfangsgründe eines civilisierten Lebens einzuwöhnen.

Der 24. August war ein Sonntag, und ein solcher wurde nach Ramothé's Mäuden in Thunder Bay wahrscheinlich nicht anders gefeiert als in Montreal oder Toronto. Nachdem er sich also in einer einem Deutschen gehörigen Bretterbude, und zwar zwei Stock hoch, eine Unterkunft gesichert,

beabsichtigte er, der puritanischen Atmosphäre des „Sabbat“ durch einen Spaziergang in die nahen Wälder zu entziehen, als er unversehens die Bekanntheit eines in Versailles erzeugten Engländers machte, der zu einer der Kommissionen gehörte, welche damals mit der Auffindung einer Trasse für die canadische Pacific-Road beauftragt waren. Mehrere derselben hatten damals in Thunder Bay ihr Stabsquartier. Von ihm erfuhr Ramothé zunächst, daß von den 350 bis



400 Einwohner des Ortes ein Theil seine Zeit im Dienste der zukünftigen Pacific-Bahn zubrächte, ein anderer mit Speculationen in schon entdeckten oder noch zu entdeckenden Mineralagern und die übrigen mit Spielen und Betrübungen dessen, was sie bei obigen beiden Beschäftigungen verdient hätten. Des Weitern aber erfuhr er, daß das „Sonntagsgesetz“ an diesem Grenzpunkte der Civilisation äußerst wenig beachtet, daß der bar-room des „Hötel“ den ganzen Tag nicht leer und die Fiskalische bei weitem mehr als die Bibel studirt werde.

Er nächste Tag versich mit Zutrittungen zur Abreise und mit einem Besuche bei dem ausgezeichneten Ingenieur Dawson, der mit der Erbauung und Erhaltung der nach ihm benannten Straße beauftragt ist. Durch dessen Zuverlässigkeit wurde unser Reisender der Sorge für die Lebensmittel überhoben, mit welchen man sich sonst für jene acht-

oder neuntägige Fahrt nach dem Red River zu versehen hat. Er konnte sich also auf den Anlauf von zwei Decken beschränken, welche für das Uebernachten unter den unterweg anzutreffenden Schuppen und Zelten unerlässlich sind. Am Abend unterzahn Kamotte in Begleitung seines neuen Bekannten eine Bootsfahrt, wobei sie das Lager einer Saultrey-Familie besuchten. Die Männer waren auf der Jagd oder auf dem Fischfange, Frauen und Kinder aber anwesend. Letztere waren reinlich auf europäische Weise gekleidet und einige unter ihnen waren so hell von Farbe, daß man sie für Mißgeburt ansehen mußte. Kamotte hatte nun mehr als 3000 km von der Mündung des St. Laurentstromes zurückgelegt und noch keinen Indianer zu Gesicht bekommen, der anders gekleidet gewesen wäre als irgend ein Europäer; obendrein waren diese armen Saultrey von der Donnersbay die ersten, welche weder Englisch noch Französisch verstanden.



Station an der Südspitze des Ekabandwan-Sees. (Nach einem amerikanischen Stich.)

Die Fickhaber von Indianergeschichten mögen sich das merken: nur in Romanen oder ganz abgelegenen Winkeln der Felsenbüsche wird noch Skalpirt, und alle die berühmten Krieger, die Nahe Wolfe, der Aler mit dem flammenden Auge und wie sie sonst heißen mögen, leiden sich wie der gemeinste irische Auswanderer.

Es ist keine kleine Sache, selbst für eine große Macht, einen 700 km langen sichern Weg durch wüsthles, unbewohntes und fast unbekanntes Land anzulegen. Und solches hat die canadische Regierung unternommen. In wenigen Jahren haben ihre Ingenieure das anscheinend unentwirrbare Netz von Seen und Wäldern zwischen dem Obren See und den Prairien am Red River durchgeschnitten, sichere Wege durch die Wälder, Felsen und Sümpfe angelegt, vermittleis Deiche den Spiegel fliehrer Gewässer erhöht und die Anzahl von Stromschnellen und Tragplätzen vermindert. Seen, welche bis dahin nur das Kinderboot des Indianers oder die „Warge“ des Vogagens gefehen hat, wurden durch die Schraube von Dampfschiffen aufgewühlt. Kurz, mit energisrhem Willen und Geld hat sich Canada einen Weg geschaffen, der ihm erlaubt, auf seinem eigenen Grund und Boden Auswanderer, Soldaten und Kriegsmaterial nach dem Westen zu befördern. So groß aber die politische

Wichtigkeit dieser Straße auch ist, die dort anzutreffenden Bequemlichkeiten sind noch äußerst gering, so daß eilige Reisende, denen an materiisrhen Geseuden und Kaditlagern unter freiem Himmel nicht viel liegt, den Weg durch die Vereinigten Staaten vorziehen. Denn seitdem die Besiedelung von Minnesota so gewaltige Fortschritte gemacht und seine Bevölkerung sich in zwanzig Jahren (1830 bis 1870) von 4000 auf 400 000 gehoben hat, kann man die canadischen Niederlassungen am Winnipeg-See bequemer erreichen, indem man mit dem Dampfer bis Duluth an der Westspitze des Obren Sees, von dort mit der Northern-Pacific-Bahn nach Moorhead am Red River und an letzterem entlang bis an die canadische Grenze fährt. Damals (1873) freilich mußte man noch die 381 km zwischen Moorhead und Winnipeg in der Postutsche oder dem Dampfer zurücklegen.

Zu wiederholten Malen, auch schon vor der Vereinigung der einzelnen Provinzen zu der heutigem „Dominion“, hatte man sich mit der Frage beschäftigt, Canada mit dem damals von der Hudsonbay-Gesellschaft verwalteten Gebiete in Verbindung zu bringen. Von 1857 bis 1859 erstreckte der schon erwähnte Ingenieur Dawson von Trois-Rivieres das Land zwischen Fort William und dem Saskatchewan, jenem großen Zuflusse des Winnipeg-Sees. Aber erst zehn Jahre



„Portage“ eines Bootes.

später, als es sich um die Abtretung des Nordwestens an die canadische Konföderation handelte, ging man ernstlich daran, die Resultate von Dawson's Ausflügen zu verwerten. Derselbe wurde beauftragt, den einmüthigen Strafenzug zu bestimmen und die Arbeiten zu leiten, wobei er die umfassendste Thätigkeit entfaltete. Was er dabei errichtete, wird genügend durch den Umstand begründet, daß im Jahre 1870 die kleine Arme des Obersten Wolsey drei Monate brauchte, um von Thunder Bay nach Fort Warty zu gelangen, während ein Hillforts, welches im Herbst 1871 abgehört wurde, um Manitoba gegen einen möglichen Handreich der Feinde zu schützen, denselben Weg Dank den in 1 1/2 Jahren unter Dawson's Leitung ausgeführten Arbeiten in drei Wochen zurückzulegen vermochte. Diese so rasch und geschickt errichtete Straße ist beßhalb mit Recht in ganz Canada unter dem Namen ihres verdienten Erbauers bekannt.

Früh am Morgen des 26. August verließ die Kanotte Thunder Bay in Gesellschaft eines französischen Canadianers de Hertel, welcher von der Bundesregierung den Auftrag erhalten hatte, eine Erkundung von allerlei Gegebenheiten für die Saulteur-Indianer am Regensflusse, mit denen man demnächst einen Vertrag abschließen wollte, zu begleiten. Ihr Gefährt war ein leichter, mit zwei kräftigen Trudern bespannter Planwagen. So wie die Höhe der Küste, an welche sich der Ort lehnt, erreicht war, trat der Weg in den Wald, der überall durch Brände stark gelitten hatte; auf dem durch die Äsche gedüngten Boden wucherten üppig wilde Dornesträucher. So weit das Auge reicht, hat es den feineren freudlichen Anblick eines Waldes von großen Stangen, welche auf einem Teppich grüner Kräuter und Gehölze stehen und durch die Wirkung von Regen und Feuer schwarz und weiß gefleckt erscheinen. Der Boden ist aufsehend leicht, etwas eisenschaltig und soll etwa 30 bis 40 km weit von der Donnerbay für Ackerbau ziemlich geeignet sein. Am Kaminitiquia-Flusse findet sich auch ein trefflicher Saum alluvialen Bodens; derselbe ist aber verschwindend klein gegen die unermesslichen Felseneinden ringsum. Nichtsdestoweniger werden dieselben denck, wenn der Erzeichtum dieser Gegenden mehr ausgebeutet wird und Einwanderer anzieht, einen bedeutenden Werth erhalten.

Von der Donnerbay bis zum Scharbandwan-See, wo der Landweg anfährt, sind es 72 km, und auf dem größten Theile dieser Strecke ging es beständig bergaus und bergab über Abhänge, die mitunter recht beschwerlich waren. Im Allgemeinen aber steigt das Land an; denn am Ende dieser Abtheilung der Straße befindet man sich etwa 800 Fuß über dem Meer See. Von Schattrebrunn wie in Europa ist keine Rede, wohl aber, namentlich an sumpfigen und sandigen Stellen, von Kallipödemmen, dort „Carduus“ genannt. Wenn man unglücklicherweise — und das ist sehr häufig der Fall — die dünne Sanddecke, mit welcher die Zwischenräume zwischen den roh behauenen Stämmen ausgefüllt und die Oberfläche eingerbet worden war, durch Wind und Regen hinweggeführt ist, so muß der Reisende in der Minute fünfzig der menschlichen Stöße aushalten. Die Fesseln des Wagens knarren und ächzen und halten der unaufrichtigen Ershütterung kaum Stand. Die glühende Erde zur Natur verschwindet vor solchen unheimlichen Stößen und Schütteln; man achte kaum auf eine malerische Landschaft, wie sie sich ob und zu zeigt, z. B. bei den beiden festen und zierlichen Dolbrücken über die Kaminitiquia und die Mattowin, deren dunkles Wasser in zahlreichen Schellen hell aufschäumt. Auf zwei Stationen wurde kurze Rast gemacht und häufig ein Mahl von Schweinepöfelfleisch und Kartoffeln mit Thee eingenommen. Hier hat das Reich des Weines und Abhieles ein Ende; die Regierung kam in diesen

weiten öden Gebieten unmöglich darüber wachen, daß die weißen Gesetze, welche den Verkauf von Spirituosen an Indianer verbieten, nicht übertreten werden, und hat deshalb auf der ganzen Dawson-Strasse das Aussetzen und Festhalten von Schnaps kurzweg unterjagt. Der Erfolg war der beabsichtigte: die 300 „Bogagers“ und Arbeiter, welche zur Sommerzeit in diesen Wäldern sich aufhalten, können unbenommen ruhig ihre Obliegenheiten erfüllen, während zehnmal härtere Berden von bis an die Zähne bewaffneten Indianern um sie herumstreifen; können sich letztere Feuerwasser verschaffen, so wäre es schon längst zu blutigen Kämpfen gekommen. (Vergl. Eine Expedition gegen die Braunweinbändler in amerikanischen Nordwesten. „Globe“ XXVIII, S. 247.)

Um 4 Uhr Abends erreichte die Reisenden den See Scharbandwan, wo ein geräumiges bequemes Haus als Station und Unterkunft für durchziehende Emigranten dient; einige Waarenlager in Holzbarren und Zelle von Saulteur-Indianern stehen daneben. Der Vorsteher der Station empfing die Reisenden auf das freundlichste, und diese selbst besetzten sich durch ein Bad in den lauen Flüssen des Sees von der Müdigkeit und dem Staub, die sie der Fahrt zu danken hatten.

Hier beginnt ein ganz eigenthümliches Stück Erde, das Land der Seen. Selbst die beste Karte giebt nur eine höchst unvollkommene Vorstellung von der Zahl der Schilfbüden, welche hier mit dem St. Lorenzstrom und dem Winnipeg in Verbindung stehen; denn sie führt nur diejenigen auf, welche von Reisenden besacht worden sind, während zahllose andere, die nur die Indianer kennen und welche denselben die Möglichkeit gewähren, das Land nach allen Richtungen hin und unbekümmert um die Stromschnellen, Fülle und Wasserfcheiden zu durchstreuen, unbesucht und unbetreut bleiben. In ihren leichten Rindenkanöen schliefen sie die Stromschnellen hinauf; zu bedeutende Fülle ermöglichen sie auf den „Tragplätzen“ und schleppen Boot und Ladung über die Wasserfcheiden auf Stegen, die schon lange im Gebrauch sind. Eine praktische portage zu ermitteln, ist hier von derselben Wichtigkeit wie anderwärts das Aufsuchen einer Fahrt; nur ist in Canada das Wasser die Straße, anderswo das Land. Die Umgehung der nicht schiffbaren Strecken im Gebiete der Hudsonbay-Gesellschaft ist zu einem förmlichen Systeme ausgebildet worden. Derselbe wird mit dem technischen Ausdruck „eine Frachtladung machen“ (making a portage) bezeichnet und ist der härteste Theil der Arbeit des Bogagers. Das schwerste Gewicht jedes Frachtstückes im Handel der Gesellschaft ist 100 Pfund, und jedes Boot soll 75 „Inlandstücke“ wie diese genannt werden, enthalten. Hiernach wird auch der Tonneninhalt im Lande berechnet. Die Wichtigkeit, mit der solche Stücke von den indianischen Bootleuten gehandelt werden, ist in der That erstaunlich. In der kurzen Zeit von zehn Minuten wird ein Boot von der Mannschaft beladen.

Wenn eine Frachtladung über Land geschafft werden muß, so wird angenommen, daß jeder Bootsmann zwei Inlandstücke auf seinem Rücken tragen kann. Ein bezieht Leberstreifen wird rings um die Stirn gelegt, dessen beide Enden rückwärts über die Schultern hängen und die Frachtstücke tragen, welche in der Länge des Rückgrats, von dessen Mitte bis zum Kopfe reichend, liegen. Sobald der Bogager seine volle Ladung empfangen hat, schreitet er mit vorgebeugtem Oberkörper, während in die Hand die getragenen Stücke unterstützt, rüsig über den oft steilen Weg fort, wobei seine bloßen aber mit Wocastins versehenen Füße ihn in den Stand setzen, über die schlüpfrigen Steine an Flüssen, wo Stiefel zugleich Träger und untreuer bis zu Boden

fallen würden, schnell und sicher zu geben. Die Pflicht des Steuermannes ist es, die Stadtschlüße zu heben und auf den Klüden des Vastgodes zu legen, und diese Procebur des Hebens von 75 Stücken von je 100 Pfund Gewicht von der ebenen Erde bis zur Schulter eines Mannes erfordert gewiß eine größere Masse von Winkelfest als im Durchschnitt die Mehrzahl von Männern besitzt.

„In diesem Lande — sagt Mr. Dawson in einem seiner Berichte — hat jeder Fluß, jeder Bach seine Seen. Der Reisende mag eine Richtung einschlagen, welche er will, er darf sicher sein, wenn er über einen Hügel steigt, auf einer See zu treffen. Es giebt deren so viel, daß es schwer ist zu entscheiden, ob man das Gebiet nicht lieber als einen ries-

igen mit Landrücken besetzten See, denn als ein von Gewässern durchschnittenen Land beschreiben soll. Eine bemerkenswerthe diesem Gebiet eigenthümliche Thatsache ist, daß die Wasserläufe weder plötzlich noch bedeutend auszuweichen, und dieser günstige Umstand ist den Seen zu verdanken, welche, als Sammelbecken dienend, langsam steigen und eben so langsam wieder fallen. In gleicher Weise wirkt dabei die Natur des Landes mit, welches im Allgemeinen flach bewaldet ist. Die jährliche Regenmenge ist sehr bedeutend, weshalb auch die Flüsse und Bäche im Verhältnis zu den von ihnen entwässerten Gebieten ein sehr beträchtliches Volumen haben.“

## Die australische Kolonie Neu-Süd-Wales.

Von H. Greffrath.

### III.

In der Fauna sind, wie bekannt, die Marsupialien oder Beutethiere — die ältesten Mammalien der Erde — vorherrschend, und zählen davon 120 Species. Als Thiere von Nutzen bieten sie kein Interesse, werden vielmehr allgemein als eine Plage angesehen, von der man sich möglichst zu befreien sucht. Namentlich sind die Squatter auf die gefräßigen Känguruhe schlecht zu sprechen, weil diese ihnen die Weiden für ihr Vieh abstreifen. Die Felle der Känguruhe und Wallabies (*Wallumatus*) liefern indess gutes Leder für feineres Schuhwerk und werden zu dem Ende auch in ziemlicher Menge nach Europa exportirt. Aber der Handel darin ist insofern kein zweckmäßiger, als die Kolonisten in Folge der niedrigen Preise nicht der Felle wegen, sondern nur dann Jagd auf diese Thiere machen, wenn sie ihnen besonders lössig werden.

Die Vögel sind, wenngleich nicht so zahlreich wie unter gleichen Breitengraden anderer Länder, doch immerhin ansehnlich vertreten, und von den 690 Species, welche der ganze australische Continent zöhlen soll, kommen 403 auch in Neu-Süd-Wales vor. Was den Vögeln an Ursprung angeht, erkennen sie durch die Schönheit ihres Gefieders, wie namentlich die 60 Species der Papageien. Nüchternes Jagdwild (Halen, Rehe, Dirsche u. s. m.) und Vögel sind aus Europa importirt worden und in Freiheit gesetzt und gedeihen, da die Gegend ihnen Schutz gewährt, vortreflich.

Die Bevölkerung von Neu-Süd-Wales, mit Ausschluß der Eingeborenen, betrug sich am 30. Juni 1878 auf 675 316, von denen 375 205 dem männlichen und 300 111 dem weiblichen Geschlechte angehörten. Darunter befanden sich 9416 Chinesen. Während die spanischen, portugiesischen und französischen Kolonien nicht im Stande waren, eine europäische Bevölkerung zum bleibenden Aufenthalte anzuziehen, rüchete in Australien schon ein Menschenalter dazu hin. Klima und Produktivität des Bodens begünstigten dies zunächst. Dann aber darf man auch nicht vergessen, daß die Engländer das ausgezeichnete Volk sind, welches in unübertrefflicher Weise, nur den Römern vergleichbar, zu Colonisten und zu gründen versteht. Aus allen Zonen der Erde haben sich in Neu-Süd-Wales, wie überall in Australien, Aufsteher zusammengesunden und nach langerem Aufenthalte auch nicht das Geringste an Kraft und Stärke eingebüßt. Man sieht es den Kolonisten sofort an, daß es

thätige, kräftige Leute von Ausdauer sind und mit anderen Erdbewohnern einen Vergleich vollkommen aushalten.

Um die Bevölkerung rascher zu mehren, bewilligte das Parlament für das Jahr 1878 die Summe von 75 000 Pf. St., um dafür qualifizierte Auswanderer aus Europa frei nach dieser Kolonie zu befördern. Der Arbeitermarkt in Australien überhaupt scheint aber zur Zeit eher an Ueberfüllung als an Mangel zu leiden, so daß europäische Einwanderer wohl schwierig die günstige Aussicht auf hohen Verdienst vorfinden werden, wie sie ihnen Agenten vorgepriesen haben. Woran aber in Australien überhaupt wirklich großer Mangel ist, sind Dienstmädchen, und diese erhalten bei ihrer Ankunft sofort gute Stellen zu dem hohen Lohne von 12 Marf für die Woche, bei freier Station.

Neu-Süd-Wales erhebt sich im Allgemeinen milder Jahreszeiten, einer trocknen und durchsichtigen Atmosphäre und eines heitern blauen Himmels, — Momente, welche Gesundheit, Wohlstand und Glück fördern. Ueber so sind die vorherrschenden Winde erfrischend und wohltuend. Sie wehen im Sommer meist von Nordost und West, im Winter mehr von West, Südost und Süd. Die heißen Winde des Sommers, welche aus den erhitzen Ebenen des Innern kommen, sind zwar lössig und erschlafend, halten jedoch selten länger als einen oder zwei Tage an, wiewohl während meines Aufenthalts in Australien doch einmal neun Tage und Nächte lang diese Hülfswinde ausgeübt war. Das Thermometer steigt dann zu aufserordentlicher Höhe. Am 16. December 1876 fand es im Schatten in Sydney 48° C., und in Walgett, an der Mündung des Namoi in den Darling River, 51° C. Schwere ist in der Nähe der Küste unbekannt, im Gebirge und auf dem Tafellande dagegen zur Winterzeit häufig. Auf dem Tafellande sind die Tage im Sommer zwar oft recht heiß, indess folgen immer kühle Nächte. Die Hitze auf den weidlichen Ebenen ist allerdings während dreier Monate im Sommer ziemlich anhaltend sehr bedeutend und veranlaßt nicht selten große Uürren. Am 10. Januar 1878 fand das Thermometer in diesen Gegenden auf 53° C. Die mittlere Jahresstemperatur im Schtellen, wenn man alle meteorologischen Stationen auf beiden Seiten des Dividing Range dabei in Rechnung zieht, beträgt 16° C, die Differenz zwischen Maximum und Minimum der Temperatur ist aber wörslich (27° C.) viel beben-

tender als östlich. Der durchschnittliche Regenfall des Jahres stellt sich nach langjährigen Beobachtungen östlich vom Dividing Range auf 41 Zoll, in Sydney auf 52,085, und westlich ungefähr auf 24, in Demiania nur auf 13. Am Ende einer längeren Dürre fallen gewöhnlich tropische Regennasen.

Neu-Süd-Wales empfiehlt sich für Ackerbau und Viehzucht. Die Farmer sind im Allgemeinen wohlhabend und die Squatter reich. Beim Ackerlandverkauf gilt der Grundsatz, daß es Ansehener leicht gemacht werden müsse, Grund und Boden eigenthümlich zu erwerben. Das Land wird entweder, bei einem Minimalangebot von 1 Pf. St. oder 20 Acre für den Acre — als 40,467 Acre, gegen Baar in öffentlichen Auktionen verkauft oder auf Kredit weggegeben. In letzterem Falle mag der Petitione, welcher das 18. Lebensjahr erreicht haben muß und sich zu verpflichten hat, das Land anzubauen und seinen Wohnsitz darauf zu nehmen, sich aus dem dazu bestimmten Acreale 40 bis 640 Acre zu dem Preise von je 1 Pf. St. auszuwählen, und sofern Konkurrenz da ist, entscheidet das Loos. Er hat sofort eine Anzahlung von 5 Sch. oder 5 Acre pro Acre zu leisten und nach Verlauf von drei Jahren, wenn er will, den Rest. Paßt ihm dies aber nicht, so hat er die nächsten 15 Jahre alljährlich 1 Sch. von jedem Pfund Sterling der rückständigen Kaufsumme abzuzahlen und außerdem die jedesmalige Restsumme mit 5 Proc. zu verzinsen. Im Jahre 1877 wurden 2110 000 Acre gegen Baar und 1 1/2 Millionen auf Kredit verkauft, und von 1872 bis Ende 1877 resp. 6 377 124 und 8 977 878. Wie zum Schluß des Jahres 1877 waren 19 435 896 Acre in Privatbesitz übergegangen, so daß noch 179 1/2 Millionen in Besitz der Krone verblieben.

Die großen Viehhüchter (graziers, squatters) haben, außer ihrem angekauften Acreale, ungeheure Strecken Kronland in Pacht genommen und zahlten im Jahre 1877 durchschnittlich eine jährliche Rente von ungefähr zwei Pfennigen für den Acre. Die Weidbezirke der Squatter (Runs) differiren in der Größe, hatten aber im letzten Jahre im Durchschnitt einen Umfang von 3 1/2 deutsche Quadratmeilen. Es gibt Squatter, deren Herden über 200,000 Schafe zählen.

Unter Kultur befinden sich im Jahre 1877/78 (die Agrikultur-Statistik schließt in Australien mit dem 31. März des Jahres) erst 546 556 Acre. Neu-Süd-Wales producirt nicht nur feinitropische und selbst tropische Gemüths, sondern auch fast alle Feldfrüchte der Agrikulturlande Europas. Ackerbau war eine der ersten Viehhüftigungen. Allen die jetzige Grafschaft Cumberland, in welcher die Kolonie ihren Ursprung nahm, entfalt nur sehr mittelmaßiges Boden, und die frühsten Kolonisten hielten ihn für kulturanfällig. Man ging deshalb 15 Miles den Paramatta-Fluß hinauf und verlegte dort bei Rose Hill, den Angriffen kanibalischer Eingeborenen dabei ständig ausgeföhrt, den ersten Ackerbau. Die erste kleine Ernte wurde im December 1789 eingebracht. Unter solchen Umständen traten schwere Zeiten ein, und diese machten sich um so fühlbarer, als die nächsten Orte, wo man etwas Mehl erhalten konnte, das Cap der Guten Hoffnung und Batavia waren, für die damalige Schiffsahrt weite Entfernungen. Die tägliche Ration eines respektablen Mannes — und auch der Gouverneur Phillip sagte sich dieser Diät — mußte auf einen Kolben Mais beschränkt werden, und es wird berichtet, daß wenn der Gouverneur Offiziere vom Militär zu sich zu Mittag einlad, vorberemert wurde, sie müßten sich ihr eigenes Brot mitbringen. Es kam es vor, daß diese Herren mit ihrem Brot auf der Spitze des Degens beim Gouverneur einmarschirten.

Erst als man allmählig im Urmalde vorrückte und frucht-

bares Agrikulturland im Thale des Hunter und auf den Ebenen am Hunterbury und Nepean sowie im spätern Illawarra-Distrikte entdeckte, traten erträglicher Zustände ein. Da die Angelsachsen an Brot aus Weizenmehl gewöhnt sind, so handelte es sich vor allem um den Anbau von Weizen. Als das östliche Land durch fontanuliche Auswasung des Bodens, ohne denselben durch Düngung wieder Ertrag zu geben, sowie überhaupt durch planlose Bewirtschaftung, wie sie noch heut zu Tage in Australien gang und gebe ist, erschöpft war, mußte man sich nach neuem jungfräulichen Agrikulturlande umsehen. Dieses fand man auf den fruchtbaren Ebenen am Hunter, Paterson und Williams und am Wollombi Creek entlang. Allein ein böser Feind, der rothe Hock, stellte sich jetzt plöglich auf den Weizenfeldern ein und zerstörte die Ernten. In Folge dessen haben die Farmer den Weizenbau mehr oder weniger auf und betreiben statt dessen Viehzucht. Neue Versuche wurden später mit dem sogenannten ägyptischen Weizen und auch mit anderen aus Europa importirten Sorten gemacht, und das Resultat war wieder ein glühiges. Als man über die Blue Mountains ins Innere der Kolonie weiter vordrang, entdeckte man hier das schönste Agrikulturland für Weizenbau u. s. w. Aber erst nachdem die Eisenbahnen weit genug vordrückt waren und sich fest wohnebe Farmer dadurch in die Lage sahen, ihre Produkte auf die Märkte zu liefern, wurden große Strecken in den Distrikten um Tamworth und Armidale im Norden, um Bathurst und Orange im Westen und um Goulburn, Wagga Wagga u. s. w. im Süden unter Kultur gebracht. Von den 546 556 Acre, welche im Jahre 1877/78 angebauet waren, befanden sich 176 686 unter Weizen und ergaben einen Ertrag von 2 445 507 Bushels oder nahezu 14 vom Acre. Außer Gerste und Hafer, von denen im Jahre 1877/78 resp. 99 485 und 358 853 Bushels gerettet wurden, wird Mais in großer Menge gewonnen. Derselbe gedeiht in der Kolonie vorzüglich, und ein Acre Land liefert im Durchschnitt 32 bis 35 Bushels, ja jungfräulicher Boden, wie am Clarence River, sogar 100 bis 120. Im Jahre 1877/78 wurden von 105 510 Acre 3 551 806 Bushels Mais gerettet. Er wird in langen Reihen, welche sechs Fuß von einander liegen, gepflanzt, und in den Zwischenräumen werden Kartoffeln und Tabak angebaut. Ein Bushel sind acht Gallonen oder 36,344 Liter, und 100 Bushels entsprechen 65 1/2 Berliner Scheffel.

Die Zuckerrückkultur in Neu-Süd-Wales ist erst kaum 12 Jahre alt und hat in dieser kurzen Zeit große Fortschritte gemacht. Während im Jahre 1867 nicht mehr als 116 Acre baar verwendet wurden, war das Areal in 1877/78 schon auf 7066 Acre gestiegen, von denen 3331 schneitfähig waren. Das Rohr ist weder Krankheiten noch der Zerstörung durch Insekten unterworfen, und leidet auch durch Ueberdüngungen weniger als andere Anpflanzungen. Es kann schon nach zwei Jahren geschnitten werden, und die Wurzel bleibt auf lange Zeit produktiv. Ein Acre liefert, je nach der Qualität des Bodens und der Art der Pflege, 30 bis 50 Tonnen Rohr, und daraus gerimmt man 2 1/2 Tonnen Zucker und darüber. Die Plantagen liegen im Norden der Kolonie an den Ufern der Flüsse Tweed, Clarence, Richmond, Macleay und Manning. Es waren im letzten Jahre nicht weniger als 70 Zuckerrümlen im Gange, und es wurden reichlich 1 500 000 Centner Rohr geerntet und, außer einer geringen Quantität Melasse, 94 000 Centner Zucker, im Werthe von 3 000 000 Acre, daraus erzielt.

Boden und Klima in Neu-Süd-Wales begünstigen den Weinbau in hohem Grade, und die Kolonie wird im Laufe der Zeit wohl eines der wichtigsten Weinaländer der Erde werden. Diese Industrie wird zwar schon seit langer Zeit

betrieben, hat aber erst in den letzten 15 Jahren größere Bedeutung angenommen. Im Jahre 1868 waren 2531, im Jahre 1877/78 dagegen 3027 Acres mit tragenden Weinböden bepflanzt, und es wurden resp. 285 288 und 708 431 Gallonen Wein gefestert. Der hohe Eingangszoll, welcher in England und den schönsten australischen Weinen ruht sowie lästige Desillationssteuern haben zur Zeit ein bedeutendes Hinderniß für die Wingerer. Fast alle europäischen und amerikanischen Traubensorten sind in Neu-Süd-Wales, wo überhaupt in Australien, allmählich worden. Eine besondere Berühmtheit haben die Weinberge um Albany im Neu-England-Distrikt und an den Flüssen Hunter, Parrish und Williams mit ihren vorzüglichen Produkten erlangt. Die schönsten Trauben kauft man im Kleinhandel mit 17 bis 20 Pfennig pro Pfund, und vorzügliche Roth- und Weißweine in Gebinden mit 2 Mark 50 Pfennig pro Gallone (sechs Flaschen).

Reine von den Früchten, welche ein warmes und sonniges Klima erzeugen, gedeiht in Neu-Süd-Wales besser als die Arten der Citrus-Familie. Man sieht ganze Wäldchen davon in der Umgebung von Sydney und an den Ufern der Küstenflüsse. Schon das erste Schiff, welches mit depotirten Bienenstöcken am 20. Januar 1788 in Botany Bay eintraf, brachte von Rio de Janeiro, wo es eingekauft war, junge Pflanzen mit, und jetzt zählt man mehr denn 30 verschiedene Sorten von Orangen und Pimonen in der Kolonie. Die Bäume haben zum Theil einen gewaltigen Umfang erreicht, und Fälle sind gerade nicht selten, daß ein einziger Baum in einer Saison 1000 Tugend Äpfel liefert, von denen manche bis 25 Pfund wiegen. Da in den Kolonien Victoria, Tasmanien und namentlich Neu-Seeland diese Frucht nicht so gut gedeiht, so wird davon ein bedeutender Export dahin betrieben, welcher gegenwärtig schon den jährlichen Werth von einer Million Mark erreicht.

Der Viehhandel in Neu-Süd-Wales zählte am 31. März (dem Datum der Viehstatistik in Australien) 1878 auf 328 150 Pferde gegen 360 703, auf 2746 385 Stück Rindvieh gegen 3 131 013, auf 20 962 244 Schafe gegen 24 503 388 und auf 191 677 Schweine gegen 173 604 im Vorjahre. Diefes beträchtliche Verringerung von 38 553 Pferden, 394 628 Stück Rindvieh und 3 541 144 Schafen war die Folge der großen Dürre, von welcher Neu-Süd-Wales im Jahre 1877 heimgesucht wurde.

Die Schafzucht hat in den letzten 15 Jahren einen außerordentlichen Aufschwung genommen. Die ersten Schafe kamen im Jahre 1797 von Cap der Guten Hoffnung. Klima und Boden sagten ihnen zu und sie gaben vortreflich. Im Jahre 1803 nahm Mr. John Macarthur, ein Marineoffizier a. D., welcher mit vollen Rechten als der Gründer der Schafzucht in Australien gilt, mehrere Stiere mit sich nach England, wo sie wegen ihrer Feinheit großes Aufsehen erregten. Macarthur erhielt bei seiner Rückkehr mehrere Merinos aus den damals berühmten Stammschäfereien des Königs Georg III. und in der Kolonie selbst ein Areal von 10 000 Acres (das heutige Camden Plate) zum Geschenk, um ihn in seinen wichtigen Bestrebungen zu unterstützen. Er bewies nun bald den Vollwäcker in London, daß Australien ein vorzügliches Land für Merinos sei und daß dessen Boden und Klima sich für diese Viehe gut und gute Felle mache. In kurzer Zeit gewann er in London zwei goldene Medaillen für seine Wollen, welche der feinsten schäffischen an Güte gleich kamen. Dem Beispiele Macarthur's folgten andere, und „sheep-farming“ kam in rascher Aufnahme. Im Jahre 1813 gelang es den Entdeckern Wentworth, Lawson und Macglad, das wider, schwer zugängliche Gebirge „the Blue Mountains“, ungefähr 80 Kilometer von

Sydney entfernt, zu überschreiten und dort jene weiden Gebirge zu entdecken, auf denen jetzt die schönsten Herden der Kolonie weiden. Der Schafbestand mehrte sich rasch und zählte im Jahre 1830 536 391, im Jahre 1850 7 266 895, im Jahre 1870 14 989 935 und im Jahre 1875 24 382 536 Stück, verringerte sich aber im Jahre 1877 auf 21 521 662. Wenigleich es in Neu-Süd-Wales vorkommt, daß Schafe 12 bis 14 Pfund ungewaschener und 6 bis 7 Pfund gewaschener Wolle liefern, so rechnet man doch, gemäß auf lange Erfahrung, durchschnittlich nur 2 1/2 Pfund gewaschener Wolle auf ein Schaf, groß und klein, zu einem durchschnittlichen Preise in Sydney von 1 Sch. 6 P. oder 1,50 Mark. Dies würde bei einem Schafbestand von 21 Mill. einen jährlichen Ertrag von fast 56 Mill. Pfund Wolle, im Werthe von 4 350 090 Pf. St. oder 87 Mill. Mark, ergeben. Man nimmt ferner an, daß von den Schafherden der Kolonie alljährlich 1/3 ihrer Zahl theils als Schlachtvieh — sei es für eigenen Verbrauch, sei es für Fleischspecken (Preserved Meat), sei es für bloße Gewinnung des Talges (Boiling tallow) — verwendet, theils in die benachbarten Kolonien Victoria und Süd-Australien (im letzten Jahre 1 248 133 Stück) exportirt wird, und fest setzt den Werth auf durchschnittlich 10 Sch. pro Stück an. Dies würde nach der jetzigen Schafzahl noch einen jährlichen Gewinn von 2 100 000 Pf. St. außer der Wolle abwerfen.

Die Quatter sparten weder Woll noch Kosten, aus den berühmten Stammschäfereien in Frankreich, Spanien und Deutschland zu importiren und dadurch ihre Herden zu veredeln. Es ist es gekommen, daß heut zu Tage das australische Merino-Schaf zu den vorzüglichsten der Erde gehört. Als im vorigen Jahre die „Agricultural Society of New South Wales“ auserlesene Stiere aus Deutschland importirte, ergab ein näherer Vergleich, daß dieselben hinter australische Stiere zurückblieben. Man gab deshalb einen abschätzigen Import von Wöden aus Deutschland wieder auf. Merino-Stammvöde werden mit 30 bis 500 Pf. St. und dergleichen Mutterchafe mit 15 bis 200 Pf. St. pro Stück bezahlt. Fettchafe erzielen ein enormes Gewicht. Es wird uns berichtet, daß zu Weihnacht 1878 an einem Orte der Kolonie zwei Mutterchafe, 2 1/2 Jahr alt, geschlachtet wurden, welche 180 und 186 Pfund wogen.

Nicht so hoch wie die Schafe rangirt der Rindviehhandel der Kolonie, wiewohl in neuerer Zeit frühere Vernachlässigung durch den Import vorzüglicher Bullen und Kühe aus England, zum Preise bis 21 000 Mark das Stück, theilweise wieder gut gemacht ist. Die Storthorn-Durham-Race, welche 2 1/2 Mill. zählt, herrscht vor. Hierherd's mögen 300 000 in der Kolonie sein, und der Rest besteht fast ausschließlich aus der Devon-Race. Fettschafherden in Sydney einen Preis von 150 bis 250 Mark, und es ist nichts Ungewöhnliches, daß ein geschlachteter Ochse 1600 Pfund wiegt.

Auch für Züchtung der Pferdezucht ist in den letzten 15 Jahren sehr viel gethan worden. Die zahlreihen Herden wilder, unbrauchbarer Pferde sind zum großen Theile ausgerottet worden, doch nimmt man an, daß zur Zeit immer noch an 60 000 Stück davon umherlaufen, welche aber bei jeder Gelegenheit von den Reiterern niedergeschossen werden.

In Australien besteht die Kolonie vornehmlich aus Kohlen, bituminösen Schiefer, Gold, Zinn, Kupfer und Eisen. Man hat Neu-Süd-Wales mit gutem Rechte eine Kohlenkolonie genannt. Dies Mineral wird zwischen 29° und 35 1/2° südl. Br. auf einem Areal gefunden, dessen Ausdehnung auf 28 840 engl. Quadratmeilen (1356 deutsche) berechnet wird und welches danach umfangreicher ist als die Kohlengebiete von England, Frankreich und den Niederlanden

zusammen. Der wichtigste Kohlenstein ist Newcastle, 120 Kilometer nördlich von Sydney. Im Jahre 1877 wurden — mit Einschluß derer, welche Braunkohle für Gewinnung von Petroleum hoben — 24 Minen bearbeitet, von denen 12 durch Eisenbahnen mit Newcastle in Verbindung standen, 3 südlich von Sydney in dem südöstlichen Manarua-Distrikte, wozu jetzt ebenfalls eine Eisenbahn gebaut werden soll, 5 in westlichen Distrikten, aber durch Eisenbahnen mit Sydney verbunden, und 4 in südwestlichen Distrikten liegen. Außerdem existirten noch 13 andere Kohlenminen, welche theils noch in der Vorbereitung waren, theils zur Zeit nicht bearbeitet wurden, und von denen 9 dem nördlichen Distrikte angehörten. Es wurden im Jahre 1876 im Ganzen 1 319 918 Tonnen Kohle (in Großbritannien 148 989 386), gegen 540 906 im Jahre 1866, zum Werthe von 16 066 000 Mark gehoben und davon 868 817 Tonnen exportirt. Im Jahre 1877 stieg die Erhebung von Kohle auf 1 444 271 und bewerkstete 17 179 960 Mark oder ungefähr 12 Mark für die Tonne. Davon entfiel der bei weitem größte Theil — 1 151 389 Tonnen — auf Newcastle. In der Kolonie wurden 528 544 Tonnen verbrannt, nach den übrigen australischen Kolonien gingen 563 757 und nach fremden Häfen 351 970. Die Förderung von Braunkohle im Jahre 1877 betrug sich auf 18 959 Tonnen. Es waren bei den Kohlenbergwerken im Ganzen 4722 Personen engagirt. Versuche, welche man im königlichen Arsenal in Woolwich anstellte, haben ergeben, daß die Neu-Süd-Wales-Kohle für Dampfmaschinen nur um 7 Proc. geringer ist als die beste Westh-Kohle, und daß die Tonne davon über 9000 Kubfuß Gas liefert mit einer Leuchtstrahl, welche 24 Proc. höher ist, als bei Gas aus der berühmten englischen Whitworth-Kohle.

Wiewohl man schon im Jahre 1841 kleine Mengen Gold in der Kolonie aufgefunden hatte, so fällt doch die eigentliche Entdeckung der Goldfelder erst in das Jahr 1851 und gehört dem Dr. E. F. Hargreaves. Er hatte die kurz zuvor entdeckten Goldfelder in Californien besucht und schloß aus der Configuration des Bodens, daß dergleichen auch in Neu-Süd-Wales existiren müßten. Die Diggings, wie man in Australien sagt, zerfallen in die nördlichen, südlichen und westlichen, von denen die ergiebigsten sind, und umfassen ein Areal von ungefähr 612 deutschen Quadratmeilen. Nach der Theorie des Gesetzes gehet in Australien alles Gold in der Erde der Krone. Dies schließt jedoch nicht aus, daß Jedermann, sobald er sich durch Zahlung von jährlich 10 Mark das sogenannte Miner's Right erworben hat, berechtigt ist, auf einem Stück Land von vorgeschriebenem Umfang (claim, Wohnung) nach Gold zu graben. Die Ergiebigkeit der Goldfelder hat auch in dieser Kolonie gegen früher erheblich nachgelassen, und wir möchten vor der Unstimmigkeit warnen, des Wohlstandes wegen dorthin auszuwandern. Der Ertrag des Jahres 1877 belief sich auf 124 110 Unzen im Werthe von 9 428 364 Mark, gegen 12 263 800 Mark im Vorjahre, und von 1851 bis Ende 1877 auf 32 498 549 Pf. St. oder 649 970 980 Mark. Die Zahl der Goldgräber im Jahre 1877 belief sich auf 6974, so daß im Durchschnitt auf den einzelnen Mann nur 67 Pf. St. 11 Sch. 10 P. oder 1352 Mark entfielen.

Der Verbrauch an Kupfer, woran Neu-Süd-Wales reich ist, begann vor ungefähr 20 Jahren. Das Areal, auf welchem dasselbe bis jetzt, namentlich in der südlichen Hälfte der Kolonie, gefunden ward, hat insgesammt einen Umfang von 315 deutschen Quadratmeilen. Die Ausfuhr an Kupfer im Jahre 1876 bewerkstete sich auf 4 999 660 Mark oder, als Folge der sehr niedrigen Marktpreise in Europa, 5 176 000 Mark weniger als im Vorjahre. Der Gesammt-

ertrag an den Kupferminen von 1858 bis Ende 1876 betrug 31 324 640 Mark. Sobald die Eisenbahnen tiefer ins Innere der Kolonie vorgedrückt sind, wird sicher manche Kupfergrube, welche jetzt der großen Transportkosten wegen nicht bearbeitet werden kann, in Angriff genommen werden. Das wichtigste Kupferbergwerk ist zur Zeit die Great Gobar Copper Mine zwischen 31° und 32° südl. Br. und in 146° östl. L. Gr., auf der gegen 200 Personen beschäftigt sind. Wie von Kohle, so sind auch von Kupfer größere Vorkommen auf die Pariser Ausstellung geschickt worden.

Die Entdeckung von Zinnlagern in der Granitgegend des Tasmanlandes, welche vor ungefähr sechs Jahren stattfand, machte ihrer Zeit viel Aufsehen. Die reichsten Depositen wurden auf einem Substrat von weichem glimmerreichen Granit gefunden. Der Boden ist hier aber meistens sehr uneben, und daraus erklärt sich die zerstreute Lagerung des Zinns. Gerade in dem ergiebigsten Zinngebirge mangelt es an Wasser, um Schmelzen einzurichten, und so das Metall aus dem weichen und sandigen Boden zu gewinnen. Der Transport der Zinnerscheide ist jedoch zu kostspielig, und deshalb wurden nach bedeutenden Verlusten an vielen Orten die Arbeiten eingestellt und werden dort auch wohl erst wieder aufgenommen werden, sobald die Nord-Eisenbahn in ihrer Verlängerung von Tamworth aus über Unwell nach Linterfels bis zur Grenze der Kolonie überstanden fertig ist. Die Zinnscheide liegen fast ohne Ausnahme im Norden der Kolonie von 31° südl. Br. bis zur Grenze, und umfassen ein Areal von 400 deutschen Quadratmeilen, wozu aber zur Zeit noch nicht eine Quadratmeile bearbeitet wird. Auf einem beträchtlichen Theile dieses Areals enthält das Zinn eine zu starke Beimischung von Wolfram und Titanenien, um eine bergmännische Verarbeitung mit Vortheil zu betreiben. Der Erport an Zinn, welcher im Jahre 1872 mit dem Betrage von 954 060 Mark begann, hatte bis Ende 1877, welches Jahr mit 10 170 800 Mark statistisch notirt ist, einen Werth von 57 692 120 Mark erreicht. Das wichtigste Zinnfeld ist zur Zeit die Victoria Tin Mine am Cape's Creek, in 30° südl. Br. und 151° östl. L. Gr., welche, außer Silber an zwei Stellen, auch eine Ader enthält, in der Diamanten und andere Edelsteine gefunden werden.

Es wird angenommen, daß das Areal, auf welchem in Neu-Süd-Wales Eisenzinn vorkommen, einen Flächeninhalt von 66 deutschen Quadratmeilen begreift. Im Norden und Süden von Sydney sowie an der Westbahn bei Bowenfels und an der Südbahn bei Mittagong existiren Eisenerze und Kalkstein in großer Menge, und an beiden Orten sind Eisenerze errichtet worden. Die Erze bei Mittagong, wo gegen 70 Arbeiter beschäftigt werden und im letzten Jahre 2679 Tonnen Roheisen hergestellt wurden, enthalten 66 Proc., und der braune Hämatit bei Wallerawang, einer 38 Meilen westlich von Sydney an der Westbahn gelegenen Station, 50 Proc. metallisches Eisen. In Lithgow Valley, 21 Meilen westlich von Sydney und durch Eisenbahnen mit der sehr nahen Westbahn verbunden, sind neuerdings Eisenerze eingerichtet worden, auch ein Dampfhammer zur Aufbereitung von Eisenbahnschienen und Eisenblechen. Zur Zeit liegt die Eisenindustrie in Neu-Süd-Wales freilich noch in der Kindheit; sie wird sich aber ohne Frage in nicht zu fernrer Zeit bearings heben, daß die Kolonie nicht mehr nöthig hat, ihren Bedarf an Roheisen aus England zu beziehen.

Die vorgenannten Mineralien sind die wichtigsten der Kolonie. Was noch von anderen vorkommt, wie Silber (im Jahre 1877 wurde davon im Werthe von 133 460 Mark gewonnen), Antimon, Blei, Zinnober u. s. w., ist nicht von Belang. Der gesammte Werthbetrag der im Jahre 1877 geförderten Mineralien wick auf 2 233 161 Pf. St.,

gegen 2 183 095 im Vorjahre angelegt, und der durchschnittliche jährliche Gewinn im letzten Decennium auf 2 060 032 Pf. St. Nach der officiellen Statistik wären in Neu-Süd-Wales bis zum 31. December 1877 überhaupt Mineralien im Werthe von 46 439 130 Pf. St. oder 928 782 600 Mark gebohnen worden.

Mineralien, mit Ausnahme des goldhaltigen, kann von der Regierung, sofern es noch Kronland ist, gegen eine jährliche Rente von 5 Mark für den Acre auf 20 Jahre gepachtet werden, mit Aussicht auf Verlängerung. Oder es mag mit 40 Mark für den Acre angekauft werden, mit der Bedingung daß ein gleicher Betrag in den nächsten drei Jahren darauf verwendet wird.

Die Revenüe der Kolonie im Finanzjahr 1877/78, von Juli zu Juli gerechnet, betrug sich auf 5 183 721 Pf. St., gegen 5 717 842 Pf. St. im Vorjahre. Die Rinderernte von 634 121 resultirte aus dem verminderten Verluste von Kronland, dessen Ertrag von 3 263 363 Pf. St. auf 2 640 387 flieg. Im Uebrigen zeigten die gewöhnlichen Posten der Revenüe eine Zunahme von ungefähr 8 Proc., insbesondere riesigen die Einnahmen aus den Eingangssteuern um 83 800 Pf. St. und die aus den Eisenbahnen um 127 635 Pf. St. Die öffentliche Schuld der Kolonie belief sich am 30. Juni 1878 auf 11 724 419 Pf. St. oder 17 Pf. St. 17 Sch. 2 1/2, P. (358 Mark) pro Kopf.

Der Export der Kolonie im Jahre 1877 betrug sich 13 258 819 Pf. St. oder 19 Pf. St. 16 Sch. 5 P. (397 Mark) pro Kopf der Bevölkerung, gegen 13 003 941 im Vorjahre. Zu den vornehmsten Exportartikeln gehörten Wolle mit 102 150 246 Pfund von Werthe von 5 265 063 Pf. St., Gold mit 1 824 188 Pf. St., Kupfer mit 307 181 Pf. St., Rohle mit 915 797 Tonnen zu 648 977 Pf. St., Vieh mit 894 119 Pf. St., Talg mit 90 169 Centner zu 147 790 Pf. St., konservirtes Fleisch mit 166 881 Pf. St. u. c. Der Import der Kolonie betrug 14 606 594 Pf. St. oder 22 Pf. St. 1 Sch. 2 1/2, P. (441 Mark) pro Kopf.

Neu-Süd-Wales besaß Ende 1877 im Ganzen 578 Schiffe mit einem Tonnengehalt von 72 112. Es liefen im Laufe des Jahres 2361 Schiffe ein und 2301 aus, mit einem Tonnengehalt von resp. 1 136 206 und 1 101 775 und einer Besatzung von resp. 48 312 und 46 045.

Am 31. December 1877 besaß die Kolonie 597 1/2 Miles fertiger Eisenbahnen, deren Bau über neun Mill. Pf. St. gekostet hatte. Im Laufe des Jahres 1878 wurden weitere 86 1/2 Miles dem Betriebe übergeben und 212 Miles waren noch im Bau begriffen. Das Telegraphen-Netz der Kolonie hatte eine Länge von 6000 Miles.

Die Form der Regierung war viele Jahre lang Autokratie. Der Willkür des Gouverneurs, welcher nach Instruktionen von Downing Street in London handelte, galt es abzuhol. Es war hier für eine Verbrecher-Kolonie, als welche Neu-Süd-Wales begann und bis zum Jahre 1840 anbauerte, getreten.

Am der Spitze der Kolonie steht ein Gouverneur, welchen die Krone Englands ernannt. Der erste Gouverneur war Captain A. Phillip vom 26. Januar 1778 bis 1792, und der jetzige, seit dem 3. Juni 1872, ist Sir Hercules G. R. Robinson. Vetterer wurde jedoch am 9. December 1878 zum Gouverneur von Neu-Seeland ernannt, welche Stellung er Ende Februar 1879 antreten sollte. Wie verlanzt, wäre der in Peterborough misliedig gewordene britische Gesandte Lord A. B. Loftus zum Generalgouverneur von Neu-Süd-Wales bestimmt worden. Der Gouverneur bezieht ein jährliches Einkommen von 7000 Pf. St.

Am 11. August 1824 trat der erste Legislative Council

ins Leben, dessen sechs Mitglieder der Gouverneur zu ernennen hatte. Es war eine offizielle Körperschaft, mit dem Gouverneur als Präsidenten an der Spitze. Freieit der Presse batirt vom 15. October desselben Jahres und Schwurgerichte vom 15. Februar 1826. Diefem Council wurden nun zunächst 2 bis 3 einflussreiche Kolonisten zugesagt, die derselbe sich für den Zeitraum vom 1. Mai 1829 bis 5. Januar 1843 aus 10 bis 15 Personen zusammensetzte, welche der Gouverneur aus der Mitte der Kolonisten berief. Im Jahre 1836 ward allgemeine Religionsfreiheit zugelassen, und am 11. November 1842 fanden die ersten Municipalwahlen in Sydney statt. Aber der so veränderte Council entsprach den Wünschen der Bevölkerung noch nicht, und auf Petitionen aus englisches Parlament ward am 5. Februar 1845 eine vermehrte Repräsentation durch Wahlen bewilligt: ein Legislative Council mit 36 Mitgliedern, von denen der Gouverneur 2 ernannte und die Bevölkerung 24 wählte. Im Jahre 1856 endlich — die erste Sitzung des ersten Parlaments fand am 22. Mai statt — kam die noch heute geltende Verfassung zu Stande. Sie gewährte ein aus zwei Häusern, dem Legislative Council und der Assembly, bestehendes Parlament. Der erstere zählte mindestens 21, gegenwärtig 36 Mitglieder, welche dem Gouverneur unter dem Beirath des jedesmaligen Ministeriums zunächst auf fünf Jahre und bei erneuerter Bestätigung auf Lebenszeit ernannt werden. Die Assembly zählte zuerst 54 und stieg im Jahre 1858 auf 80 Mitglieder, verminderte sich aber, als zu Ende 1859 Queensland als selbständige Kolonie von Neu-Süd-Wales getrennt ward, auf die jetzige Zahl von 73. Jede männliche Person im Alter von 21 Jahren, durch Geburt oder durch Naturalisation englischer Unterthan und seit drei Jahren der Kolonie angehörig, ist Wähler. Diefelben Bestimmungen gelten für Wählbarkeit, nur muß der zu Wählende fünf Jahre in der Kolonie anwässig gewesen sein. Die Assembly beschloß Ende April 1875 die Mitglieder ihres Hauses auf 115 zu verstärken, während der gleichzeitige Antrag auf Auflösung von Vätern durchfiel. Allein der Legislative Council lehnte diesen Beschluß mit großer Majorität ab und das mit Recht, denn die Zahl 115 war offenbar für die jetzige Bevölkerung zu hoch gegriffen. Die Angelegenheit wird aber in dem jetzt versammelten Parlamente in veränderter Weise von Neuem zur Verhandlung kommen.

Das Ministerium (Executive Council) besteht aus acht Mitgliedern, welche zwar vom Gouverneur ernannt werden, aber gleichzeitig dem Parlamente verantwortlich sind. Die Folge davon sind häufige Ministerwechsel. Das jetzige Parke-Robertson-Ministerium ist seit 1856 bereits das sechste.

Eigentlich politische Parteien — Tories und Whigs, Conservative und Libérale — giebt es in den australischen Parlamenten nicht. Die jedesmalige Opposition verfolgt meistens nur den einen Zweck, die welche zur Zeit die ministeriellen Säge inne haben, zu verdrängen und deren Pläne und Entwürfe einzuschneiden. Daß dadurch die Erledigung der dringlichsten Fragen oft nachtheiliger Weise verschleppt wird, braucht nur angedeutet zu werden.

Man muß es der Kolonie zum Ruhme nachsagen, daß sie für das Volksschulwesen sehr viel gethan hat, und wenn noch immer eine verhältnißmäßig erhebliche Anzahl von Kindern ohne Schulunterricht aufwächst, so ist das meistens theils eine Folge der sehr zerstreut liegenden Wohnorte der Eltern nach dem Innern der Kolonie zu. Im Jahre 1877 waren schon 1117 Volksschulen eingerichtet, gegen 624 im Jahre 1867. Eben so sehr ist es nicht an höheren Schulen, sogenannten Grammar Schools und Colleges, und seit dem 11. October 1853, wo sie ein-



geweiht ward, existirt in Sydney auch eine Universität. Im Jahre 1877 betraf sich die Zahl der Studenten auf 61, was auf je 10 000 der damaligen Bevölkerung (gegen 3800 in England und 2500 in Preussland) erst einen Studenten ergeben würde. Den Vorschlag deutscher Universitäten darf man freilich hier nicht anlegen. Die Einrichtungen sind, wie ein Sydney-Blatt bemerkt, zur Zeit mehr auf Knaben als auf Männer berechnet. Es liegt aber jetzt im Plane der Regierung, die Universität „in the direction of useful industries“ zu reorganisiren, d. i. die auf nützliche Industrien bezüglichen Wissenschaften mehr zur Geltung zu bringen. Auch die medicinische Fakultät, welche diesen Namen bisher kaum verdiente, soll so weit vervollständigt werden, daß das volle Studium der medicinischen Wissenschaft mög-

lich wird, und will die Regierung dem jetzt tagenden Parliamente eine Vorlage darüber für Bewilligung der nöthigen Geldmittel machen.

Im Jahre 1870 ward, ebenfalls in Sydney, eine freie öffentliche Bibliothek (Public State Library) eröffnet, welche zu Anfang des Jahres 1878 auf 32 753 Bände angewachsen war. Die Vorräume darin wurden im letzten Jahre von 113 760 Personen besucht. Seit dem 1. Juli 1877 ist eine freie Bibliothek, von der jedoch alle Romane ausgeschlossen sind, damit verbunden, die zur Zeit 5930 Bände zählt. Da das Bibliotheksgebäude nicht mehr Raum genug für weitere Anschaffungen biergiebt, so wird jetzt ein neues Gebäude aufgeführt, für welches das Parlament vorläufig 65 000 Pf. St. bewilligt hat.

## Die Hindukusch-Alpen.

Von Emil Schlagintweit.

### I.

Seit Jahren entfendet das britisch-indische Vermessungsamt Indier, nachdem sie in Dehra Dun im äußeren Himalaya einen Kurz als Kundschaffer durchgemacht und im Gebrauche wissenschaftlicher Instrumente geübt worden sind, in die Hindukusch-Alpen, um die Richtung der Thäler festzulegen und strategisch und politisch wichtige Nachrichten einzuziehen. Ihre Reiseberichte und Beobachtungen betreffen allerdings noch der Ergänzung durch wissenschaftlich gebildete Europäer; der Hindukusch hat aber angehört, zu den unbekannteren Grenzstrichen des englischen Kaiserreiches in Indien zu gehören, und bei dem Interesse, das dieses Gebirge wegen des noch nicht zum Abschluß gekommenen englischen Feldzuges in Afghanistan augenblicklich beansprucht, habe ich es auf den Wunsch der Redaction dieser Blätter unternommen, die Mittheilungen zusammenzufassen, die bis jetzt über das Hindukuschgebirge vorliegen<sup>1)</sup>.

#### Grenzen und Aufbau des Gebirges.

Das Gebirge des Hindukusch (d. i. Hinduküsten, so angeblich genannt, weil kein Uebergange über die Hochpässe viele indische Sklaven umliefen, persisch Hindukosch, d. i. indisches Gebirge [leteres wohl der richtigere Name; Redaction]) theilt mit den westlich an ihn sich ansetzenden Gebirgen des Tibet, weiter hinab des Caucasus die westliche Hälfte des Continents von Asien in zwei Theile und stößt mit stumpfem Winkel quer auf die mächtige im Süden vom Himalaya, im Norden vom Kailash eingefaßte Hohenauflage, auf welche meine Väter den Namen Hohenauflage beschränkten, während sie in Richtföhen als tibetische Hohenauflage bezeichnet. Die Himalaya-Ketten streichen von Südost nach Nordwest, der Hindukusch dagegen fällt nach Südwest ab; die wasserführende Kette des Karakorum folgt der Streichrichtung des Himalaya, der Hindukusch dagegen jener des Tianshan und demgegenüber liebert v. Richtföhen bei der Betrachtung des Gebirgsgerüsts von Centralasien den Hindukusch dem Tianshan an, „wenn auch die besondere orographische Stellung, welche das Hindu-

kusch-Gebirge einnimmt, es vortrefflich, eine besondere geographische Benennung beizubehalten und nur seiner geologischen Zugehörigkeit zum Tianshan-System sich bewußt zu bleiben.“

Die Stelle, an welcher sich der Wechsel in den Streichrichtungen vollzieht, hat die Aufmerksamkeit aller Forscher, die sich mit Geschichte, Völkervertheilung und Geographie des überflüchtigen Asien beschäftigen, in hervorragendem Maße in Anspruch genommen, war aber seiner schwereren Zugänglichkeit wegen bis ins laufende Jahrzehnt auf Karten nur auf Grund geographischer Mythen und Unterstellungen auszufüllen gewesen; erst Reisen russischer wie englischer Offiziere und Vermessungsbeamten legten die Richtung der einzelnen Ketten fest und bestimmten die Höhe der Thälerhöhen und Paßübergänge. Nach diesen Aufnahmen findet die nordwestliche Richtung des Himalaya-Systems ihre Grenze in einem nach Höhe und Namen noch unbekanntem Gebirgsstocke unter 37° nördl. Br., 74<sup>o</sup> östl. L. v. Gr. Dieser Gebirgsstocck gehört zum westlichen Abschnitt der Muthag (Karakorum) genannten Gebirgslette; indische Geographen haben für diesen Gebirgsabschnitt nach dem an seinem Südfuß wohnenden Volke der Kundschun den Namen „Kundschun-Berge“ eingeführt. Von diesem Gebirgsstoccken strahlen zwei Ketten aus: die Schindhi-Kette nach Norden und ein Kamm nach Westen. Ersterer Kette umfließt das Sirkal-Pand in Norden, reicht mit einem Arde bis an den Pamir-Kurud-See und tritt an der Quelle des Schindan-Zuflusses des Jarkand-Flusses mit der Nersa-tsch-Kette in Berührung, einem Ausläufer der Transalai-Kette, die im 6850 m hohen Pst Kaufmann ihren Anfang nimmt. Beide Ketten sind durch die verhältnißmäßig geringe Einseitigkeit des 4524 m hohen Nersa-tsch-Passes getrennt; sie bilden vereint die Wasserscheide zwischen Druw und Tarim und bezeichnen das Ende der nach Südwesten sich sanft abdachenden Pamir-Hochthäler. Pamit Ransaul, ein Credit des indischen Vermessungsbüreau, der diese Kette auf seinen Dienstreisen mehrfach überschritt, führte für diese fortlaufend in der Richtung von S.-S.-W. nach N.-N.-O. verlaufende Kette den Namen Pamir-Kette ein; indische Geographen haben sich dieser Bezeichnung angeschlossen und wenn sie auch unter den Anwohnern nicht in Gebrauch ist, so bezeichnet

<sup>1)</sup> Hauptquelle sind die jährlichen Holohefte: General Report of the Great Trigonometrical Survey of India. Dehra Dun. Jährlich ein Band mit vielen Karten.

der Name doch treffend das Scheidegebirge zwischen den Zuflüssen des Aral- und des auch nach der Reise Pischawaloff's noch immer unklaren Pop-Sees.

Parallel dem Pamir-Scheidegebirge verläuft die Kistjart-Kette, das Kasanin-Gebirge der russischen Erforscher der Pamir-Hälder; zwischen beiden Ketten breiten sich Hochthäler aus, von denen wenigstens jenes, in welchem der große Karakum-See liegt, als abflussloses Becken erstreckt. Auf diese beiden Ketten sind die Nachrichten von einer Meridianlinie zu übertragen, welche den Raum zwischen den Gebirgsystemen Thianshan und Himalaya überbrückt. Nicht selten gebraucht für dieses Gebirgsland die treffende Bezeichnung Enges des Thianshan. Einen Gebirgsnamen Belor-tagaj oder Tjungling der Chinesen giebt es nicht.

Tritt die Aufstiegs-Kette durch diesen Nordabfall mit dem vom Transalaid abziehenden Gebirgszug in Verbindung, so führt der vom Gebirgsfuß nach Westen sich sendende Kamm hinder zum Hindukusch. Eine mächtige von diesem Kamm ausstrahlende Kette bildet die rechte Thalseite des Kogar-Flusses; in ihr liegen nach dem allen Gebirgen Innerasien eigenen Gelege, daß die Hochspitze allmählig auf südlichere Ketten übergeht, die höchsten Spigen dieses Gebirgsabschnittes. Der Kamm zieht in großer Höhe fort, entfaltet weiterhin einen Ausläufer, der das stark verletzerte Karambar-Thal abspiegelt, und tritt jenseits des vom Warakofen durchflossenen Dardot-Thales mit dem von Südwest heranziehenden Hindukusch in unmittelbare Berührung. Durch das Zusammentreffen der beiden Ketten werden die beiderseitigen Gebirgsmassen jurthgebogen; die von den Hindukuschketten gebildete Hochthalmulde ist durch den mächtigen mit der Arz von Nord nach Süd gerichteten Barogil-Gletscher ausgefüllt. Der hohe Karambar-Paß ist der letzte Uebergang über den Aufstiegs-Gebirgsstamm; der Dardot-Paß führt bereits in die vom Barogil-Gletscher bedeckte Thalmulde, und über die tiefen Einseitigkeit des nur 3656 m hohen Barogil-Passes steigt man schon über den nördlichen Kamm in Thianshan hinab; dieser ist somit der erste, zugleich aber in der ganzen Länge des Hindukusch der niedrigste aller bekannten Uebergänge aus dem Thale des Indus in jenes des Oxus. v. Richthofen nennt den 6179 m hohen Daplang-Gipfel (35° 28' nördl. Br., 77° 10' östl. L. v. Gr.) den südlichen Gipfel der Centralasien; wenden wir dieses Bild auf die Aufstiegs-Hindukusch-Berge an, so bildet ein namenloser Gipfel von 7734 m Höhe am Ostufer des Karambar-Gletschers in 36° 26' nördl. Br. und 74° 40' östl. L. v. Gr. den nordöstlichen Gipfel des Aufstiegs (Karakorum) und der 7173 m hohe Dakpur-Berg (im Winkel zwischen Warakofan und Tui-Fluß) den nordwestlichen Gipfel des Hindukusch-Gebirges.

Eine Lösung der Frage, wie man sich die Entstehungsursache des Wechsels in der Streichrichtung der Aufstiegs- und Hindukusch-Ketten zu denken hat, muß der Zeit vorbehalten bleiben, bis die Stelle, an welcher sich der Wechsel vollzieht, von wissenschaftlichen Beobachtern besucht werden kann; inzwischen mögen die Schlußfolgerungen eingehalten werden, zu welchen den englischen Arzt Dr. Albert Beckwith seine langjährigen geologischen Untersuchungen des Kaschmir-Himalaya führten: „Die Ketten der alghanischen Gebirge haben durchgehend eine Richtung von Nordost nach Südwest. Der Neigungswinkel ist ausnahmslos Nordwest oder N.-W., zeigt also dieselbe Erscheinung wie im Himalaya, daß die Westhänge gegen die indische Ebene zu gehoben

sind. Alle Gesteine in den rechtsseitigen Indus-Districten haben diese Neigung; sie findet sich in den Schichten von Bazaritan (Kost) und in der Bergkette der Mummukuten-Lager von Hazara, kurz sieß überall auf, wo Gelegenheit zu Beobachtungen gegeben war. Wir können und daher der Annahme nicht erweichen, daß die Streichungslinie der alghanischen Gebirge auf die Streichrichtung des Himalaya sießt, und da der Neigungswinkel des letztern Nordost, dagegen der erstern Nordwest ist, so find wir zur Schlußfolgerung berechtigt, daß die ganze große Gebirgsmasse einem und demselben Erhebungssystem angehört. Eine großartige Anschwellung sieß in der Region unserer südlichen vulkanischen Archipels empor; der Himalaya auf der einen Seite, die alghanischen Gebirge auf der andern Seite sind die geborenen Abhänge einer gigantischen schrägen Gegendigung. Eine wahr antilimische Arz kann man diesen Neigungsgegenlag wohl nicht nennen; genauer ist sie die Wirkung einer unberechenbaren Kraft, welche die Erdkruste nach auswärts presste und sie zu einem First erhob; da eine solche Kuppel nicht ohne starkes Bersten der Erdkruste emporgehoben werden kann, so folgten die Bruchlinien den alten vulkanischen Finen und liefen auf der einen Seite in der Richtung Nordwest-Südost (Himalaya) und auf der andern Nordost-Südwest. Erbt man die Arz der Kuppel zwischen die zwei Gebirgsmassen und betrachtet man diese als entgegengesetzte Glieder einer schrägen Gegendigung, so ist der eigentümliche Neigungswinkel beider Gebirgssysteme bezeichnend erklärt.“ Bei solcher Betrachtung des Knotenpunktes der beiden Gebirgsmassen findet auch die Abzweigung der Gindin-Kette wie die Vorhinderung der Kistjart-Steppe und ihrer Ränder, der Nefatschaj- und Kistjart-Ketten, ihre Erklärung. Nicht vom Pamir, sondern vom Karakorum (Aufstiegs) zweigt sich das Hindukusch-Gebirge ab.

Vom Nordende des Hindukusch-Gebirges (731',<sup>o</sup> nördl. Br.) streichen seine Ketten einen halben Grad westlich, dann erst fallen sie scharf nach Südwesten ab; unter 65° östl. L. v. Gr. geht die Richtung in eine östliche über, der Hindukusch sießt auf die von Nordwest heranziehenden persischen Gebirge und nun übernehmen diese die Rolle eines Randgebirges des iranischen Hochlandes gegen die Steppen des westlichen Turkestan. Man dachte sich die Gebirgskette des Hindukusch als ein hoch aufstrebendes Kammergebirge, von dem nach Norden kurze, nach Süden aber lange Ketten abzweigen; die Ketten, welche indische Gebirgsketten unter der Waake von Kaufenten in östlichen Gebirgsabschnitte ausführen, stellten dagegen fest, daß der Ighital-Fluß, der Hauptstrom am Einabhang des Gebirges, vom Hauptkamm zum Kobul-Thale, dem Südfuß des Hindukusch-Gebirges, nicht in langgestreckter Linie abfließt, sondern vom Süden zunächst durch eine Querlinie abgesehen wird. Diese Querlinie zweigt sich von einem nach Süden sich fortsetzenden Seitensande von der wasserführenden Kette unter 35° 47' nördl. Br., 72° 15' östl. L. v. Gr. an einem Gebirgsfusse von 5923 m Höhe ab und zieht in einem nach Süden geöffneten Bogen in Südostrichtung zum Westufer des Indus. Das von dieser Querlinie abgesehene Land bezeichnen die Alghanen als Kohistan, Gebirgsland. Ein Ausläufer, der von der wasserführenden Nordseite an der den Barogil-Gletscher einschließenden Thalmulde nach dem N.-E.-W. herabtritt, theilt Kohistan in zwei große Hochthäler, von denen das östliche, langgestreckte, sein Wasser an den Jassin-Ghigil-Fluß abgiebt, das westliche dagegen einem großen Zeraleß zu vergleichen ist, dessen Arz Nord-Süd verläuft und dessen Gewässer sich zum Ighital-Flusse vereinigen. Die Wassertheide liegt in der nördlichen Hauptkette zwischen den Tui-Ghagan-Flüssen in 36° 42' nördl. Br. und 73° 15'

1) Journal of the Asiatic Society of Bengal, Bd. 36, Th. 1, S. 90 (Calcutta 1868). Begebenheiten ist ein sehr lehrreiches Märchen.

östl. L. v. Or. an der südlichen Lurletzte bogegen in 37° 8' bzw. 72° 43'. Zu beiden Seiten der Wassertheile haben sich Gereste erhalten; die Ausweklung des Gebirges ist aber weiter vorgeschritten als am Nordabhange des Himalaya. Die Seen sind sämtlich Süßwasserseen, denen ein Bach entströmt, auch sind sie in Größe zusammenschwamm; der Pandor-See im hinteren Ghatjar-Thale hat noch eine Länge von 16 km, seine durchschnittliche Breite ist aber bereits auf etwas über 1 km zurückgegangen. Im östlichen Thalboden liegt Jossin in 2817 m Höhe, im westlichen Wasthulch kaum niedriger. Nicht bloß die Abflüsse der Hauptflüsse sind stark vergrößert, auch die seitlichen Zuflüsse entströmen Riesengießhären von bedeutender Länge; so ist der Gießhär im hinteren Tui-Thale 13 km breit. Wie im Himalaya und Thianshan liegen die höchsten Berggipfel nicht in der wasserführenden Kette, sondern fließen seitlich davon auf den Ausläufern zur südlichen Hauptkette, aus dem Tui-Gießhär ragt eine Bergspitze bis zu 6931 m empor. Ueber den Abfall des Gebirges jenseits des Tschital-Zustles im Kasakstan genannten Gebirgsabschnitt ist noch nichts bekannt; aus eingelegenen Erkundigungen und Spurensinngen von hoch gelegenen Aufstiegsstellen im Kaschmir-Himalaya folgern jedoch die indischen Geographen dieselbe Anordnung, wie sie für den westlichen Theil durch Reisen der Kundschafter im indischen Vermessungsdienele erhoben wurde.

Der Nordzug der Hindufuß umfließt der Amu Darja (Tard). Kapitan Trotter sah nach Waltham Schneegipfel hercinragen, beim Ueberschritt von Wobasshan nach Tschital ist am Südbahng ein Gießhär zu überschreiten. Unter 36° 12' nördl. Br., 71° 38' östl. L. zweigt eine Kette nach Norden ab, welche den Tard nördlich in fast rechtem Winkel abbiegen. Diese Kette übernimmt im Westen die Auf-

gabe, welche im Osten den Schindj-Gebirge zufällt; sie tritt in Vertikung mit den von der Hissar-Kette des Thianshan-Systems auslaufenden Kaminen und wird zum westlichen Randgebirge der Pamir-Hochthäler. Am Zusammenfluß der Keltjcha-Warabach-Rißse fließt man am Nordzug des Hindufuß-Gebirges; Faisabod, die Hauptstadt von Wobasshan, liegt in 1066 m Höhe. Jenseits des verringerten Flußes tritt der Name Baurir auf, womit der Anwohner dieser Gegenden die Hochfläden bezeichnet. Die Alpenmar hat ein Ende, die Steppenregion Centralasiens beginnt; der Anstieg auf kurzem und steil eingesenktem Thale zum Pamir-Hochthale ist der letzte Anstieg an die jenseits sich über den Hindufuß hinaus bis in die Gegend von Kandahar hinabziehende Alpengebirgsgegend.

Beim Umgriff längs der Linien Faisabod-Borogil-Bundschj im Norden, Zudufuß im Osten, Kabulufuß im Süden, Damian-Faisabod im Nordwesten ergeht sich für den Hindufuß ein Areal von 51 000 qkm (940 Quadrarmellen), was ziemlich der Größe der Dhalpen entspricht. Gemeinam allen Abschnitten dieses weiten Gebirges ist sein Reichthum an Wein und öden Fruchtländern; politisch zerfällt es in so viele Fürstenthümer als Hauptthäler; ethnographisch bildet es die Scheidewand zwischen dem indischen Stamme im Osten, dem iranischen im Südwesten, dem türkischen im Norden. Einst von Arien bewohnt, beherbergt der Hindufuß jetzt Angehörige der drei Stämme. Im Folgenden sind die Abschnitte nach den einzelnen Landchaften geschilbert, nach welchen sie benannt sind; die Schilderung beginnt am Südbahng mit den Hochthälern gegen Indien, über welche noch die genauesten Nachrichten vorliegen, und schließt mit Waltham im hohen Nordosten.

## Notizen zur Handels- und Verkehrs-Geographie.

### V.

Dampferverkehr im Hafen von Hamburg. Leinwanderei in der Oberlauf. Frankreichs Handel mit den Colonien und dem Auslande. Frankreichs Handelsmarine. Der Rassehandel von Triest. Der Teanahandel von Osnabrück. Seiteneren Handel Frankreichs mit Spanien und Mexiko. Die Ausfuhr Spaniens. Handel zwischen Frankreich und China. Eisenbahnen auf den Philippinen. Handel der vier Hauptstädte der Philippinen. Auer Handelvertrag zwischen Japan und den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Ausfuhr von Ziegeln aus China. Handel und Schiffahrt der chinesischen Vertragshäfen. Der Rückgang des englisch-chinesischen Handels. Chinesische Strohhüteherren. Amerikani-japanisches Kabel. — Gold in Chile. Ausfuhr der Fingerringe bei den Ganschen Inseln. Verkehr im Surjamaal-Geographie. Personenverkehr auf den Berliner Bahnen. Verkehr zwischen Hamburg, Tschelken und Berrinigen Staaten. Eisenbahnen der Brittenamerikanische Eisenbahnen.

F. R. — Im Hafen von Hamburg kamen 1878 1560 Dampfer mit 1151 903 Register-Tonnen an. Der Nationalität nach waren davon 1115 englische, 365 deutsche, 171 holländische, 86 französische, 54 norwegische, 41 schwedische, 10 belgische und 2 spanische. Aus transatlantischen Häfen kamen 113 Dampfer an.

— In der sächsischen Oberlausitz besitzt die Leinwanderei 28 000 Handhülle, an welchen etwa 49 000 Arbeiter beschäftigt sind. Der jährliche Verbrauch an Garn beläuft sich auf 105 000 Schock Leinwand und 4½ Mill. Pfund Baumwollengarn.

— Frankreichs Handel mit seinen Colonien und dem Auslande betraute 1877 4570 Mill. Frck. in der Ein- und 4371 Mill. Frck. in der Ausfuhr, zusammen 8941 Mill. Frck. Von diesem Verkehr entfielen auf See-

transport 5934, auf Landtransport 2986 Mill. Frck.; vom Seetransport kommt bedeutend mehr als die Hälfte (5965) auf fremde Flagge. Zu Ein- und Ausfuhr haben den größten Verkehr mit Frankreich: England 730 Mill. Frck. Einfuhr, 1324 Ausfuhr, Belgien 465 Einfuhr, 497 Ausfuhr, Deutschland 460 Einfuhr, 432 Ausfuhr, Italien 447 Einfuhr, 299 Ausfuhr, Schwed. 335 Einfuhr, 306 Ausfuhr, Vereinigte Staaten 280 Einfuhr, 390 Ausfuhr. Von den Einfuhren kommen auf Rohstoffe für die Industrie 2514, auf Verkehrsmittel 2056, von der Ausfuhr auf Naturerzeugnisse 2194, auf verarbeitete Gegenstände 2177 Mill. Frck. Der Handel zwischen Frankreich und Deutschland betrug 1877 hauptsächlich folgende Beträge am: Zu der Einfuhr (aus Deutschland): Vieh 40,5 Mill. Frck., Baumwollengarn 36,9, Holz 34, Wolle 29,5, Eisenbahn und Kote 22,4,

Waren aller Art 19,7, Getreide 16,4, Hünte 14,9, Goldwaaren und Schmud 13,3, Seidengewebe 12, Bier 11,9. In der Ausfuhr (nach Deutschland): Wein 18,2, Baumwolle 27, Wollgewebe 24,5, Mehl 23,8, Getreide 23,5, Seidengewebe 23, Kurzwaaren 21, Metallwaaren 14,2, Seide 11,3, Branntwein.

— Frankreichs Handelsmarine bestand 1877 aus 15 449 Schiffen von zusammen 969 128 Tonnen, wovon 14 884 mit 768 824 Tonnen Seeschiffe und 665 mit 230 804 Tonnen Dampfer waren. Von der Gesamtzahl der Schiffe gehören 9940 der kleinen, 446 der großen Flotte, 2629 der Küstenfahrt, 1064 der europäischen und 1126 der großen Schifffahrt.

— Aus Amsterdam wird die Gründung einer directen Dampferverbindung mit Siam berichtet, welche im Februar 1879 ins Leben treten soll.

— Der Kaffeehandel von Triest zeigte 1878 eine wesentliche Verbesserung gegen das Vorjahr. Die Einfuhr von Kaffee betrug 1878 182 680 Cantale, die Ausfuhr 139 830 gegen 122 350 bzw. 128 860 in 1877.

— Der Transithandel über Ostsee zwischen Deutschland und England hat in den letzten Jahren durch die Concurrenz in erster Reihe von Dänischen, auch von Antwerpen und Rotterdam so stark abgenommen, daß kein Werth von 25 1/2 Mill. Mark in 1871 auf 2 Mill. in 1877 zurückgegangen ist. Auf der Linie Ostsee-Dover wurden 1877 26 820, auf der Linie Ostsee-London 4084 Personen befördert.

— Die Seidenernten beruigen Länder, welche den europäischen Märkten am nächsten gelegen sind, waren in den Jahren 1874 bis 1877 folgende:

	Frankreich	Italien	Spanien	Kleinasien und Syrien
	kg	kg	kg	kg
1874.	11 071 094	48 910 000	1 848 000	2 600 000
1875.	10 770 563	39 410 000	1 606 000	1 800 000
1876.	12 396 885	14 537 000	1 210 000	8 060 000
1877.	6 788 000	22 450 000	920 000	1 725 000

— Die Ausfuhr Spaniens erreichte 1877 die Höhe von 454 878 597 Pefetas, wovon 140 Mill. auf Wein, 60 1/2 Mill. auf Weiz, 41 Mill. auf Kupfererz, 12 1/2 Mill. auf Eisenerz und je 7 1/2 Mill. auf Wolle und Sparto entfallen.

• • •

— Handel von Berlin. Consul Abbott (Großbritannien) entwirft in seinem Bericht über den Handel der Provinz Lästrik im Jahr 1877/78 ein ungünstiges Bild von den allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnissen Berlins. Aus- und Einfuhr jener Provinz beschränken sich in dem genannten Jahre nur auf 796 400 Pf. St., nicht ganz die Hälfte von dem Betrage von 1874/75. Die Einfuhr ist 264 000 Pf. höher als die Ausfuhr. Da nun die Erzeugung des Stapelartikels dieser Provinz, der Seide, immer geringer wird, und die Einfuhren dagegen immer mehr steigen, scheint der Verkehr unermüdlich. Die Ausfuhren von Lästrik sind vorzüglich per sich gedruckte Baumwollstoffe (126 000 Pfd.), getrocknete Früchte (60 000 Pfd.), Schwefel (25 000), Gewürze und Drogen und Seide. In der Einfuhr sind die Baumwollwaaren im Werth von 440 000 Pf. St., fast ausschließlich aus Manchester kommend, am stärksten vertreten. Auswärtige Einfuhr beschränken in friedlichen Zeiten die alte Straße von Triest, wurden aber durch den Krieg gezwungen, den Weg über Bagdad und Kermanisch aufzusuchen.

— Der Handel zwischen Französisch-Gochina und China erweitert sich mit jedem Jahre. Von dem Reiz, dem Hauptgegenstand der Colonie, nimmt China in der Regel 1/3 (3/5 bis 4/5 Mill. Pfd. St.), fast den ganzen Betrag der getrockneten Fische (1877 für 1/4 Mill. Doll.), alle Baum-

wolle, ferner Salz und Kleinsteißen. Die Einfuhren (Thee, Speisewaren, Opium, Papier und wohlfeile Kleinsteißen) wurden 1877 auf 4 Mill. Doll. veranschlagt.

— Steinföhlen auf den Philippinen. Im Jahre 1878 wurden Seitens der spanischen Marine Untersuchungen angestellt über die Kohlen von Compostela auf Cebu (Philippinen). Dieselben sollen für die Heizung von Dampfmaschinen und überhaupt für den Schiffsbetrieb durchaus geeignet sein. Seit 1873 werden diese Kohlenlager bearbeitet und sind gegenwärtig durch zwei Bergwerke angegeschlossen, liefern aber aus Mangel an Capital und Unternehmungsgeist nicht mehr als 100 Tonnen per Tag. Trotz der Ausdehnung wird als eine sehr große Beschäftigung. Trotz des Verbots dieses Kohlenverkehrs nehmen indessen die Steinföhlen unter den Einfuhren Manilas noch immer einen bedeutenden Platz ein. Nach dem britischen Consulatsbericht für 1877 wurden in diesem Jahre 15 527 Tonnen australische und 7070 Tonnen britische Kohlen eingeführt.

— Ueber den Handel der vier Haupthäfen der Philippinen) bringt derselbe Consulatsbericht folgende Mittheilungen: Manila führte 1877 3 971 508 Pf. St. aus, wovon mehr als die Hälfte auf Jucker und außerdem die größten Summen auf Hanf, Tabak, Kaffee und Cigarren entfielen. Von den Einfuhren kamen vorzüglich Baumwollen- und Wollenstoffe im Werthe von 340 376 Pf. St. zum Verkauf. Ein Drittel der Ausfuhren geht nach Großbritannien und den britischen Colonien, eben so viel nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Der europäische Continent nimmt nur Tabak und Kaffee in größeren Mengen. In die zwei Haupterzeugnisse der Philippinen, Jucker und Hanf, theilen sich Großbritannien und die Vereinigten Staaten fast allein. Jollofete 1877 einen Werth von 631 473 Pf. St. um. Die Ausfuhren bestehen aus Jucker, Tabak und Sapan-Holz. Cebu führte für etwa 800 000 Pf. St. aus, wovon 190 000 auf Jucker und 65 000 auf Hanf entfielen. Die Einfuhr wird fast nur von China herbeigeführt, welche ihre Waaren über Manila und zwar von ihren Landesteuern befreit. Der Platz ficht hauptsächlich einmal in Dampferverbindung mit Manila. Cebu füllte in nennenswerther Menge Jucker und Reis aus, von jenem circa 1/2 der Menge, die Cebu liefert, von diesem 29 376 Tonnen.

— Ein neuer Vertrag zwischen Japan und den Vereinigten Staaten von Nordamerika wurde am 25. Juli 1878 unterzeichnet und am 18. December vom Senate der Vereinigten Staaten gutgeheißen. Derselbe erklärt die Tarif-Convention von 1866 und spätere Handelsverträge für null und erlennt das Recht Japans an, den fremden Handel in den Vertragshäfen zu reguliren und seine Zölle und Steuern festzusetzen zu ordnen. Er hebt alle Ausfuhrzölle auf und verpflichtet, auf die Waaren aus den Vereinigten Staaten keine höheren Zölle zu legen als auf die aus anderen Ländern. Die Consulats-Gerichtsbarkeit für alle aus Verlegung der japanischen Handels- und Zollregulationen erwachsenden Streitigkeiten wird festgehalten. Japan behält das Recht, den Lästrikhandel zu reguliren. Dem Handel der Vereinigten Staaten werden zwei neue Häfen (Schimonoseki und ein anderer noch zu bestimmen) geöffnet. Dieser Vertrag soll in Wirklichkeit treten, sobald Japan auch mit den übrigen Vertragsmächten ähnliche Uebereinkommen abgeschlossen haben wird und dieselben in Wirklichkeit getreten sein werden.

<sup>1)</sup> Das Vereinigte Handelsbureau, welches die Handelsberichte der britischen Consulats vertheilt, brachte 1878 einen einzigen Bericht über die Häfen der Philippinen. Die Nachrichten aus dieser für uns nachtheiligerweise wichtigsten Quelle gehen nicht über 1876 hinaus. Und doch liefen 1876 in Manila 20 deutsche Schiffe (unter 253 bei ganzen Einlaufes), in Cebu 2 (unter 16), in Jollof 6 (unter 40) ein.

— Die Ausfuhr von Ziegelerde aus China, soweit sie festzustellen, wird für die beiden Hauptwoege 1877 folgendermaßen angegeben: 147 810 Pfund als Rachtie nach Sibirien und der Mongolei, 106 161 Pfund über Canton und Fuzhou nach derselben Bestimmung, zusammen 253 971 Pfund im ungefähren Werth von 1 1/2 Mill. Mark.

— Der Handel der chinesischen Vertragshäfen im Jahr 1877 zeigt folgende Hauptergebnisse: Die Netto-Einfuhr (d. h. die Einfuhr weniger Wiederzufuhre) zeigt 73 253 170, die Ausfuhr 67 445 022 Daitaan-Tael (1), die gesammte Handelsbewegung also 140 698 192 Daitaan-Tael. Die Einfuhren kommen vorwiegend aus folgenden Ländern bzw. Seespreziden: Hongkong 27 601 643 (viele Einfuhren kommen aus England, China, Nordamerika, Straits Settlements und anderen Theilen), England 19 994 309, Dindin 19 793 122, Japan 3 527 294, Vereinigte Staaten 1 139 136, Straits Settlements 1 093 417, Cochinchina 788 521. Die Ausfuhr gehen hauptsächlich nach: England 27 784 423, Hongkong 15 256 766, Vereinigte Staaten 7 951 303, Europäische Continent (außer Afrika) 5 638 068, Afrika und Sibirien via Rachtie 3 814 777, Japan 1 869 912, Australien 1 636 744, Straits Settlements 949 840, Afrika via Obofa 511 608. — Unter den Gegenständen der Einfuhr ragen die folgenden besonders hervor: Opium (30 273 577 Tael), Baumwollenwaren (18 965 795), Wollewaren (4 880 563), Metalle und Metallwaren (4 354 799), Zucker (1 611 265), Reis (1 597 300), Rothbaumöl (1 463 554), Steinkohle (1 084 242), Gummi (1 004 959), Bogenschiefer und Tripang (834 637), Bauloh (609 096). Von den Ausfuhrern sind die bedeutendsten: Hancock (27 1154 979 T.), rohe und Zwirnsfide (17 257 893), Grüner Thee (4 438 175), Zucker (3 710 494), Seidenwaren (3 619 296), Zigaretten (1 759 029), Strohflechte (619 135), Papier und vergilbete (486 732), Öle (453 081). Wird dem Betrag ihres Ein- und Ausfuhrhandels nebmen die verschiedenen Häfen folgende Stellungen ein: Schanghai 80 513 149, Kanton 16 006 472, Fuzhou 11 554 951, Swatow 10 821 560, Amoy 10 286 250, Tientsin 4 820 021, Canton 4 780 725, Tain 1 666 362, Kiangtschun 904 666, Tamsui 658 329, Kungso 653 190, Tschifu 644 662, Niu-tschung 252 124, Ningtsung 22 600, Paktsoi 10 907, Tschungso 600. — Nach der Größe ihres Gesamthandels in fremden Schiffen folgen sie in etwaa anderer Reihe und zwar sind hier Schanghai, Kanton, Canton, Tientsin, Swatow, Fuzhou und Ningso an der Spitze. — Der Schiffsverkehr der Vertragshäfen belief sich 1877 auf 18 807 Schiffe mit 11 983 601 Tonnen, von denen 9042 englische, 6032 chinesische, 1446 nordamerikanische, 1376 deutsche, 308 spanische, 167 französische, 117 dänische und 106 japanische Flagge tragen. Mit weniger als 100 Schiffen waren in diesem Verkehr in folgender Reihe: Siam, Niederlande, Schweden-Norwegen, Afrika, Italien, Hawaii vertreten. Von den Schiffen waren 13 708 mit 10 1/2 Mill. Tonnen Dampfer und 5099 mit 1 1/2 Mill. Tonnen Segelschiffe.

— Der Rückgang des englisch-chinesischen Handels. Den Stimmen gegenüber, die behaupten, daß der Handel der Vereinigten Staaten mit China in sehr starkem Wachsthum begriffen sei und besonders durch eine starke Zunahme in der Einfuhr nordamerikanischer Baumwollenwaren der Einfuhr aus Großbritannien immer mehr

<sup>1)</sup> Der Daitaan-Tael aus reinem Silber ist für 1877 auf 6,08 Mark angenommen.

Schwierigkeiten erwachsen, erklärte eine Correspondenz in der „Times“ (London), datirt Schanghai 14. December 1878, daß die gesammte Einfuhr von Baumwollenwaren 1877 11 670 000 Stüd im Werthe von 19 Mill. Tael betragen habe, und daß davon nicht mehr als 612 000 Stück in 1 1/2 Mill. Tael auf amerikanische Einfuhr entfielen. Die amerikanische Weberei sei im Handel mit China und in der chinesischen Küstenschiffahrt seit 1873 nicht gewachsen, sondern zurückgefallen. 1872 nahmen von der Ein- und Ausfuhr englische Schiffe 77,96 und die der Vereinigten Staaten 6,45, 1877 jedoch 74,30 und diese 1,49 Proc. In der Küstenschiffahrt waren 1872 33,58 Proc. englische und 56,81 amerikanische, 1877 dagegen 45,72 Proc. englische und 5,80 amerikanische Fahrzeuge beschäftigt. Der stark Abfall der amerikanischen Jahresausfuhr in 1877 wird zum größten Theil durch den Ubergang der Schanghai S. R. unter chinesische Flagge bedingt, aber schon 1876 hatten die Amerikaner nur mehr 33,64 Proc. der Küstenschiffahrt. Endlich wird hervorgehoben, daß die amerikanischen Handelsbänke in China mehr und mehr an Zahl und Bedeutung zurückgehen und daß sie jetzt alle jene wirthschaftlichen Verhältnisse, an Stelle der leichteren englischen Baumwollenwaren nordamerikanische zu sehen, nur von Verkauf für die Importeure begleitet gewesen sind.

— Chinesische Stroffabrikerien. Die Ausfuhr von Strohflechten aus Korbchina ist in den letzten Jahren in einer Weise gestiegen, welche dieselben bereits heute in einem der wichtigsten Ausfuhrgegenstände Chinas gemacht hat. Einfache Strofhänder, welche in Europa und Amerika in den verschiedensten Gegenständen weiter verarbeitet werden, kamen 1871 2815 Pfund und 1877 25 930 im Werthe von 619 135 Tael zur Ausfuhr. Die Verfertigung dieses Halbfabrikates findet vorzüglich im nördlichen China (Schantung, Tschili, Honan) statt und die Ausfuhr geht über Tschifu, Schanghai und Hongkong. In den letzten Jahren sind auch Strofhüte aus Kiangso<sup>1)</sup> in steigendem Maaße zur Ausfuhr gekommen.

— Japanische amerikanische Wolle. Die japanische Regierung hat den Vertretern einiger Bankhäuser von San Francisco die Ermächtigung zur Bezug eines Kohls zwischen letzterem Stadt und Japan verliehen. Man hofft, daß diese späterhin bis Tientsin und Peking verläudert an können.

— Gold in Chile. In der Provinz Valparaiso sind reiche Goldlager gefunden worden, denen optimistische Stimmen eine mindestens eben so große Entwidlung prognostizieren wie den californischen. Sowohl im Schuttlande von Flüssen als auch anstehend in Quarzadern ist Gold unweifelhaft nachgewiesen und für die ersten der mal bereits einen Durchschnittpgehalt von 1/2 OZ. der Kubitrad angegeben, was den Ertrag mancher californischer Goldlager bei hydraulischer Verarbeitung bedeutend übersteigern würde. Die Dide der hauptsächlichsten bis jetzt untersuchten Ablagerung in einem alten Flußbett der genannten Provinz wird in 30 bis 120 m angegeben. Eine Hauptbedingung ist die Beschaffung von Wasser für die Wäscharbeiten. Vereist hat sich eine Anzahl von Gesellschaften zur Ausbeutung dieser neuen Goldlager gebildet und „prospektirende“ Goldsucher durchstreifen das Land in allen Richtungen. (Schluß folgt.)

Inhalt: Nach dem Red River of the North. II. (Mit fünf Abbildungen). — D. Greffarth: Die australische Kolonie Neu-Süd-Wales. III. (Schluß). — Emil Schlagintweit: Die Hinduksch-Apen. I. — Notizen zur Handels- und Verkehrs-Geographie. V. — (Schluß der Redaction 7. März 1879.)

Redaction: Dr. R. Ripert in Berlin, S. W. Untenstraße 13, III Et.  
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen: Literarische Anzeige, betreffend: „Die Erde und Ihre Völker“. Ein geographisches Handbuch von Friedrich von Helldorf. 2. Auflage. Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Literarische Anzeige Nr. 1.

# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXV.



№ 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von  
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten  
zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1879.

## Die Delpalme.

Von P. Ascherson.

Die Bekanntheit mit ausländischen, namentlich tropischen Vegetationstypen ist lange nicht in dem Grade Gemeinart der Gebildeten, wie dies bei den aus denselben Gebieten stammenden, namentlich größeren Thierformen der Fall ist. Und doch ist die Vegetation für die Charakteristik jedes Landes von weit größerer Bedeutung als die schon in ihrer Masse mehr zurücktretende Thierwelt. Mit Recht bemerkt daher Schwiebin, es solle der Reisende, der es unternehme, den Landschaftscharakter eines fremden Welttheils zu schildern, vor Allem Botaniker sein.

Die Gründe dieser nicht in Abrede zu stellenden geringen Popularität der fremden Pflanzenformen sind verschiedenartig. Wir können die Kiefen der Urwälder nicht, wie Elephanten und Giraffen in einem Thiergarten, in ihrer vollen Entwicklung zur Anschauung bringen. Indes auch die in unseren Gewächshäusern vorhandenen Pflanzentypen finden nicht die Beachtung, welche die beweglichere Thierwelt selbst dem weniger aufgewendeten Aufhänger abzwingt. Dieselben Großblätter, welche sich um die Räfte der anthropomorphen Affen oder um die Zwinger der großen Raubtiere, ja auch um die ersten Wälder der seit Jahrhunderten überall zu findenden *Victoria regia* drängen, gehen an den Prachtstempeln von Maniol, Panama, Bandana, Baumfarnen, Bambusen, wie sie z. B. der Berliner Botanische Garten besitzt, theilnehmend vorüber oder wissen vielmehr gar nichts von ihrem Vorbanden sein. Es ist allerdings zuzugeben, daß das Interesse an diesen so werthvollen Anschauungsmitteln durch zweckmäßige Aufstellung und Besichtigung sowie durch gedruckte Führer wesentlich erhöht werden könnte; in dieser Hinsicht verdienen die Beispiele des Botanischen Gartens zu

Ken, eines auch für die Belehrung des nicht fachmännischen Besuchers aussergewöhnlichen Instituts, sowie des Wieslauer Gartens, der trotz seiner beschränkten Mittel in dieser Richtung Vorzügliches leistet, allgemeinere Nachahmung.

Ein fernerer Grund der besprochenen bedauerlichen Thatsache ist der Mangel oder die Unzulänglichkeit guter Abbildungen von fremden Pflanzentypen. Ein Werk wie Deichm's klassisches „Thierleben“ wird auf botanischen Gebiete schmerzlich vernichtet. Es ist daher ein nicht geringes Verdienst des auch in manchen anderen Rücksichten unter den Reise werken der neuern Zeit hervorragenden Werkes über die „Voango-Expedition“, die wichtigsten Vegetationstypen dieses Gebietes dem Leser in Illustrationen vorzuführen, welche nicht, wie dies (mit wenigen rühmlichen Ausnahmen) bei ähnlichen Werken die Regel ist, auf flüchtigen Skizzen oder gar nur auf untreuer Erinnerung beruhen, sondern theils die an Ort und Stelle aufgenommenen Photographien von Dr. Falkenstein, theils die reichhaltigen Aquarellen Dr. Pechuel-Loesche's mit einer technischen Vollendung wiedergeben, wie sie in deutschen Reise werken in dieser Hinsicht noch nicht erreicht wurde. Die Redaction dieser Zeitschrift ist durch die Güte der genannten Gelehrten und ihres Verlegers, Herrn P. Froberg in Leipzig, in Staub gesetzt, hier die Abbildung zweier für Bessorica charakteristischen Palmen vorzulegen. Der Verfasser verdankt Herrn Pechuel-Loesche auch werthvolle ungedruckte Mittheilungen über die abgebildeten Palmen.

Die Delpalme (*Elaeis guineensis* Jacq.), wohl die wichtigste Kugelpflanze Afrikas, ist durch einen großen Theil der tropischen Region dieses Erdtheils verbreitet. Nament-

sich ist sie an der Westküste, von Senegambien bis Angola, fast überall zu finden. In letzterer Provinz kommt sie nach Belwitsch noch im Bezirk Colunga Alto in einer Meereshöhe von 600 bis 800 m vor und steigt nach Dailie auf der

Insel Fernando Po ebenfalls bis 900 m. Andererseits beobachtete sie Th. Vogel an mehreren Stellen zwischen Sierra Leone und den Niger-Mündungen in den Mangroved-Sümpfen. S. Parth, welcher nur einmal im Reiche So-



Cespalmen. (Vorn ein Exemplar mit abstoßenden alten Mattfäden, im Hintergrunde von Menschenhand gereinigte Palmen.)

loto auf Salzboden eine vereinzelt Cespalmc sah, hegte sogar die irrige Meinung, daß dieselbe an salzhaltigen Boden gebunden sei und daher in größeren Entfernungen vom Meere nicht gedeihen könne. Im Innern des Continents scheint sie fast ganz auf das Gebiet des Congo und des untern Niger

resp. Senne beschränkt zu sein, deren Grenzen sie nicht weit überschreiten dürfte. So traf sie Nohl's auf seiner Reise quer durch Afrika zuerst zwischen Jaloa und Kessi Abd-es-Serra am Westabhange des Gora-Gebirges, welches das Senne-Gebiet von dem des Tab-Sees trennt; nach Parth ist sie

in Adamaua stellenweise häufig, fehlt indessen bereits im nordöstlichen Theile dieses Landes; außerdem traf sie dieser hochverdienliche Reisende, wie oben erwähnt, nur ganz vereinzelt bei Fogha zwischen Sokoto und dem mittlern Niger. Nachtigal hat sie in den von ihm bereisten Theilen von Bornu, Ubbai und Dar For nirgends selbst angetroffen; nur an dem südlichsten von ihm in Bagirmi erreichten Punkte brachte man ihm einen nicht mehr ganz frischen Fruchtstand dieser Palme. Schweinfurth fand sie im Monbuttu-Lande zuerst in unmittelbarer Nähe des Uelle, jenseit dessen sie erst häufiger wurde. Speke und Grant haben sie auf der ganzen Strecke zwischen Ranjibar und Ägypten nicht gefunden und auch Stanley erwähnt sie nirgends in dem ersten, den Seeu des oberen Nilgebietes gemessenen Theile seines auch in pflanzengeographischer Hinsicht sehr beachtenswerthen Reiseverke. An den Ufern des Tanganyika-Sees haben sie alle Reisenden von Burton bis Stanley in Ubschidji erwähnt. Am Niassa-See traf sie

Rick nur am Westufer. Durch diese Angaben haben wir die Nord- und Ostgrenze der Celpalme ziemlich genau umschrieben, welche nirgends den Indischen Ocean erreicht. Dagegen findet sie sich mehrfach im tropischen America angepflanzt, wo auch nach Drupe und Welandt mehrere einheimische Arten derselben Gattung vorkommen. Nach D. Kunze wird sie auch auf Java cultivirt.

Von einheimischen Namen finden sich folgende aufgezichnet: an der Goldküste toah-tjo, in Kaango (nach Pechuel-Loesche) ba, mit dem Artikel im Sing. li-ba, im Plur. ma-ba; die in Angola, coma im Lande des Cazemb.

Die Celpalme erreicht nach Pechuel-Loesche und Schweinfurth eine Stammhöhe von 10 bis 20 m, die nur ausnahmsweise bei im Schusse des Urwaldes ausgewachsenen Exemplaren bis 30 m beträgt. Die Blätter sind wie bei der Dattel- und Kokospalme gefiedert und bleiben bei sich selbst überlassenen Exemplaren (Fig. 1 vorn) abgestorben sehr lange an Stämme haften. Bei den unter der



Fruchtlände und männliche Blüthen der Celpalme.

Pflege des Menschen lebenden Vännen (Fig. 1 im Hintergrunde) werden die trocknen Blätter, welche das Bestehen des Baumes hindern würden, in Westafrika vollständig entfernt. Im Monbuttu-Lande schneidet man indess die Blattstiele 3 dm über dem Grunde ab. „Diese Gewohnheit der Eingeborenen bleibt nicht ohne Einfluß auf den Vegetationscharakter der Landschaft sowohl als auch auf die Flora selbst, der sich auf diese Weise an den Stämmen der Celpalme eine Anzahl höchst erdulmister Anhaltspunkte in Gestalt von Consohlen und Bäden darbietet, um Sämlinge großzuziehen oder an der jagdigen Außenseite der Stämme Schlingengewächse in großer Anzahl emporklimmen zu lassen. So sehen wir denn in der That diese Celpalmenstämme mit einer Vegetation von unbefruchtlicher Leppigkeit, Frische und Grazie behangen und überladen, als wären es künstliche Pfosten eines unserer wohl arrangirten Orchideen- und Farnhäuser. Aus jeder Blattachse sproßt eine ganze Colonie der jierlichsten Farne hervor, oft aus jeder eine verschiedene Art, dann wieder krautartige Ficus (Urostigma) und alles mit einander verflochten und verwoben von dem dichten Netzwerk kletternder langblühiger Farnearten oder epiphytischer Orchideen. Stellenweise nehmen sogar Winden (Ipomoea)

und Jams (Dioscorea) Theil an der quirlartigen Stammbeilebung der Laeis, während allerhand gewöhnliche Sträucher und Bäume aus den in den Blattstiele dargebotenen den Regen auffangenden Reservoiren hervorzusprossen streben, was ihnen bis zu einem gewissen Alter gelingt, denn schließlich faulen diese vergänglichden Consohlen unter der Last der sich anhäufenden Schmarotzer weg und der ganze üppige Schwund, seines Anhaltes beraubt, verfällt dem Untergange“ (Schweinfurth, Botan. Zeit. 1871, 337, 338). Ähnliche Beobachtungen hat Th. Vogel an den wildwachsenden Celpalmen der Guinea-Küste gemacht.

Die Blüthen sind, wie bei der großen Mehrzahl der Palmen, getrennten Geschlechts, doch finden sich männliche und weibliche Blüthen nicht wie bei der Dattel- und Däum-Palme auf verschiedenen Bäumen, sondern in getrennten Gruppen in der Krone derselben Palme, während bei der Kokospalme beide Geschlechter in denselben Blüthenstände vertreten sind. Die fächerartig geböngten männlichen Blüthen (auf unserer Fig. 2 oben) bilden längliche, die weiblichen längelnde Köpfe; einen der letzteren im fruchttragenden Zustande zeigt Fig. 3. Eine Palme trägt jährlich 3 bis 4, seltener 5 Fruchtlände, deren jeder 20 bis



30, selten 40 bis 50 kg wiegt. Die Verzweigungen des Blüthenstandes sind über die Früchte hinaus in Form sehr steifer und scharfer Dornen verlängert. Die länglichen Früchte (Fig. 4) stehen so dicht gedrängt, daß sie sich gegenfeitig unregelmäßig abplatteln. Sie bestehen aus einer fleischigen, orangerothen Hülle und einem steinharten Kern, dessen dicke Schale den auf der Oberfläche braun gefärbten Saft ganz aus dem im Durchschnitt weißlichen Eiweißkörper bestehenden Samen einschließt. Nach Th. Vogel trägt die Celpalme bereits Früchte, wenn sie erst wenig über mannshoch ist und noch kein Blatt verloren hat.

Das weiße und beste Del von ebenfalls hellzinnoberrother Farbe und bieder, breiger Konsistenz wird aus dem Fruchtsaft gewonnen, welches 71,6 Proc. desselben enthält; indeß auch das Sameneiweiß liefert (wie das der Kokospalm), die bekannte Copra) 47,75 Proc. eines Fetts von noch fetterer, butterartiger Konsistenz. Die Darstellung des Oels



Fruchstand der Celpalme. (1/2 der natürlichen Größe.)

Stabe zu einem Teige stampfen, und das von den Steinleuten getrennte Fruchtsaft in einen aus groben Striden geflochtenen netzförmigen Beutel bringen, der dann an dem Wabelstumpf eines Stammes aufgehängt und mittels eines durchgehenden Bechels zusammengedrückt und so ausgepreßt wird. Die zurückbleibende Masse wird noch einmal auf dem Rest erwärmt und dann zum zweiten Male, diesmal unter Bestimmung festsitzender, im Feuer erhitzter Steine, ausgepreßt. Bei einem von Dr. Buchsbaier-Vorleser angelegten Versuch wurden auf diese Art aus 250 kg frischer Früchte 7 Gallonen, d. h. 24,5 kg bestes, feines Del (neben 32 kg palm-kernöls) erhalten. Den jährlichen Ertrag einer Palme schätzt dieser Forscher hierauf auf 1 Gallone.

Das auf diese Weise erhaltene Palmöl wird von den Eingeborenen in großen Töpfen zum Verkauf gebracht. Nach Stanton betrug 1876 in Udsicht der Preis eines 3 Gallonen (13,6 l) haltenden Topfes 4 Fards Baumwollenzug; zur Zeit von Schweinfurth's Besuch im Roubuttin-Lande wurden 2,5 kg mit einem Rupferling im Werte von 80 Fd. bezahlt. Nur in einzelnen Handelsétablissements, wie in dem der „Afrikaanische Handelsvereniging“ in Ba-

na, wird das gewöhnlich sehr unreine rohe Palmöl einer sorgfältigen Reinigung durch wiederholtes Kochen unterworfen; auf den Duflo der El-Riviere ist die beschränkte Räumlichkeit hierfür wenig günstig. Das Del wird allgemein zu Speisen benutzt; es hat frisch einen angenehmen, weichenartigen Geruch und ist noch Schweinfurth sehr wohlnehmend. Kohlsäure nennt es widerlich süß, doch hat sich Venz halb an den süßlichen Geschmack gewöhnt. Frisch in Palmöl gekocht (manaba der Voango-Neger) ist vielfach eine Probingspeise der Eingeborenen und auch Venz findet die in Palmöl gebratenen Egnwe-Befe sehr schmackhaft. Nach einigen Tagen nimmt das Del indessen einen ranzigen Geschmack an. Die Frucht bildet nach Schweinfurth eine sehr angenehme Zuspitze, die die appetitregende Bitterkeit der Dime (welche das Del ebenfalls in ihrem Fruchtsaft enthält) besitzt und von dem genannten Reisenden sogar der Frucht des Delbarnes vorgezogen wird. Nach Th. Vogel ist die „Palmzuppe“, wenn sie aus den Früchten der Celpalme allein bereitet wird, recht wohlnehmend. Man zieht für dieselbe die Früchte junger Palmen, die noch kein Blatt verloren haben, vor.



Frucht der Celpalme in natürlicher Größe.  
(Ganze Frucht und Längsschnitt.)

nana, wird das gewöhnlich sehr unreine rohe Palmöl einer sorgfältigen Reinigung durch wiederholtes Kochen unterworfen; auf den Duflo der El-Riviere ist die beschränkte Räumlichkeit hierfür wenig günstig.

Das Del wird allgemein zu Speisen benutzt; es hat frisch einen angenehmen, weichenartigen Geruch und ist noch Schweinfurth sehr wohlnehmend. Kohlsäure nennt es widerlich süß, doch hat sich Venz halb an den süßlichen Geschmack gewöhnt. Frisch in Palmöl gekocht (manaba der Voango-Neger) ist vielfach eine Probingspeise der Eingeborenen und auch Venz findet die in Palmöl gebratenen Egnwe-Befe sehr schmackhaft. Nach einigen Tagen nimmt das Del indessen einen ranzigen Geschmack an. Die Frucht bildet nach Schweinfurth eine sehr angenehme Zuspitze, die die appetitregende Bitterkeit der Dime (welche das Del ebenfalls in ihrem Fruchtsaft enthält) besitzt und von dem genannten Reisenden sogar der Frucht des Delbarnes vorgezogen wird. Nach Th. Vogel ist die „Palmzuppe“, wenn sie aus den Früchten der Celpalme allein bereitet wird, recht wohlnehmend. Man zieht für dieselbe die Früchte junger Palmen, die noch kein Blatt verloren haben, vor.

Die Kerne wurden früher vielfach unbenutzt weggeworfen. Neuerdings bilden die von der Steinhaut befreiten Samen (palm-kernels) an der Westküste einen wichtigen Exportartikel. Sie werden in Europa ausgepörrt und der Küstland als Viehfutter verwertet. Thonning berichtet, daß in Popo an der Goldküste aus den Kernen ein nur zum Brennen kunniges Del bereitet wird; in Aquapim bereitet man aus der Asche der Kerne eine Lauge, aus der mit Palmöl Seife verfertigt wird. Nach Schweinfurth wird bei den Noubutu durch Anbinden eines über einen in der Erde versenkten Krug geschüttelten Hansens der Kerne das Del derselben gewonnen, welches sich im Krug ansammelt, indeß wegen seines brenzlichen Geschmades nur zum Salben des Körpers und als Brennöl benützt wird.

Nach Venz wurden im Olande-Lande während einer Hungersnoth die früher weggeworfenen Kerne zusammengesucht, aufgeschlagen und gegessen. Koffels findet den Geschmad der Samen (wohl in nicht ganz reifem Zustande, etwa wie die nach Europa gebrachten Kofosäulfe) angenehm, mandelähnlich.

Eine wirkliche Kultur, d. h. absichtliche Anpflanzung der Delpalme scheint in Westafrika nicht überall stattzufinden. Thonning hat die Delpalme an der Goldküste sowohl wild als angepflanzt beobachtet. Venz und Pechuel-Loefche stellen für die von ihnen besuchten Gebiete die Kultur bestimmt in Abrede. Die Thätigkeit des Menschen für die Pflege des Baumes beschränkt sich auf das Abschneiden der trockenen Blätter, die das Wachsen hindern würden. Indes stimmen



Delverladung am Strande in Loango.

alle Reisenden darin überein, daß die Palme am besten in der Nähe menschlicher Ansiedlungen gedeiht, um welche sich durch die verstreuten Kerne allmähig Haie von Delpalmen bilden. Schweinfurth glaubt diese Palme im Noubutu-Lande nur als kultivirt und verwirrt betrachtet zu müssen; indeß spricht, zumal nachdem Stanley dieselbe an zahlreichen Punkten der Congo-Ufer angetroffen, nichts dagegen, daß der Bezirk ihres ursprünglichen Vorkommens auch das Uelle-Gebiet einschließt. Im Urwalde der Gallien traf Schweinfurth nur stammlose Exemplare an, während Pechuel-Loefche, wie erwähnt, gerade im Walde die größte Stammhöhe beobachtete.

Das Vorkommen der Delpalme scheint nur an einzelnen Stellen ihres ausgedehnten Verbreitungsgebietes ein reichliches zu sein. So ist sie nach Venz im Gebiete des Gabon und Ugone nicht gerade zahlreich und so concentrirt sich der

Palmölhandel daher auf einzelne Stellen, namentlich auf die Mündungen des Camero, Obo- und New-Calabar, Boum, Opolo &c., im inneren Winkel des Golfes von Guinea, welche daher als Oil-rivers oder Oil-creeks allgemein bekannt sind. Das eigenthümliche Treiben auf den dort in der Regel auf abgetheilten alten Schiffen (hulks) errichteten Factorien ist neuerdings vielfach beschrieben worden. Von der Bedeutung dieses Handels mögen einige Zahlen, die ich einem mir freundlich zur Verfügung gestellten noch ungedruckten Berichte des am die technische und landwirthschaftliche Botanik hoch verdienten Dr. Wittmad verdanke, einen Begriff geben.

Die Einfuhr von Palmöl in Großbritannien und Irland betrug 1876 879 824 Ctr. im Werthe von 1 529 360 Pf. St.; ins Deutsche Reich in demselben Jahre 207 000 Ctr. im Werthe von 7 450 000 Mark; außerdem 565 000

Str. Palmkerne im Werthe von 6780 000 Mark. Die portugiesische Provinz Angola führte 1872 1 299 282 l aus.

Es ist allgemein bekannt, daß der Palmölhandel den Verwohnen Ozeaniens reichlich den Verlust ersetzt hat, den sie

durch die Unterdrückung des Verkehrs in „lebendigem Ebenholz“ erlitten, wie man mit sehr durchsichtigem Euphemiasmus den die Menschheit schändenden Sklavenhandel bezeichnen. Wünder verbreitet dürfte die Kenntniß der Thatfache sein,



Fächer- oder Ntca-Palme. (*Hyphaene guineensis*.)

daß nemerdinga unter den Gegenständen des westafrikanischen Exporthandels, namentlich vom Gabon aus, wirtliches Ebenholz (von einer noch unbekannteren Ebenaceae) eine nicht unbedeutende Rolle spielt.

Die Oelgewinnung ist übrigens nicht die einzige Benutzungsweise der Elaeis. Nach Thompson bleibt fast kein

Theil der Palme unbenutzt. Aus den Blättern werden Matten geflochten, die man zum Dachdecken und zum Einzäunen der Gehöfte und Gärten benützt. Ein solches Palmdach ist stürker, aber nicht so dauerhaft als ein gewöhnliches Strohdach. Die Rippen der Fiederblättchen werden nach Pechu's Vorschlag zur Anfertigung von Körben und sonstigen

feineren Flechtwerk benutzt. Die den unteren Theil der Blattstiele beklebende Wolle wird, mit Schiefspulver vermischt, als Zunder benutzt, der an der Goldflüße asoso heißt.

Im ganzen Verbreitungsgebiete der Dälpalme wird auch, wie aus der Wehrzahl und in Afrika vorkommenden Palmen, aus dem dem Stamme abgelaßenen Saft, welcher rasch in Gährung übergeht, Wein bereitet, der an der Voango-Küste *massamala* heißt. Zerstoßensichtlich ist diese Operation, bei welcher man gewöhnlich die männlichen Blütenstände abschneidet, den Fruchtansatz sehr nachtheilig und Soya-z bemerkt, daß die Palme bei Ghindoro wehr Wein als Öl liefert. Nicht selten entzückt man sich, der Weinbereitung einen jungen Baum ganz zu opfern. Thonning beschreibt dies Verfahren folgendermaßen: Von einer sechs- bis zehnjährigen Palme werden die Blattstiele abgehauen und der Baum ausgegraben und zu Boden gesteckt. Nach vier Wochen schneidet man auf der oberen liegenden Seite in der Mitte des Stammes ein vieredriges Loch aus, welches in seiner Mitte etwas tiefer geht. Um den an beiden Enden hervorstehenden Wein aufzufangen, wird der Stamm durchbohrt und in die Oeffnung ein Rohr gesteckt, durch welches der Saft in einen untergestellten Topf fließt. Die große Oeffnung wird durch darübergelegte Palmblätter gegen Sonne und Staub geschützt, außerdem täglich ausgebrannt und frisch angeschnitten werden. Der zuerst erhaltene Wein ist am süßesten; man bereitet auch Essig aus denselben. Der spätere Wein erlangt einen stärkeren Alkoholgehalt; der zuletzt ankommende (eine Palme kann auf diese Art sechs Wochen hindurch benutzt werden) ist säuerlich und schlecht. In der Oeffnung finden sich nicht selten große, dicke, Insektenlarven ein, welche von den Negern begierig verzehrt werden. Der Palmmost beginnt sofort beim Ausfließen zu gähren und wird sehr bald alkoholhaltig und demnach süuerlich; er moussirt wie Champagner. Da der Wein während des fünf Meilen weiten Transportes von Aquapim nach den Küstenorten gewöhnlich sauer wird, so werden die Verkaufserlöse ein sehr eigentümliches Conträrion an. Sie bringen mit ihrem Getränke die stachelbergrünen Früchte einer strauchartigen von den Eingeborenen *tabani* genannten Sapotacee, *Sideroxylon dulcificum* A. De Cand., zu Markt. Der Genuß einiger dieser wenig saftigen, an sich sehr geschmacklosen Beeren hat die sonderbare Wirkung, daß nach ihnen alles Saure süß schmeckt. Die Kauflustigen bezaubern so ihre Geschmackswurzeln und berauschen sich mit dem sauren Weine.

Ausgangspunkt geben wir an dieser Stelle noch die Abbildung einer zweiten durch ihr sächerförmiges Blatt sofort zu unterscheidenden Palme Westafrika, der *Nteta*, wie sie an der Voango-Küste genannt wird (*Hyphaeno guineensis* Thonn. et Schum.). Die Gattung *Hyphaeno* ist in Afrika in

einer Anzahl von Formen verbreitet, deren Artenrecht unter den Botanikern noch vielfach streitig ist. Die bekannteste Art ist die in Nord-Centralafrika und im Nildeltae bis nach Ober-Ägypten sowie auch auf der Sinai-Halbinsel am Golf von Akabah vorkommende Däm-Palme (*H. thebaica* Mart.), welche durch ihren wiederholt gabelstängigen Stamm von den meisten Palmen verschieden ist. Eine beachtliche Verengung kommt bei der *Nteta* nur sehr selten vor (unser Bild zeigt auch ein solches Exemplar). Sie bildet an der Voango-Küste und in Ober-Guinea stellenweise ausgedehnte Bestände, die aber stets nur schmale Büchel in unmittelbarer Nähe des Strandes darstellen. Die *Nteta*-Palme Angolas dürfte ungedruckt des gleichen Namens eine andere Art darstellen, da deren Stamm nach Welwitsch stets wie bei der Däm-Palme verzweigt ist.

Die *Nteta*-Palme, welche nach Thonning an der Goldküste *songu-tjo* heißt, erhält durch die abwärts gerichteten, lange flehenbleibenden trockenen Blätter, welche unterhalb der Krone wie eine Krinoline herabhängen, ein sehr auffallendes Ansehen. Die Blätter der *Hyphaeno*-Arten liefern ein vorzügliches Flechtmaterial, namentlich lassen sich nach Welwitsch und Peckuhl-Loesch vortreffliche Hüte aus denselben herstellen. Die Blätter der Angola-Art werden deshalb sogar nach Brasilien exportirt.

Die fugelrunden, apfelgroßen, goldbraunen Früchte der *Nteta* werden an der Voango-Küste nicht von Menschen gegessen. Ihre salzige Augenzüßle enthält eine trockne, süßlich schmeckende Masse, welche zur Nahrung ist; nach dem brasilischen Vergleiche eines Reisenden bieten die ähnlich beschaffenen Däm-Früchte eines den Genuß einer Johannisbeere, in die etwas Pfefferkörnentig eingelnet worden ist. Trauben werden diese Früchte von den geringelamen Fledlägen Ober-Ägyptens gern abgefaßt und in dem hungigen Wästeladen Libies bilden sie nach Nachtigal sogar ein wichtiges Nahrungsmittel, das allerdings erst mühsam durch Klopfen mit Steinen genießbar gemacht werden muß.

Erwähnenswert ist, daß bei den *Hyphaeno*-Arten verhältnißmäßig nicht ganz selten sich zwei oder selbst alle drei Samen der bei den meisten Palmen ursprünglich drei Samenknospen enthaltenden Fruchtanlage ausbilden, wodurch die Frucht dann wie verdoppelt oder verdreifacht erscheint, da die Fächer nur auf einen kleinen Theile ihrer Oberfläche zusammenhängen. Normal findet sich die Ausbildung mehrerer Samen bei der *Palmyra*-Palme (von den arabisch redenden Afrikanern *Deleb*, an der Goldküste *vje-zjo*, in den *Daussa*-Ländern *dochidschinia*, in *Vornu* *kamelotu* genannt, *Borassus flabelliformis* L. oder *Aethiopium* Mart.). Bei der großen Wehrzahl der Palmen, wie z. B. der *Dattels*- und *Kokospalme*, gelangt stets nur ein Same zur Entfaltung.

## Die französische Ogowe-Expedition Savorgnan de Brazza's.

(Nach einem vor der Pariser Geographischen Gesellschaft am 24. Januar 1879 in der Sorbonne gehaltenen Vortrage des Reisenden.)

Der von Frankreich in Besitz genommene 25 bis 30 deutsche Meilen lange Küstenstrich, der sich südwärts von Gabon (dieser Name kommt nach Dr. Hübbe, Ethiopien S. 43, von portugiesischen *gabão*, d. i. praktische Anpreisung, und bedeutet etwa „ein Land, das viel verspricht“, „ein Wunderland“) über Kap Lopez bis zur Voangoflüße hinzieht, enthält

das Mündungsgebiet des Ogowe, jenes lumpige, fettschmeckende, dickschalmderte Delta, welches du Gaillet zuerst in den Jahren 1856 und 1865 erforscht und als Heimath des *Chorilla* bestrich machte. Nüchtere es den Engländern, Franzosen und Portugiesen, die auf der Westküste Afrikas ihre Besitzungen hatten, schon feil lange von Wichtigkeit sein,

nehr von jenen Regionen kennen zu lernen als eben die schmale Küstenlandschaft, und wurden zu diesem Besuche schon früher analog in den Bemühungen von Chailu's Besuche gemacht, vom Westen her in den Kontinent einzudringen, Versuche, die fast jedesmal an der Ungunst des Klimas und dem feindlichen Verhalten der Eingeborenen scheiterten, und die glücklich genannt werden konnten, wenn die Reisenden dabei nur die Gesundheit, nicht das Leben einbüßten; so kam erst mit dem Niede, welches die Forschungen Burton's, Speke's und Livingstone's über die Hydrographie des östlichen äquatorialen Afrika verbreiteten, ein neuer Eifer in diese Explorationen. Denn es lag ja die Möglichkeit nahe anzunehmen, daß auch die Flüsse, welche von Osten her dem Atlantischen Ocean ihr Wasser zuführten, in Zusammenhang stehen könnten mit den ungeheuren Wasserbedeen der großen Seen; eine Möglichkeit, die von tiefster Bedeutung sein mußte für die Kolonien der Westküste, denen sich dadurch die Perspektive auf eine leichte Verbindung mit dem Innern des Kontinents eröffnete. So richtete sich denn auf die Erforschung des obren Laufes des Gzowe, als des bedeutendsten jener äquatorialen westlichen Küstenflüsse, das Hauptaugenmerk der beteiligten europäischen Nationen. Von englischer Seite unternahm Walter in den Jahren 1866 und 1873 Forschungsreisen am Gzowe entlang, die ihn das erste Mal bis in das Land der Iwoga, das zweite Mal bis Lope zu den Tando-Negern am mittlern Laufe des Flusses führten. Eine französische Expedition unter Marquis de Compiegne und Marche (vergl. „Globe“ XXVI, S. 379) drang im Jahre 1874 wohl weiter vor, mußte aber, an der Einmündung des Iwinda in den Gzowe angelangt, wegen der Angriffe der feindlichen Kanflamme den Rückzug antreten. In demselben Jahre begab sich auch Dr. V. Kenz im Auftrage der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft in das Lopedand; er drang unter den mannigfaltigsten Mühsalen bis zu der Mündung des Seeche in den Gzowe vor, wo der legianische Fluß entspringt von Süden herkommt. Waren auch die eingehendste ethnographische Kenntniss der Negerstämme des untern und mittlern Gzowe (veröffentlicht in den Mittheilungen der Wiener Geographischen Gesellschaft 1878 und in den „Sitzgen aus Westafrika“ Berlin 1878) sowie wichtige geologische Notizen über dasselbe Gebiet die werthvollen Resultate seiner Forschungen; so war er doch dem eigentlichen Ziele, das über den Ursprung des Flusses Aufschluß geben sollte, nicht viel näher gekommen. Erst dem Eifer und dem Glück der jüngsten französischen Expedition war es vorbehalten, diese Frage endgültig zu lösen.

Hatten schon in früheren Jahren die in Gabon stationirten französischen Marineoffiziere schätzbare Aufnahmen des untern Gzowe angefertigt, so war es auch dieses Mal (im Jahre 1875) wieder ein junger Marineoffizier, Graf Savorgnan de Brazza, der die Leitung der Expedition übernahm. Ihm standen der Marinearzt Dr. Vallay und Mr. Marche zur Seite, welcher Letztere an der Lpoverreise de Compiegne's im vorhergegangenen Jahre Theil genommen hatte. Die französische Regierung übernahm im Verein mit der Geographischen Gesellschaft die Kosten des Unternehmens, und Graf Brazza recrute bereitwillig aus seinen eignen Mitteln zu dem Expeditionsfond bei. Der damalige Marineminister, Admiral Montaigne, sorgte auch freiwillig nach Kräften dafür, der Expedition den gewünschten Erfolg zu sichern, und stellte den Reisenden 13 senegalische Marineoldaten (sogenannte Capotes) welche vier eingeborene, in französischen Diensten stehende Gabonesen als Eskorte zur Verfügung; den größten Dienst erwies er ihnen aber durch die Bezeichnung des Quartiermeisters Hamon,

eines praktischen, epergischen Mannes, dessen thätigen Eingreifen sie späterhin die Befreiung aus mancher schwierigen Lage, die Befreiung mancher Hindernissen zu verdanken haben sollten.

Im August des Jahres 1875<sup>1)</sup> waren die Vorbereitungen, die fast ein Jahr in Anspruch genommen hatten, beendet, und die Mitglieder der Expedition säßten sich in Vorbereitung ein; am 4. September erreichten sie die französische Station St. Louis am Senegal, nahmen die militärische Eskorte von 13 Capotes an Bord und kamen am 26. October in Gabon an. Von hier aus brachte sie ein französischer Dampfer nach Lambarene am untern Gzowe, dem Orte, wo die letzten europäischen Niederlassungen, die den Handel vermittelnden Faktoreien, aufhören. Gleich hier, bei den Verhandlungen mit den Eingeborenen über den Erwerb der notwendigen Kanoes trat den Reisenden in dem wenig entgegenkommenden, ja oft feindlichen Benehmen der Neger ein Element entgegen, das hindern und erschwerend auf ihrem ganzen Zuge sie begleiten sollte. Die Ufer des Gzowe sind von Negerstämmen bewohnt, die, alle unter einander auf Kriegsfuß stehend, die in ihr Bereich kommenden Weirga als gute Beute betrachten. Die Dabgier und Hinterlist der meisten dieser Völker wird höchsten von den Mähtrauen übertroffen, das sie selbst den besten Abkömmlingen der Europäer entgegenbringen und das nur schwer zu besiegen ist. Und doch sind die Reisenden auf die Unterstützung der Eingeborenen bei weitemm Vordringen in das Innere angewiesen: zu der Fahrt auf dem Flusse ist man genöthigt, die Kanoes von ihnen zu entnehmen, sie selber als Ruderer zu verwenden; als Träger sind sie nun gar unentbehrlich bei dem Transport der großen Rohstoffe an Stoffen, Glasperlen, Schießpulver, Waffen, Salz und den anderen Waaren allen, die als einzig gangbare Münze im Verkehr mit den Negern gelten. Nach vieler Mühe gelang es Brazza endlich, acht Kanoes zu erhandeln, sich die Dienste von 100 Akelle (Batalai) Kenten als Ruderer und Träger zu sichern, und nun ging es Stromaufwärts bis in das Gebiet der Flota. Zu den hier sich wiederholenden Unannehmlichkeiten bei dem Besuche, neue Ruderer zu gewinnen, kam jetzt noch das erste heftige Auftreten des Fiebers, jene trüblich unwerthvollste Gefährten des westafrikanischen Reisenden. Der Vallay hatte eines leichteren Anfalls wegen schon in Sambla bei den Akelle zurückbleiben müssen; jetzt wurde Brazza ergriffen und zu längerem Aufenthalt unter den feindlich gesimten Flota gezwungen. Es war im Januar 1876, und von da an bis zur Heimkehr im Herbst 1878 wurden die Reisenden mit langen Unterbrechungen von leichteren oder weniger leichten Anfällen des Uebels beimgesucht, mußten oft genug die ganze Kraft energischen Willens zusammenschließen, um die Folge des Fiebers, das entmuthigende Gefühl der durch Blutmangel hervorgerufenen Schwäche, zu besiegen.

Endlich nothdürftig soweit hergestellt, um die Reise fortsetzen zu können, machte sich Brazza wieder auf den Weg; die großen Stromschnellen wurden glücklich auf elf Kanoes passiert, die Widerpenigkeit eines der begleitenden Negerhäuptlinge durch emdsichenes Auftreten gebühnd, dadurch ein Umpfel für das übrige Gefolge faatur, und Alles schien einen guten Fortgang zu versprechen. Aber schon am Tage darauf, als man im Lande der Mpinshi an neue Schuppen kam, brachte das Unglück über der böse Wille der Ruderer feinen Kanoes zum Umfchlagen. Ihr ganzer Inhalt an Waaren ging verloren, von Brazza's Instrumenten wurden mehrere werthvolle Stücke beschädigt und unbrauch-

<sup>1)</sup> Die hier gegebenen Daten sind die richtigen und es müssen hiernach die folgenden auf E. 94, welche übrigens auch in leanzösischen Originalen enthalten werden, verbessert werden.



bar gemacht, ein Verlust, der so bei dem Anfange der Reise doppelt empfindlich sein mußte. Die Folge dieses Unfalles war wieder ein längerer unfreiwilliger Aufenthalt in Lope, einem Dorfe der Oka; denn bevor man an die Weiterreise denken durfte, mußten die verlorngegangenen Waaren durch neue, von Gabon herbeijohaffene ersetzt werden. Es begab sich Dr. Vallay nach Gabon zurück, begleitet von einer Anzahl kranker, marasmusförmig gewordener Leute, für welche er auch Eitelretreter anwerben hatte. Brazza benutzte das längere Verweilen in Lope, um mit einigen, am obren Ogowe wohnenden Regerräumen Unterhandlungen anzustellen; es gelang ihm auch mit mehreren Oberhäuptern Abnähme zu schließen. So verscherte er sich der Fremdschiffahrt der mächtigen Fan, deren feindliche Angriffe der Expedition von Compagnie und Marche verhängnisvoll geworden waren, und unternahm sogar unter dem Schutze eines ihrer Anführer einen weiten mehrtägigen Vorstoß nach den oberhalb gelegenen Dovesfällen, und von dort aus weiter ostwärts in das Land der Schébe ober Sebe. Es war eine mühselige, an Strapazen und Entbehrungen reiche Wanderung durch lumpiges, mitbrockschafenes Waldland; zwei der gabonesischen Begleiter Brazza's mußten unterwegs krank im Walde zurückgelassen, vom Lande der Schébe aus als Kanoes aus ihrer belagertenwörthen Lage befreit werden. Hier traf Brazza mit Dr. D. Venz zusammen, der, durch zwölfjährigen Aufenthalt im Ogowegebiete auf dem trübseligen Punkte angelangt, wo seine Reisezeit und seine Körperkräfte gleichzeitig ihrem Ende nahe waren, nach einem letzten angestrengten Vorbringen bis zur Mündung des Schébe-Flusses den Heimweg nach Europa antreten mußte. Brazza begleitete ihn bis Dume, einem Dorfe der Abuma, wo er, fieberkrank und von den Anstrengungen des Marsches erschöpft, die Ankunft seiner Gefährten erwartete.

Die Anspicuen, unter welchen der nun folgende wichtigere Theil der Reise begann, der in bisher gänzlich unbekannte Regionen und aus allem Zusammenhang mit der civilisirten Welt heraus führte, waren nicht gerade günstig zu nennen. Mr. Marche unternahm einen Resonostirungszug bis zur Mündung des Ptele in den Ogowe, ungefähr 75 km oberhalb des letzten von Venz erreichten Punktes, erkannte aber gleich darauf so bedenklich, daß seine Rückkehr nach Europa geboten erschien. Die Hindernisse, welche die Abuma dem weitem Vordringen der Reisenden entgegenzusetzen sich bemühten, schienen oft unüberwindlich, und es war die ganze Geduld und Klugheit Brazza's und seiner Gefährten nöthig, um am Ende über die täglich neuen Klüften und Ränke, das betrügerische Einhalten Wort zu werden. Immer wieder wurden Versprechungen gemacht, Termine zur Viersung der Kanoes, zur Stellung der Ruberer festgesetzt und nicht eingehalten; so zog sich die Woche während ganzer Monate hin. Um die schwerige Last der Reisenden noch mehr zu erhöhen brachte der Aberglaube der Abuma die Anwesenheit der Weißen in ihrem Lande mit einer gerade herrschenden Blatternepidemie in Verbindung. Mehrere ihrer Oberhäupter waren der Krankheit erlegen, und jeder neue Tag forderte neue Opfer unter den Eingeborenen; kein Wunder bei der unter ihnen üblichen Art der Bebanlung, in welcher kalte Wäber die Hauptrolle spielten. Die Reisenden wurden bedrückt, nicht nur die Foder mitgebracht zu haben, sondern auch noch einen Vorrath ähnlicher veredlicher Krankheiten in ihren großen Kisten bei sich zu führen. Trotz dieser feindlichen Vorurtheile nahm Dr. Vallay sich der Kranken thätig an, beehrte sie täglich — und seiner sorgsamten Pflege gelang es nicht nur, viele der Unglücklichen zu retten, sondern schließlich auch dadurch eine fruchtbarere Besinnung gegen die Weißen hervorzurufen.

Eines für die Gahgier und den tiefen moralischen Standpunkt der Abuma charakteristischen Zuges, von dem Dr. Vallay erzählt, sei hier Erwähnung gethan. Nach einem Besuche bei zwei podenkranken Kuumalindern, die er durch mehrere Tage schon gepflegt hatte, als die Mutter derselben um ein wenig Wasser zum Waschen seiner Hände. „Was willst Du mir dafür bezahlen?“ lautete die Antwort. Endlich gelang es den Reisenden, durch eine List von den Abuma loszukommen. Als diese das Berlangen stellten, einen Theil der Waaren und einen der weißen Männer als Unterpfand in ihrem Dorfe zurückzubehalten, ließ Brazza eine Anzahl leerer Kisten feierlich mit wertvollen Gegenständen füllen, danach mit einer Sorgfalt sorgfältigen und aufeinanderpanden, als ob sie den kostbaren Besitz der Expedition ausmachten. Er erklärte den Abuma, daß er selbst mit einigen Lapots zum Schutze dieses Eigenthums zurückbleiben würde, und nun fanden sich auf einmal Kanoes und Ruberer in hinreichender Menge zur Wegschaffung der Expeditionsmannschaften und der Waaren vorwärts.

Erst nach der Rückkehr der Ruberer und als er seine Leute und die losbaren Waaren im Lande der Abuma bis sicher geborgen mußte, führte Brazza die Abuma über den Inbalt der Klüften auf und blüdigte ihnen seine Absicht an, den Gefährten zu folgen. Begreiflicherweise fand sich unter den Männern kein einziger, der ihn hätte begleiten wollen, und so sah er sich für die gefahrvolle weite Fahrt stromaufwärts allein auf die des Ruberer unfähigen Lapots angewiesen. Mehrmals schlug das Kano wieder beim Passiren von Stromschnellen aus, und Brazza läßt dabei seinen besten Kompaß, sein Chronometer und seinen Zeptanten ein. Ende Juli langte er endlich nach der beschwerlichsten Fahrt bei den Awumbo an, wo Dr. Vallay das Hauptquartier an den Pabara-Fällen aufgeschlagen hatte. Mit der Errichtung dieses Quartiers sah man sich ganz unermüdet der endgültigen Lösung der Ogowe-Frage gegenübergestellt; denn man befand sich hier an der Vereinigung zweier Flüsse, die, von den Eingeborenen Kebanji und Possa genannt, augenscheinlich die Quellflüsse des Ogowe sind. Beide Wasserläufe sind nur schmal und von geringer Tiefe; von häufigen Stromschnellen und Wasserfällen unterbrochen, nimmt ihr Wichtigkeit nach den Quellen so schnell ab: schon einige Stämme weiter hinaus können sie durchpaddet werden. Daß sie von der Quelle an bis zu ihrer Vereinigung selbst bei Hochwasser nicht schiffbar werden, beweisen die wenigen und schlecht gearbeiteten Kanoes, welche die an ihnen Ufer wohnenden Regerräume besitzen, und welche höchstens zum Überlegen an das jezeitige Ufer benutzt werden können. Der Kebanji ober, wie Brazza ihn nennt, der eigentliche Ogowe, und der Possa entspringen wahrscheinlich in dem Gebirgszuge, von dessen Westabhange dem Atlantischen Ocean mehrere unbedeutende Wasserläufe zuließen, die auf der Kamombe- oder Poangoküste münden.

So hatte die Expedition, durch Mißgeschick aller Art gehemmt, fast zwei Jahre dazu gebraucht, das Problem des Ogowe-Ursprungs zu lösen — und die Lösung glück fast einer Enttäuschung: der vermutete Weg in das Innere des Continents war nicht vorhanden. War diese Ausflücht, wenn auch unliebsam, doch als ein Fortschritt in der Kunde Afrikas werthvoll, so durfte man auch die praktischen Vortheile nicht unterschätzen, die der lange Aufenthalt der Reisenden unter den Anwohner des Flusses gebracht hatte. Das Ansehen der Europäer bei den bis vor Kurzem feindlich gestimmten Stämmen war so gemadmt, daß noch lange, nachdem die Expedition das Ogowegebiet verlassen hatte, das Aufsehen der französischen Flagge auf den Kanoes eines Stam-

mes genöthig, um dieselben vor Angriffen durch Nachbardsvölker zu schützen.

Ein weiteres Vorschreiten der Expedition in der zuletzt, den Kauf des Dgowe entlang verfolgenden südlichen Richtung hatte jetzt seinen Zweck mehr; wichtiger mußte den Reisenden ein Vordringen nach Osten erscheinen, in die ungeheuren Pansbüche, die zwischen der Ogenda, in der sie sich befanden, und den Regionen des oberen Nil und des Tanganjika sich hinzogen. Es galt es also, sich einen Weg zu Lande zu bahnen, ein Vorbahen, dem die Leute des Gefolges einen passiven Widerstand entgegensetzten, der schwerer zu besiegen war als offene Widerspässigkeit. Den Fluß zu verlassen, der sie aus ihrer Heimath gebracht hatte und wieder in dieselbe zurückführen konnte, erschien den Kapitäns und Gohonesen als unthunliche Vermessenheit. Erst als Brazza und Ballay an ihr Ergößlich appellirten und erklärten, daß sie beide nöthigenfalls allein das Unternehmen ausführen würden, fanden sich die Leute bereit ihnen zu folgen. Mit unglücklicher Mühe brachte man für den ersten kurzen Tagemarsch nordwärts bis an die Hügel, die sich am Passafluße hinziehen, die nöthige Anzahl von Trägern zusammen. Freilich warfen viele von ihnen auf der Mitte des Weges ihre Last weg und suchten das Weite; und als man Abends am Kasfort eine Besichtigung des Gepäcks vornahm, zeigte es sich, daß unterwegs mehrere Kisten geöffnet und eines Theils ihres Inhaltes beraubt worden waren. Die Wälder des Dgowe und Passa stauden schon seit Jahren mit den ostwärts wohnenden Regenstämmen in offenem Kriege, das zwischen ihnen liegende Terrain war in Folge der unaufhörlichen Kämpfe verwüstet; dieser Unsland erhöhe den Widerwillen der Eingeborenen, den Reisenden in jenes Gebiet zu folgen. So blieb denn nur ein Mittel übrig, nämlich Sklaven zu kaufen und sie als Träger zu benutzen. Der Eintritt der Regenzeit, die am Vormarsche hinderte, wurde also benutzt nur bei den Stammesoberhäuptern nach rechts und links auf den traurigen Handel auszugehen, der in dieser Gegend in vollster Blüthe steht.

Zwei Refugiosirungsmärsche, die zur Bestimmung des einzuerschlagenden Weges unternommen wurden, zeigten, daß die wenig versprechenden Angaben der Eingeborenen über das zu passirende Gebiet nicht unbegründet waren. Das Anumbolaba und die vorher durchstrichenen Gegenden, ungelände aber fruchtbarere Waldregionen, hatten einen verhältnißmäßig unerschwerenden natürlichen Beschaltnissen kam seit einiger Zeit noch ein Unsland, der für die Reisenden täglich neue Leiden im Gefolge hatte. Als die durch lange Märsche unbrauchbar gewordene Fußbedeckung in Pabara durch neue ersetzt werden sollte, hatte es sich gezeigt, daß der Blechschiffen, der den ganzen Herdeworath an Schutzwert enthielt, nicht wasserfestig verfertigt gewesen war; schon bei den ersten Schiffbrüchen auf dem Dgowe mußte Wasser eingedrungen sein; der ganze Inhalt des Rucksacks war verdorben und vollständig unbenutzbar. So waren die Reisenden genöthigt, barfuß zu gehen, ein Zustand, der, den Schwarzern zwar natürlich, den nicht daran gewöhnten Europäern während der letzten sieben Monate der Reise aber viele Qualen bereitete, besonders wenn der Weg, wie so oft, durch dornigen Gestrüpp führte,

gegen welches auch die übrige allmählig sehr deßert gewordene Kleidung nicht mehr zu schützen vermochte.

Die Regenzeit hatte ihr Ende noch nicht erreicht, als die Ungebulb ostwärts vorzudringen die Reisenden zur Wiederaufnahme des Märsches bewog. Lerne die Regenzeit zu achten, die ein unfreundlicher Himmel allerbaldig über die Ermüdeten ergoß, durchschritt man in zwanzig Tagen das Gebiet der Umbete und kam in das Land der Bateke, eines Volkes, das bei den unwohnenden Stämmen im Rufe der größten Hinterlist und Bosheit steht. Beide Eigenschaften sollten die Mitglieder der Expedition an ihnen kennen lernen. Die bedeutende Zahl der Trägerflotten erwieß sich bei weiteren Märschen als nicht unströhmig; immer nur ein Drittel des Gepäcks konnte auf einmal transportirt werden, und es mußte der Weg auf diese Weise dreimal gemacht werden. So nahm Brazza für dem Betreten des Batekelandes mit Freunden das Anerbieten von ungefähr 50 Eingeborenen an, die sich ihm freiwillig als Träger stellten. Er übernahm mit ihnen den Vormarsch, während Dr. Ballay langsamer mit den Sklaven nachfolgte. Kurz vor einem ihrer Defecer marschete sie auf ein geborenes Zeichen die Träger ihre Last ab, umringten Brazza und die wenigen Leute seiner Begleitung und bedrohten sie mit ihren Waffen. Ein Augenblick des Nachgebens hätte Alles verdorben und den Reisenden die Waarten, auf deren Pflanzung es angesehentlich abgesehen war, wenn nicht gar das Leben gestolzt. Die zügige Festigkeit Brazza's imponirte ihnen jedoch und sie entschlossen sich, widerwillig freilich, das Gepäc bis in das nahe gelegene Dorf zu bringen. Hier, am Ufer eines Baches, der weiterhin den Namen Mtoni führt, beschloß Brazza die Nacht zu verweilen und das Nachkommen Ballay's und der Sklaven abzuwarten. Er entließ die Träger ihrer Dienstes, sah sich aber bald von den rauschigsten Bewohnern des Dorfes und von denen einiger anderer Dörflingen in so drohender Weise umringt, daß er einen natürlichen Ueberfall befürchten mußte. Es trat er seine Vorkehrungen dagegen, baarte eine Art von Beschützung um das Gepäc, grub davor einen Kasten mit Schießpulver in die Erde, an weiches er aus seinem Hinterhalte leicht Feuer legen konnte, und sah durch diese Vorbereitungen allein eine Wirkung erreicht, die er nicht erwartet hatte. Die Zurüstungen Brazza's waren in den Augen der Bateke gerichtsähnliche Ansehensstücke und Festschickselungen gewesen, und Dank diesem Aberglauben blieb der Reisende die Nacht über unbesorgt, das Gepäc ungefährdet.

In langsamem Märsche vordringend erreichte man nach einigen Tagen einen kleinen Fluß, der von den Regern Ngombu genannt wurde; seine Breite betrug nicht über zwanzig Meter, doch schien er von bedeutender Tiefe zu sein. Seinen Laufe nach Osten folgten dann man bald an einen großen Fluß, in den er einmündete, der, in ostnordöstlicher Richtung fließend, den Reisenden als die Alima bezeichnet wurde. Bei einer Tiefe von ungefähr 5 m betrug seine Breite an dem Punkte, wo Brazza dieselbe bestimmte, 140 m; seine durchschnittliche Breite schätzte er auf etwa 100 m. Die Strömung, die an den meisten Stellen 2 bis 2 1/2, Seemeilen pro Stunde beträgt, erreicht an einzelnen Punkten, wo die Ufer näher an einander treten, eine Schnelligkeit von 3 Meilen pro Stunde. Die Eingeborenen gaben an, daß in der Alima keine eigentlichen Stromschnellen vorkämen, und daß sie nach einem Laufe von sechs Tagereisen sich in einen großen Fluß ergoß, von dem das Schießpulver und die Gewehre zu ihnen kämen. Auf diese Erzählungen hin glaubte Brazza annehmen zu dürfen, daß der Lauf der Alima in irgend einem großen See im Innern, südlich von Bobo, fließen würde; eine Annahme, in der ihn die Unternehmung des Salzes befestigte,



welches die Vatele auf demselben Wege, „von dem großen Flusse her“ erzielten. Dieses Salz war nicht von der Art, wie er es bisher bei den Negern in Verwendung gefunden hatte, ein Absatz aus gewissen einheimischen fetthaltigen Pflanzen, sondern schwärzlich gefärbtes Chloratrinat, angesehenlich aus dem Schlamm einer großen Verkohlungsstätte gewonnen. So bot denn die Klima den Reisenden ansehend die beste Gelegenheit, schnell nach Osten vorzudringen; ehe man sich aber anschickte, ihrem Laufe zu folgen, wurde ein Kriegsrath abgehalten. Denn im Hinblick auf die schon sehr reducirten Waarenvorräthe und die knapp werdende Nahrung, auf die geschwächte Gesundheit aller Mitglieder sowie auf den unangstlichen Charakter der an den Klima-Ufern wohnenden Afsuru-Stämme, wollte Brazza die Verantwortung nicht auf sich nehmen, ohne allgemeine Zustimmung die Expedition noch weiter zu führen. Die Energie und Selbstverleugnung seiner Gefährten Dr. Vallay und Hamon, die sich bisher im Entzogen aller Strapazen schon so glänzend bewährt hatte, verletznete sich auch jetzt nicht, und so machte man sich denn auf den Weg am Flusse entlang, in der Hoffnung, bei den Afsuru die nöthigen Kanoes zu erlangen. Von den Vatele, die allmählig freundschaftlicherer Gesinnungen gegen die Weissen angenommen hatten, erhielten die Reisenden viele wichtige Mittheilungen über die Afsuru, deren Wohnstätten sich auf beiden Ufern des Flusses bis an seine Mündung hinziehen sollen. Auf ihren Kanoes die Klima hinaufziehend, um Gfelenin und Kaniof gegen Pulver, Waffen und weiße Baumwollenzuge einzuhandeln, mißtrauchten die Afsuru nur gar zu oft das Recht des Stärkeren zu Erpressungen und Brandstiftungen bei den ärmeren Vatele. So hatte auch die Hungernoth, die damals im Lande der Vatele herrschte, ihren Grund in den letzten Mauthjahren der Afsuru, welche alle Vorräthe an Lebensmitteln entführt hatten.

Das erste Afsuraboth, an welches man gelangte, war wie ausgefallen; das einzige lebende Wesen, welches man darin vorfand, war ein Mann, der neben einem Feuer, über dem ein Kessel hing, auf einer Matte liegend, bei dem Herannahen Brazza's aus tiefem Schlafe aufwachte und bald, von totem Schreden ergriffen, das Weite suchte. Er hatte offenbar den plötzlichen Aufbruch seiner Genossen, den die Kunde von dem Herannahen der Expedition veranlaßt, verschlafen. Der ganze Zustand des verlassenem Lagers deutete auf eine Ueberreife hin; und am Ufer der Klima lagen zwei große Kanoes, in denen die werthvollsten Vestschüme der Bewohner unendlich aufgehäuft lagen. Brazza nahm einige Lebensmittel und ein wenig Tabak davon, legte dafür Waaren hinein, die etwa den zehnfachen Werth des Genommenen repräsentirten, und zog sich dann zurück. Augenscheinlich hatten die Afsuru Spione in der Nähe gelassen, die sein Thun beobachtet hatten; denn schon in den nächsten Lagern zeigten sich die Bewohner viel jutraulicher, und konnte man die Unterhandlungen wegen der Kanoes beginnen. Den Oberhäuptern wurden reiche Geschenke gemacht, um sie freundlich zu stimmen; doch wurde dieser Zweck nur sehr unvollkommen erreicht. Denn, wenn auch die Afsurleute nicht abgeneigt waren, für die verlockenden Schätze an Glasperlen und Baumwollstoffen ihre Kanoes hinzugeben, so erlaubte Brazza bald, daß die Häuptlinge sich bemühen, den Handel zu hintertreiben, indem sie die Leute veranlaßten, ihnen höhere Forderungen zu stellen. Endlich siegte die Habgier, die Afsuru raffen die vor ihnen ausgebreiteten Waaren zusammen und liefen eilig damit fort, die Kanoes im Stich lassend. So sahen sich die Weissen denn im Besitz von acht Kanoes, deren einige freilich in schlechtem Zustande waren. Der Quartiermeister Hamon half dem Uebelstande ab, indem er sie mit geschmolzenem Kopalgummi nöthigstündig festsetzte,

eine Proedur, die ihm und seinen Gehälfen manche Brandwunden an Händen und Füßen eintrug. Jetzt konnte die Einschiffung der Mannschaften und Waaren vorgenommen und die Fahrt angetreten werden. Aber es sollte sich bald zeigen, daß die Afsuru trotz des Verkaufes der Kanoes nicht Willens waren, die Klima, deren schiffbaren Lauf sie als ihre Domäne betrachteten, von Fremden besetzen zu lassen, die so viele Vestschüme an Landswaaren bei sich führten; die unangstliche Region, in der Stanley so viele Kämpfe zu bestehen hatte, bereitete auch der französischen Expedition einen sehnlichen Empfang.

Einige Vatele, die sich der Expedition als Träger angeschlossenen hatten, gaben unaufhörlich Mittheilungen über die kriegerischen Absichten der Afsuru, wie sie alle oben am Flusse gelegenen Lagerplätze verlassen und sich weiter stromabwärts hingezogen hätten, wie alle Frauen und Kinder geschleppt wären u. s. w. Die Reisenden ließen sich nicht abschreden, und es das erste Afsuraboth die Kanoes ruhig passiren ließ, hielt man schon die ganzen Erzahlungen für übertrieben und hoffte auf die Möglichkeit mit den Afsuru in freundschaftliche Beziehungen zu treten. Aber es dauerte nicht lange, so hörte man hinter sich auf dem Flusse lautes Kriegesgeschrei; mehrere Kanoes, mit Afsuru bemant, verfolgten die Reisenden. Bei dem nächsten Dorfe wurden sie mit lebhaftem Gewehrfeuer vom Ufer her empfangen, und so ging es während des ganzen Tages. Die Kanoen und die Vatele waren nicht zum Ruben zu bewegen; ängstlich laurten sie sich am Ufer der Kanoes zusammen, und so mußten die Kapoten ihre Wechre aus den Händen legen, um die Boote, so gut sie vermochten, in der Mitte des Stromes zu erhalten. Oben Abend waren drei Mann des Expeditionskorps verwundet, und die Hoffnung, daß die Quantität den Verlusten Ruhe gönnen würde, erwies sich als trügerisch. Ueberall am Ufer wurden Feuer angezündet, erschalte Geschrei, daß die Reisenden flücht für ihr Siegesgeheim, wilde Gesänge und der Ton der Kriegstrompeten. So legte man an einer Punkt schimmender Wasserflumen an, am den Tag abzuwarten. Kann nach derselben an, als hinter einer vorpringenden Stelle, die den untern Lauf des Flusses verdeckte, dreißig Kanoes voller mit Flinten bewaffneter Afsuru hervortamen. In zwei Abtheilungen getheilt, begann diese Flotte von zwei Seiten zugleich den Angriff der am Ufer zum Schutze ihrer Kanoes aufgestellten Reisenden. Es war ein hartnäckiges Feuer der Angreifer sowie der Angegriffenen. Letztere, die nur 16 Schützen zählten, trugen doch bald durch die Schmelzigkeit und Präcision in der Handhabung der Wechre den Sieg über die Afsuru davon. Nach einigen Minuten heftigen Feueres lenkten die Angreifer ihre Kanoes um und suchten ihr Heil in schleuniger Flucht stromabwärts. Jetzt trat einige Ruhe ein, aber ein schneller Entschluß mußte gefaßt werden; denn daß die Afsuru es nicht bei dieser Niederlage bewenden lassen würden, zeigte sich durch das verächtliche Erscheinen eines Spions, der von der Kansthe her kam. Brazza's erste Absicht, die Ueberlieferung der Fänge zu beantragen und sich eine Durchsicht zu erzwängen, mußte aufgegeben werden, als ein Requisition der Munitionsvorräthe den nur noch reichend geringen Bestand deckelten zeigte. So mußte er schweren Herzens dazu sich entschließen, von der Verfolgung des Klima-Laufes abzulenken und einen Weg zu Lande einzuschlagen. Er beobachtete dies jetzt sehr, wo ihn Stanley's Kriegertrupp belehrte hat, daß er in weniger als fünf Tagen den Congo hätte erreichen können. Große Ue noth gabten, um aus dem Bereiche der Afsuru zu entkommen; so konnte von den Waaren nur mitgenommen werden, was die Träger auf einmal fortzubringen im Stande waren; alles Uebrige, sieben große Kisten sowie Dr. Vallay's kost-

bare auf der ganzen Reise gemachte Sammlungen wurden in die Alima geworfen. Bei einbrechender Dunkelheit machte man sich auf den Weg, immer so viel wie möglich die Richtung nach Osten einhaltend, und nie nachlässige Wanderung durch kumpfigen von Gestrüpp und nagefressen gemachten Wald, bei dem Schreie qualmender Bambusafadeln, immer in der Erwartung eines heimtückischen Angriffs der Apfuru, gehörte sicher nicht zu den leisesten Strapazen, die die Reisenden erduldet haben. Bei Ausbruch des Tages erreichten sie die nächste Hügelleite und am Abend befanden sie sich wieder in dem Gehäuz der Batele, welches wahrscheinlich bis zum Congo sich hinzieht; Stanley erwähnt diesen Stamm als etwa unter demselben Längengrade in der Congogegend ansässig, unter dem Brazza ihn hier vorfand.

Hier begannen neue Krden und Entdeckungen: der Hungereoth, die das Land heimlichste, hatte sich noch der Wassermangel hinzugesellt. Jeder Trupp Wasser mußte mit den höchsten Preisen bezahlt werden. Um die durch so vieles Mißgeschick erschöpften und unmutig gewordenen Leute des Erfolges zu beruhigen, kamen Brazza, Vallay und Hamon dahin überzui, bei jeder Wohligkeit die spärlichen Gewoaren und das knappe Wasser in die benötigte Anzahl gleichmäßiger Rationen zu theilen, die Leute darunter wählen zu lassen, sich selbst mit dem Uebrigbleibenden zu begnügen. Nach einem sorgfältigst entlehnungsreichen Marsche von 16 Tagen kam man wieder nördlich in das Gebiet eines andern noch bedeuenderen Flusses, als die Alima ist, der eine große Anzahl von Nebenflüssen in sich aufnimmt. Zunächst wurde der Obu, der erste dieser Nebenflüsse, überschritten; etwas nordwärts davon dann der Lebat Ngulo ungefähr 180 km von der Alima entfernt (nach der Karte sind es nur circa 100 km). Der Lebat Ngulo zeigte damals, bei niedrigem Wasserstande, eine Tiefe von  $1\frac{1}{2}$  bis  $2\frac{1}{2}$  m, bei Hochwasser muß sein Niveau um wenigstens 2 m höher sein. Einen längeren Aufenthalt, der hier gemacht wurde, benutzte man zur Revision der Vorräthe und zur Beschlußfassung über die weiteren Maßnahmen. Die Schwierigkeit, die notwendigen Lebensmittel für eine so große Anzahl von Menschen zu beschaffen, wuchs mit jeder Stunde des Vordringens in das ausgehungerte Land, und viele der Träger waren krank und kraftlos; so wurde in Folge eines solchen Entschlusses das ganze Personal in zwei Kolonnen getheilt. Dr. Vallay und Hamon übernahmen es, die Uthaliden in kleinen Tagewärtschen zum Ogowe zurückzuführen, während Brazza mit den noch Gesunden so weit wie möglich nach Osten vordringen sollte, um später mit den Anderen sich wieder zu vereinigen.

Am 19. Juli 1878 überschritt er den Lebat Ngulo mit zehn Trägern und sechs Mann Eskorte. Aber gleich zu Anfang stieß die Abkht nach Osten zu gehen auf das entscheidende Hinderniß. Keiner von seinen Leuten wollte ihm dahin folgen; denn man kan in jener Richtung vorgehen in das Land der Aügile, eines gefährlichen räuberischen Stammes, der die Sklavensjagd in großartigem Maße betreibt. Die Aügile, im Besitze guter Gewehre, veranstalten stürmische Raids in die angrenzenden Länder. Sie wohnen, nach den Angaben der Eingeborenen, ebenfalls an den Ufern eines großen Flusses, und die von ihnen eingeschleppten Sklaven werden so weit fortgeschleppt, daß man sich nicht erinnern kan, jemals einen derselben wiederzusehen zu haben.

Wohl oder übel mußte also Brazza sich entschließen, nach Norden zu gehen, und erreichte in einer Entfernung von etwa 30 km vom Lebat Ngulo die Vitou a, einen Fluß von 100 m Breite, der dort, wo er ihn überschritt, wenig kleiner als die Alima ist; bei niedrigem Wasserstande zwischen 3 und 5 m weitreichend steigt sein Niveau bei hohem Wasser noch um mindestens 3 m. Hiernächst gerade von Westen nach Osten fließend

nimmt sie etwas unterhalb von dem Punkte, wo Brazza sie erreichte, die vereinigten Flüsse Obu und Lebat Ngulo auf. Die Negers mußten von dem raschen Wachsen der Vitoua Wunder zu erzählen; „sie soll bald so breit werden, daß man einen halben Tag braucht, um von einem Ufer auf das andere überzugehen. In jener Gegend soll es auch Leute geben, die während ganzer Monate auf dem Flusse sich aufhalten und die Nächte auf den Inseln im Strome zubringen. Sie sollen es sein, welche die von den Aügile gefangenen Sklaven abholen und in die fremden Länder führen, aus denen Niemand wiederkehrt.“ Diese Erzählungen, welche an Ort und Stelle Brazza höchst unglaubwürdig erschienen, sind jetzt, nach dem Bekanntwerden von Stanley's Entdeckungen, vollkommen richtig: die Negers verwechselten nur den breiten Congo mit der Vitoua, welche sich ja in jenen ergießt.

Von der Vitoua an wurde der Marsch immer beschwerlicher. Schmerzhaften Wunden an den Hüften und Beinen, die bei der mangelhaften Ernährung und dem unaufhörlichen Marschiren durch Gestrüpp gar nicht mehr heilen wollten, erschwerten nicht allein für Brazza das Gehen; auch die Träger und Capots, denen die Gewohnheit dertariger Märsche zu Hülfen kommen mußte, hatten darunter zu leiden. Die Tauschwaaren näherten sich ihrem Ende, es waren kaum noch genug vorhanden, um den Rückweg bis zum Ogowe zu sichern. Die Regenzeit stand nahe bevor, die durch Ueberfluthung der tiefer gelegenen Regionen den Rückzug abschneiden konnte. Bis zum Flusse Lebat Oua unter  $1\frac{1}{2}^{\circ}$  nördl. Br. oder 55 km nördlich vom Äquator wurde vorgezogen, danach traugig der Rückmarsch angetreten; es war am 11. August 1878, fast auf den Tag drei Jahre nach der Abreise von Europa. Lebat Oua bedeutet in der Sprache der Eingeborenen Salzfluß, und in der That fließt sein Wasser, wie das verdickende feiner Bische der Gegend, aus den salzhaltigen Hügeln, denen sie entspringen, jensei den Afrikanern so kostbare Product, das von den amnohenden Negern durch Verkauftung gewonnen wird. Diese Entdeckung erklärte denn auch das oben erwähnte Vorkommen mineralischen Salzes bei den Batele und ließ die darauf begründete Annahme von den Seen südlich von Babai, zu denen die Alima führen sollte, hinwäg erscheinen. Sobald Brazza bei seiner Heimkehr nach Europa von Stanley's Entdeckungen Kunde erhielt, verbreitete sich auch für ihn ein ausreichendes Licht über die Gegend, die er zuletzt bereist hatte. Die ganze Reihenfolge von Wasserläufen, die er überschritten hatte, gehörten zum Flußgebiete des Congo. So war denn auch die Entdeckung der Alima, die ungefähr 50 nautische Meilen von dem Punkte, wo die Schiffbarkeit des Ogowe aufhört, anfänglich, schiffbar zu werden, von bedeutamer Wichtigkeit nicht allein für die Geographie, sondern auch, und das fast noch mehr, für den Handelsverkehr. In der That, würde dieses verhältnißmäßig schmale Terrain zwischen den beiden Flüssen dem Transport von Waaren oder von aueinanderzunehmenden Kanoeen seine Hindernisse bieten. Denn der ganze Landstrich, der das Tiefland des Ogowe von dem des Congo trennt, zeigt sandige Hügel von mäßiger Höhe, dazwischen gut passbare Durchgänge, ohne die das Vorwärtstommen so erschwerende dicke Vegetation. Mäßig große Dampfer könnten schon von der Stelle an, wo die Expedition die Alima erreichte, den Strom befahren, mit Leichtigkeit also in den Congo gelangen jenseit der Stromschnellen, die jenen Strom dem Atlantischen Meere aus unbefahrbar machen. Hat der Ogowe sich nicht als die gefohste direkte Straße von der Westküste in das Innere des Kontinents erwiesen, so kann er wenigstens ein brauchbares Glied jener Verbindung abgeben.

Die Rückkehr Brazza's nach dem Ogowe war sicherlich

nicht weniger beschwerlich als diejenige der unter Ballan und Hamon vorangegangenen Truppe; denn auch die Mitglieder der zweiten Kolonne waren jetzt mit wenigen Ausnahmen inaboute geworden. Bei dem Vorrücken des Kaumbolandes stellte Braxa es den dort gefauften Sklaven frei, entweder in ihrer Heimath zu bleiben oder als freie Männer ihn nach Gabon zu begleiten. Ein großer Theil von ihnen, glücklich die Heimath wiederzusehen, trennte sich schon hier von der Expedition. Fast alle diese Unglücklichen verfielen demselben Schicksal, das sie schon einmal betroffen: sie wurden sogleich wieder als Sklaven verkauft. Tuzenigen, die bis Gabon folgten, gab Braxa dort die Mittel zu einem Leben, das sie in den Augen ihrer Stammesgenossen zu den glücklichsten Menschen machte. Jeder von ihnen erhielt eine Hütte, die, von Anpflanzungen umgeben, die wenigen Gebrauchsgegenstände enthielt, die dem Neger notwendig sind, dazu einiges Geflügel, Ziegen u. s. w.

Nach allen erlittenen Strapazen gleich die Fahrt den Dgome stromab fast einem Spiel; die an den Ufern wohnenden Stämme besuchten sich den besuchenden weißen Männern hilfsreich zu sein. Die Stromschnellen, die die Fahrt stromaufwärts gefährlich und laugwierig gemacht hatten, beschleunigten jetzt die Keife. Im Lande der Manba fanden die Reisenden als ersten Straß aus der heimathlichen Civilisation eine reichhaltige Sendung der Pariser Geographischen Gesellschaft ihrer harrnd. Auch von dem König der Belgier,

dem hohen Präsidenten der Internationalen Afrikanischen Gesellschaft, waren ihnen Vorräthe aller Art nachgeschickt worden.

Fast aber hätte kurz vor dem Wiedersehen der Heimath ein böses Geschick dem Leben eines der müthigen Reisenden ein jähes Ende bereitet. In den letzten Stromschnellen des Dgome warf ein Flussspiel das Kanoe des Dr. Ballan um; das leichte Fahrzeug drehte sich in dem Strudel, Ballan, der sich an den Rand des Bootes geklammert hatte, stürzte in dem Anprall des Wassers seine Kräfte schwinden. Da erreichte Braxa noch gerade zur rechten Zeit die Stelle, um seinen Gefährten aus der Gefahr zu befreien.

Nach kurzem Aufenthalt in der amerikanischen protestantischen Mission des Dr. Kallan, wo sie wie auch in Gabon die freudlichste Aufnahme fanden, brachte ein französischer Dampfer die Reisenden über die Prinzeninsel zunächst nach Lifoban; dort wurde ihnen ein ehrenvoller Empfang bei dem Könige Du Luü zu Theil, welcher als Mitglied der Pariser Geographischen Gesellschaft ein warmes Interesse für die Ergebnisse der Dgome-Expedition bezeugte. Nach über dreijähriger Abwesenheit von der Heimath in dieselbe zurückgekehrt, wurden die Reisenden in Paris von der allgemeinen freudigen Theilnahme, von dem Danke derjenigen empfangen, in deren Auftrage sie die Lösung der Dgomefrage unternommen und glücklich ausgeführt hatten.

## Die heidnischen Alterthümer Ostfrieslands

ist der Titel einer von Dr. med. Tergast bei W. Haguel in Embden soeben veröffentlichten kleinen Schrift, die sich durch große Klarheit und Uebersichtlichkeit auszeichnet, ein Vorzug, der leider nicht allzu häufig in der massenhaft anwachsenden Literatur über vorgeschichtliche Denkmale angetroffen wird.

Da wir auf dem in Rede stehenden Gebiete nur sehr selten Nachrichten aus dem nordwestlichsten Winkel unseres Vaterlandes erhalten, so ist die Schrift, welche alles Bekannte über Ostfrieslands „Vrühistorie“ zusammenfaßt, schon aus diesem Grunde willkommen; dem Ethnographen ist sie aber noch besonders interessant. Denn während wir in allen übrigen Gegenden Deutschlands über die Provenienz vorgeschichtlicher Alterthümer im Unklaren sind, während bei Funden im Osten der Elbe und Saale stets erst die Frage, ob deutsche, ob slavische Abkunft, zu lösen ist, wird eine solche Unklarheit, sobald wir ostfriesischen Boden betreten, hinfällig, da wir es hier mit einem einigig unveränderten Lande zu thun haben, soweit wenigstens historische Berichte in Betracht kommen. „Die Vrühgeschichte weiß von keiner die Sitten und Gebräuche der freissigen Nation beeinflussenden Einwanderung fremder Stämme zu erzählen. Der Contact mit den Römern war vorübergehend und ohne Mischung der Völker unter einander. Dänen, Normannen und später auch die Franken haben wiederholte Einfälle ins friesische Gebiet gemacht, aber sie haben keinen dauernden Einfluß auf das Volk gewonnen können.

„Es sind nun fast zweitausend Jahre verflissen, seitdem der römische Feldherr Drusus das Land auf seinen Kriegszügen berührte, und doch wird dasselbe mercuriuspülte Ostlande von denselben Völke bemohnt, von dem Plinius und Tacitus die erste Kunde der Nachwelt überliefert haben. Es leuchtet

ein, daß Anthropologie und Archäologie bei dem Lande und Volke, das sich im steten Wechsel der Zeiten am frühesten seine Ursprünglichkeit bewahrt hat, die ungetrübtesten und historisch getreuesten Ergebnisse ihrer Untersuchungen erwarten dürfen und nur hier erwarren können.“

Von Aufsebelangen und Wohnstätten aus der Steinzeit Ostfrieslands sind nur geringe Spuren bis auf unsere Zeit gekommen. Sie bestehen in den bekannten Küchenabfällen und fesselartigen Vertiefungen, den Kesselfrüben, deren Boden Tonfigerben und Steingerath enthält und in denen man die alte Feuerstelle noch findet. Knochen von Uochsen, Fische und Wildschwein, Bögeln und Fischen deuten darauf hin, daß die alten Friesen von Jagd und Fischfang lebten. Gering sind auch die Spuren von alten Burgwällen, ganz fehlen die Wallbauten, die reichste Ausbeute bieten bezogen die Grabstätten. Im Wesentlichen zeigt Ostfriesland vier Arten von Grabdenkmälern: Steingräber (Hünenbetten), Grabhügel, Warfen und Begräbnisstätten ohne Aufwurf (Heldenirchhöfe).

Die Hünenbetten sind die älteste Art der Bestattung, dolmenartig aus etwaigen Granitblöcken aufgeführt. Am besten erhalten ist das Grab bei Tannenberg, von dem noch zwei Decksteine und ein Träger vorhanden sind. Es lieferte verzierte Thongefäße, Urnenscherben, Steinbeile, Pfeilspitzen und auch einige Objekte aus Eisen.

Die Grabhügel von Kreisrunder oder ovaler Form sind durchschnittlich 1 bis 3 m hoch, künstlich angepflanzten und enthalten die Knochentrümmer außerdem in verschiedenen Erdschichten über einander. Sie entstanden also allmählig. Seltener sind Weigaben von Werkzeugen und Waffen, darunter Halsketten von durchbohrten Korallen, Harn- und Bernstein-

fläden. Dunte Steinehen in den Kinderurnen sind das älteste ostfriesische Spitzzeug.

Wie die Grabhügel dienten auch die Warfen als Begräbnisstätten, doch unterscheiden sie sich von jenen dadurch, daß sie auch als Wohnplätze benutzt wurden (an der Westseite nennt man sie Wurfen). Diese Hühen erheben sich in den früher von Sturmfluten heimgesuchten Niederungen, möglicherweise in der Nähe der ehemaligen Gewässer, auf denen die Männer den Fischfang betrieben. Aus Erde, Holz, Seetang, Schlamm sind sie allmählig aufgeworfen worden; Generation auf Generation schichtete an ihnen, wie die verschiedenen „Kulturstadien“ überein.

In Ostfriesland ist — wie wohl überall — zwischen der Stein- und sogenannten Bronzezeit kein scharfer Uebergang zu constatiren. Die Funde sind nicht häufig und beschränken sich meist auf Meißel, Schwerter, Lanzen- und Pfeilspitzen selten bis jetzt. In die Bronzezeit wird der Moorleichenfund von Marz gesetzt, der 1817 großes Aufsehen erregte. Das Gerippe lag 6 Fuß tief unter der Moorschicht auf Sandboden, bedeckt von vier Eichenholzstäben. Die Leiche war angehen mit Wamms, Mantel, Hose und Schuhen. Die Gewänder bestanden aus getöpertem Wollgewebe. Am besten erhalten war das hellbraune, einem Frauengewande gleichende Wamms, während vom Mantel nur Reste vorhanden waren. Auch die Hose war zerfissen, mit bemessenen Fänge gestützt, ohne Knöpfe und oben mit einem weiten Saume eingesäßt, durch den ein Schnürriemen gesteckt wurde. Wie der Mantel war auch

die Hose von dunkelbrauner Farbe und trug an verschiedenen Stellen Lappen, die mit groben Stichen angenäht waren; im Uebrigen war sie mit grobem wollenen Garn genäht und umsäumt; die Schuhe, aus ungerbertem Leder verfertigt, sind aus einem Stücke gemacht, ohne Sohlen und oben der ganzen Länge nach offen; nur an der Ferse sind sie mit einer Naht versehen. Die Seiten tragen Schnürbüchser mit Riemen zum Durchstreifen. An der Außenseite unter den Schnürbüchsern sind Verzierungen in Gestalt dreieckiger Sternchen eingepreßt, die sich auch um den Fernenrand fortsetzen. Der Schädel — im Besitze des historischen Vereins für Niedersachsen zu Hannover — gehört nach Birchow einem dreißigjährigen Kinde, wozu natürlich die Kleidung nicht paßt. Der Fund hat zu vielen unerklärten Widersprüchen geführt.

Die friesischen Urnenfriedhöfe bieten nichts Abweichendes von den aus anderen Gegenden bekannten; die Kreuze oder Furchengräber, die jüngste Art der Bestattung in vorgeschichtlicher Zeit, ist in Ostfriesland noch nicht nachgewiesen, dagegen die für die Nordsee Küste charakteristischen Kreis- oder Brunnenengräber, die nach seitigen Stämmen auf den Matten bloßgelegt werden, so 1789 auf Vorkum, wo sie der Pastor Nikolai beschrieb. Sie bestehen aus freistehenden von Planken oder Darg-Soden eingesetzten, trunnartigen Vertiefungen, die etwa 1 m im Durchmesser haben. In der Regel enthalten sie eine Urne nebst mehreren der bekannten Beigaben.

## Notizen zur Handels- und Verkehrs-Geographie.

### V. (Schluß.)

— Die Ausfuhr von Cartagena in dem Jahre September 1877/78 bestand aus folgenden Hauptgegenständen: Palmöl 149 167, Häute 45 419, Zucker 23 974, Baumwolle 11 339, Kaffee 6214 Doll. Der Gesamtwert der Ausfuhr betrug 766 092 Doll., wovon England 255 489, Bremen 227 926, Antwerpen 146 443, Hamburg 82 511 und französische Häfen 51 421 Doll. empfangen.

— Aus Cuba wird berichtet, daß der General-Capitän die Verfassung getroffen hat, es müßten alle Chinesen, deren Arbeitscontracte abgelaufen sind, die Insel verlassen. In Britisch-Gujana strebt man darnach, diese Rasse zu gewinnen.

— Puerto Rico führte 1877 insgesamt für circa 40% Mill. Mark aus, wovon  $\frac{1}{2}$  auf Zucker,  $\frac{1}{4}$  auf Kaffee,  $\frac{1}{10}$  auf Tabak und der Rest auf Melasse, Häute, Rum und Baumwolle (nur circa 15 000 Mark) entfielen. Die Einfuhren sind mit Sicherheit nicht abzuschätzen. Der Verkehr der einzelnen Hafenplätze verhielt sich folgendermaßen: In San Juan de Puerto Rico liefen 296 Schiffe mit 55 086 Tonnen ein. Deutschland führte Kleinigkeiten, vorwiegend Provisionen, im Werte von circa 220 000 Mark ein. In Matanzas liefen 213 Schiffe mit 36 090 Tonnen ein. An der bedeutendsten Reineinfuhr beteiligte sich Deutschland mit circa 900 000 Mark und an der von Kleinigkeiten und Provisionen mit 672 000. Deutsche Manufacturwaaren sind in größerer Menge via Liverpool eingeführt worden. Kaffee geht von hier hauptsächlich nach Havana und Italien, Zucker nach England und Nordamerika. In Ponce liefen 256 Segel- und 135 Dampfschiffe ein mit zusammen 178 623 Tonnen.

Die hantung-amerikanischen Dampfer besuchen diese Hafen zweimal monatlich. Der Gesamtwerth der Einfuhren kann auf 14 Mill. Mark geschätzt werden. In Agualilla liefen 62 Schiffe mit 8882 Tonnen ein, einzigermaßen die Postdampfer, von denen eine deutsche, eine englische und zwei spanische Linien diesen Platz berühren. Die Einfuhren können auf  $\frac{2}{3}$  der Ausfuhr an  $\frac{3}{4}$  Mill. Mark veranschlagt werden.

— Auf den Fischfang bei den Canarischen Inseln und an der Westküste Afrikas zwischen 25 und 15° nördl. Br. laßt ein Bericht des britischen Consul Dundas die Aufmerksamkeit. Diese Fischereigründe sollen außerordentlich reich sein und zwar vorzüglich an Stodfischen, deren Güte derjenigen von den Newfoundlandküsten nicht nachstehen soll. Nur die Unvollkommenheit der Methoden für Zubereitung und Verpackung hat bisher der Entwicklung eines Ausfuhrhandels in den Erzeugnissen dieser Fischerei entgegengehalten.

— Der Suez-Canal ergab 1878 eine Brutto-Einnahme von 31 153 000 Frs., 1 635 000 weniger als 1877.

— Nach Mittheilungen von dem Rappéde-Inseln erreicht sich der Guanoertrag weniger groß, als man vermuthet hatte. Die Regierung in Melbourne stellt bekanntmachen lassen, daß 40 000 Tonnen dort lägen; es sollte aber nicht mehr als 10 000 sein, von denen 12 Schiffe, die im vergangenen Herbst dorthin luden, den größten Theil bereits weggenommen haben werden. Die Arbeiter dorthin sind Chinesen.

— Personenverkehr der in Berlin einmündenden Eisenbahnen. 1853 betrug die Zahl der täglich an-

kommenden und abgehenden Reisenden in den Bahnhöfen Berlins durchschnittlich 3937 bei einer Gesamtbevölkerung von 425 650. 1877 betraf sich jene Zahl auf 25 460 bei einer Gesamtbevölkerung von 1 021 110. Auf die 11 Berliner Bahnen vertheilt sich im letzten Jahr der durchschnittliche Tagesverkehr folgendermaßen: Berlin-Potsdam 6501, Niederschlesisch-Märkische 4738, Berlin-Stettin 2634, Berlin-Hamburg 2529, Berlin-Köpenick 2435, Ostbahn 2010, Magdeburg-Halberstadt 1980, Berlin-Görlitz 1337, Berlin-Dresden 672, Nordbahn 626, Militärbahn 59.

— Das österreichisch-ungarische Eisenbahnetz umfaßte Ende 1878 18 840 km, wovon 11 260 auf Oesterreich und 7220 auf Ungarn entfielen. Von wichtigeren Linien wurden im Laufe von 1878 eröffnet: Karanleber-Orlova und Talsjo-Preb, ferner theilweise die Linie Novi-Banjalata. Von neu bestellten Bahnen sollen 1879 die Linie Probrjevo und Serajevo-Mostar-Veritowitsch hergestellt werden. Ebenso hofft man die für den Verkehr zwischen Siebenbürgen und der Moldau wichtige Linie Kronstadt-Tömbös im laufenden Jahre zu eröffnen.

— Frankreichs Eisenbahnen umfaßte Ende Juni 1878 21 285 km. Die größten von Juli 1877 bis Juni 1878 eröffneten Strecken waren Loupou-Neuch, Châteaubriant-Rantes und Clamery-Rover.

— Die für die Ausbeutung des größten russischen Kohlenbeckens wichtige Donez-Kohlenbahn ist am 13. December 1878 in der Länge von 482 Werst dem Verkehr übergeben worden. Die Hauptlinien sind Kramatorskaja-Swierowo und Krimitschnaja-Donetskoja.

— Die mit den Transsibirien zwischen Ural und Syr Darya beauftragte russische Commission der Mittelasiatischen Eisenbahn hat als günstige Trعة die Linie von Drenburg über Irkutsk durch die Sandebene von Korotum und am rechten Ufer des Dschom-Dorja bis Tokskent (1608 Werst) empfohlen. Von Seiten der russischen Regierung wurden seit Anfang dieses Jahres Studien über eine Zweig-

bahn von Samtredi (Potsi-Tiflis-Linie) nach Botum voranloßt.

— Die erste gartartige Brücke aus Stahl ist Ende 1878 von der Chicago-Alton N. R. angeführt worden. Diese Brücke von fünf Oeffnungen führt bei Glogow (Wisconsin) über den Wisconsin.

— Die Ausbeutung des Eisenbahnnetzes der Vereinigten Staaten von Nordamerika betrug Ende 1878 81 896 engl. Meilen, wovon 2668 engl. Meilen (871 schmalspurig) im Laufe von 1878 gebaut sind. Der restliche Eisenbahnen fand im sogenannten Nordwesten (vorzüglich Minnesota mit 338 engl. Meilen) statt. Nur Kennezis und Montana sind heute noch fast ohne Eisenbahnen.

— Mittelmexikanische Eisenbahnen. Guatemala, das bisher eisenbahnlos, wird nun aus den Händen einer in San Francisco gebildeten „Guatemala N. R. Company“ ebenfalls seine Eisenbahnen erhalten. Die erste Linie wird von San José nach Geminillo (45 km), also der pacifischen Küste entlang, führen und ist ihre Fortführung nach der Hauptstadt und nach San Tomas, dem ostnächsten Hafen Guatemalas, ins Auge gefaßt. Die Regierung zahlt 25 000 Doll. für je 3 engl. Meilen, bis diese erste Linie fertig ist, und geschloßelt außerdem eine Zweigbahn von 12 Proc. auf 1 Mill. Doll. vorausgelegter Beulosten. Die Jalousienlinie sollen für diese Leistungen als Pfand dienen. In Nicaragua faßte im December 1878 der erste Speculativ für eine Linie Corinto-Rosita geahnen werden. Die Regierung hofft das Werk mit der Unterstützung der daran interessirten Gemeinden ohne weitere Hilfe (?) ensühren zu können, und hat zum Zweck von Erprobungen unter Anderem ihre bisherigen sechs Ministerien auf drei reducirt. In Costa Rica wird an der Strecke Atajaco-Corinto gearbeitet und hofft man dieselbe noch in der trockenen Jahreszeit fertig stellen zu können.

## Aus allen Erdtheilen.

### Afrika.

— Der portugiesische Marineminister theilte den Cortes mit, daß der Reisende Major Serpa Pinto (vergl. oben S. 31), der sich in Afrika von seinen Führern trennte, im Trausvaal angekommen sei und somit Afrika von West nach Ost gekreuzt habe. Auch englische Blätter vom Kap melden, daß Major Pinto im Februar in Praetoria eintraf, und zwar mit nur 8 Mann, dem Ueberrest seiner 400 Mann starken Expedition. Pinto's Depesche aus Praetoria lautet: „Ich küßte dem Könige die Hand. Bin sechs Tage entfernt vom Indischen Ocean entfernt. Während meiner Reise durch Afrika, von der Westküste aus, kümpfte ich mit Hunger, Durst, wilden Thieren, Eingeborenen, Ueberchwemmungen und Dürre. Ich rettete alle meine Papiere, 20 geographische Karten, viele topographische Karten, 3 Bände Zeichnungen, ein umfangreiches Tagebuch der gütlichen Erforschung des obren Jambesi, 72 Wasserfälle, Stromschnellen und Pläne von Wasserfällen. Ich habe das Geheimniß des Congago

[über Manango, den die Karten etwas ein dem 20. Breitengrade in den Ngomi-See fließen lassen] erforscht. Die Eingeborenen waren feindselig; ich war stets mit ihnen im Kampfe und habe viele Begleiter verloren.“ — Eine hocherwartete Nachricht in der That, nicht nur wegen der positiven Ergebnisse, welche aus dem neuen Hauptzuge nach beschützteren Boden Sibabritas nicht mehr so epochemachend sein können wie weiter gen Norden im Congo-Gebiete, sondern vornehmlich wegen des Impulses, den dieser Erfolg der Afrika-Forschung bei den vor allen dazu berechneten Fortschritten geben muß! — In Brasilien ist dagegen die traurige Nachricht eingetroffen, daß der Afritoreisende Bontbier (vergl. „Globus“ XXXIV, S. 112) der Dysenterie erlegen ist.

— Aus Sofio wird gemeldet, daß die bekannte Raimesse von Feli-Tschu-m'a in Valgorien (vergl. „Globus“ XXX, S. 224), welche der kriegerischen Zeitläufte halber in den letzten drei Jahren nicht abgalteten werden konnte, in diesem Jahre wieder stattfinden soll.

Inhalt: Prof. Dr. P. Ascheron: Die Delphine. (Mit sechs Abbildungen.) — Die französische Gwago-Expedition Savarans bei Brasov. (Mit einer Karte.) — Die hebräischen Alterthümer Ostfrieslands. — Kottzen zur Hundst. und Verlehrs-Geographie. V. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — (Schluß der Abtheilung 16. März 1879.)

Redacteur: Dr. H. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 15, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschw.

Hierzu eine Beilage, betreffend Prospectus über „Die Naturkräfte. Eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek.“ München, Druck und Verlag von H. Eidenboug.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von  
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten  
zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1879.

## Nach dem Red River of the North.

(Nach dem Französischen des Herrn de Lamotte.)

### III.

Um zwischen dem Ehebawowan-See und dem großen Lake of the Woods eine durchweg schiffbare Verbindung herzustellen, hätte man nicht weniger als 135 bis 140 m Schlenken anzulegen; augenblicklich ist deshalb dieser kostspielige Plan wenigstens für die erste schwierigere Hälfte bis zum Regen-See (Lac de la Pluie, Rainy Lake) aufgegeben worden. Man hat auf dieser Strecke nur die Ausflüsse einiger Seen eingedämmt, um für die großen „Barges“ von 4 bis 5 Tonnem genügender Fahrwasser zu erzielen. Ueber die Tragplätze werden die Ladungen mit Wagen fortgeschafft, und auf den einzelnen Wasserbecken sind kleine Dampfer — tug-boat oder toc, wie die französisch sprechenden Canadianer sagen — stationirt, welche ein halbes Duzend schwerer Boote mit einem Male schleppen können. Ein solches Fahrzeug führte auch unsere Reisenden rasch über den etwa 30 km langen Ehebawowan-See bis zu dem kleinen nur 1 km langen Tragplätze Kaschawie (französisch Kachibouais; s. Abbildung), von wo er am Morgen des 28. August in Gesellschaft des Herrn de Hertel und des Mr. Towers, zweiten Ingenieurs der Dawson-Strasse, seine Reise fortsetzte. Auf dem nahen Kaschawie-See fanden sie wieder einen „toc“ und Boot, auf welchen die 13 km lange Ueberfahrt bewerkstelligt wurde. Dann überschritten sie in dem ebenfalls nur kurzen Tragplätze la Hauteur des Terres in 545 m Höhe die Wasserfische des St. Lorenzstromes und zugleich die Grenze der Provinz Ontario. Ein frischer Trunk aus der Hudsons Bay gehört — dann folgte die Fahrt über den reizenden durch zahllose grüne Inseln in lauter kleine Wasser-

beden zertheilten „See der tausend Seen“ (Lac des Mille-Lacs). Derselbe ist 30 km lang, nahm 3 $\frac{1}{2}$  Stunden in Anspruch und erreichte ihr Ende am Tragplätze Paril, der kaum 400 m Länge hat, aber von steilen Fjügeln umgeben ist. Und so geht es fort im ewigen Wechsel von blauem Himmel, heraufschwebendem Wasser und dem mannigfaltigen Grün der Bäume, bis der Reisende sich an der Verblühtheit der Gegend völlig abstimmt. Nur Nachts lernte Lamotte in den „brûlots“, den unerlöthlichen Moestios Nordamerikas, die ihren tropischen Betten nichts nachgeben, eine neue, wenn auch keineswegs angenehme Seite des dortigen Reiselebens kennen. Sie sind die Hauptübelthäter einer Sommernacht in dem Lande der Hudsons-Bay-Gesellschaft. Nachdem der Postemann den langen, heißen Tag über hart gearbeitet hat, breitet er die einzige ihm erlaubte Decke auf dem Boden aus und schläft bis zum Tagesanbruch, gelegentlich nur, als wäre es eine Verunreinigung von Schlafzeit, die seinen summenden und stehenden Feinde abstreifen. Aber der mehr versuete und weniger dickhäutige Reisende leidet erschrecklich. Manchmal, wenn die Moestios es gar zu arg treiben, schläft die Mannschaft in dem Boot. Der Steuermann nimmt dann das Verdeck des Hintertheils ein, während die Uebrigen, Raft und Ruder der Länge nach über das Boot legend und darüber Decken breiten, das Fahrzeug auf diese Weise in ein langes Zelt verwandeln, in welchem sie ruhig und unbelästigt schlafen können. Dieses Arrangement nennen sie in ihrem korrupten Französisch „tanley“, von dem richtigen tendre-le ableiten.

Es wurden im stetigen Wechsel der See Paril (13 km),

der Tragplatz Brûlé, der See Windegoogison (20 km), der Tragplatz Français, die durch einen Damm künstlich in Verbindung gebrachten Seen Français und Kaogassitel (25 km), der Tragplatz des Fins, der gleichnamige See und der Tragplatz des Deux-Rivieres passiert und man dachte in der Nacht vom 29. zum 30. August den 25 km langen Stör-See (Lac de l'Esturgeon) zu kreuzen. Allein derselbe hatte einen so niedrigen Wasserstand, daß der Transport bald in einem mit wildem Reis (*Zizania aquatica*) bedeckten Sumpfe festsaß und die Bootleute hineinpringen mußten, um die Fahrzeuge wieder flott zu bekommen. Kaum war dies erreicht, so verfiel die Maschine bei too ihrer Dienste, so daß die Reisenden gezwungen waren, an das Land zu gehen und dort unter einem rasch aufgeschlagenen Zelte zu übernachten. Am folgenden Morgen wurde die Fahrt fortgesetzt, aber nach kaum 4 km zerbrach die Maschine von Neuem. Notdürftig repariert schaffte sie endlich ihre Passagiere nach dem Trag-

platz der Rivière Maligne, wo man den Rest dieses und den ganzen nächsten Tag, einen Sonntag, zu bleiben beschloß.

Die Rivière Maligne verbietet ihren Ranten der „Bosartigen“, den ihr die alten Bogawerus gegeben haben, in jeder Hinsicht; denn sie hat Strömungen, Gegenströmungen und Strudel, welche um so gefährlicher sind, als stellenweise die Oberfläche vollkommen ruhig erscheint. Nur dem günstigen Zufalle, daß ein Zimmermann ihm im letzten Augenblicke warnend rief, hatte Lamothé es zu danken, daß er beim Boden nicht in einen solchen gerieth. Seitdem ist der Fluß durch Errichtung eines 17 Fuß hohen Damms dort, wo er in den Yacour-See mündet, gebändigt und unschädlich gemacht worden. Den „bösen“ Fluß befahren die Reisenden nicht mehr im leichten Rindenboote, sondern auf einer schweren „Barge“, zu deren Transport über einen Tragplatz 12 bis 15 Menschen erforderlich sind. Aber geschieht Anderners verfluchen auch ein solches Fahrzeug durch die Stromschnellen zu



Der Tragplatz Kaskabowie.

treiben und der Patron lenkt es mit überraschender Leichtigkeit mittels eines mächtigen Ruders. Oft schießt das Boot haarscharf neben einem Felsen vorbei, so dicht, daß man jeden Augenblick das Schreien des Fogs gegen den Stein zu vernehmen denkt; tief taucht es dann am untern Ende des Falles ein, daß der Schann hinein springt, um gleich darauf von der Strömung pfeilschnell fortgerissen zu werden, bis er ruhigeres Wasser erreicht.

Vom Yacour-See an bildet die Wasserstraße die Grenze zwischen Canada und den Vereinigten Staaten. 27 km beträgt die Länge des Sees; dann folgt der 4400 m lange Tragplatz Nequaouon, der längste von allen, mit sumpfigem Boden, auf welchem dunkle Pfläzchen wachsen. Dort sah der Reisende niedliche Eichhörnchen sich tummeln; dies fiel ihm auf, weil er auf der ganzen zehntägigen Reise durch die Gegend voller Wälder und Seen sonst keine anderen vierfüßigen Thiere zu Gesichte bekommen hat, als einige kleine Käfer, die in den Stationen an Ketten gehalten wurden.

Um 10 Uhr Abends wurde das Nachquartier, La Ghoubière oder Stelle Falls, das Ende der ersten Section der Dawson-Strasse, erreicht und am frühen Morgen wieder verlassen. Am Morgen des 2. Septembers wurde die 80 km lange Fahrt über den Rainy Lake zurückgelegt. Derselbe

hat im Allgemeinen niedrige, felsig, spärlich bewaldete Ufer; dafür aber sind die meisten seiner zahlreichen Buchten mit wildem Reis, den die Bogawerus „tollen Pflanze“ nennen, bedeckt. Diese wertvolle und nützliche Pflanze findet sich auf englischem Gebiete nur an dieser Stelle und bis zum Wäldersee (Lako of the Woods) hin, dann aber in Massen in den unzähligen Seen Minnesotas und Wisconsin's. Aus der Frucht läßt sich eine gute Suppe herstellen, und die Stengel werden in Menge bei der Papierfabrikation verwendet.

Wenig unterhalb der Stelle, wo ans dem Rainy Lake der gleichnamige Fluß austritt oder besser 8 bis 9 Fuß tief hinabfällt (Grande chute), liegt das Fort Francis, ein ehemaliger Posten der Hudsonbay-Gesellschaft, wo Lamothé die freundlichste Aufnahme fand. Von dem „See der tausend Seen“ an hat sich der Wasserweg bis horthin nur um etwa 100 m gesenkt; aber der Wechsel im Klima und im Boden ist ein vollständiger. An die Stelle der Felsen und Hügel tritt ein reicher Alluvialboden; man sieht wieder Wirthschaftsgebäude und Herden auf den Feldern. Ja, es scheint fast, als wäre das Land schon selber einmal von einem jetzt verschwundenen Volke angebauet worden. Als Lamothé in Gesellschaft des dort residirenden Indianeragenten Pethers

seine Reise nach Winnipeg fortsetzen wollte, drängten sich zahlreich zum Theil bid mit Zinnobcr, Kupf und Ayrurblau bemalte Saulte u: oder Chippeways heran, um von ihrem Pfleger Abschied zu nehmen. Sie waren entschieden origineller als die bisher gesehnen, hatten aber doch von der Tracht der Weigen so viel entlehnt, daß ihr Anblick missfiel. Während der vier Tage, welche die Reise noch dauerte, hatte Kamotte Gelegenheit genug, von seinem erfahrenen Begleiter, der früher 23 Jahre im Dienste der Hudsonsbay-Gesellschaft gestanden hatte und mehrere Indianersprachen fließend redete, Aufschlüsse über dessen Pflegebestimmungen zu erhalten. Seine Agentur reicht weit nach Norden, bis zum Lac Seul, der in einem noch wenig erforschten Gebiete liegt, und enthält etwas über 3000 Chippeways oder Saulteux des Bois, die sich seit

langer Zeit weder vermehrt noch vermindert haben. Denn die Verluste schlechter Jahre werden etwa durch die Zunahme in guten aufgehoben, und ihre mühevollen Kriege mit den Sioux haben aufgehört, seitdem letztere durch die Weigen von ihren Jaggründen in Minnesota entsetzt wurden. Vor der Eröffnung der Dawson-Strasse waren die einzigen Weigen, mit denen die Saulteux zu thun hatten, die Bräutern der Hudsonsbay-Gesellschaft, deren Posten ihren Dreien und Kranken offenstanden. Ihr Leben fristeten sie mit den Erträgen der Jagd, des Fischfangs, mit der Frucht des wilden Reises und etwas Mais, den sie auf einigen Inseln des Waldsees bauteu. Winter aber waren diese Pflanzquellen sehr mangelhafter Natur. So ist das Hauptthod dieses Gebietes der amerikanische Hase, der mitunter in solchen Massen auf-



Stromschnelle der Riviere Maligne.

tritt, daß man kein guter Schläger zu sein braucht, um an einem Tage ihrer hundert zu schiessen, während man bei Anpöndung von Schlingen noch viel höhere Bistern erreicht. Zeitweilig aber verschwindet dieser kleine Vagabond fast vollständig, aber dann 3 bis 4 Jahre lang an Zahl stetig wieder zuzunehmen. An Größe und Geschmack steht er dem europäischen Hasen nach und auch sein Fell ist nicht viel werth. Aber den Indianern liefert er doch Nahrung und Kleidung; die Felle werden in Streifen zerhackt und letztere zu sehr warmen Decken und Kleidern in einander geflochten. Im Herbst 1864 war nur dies werthvolle Thier in dem ganzen Gebiete zwischen den Felsengebirgen und Labrador fast ganz verschwunden und hatte sich bis zum Winter 1870/71 noch nicht genügend wieder vermehrt, so daß damals in Folge von

Hunger namentlich viele Kinder der Saulteux zu Grunde gingen.

Die 56 km lange Strecke von Fort Francis nach Pong Sault auf dem Rainy River ist der letzte Theil der Strasse, wo Baxgen und Löss zur Verwendung kommen. Der Fluß ist übrigens ein prächtiges Gewässer, eine würdige Grenzschiede zwischen zwei großen Staaten, hat im Durchschnitt 400 m Breite und freundlichere Ufer als die früheren Seen und Ströme, weil hier Ulmen, Linden, Lichen, Weiden, Birken und Eschen das Nebelholz überwiegen. Auf der 120 km langen Fahrt von Fort Francis nach dem Waldsee könnte man sich häufig in einem herrschaftlichen Boot mit kunstreich angeordneten Baumgruppen versetzt glauben. Längs des Flusses und am südwestlichen Ufer des Waldsees zieht



sich ein höchst fruchtbares Alluvialland hin, welches wenigstens 100 000 Hektaren vorzüglichsten Bodens umschließt; rings herum ist das Land dem Ackerbau sonst nicht günstig, birgt aber dafür unermeßliche mineralische Reichthümer. Wie um den Namen des Flusses zu rechtfertigen, liegt jetzt schicktestes Wetter ein, während dessen die beiden unbedeutenden Stromschnellen Manitou und Kong Sault überschritten und der Ort erreicht wurde, wo der große Dampf des Lake of the Woods vor Anker lag.

Der 3. September war der letzte Tag auf dieser Reise, welchen Vancouver auf dem Wasser zubrachte, und der erste, wo er nicht durch langweilige Tragpläne aufgehalten wurde. Es konnten hinter einander 144 km zurückgelegt werden, davon 56 auf dem untern Regenflusse und 88 auf dem

Waldsee. Wenn man sich letztern nähert, werden die Ufer niedriger und sind mit Schilf umsäumt; am Einflusse selbst liegen einige Indianerhütten neben einem Handelsposten, der den ominösen Namen Hungry Hall führt.

Der Waldsee liegt nicht ganz 300 m über dem Meeresspiegel; es ist ein großes schönes Becken, etwa 110 km lang und breit und wird durch eine schmale, mit Inseln bedeckte Enge, die „Narrows“ der Engländer, in zwei scharf getrennte Engen getheilt. Damals dachte man daran, die zu erbauende canadische Pacificbahn über diesen Sund zu führen. Die mit zahllosen Inseln bedeckte und mit Bogen und Buchten umgebene Nordhälfte des Sees ist bis jetzt noch schlecht bekannt, der offener, flacher, weniger inselreiche südliche Theil ist deshalb den Estriemen mehr angelegt, welche oft Wellen



Saulteur Indianer.

von gewaltiger Höhe erzeugen. Hunderte von Flüssen ergießen sich in dies große Becken, dem der mächtige Winnipeg-Fluss entströmt; derselbe überfließt an Wasseremenge die meisten europäischen Ströme und ransticht über 26 Fälle und Schnellen, die eben so viele Tragpläne erforderlich machen. Fast alle tragen sie französische Namen. Am Winnipeg-See vereinigt er seine Wasser mit denen des Sastatchewan und des Red River — sie alle zusammen entwässern ein Gebiet von der breiten Ostküste Frankreichs und legen dann vereint in dem Nelson-Flusse, einem der ansehnlichsten und durch seine Fälle und Stromschnellen gefährlichsten Ströme der Erde, ihre Reise nach der Hudsonsbay fort.

Unseren Reisenden zeigte sich der sonst so gestörte Waldsee geneigt; es war warmes, schönes Wetter und

nicht ein Lüftchen kränzte seine Oberfläche. Merkwürdig war eine plötzlich auftretende milchig-grünliche Färbung des sonst bernsteinfarbigen Wassers, die, wie sich Vancouver überzeugte, von Myriaden kleiner kaum 3 bis 4 mm langer hellgrüner Fädchen herrührte, über deren Zugehörigkeit zur animalischen oder vegetabilischen Natur er nicht klar wurde. Es ist wohl eine Siphonocysten, welche hier 20 km weit den See Spiegel färbte; sie zeigt sich nur bei mildem Wetter.

Eine bis zwei Sternchen vor der „Nordwestseite“ des Sees wird das Wasser so flach, daß der Dampf anhalten muß. Der Reisende wurde auf Postbooten an Land gesetzt und machte am folgenden Morgen von dem Aeridiren des Dr. Peckes Gebrauch, die noch übrigen 165 bis 160 km seiner Reise in dem Wagen des Indianer-Agenten zurück-

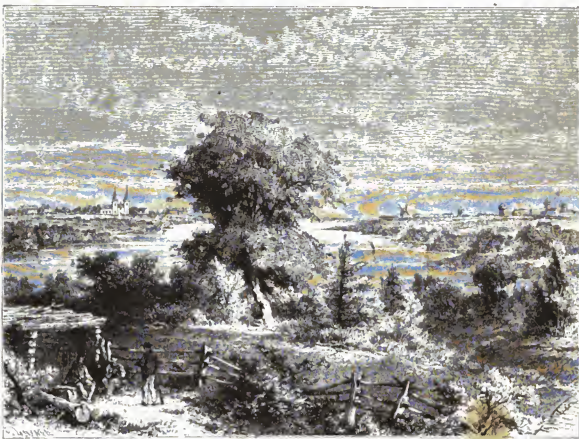


Chippewau-Quibianer.

legen. Sie waren kaum eine Wegstunde gefahren, als ein durchdringender Regen zu fallen begann. Die Landschaft entschädigte für dieses Mißgeschick keineswegs, denn sie war flach, sumpfig und mit verfaulten Baumstämmen übersät. Obendrein führte die Straße auf lauter Knäppeldämmen und durch schwer zu passierende Sümpfe (maakogs) hin. 76 km scheinlichen Weges legten sie am ersten Tage zurück und ruhten dann ihre zerschlagenen Glieder in der Station White Mud River. Am 5. September ging es zuerst über sandiges, mit Felsblöcken bedecktes Land; der Weg ist abscheulich und verdient kaum jenen Namen — er ist nichts als ein aus dem Rohen herausgearbeiteter Fußweg. Erst

wenn er sich der bescheidenen Station am Breten Dead River (Zerbrochener-Kopf-Fluß, auch Kuhkopf-Fluß genannt) nähert, wird er erträglicher. Dort beginnt die Provinz Manitoba.

Aber noch sind 32 Meilen bis nach Winnipeg zurückzulegen. Die verwünschte Straße scheint kein Ende nehmen zu wollen; der Reisende wünscht sich den Schuppenpanzer eines Kaimans, um die unaufhörlichen Stöße des Wagens anhalten zu können. Kaum achtet er darauf, daß die Räder allmählig seltener werden und verkrüppelte, oft stranchartige Eichen an die Stelle des Nadelholzes treten. Füglich öffnet sich die Gegend: zu beiden Seiten zieht sich der Waldrand



Fort Garry.

hin wie das Ufer eines großen Sees oder Meeres. Und in der That tritt man nun in einen Ocean — von Gräsern und Kräutern, in die unermeßliche Prärie.

Der erste Weiler seit der Donnersbay ist die kleine Prairie Pointe des Ughens, ein Posten der Hudsonsbay-Gesellschaft, wo die Reisenden einen Imbiss einnahmen. Der Rest der Fahrt ist für gewöhnlich bei Weitem der angenehmste, weil bei trockenem Wetter der Boden der Prärie so glatt ist wie der beste Macadam; aber damals hatte der Regen die ganze Gegend in einen unermeßlichen Sumpf ver-

wandelt, in welchen die Räder bis zur Achse einsanken. Nur langsam ging es vorwärts, und die Nacht brach schon herein, ehe in der Ferne eine Linie von Bäumen die Nähe des Red River anzeigte. Saint-Boniface, eine Art Vorstadt des Fort Garry und der dabei entsandenen Stadt Winnipeg, war erreicht, und bald hielt der Wägelkasten von Wagen vor dem gastlichen Hause des Herrn Buchanan, eines Beamten an der Dawson-Straße, welches Lamotte allerlei Stärkungen und, wonach er am meisten verlangte, ein gutes Bett darzubieten vermochte.

# Die Hindu Kush = Alpen.

Von Emil Schlagintweit.

## II.

### Der Südbafall des Gebirges.

In den Thälern gegen den Indus ist Jassin der nördlichste Gebirgsstaat; hier strengen sich die Straßen aus dem Druudhale mit jenen aus Tschitral. Lieutenant Hayward war der erste Europäer, der 1870 hierher eine Reise wagte, aber er löste den Versuch mit dem Leben; im Juli ließ ihn der damalige Herrscher Mir Wali auf Befehl seines Schwiegervaters, Aman-i-Kull, des Herrschers von Tschitral, erschlagen. Dieser ward nach Anlaß zu einem kleinen Bürgerkriege und zum Verlust der Selbstständigkeit Jassins. Mir Wali stürzte, vom Grenznapbar in Kaschmir auf Andringen Britisch-Indiens zur Rechenenschaft gezogen zu werden und stüchete nach Babakshan; sofort nahm sein Bruder Phailman den Thron ein. Mir Wali erbat sich für Jassin von Kabul Anerkennung; dieselbe Bitte stellte aber Aman-i-Kull für Phailman, und da der Amir von Afghanistan mehr Werth legte auf die Forterhaltung seiner oberherrlichen Rechte über Tschitral, als auf Gründung einer neuen Dynastie im entlegenen Jassin, so ward dem Tschitralfürsten die Bitte gewährt. Im Mai 1875 schickte sich Mir Wali an, mit einer Handvoll Abenteuerer Phailman zu verdrängen, fiel aber bereits am 4. Juli im Kampfe. Phailman blieb Herrscher, hielt es aber für angelegentlich, mit Kaschmir Freundschaft zu pflegen, und dieses verpflichtete ihn, in Gilgit einen diplomatischen Agenten (Wali) mit zehn Mann im Gefolge als Vorgesandtschaft für gutes Verhalten residiren zu lassen. Im September 1878 heirat darnach Major Widdulph das Pändchen aus seinem Abhige nach Tschitral, biedmal aber unter der Bedeckung indischer Sipahi-Soldaten; ein Bericht über diese Reise ist noch nicht veröffentlicht.

Gilgit ist der Name des Flusses und Thales nach Vereinigung der Gewässer, die vom Hindu Kush und dem Südbafall des Nordendes des Karakorum-(Muztagh-)Gebirges herabfließen. Das Klima ist mild trotz der hohen Lage; Schnee fällt nicht mehr im Thale, im Sommer reisen Feigen und die Weinpflanze in ein Volksthe. Die Bevölkerung bilden Edin oder Darben, d. i. arischer Grundstod vermischt mit türkischem und tibetischem Blute; die Mischung ergibt sich aus der Ueberscheidung reiner (Vot) und gemischter (Jeshun) Edin, aus der Vrsichtsfarbe, die bei Weibern, weil sie viel im Freien arbeiten, dunkelbraun ist, aus den Stitten, so insbesondere dem tibetischen Volksthe von Ferde aus, das allgemein ausgebreitet wird, und aus geschlechtlichen Anhaltspunkten; so drängen im 9. Jahrhundert von Balch aus Arken vor, im 11. Jahrhundert zur Zeit Mahmud von Ghazni's Einfalle in Indien soll Turki die Sprache des Volkes gewesen sein, und im 12. Jahrhundert wird der Darab-König von Mubammadanern aus dem Schneegebirge angegriffen. Gilgit ist der nördlichste Punkt, wohin indische Sprache vordrang; die Sprache der Edin steht dem Hindi nahe, hat aber wie dieses zahlreiche persische und tibetische Worte aufgenommen; die Schrift ist persisch. Gilgit ist von Kaschmir viel unvorhanden; im 9. Jahrhundert bringt ein noch

hinter dem in Gilgit residirender Darabkönig Kaschmir seine Forderungen dar, sagt sich aber wieder davon los und Gilgit muß sich wieder Selbstständigkeit erkauft haben, weil die Ghoniten von Kaschmir 1115 seine Wiedereroberung verweigern. Die Fremdherrschaft konnte aber nicht feste Wurzeln schlagen und Gilgit wird von Kaschmir erst wieder 1852 an sich gezogen. 1856 tobte der Kampf noch so heftig, daß mein Bruder Adolph vom Versuch des Thales absteigen mußte; es dauerte bis 1860, ehe Kaschmir seinen neuen Besitz sich fest eingeklagt hatte. Im Kampfe um die Herrschaft verödete das Land, und noch heute beugen Ruinen und verödete Thäler die Festigkeit des Kampfes und die Schonungslosigkeit der Sieger. Kaschmir unterhält jetzt in der Festung Gilgit zwei Regimenter und hat Grenzposten mit kleinen Garnisonen besetzt, außerdem sind in jedem Dorfe etliche Soldaten postirt, um die Ordnung aufrecht zu erhalten und die Abgaben befehls ihrer Abführung nach Gilgit in Empfang zu nehmen. Die Truppen wechseln alle zwei Jahre. Reisende, welche das Thal 1875 besuchten, wissen von der Verwaltung Kaschmirs nur Etwasliches zu berichten; die fremden Truppen finden keine fremdliche Aufnahme, die Eingeborenen halten mit den Borvrihen jurid, und so darben die Truppen, da das erforderliche Getreide aus Kaschmir nachgeführt werden muß. Bis jetzt erwirft sich Gilgit nur als eine Quelle von Ausgaben für Kaschmir; seit Sommer 1877 residirt hier jedoch in der Person von Major Widdulph ein englischer politischer Agent, und seine Mitwirkung bei der Regierung der innern Verwaltung erwies sich bereits im Vorjahre für Kaschmir werthvoll, als dieses unter einer vollständigen Mangel Hungersnoth litt und für seine vorgeschobenen Posten wenig leisten konnte. Kriegserfolge Ereignisse an Kaschmirs Nordwestgrenze und Einfälle der Nachbarstaaten würden auf Englands Himalaya-Besigungen beunruhigend wirken; im gegenwärtigen Kriege gegen Afghanistan sollte deswegen England das Anerkennen von Kaschmir, Truppen für den Feldzug zu stellen, unter der Begründung ab, daß Kaschmir Britisch-Indien den besten Dienst durch strengen Wachdienst und wirksame Vertheidigung seiner nördlichen Provinzen erwiese.

Ghor, Dareyl, Kalal sind also Namen von Thälern und kleinen Gemeinwesen südlich von Gilgit bekannt geworden, die sich sämmtlich am Südbafall der zweiten Hauptkette bis zum Indus erstrecken; am linksseitigen Indusufer breiten sich bis zur Kaschmir-Grenze aus Tschilas, Tschalsot und Palas. 1876 entsandte die indische Regierung einen Kundshafter in diese Länder; dieser fand den Indusfluß in tiefem Frohbette dahinfließend; Thalwägen sind selten, die Bevölkerung ist hauptsächlich in den seitlich einmündenden Thälern angehöhet. Von außen her von allen Seiten schwer zugänglich, hat sich in den einzelnen von einander durch das Gebirgsflamme abgetheilten Thälern eine durchaus freie, auf ihre Selbständigkeit eifersüchtige Bevölkerung festgesetzt, die sich rühmen darf, noch mit einem Herrscher über sich gebadet zu haben. Jede Abtheilung oder Thalschaft erwählt ihren eigenen Führer; mit dem Nachbarpflegt jeder Stamm nur wenige Beziehungen; mit der Außen-

welt stehen die Bewohner in Verührung durch einige wenige Mittelpersonen, welche das Vordere genießen, das Land unangehalten um des Handels willen zu bereisen. Dieses Vorzuge erfreute sich unser Kaufschäfer; in seiner doppelten Eigenschaft als Händler und geographischer Forscher legte er den Thalweg längs des Indus zurück und besuchte einige Seitenbäler.<sup>1)</sup> Das Klima muß milde sein, Ackerbau soll aber der allgemeinen Reichthumsföcher wegen weniger betrieben werden; die Eingebornen ziehen vor, ihre Vermögen in Herden anzulegen, die leicht im Hochgebirge verborgen werden können.

Die Grenze zwischen den Schiu (Tarden) und Affghanen scheint der Berggülden zu bilden, der von einem 5918 m hohen Berggipfel der südlichen Querseite unter 35° 40' nördl. Br. und 72° 50' östl. L. v. Or. nach Südwesten zieht und unter 36<sup>3</sup>/<sub>4</sub>° von einem Gebirgsfloten aus, in welchem der höchste Gipfel noch 2961 m Höhe erreicht, einen Ast zum Indus entfendet. Südlich davon erstreckt sich das Gebiet Sauer aus; hier fließt man die Tschugulzai, Akzai, Daulkai, Kuripai, Wabafel u. s. w., Abtheilungen der Julufzai-Affghanen, die sich in den Julufzai genannten britischen Grenzgebiet hineinziehen und selbst den Indus überschritten; nach Schah Wali, dem Geschichtschreiber der Julufzai, schoben sie sich hierher 1494 vor. Die natürlichen Bollwerke des Landes werden durch künstliche vermehrt, ihre Duffer sind als schwer zugängliche Bergvesten angelegt. Hierin folgten die dem Brauge ihrer Vorfahren im Besitze, den arischen Jüdern: im Südosten des Landes stand die Bergfestung Kornos, deren Besorgung Alexander dem Großen von seinen Geschichtschreibern zu so großem Ruhm angerechnet wird. Für die Engländer sind diese Julufzai unbewegene Nachbarn wegen ihres janathischen Glaubens; hier hatten die Anfänger des 1863 aufgedeckten Patna-Anschlages, welcher einen allgemeinen Aufruhr in Indien ins Werk setzen sollte, ihren Mittelpunkt; wiederholt kam es 1878 unter den Sektari der Schüthen, welche die Mehrzahl bilden, und den Sunniten zu blutigem Kampfe. Verächligt ist Kambala, der durch eine leicht zu vertheidigende Engschlucht zu erreichende Hauptort im mittleren Theile des Thales; 1864 wie 1868 hatten es die Briten zu einer Einigung unter den Stämmen gebracht. Britisch-Indien mußte zuletzt auf 10 000 Mann Truppen aufbieten, um der Bewegung Herr zu werden. Seitdem haben die Stämme Verträge zur Aufrechterhaltung der Ordnung eingegangen und dieselben im Ganzen getreulich beachtet.

Swat ist das erste der südlichen Ynggthäler, die ihre Wasser nicht mehr direct dem Indus zuführen, sondern im Kabul ausmünden. Dieses Thal gelangte zu einiger Beirühmtheit durch das Ansehen, das sein Afluß genö, ein im Gerüche hoher Weisheit stehender mohammedanischer Heiliger, der durch seine zutreffenden Urtheile in Privatangelegenheiten wie der hohen Politik zum größten Führer aller sunnithischen Moslimen in Afghanistan wie dem nördlichen Britisch-Indien geworden war und in dieser Eigenschaft mit Gewandtschaften aus den Nachbarkstaaten, wie Kabul, zu bis aus Konstantinopel gekehrt wurde. Ende 1877 starb dieser Weltweise und mit ihm erlosch der hohe Einfluß, der von Swat aus bisher auf diese Länder ausgeübt worden war. Einer seiner Söhne erbeidet sich wohl als Akete, ohne jedoch des Ansehens seines Vaters sich zu erfreuen; Swat tritt wieder in die Unbedeutendheit zurück, die ihm nach seiner geographischen Lage zukommt<sup>2)</sup>.

Tschitral mit dem nördlich anstoßenden Mastudsch ist geographisch wie politisch das wichtigste der südlichen Ynggthäler des Hindufusch; es mündet Tschellalab gegenüber, dem Winterhauptquartier des ausgedehntlich gegen Kabul operirenden englischen Korps, und schließt den Hindufusch bis zur wasserreicheren Rette auf. Der untere Theil bildet hinauf bis zum Grenzort Tschigar Serai in 710 m Höhe den Staat Kunar, sonst Bahallengebiet von Afghanistan, seit Mitte Januar dieses Jahres aber englischer Bahallengebiet. Unterhalb Tschigar mündet die Bahallschora ein, ein viel verschlungenes Parallelthal von Swat, das gleich diesem von der südlichen Hauptkette des Hindufusch herabzieht. Kunar nimmt noch Theil am heißen indischen Klima; sobald man die wüsthäufige Bahallschora ansteigt (die man sich bis 1876 fälschlich als Seitenfluß des Swat dachte), werden warme Kleider nöthig und man betritt das Gebiet freier Staaten. Zunächst gelangt man nach Wadschaur, dessen Bewohner bedeutenden Handel nach dem russischen wie christlichen Turkestan treiben und als die unternehmendsten Kaufleute im gefahrlosen Zwischenhandel mit diesen Ländern gelten. Die Wadschauri sind ein tworiges Gebirgsvolk; sie beherrschten den im Juni 1877 verstorbenen Kauruz Khan, den Schwiegervater von Isak Khan, den gegenwärtigen Herrscher von Afghanistan, und wußten, daß Kauruz Khan wegen der Einterkung seines Sohnes die Bewohner des Kabulthales zum Aufstand gegen Schir Ali aufreizt; die Aufrechterhaltung Schir Ali's, sich nicht mehr feindselig zu verhalten, wurde mit der Herausforderung beantwortet, er möge es auf einen Festtag ankommen lassen. Afghanische Regimenter zogen sich in Bewegung und hofften von den Wirren Nutzen zu ziehen, zu welchen der religiöse Streit zwischen den Sunniten und Schüthen des Thales geführt hatte; aber es blieb bei Drohungen. Barawal, Tschanbul und Dir sind Namen von drei kleinen Gebirgsstaaten an der mittleren Bahallschora, von denen Dir der größte und staatlich besser geordnete ist. Englische Kaufschäfer stiegen auf zahlreiche archaische Denkmäler, deren Beforschung unverkennbar auf buddhistische Reliquienscheine (Stüpas) und Höhlenwohnungen paßt. Der herrschende Stamm ist Julufzai, der einen der Stämme Ende des 17. Jahrhunderts als den Thron hob. Die Julufzai bilden jedoch die Minderheit; die Mehrheit der Bewohner soll nicht afghanischen Bewohnern angehören, den Kelen von Stämmen, die hierher aus den südlicheren Theilen Afghanistans flüchteten, bis sie auch hier das Schwert der Affghanen erlitt. Diese vorafghanischen Stämme werden mit vielerlei Namen genannt; sie sind zu Dörfern herabgedrückt; ihrem Fleische dienen die fruchtbaren Thäler sorgfältigen Anbau. Der Handel ist nicht mehr Taufschandel, als Geld circuliren indische und afghanische Münzen. Sämmtliche Staaten haben es zu mauerartigen Einrichtungen gebracht, ihre Färten unterhalten eine kleine Leibwache und erheben neben Zehnten eine Haussteuer. Im 15. Jahrhundert wurde der ganze Julufzai-Stamm vorübergehend von einer starken Hand gelenkt; heute liegen die einzelnen Stämme in ihrer Fehde.

Westlich von diesen Staaten liegt Tschitral, räumlich wie nach Zahl seiner Bewohner der bedeutendste unter diesen Gebirgsstaaten. Führt und Große des Reiches sind Julufzai; neben zahlreichem indischen Blut ist der Bevölkerung auch tibetisches Blut beigemischt; Cunningham, der beste Kenner der einkigen Zustände im alten Hindustanland, kommt zu dem Schlusse, daß sich im 5. Jahrhundert hinduistische Jurchen in dieses Gebirgthal zogen. Kirgizende am südlichen Abhang des Gebirges macht sich Despotismus so breit als hier und ist die Willkür des Volkes an der Regierung durch Ausschüsse oder Tschigraos zu zurückgebend wie in Tschitral.

<sup>1)</sup> Eine eingehende Schilderung enthält „Globus“ 1878, Bd. XXXIII, S. 251, auf welche wir hiermit verweisen.

Ein Schandflud der lebhaftesten Sklavenhandel; besonders stark ist die Ausfuhr von Frauen, die ihrer Schönheit wegen in Persien und Centralasien gefucht sind und bis zu 2000 Rafl bezahlt werden. In Gerdan, Frichden und indischen Waaren befehzt lebhaftester Handel mit Babalffhan. Jaffin ift zur Zeit Befah von Tffital; der gegenwärtige Perffcher dort ift Schmiegerfohn des Fürften von Tffital, der fich den folgen Titel Schah beilegt. Daffelbe Verhältniß waltet gegenüber Masrah, das dem Duellgebiet des Tffitalftuffes; der Vorort gleichen Namens (Kafchgar fcheint irrig als Namen angegeben worden zu fein) liegt drei Tagereifen nördlich von der Refidenz Tffital. Bis jetzt ift unfere Kenntniff von beiden Thälern fehr dürftig. Im October 1878 brach von Ghalit über Jaffin Major Biddalff in Tffital ein. Er ift der erfte Europäer, der diefes Thal betrat. Sein Erfcheinen mit einer kleinen Bedeckungsmannfchaft indifcher oder Kafchmiri-Sipahi-Infanterie legte den Fürften Anan-i-Kull, den Anfführer der Ermordung von Lieutenant Hayward in Jaffin (fiehe oben), in großen Schrecken; fobald ihm die Kunde vom Anmarff des engliffchen Agenten wurde, entfandte er Boten nach Kabul. Einen folchen Boten traf in Babalffhan Mohammed Jusuf Effendi, ein auf der Rückreife nach Kafchgar befindlicher türffifcher Kavallerieoffizier, wo er feit 1873 als Inffructions-offizier bei dem am 31. Mai 1877 ermordeten Herrfcher Jafab feft gefchloffen hatte. Der Bote war beauftragt, Unterffützung zu erbitten; nachdem aber inzwifchen Tffitalatabad und Kunar an der Thalmündung von engliffchen Truppen befezt wurden, fand die Tag der Selbftändigfeit von Tffital gählig und den Anführern des wefflichen Kiffens wieder ein Gebiet entziffen, aus welchem fie die Haaren türffifcher Groffen verfehen. Man hat die Zahl der Sklaven, die durchffchnittlich nach Babalffhan gehen, auf jährlich 500 erheben; es giebt keine Familie, die nicht ein Mitglied zu beffigen hätte, das der Landesherr hatte meglangen laffen.

Kafirifan, Land der Ungläubigen, heißt auf den Karren und unter den Affghanen das Hochland wefflich von Tffital, das fich bis zu den Hauptdreffkreuffpaffen über das Gebirge hinzieht; die Bewohner nennen es Wamiffan, Land des Lichtes, befehen fich nicht zum Jofam und heißen davon Kafir, Ungläubige, oder Siach-hofch, von der dunkeln Farbe ihrer Gewänder. Unfere Kenntniff von diefem Gebirgsabffchnitte und feinen intereffanten Bewohnern beruht noch immer auf wenigen Nachrichen. Die erften Mittheilungen verdanken wir dem Generalmajor Vanden, der 1858 als Lieutenant mit Dr. Wellen ein Jahr in Kandahar zubachte zur Ueberwachung der richtigen Verwendungs der damals an Affghanifan gehaltenen hohen Zufuhriengebörge. Als Kommandeur des indifchen Ginde-Korps veroolfflichtigte Vanden diefe Mittheilungen durch Erfandigungsberichte bei Kafir, die er in feinem Regimente hatte. Aus derfeiben Quelle fhöpfte Prof. Dr. Crump, damals Miffionär in Pefchawar<sup>1)</sup>; anere Mittheilungen liefert Miffionär W. Under nach den Angaben eines Kafir, der in Handelsgefchäften bis nach Pefchawar gekommen war, wie nach den Mittheilungen, die ihu von einem abenteuerlichen griechiffchen Arzte, Dr. Potagos, wurden, der nach vielen Verfuchen in Zimeraffen und einem längeren Aufenthalt in Kabul, von wo aus er fich

unter die Kafir begeben haben will, ebenfalls in Pefchawar Halt machte<sup>2)</sup>.

Die Kafir füllen auf durch große, wohlgebildete Geflalt, regelmäßiges Geficht, hellere Gefichtsfarbe als ihre Nachbarn, braunes Haar und braune Augen, fie gleichen weder den Affghanen noch den Bewohnern von Kafchmir\* (Bunnes); ihre Sprache ift dem Trunpp als eine neu-indifche erwiefen, dem Wortffchag find viele Fremdwörter beigemengt. Man dachte fich die Kafir anfangs als Refte einer griechiffchen Kolonie aus der Zeit Alexander's des Groffen; jetzt kann als ficher gelten, daß fie ariffchen Urfprungs find und vor den Griechen ins Land kamen, in ihrer jezigen Eibe aber während der Wirren eingogen, die im 8. und 9. nachchriefflichen Jahrhundert dem Verdrängen iflamiffifcher Völker folgten. Auffallend ift die Mittheilung von Potagos, daß fie beim Mahl nicht mit getrunnen Weinen oder lauerndem Saft, fondern fich zum Eifen der Bänke bedienen und die Speifen auf Tffche fellen; mit diefer Eitte würden die Kafir in weitem Muffkreis allein ftehen. Außers geringes Anfehen genießen die Frauen. Ein Menffchenleben gilt ihnen gar nichts, des Mannes ehrende Befchäftigung ift das Wollfchneidn der Blutrache. Das Töden von Gueffern gilt für fo weffentlich zu öffentlicher Anfehen, daß jeder bei feinem Haufe eine hohe Stange mit der plumpen Figur eines Menffchen errichtet; für jeden getödteten Mann wird ein Lech gefocht und ein Pfad eingeeffelt, für eine Frau bliebt der Pfad weg. Mit den Nachbarn fiegten fie in feter Feindfch, diefe holen fich in ihren Sklaven. Das Klima foll außer feiner als in den öfflichen Thälern, was bei der größern Nähe der wafferfcheidenden Kette glaublich ift. Die Früher wird ihnlid anferen Weinbergen an Affhängen auf künftlichen Terraffen angelegt und erfordern reichliche Düngung; in den äußeren Thälern zieht man Maulbeerbäume zur Seidenzucht, gegen das Hochgebirge zu herrfcht Viehzucht und Alpmwirthfchaft vor. Die Kleidung deutet auf harten Winter und kalte Sommernächte; fie befehzt aus Wöden von unenthaarten Ziegenfelln, wollenen Hosen, Stiefeln mit angenehmen Soden und einer turbanartigen Kopfbedeckung. Alle Gewänder find von dunkler Farbe. Die Kafir haben weder Tempel noch Priefter, noch Schrift und Wäffter. Sie glauben an einen Gott, wiffen aber nicht anzugeben, was und wo er ift oder was ihm wohlgefällig fei. Als Fürffprecher bei Gott verehren fie drei Geiffter, als deren Sinnbilder fie für zwei an unbebaunten Steinen Opfer niederlegen, während ein dritter in einer plump zu einem Menffchenbild gefchnittenen Holzfigur mit Silberaugen verehrt wird. An diefen Sinnbildern wird eine Ziege geopfert und ihr Blut gefprengt; das Fleifch wird dann gefeffen. Man wiffen fich nicht nieder, noch bejeigt man auf andere Weife feine Demuth; man bittet einfach und giebt dem rohen Bibe, was fein werden foll. Die Regierungsform ift höchft patriarchaliffch; es giebt keinen König oder geborenen Fürffter; wer mindffens vier Menffchen tödtete und bei gewiffen Gelegenheiten reiche Mafte an Dafen, Ziegen und vielen Centnern Weff anwiffchten kann, an denen ein ganzes Thal Muffheil nimmt, genießt die Ehren eines Fürffers des Stammes. Ein allen Kafir wich Tapferkeit gerühmt; die Thatfache, daß fie ihre Unabhängigkeit gegen feindliche und kriegeriffche Nachbarn bis heute behaupteten, erweist fie als ein thatkräftiges Gebirgsvolk, wenn auch die hohen Gebirgsflüge, die fie von allen Seiten einfchliefen, und die tief eingriffenen Thäler, in denen der Auftrieb zu erfolgen hat, die Eingriffenen gung erzeiherten.

<sup>1)</sup> Sein ausführlicher Bericht mit Stammmiff in Wand XX der Zeiffchrift der deutiffchen morgenländiffchen Gefellfchaft veröffentlicht.

<sup>2)</sup> Indian Christian Intelligencer, 1877.

## Die Zukunft der Indianer.

### II.

Die frühere und die jetzige Zahl der Indianer.

Von Prof. Georg Gerland in Straßburg.

Es ist mir erst jetzt gelungen, Wallery's Abhandlung über „die frühere und jetzige Zahl unserer Indianer“ im Original zu erhalten; daher kann ich erst jetzt die Besprechung der so wichtigen Frage nach der Zukunft der Indianer, welche ich in der ersten Nummer dieses Jahrgangs des „Globe“ begonnen habe, zu Ende führen. Gleich hier aber muß ich einen Irrthum berichtigen, der sich dort eingeschlichen hat: nach jenem Bericht in dem Times nahm ich an, daß Wallery die Zahl der nordamerikanischen Indianer vor und während der Entdeckung auf etwa 500 000 angebe; allein das thut er nicht, er nennt, wenigstens in der Abhandlung, welche in den Proceedings der American Society for Advancement of Science (Vol. XXVI) enthalten ist, keine Zahl für die genannte Epoche, und jene Angabe gehört dem englischen Berichterstatter an — wenn denselben nicht noch eine andere Arbeit Wallery's vorlag, worauf der Schluß des Times-Berichtes hinzuweisen scheint.

Weil mehr noch als nach der Lectüre dieses Berichtes süßt man sich, wenn man die Originalarbeit unseres Verfassers gelesen hat, gedrungen, denselben beizustimmen. Mit edler Wärme und schlagen den Thatfachen beweist er, daß die nordamerikanischen Indianer nicht aussterben vor der Civilisation, daß sie völlig fähig sind dieselbe anzunehmen; daß sie überall, wo sie wirklich in ihr segensreiches Licht eintreten konnten, durch dieselbe nur gefördert, nur zu höherer, gesünderer Entwicklung gelangt sind; daß sie keineswegs unter der traurigen Herrschaft eines zwar besagenswerthen, aber unabweislichen „Gesetzes“ stehen, welches sie, die niedere Race, vor der höheren auf eine und unbegreifliche Weise hinstümpfen läßt, daß, wo ein solches Hinstümpfen eingetreten ist, dies auf weitaus anderen Gründen beruht, als auf ihrer Unfähigkeit die Kultur der Weissen sich anzueignen: sie erlagen, sagt er, nicht der weissen Civilisation, sondern der Barbarei der Weissen. Dieser Beweis wird nicht allseitig geführt: Wallery sowohl wie Clark im Memorandum der Regierung führen ihn nur auf statistischen Wege, indem sie die genauesten Zahlenangaben zusammenstellen, welche in Betreff der Indianer durch Berechnung oder statistische Erhebung aus verschiedenen Jahren vorhanden sind; indem sie diese Zahlen einer wissenschaftlichen Kritik unterwerfen, und hatlos Ungaueus, phantastisch Uebertreibungen abwehren. Unter anderem auch die 16 Millionen, zu welchen Galin die Ueberbevölkerung Nordamerikas anschwellen ließ! Gerade diese Art des Beweises ist von Wichtigkeit, denn sie ist die durchschlagendste: sie beweist auch den Gegnern dieser Ansicht, denjenigen, welche als Naturgesetz die Behauptung hinstellen, daß die niederen Racen den höheren erliegen müssen, sie beweist auch diesen Gegnern die Unmöglichkeit dieses Naturgesetzes auf das Unwiderleglichste. Wallery hat das Memorandum der Regierung vor der Veröffentlichung desselben gelesen, er hat seine Daten theilweise benutzt; nicht-diesoweniger ergänzen sich beide Abhandlungen nach mancher Seite hin und betrachten wir im folgenden den Beweis, wie er von beiden Arbeitern erbracht ist.

Zwei noch folgende Bemerkungen, welche nur scheinbar abshweifen. Natürlich süßt man sich sofort versucht, daß, was von den Naturvölkern America's mit Zahlen bewiesen ist, zu übertragen auch auf die übrigen uncivilisirten Stämme, und die Wiberlegung, welche das „Naturgesetz“ des Aussterbens für Nordamerica erhält, auch auf sie auszudehnen. Der Verfasser des Timesartikels aber will dies Hinstümpfen niederer Racen durch den Einfluß der Civilisation, diese „blight and withering theory“, wenn er dieselbe auch für Nord- und vielleicht auch für Südamerika aufweist, für andere Völker, mit denen die Anglofakoren in Berührung kamen, dennoch aufrecht erhalten. Der letzte Tasmanier, sagt er, ist geschwunden, die Jahre der Sandwichinsulaner sind gezählt, manche anderen Inseln des Stillen Oceans sind fast entvölkert; und für Australien wünscht er die gleiche Untersuchung, wie sie Wallery für Nordamerica geführt hat. Die Thatfachen, die er erwähnt, sind leider nur allzumehr, aber sie beweisen nicht die „withering theory“. Denn diese leht nicht, daß die Naturvölker vor den Weissen ausgeartet seien, daß sie im Vernichtungskampf der Uebermacht der Weissen gewaltsam erlagen: sie leht vielmehr, daß auch ohne gewaltsame Ausrottung, ohne Vernichtungskampf die Naturvölker vor der Civilisation als solcher dahinstümpfen, nach irgend welchen unbenannten Gesetzen und nicht erklärlichen Gründen. Diese Theorie aber ist, wie für Nordamerica, so für die übrige Bevölkerung der Erde völlig falsch: wo dieselbe vor der Civilisation geschwunden ist, da schwand sie nicht, um wieder Wallery's Wort zu gebrauchen, vor der Kultur, sondern vor der Barbarei der Weissen. Die Tasmanier hat man niedergedröset, wie wilde Thiere, man hat formliche Treibjagden durch die ganze Insel gegen sie angestellt — gegen die Menschen, welche, von ganz harnlosem Charakter, die ersten europäischen Besucher so freundlich aufnahmen, und die nachher durch das freundliche Zureden eines einzigen, aber in jeder Hinsicht einzigen Mannes sich so leicht, so friedlich zur Auswanderung bewegen ließen. Georg August Robinson hieß dieser Mann, er war Baummeister in Hobarttown. Daß aber, wenn die ganze eugliche Macht jener südlichen Gegenden sich zum Vernichtungskampf gegen ein paar hundert Wilde erhebt, letztere schließlich erliegen müssen, ist weder auffallend noch wunderbar. Auffallend ist es und mehr als wunderbar, daß die englischen Träger der Civilisation diesen Vernichtungskampf herbeiführten, ist ferner die Art, wie sie ihn geführt haben, und endlich dann noch die Behauptung, die Tasmanier seien einem Naturgesetz, seien der Civilisation erlegen, während man sie doch völlig absichtlich vertilgt hat. Nicht anders erklärt sich das Aussterben der übrigen Oceanier. Es ist interessant hierüber das Urtheil eines so unwichtigen Mannes, wie Hst. Russ. Wallace zu vernehmen. Nur da hält sich in Polynesien die Ueberbevölkerung, sagt er, wo wenig Weisse hingekommen sind: wo viele aber sich — fast in allen Fällen ohne Frauen — niederlassen, da nehmen sie den Eingeborenen die besten und kräftigsten Weiber weg, in

Folge dieser Gleichgewichtshörung der Geschlechter tritt mindere Fruchtbarkeit bei der Uterofertilität ein, welche durch eingeschränkte Krankheiten und Spirituosen noch vermehrt wird; und so steigen die Einwohner durch größere Lebenskraft, bessere Gesundheit und größere Fruchtbarkeit. Dies nimmt Wallace für alle „niederer Rassen“, auch für die Amerikaner an; gerechtfertigt dieselben nur durch schleunigste Annahme der Civilisation werden, da aber diese Annahme größere Zeiträume verlangt, als sie jenen Nationen vergönnt sind, da ferner mit einer bloß oberflächlichen Polittur nichts erreicht ist, so werden jene Völker schwinden. Also nicht vor der Civilisation schwinden sie, im Gegentheil, sie ist das einzige Mittel sie zu retten. Auch Wallace erklärt sich vielmehr sehr deutlich dahin, daß sie nur der weißen Barbarei und Gewaltthätigkeit erliegen. Denn was ist jenes Wegnehen der Weiber (daß es sich fast nur um sogenannte „temporäre“ d. h. wilde Ehen handelt, versteht sich von selbst), was ist das gewaltsame Verdrängen der Eingeborenen, denen man gar kein Recht an ihrem Grund und Boden zugesieht, weil sie die Schwächeren sind, was ist das Einführen — und in Folge dessen in America so häufig gewaltsame Einführen — der Spirituosen anders, als solche weiße Barbarei? Also die gleichen Behauptungen, die gleichen Gesetze gelten von den Amerikanern sowohl wie von den übrigen Naturvölkern: es ist von allgemeiner Bedeutung, was wir hinsichtlich der Indianer lernen. Zu ihnen gehen wir jetzt über, indem wir nur noch ab und zu vergleichende Blicke auf andere Völker werfen.

Um nun zunächst die Größe des Hinschwindens der nordamerikanischen Indianer einigermaßen genau kennen zu lernen, müssen wir feststellen suchen, wie viel etwa ihre Zahl zur Zeit ihrer Entdeckung, also um 1600, betrug. Das ist nicht leicht, denn es fehlt an zuverlässigen Daten aus jener alten Zeit, und was wir haben, bezieht sich nur auf die Völker, mit welchen die Europäer zuerst in lebendiger Berührung kamen, auf die Völker des Ostens. Ueber sie hat Georg Bancroft in seiner Geschichte der Vereinigten Staaten eine Reihe von wichtigen Angaben zusammengestellt, und Wallery, dessen Abhandlung in dieser Stelle Bancroft's wertet, dieselben wiederholt und mit einigen interessanten Beiträgen bereichert. Vermont, Nordwest-Massachusetts, der größte Theil von New-York, von Michigan, Ohio, ein Theil von Indiana waren noch lange nach der Ankunft der europäischen Kolonisten unbewohnt<sup>1)</sup>; ebenso, nachdem die Shawnees durch die Cherokee vertrieben waren, Kentucky, nach alten Karten die Gegend von Mobile bis Florida und nach alten Berichten die Umgegend von Savannah auf eine Ausdehnung von 400 (engl.) Meilen; und die vertriebenen Shawnees fanden Zuflucht in dem gleichfalls menschenleeren südlichen Theil der Appalachen. Dem entsprechend ist dann auch die Anwesenheit der südlichen Völker eine nur geringe. Die Quenonen in Obercanada betragen nach Ab. Gallatin um 1639 höchstens 10 000 Seelen<sup>2)</sup>, doch ist bei dieser Angabe nicht außer Acht zu lassen, daß sie, wie derselbe Schriftsteller berichtet, gerade um diese Zeit 1200 Männer an den Fäden verloren hatten. Die Cherokee schätzt James Adair, welcher vierzig Jahre lang unter ihnen und den benachbarten Stämmen lebte und ein Mann von erstem Wahrheitsinn und gesundem Urtheil war, nach seiner eigenen und anderer „verlässlicher“ Kaufleute Beobachtung auf mindestens 6000 Krieger, also etwa 30 000 Seelen; sie hatten 64 Städte, welche voll Weiber und Kinder waren; im Jahre 1738 tafften die Wata-

tern, ebenfalls nach Adair's Bericht, die Hälfte von ihnen hin, und nach dem Cherokeekrieg 1760/61 betrug ihre Zahl noch 3300 Krieger, also 16 500 Seelen, viele Städte waren zerstört und sie selber auf einen engen Raum zusammengebrängt<sup>3)</sup>. Bancroft rechnet nun so:

Algonkintvölker etwa . . . . .	90 000,
St.-Seiour weniger als . . . . .	3 000,
Irotesen und Beromanete etwa . . . . .	17 000,
Catawbas (Karolina) . . . . .	3 000,
Cherokees . . . . .	12 000,
Mobilische Stämme (Chickasaw, Choctaw, Muskogee) . . . . .	50 000,
Uchees (Georgia) . . . . .	1 000,
Natchez (Louisiana) . . . . .	4 000,

also im Ganzen etwa 180 000

Indianer östlich vom Mississippi. Wenn nun Wallery gegen diese Zahlen den Verdacht ausdrückt, auch sie seien vielleicht dadurch zu hoch gegriffen, daß dasselbe Volk unter verschiedenen Namen mehrfach gezählt sei; so sprechen die vorstehenden Namen mehrfach Bancroft's und alles, was er in der Schilderung der einzelnen Stämme sagt, welche dieser Zählung vorangeht, so sehr gegen jenen Zweifel, daß wir mit völliger Zuversicht diese Zahlen als durchaus nicht übertriebene benutzen können. Ja wir müssen vielmehr die Behauptung aufsprechen, daß sie für die erste Zeit der Entdeckung, für 1600, zu niedrig sind. Ich sehe nicht ein, was man gegen die Zahl der Cherokee, welche Adair für die ältere Zeit anführt, Einhaltiges einwenden will. Die Irotesen giebt Lewis Morgan, der genaueste Kenner ihrer Verhältnisse, für die Zeit um 1650 auf 20 000, so mit einigen ihrer Nachbarkrieger im heutigen Staate Newyork auf 25 000 Seelen an. Auch die Zahl der mobilischen Stämme giebt Adair für die frühesten Zeiten viel höher an: die Muskogee besaßen nach ihm 60 Städte und 3500 Krieger, also etwa 17 500 Seelen; die Choctaw 4000 bis 4500 Krieger, also bis 22 500 Seelen; die Chickasaw früher sogar 10 000 Krieger, also 50 000 Seelen, vertheilt in vier Kolonien, davon einzelne eine zahlreichere Volksmenge besaßen, als um 1775 der ganze Stamm, der damals auf 450 Krieger oder 2250 Seelen herabgekommen war. Um dieselbe Zeit, um 1775, hatten die Catawba nur 100 Krieger, während sie 1743 noch 400, früher aber 1500 Krieger, also bis 7500 Seelen gezählt hatten<sup>4)</sup>. Die Angaben Adair's, des umständig beobachtenden Augenzeugen, verdienen durchaus Beachtung; nach ihnen und Morgan's Ziffer für die Irotesen erhöht sich Bancroft's Gesamtsumme auf 245 500, und so wird es gewiß keine Uebertreibung, sondern eine Annäherung an die Wahrheit sein, wenn wir für die Zeit um 1600 die Zahl der Indianer östlich vom Mississippi von 180 000 auf mindestens 230 000 erhöhen.

Die Zahl der Californier geben die Spanier aus der ersten Zeit ihrer Niederlassung (Alta-californien 1683, Neucalifornien 1769) auf 40 000 an; eine Angabe, welche natürlich nur auf sehr allgemeiner Schätzung beruht. In den Missionen hatten sie 30 000 bis 25 000 Eingeborene; 1802 zählten sie, in ähnlicher Abschätzung, 92 231 Seelen. Der Bericht des Commissioner of Indian Affairs für 1876, der mir leider nicht zu Gebote steht, zählt 8424 Californier in den Reservationen und außerdem noch 7241 frei-

<sup>1)</sup> James Adair, History of the American Indians, London, 1775, p. 227. (Die dem Herrn Verfasser allein zu Gebote stehende deutsche Uebersetzung, Breslau 1782, enthält hinsichtlich der Zahl 2300. We.)

<sup>2)</sup> Adair, Geschichte der Indianer America's, deutsche Uebersetzung, Breslau 1782, S. 28, 60, 124, 244.

<sup>1)</sup> G. Bancroft, History of the United States. 22. Ausg. Boston 1870. Bb. III, 222 f.

<sup>2)</sup> Gallatin, Synopsis of the Indian Tribes. Archaeologia Americana 1836, II, 10 seq. Vergl. Bancroft a. a. O.



lebende, so daß die Gesamtzahl 16 665 beträgt<sup>1)</sup>. Doch ist die Zahl der freilebenden, hinzugefügt aus dem Censur von 1870, wahrscheinlich etwas zu hoch gegriffen. Dagegen zählt der Report von 1877 nur 6677 Seelen in den Reservationen, also 2247 weniger als der von 1876 und nur 2041 freilebende Indianer, 5200 weniger als der Censur von 1870. Wir kommen auf diesen Widerspruch zurück. Wallery gibt nach dem Bericht des Majors J. W. Powell, des besagten Leiters der U. S. Geographical and Geological Survey of the Rocky Mountain Region noch eine Reihe anderer Zahlen: Indianer welche unter den beiden Rubriken der Reservationen und der freilebenden nicht mitgezählt sind, angewanderte oder sonst in Bewegung befindliche und andere official nicht mitgezählte Stämme. Diese Zahlen lauten<sup>2)</sup>:

Mojave und Chimicueva in Reservationen . . . . .	2070,
Yuma in Reservationen . . . . .	352,
Mojave nicht in Reservationen . . . . .	700,
Indianer zur Pi-Ute-Reservation in Nevada	
Männl. . . . .	500,
Weiblich . . . . .	400,
Indianer in den Bergen Nevada, frei . . . . .	500,
Indianer nach Idaho und Oregon angewandert . . . . .	300.

Summa 4822.

Wallery setzt diese Summe anstatt jener 7241 Freilebender des Censur von 1870 ein und so bekommen wir, indem wir diese 4822 zu den 8424 der Reservationen hinzuzählen, als Gesamtzahl der heutigen californischen Indianer 13 246 Seelen. Hierbei aber sind erstlich die Bewohner der (mexicanischen) Halbinsel Californiens nicht mitgezählt, über welche man überhaupt keine irgend verlässliche Zahlangaben machen kann; und andererseits, nichts ist, und noch in den letzten Jahrzehnten, der Verlust an Menschenleben größer gewesen als hier durch das brutale Vorgehen der Goldsucher, wie in den vergangenen Jahrhunderten das höchst gewaltsame Vorgehen der spanischen Missionäre hier äußerst schädlich wirkte. Nehmen wir nun ferner auf die Möglichkeit, die Wahrscheinlichkeit Rücksicht, daß die Spanier noch andere Nachbarnvölker des heutigen Californiens in ihrer Schätzung mit herangezogen haben, so werden wir ihre erste Zahl von 40 000 Seelen für das ganze californische Gebiet kaum zu hoch finden können. Ganz übertrieben und ohne den mindesten wissenschaftlichen Becht, ist völlig unbegrifflich wegen ihrer Kriegerlichkeit ist die Behauptung der ursprünglichen Volkszahl Californiens in dem sonst vortrefflichen Werk von Stephen Powers, Tribes of California<sup>3)</sup>. Nach Powers gab es über 700 000 Californier — eine Annahme, welche wir ernstlich zu widerlegen wir so wenig nötig haben, als Major Clark dies schon in seinem Memorandum völlig genügend gethan hat<sup>4)</sup>, als Powell selber, in der Vorrede zum Buch von Powers, sie zurückweist.

Solche Gebiete des Continents nun, wo nur eine geringe oder fast gar keine Bevölkerung mit den Europäern statigenden hat, würde man mit ihrer heutigen Bevölkerungs-ziffer auch für jene älteren Zeiten gebrauchen können. Ein solches Gebiet giebt es nun freilich nicht; annähernd aber laun man den hohen Norden Amerikas, allerdings mit Aus-

nahme der Aleuten, unter diesem Gesichtspunkt zur Verrechnung heranziehen. Von einem Theil dieses Gebietes, von dem Territorium Alaska, hat Dall in einer seiner neuesten Veröffentlichungen ungenauere Bevölkerungs-ziffern mitgeteilt<sup>5)</sup>. Als Gesamtzahl aller der Eingeborenen, über welche eine numerische Bestimmung gemacht werden konnte, giebt Dall 25 704 an<sup>6)</sup>, sagt aber zu gleicher Zeit, daß diese Angabe eher über als unter der Wahrheit liege. Dennoch aber bleibt Wallery, selbst Clark im Memorandum unter der Wahrheit, wenn sie diese Ziffer so ohne Weiteres für die Gesamtzahl der Indianer Alaskas in Rechnung bringen: denn Dall zählt eine Reihe dort wohnender Völker an, ohne sie zu zählen, ohne sie bei der Gesamtsumme irgend mit in Anschlag zu bringen. So zunächst von dem ersten hergehörigen Volksstamm, den Innuit, die Eskimomüt, wie er sie nennt, oder Kamollo, die heute im äußersten Norden wohnen: sie sind freilich für und von keiner Bedeutung, weil sie gewiß schon um 1600 in Asien wohnen, wenn sie dort- hin auch erst verhältnismäßig spät von Amerika aus eingewandert sind. Von dem zweiten Volksstamm, den Tinnuk, nennt er, ohne Angabe ihrer Volksziffer, die Temuth-tschin und die Tschisch-tschin, denn beide, welche als Wandervölker zwischen den Stromschnellen des Yukon und der Mündung des Procupine hin- und herzogen, erlagen 1863 vollständig dem Scharlachfieber — was uns nicht allzusehr auffallen mag, wenn wir von Dall hören, daß beide Stämme sehr wenig zahlreich waren<sup>7)</sup>. Wichtiger ist es für unsere Untersuchung, daß auch die Buntot-tschin, die Pan-tschin, die Tschukot-tschin, ferner von den südlichen Tinnuk die Abato-tschin, die Rauwais-Wende, die Achto-tinnuk, die Däho-tschin, die Tschilo-tinnuk und die Giffath-tschin, und endlich von dem dritten Hauptvolkstamm, von den Tinnuk, die Kasse und Chimikans, also im Ganzen elf Volksstämme, nur genannt, nicht gezählt werden. Es sind dies nur sehr wenig bekannte Nationen und nur über einige von ihnen giebt Dall einige allgemaine Zahlbestimmungen an: so berichtet er, daß die Pan-tschin nur ein unbedeutendes, hingegen die Tschukot-tschin ein großer und weitverbreiteter Stamm sind, daß die Rauwais-Wende, die Tschilo-tinnuk nur sehr geringfügig, die Giffath-tschin aber sehr zahlreich sind. Ergen wir nun für die Stämme mit bedeutender Kopfzahl etwa 2000 Seelen, für die feinen und kleinsten aber 200 oder 100 an, so kommen wir schon jetzt zu etwa 30 000 Alaska-Indianern, so kommen wir entschieden eher unter als über die wahre Zahl greifen. Der Agent der Vereinigten Staaten in Alaska, Henry W. Elliot, berichtet kaum anders. Er giebt für 1874 die Zahl von 23 000 bis 25 000 Einwohnern an, legt aber ebenfalls gleich hinzu, daß im Innern noch verschiedene Stämme leben, welche zwar sehr zahlreich, aber selbst auch bei den Händlern nur sehr wenig bekannt seien<sup>8)</sup>. Als auch dieser Bericht läßt unsere Annahme von 30 000 Alaska-Indianern keineswegs zu hoch erscheinen. Von den Bewohnern der Aleuten, von den Unung'un, wie sie Dall nennt, berichtet Elliot, daß sie jetzt gegen 5000 betragen; er scheint aber zu ihnen zugleich die Kaniagunten (Bewohner der Halbinsel Alaska, der Insel Kodiak und ihrer Nachbarinseln) zu rechnen. Dall gibt die Zahl der Unung'un nur auf 24 500 einschließlich der Kaniagunten an. Dagegen betragen sie nach Elliot vor der Ankunft der Russen vier- bis fünfmal so viel als heute — eine Angabe, welche wohl richtig sein

<sup>1)</sup> Remor. im Report 1877, S. 601.

<sup>2)</sup> Proceedings S. 361.

<sup>3)</sup> Contributions to North American Ethnology. Vol. III. Tribes of California, by Stephen Powers. Washington 1877 (U. S. Geograph. and Geol. Survey of the Rocky Mountain Region).

<sup>4)</sup> Report 1877, 500 f.

<sup>5)</sup> U. S. Geogr. and Geol. Survey of the Rocky Mount. Region. Part I. Tribes of the Extreme Northwest. By W. H. Dall. Washington 1876.

<sup>6)</sup> S. 23 f. und 39 f.

<sup>7)</sup> S. 30.

<sup>8)</sup> Elliot im Remor. des Report 499 bis 500.

mag, denn auch v. Vangsbøff konstatiert nach russisch-antischen Berichten aus den Jahren 1795 und 1804 eine nicht unbedeutende Abnahme auch der Kaniagmuten<sup>1)</sup>. So hätten wir zu den Alasko-Indianern, wie wir schon Dall's Zahlenangaben erhöhen mußten, für die ältesten Zeiten, auf die wir hier zurückgehen, abermals etwa 10 000 hinzuzufügen. Ihre Gesamtsumme würde also dann ebenfalls wie die der Californier, mindestens 40 000 Seelen betragen. Denn wie die Zemuth-Indianer, die Tschuktschur eingeschleppten Krankheiten erliegen sind, ebenso gut kann das Schicksal ganz oder theilweise andere Stämme treffen haben, von denen wir nichts wissen; und wie die Venosperer der Aleuten durch die Behandlung, welche sie von den Russen erdulden mußten, stark vermindert wurden, so ist eine ähnliche, wenn auch geringere Verminderung für die Bewohner Sitkas und der Kachbarinseln wahrscheinlich, welche keineswegs fremdlicher behandelt worden sind<sup>2)</sup>. Doch sollen diese Möglichkeiten, so wahrscheinlich sie auch sind, unsere Zahlen nicht beeinflussen; wir haben daher in den eben angeführten Anfügen keine Rücksicht auf sie genommen.

Obgleich es nun wohl einen Weg, die Zahl der Bewohner westlich vom Mississippi bis zum Felsen- und Parkgebirge hin, wie sie um 1600 galt, so abzuschätzen, daß die Schätzung annähernd sachgemäß und brauchbar ist? Die Eingeborenen östlich vom Mississippi betragen mindestens 220 000 und da dies östliche Gebiet, begrenzt durch die Serenitie und den Vorengstrom und das Ontariogebiet des britischen Nordamerica mitumfassend, etwas mehr als 47 000 Quadratmeilen beträgt, so konnten etwa 4,6 Menschen auf die (deutsche geographische) Quadratmeile. Für das Gebiet westlich vom Mississippi lassen wir unsere Errechnung zusammenfallen mit der Südwestgrenze von Texas, soweit dieselbe dem Rio grande del Norte folgt, sodann mit der Westgrenze von Neu-Mexiko, Colorado, Wyoming und Montana. Da hierbei Arizona, Nevada, Utah und Idaho unberücksichtigt bleiben, die doch auch bewohnt waren, so wird unser Resultat auf keinen Fall zu groß werden. Das so abgegrenzte Westgebiet beträgt etwa 67 228 Quadratmeilen. Rechnen wir nun auch hier 4,6 Menschen auf die Quadratmeile, so erhalten wir in runder Zahl 309 250 Einwohner — gewiß nicht zu viel, da ja gerade die Mississippi- und Wisconsin-gegenden sowie Texas in alter Zeit vorzugsweise stark bevölkert waren.

Es bleibt uns jetzt noch das weite Gebiet des britischen Nordamerica zu besprechen übrig. Der Flächeninhalt desselben, so weit er für uns in Betracht kommt — denn die Wasserflächen zählen wir natürlich nicht mit und ebenso wenig die schon vorher berechneten Gebiete Ontario, Neu-Bräunschwieg und Neu-Schottland —, beträgt 156 170 Quadratmeilen. Auch hier wollen wir es wagen, wie bei der Berechnung der Mississippi-Westgegenden: wir legen hier die Bevölkerungsziffer, welche sich für Alaska (25 700 Quadratmeilen) bei der Annahme einer Bevölkerung von 40 000 Seelen mit 1,5 für die Quadratmeile ergibt, unserer Berechnung zu Grunde, und so würden wir etwas mehr als 234 000 Eingeborene für die Zeit der Entdeckung erhalten. Allein diese Berechnung ist deshalb unzulässig, weil in Folge der continentalen Eigenthümlichkeiten dieser Gegenden die Verhältnisse für die Bevölkerung höchst ungleichmäßig sind, viel ungleichmäßiger als in dem so viel maximierten Alaska. So legt der französische Missionär Petitot für das ganze Madenke-Altaspa-Gebiet, welches er durch langjährigen Aufenthalt daselbst sehr genau kennt, nur 10 000 Indianer

an<sup>3)</sup>. Wir wollen also, trotz der besten Bevölkerungsverhältnisse im Extrakt des Gebietes, für das britische Nordamerica nur etwas mehr als die Hälfte jener alaskischen Bevölkerungsziffer ansetzen und so erhalten wir 120 000 Eingeborene, welche Zahl wir gewiß benutzen dürfen, ohne ein Ueberschreiten der thatsächlichen Wahrheit befürchten zu müssen.

So erhalten wir als Gesamtsumme der Indianer nördlich von America für 1600:

Oestliche Vereinigte Staaten . . . . .	220 000,
Westliche Vereinigte Staaten bis zum Felsen-gebirge . . . . .	309 250,
Californien . . . . .	40 000,
Alaska . . . . .	40 000,
Britisch Nordamerica . . . . .	120 000,
	729 250,

wosfür wir in runder Zahl 730 000 Eingeborene ansetzen können — eine Zahl, welche sicher nicht übertrieben, vielmehr eher etwas zu gering als zu hoch gegriffen scheint.

Wie stellt sich nun zu ihr die Zahl der heutigen nordamerikanischen Indianer? Die offiziellen Reports der Agenten betragen mit Anschluß Alaskas für das Jahr 1877 nur 250 809 Seelen<sup>4)</sup>, während sie für 1876 für das besetzte Gebiet eine nicht unbedeutend größere Ziffer, 266 151 Seelen, ansetzen<sup>5)</sup>. Bevor dieser Unterschied kommt, erhebt sich den offiziellen Angaben für 1877 nicht, gewiß aber beruht er nicht auf so rapidem Hinschwinden der Indianer, vielmehr einmal in Folge der Bewegung der Bevölkerung, auf diesmal ungenaueren Angaben, andererseits aber auch auf immer genauerer Zählung beruhen. Willen wir doch auch im Bericht für 1877 die Agenten beweisen noch auf Zahlenangaben von 1873 zurückgreifen, und ist es doch völlig naturgemäß, daß bei immer eingehenderer Beschäftigung mit den Indianern immer genauere, d. h. aber für unsere Berechnung in den meisten Fällen, wo es sich um einzelne, bisher nur abgeschätzte Stämme handelt, immer kleinere Zahlen sich ergeben. Also haben wir

Indianer der Vereinigten Staaten Ende 1877 . . . . .	250 809,
Indianer nicht unter Agenten oder in Reservationsen . . . . .	15 643,
Freiwillige Indianer unter Sittung Bull . . . . .	4 000,
Indianer Alaskas nach der obigen Schätzung, die aus Dall's Angaben berichtigt war . . . . .	30 000,
Indianer des britischen Nordamerica, Census von 1874, Ende des Jahres . . . . .	94 163,

Summa 394 615.

Also fast 400 000 Seelen, die bei welcher Paranksumme die Zweifel über die Zahl der californischen Indianer weitlos sind. Die Zahl der nicht unter Agenten stehenden Indianer haben wir auf folgendem Wege erhalten: Der Census von 1870 gab nach Clark's Berichten in den Memoranda der Regierung 25 731 solcher frei lebenden Indianer an, welche Clark ohne Weiteres zu der Bevölkerungsziffer des Reports für 1876 hinzuzufügt<sup>6)</sup>. Hiergegen bemerkt Malley mit Recht, daß die Reports unter ihren Zahlenangaben eine Menge solcher vereinzelter Indianer mit einberechnen. Wenn er aber die nicht aufgeführten höchstens nur auf 5000 veranschlagen will<sup>7)</sup>, so ist diese Zahl

<sup>1)</sup> Bei Dehm und Bagarr, Bevölkerung der Erde in Verles' Ergänzungsbänden No. 49, S. 67.

<sup>2)</sup> Annual Report of the Commis. of Ind. Affairs 1877, 304.

<sup>3)</sup> Ebenaldt III 493. Malley, Proceedings 344.

<sup>4)</sup> Annual Report 1877, 493.

<sup>5)</sup> Proceedings 344.

<sup>1)</sup> v. Vangsbøff, Bemerkungen auf einer Reise auf die Welt, Braunk. 1812, II, 53 bis 54.

<sup>2)</sup> Ebenaldt III, 75.

entschieden zu gering. Denn die Angaben über vereinzelte Indianer in den Reports von 1877 betragen 10 188 Seelen und diese von jenen 25 731 abgezogen giebt 15 643 Seelen, unsere oben eingetragte Zahl. Unter ihnen sind wohl auch die 1000 Passamogobdies und Penobscot miteingerechnet, welche in Maine leben und nach Wallery \*) in jener obigen Hauptsumme für 1877 nicht mit einkalkuliert sind; wir dürfen sie also nicht noch besonders hinzuzählen. Die Indianer unter Zittung Bull und anderen Häuptlingen, welche in Folge des Datofatrieges nach Britisch-Nordamerika übergesiedelt und in dem Gesamtzensus für 1877 nicht mitgezählt sind, werden nach verschiedenen Angaben von

\*) Proceedings.

1500 bis 6000 geschätzt. Wir haben oben eine mittlere Zahl eingesetzt. Abken wir nun aber nur die geringste Angabe, 1500, und für die vereinzelten Indianer mit Wallery nur 5000, so verringert sich unsere obige Summe auf 351 472 Indianer.

Vergleichen wir schließlich diese Zahl mit der Gesamtsumme der Indianer, 730 000 Seelen, welche wir für die Zeit um 1600 als wahrscheinlich, wenn auch vielleicht etwas zu niedrig gegriffen fanden, so ergibt sich der Verlust, den die Eingeborenen Nordamerikas erlitten, entweder auf 335 000 oder auf 348 000 Seelen. Sie sind also in den letzten zwei Jahrhunderten um die kleinere Hälfte der ehemaligen Gesamtsumme zusammengeschnitten.

## Ethnographisches über das Tric-Trac-Spiel.

a. Das von den Franzosen Tric-Trac, von den Engländern Sahgammon genannte Spiel ist uralt und sehr weit über die Erde verbreitet. Die Steine werden dabei auf einem Diagramm oder Spielbrett nicht nach dem freien Willen des Spielers, wie bei Dambret oder Schach, sondern nach dem Ergebnis eines Würfelwurfs oder nach dem Wosse bewegt. Man kann kaum bezweifeln\*, bemerkt G. V. Taylor, der jetzt in dem „Journ. Anthropol. Instit.“ eine Abhandlung über dieses Spiel veröffentlicht, daß die eigenthümlichen Kombinationen von Zufall und Kunst, die hier auftreten, an sich ein Original-Spiel-Quelle resultiren, wiewohl dieses jetzt nicht mehr genau nachgewiesen werden kann und vielleicht seit Menschenaltren schon verschwunden ist.

Vielleicht erwuchs das Tric-Trac aus dem Abacus oder Rechenbrett, dessen Calculi auf Linien hin- und hergehoben wurden. Die Nachkommen desselben von der Tric-Trac-Familie zerfallen in zwei Gruppen: diejenige, bei der Würfel, und jene, bei welcher Wosse angewendet werden. Danach unterscheidet man Würfel-Tric-Trac und Woss-Tric-Trac. Das erstere tritt in der klassischen Zeit auf. Duodecim Scripta wurden im ganzen Mörreiche gespielt, darunter als Tabulae durch das Mittelalter und haben im Tric-Trac ihre heutigen Ausläufer. Das altgriechische Kubia gehört auch hierher. Daß es in Persien unter dem Namen Nard vorkam, wissen wir aus Plutarch, und die Sanskrit-Literatur bezeugt sein Vorkommen im alten Indien. Für unsere Zwecke ist es jedoch nicht notwendig, das Würfel-Tric-Trac hier weiter zu verfolgen; wir halten uns vielmehr an das rohere und wohl ursprünglichere Woss-Tric-Trac.

Unter dem Namen Tab (Spiel) herrscht es in Aegypten und Palästina, wo das Woss in vier Palmrippenbündeln besteht, deren eine Seite weiß gefärbt ist, während die andere grün bleibt, und die gegen eine Wand geworfen werden; je nachdem man „weiß“ oder „grün“ oben fallen, erfolgen die Züge auf dem Brett“. Dieses besteht aus einigen in den Waden gezickelten Linien, auf denen Ziegelbündeln die „Steine“ repräsentiren. Die Einzelheiten des Spiels übergehend, die bei Pape: „Moderna Egyptiana“, nachgesehen werden können, erwähnen wir, daß das Spiel in Indien unter dem Namen Pachisi gespielt wird und dort sehr populär ist. Das „Spielbrett“ hat dort die Gestalt eines Kreuzes und besteht aus Baumwollstoff mit darauf gezeichneten Quadraten. Die Wosse sind lousische, verschiedenfarbige gedrechselte Holz- oder Eisenbündelchen. Als Steine benutzt man Kaurischnecken.

Die Art und Weise des Spiels ist dem ägyptischen Tab sehr ähnlich, so daß die Identität beider Spiele und ihre

mögliche Abstammung aus einer Quelle nicht zu bezweifeln ist.

Zeigt sich hierin nun nichts Auffallendes, so wird die Sache erst ethnographisch wichtig, wenn sich das Tric-Trac in der vorcolumbischen Neuen Welt nachweisen läßt, was Taylor mit Mühe durchführt. Lopez de Gomara's bekannte „Historia de las Indias“ wurde 1552 gedruckt und in ihr wird fol. 42 erzählt, daß Montezuma dem Patellig-Spiele zusahnte, welches nach Gomara's Schilderung genau dem Tab und Pachisi gleicht; es wurde mit patelli (Wohnen) gespielt, die als Wosse dienten, während Steine je nach dem Ausfall der Wosse auf einem linearen Brett hin- und hergehoben wurden. Mehr Einzelheiten bei Torquemada: „Monarquia Indiana“, und Sahagin: „Historia Universal de Nueva España“.

Die Spanier verdrängen das Spiel sofort mit ihrem von den Römern stammenden Tablas-Spiel (Patolitali, quo parce mucho al juego de las tablas, sagt Gomara). „Würden sie,“ sagt Taylor, „mit dem indischen Pachisi bekannt gewesen sein, sie würden es mit diesem zusammengestellt haben.“ Die Uebereinstimmung ist, wenn man die Einzelheiten — welche wir hier übergehen — vergleicht, so fragend, daß die Frage: Stammt das mexicanische Spiel nicht aus Aßen? berechtigt erscheint. Kommt es nicht ein spanischer oder portugiesischer Watsche in Indien gelernt und dann auf einer Reise nach Westindien und weiter etwa als Schiffsbrüderling nach Mexiko gebracht haben, fragt Taylor.

Wenn dieser ausgezeichnete Ethnograph und Kulturhistoriker diese Frage aufwirft, so ist das besonders zu beachten, denn in seinen bisherigen Werken vertritt er bei überwiegenenden Sitten-, Aufschauungen und Gebräuchen ethnisch geschiedener und räumlich von einander getrennter Völker stets die Anschauung von der unabhängigen und selbständigen Entwicklung derartigen Sitten und Meinungen.

„Bacco da Gomara's Reise nach Indien fällt um das Jahr 1500, die Eroberung Mexicos in 1521; die Gegenwart des Spiels in Mexiko muß daher durch frühere direkte Verbindung von Aßen und erklärt werden. Daß eine solche Verbindung stattfand, hat Alexander v. Humboldt's bekanntes Argument vom Vorkommen eines chronologischen Kalenders in Mexiko dargethan, auf welchem Tage, Jahr u. s. w. nach einem combinirten Verfahren angezeichnet sind, welches sehr nahe dem Principe steht, nach welchem Tibetaner, Chinesen u. s. w. nach ihre Zeitrechnung haben. Nicht nur wurden die Zeichen Tiger, Hund, Affe, Dase, um Perioden zu datiren von diesen beiden Völkern ebenso wie von den Mexikanern gebraucht, sondern sie combinirten solche Zeichen in Serien,

so daß in Japan „jüngerer Feuer Hof“ das vierte Jahr des Cycclus bezeichnet, während in Mexiko „zwei Hofe Feuer“ für den 28. Tag des Jahres steht. Die Uebereinstimmung zwischen den Mythen von der allmählichen Weltzerstörung in Asien und Mexiko ist kaum minder beachtenswerth. Dieselben Ursachen nun, welche asiatischen Kalender und Mythen in die aztekische Kultur brachten, können auch das indische Paddis-Spiel dahin geführt haben. Um diese Verbindung zwischen den Völkern der zwei Continente herbeizuführen, ist es nicht notwendig, Völkerwanderungen in einem großen Maßstabe anzunehmen. Die notwendige Verbindung kann schon durch das Verschlagen einiger Boote oder Fischkuten mit lebender Mannschaft von Asien nach der pacifischen Küste Nordamerikas herbeigeführt worden sein; ein Ereigniß, wie es jetzt noch hin und wieder vorkommt.\*

Tylor verfolgt das Spiel dann noch weiter. Vater Joseph Debe, der 1754 bis 1768 Jesuitenmissionär in Mexiko war, erzählt von den Eingeborenen des Tarajumara- und Pima-Distrikts: „Anstatt unserer Karten haben sie baumrindene, fast spannenlange Holzschmüre, oder auch Holzgerste, in welche, wie auf einem Kerkholze, verschiedene Striche eingeschnitten und schwarz getränkt sind. Diese halten sie in der Hand fest zusammen, heben sie, so hoch sie können, in die Höhe, und lassen sie auf die Erde fallen. Wer dann mehrere Striche oder Augen über sich hat, gewinnt den Einsatz. Dies Spiel ist so schüchtern als das verrückte Würfelspiel. Sie nennen es Patole. Weil es bey Strafe der Schläge verboten ist, so erschien sie sich hierzu einen Ort im Gebirge aus.“ So finden wir also weit entfernt von der Stadt Mexiko (in Neu-Mexiko) ein Spiel, das den aztekischen Namen Patolli führt, obgleich in jenem Districte eine andere Sprache herrscht. Aber auch unter den Yuroonen fanden schon 1636 die französischen Missionäre ein ähnliches Spiel, jeo de plat von ihnen, gu-sa-go-na-tä von den Kothhäuten genannt.

Schließlich giebt Tylor folgende Recapitulation: „Voo-Tric-Trac, repräsentirt durch Tab. Paddis u. s. w., rührt in der Alten Welt von Aegypten durch das südliche Asien bis Birma. Da das Patolli der Mexikaner eine Aart des Voo-Tric-Trac ist, welche sich am meisten dem Paddis der Hindu nähert und vielrichtig gleich diesem im Uebergegang zu Wüfel-Tric-Trac begriffen ist, so scheint seine Aehnlichkeit darzutun, daß es von Asien eingewandert ist. Wie es kam, ist ungewiß, wiewohl das Verschlagen asiatischer Schiffe nach Californien die leichteste Lösung bietet. Jedenfalls kann es unter die nachgewiesenen asiatischen Culturelemente in der altnoramerikanischen Civilisation gerechnet werden, deren hohe Entwicklung in Metallarbeiten, Architektur, Astronomie, politischen und religiösen Institutionen u. in hohem Maße dem asiatischen Einflusse zu verdanken zu sein scheint. Von Mexiko scheint sich das Voo-Tric-Trac mit seinem aztekischen Namen Patolli zu den roheren nordwestlichen Stämmen verbreitet zu haben, doch tritt hier nur das Voo-Tric-Trac ohne Brett und Steine, auf. Auch bei den Stämmen an den großen amerikanischen Eren ward ein ähnliches Voo-Tric-Trac bekannt und sicher wurde diese Methode des Voo-Tric-Trac nicht von den Europäern nach America importirt, da diese nicht damit bekannt waren. Wir müssen daher annehmen, daß die nordamerikanischen Indianer es von Mexiko erhielten, jedenfalls aber auf irgend eine Art von Asien. Wenn nun aber ein Culturelement, selbst ein so untergeordnetes Ding, wie ein Spiel, als entchieden von Asien herrührend und unter den rohen Stämmen Nordamerikas eingeführt und angewiesen werden kann, so zeigt dies den Weg, wie verschiedene andere ihrer Culturelemente auf asiatischen Ursprung zurückgeführt werden können.“

Wir bemerken ausdrücklich, daß wir uns hier nur referierend verhalten haben, ohne den Schlußfolgerungen Tylor's beizustimmen.

## Aus allen Erdtheilen.

### Европа.

— Die Monatshefte zur Statistik des Deutschen Reichs\* (October 1878) enthalten eine Untersuchung, betitelt „Zur Eisenbahn- und Bevölkerungsstatistik der deutschen Städte, insbesondere der deutschen Kleinstädte und Landstädte“, welche zu dem Resultate kommt, daß die Klein- und Landstädte (d. h. solche von 2000 bis 20000 Einwohnern) ohne Eisenbahnen in der Zeit vom 3. December 1867 bis zum 1. December 1875 eine, wenn auch nur wenig, günstigere Entwicklung in Bezug auf die Volkszunahme, resp. eine weniger ungünstige in Bezug auf die Abnahme zeigen, als bei Eisenbahnen versehenen Orte dieser Kategorie. Es findet sich als Regel, daß von den Gemeinden, die überhaupt ohne Eisenbahnen zunehmen, die Eisenbahnstationen weniger zugenommen und die Richtbahnen weniger weniger abgenommen sind, und überhaupt die durchschnittliche jährliche Gesamtzunahme bei den Städten ohne Eisenbahnen stärker war, als bei denen mit Eisenbahn. Zwei Sätze stellt das Statistische Amt demnach als wahrscheinlich auf: 1. daß die Eisenbahnen das Wachsthum der kleineren Städte nicht beschleunigen; und 2. daß das Nichtvorhandensein der Bahnen der Entwicklung der Volkszahl der kleineren Orte, im Verhältniß an dem mit Bahnen versehenen, keinen Abbruch that. (Nach der Augsb. Allg. Zeitung.)

— Unser Deutsches Land und Volk. Vaterländische Bilder aus Natur, Geschichte, Industrie und Volkstheben des neuen Deutschen Reichs. Zweite, gänzlich umgestaltete Auflage. Unter Redaction von Prof. Dr. G. A. von Kösden und J. von Köppen. In Bänden von etwa je 10 Seiten à 50 Fig. oder in Bänden von je zwei Abtheilungen. Mit 1200 Textillustrationen, Karten, Ton- und Titelbildern u. s. w. (Leipzig, D. Spamer.)

Unter diesem Titel erscheint seit Weihnachten 1877 ein für seine populäre Bestimmung recht umfassend angelegtes und sehr schön ausgestattetes Sammelwerk über Deutschland, von dessen zwölf Bänden bereits zwei ausliegen. Es soll eine Vaterlandskunde namentlich für die Jugend werden, von welcher ein Band für eine gedrängte Darstellung der politischen und physikalischen Geographie, begleitet von zahlreichen statistischen Tabellen und 10 bis 12 Uebersichtskarten, bestimmt ist, während die übrigen elf eine speciellere Betrachtung der einzelnen Gane Deutschlands enthalten werden. Darin werden ihre Vobengeschichte, ihre natürlichen Eigenheiten und Naturfördenheiten, ihre Produkte und klimatischen Verhältnisse kurz behandelt, ihr Volkleben geschildert, historisch denkwürdige Stätten, die wichtigsten Städte und deren Gebäude, Schlachtfelder, Gebirge und Bergbaustätten berühmter Männer u. s. w. in Wort und Bild vorgeführt, und Industrie und Gewerbe, Handel und deutsche

Vollarbeit beschäftigt. Wir können nicht leugnen, daß auch die Bekleidung der beiden vorliegenden Bände (I. Bilder aus den deutschen Alpen, der Alpenvorländer und Oberbayer. Unter Mitwirkung von Dr. F. v. Barth und A. Requet von F. v. Kappen. II. Bilder aus der Schwäbisch-Bayerischen Hochfläche, den Rieder- und Waingebirgen. Unter Mitwirkung von Dr. C. Fraas, Dr. J. G. Fischer, Dr. C. Wehli, J. B. Prüm, Dr. F. L. Dammert und Dr. J. Singer, bearbeitet und herausgegeben von F. von Kappen) sehr ansprechend ist; sie hat manche alte Reiserinnerung wachgerufen, die Aufmerksamkeit auf abseits gelegene Orte gelenkt, in mancher Hinsicht auch belehrt und jedenfalls angenehm unterhalten. Heimatskünde, in dieser Form vorgetragen, muß sich der Jugend unendlich viel leichter einprägen als nach den trocknen Namenlisten der Lehrbücher, und für eine Ferienreise ist das Studium des betreffenden Landes die beste Vorbereitung. Auch die Illustration des Werkes ist fast durchweg zu loben; wenn einzelne Bilder, wie der preussische Generalleutnant als Typus eines Bergsteigers (I, S. 66), oder die bühliche Pyramide des Bergsteigers (I, S. 199) in Wegfall wären, so würde das den eleganten Bänden nicht schaden, denen wir aufrichtig eine Verbreitung wünschen, aber deren Fehlen sich die Herausgeber bis jetzt noch beklagen.

— Die „Mail“ vom 7. Februar bringt die Wiedergabe eines Vortrages, den Prof. W. Wood Dawkins kürzlich in der London Institution hielt und in welchem derselbe ein lammarisches Bild der Bevölkerung Großbritanniens während der sogenannten älteren Steinzeit entwarf, wie sich dasselbe auf Grund von Nachgrabungen und Höhlenuntersuchungen stellen läßt. Die spätere Bronze- und die Anfänge der Eiszeit sollen in England mit der ältesten historischen Zeit zusammen; von der prähistorischen Zeit der neolithischen Periode schließt bis vor wenigen Jahren deutlich erkennbare Spuren. Erst die verthölenen Hände bei Avebury und Gishbury (Grasshopper Hills im südwestlichen England), die Neolithen eifriger Durchforschungen des Bodens jener Gegend, haben einen Einblick gewonnen lassen in den Culturzustand der Ureinwohner Englands. Dort sind Spuren von Wohnstätten gefunden worden, die nach allen Ansichten aus der älteren Steinzeit stammen. In Gruppen zusammenliegend, von Befestigungswällen umgeben, deren Anlage nach General Lane für jedem Ingenieur unserer Tage ohne machen würde, scheinen die Hütten mit Dächern versehen gewesen zu sein.

Alles deutet darauf hin, daß viele Wohnstätten feste Niederlassungen waren, ihr Bewohner keine Nomaden. Von Hausthieren scheinen, nach den bei den Wohnungen angelegten Thierknochen zu urtheilen, Schafe, Ziegen, Rinder, Schweine, Hunde und Pferde gehalten worden zu sein. Hund und Pferd haben den Menschen der Steinzeit ebenso zur Nahrung gebietet wie die anderen Hausthiere. Die vielen ausgepalteten Hunde- und Pferdeknöchel, die sich vorfinden, lassen über diese Thatsache keinen Zweifel. Die damals gehaltenen Hunde waren von einer Größe und Stärke, wie sie heutzuutage selbst nicht von den größten Hundecassen erreicht werden.

Viele Geräthschaften und Werkzeuge, die in Gishbury und anderen Orten in Tage gefördert worden sind, geben einen Einblick in den primitiven Zustand des Lebens in der Steinzeit. Da sind nämlich Tongeschiffe, mit der Hand und noch ohne Anwendung der Drehschleife verfertigt, röhre Röhren, die wohl zur Anfertigung der Klüdenstücke benutzt worden sein mögen; Werkzeuge, von denen man annimmt, daß sie zum Spinnen und Weben gebraucht haben können. Das häufige Vorkommen großer flacher Steine in der Nähe

der Wohnstätten läßt darauf schließen, daß das Korn zwischen je zweien derselben jermahlen worden ist. Kleine Flintstücke, die vielfach vorgefunden werden, haben wahrscheinlich zum Feuer schlagen gebient. Auch rothgebräuntes Jernstein, besonders kleine Ringe, finden sich häufig. Steinerne Kanzenspitzen, Bögen, Strickleit und Schinderröhren lassen auf den kriegerischen Charakter jener vorgeschichtlichen Zeit schließen, wie ja auch schon die Befestigungswerke um die einzelnen Gruppen von Wohnstätten auf das Vorhandensein von sich gegenseitig befehdenden und angreifenden Stämmen deuten.

Die bei Avebury neuerdings aufgedeckte Grabstätte gehört ohne Zweifel jener Periode an. Die Gräber liegen alle um einen gemeinsamen Mittelpunkt, auf dem sich Reste eines größeren Baues, vielleicht eines Tempels, erkennen lassen. Gefäße und Geräthe, deren sich eine große Menge um die Grabstätte vorgefunden haben, geben der Annahme Raum, daß hier Todtenfeste, sogenannte Waden oder Wafes, stattgefunden haben mögen. Auch in den Gräbern selbst befinden sich neben den Urtheinen der darin Bestatteten allerlei Verrichte, Waffen und Geräthe. Manche dieser Gräber enthalten die Leberreste mehrerer Leichname, und da sich an den Schädeln eine gewisse Lebensähnlichkeit unter einander nachweisen läßt, so schließt man daraus, daß man es hier mit Familiengräbern zu thun hat. Der gemeinsame Typus aber aller vorgefundenen Schädel und Skelete zeigt eine so unverkennbare Verwandtschaft mit den heutigen Bewohnern der nordspanischen baskischen Provinzen, mit denen der Bretagne, den letzten Ueberresten der alten Kelten oder Iberer, daß es unzweifelhaft ist, daß Englands Ureinwohner der steinernen Aera angehöre haben. Auf die Reinhaltung dieser Race braucht die Eroberung des Landes durch die Römer ebenso wenig Einfluß gehabt zu haben als heutzuutage die Herrschaft der Engländer in Indien auf die dortigen Eingeborenen. So hat man denn nicht weit zu suchen, um sich das nicht seltene Vorkommen von Keinen, gebornen, dunkeläugigen Individuen mit schwarzen Haaren im heutigen Wales, in Irland, ja auch im eigentlichen England zu erklären. Es sind dies eben vereinzelt übertragene Typen der steinernen Ureinwohner, und es bedarf nicht der Vermuthung mit römischem Blute in der frühesten, noch mit normännischem in der späteren Eroberungszeit, um diese unter der heutigen blonden, blauäugigen, schlankgewachsenen angelsächsischen Bevölkerung anfallenden ethnologischen Erscheinungen zu zeitigen.

— Die Petroleumindustrie in Deutschland. Das Erdöl wird in Deutschland in zwei Districten gewonnen. Der erste liegt in Hannover und Holseln (Schöningen, Forderf, Debenissen, Döbber, Delberg, Heide, Hölle etc.), der zweite im Elsaß (Altkirch, St. Hippolite, Ste. Croix auf mines a. l. m.). Was man die Ertragskraft der deutschen Petroleumbrannen anbelangt, so ergibt eine Vergleichung mit Amerika und Galizien folgende Resultate: Die durchschnittliche Dauer eines Brunnens ist a. in America 2 Jahre 9 Monate (14,7 Proc. Brunnern bleiben dabei reifaltlos); b. in Galizien 5 Jahre (5 Proc. Brunnern reifaltlos); c. in Deutschland 5 Jahre und mehr. Der Gewinn ab Wagon Grube beläuft sich für 100 kg Rohöl auf a. in America 19 bis 22 Proc., b. in Galizien 45 bis 47 Proc., in Hannover 21,5 Proc., in Holseln 21,2 Proc., in Elbfeld 62 Proc. Die durchschnittliche Jahresproduktion beträgt in America 3000000 kg mit einem durchschnittlichen Nutzen von 20,5 Proc., in Galizien 500000 kg mit 45,5 Proc. Nutzen und in Deutschland circa 10000 kg mit einem durchschnittlichen Gewinn von 34,9 Proc. bei Bemüthung des Rohöls. (Nach dem Werke: „Die Petroleumindustrie in Oesterreich-Deutschland“ von Leo Stripfelmann, Leipzig 1873.)

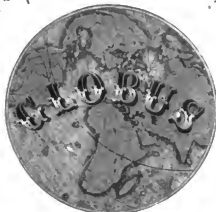
Inhalt: Nach dem Red River of the North. III. (Mit fünf Abbildungen). — Emil Schlagintweit: Die Dindabaja-Alpen. II. — Prof. Georg Ortland: Die Zukunft der Indianer. II. — Ethnographisches über das Tric-Trac-Spiel. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — (Schluß der Redaction 21. März 1873.)

Redacteur: Dr. R. Kitzperl in Berlin, S. W. Eidenstraße 13, III Et.  
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Ostern als Beilage: „Magazin für die Literatur des Auslandes.“ Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXV.



№ 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten  
zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1879.

## Nach dem Red River of the North.

(Nach dem Französischen des Herrn de Lamothé.)

### IV.

Der thonige Boden der Prairie, durch welche der Red River zwischen etwa 20 Fuß hohen Ufern bei Winnipeg fließt, giebt seinem Wasser ein trübes, weißliches Aussehen, das von vornherein die Annahme anstellt, als verbannte er den Namen des Rothen Flusses etwa seiner Färbung. Es sollen die blutigen Kämpfe gewesen sein, die in früheren Zeiten an seinen Ufern zwischen den Sioux und den Saulteur-Indianern stattgefunden haben, denen in der Benennung des Flusses durch die Eingeborenen ein trauriges Denkmal gesetzt worden ist.

Das rasche Wachstum der Schwesterstädte Winnipeg und St. Boniface, über welches die betreffende amerikanische Literatur in den letzten Jahren berichtet, wird natürlich nicht nur die Städte selbst, sondern auch die ganze sie umgebende Landschaft verändert haben. Was sich im September 1873 den Ufern de Lamothé's darbot, trug in jeder Beziehung den Stempel des Engländischen. Auf dem linken Ufer des Flusses, der hier, etwas oberhalb der Einmündung des Assiniboine, eine Breite von 100 bis 150 m hat, zog sich in breiten geradlinigen Straßen die damals 2000 Einwohner zählende „Hauptstadt“ Winnipeg hin — einzeln liegende Holz- und Backsteinhäuser von sehr primitiver Bauart. An dem Vereinigungspunkte der beiden Flüsse, in der Gabel (fourche), wie die Eingeborenen den Ort nennen, liegt das Fort Gary, das in der jüngsten Geschichte der Kolonie eine bedeutende Rolle gespielt hat: ein großer Komplex niedriger massiver Gebäude, von einer mit Schießscharten versehenen starken Mauer eingeschlossen. Das mexikanisch-französische St. Boniface auf dem rechten

Ufer des Red River bestand damals erst aus wenigen weitläufig von einander erbauten Häusern, gewährt aber einen freundlichen Anblick als Winnipeg durch seine Umgebung von Bäumen, die auf dem linken Ufer gänzlich fehlten, sowie durch die großartige Bauart der katholischen Kirche, des Erziehungshauses der geistlichen Schwesternschaft und des bischöflichen Wohnhauses. In Ermangelung einer Brücke verband eine Fähre die beiden Städte, eine Einrichtung, die für den damaligen Verkehr vollkommen genügt. Die Straßen waren weder gepflastert noch macadamisiert, und so wurde der humusreiche Prairieboden, den die Wagenräder und der Menschenverkehr seines Grobschmiedes beraubt hatten, durch den feinsten Regenquats in jenes unersetzliche „flüchtige Element“ des zähflüssigen Morastes verwandelt, das den Reisenden von seinem Aufenthalt in Dalpoin her schon bekannt war.

Die Einspeltungsbriefe, die de Lamothé aus Paris, Quebec, Montreal und Ottawa für Herrn Fremont, den Kommissär für die indianischen Angelegenheiten der Provinz Manitoba, mitbrachte, führten zu seiner Aufnahme unter dem gütlichen Tuche des Stillsitzen. Durch ihn, der von einem längeren Aufenthalt in Europa einen vorurtteilsfreien, geschärften Blick für die heimischen Zustände mitgebracht hatte, erlangte de Lamothé bald eine klare Einsicht in die inneren und äußeren Verhältnisse der Kolonie, der neuen canadischen Provinz Manitoba. Die sogenannte „Gefellschaft“ in derselben bestand damals aus den Offizieren der in Fort Gary stationirten Milizen, einigen Beamten der Bundes- und der

Provinzialregierung sowie einer Anzahl canadischer Kaufleute. Mehrere von ihnen hatten ihre Familien mitgebracht, und so hatte sich hier, entfernt von allen Centren der Civilisation, ein geselliger Verkehr entwickelt, der vielseitiger und angelegter war als der mancher europäischer Provinzialstadt. Freilich waren die Nachrichten aus der Alten Welt, aus dem übrigen Amerika, welche die zweimal wöchentlich von Pemiga in den Vereinigten Staaten kommende Post mitbrachte, für die Politiker dieses zum größten Theil westlich-französischen Kreises von nur secundärem Interesse: die engste Volkspolitik beschäftigte die Gemüther. Und diese schreibbare Beschränktheit war leicht erklärlich und zu entschuldigenden als natürliche Folge der bewegten Jahre politischer Umwälzungen, welche die Bevölkerung schon durchgemacht hatte. Erschienen uns, angezogen der weltgeschichtlichen Ereignisse, die in jenen Jahren auf unserm Continente sich vollzogen, die heißen Parteikämpfe innerhalb einer kleinen Kolonie im fernem amerikani-

sehen Westen wie der Sturm im Glase Wasser, so dürfen wir auf der andern Seite nicht vergessen, daß es sich hier um einen Racenkampf im eigentlichen Sinne handelte, daß die französischen Westigen nicht nur ihr Eigenthum und ihre Rechte bedroht, sondern ihre ganze bürgerliche Existenz gefährdet sahen. Ein kurzer Ueberblick über die Vorgeschichte der Red-River-Kolonie wird diese Angabe erklären und unsere Leser die westlich-französische Oppositionspartei und ihre energischen erfolgreichen Bestrebungen vielleicht in einem weniger unglücklichen Lichte erscheinen lassen, als die nicht unparteiischen Berichte der englischen Presse aus jenen Jahren über dieselben verbreiteten.

Die ersten Franzosen, welche in die westlich vom Oberrn See gelegenen Landstriche vorbrangen, waren vorzugsweise Jäger und Missionäre. So wird uns aus dem Jahre 1564 von zwei jungen Felsjähnlern berichtet, die bis in das Land der Sioux gekommen seien. Ihnen folgte bald danach der



Winnipeg. (Nach einem amerikanischen Bilde.)

Wisslaure Mesnard und, durch den Willkürthum jener Gegenden angelockt, zahlreiche Expeditionen von Jägern, die bis an den Mississippi und den obren Lauf des Red River vorbrangen.

Auf der andern Seite hatte im Jahre 1670 Karl II. von England seinen Bruder Rupert und dessen Anhang von abenteuernden Cavalieren das Privilegium des Fehhandels auf der Hälfte des britischen Nordamerica, besonders an der Westküste des Hudsons, verliehen. Mit dieser Verleihung wurde der Grund gelegt zu der Hudsons-Bay-Gesellschaft, jener großartigen Fehkompagnie mit bürgerlicher Gewalt und Gerichtsbarkeit, die nachmals ihre Herrschaft über den größten Theil Nordamericas ausbreiten sollte.

So wurde das Gebiet des canadischen Nordwestens von zwei Seiten zugleich durch die Weigen in Angriff genommen — doch beschränkte sich die englische Kompagnie, die nur ihre Handelsinteressen im Auge hatte, lange Zeit auf das eigentliche Küstengebiet und ließ benachbarte Jahrhunderte vergehen, bis sie ihre Jäger und Händler weiter in das Innere vorstieß.

Baronnes de Beaurivage, ein junger Franzose aus Unter-canada, unternahm im Jahre 1731, von einem Missionär,

dem Vater Messager, und einigen Gefolge begleitet, einen Zug in die Gegenden nordwestlich vom Oberrn See, und entdeckte den Winnipeg-See und Fluß, den untern Lauf des Red River und des Assiniboine. Eine zweite Reise führte ihn am Saestatschewan hinauf bis in die Nähe Montanais. Diese Entdeckungen wurden von unternehmungslustigen französischen Canadiern weiter verfolgt und angemeigt: Scharen von Jägern und Händlern drangen auf dem von Beaurivage angebahnten Wege in die Wildnis vor; und als im Jahre 1763 die Abtretung Canadas an England erfolgte, befauden sich schon verschiedene französische Niederlassungen sowohl am Saestatschewan als auch am Red River und Assiniboine, von denen die bedeutendsten Fort Bourbon, Fort Dauphin und Fort La Reine waren.

Zeit ihrem Eindringen in die indianischen Gebiete waren die canadischen Jäger häufig in Verkehr mit indianischen Weibern getreten, und die Sproßlinge dieser gewöhnlich wilden Ehen erwuchsen zu einem kräftigen Geschlechte von Jägern und halbnomadischen Ackerbauern, die bald den überwiegend größten Theil der nichtindianischen Bevölkerung anwuchsen und ihre Niederlassungen auf den beiden Ufern des Red River von Pemiga bis Fort Garry und am untern Laufe des

Affiniboine grüneten. Seit dem Anfange unseres Jahrhunderts begegnen wir dem Anekdote Bois Brûlés als landläufiger Bezeichnung für diese Westigen, die, ein Volk im Volke, eine bedeutsame Rolle spielten in den Kämpfen, welche die Eifersucht der beiden großen Pelzhandelsgesellschaften, der Hudsonbay-Gesellschaft und der Nordwest-Kompagnie, entzündet hatte. Dem schon im Jahre 1783 war in Montreal eine neue Pelzkompanie ins Leben getreten, deren Aktionäre theils französische Canadier, theils Schotten waren. Die Hudsonbay-Gesellschaft hatte seit einiger Zeit ihr Gebiet bis weit über die Grenzen hinaus vergrößert, welche der Utrechter Friede, freilich in ziemlich unbestimmter Form, den englischen Besitzungen in Nordamerika gezogen hatte. Energetisch trat die Nordwest-Kompagnie gegen diese Uebergriffe auf, bestand auf der Einhaltung jener Grenzen — und so entspann sich eine Reihe von Streitigkeiten, die auf beiden Schreitritten der Kompagnien nur zu oft einen lauten

Wiederhall fanden in den blutigen Kämpfen, welche die beiderseitigen Beamten, Jäger und Händler auf den strengen Gebieten gegen einander führten. Endlich brach im Jahre 1821 die Hudsonbay-Gesellschaft, die mit ihrem für damalige Verhältnisse ungeheuren Actienkapital von mehr als einer Million Pfund Sterling die ultima ratio in den bezüglichen Verhandlungen besaß, eine sogenannte „Fusion“ der beiden Kompagnien zu Stande, d. h. sie veräußerte die eigenen Mittel zugleich durch die Vernichtung der Konkurrenz und besaß sich von da an fast ein halbes Jahrhundert lang im Besitze der unbestrittenen Souveränität und des Ausübungsdrehtes über einen Theil des amerikanischen Kontinentes, der beinahe so groß war wie ganz Europa.

Die Ackerbaukolonie des Red River, Seltist Settlement, wie sie bei den Engländern heißt, war in den Jahren 1813/14 durch Lord Seltist angelegt worden, der mehreren Familien von Hochlandschotten, die durch das bekannte Verfahren des clearing of the estates ihre Wohnsitze in den Besitzungen der Herzogin von Sutherland verloren hatten, einen neuen Ort (gründete). Die Nachkommen dieser ersten schottischen Ansiedler bilden noch heute den größten Theil der Gemeinden, die von der Mündung des Affiniboine bis zum Winnipeg-See am Red River entlang liegen. Auch von ihnen wie von den späteren Ansiedlern wurden zahlreiche Verbindungen mit Indianerinnen geschlossen, nach es befinden sich in jener Gegend dem zufolge viele schottische und eng-

lische Westigen, die, an Zahl vielleicht ein Drittel der französischen, ihrem ruhigeren Temperamente entsprechend als Ackerbauer leben.

Von 1814 bis 1868 vergrößerte sich die Red-River-Kolonie nur höchst unbedeutend; denn der Zuwachs, den sie durch Ansiedelung von Beamten der Hudsonbay-Gesellschaft (nebst Schotten von den Orkney-Inseln) und Einwanderung aus Ober-Canada erhielt, wurde durch den Abzug mancher französischer Westigen aufgehoben, welche durch ihren außerordentlichen Hang und durch die mit der zunehmenden Kultur im gleichen Verhältnisse stehende Abnahme der großen Wieselherden und des Wildes in die westlichen Waldgebiete gelockt wurden. Die Kolonie zählte im Jahre 1868 ungefähr 11 000 Einwohner, von denen die Hälfte mexikanisch-französischen Ursprungs war; der übrige Theil bestand aus Engländern, Schotten und englischen Westigen und Indianern von verschiedenen Stämmen. So bildet eine Zahl von ungefähr



Ein französischer Westige. (Nach einer Photographie.)

1000 Maskego- oder Saukteu-Indianern unter der geistlichen Pflege englischer hochsittlicher Missionäre die Ackerbaukolonie St. Peter. An oder Affiniboine befindet sich die blühende Ansiedelung englischer Ackerbauer aus Canada, Portage la Prairie. Hier besaß sich während der Unruhen des Jahres 1868 für kurze Zeit der Sitz einer provisorischen Regierung, welche gegen die eigenmächtigen Transaktionen der Hudsonbay-Kompagnie Opposition machte, bis englischerseits ihrem Westehen durch die Abdankung ihres Präsidenten ein Ende gemacht wurde. In den darauf bezüglichen Aktenstücken der englischen Regierung wird zum ersten Male der Kolonie der Name Manitoba beigelegt nach einem großen, westlich von Winnipeg gelegenen See. Der ursprüngliche indianische Name dieses Sees, Manitowapan, bedeutet Fels des Manitu oder großen Geistes und bezieht sich auf das zu Zeiten bedeutende Hochgehen des Sees, das von den Indianern dem Einflusse übermächtiger Mächte zugeschrieben wird. Die Uferbereiche der Kolonie betragen etwa 4 Mill. ha., doch war dieser Besitz nur nominell, da, wie oben erwähnt, die eigentlichen Ansiedelungen sich nur längs der Flussläufe befanden.

Die Regierungsgewalt war unter der Hudsonbay-Kompagnie eine fast patriarchalische zu nennen; in der Theorie besaß die Gesellschaft alle Hoheitsrechte, in der Praxis war die Freiheit eine fast unbeschränkt. — Nach der Gründung der Dominion of Canada im Jahre 1867 entstand unter den leitenden Staatsmännern derselben bald der Plan, ihr Gebiet nach Westen hin zu vergrößern, wo die Jagdgebiete der Hudsonbay-Kompagnie westlich vom Vale of the Woods fruchtbare Anstriebe von mehreren Hundert Millionen Hektaren Ausdehnung umfassen sollten. So wurden die Verhandlungen mit der Kompagnie über den Verkauf des Terri-

1) Das clearing of the estates, eine für den großen Grundbesitz ebenfalls ausübende wie gegen die Pächter unumwälzbare Maßregel, besteht in der Einziehung sämtlicher Pächter, die von dem Besitzer als Weideland für die Viehzucht im Großen einträglich verworthe werden können als durch die mögliche Bewirtschaftung durch die geduldeten Pächter.





Canadischer Trapper. (Nach einem amerikanischen Bilde.)

toralprivilegiums eröffnet, die mit dessen Abtretung an Canada um den Preis von 6 Millionen Mark endigten. Die Kompagnie bezieht sich den Besitz ihrer Handelsplätze vor, damit die Sicherung dauernden gewinnbringenden Handels. Die öffentliche Meinung in Ontario hatte die neue Regierung zunächst zu diesem Schritte veranlaßt; und war die Uebersicht und Unternehmungslust der englischen Canadianer hierbei auch leitend gewesen, so wirkte noch ein anderes Motiv mit: der religiöse und nationale Fanatismus, der in der Befestigung des Nordwestens durch englische Protestanten das wirksamste Mittel sah, das gehägte französische und westlich-französische, darin zugleich das katholische Element zu unterdrücken.

Bei den Unterhandlungen mit der Kompagnie war die blühende Red-River-Kolonie seiner Erwähnung gewürdigt, die Rechte, Sympathien und Interessen jener „Halbwilden“ nicht in Erwägung gezogen werden: sie gingen einfach unter die Herrschaft der Dominion of Canada über, wie die Indianer! Dafür aber hatte auch Niemand an die Möglichkeit gedacht, daß diese verachteten Halbwilden auf ihrer eigenen Protektion erheben würden gegen die ihnen octroyirte Veränderung der Regierung. Noch war der Vertrag zwischen der Dominion of Canada und der Hudsonbay-Kompagnie nicht in London ratificirt, als schon unter der Leitung des canadischen Colonel Dennis eine Abtheilung von Feldweirern in der Kolonie erschien, um die Messung und Eintheilung des Landes, befohle Bestimmung der „Pats“ für die künftige Aufseher, vorzunehmen. Hatte die Nichtachtung bei dem Abschluß des Vertrages schon böses Blut unter den Kolonisten gemacht, so wuchs die Erbitterung bei diesen neuen Vorgehen, das die alten Grundrechte auf das Empfindlichste verletzte.

Nur nun gar in Herbst 1869, immer noch vor dem Eintreffen der Konstitutionsbill, der Kolonie in der Person Mac Douglall's, eines bekannten Franzosenfeindes, ein Gouverneur gegeben werden sollte, schritt man zu aktivem Widerstande. Ein Korps von 400 bewaffneten Metzigen widersetzte sich dem Vortreten des Red-River-Gebietes durch die Abgesandten der canadischen Regierung — Mac Douglall sah sich gezwungen nach Kenilzie auf Vereinigte-Staaten-Gebiet sich zurückzuziehen, wo er den Winter 1869 bis 1870 verbrachte. Von hier aus erließ er eine Proclamation, durch welche er der von ihm vertretenen Sache die größten Schwierigkeiten bereite. Im Namen der Königin von England erklärte er die Regierung der Hudsonbay-Kompagnie für abgethan und den Nordwesten mit Canada vereinigt. Um den Wider-

stand der Kolonisten zu belegen, rief er gegen sie, die er soeben für britische Unterthanen erklärt hatte, die Hölle der Saur an, von denen eine Horde, die im Jahre 1862 auf britisches Gebiet sich geschickt hatte, nahe von Fortage la Prairie lebte.

Diese Maßregel wurde entscheidend. Das kleine Land, das sich in den Zustand der Anarchie versetzt sah, wählte eine provisorische Regierung, an deren Spitze ein französischer Metzige, Louis Niel, ein thörichtiger, besonnenere Mann, stand. Rath zeigte es sich, daß die junge Republik, die zu ihrer Jahar ein weißes mit den französischen Vätern befestetes Banner erwählt hatte, in dessen Wille die Harpe Oldens prangte, Lebenskraft genug besaß, um nach außen und innen ihre Interessen kräftig zu vertreten. Die englischen Westlingen

und die canadischen Einwanderer versuchten mehrmals in Ueberschwänglichkeit mit Mac Douglall bewaffnete Erhebung gegen die republikanische Regierung, wurden aber von denselben niedergebhalten und ihre Anführer nach Fort Garry gebracht. Unterdessen berief die canadische Regierung Mac Douglall zurück und sandte zwei Kommissäre von Ottawa, um mit der Regierung der Republik zu verhandeln, welche letztere hierdurch als zu Rechte bestehend anerkannt wurde. Eine allgemeine Volksversammlung der Kolonisten wurde auf den 18. Januar 1871 einberufen, auf der die Bedingungen des Eintritts der Kolonie in die Dominion of Canada zwischen den Kommissären und 40 Delegirten berathen und festgesetzt wurden. Niel wurde provisorisch in seinem Präsidentenamte bestätigt, und so schien nach dem drohenden Anfang die Sache zu einem friedlichen Abschlusse gelangt zu sein, als ein neuer Zwischenfall alles Erreichte in Frage stellte. Die handverlesene



Kri-Häuptling. (Nach einer Photographie.)

Erklärung eines englisch-canadischen Einmachers, St. Scott, der, auf Fort Garry festgehalten, mehrlache Flüchtigkeits- und Angriffe auf die Wägen gemacht hatte, rief einen Sturm des Unwillens unter der canadischen Bevölkerung hervor; nur der klugen Mäßigung beider Regierungen sowie dem vermittelnden Einschreiten des Bischofs von St. Boniface gelang es, die Empörung zu beschwichtigen. Niel und seine Freunde legten ihre Aemter freiwillig nieder; einige von ihnen mußten es sogar erleben, daß sie von ihren Nachfolgern, die unter englischem Einflusse standen, gerichtlich wegen der „Ermordung“ Scott's angegriffen wurden. Am Schlusse aller dieser Unruhen aber konnten die Anführer der energischen Kolonisten sich mit Stolz sagen, daß sie Bedeutendes geleistet und die stolze Regierung der Dominion of Canada zu werthvollen Concessionen an die zuerst verachtete

Mehrsenstentation gezwungen hatten. Die Bebingung des Eintritts der Ned-Amer-Kolonie in die Dominion, der sie fortan unter dem Namen der Provinz Manitoba angehöre, waren so günstig wie möglich. Die Provinz erhielt einen Civil-gouverneur, dem mehrere vornehmliche Minister und zwei Raimera zur Seite standen, deren Mitgliedschaft bei der Einmura auf Lebenszeit, die bei andern wählbar waren. Eine fortlaufende Subvention von Seiten der Dominiatregierung sollte die Ausgaben der Provinz decken bis zu dem Zeitpunkt, wo die Bevölkerung sich auf 400 000 Seelen bessern würde. Die französische und die englische Sprache wurden

für die Gesetzgebung und vor Gericht als gleichberechtigt erklärt. Die Ausführung dieser letzten Klausel hat der Provinzialjustiz von Manitoba schon vielfache Schwierigkeiten bereitet: Vamothe, der mehrmals Obgenenheit hatte, derartigen polyglotten Gerichtssitzungen beizuwohnen, schildert die ergebnislosen Komplicationen derselben in einem Falle, wo die Angeklagten und Zeugen zu den Kri-Indianern und zu den am obem Assiniboine wohnenden Wessien gehörten, denen die Kri-Sprache bei weitem geläufiger war als das französische der Richter, welches für die Schwurworten wiederum in die englische Sprache überetzt wurde.

## Die Stellung der englischen Regierung zu den Eingeborenen Südafrikas.

Es kann nicht Sache unserer Plattes sein, dessen technische Herstellung wegen der Illustrationen und Karten so ungleich mehr Zeit in Anspruch nimmt, als diejenige der Tagesblätter, ähnlich wie letztere den täglich wechselnden Hellen des Krieges so folgen, welchen England augenblicklich in Südafrika auszufechten gezwungen ist. Ebenso mag es jezt unerläßlich bleiben, die Veranlassungen zu den Feindseligkeiten zu besprechen. Wohl aber dürfen wir das Verhältnis erörtern, in welchem Weiße und Eingeborene in Südafrika zu einander stehen, sowie die Politik, welche letztere gegen letztere verfolgen, und dürfen uns fragen, ob derselben nicht ein großer Theil der Schuld am Ausbruch des Krieges beizumessen ist.

Alles Moralisten und Schönfärber kann an der brutalen Thatfache leider nichts ändern, daß, wer die Macht hat, auch das Recht hat; allüberall auf Erden verfahren die Menschen nach diesem Princip, wenn sie es auch nicht offen eingestehen wollen. Sind überhaupt Kolonien denkbar ohne Verletzung fremder Rechte? Deut auch nur ein einziger Engländer daran, die Verdrängung seines Landes auf Kolonisation zu bestreiten? Wird je einer die Forderung aufstellen, daß seine Regierung offiziiertes Land den früheren rechtmäßigen Eigenthümern zurückgebe, von solchen Fällen vielleicht abgesehen, wie der Bestimmung Transvaals, deren Aufrechterhaltung einstweilen noch dem Mutterlande zu große Kosten auferlegte? So wenig aber England sich zur erdgiltigen Umliefer auf den einmal eingeschlagenen Wege, dem der Bestimmung Südafrikas, befehrt, so wenig scheint es gewillt, die Konsequenzen zu ziehen, welche die Verdrängung des Landes durch Weiße erfordert. Den frommen Berathungen von Regierungsrath in Greter Hall und ihren Forderungen wird noch immer viel zu viel Einfluß auf die Politik in Südafrika eingeräumt, vielleicht ohne daß man sich dessen bewußt ist und ohne daß man sich darüber recht klar wird, daß angeborene „englische Bürger“ schwarzer Hautfarbe doch wohl weniger Anspruch auf Berücksichtigung haben, als die weißen christlichen Unterthanen der englischen Krone.

Es sind das die Worte, mit welchen Herr E. v. Weber zu der ganzen Frage Stellung nimmt in seinem Reiseverichte „Vier Jahre in Afrika. 1871 bis 1875“ (Leipzig: F. W. Brockhaus. 1878), welches wir auf S. 176 des vorigen Bandes besprachen. Dasselbe führt zu keiner passablen Zeit erscheinen können; wir kennen kein zweites, welches in so vorurtheilvoller, klarer und überlegter Weise die südafrikanischen Verhältnisse erörtert, so eingehend dieselben bespricht und so verständlich und lebensschmerzlos auf die wunden Stellen hinweist. Wir glauben kaum, daß es bisher schon nach We-

bür gewürdigt und gelesen worden ist; es müßten sonst in den Zeitungen und im Publikum schon klarere Vorstellungen über die Zustände in jenen Gebieten herrschen<sup>1)</sup>. von Weber lernte jene Verhältnisse durch einen langen Aufenthalt auf den Diamantfeldern von Griqualand West kennen — Arbeiter auf den Diamantfeldern waren auch die Basutos und Zulus, deren Abkömmlinge wir geben — sowie durch eine darauf folgende Reise von Griqualand durch den Dranjan-Freistaat, das Basutoland und die Kolonie Natal. Im Ganzen hat er, wie der Titel seines Buches besagt, nicht weniger als vier Jahre in Südafrika zugebracht; dies und der Umstand, daß wir hier das Urtheil eines gebildeten, wohl-sinnten deutschen Mannes von praktischem Lebensberufe vor uns haben, geben keinen Anlaßungen erdöben Werth.

Basutoland, zwischen Natal und dem Dranjan-Freistaate in 6000 bis 7000 Fuß Meereshöhe gelegen, ist seit dem Kriege von 1867/68 mit diesem holländischen Nachbar den Engländern unterthan, gegen welche jezt allerdings ein Aufstand ausgebrochen ist. Das Land, circa 700 deutsche Quadratmeilen groß, ist sehr regnerisch und besitz in Folge dessen einen äußerst frischen immergrünen Pflanzenwuchs; seine Bewohner, die wegen ihrer Wildheit und ihres länderlichen Charakters früher von allen ihren Nachbarn sehr gefürchteten Basutos, gehören zu dem Volke der Betschuanen und zählen jezt 128 000 Seelen. Ihr Land ist dasjenige unter allen, nur von Eingeborenen bevölkerten Ländern Südafrikas, das in den letzten Jahren die bedeutendsten Fortschritte in der Kultur gemacht hat. Es wurden dort zwar englische Magistratspersonen und englische, militärisch organisierte, besittene Polizei Rationiert, aber eine weiße Massenmandierung fand nicht statt; denn die englische Regierung will das Land seinen Bewohnern erhalten und letztere vor der Verdrängung mit den niederen Klassen der weißen Race, wodurch die schwarze Ueberall rasch verdröben wird, bewahren. Die wenigen Europäer im Basutoland sind meistens gebildete Leute und Gentlemen, welche den Schwarzen mit gutem Beispiele vorangehen und dieselben nicht absehtlich für ihre egoistischen Zwecke verdröben, wie es z. B. auf den Diamantentfeldern der weiße Schmahpöndler, der weiße Diamantenfänger

<sup>1)</sup> Wir verweisen hier außer auf Gustav Aritsch's holländisches Werk über die Eingeborenen Südafrikas (Breiten 1872) noch als auf eines der neuesten Bücher über Südafrika auf Anthony Trollope's South Africa (2 Bde. à 1,60 M. in der Collection of British Authors, Tauchnitz Edition). Auch Lady Bartlet's „Ein Jahr aus dem Leben einer Frau in Südafrika“ (betagt oben S. 30) wird man nicht ohne viel Genuß und Belehrung lesen.

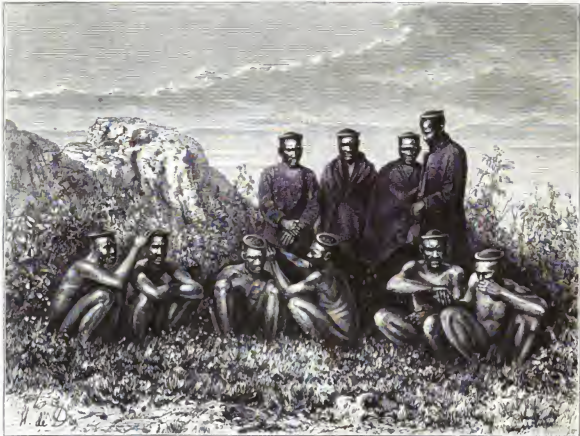


Bojutos. (Nach einer Photographie.)

niedern Schläges, der weiße Diensthote u. s. w. so gern thun. Die Schwarzen sind eben Kinder, und alles kommt darauf an, weissen Händen ihre Erziehung anvertraut wird. Sie wie Erwachsene zu behandeln, ist durchaus verkehrt; die seit der Emanzipation erlassenen einseitig negrophilen Gesetze schützen in solchen Gegenden, wo wie im Kaplande Weiße und Schwarze zerstreut durch einander wohnen, oder wo letztere, wie auf den Diamantenfeldern, in Massen zusammenströmen, lediglich die Trägheit, den Ungehorsam, die Unredlichkeit und die Trunksucht der schwarzen Diensthote, wenn sie auch nur beabsichtigen, denselben unabhängig und selbständig zu machen. Für solche Gebiete sind entschieden

Klassengesetze nötig, welche die Interessen der ausländigen und besitzenden weissen Bevölkerung wenigstens ebenso schützen, als die persönliche Freiheit und Unabhängigkeit der großen schwarzen Kinder.

Vier Punkte sind es, in welchen sich hauptsächlich der Kulturfortschritt des Vafstolandes (und auch des sogenannten Freien Kaffrarias) zeigt, und die eine viel größere Bedeutung haben, als es auf den ersten Blick scheint. Es sind das die allmähliche Verdrängung der Heidehede durch den Pflug, der Rinderzucht durch die Schafzucht, die Fellbearbeitung durch europäische Kleider und die zunehmende Verbreitung von Dohlenwagen, europäischen Fabrikaten und Waaren. Die



Zulusaffen vom Stamme der King-Kop. (Nach einer Photographie.)

erste Veränderung bedeutet nichts Geringeres, als die Ersetzung der Frauarbeit durch Männerarbeit, damit zugleich eine Verbesserung der gesellschaftlichen Stellung des weiblichen Geschlechts, ferner vermehrter Anbau des Landes und damit grösser Erwerb. 1875 befaßten sich im Vafstolande schon 2000 Pflüge, die einen Gelbwerth von 200 000 Mark darstellten; 20 Jahre früher war noch kein einziger vorhanden. Das Zunehmen der Schafzucht zwingt den Eingeborenen zu ansehnlicherer Arbeit, wiewohl aber dafür mehr Gewinn ab: das Scheren, Waschen, Reinigen, Sortiren und Verpacken der Wolle verlangt fleißige Leute, das Abwiegen, Preisberechnen und Handeln macht den Schafbesitzer zum vorsichtigen und bedächtigen Redner. Schon 1873 exportirte Vafstolande 2000 Ballen Wolle. — Die Annahme europäischer Kleidergestülde bezeichnet offenbar den Uebergang vom Uastalter des kriegerischen Wilden zu dem eines friedlichen und

ungesährlicheren Landbewohners und hat immer andere Bedürfnisse im Gefolge. — Die Verbreitung der Dohlenwagen bedeutet gleichfalls einen entwidelerlichen Sinn für den Erwerb. Die Eingeborenen werden dadurch in den Stand gesetzt, ihr Korn und ihre Wolle nach entfernteren, aber fleißeren Märkten zu schaffen und dafür europäische Güter einzuhandeln. Im Jahre 1874 haben die Vafstos auf ihren eigenen Wagen nicht weniger als 450 000 Büffel-Mais und Kaffersaaten eigener Production im Werthe von circa 4 500 000 Mark nach den Diamantenfeldern exportirt. — Ja, die wohlhabenderen unter den Vafstos lieben es schon, die primitiven runden Hütten ihrer Vorfahren durch vieredrige steinerner Häuser nach europäischer Weise zu ersetzen.

So hat die englische Regierung hier im Vafstolande durch die angebahnte Umwandlung der ehemals so gefährlichen, grausamen Entwohner in friedliche, thätige Ackerbauer

und Schafzüchter einen glänzenden Erfolg aufzuweisen, dem freilich die Schafzucht in Orinqualand und Natal nicht folgt.

Der Zulu innerhalb und an den Grenzen Natal's dünkt sich dem Europäer völlig gleich; steht er bei einem solchen in Dienst, so erlaubt er sich ihm und namentlich den weiblichen Familienmitgliedern gegenüber große Freheiten. Während die Hottentoten im Kaplande längst Holländisch oder Englisch gelernt haben, die meisten Rassen wenigstens eine dieser beiden Sprachen redet, läßt sich der Zulu nicht dazu herab und zwingt so seinen Vohnherren, die Zulusprache zu lernen. Während der Vetschane z. B. beim Begegnen „Tumella!“ (Guten wir Freunde!) ruft, grüßt der stolze wilde Zulu mit „Saku bona!“ (Wir sehen dich!) Jedem Eingeborenen mag man schlagen; er wird sich höchstens hinterwärts rücken; aber ein Zulu schlägt sofort wieder und rächt die Beleidigung leicht mit dem Tode des Weißen. Und von diesen kräftigen, stolzen, gewaltthätigen Wilden leben in Natal 350 000 Köpfe, der verschwindenden Zahl von 18 000 Weißen gegenüber, denen sie in der großen Mehrzahl nicht dienen und für die sie nicht arbeiten wollen, welche sie auf Befehl ihrer Vorgesetzten bereit werden mit einem blutigen Kriege zu überziehen. v. Weber (II, S. 177) giebt die Zahl der Schwarzen in Natal für 1843, wo England die Voerrepubik Natal an sich riß, auf nur 10 000 an; 1848 betrug sie schon 50 000 in Folge der Rückwanderung derjenigen früheren Bewohner, welche von den Zulus zu Gefangenen gemacht worden waren. Diesen folgten zahlreiche Zulus, welche der Tyrannei in ihrer Heimath entfliehen wollten, und deren Anzahl heute auf nicht weniger als 250 000 geschätzt wird. England hat die Voers, die besten Beschützer der Grenze, aus dem Lande gejagt, aber der massenhaften Zuwanderung der Rassen ruhig zugehört. Daran hat sich dann folgende feindwärtige Entwicklung entwickelt: Natal ist überflutet von Herden von Wilden, die nicht für den Weißen arbeiten wollen, weder auf Farmen noch auf Pflanzungen, noch an Eisenbahnen, so daß die Regierung genötigt ist, alljährlich für die Verbanung der Kaffe- und Zuckerpflanzungen und den Bau der projectirten Eisenbahnen Tausende von indischen Kulis einzuführen. Die Schwarzen haben den größten Theil der fruchtbarsten Staateländereien in Besitz genommen und berauben dadurch weiße Kolonisten der Möglichkeit, dieselben zu bebauen. Unter dem Schutze der englischen Flagge führen sie, den ganzen Tag im Sonnenschein liegend und rauchend, ein trübes Familienleben, sind dabei ihren Hauptlingen blindlings unterthan und bilden also einen Staat im Staate, der für die Weißen die höchsten Gefahren mit sich bringen kann. In Folge von Uebertretern und falsch angewandter Dummheit ist Natal nahezu eine schwarze Kolonie geworden, ist ohne Arbeit und muß die wichtigsten Lebensbedürfnisse, die sie taufendfältig

selbst erzeugen könnte, zu hohen Preisen importiren. Wie anders in den Voerfreestaaten, wo der Grundlag gilt: Der Schwarze, der nicht arbeiten will, soll auch nicht essen; wo die Zahl der Schwarzen beschränkt ist, und dieselben durch vernünftige zum Schutz der weißen Farmer erlassene Kontrakte- und Vagabundenetze zu regelmäßiger, nupbringender Arbeit gezwungen werden. Daß der Schwarze nur so lange arbeitet, bis er genug verdient hat, um sich eine Kuh und ein Weib zu kaufen, die für ihn arbeiten muß — was ihn bald befähigt, ein zweites Weib u. s. f. zu erheben —, sollte nicht in Kolonien gebildet werden, die den Weißen gehören.

Die allgemein gleichförmige Vorgesetzung des englischen Mutterlandes, welche sämtliche Unterthanen als freie und mündige Bürger ansieht und sie rechtlich, politisch und social absolut gleichstellt, ist einseitig für jene Massen von uncivilisirten Wilden durchaus nicht angebracht und schädlich nur die Interessen der höherstehenden weißen Gesellschaft. Hat sich doch in Folge dessen eine Partei unter den Kolonisten Natal's gebildet, welche, freilich wohl stets vergeblich, die Fortrennung der Kolonie von England und ihren Anschluß an die Voerrepubik wünscht! Sie betrachten sich als die Stiefkinder Englands, welches einer kleinen aber einflußreichen negrophilen Völkervereinigung zu Liebe seine eigenen weißen Kinder preisgibt.

Die Forderungen der Kolonisten an die Regierung sind so übertrieben nicht; es sind die folgenden: 1. Auflösung aller „Locations“ und „Reserven“ für die Eingeborenen und Vertheilung der letzteren über das ganze Land behufs obligatorischen Abschusses von Dienstkontrakten mit den weißen Pflanzern; 2. Vereinfachung der Autorität der Stammeshauptlinge; 3. Erhöhung der Hüttensteuer, welche für die Schwarzen nur 7 Rats beträgt, für jedes kleine europäische Wohnhaus aber 300 Rats; 4. Anfertigung einer Weidreiterei (100 Rats für jeden neuen Weidreiter); 5. nachdrückliche Verhaftung von Viehdiebstählen; 6. Nötigung der Rassen, an den projectirten Eisenbahnen zu arbeiten; 7. eventuell Importierung chinesischer und indischer Kulis zu diesem Zwecke; 8. gefehliche Prächtigung des Rechtes der Selbstverteidigung und Selbsthilfe im Falle von Viehdiebstahl, Defection oder Ungehorsam der Diensthoten. Damals als v. Weber in Sudafrica war (bis 1875), schien es für die Erfüllung dieser Wünsche fast schon zu spät; denn 350 000 Rassen von dem energischsten der Stämme, fast sämtlich mit Schießzeug und Munition wohl versehen sind ein Faktotum, der wohl in Rechnung zu ziehen ist. Ob sich England nach Befestigung der freien Zulus unter Kischujwo zeit genug fügen wird — moßbrüderlichen falls es überhaupt dann dazu mehr Neigung haben wird — dieser drittel Million die Spitze zu bieten?!

## Die Hindufsch-Alpen.

Von Emil Schlagintweit.

### III.

#### Der Nordabhang des Gebirges.

Die afghanische Provinz Pamian bildet den Uebergang aus dem südlichen zum nördlichen Hindufsch. Vieher wollte man aus den Reiseführern indischer Kunstschaffter, daß die

Karamanen beim Uebergange über den 3714 m hohen Habschigal-Paß einer Paß- und Zollkontrolle unterworfen sind; von der Abzweigung des gebirgigen Theiles der Provinz

Turkistan zu einer Provinz unter einem eigenen Gouverneur mit dem Amtssitz in Bamian brachten die Reichsbriefe der russischen Gesandtschaft des Vorjahres nach Kabul Kunde. Der Hauptort Bamian liegt in 2600 m Höhe in einem weiten Thalsattel, dem Quellgebiet des unterhalb Kanduz in den Druß mündenden Surkash oder Kunduz-Flusses. Vom Kabulthale sind die Bamian-Hochthäler durch das Pilnacab-Thal getrennt; im Süden bildet der 4500 m hohe Kufi Baba den Hüfchluß. Zwischen beiden Gebirgsreihen führt der Hadjigah-Paß in das Thal des Pilnacab-Flusses; wenn dieses durchzogen ist, wird in dem 3450 m hohen Unai-Paße die Paghman-Kette, ein Parallelgebirge des Hindufsch, überschritten, dann erst senkt sich der Weg steil zum Kabulthalbeckten hinab. Der Bezirk von Bamian schließt sich bis zum Unai-Paße zu erstrecken, woenitens gab dessen Gouverneur der russischen Gesandtschaft das Geleite bis auf 50 Werst vor Kabul. Die genannten Pässe bieten die gangbarsten Uebergänge über das Hindufsch-Gebirge dar; östlich davon liegen Kufshan (an 4570 m hoch und im Spätherbst 1838 von Eereh und Vord erstiegen), noch weiter östlich der Khamal-Paß 4030 m hoch. Diese drei Pässe wurden von Heeren begangen; Alexander der Große zog über den Khamal aus dem Kabulthale nach Baktrien undehrte über den Kufshan zurück; Timur überstieg mit seinem Heere, in welchem viele Kiptschak, Bewohner der Gebirge nördlich von Kholand, hintend, den Kufshan-Paß; über den Bamian-Paß ergoffen sich die Scharen Dschingis-Khan. Bamian war jederzeit die Haupttrutz für den Handelsverkehr. Hier gabelt der Weg; die Straße dem Flußthale entlang ist beschwerlicher, der gemächliche Karawanenweg, den auch die russische Gesandtschaft geführt wurde, überschreitet die östlichen Zuflüsse des Surkash und die diese Seitenthäler trennenden Bergketten auf wenig beschwerlichen Passhöhen, die sich kaum hundert Meter über dem Thalboden erheben. Das nördliche Randgebirge des Kufshan von Bamian wird auf dem 3200 m hohen Karatotal-Paße überschritten; nun geht es stetig im Thale des Flusses von Kaim (Taschturgan) abwärts, anfangs steil, bis Haisal in 1143 m Höhe, dann ebener die Taschturgan; erst in diesem untern Theile folgen sich die Felsketten ziemlich rasch. Bamian ist berührt durch die großen in den Stein geschnittenen buddhistischen Dobile aus der Höhlenwohnungen, die sich hinab bis Dabul ziehen. Nichtsofern kommt zu dem Schluß, daß diese Bauten in Holz gegrieben sind, womit die geringe Keigung des Hochthales und die verhältnismäßig unbedeutende Höhe der Gebirgshöhe im Oberlaufe des Surkash und seiner Quellflüsse übereinstimmt.

Badafschan und Wafshan sind die afghanischen Vassallenstaaten am Nordfuß des Hindufsch. Badafschan erstreckt sich zwischen 36 und 37 $\frac{1}{2}$ ° nördl. Br., 69 bis 73° östl. L. v. Gr. und reicht im Nordwesten bis zum Druß. Die russisch-englischen Abmachungen vom Jahre 1872 bis 1873, die mit der englischen Tripelch vom 24., der russischen vom 31. Januar 1873 ihren Abschluß fanden, wiesen Afghanistan alles Land am linken Drußufer zu; in Wafshan wurde derjenige Quellfluß des Surkash, welcher dem Pamir-Kulan (Orenthal ober Victoria) Zee entströmt, als Grenzfluß anerkannt. Damals hatte man sich im Laufe des hier Pandshah genannten Hauptstaates getaußt, und jetzt außerdem auch englisch-indische Karren unterhalb Nishtschidim alles Land am rechten Drußufer vom Badafschan ab und theilen es den noch unabhängigen Staaten Garan, Schjagan, Koffshan und Darwaz zu. Es erfordert noch eine besondere Uebereinkunft zwischen England und Rußland, damit nicht diese Länder zum Handelsplatz zwischen beiden Großstaaten werden und das Uebereinkommen von 1873 zu nichte machen, welches das ganze süd-

liche Ufer als Besitzthum der Afghanistan dem Einflusse Rußlands entzieht; noch würde Rußland sich eines Uebergriffes und Vertragsbruches schuldig machen, wenn es sich durch Uebereinkommen oder Gewalt der jemals des Druß gelegenen Gebirgsgehänge von Darwaz benutzte. Der Weg aus Badafschan nach Tadschikistan, dem Knotenpunkte aller Karawanenstrassen nach Peshawar (Tadschiken), Persien, Kaschgar und Afghanistan bietet eine Schwirrigkeit; über den Hindufsch führen aus Badafschan schwieriger, aber immerhin von Karawanen häufig begangene Passübergänge nach Tadschikistan und in diesem abwärts nach dem Kabulthale. Die Möglichkeit einer Verwicklung mit Rußland wegen Badafschans Ostgrenze birgt sehr für Britisch-Indien mancherlei Gefahren, zu deren Begegnung auch im betriebsigen Friedensschlusse mit Afghanistan Vereinbarungen getroffen werden mögen. Hauptfluß des Pändshens ist die Kofschah; das Klima ist gemäßig; Schner bedeckt zwei Monate lang das Hauptthal. Ackerbau findet nur in den Thalstößen statt; den Reichtum bilden Herden von Schafen und Pferden, letztere gelten als sehr ausdauernd. Viehthum waren schon im Alterthum die Tadschikern im obersten Kofschah-Thale in 2600 m Höhe; auch erziehbare Silberminen soll es geben; nennenswerth ist die Ausbeute an Eisenerzen, die in zahlreichen Schmelzöfen und Eisenhämern verarbeitet werden. Die Bevölkerung kann zu 100 000 bis 150 000 Einwohnern angenommen werden und besteht in der Mehrzahl aus Tadschik, d. i. Persisch Redenden; sie gehören der iranischen Abstammung des arischen Volkes an, die hier nach geschichtlichen Uebereinstimmungen und dem hohen Alter der iranischen Sagen-geschichte schon um 1000 v. Chr. Oberrind schon getreten sein muß. Seine Lage nahe dem Pamir-Gebirgsgebirge legt Badafschan seit Alters Einfallsthür türkisch, tatarischer Herden aus; wie in den Nachbarkländern wurden Ulpeten (Türken) das herrschende Volk. Die Ruwer bringen den Iskan, die gegenwärtigen Bewohner hin Schützen; eine Erinnerung an die frühere, altpersische Religion Zoroaster hat sich darin erhalten, daß der Badafschani noch heute ohne Roth Feuer nicht neu entzündet.

Unter Baber wurde das Land Bestandtheil des indischen Großmogulreiches; später in Anarchie zerfallend, wird es unter Aurengzib wieder dem Thron zu Delhi unterthan und Najar Mahomed als indischer Vassal zum Fürsten eingesetzt. 1765 fallen die Afghanen unter Schah Wali Khan ein und wollen als kostbarste Trophäe ein wirkliches Heub des Propheten heimgebracht haben. 1829 verworfen Ulpeten das Land von Kanduz her, führen Tausende in die Ebene; tritt fort und setzen einen der Thronen auf den Thron. 1850 setzte Dost Moammad, Fürst der Afghanen, den Ulpetenfürsten ab und übergab das Land an Moammad Beg aus dem alten Herrschergeschlechte. Seine schiedliche Regierung führte zur Empörung; bertrieben, wurde er 1869 durch eine afghanische Armee zurückgeführt. Dasselbe Spiel wiederholte sich im Winter 1873; der Fürst wurde wieder eingesetzt und regiert bis zur Stunde als Vassal von Afghanistan, an dessen Amir er einen Tribut von 162 000 Kar in Gold und 500 Pferden abführt. Erenküng war Dschahandar Schah; dieser stützte sich nach Turkestan, beunruhigte anfangs die Grenze, wendete sich schließlich unter die Turken und lebt jetzt unter den von Rußland abhängigen Nomaden.

Wafshan schließt sich Badafschan im Osten an. Hindufsch, Kufshan und Pamir-Hochthäler mit den sie trennenden Pamir-Ketten ragen in das Pändshen hinein; ethnographisch, geschichtlich und staatlich bildet Wafshan die Grenzschiede zwischen den türkisch-tatarischen und den arisch-iranischen Staatenbildungen. Das heutige Wafshan erstreckt sich drei Tagesreisen weit über die Wasserscheide am Pamir-

Khurd-Zee hinaus und umfaßt das Hochland, dem die vier Quellflüsse des Drua entspringen: der Jeshig und Akfa, die von Ursprung an zuerst gegen Osten fließen, und die beiden gegen Westen an den Seen Pamir-Kulan und Pamir-Khand abfließenden Bisse. Die Grenze von Wakhan liegt im Nordosten nahe dem 38. Breitengrade, im Südwesten bei 36½° nördl. Br., im Osten bei 71½°, im Westen bei 74° 50' östl. L. v. Gr. Nachbarstaaten sind: im Süden Tschital, Wakhsch, Jassin und Kumbhut; im Osten Sirkul, wo sich 1878 ein Anhänger der Chinesen als Vasallenfürst einrichten durfte; im Norden trennt das unbewohnte Steppenhochthal Aktischu Wakhan vom Thal des Murghab, von dessen rechtsseitigen Thalrand bereits russische Grenzpfähle hereinbliden; von 73° westlich bildet Schigman die Grenze. Das ganze Land ist ein Hochland, das zur Niederflössung nicht einladet; Wohnsitz finden sich nur im südlichen Hauptthale, Carhak in 3347 m Höhe ist der höchste ständig bewohnte Ort; Jishalscham am Drua, wo der Fluß bereits auf Badakhschan-Gebiet übergetreten ist, hat eine Höhe von 2651 m. Das Land wurde im April und Mai 1879 von den Engländern Oberstleutnant Gordon, Capitän Viddulph, Capitän Trotter und dem Geologen Dr. Stoliczka, einem Oesterreicher, Mitgliedern der forschenden Gesellschaft, nach Kaschgar bereist<sup>1)</sup>. Im Süden des Reiches sind die Dörfer ziemlich zahlreich. Weizen, Gerste, Bohnen und Erbsen sind Hauptfrüchte. Bei Sang in 2776 m Höhe reizen noch Reben und Apfeln, in Carhak ist aber kein Ackerbau mehr möglich. Wald fehlt, das Bauholz liefert die weiße Pappel, die zu ihrem Fortkommen einen geschützten Standort bedarf; Weiden und Gebüsch reifen am Flußufer dicht. Kuh und Schaf sind die nützlichsten Haustiere; die Pferde sind von unscheinbarer Größe, aber ausdauernd und sicher im Gange über Gebirgswege. Die anfängliche Bevölkerung schätze ich Rechen auf 3000; früher hätten starke Züge Kirgisen die Abweidung der Hochthäler vorgenommen und die rauhe Winterzeit in Wakhan verbracht; sie bleiben aber fort, seitdem die ständigen Herden und Kaufsüge der Schigani, Klai-Kirgisen und Kumbhut ihre Weidgründe unsicher machen. Trotter giebt folgende Beschreibung der Wakhand und ihrer Lebensgewohnheiten: „Die Völkergänge sind sehr verschieden, meist beobachtet ich eine jüdische Nase; ein Knabe stieg mir auf mit ganz griechischem Profile. Die Leute älteren rath und erklären die häufigen grauen Haare aus ungenügender Nahrung. Die Häuser sind ärmlicher als im Gebiet von Kaschgar und sichtlich so angelegt, daß der Wind nicht fühlbar wird, der jederzeit tholan<sup>2)</sup> oder obwärts heftig weht. Betritt man ein Haus, so gelangt man zuerst in den Stall, worin in der Regel einige Pferde oder Kühe stehen; durch einen schmalen langen Gang erreicht man die Wohnstube, ein kleines und schmuckloses Gemach. In der Mitte steht ein Herdofen aus ungetranntem Lehm, darüber ein Loch zum Abziehen des Rauches. Das Dach ist kuppelförmig und ist getragen von Holzstreifen, die rund um den Herd stehen. Nach allen Seiten öffnen sich Gemächer für die Familienglieder; die Weiber nehmen für sich den größten Raum in Anspruch und versehen es, die Männer in züchtiger Unterwürfigkeit zu halten. Die Männer tragen braune Wollensrüde, ebensolche Hosen, Stiefel aus Filz und Tuch mit sehr dicker Ledersohle, einen baumwollenen Turban in Weiß und Blau. Die Frauen sehen nicht besonders gut aus, haben aber ein angenehmes, gutmüthiges, chmüthiges Aussehen, tragen den Kuz der Männer und lassen die Haare in langen Flechten herabfallen. Man sitzt nirgends auf gestrickte Züch-

tigkeit oder ein Verflechten des Gesichts; als wir einst in einer Hütte Zuflucht suchten, blieben die Weiber im Gemach und blickten aus einem schmucklosen Brot aus Gerstentrog, der im Ofen unter häufigem Umwenden gar gebacken wurde. Die Männer sind gütlich und aufmerksam gegen die Weiber; was immer an Frühstück und Nachtigkeiten vorhanden ist, wird ihnen gereicht. Alle Leute sind arm; Schmutz ist nahezu unbekannt und außer dem Turban trägt man fast nur Gewürze und Kleidungsstücke der Hausindustrie.“ Alle Feldarbeit leisten die Männer.

Die Sprache erfährt neuerdings eine eingehende Behandlung und Vergleichung mit Nachbardialekten durch Shaw; sie zeigt in den grammatischen Formen große Ähnlichkeit mit der Sprache der Tarden in den obersten Thälern des Pamir. Shaw vermutet solchen Gleichklang auch in Tschiztal und Kmar; diese Völker müssen deshalb noch neten einander gewohnt haben, als die übrigen Theile des iranischen und arischen Stodes bereits ihre Wanderungen angetreten hatten. „Die Zusammengehörigkeit der Gebirgsbewohner von Wakhan, Sirkul, Schigman, Darnag und der Nachbartäler, die von ihren türkischen Nachbarn unter dem gemeinlichen Namen Gallscha zusammengefaßt werden, mit dem Badakhschan und dieser wieder mit den Tadjiken oder der iranischen Bevölkerung Centralasiens ist so klar, daß sie von allen Eingeborenen dieser Völkerstämme anerkannt ist. Andererseits erstrecken sich die Tarden, deren Sprache entschieden zu den indischen gehört, in der Nähe des Hindufußes hinab bis zum Indus und überstrecken diesen in Kaschmir. Vielleicht sind die Siabpoch-Kafir nur unbedeutere Tarden, und jedenfalls westlich bis zum Kowal-Passe deckt sich die geographische Wassertheile mit der Sprachgrenze.“ Die Sprache hat viele archaische Formen und Worte des Altperischen bewahrt und darf nach Shaw nicht als verderbtes Perisch betrachtet werden; die Schriftzeichen sind die arabischen<sup>3)</sup>. — Dagegen kennzeichnet den Charakter der Bewohner wie der Landesverwaltung. Durchgangspässe liefern hohe Einnahmen, die Grundabgaben sind hoch. Der Fürst residirt in Kila Panbsha, einem armenischen Fleden von nur 150 Einwohnern und einer starken Feste, die schon manchen Sturm der Badakhschani aushielt. Der Fürst mit dem Titel Mir zahlt Tribut an Badakhschan.

Der Ring unserer Wanderung um die Achse des Hindufuß-Gebirges ist geschlossen. Mit dem Vordringen russischer wie englischer Gesandtschaften und Heere in Asien beginnt jederzeit die Erforschung eines geographisch unvollkommen bekannten Abschnittes dieses weiten Kontinentes. Dazu ist in Afghanistan bereits der Anfang gemacht. Der russische General Stojetow mit seiner Suite sind die ersten Europäer, die von Turistan über die Damianpässe nach Kابل wissenschaftliche Instrumente trugen; im December des Vorjahres erklimmte die topographische Abtheilung des englischen Kavalkorps eine der Spitzen des Safed Koh, desjenigen Raumgebirges, welches das rechte Ufer des Kabulstromes bildet und nach von hier aus Winkelmessungen hinab nach Tschellatabad und nach den darüber hinaus sichtbaren Berggipfeln des Hindufußgebirges. Mit dem Vordringen einer Besatzungsarmee in Kabilthale und dem Vordringen der englischen Agentur im Gilgitthale beginnt jetzt die wissenschaftliche Erforschung der Hindufuß-Alpen.

<sup>1)</sup> Im Ubrigen muß auf die ausführliche Darstellung von H. A. Shaw verwiesen werden im Journal of the Asiatic Society of Bengal 1876, p. 139 — 278.

<sup>2)</sup> Vergl. „Globus“ XXXIV, S. 148 ff.



Die Beduinen Palästinas<sup>1)</sup>.

Man darf die schärfste Pauerbevölkerung Palästinas nicht mit den Beduinen oder Nomadenstämmen zusammenwerfen, welche in den wüstenreichen Landstrichen leben; die beiden Nationen sind ganz verschiedene Zweige des semitischen Stammes und erkennen diese Verwandtschaft auch selbst an. Der Beduine — oder, wie ihn der Bauer nennt, der Araber — spricht vom Fellah mit der größten Verachtung und nur in äußerst seltenen Fällen, wenn überhaupt je, kommen Mißgeburten zwischen ihnen vor, da beide Theile sich hie und da für entartet halten würden.

Die weite Wüste, welche den schmalen Strich kultivirten Berglandes umsäumt, auf dem die ansässige Bevölkerung lebt, ist das Reich des Arabers; von hier ausragt unablässig die Woge des Nomadenlebens an den Bergen der Fellahs, von hier aus rollen in Kriegsjahren bewaffnete Reiterheeren aus den Heiligthümern der großen Stämme im Osten und Süden dröhnend herein in die Grenzstädte und Dörfer ein, wie sie es schon in den ältesten Zeiten, von denen das Alte Testament berichtet, gethan haben. Doch scheint im Ganzen die ansässige Bevölkerung an Boden zu gewinnen, namentlich in Unter-Galiläa; in der Ebene Saron sind die Beduinen nur noch die Schoten ihrer Vorfahren, und nur wenige elende Zelte der „Vettern der Zigeuner“ (wie die Fellahs sie nennen) sind die Reste der einst so mächtigen Stämme, welche unter Aklil Agba der Schreden Palästinas waren.

Westlich vom Jordan fanna man die Beduinen nur schwer kennen lernen. Die großen Stämme wohnen vielmehr östlich vom Jordan, andere in der Wüste Tih; die Stämme des Jordanthales scheinen sich vielfach mit Regern vermischt zu haben<sup>2)</sup> und der der Taamirch ist von Fellah-Ursprung. Aber um ihrem Charakter nach allen Zeiten gerecht zu werden, müßte man eine Reihe von Jahren in diesen entlegenen Gegenden verweilt und einen der großen Stämme auf seinen Wanderungen begleitet haben, und deshalb beschränken wir unsere Bemerkungen auf die westlichen Stämme.

Diese dehnen ihre Wanderungen nicht über weitere Strecken aus, sondern beschränken sich auf kleine Districte mit sehr anerkannten Grenzen. So bildet Wädi Jusfa die Grenze zwischen den Nedai und den Nabeh; die Ebene von Jericho gehörte den Abu Nusair; in der Wüste Juda sind die beiden mächtigsten Stämme die Taamirch, welche Turbane tragen und Getreide säen, und die Tschahalin u. s. f. Innerhalb der bestimmten Grenzen hängen die Wanderungen eines Stammes über einen Strich Landes von 200 bis 400 engl. Quadratmeilen ab von der Temperatur, der Weide und dem Wasservorrath; von der einen Quelle ziehen sie zur andern, aus den geschädigten Thälern, ihrem Winteranfechtbalt, auf lustige Anhöhen. In unmittelbarer Nähe des Wassers schlagen sie das Lager nur selten an, wahrscheinlich weil sie die Fieberluft der Niederungen in der Nähe des Wassers kennen gelernt haben. Den Wasserbedarf für das Lager holen die Frauen oft aus einer viertel Stunde Entfernung in schwarzen Hüten (Schirah) auf dem Rücken oder auf kleinen

Felsen herbei. Die Hauptbedingungen für ein Lager scheinen Schutz und Ertragsreichthum zu sein, doch gehen sie bei der Wahl des Lagers nicht immer mit der nöthigen Vorsicht zu Werke, denn mehr als einmal hat ein plötzlicher Gewittergusch die Thalgärten überschwemmt, in denen die kleinen Lager aufgeschlagen waren, und eine ganze Niederlassung mit Menschen und Thieren entrückt.

Die spärliche Weide und der Wassermangel zwingen die Araber, sich in zahlreiche kleine zerstreute Lager zu theilen, deren größtes, gewöhnlich das des Scheichs und seiner Familie, den andern zum Sammelplatze dient. Die Zahl der Zelte bei den Arabern der Wüste Juda beläuft sich auf etwa dreißig mit ebensoviel Familien oder hundert Personen; ein großer Stamm, wie die Taamirch, zählt im Ganzen vielleicht tausend Köpfe oder dreihundert Zelte, der Durchschnitt beträgt aber nicht mehr als hundert Familien. Die Länge eines Zeltes schwankt zwischen 10 und 40 Fuß, und beträgt im Durchschnitt 20 bis 25; es ist jedoch weder eine Art Hütte noch ein Glodenzelt, wie man aus den gewöhnlichen Abbildungen schließen müßte, sondern ein langes schwarzes „Haus von Haar“, mit einem niedrigen, flachen Dache und offener Vorderseite. Das und Seitenwand bildet ein horizontales weißgestreiftes schwarzes Gewebe aus Ziegenhaar (Dohelied I, 16), dessen einzelne Stücke etwa 2 Fuß breit und 30 bis 40 Fuß lang sind, und die, je nachdem Sonne oder Wind es erfordern, leicht entfaltet werden können, so daß eine Zelte immer offen bleibt. Es ruht gewöhnlich auf neun Pfählen (Aommit), von denen die mittleren die längsten sind, je drei und drei zusammen, und wird durch Stricke und Holzpfähle gehalten, welche mit einem Hammer eingeschlagen werden (Richter IV, 21). Ein solches Zelt ist weit bequemer und zweckmäßiger, als man glauben möchte, denn wegen seiner geringen Höhe (7 Fuß im Durchschnitt) kann der Wind es nicht umwehen, und die schweren Decken lassen den Regen so wenig durchdringen, daß Kneutenant Conber es selbst bei heftigen Unwettern im Innern vollständig trocken gefunden hat. Im Winter leiden indessen die Beduinen doch viel an Rheumatismen. Im Sommer errichten sie sich mitunter Hühnerhütten, die kühler sind als Zelte. Die Ordnung der Zelte im Lager ist verschieden. Bei den Sagar, die nicht im Osten des Jordans lebenden Stämme, werden sie dicht neben einander in parallelen, etwa fünfzig Fuß von einander entfernten Reihen aufgeschlagen; bei den Taamirch und Tschahalin ist die gewöhnliche Form des Lagers ein Dreieck. Gewöhnlich beträgt die Entfernung zwischen zwei Zelten vier Fuß, so daß ein Lager von zwanzig Zelten einen Raum von zweihundert Fuß Länge und siebenzig Fuß Breite einnimmt.

Die Sprache der Beduinen gleicht mehr derjenigen der arabischen Stämme um Meffa, also der Schriftsprache, als der der Fellahs. Naturgegenstände haben bei ihnen nicht immer dieselbe Bezeichnung, wie bei den Fellahs, ebenso sind die alten Ortsnamen durch umschreibende Benennungen ersetzt, während die Fellahs dieselben besser bewahrt haben. Auch sprechen sie unter einander einen Slang, der aber wegen der lauberdwischen Ausprägung nicht dem völlig unverständlich bleibt, der mit den Eigenschaftswörtern des Hebräisches wohl vertraut ist.

Sie sind schlau, aber verschlossen; sie verbergen unter der Miene von Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit eine sehr scharfe

<sup>1)</sup> Nach Claude R. Conder, Tent Work in Palestine, London 1878. Vergl. „Giesbus“ XXXIV, S. 359 und 376.

<sup>2)</sup> Im Orteloge des Arabien-Scheichs Giesbus ist es selbst einmaldem Lager, auf welchem derselbe große Stille zu halten schien, und hieß von einem Stamme Arabi-el-Hid, der ganz aus weggelassenen Regern bestehen soll. R. R.

Beobachtungsgabe, und nichts ist ihnen unangenehm, als lächerlich gemacht zu werden. Sonder hat oft gesehen, wie ein neben ihm gehender Beduine sorgfältig jeden Stein am Wege prüfte, und wie das geringste Zeichen von Leben, ein Vogel, eine Gazelle oder eine ferne Gestalt, lange bevor der Reiter etwas bemerkt habe, seine Aufmerksamkeit erregte. Der Reisende, der ein Lager zur Nachtzeit besucht, muß seine Wirtze für zu träge halten sich zu bewegen; erwacht er aber aus einem Schlummer, so sieht er zu seinem großen Erstaunen diese ersten, gewöhnlichen Gestalten wie Tischfüßchen hüpfend oder wie Katzen freudig sein Gepäck inspizieren oder feinen Schlaf beobachten.

Vor einem Angriff versichern sie sich stets, daß sie in der Nechzahl sind; ziehen sie aber trotzdem den Kürzern, so verbergen sie sich hinter den Uebenheiten des Bodens in einer Weise, die die Bewunderung jedes Militärs erregen könnte. Ihr Wort halten sie ehrsüchtig und ihr Gesetz der Gastfreundschaft befolgen sie streng und ritterlich. Der Werb eines Gastes, der in ihrem Lager Saß gegessen hat, ist unbelohnt, und das Leben eines Europäers unter den Arabern ebenso sicher, wie in einer großen europäischen Stadt. Diejenigen, welche fern von dem werberischen Einfluß der Städte leben, sind wegen ihrer höflichen Benehmens berühmt. Dagegen haben die Grenzflüchtlinge, unter denen Couder lebt, durch ihren Verkehr mit den Bauern viele schlechte Eigenschaften angenommen, namentlich sind sie sehr tobgerig geworden. Die Feindseligkeit, welche sie Fremden gegenüber an den Tag legen, ist eine Folge der unceremoniellen Weise, in welcher jene ohne ihre Regeln von Höflichkeit und Etiquette zu beachten ihr Land betreten.

Man würde sehr irren, wenn man die Araber für ein barbarisches oder uncivilisiertes Volk halten wollte; nur haben sie eine eigenthümliche Civilisation, Gesetze und Regierungswese, welche für ihre Bedürfnisse passen. Ihr Leben ist das getrene Abbild der patriarchalischen Regierung eines kleinen und nicht in complicirten Verhältnissen lebenden Volkes. Die Würde des Schicks oder Häuptlings ist zwar gewöhnlich erblich, doch gehört man ihm nur, weil er sich in den Ruf der Weisheit im Rath und der Tapferkeit im Felde zu bringen verstanden hat. Er vertritt den Stamm in seinem Verkehr mit anderen Arabern oder den nominellen türkischen Gouverneuren und das oft mit bewundernswürdigem Takt und Weisheit. In seiner Hand liegt die Entscheidung über Leben und Tod, über Krieg und Frieden, und wenn er seinen Stamm nicht durch irgend einen Fehler verlegt, so ist er schnell und allgemeines Gehörtsam sicher. Die Hauptpflichten der Keltellen bestehen in der Vermittelung von Streitigkeiten, von Beiträgen mit anderen Stämmen und in der Schlichtung von Streithelien, welche ihnen regelmäßig vorgelegt werden.

Die Tracht der Beduinen ist so einfach, daß sie wahrscheinlich seit den Tagen Abraham's unverändert geblieben ist. Sie tragen dasselbe Hemd wie die Fellahs und gewöhnlich auch die Abdo; ihr Kopfbedeckung ist dagegen die Kufsch, ein feinerer oder baumwollener Schawl von etwa einer Quadratel Größe mit Fransen an zwei Kanten, der diagonal zusammengeklappt und mit der Spitze des Dreiecks nach hinten auf den Kopf gelegt wird. Ihn hält ein schwarzer Strid aus Haaren oder Schmitzen (Kghal), welcher zweimal um Stirn und Kopf gewunden wird und hinten fast im Gesichte liegt. Diese Kopfbedeckung, die Gender fast vier Jahre lang ausschließlich getragen hat, ist außerordentlich bequem und praktisch; der Strid um die Schläfe schützt vor Sonnenlicht und die Enden des Schawls können zum Schutz der Augen über das Gesicht gezogen und in dem Kghal befestigt

werden<sup>1)</sup>. Auch die Sandale verlangt eine besondere Schilderung. Sie ist das Skelet eines Schuhs mit leichter Lederhülle. An dieser ist vorn ein Riemen angebracht, der zwischen der großen und zweiten Zehe durchgezogen, unter dem Knöchel und über dem Haden um den Fuß gelegt, fest angezogen und mit einem Lederknopf und je zwei Leisten an den Seiten befestigt wird. Diese Fußbedeckung vertritt den Schuh vollständig und ist entworfen dieselbe Sandale, wie sie in der Bibel beschrieben wird.

Der Araber ist bewaffnet mit dem kurzen, geraden Schwert (Seif); der Lange (Kumsh), welche auch in der Bibel erwähnt wird, und der langen, mit Messing beschlagenen Steinwaffen (Sint) (Sard), zu der das Pulver in einem am Gürtel befestigten Widerhorn getragen wird. Bogen, Wurfspeer und Schild sind jetzt, wahrscheinlich in Folge der Einführung von Feuerwaffen, verschwunden, obwohl sie im fünfzehnten Jahrhundert noch erwähnt werden. Helm und Panzer sind dagegen bei den stämmen noch im Gebrauch. Ersterer ist eine leichte Eisenmütze (Kub'ah) mit einer Spitze und einer dünnen Platte zum Schutze der Nase; letzterer ein ziemlich schwerer Kermelrod aus dicht gewebten Wingen, der bis auf oder noch über die Knie herabfällt.

Die Frauen sind bei den Arabern meist abgeflochten als bei den Bauern, und jedes Zelt hat sein Darin oder Frauen-gemach. Vor Fremden erscheinen sie stets sorgfältig verschleiert; doch sind sie geachteter als bei den Fellahs, und eine Gressin wird nicht selten im Rath zugelassen und wird eine Nacht im Staate. Ihre Tracht ist außerordentlich steif, und es ist ein imposanter Anblick, wenn sie in langen, schleppenden Gewändern mit weiten Ärmeln durch das Gras schreiten. Wermerwürdiger Weise sind sie höflich, während die Männer sehr fin. Ueberdies sind sie stark tätowirt, und die Unterlippe ist blau gefärbt, um die Zähne besser hervortreten zu lassen. Ein buntesfarbiger Schawl, der das Gesicht verhält, wird über dem Haupte zusammengewunden und läßt nur Nase und Augen frei; bei Frauen ist auch das schwarze, lockige Haar verbergen, während die jungen Mädchen es offen tragen. Das Unterkleid ist indigofarben, das obere gewöhnlich bunzel ostvengiln, sehr weit, mit großen Kermeln und vorn offen. Sie tragen alle vorzüglich, und die Männer nehmen auf ihren Klauzigen stets eine oder zwei junge Frauen mit, welche die Küche besorgen müssen. Das Korn wird von ihnen auf einer steinernen Handmühle gemahlen und dünne Kuchen ungeflauten Brotes aus dem Mehl gebacken; Butter und Käse bereiten sie, indem sie die Milch in einer auf Stöden hängenden Haut schütten.

Der Reichthum der Araber besteht in ihren Herden, Ziegen- und Kuhherden und Kamelen, und die ungeheure Menge von Thieren, welche in der anscheinend öden und wasserlosen Wüste weidet, ist erstaunlich. Die östlichen Araber sind stolz auf ihre kleinen, leichteren, aber ungemein ausdauernden und muthigen Pferde; weßlich vom Jordan sind dieselben aber sehr selten. Die Stuten werden fast nie verkauft und gehören oft mehreren gemeinschaftlich. So kam man den „Kopf“ einer Stute kaufen, d. h. sie unter der Bedingung erwerben, daß man jedem Eigenthümer des „Körpers“ und des „Schwanzes“ ein Füllen ansetzt.

Nur selten greifen die Beduinen einen benachbarten Stamm an, lieber ziehen sie einige Tagereisen weit und rufen dann mit ihrer Beute so schnell zurück, als sie gewonnen sind. Diese Raubzüge oder Ghayd sind die wichtigsten Er-

<sup>1)</sup> Im Winter tragen sie unter der Abdo und über dem Hemd noch eine, auch siegertoft gefärbte Schafschafte mit den Haaren nach innen.

eignisse ihres Lebens; dann ist ihre affektirte Gleichgültigkeit verschwunden, und jeder Ghazi oder „Kämpfe“ sucht den andern in verwegener Thaten zu überreffen. Eine Beduinenschar, welche die langen Paganen über dem Kopfe schwingend, daher gesprangt kommt, gewährt einen außerordentlich malerischen und imposanten Anblick.

Viel Vergnügen verlangt der Araber in Friedenszeiten nicht, er sitzt am liebsten ruhig da, raucht und trinkt Kaffee. Aegyptische Tänzerinnen treten nur unter den vornehmen Stämmen auf, dagegen ergötzen sich alle Stämme gelegentlich an Fantasia's \*)). Die interessanteste Fantasia, welche Conder sah, war der ihm zu Ehren in Engedi veranstaltete Schwertkampf, in dem panionimisch der Kampf eines einzelnen Hebers gegen eine Heberzahl dargestellt wurde. Zum Schluß sang der siegreiche Held den Kufim des „Konsul Kabilan“ und spielte in zarter Weise auf das erwartete „Beschieß“ an, worauf die vier anderen Tänzer im Chor und aus vollem Organe einfielen. Während dieses seltsamen Tanzes saß der Scheich des Stammes in geringer Entfernung und betete, ohne daß ihn der Lärm zu stören schien, und ohne daß man in den beiden Beschießungen zu gleicher Zeit etwas Auffallendes gefunden hätte.

Das ist das einfache Leben der arabischen Stämme, wie es, wenn wir von der Einführung des zum allgemeinen Genußmittel gewordenen Tabaks und des Pulvers absehen, seit den Tagen Abrahams's unverändert geblieben ist. So ohne Zweifel jag jener Patriarch mit seinen Herden und Dienern hin und her, so führte er Krieg, und so trat er mit den umliegenden Stämmen in Unterhandlung.

Die Beduinen sind sehr fromm und halten die vorgeschriebenen Gebetsstunden viel genauer inne, als die Heiden?); ist Wasser vorhanden, so waschen sie sich vor dem Gebete Hände, Arme, Beine und Gesicht, so daß die Führer Lieutenant Conder durch ihre übertriebene Frömmigkeit mehr als einmal in seinen Aufnahmen aufgehalten haben. Die Stämme östlich vom Jordan sollen den Mond verehren und verschiedene noch mehrwörtigere religiöse Gebräuche haben, doch hat Conder bei den Stämmen, unter denen er lebte, etwas Hehnliches

nicht bemerkt. Ihre Traditionen beziehen sich namentlich auf die Abstammung ihres Stammes und sind durch die mündlichen Ueberlieferungen häufig ins Ungewöhnliche übertrieben. So soll z. B. bei Bericho Umán Kfi, der Gefährte des Propheten, mit Abu Weibeh ibn el Scherrah gekämpft haben, der ein wohlbekannter moslemitischer Führer aus der Zeit Omar's war und Jerusalem eroberte.

Die Beduinen verehren die Gräber ihrer eigenen und manchmal auch die der Vorfahren anderer Stämme. So zeigt man in dem „heiligen Thal“ bei War Sába die Gräber der Vorfahren der Abu Kafir, welche, wegen ihrer Heiligkeit herümt, wie eine Art Derwische unter den fliegenden Beduinen herumzogen und von der ägyptischen Regierung irtzhümlich hingerichtet wurden; jeder Araber, der dieses Thal betritt, küßt die Grabsteine mit den Worten: „Verzeiht, ihr Gefegneten.“ Ebenso saub Conder etwas nördlich von Engedi die Gräber einiger von Ibrahim Pascha massacrirter Kufshäide, deren hohe Grabsteine sich Führer ebenfalls andächtig küßten.

Noch verdient die Sitte der Beduinen hervorgehoben zu werden, ihr Eigenthum, wie z. B. Kamel, mit dem Wem oder Stammzeichen zu versehen. Jeder Stamm und jede Abtheilung eines Stammes hat ein besonderes; die Kufshäide haben einen Kreis mit einem Kreuze, ähnlich dem astronomischen Zeichen für Mars; die Dschähalin ein T, ein Kreuz oder ein C mit einem Punkt in der Mitte; die Tiajah zwei parallele Striche; die Qullam drei u. s. w. (Vergl. darüber Wehlein's Mittelteil, „Glossus“ XXXII, S. 255.)

In vielen Orten sollen nach der Sage Schätze vergraben liegen und durch Beschörungen gehoben werden können, und man scheint in der That früher, wie ja auch jetzt, noch Gold sehr häufig vergraben zu haben. Wenigstens findet man zu Zeiten solche Stellen, und Conder warben im Winter 1873 eine Anzahl bei Jericho gefundener Schätze nach Jerusalem gebracht. Doch lassen die Araber in einsichtiger Ueberlieferung in jeder Ruine Schätze vergraben liegen. Ebenso glauben sie allgemein, daß die Wüste früher bebaut und wasserreich gewesen ist, weil auf dem ganzen Plateau westlich vom Todten Meere Ruinen früherer „Weingärten“ liegen, wie sie selbst das römische Lager zu Masaba nennen. Dieser Umstand unterstützt ihre Ansicht, ebenso wie, daß die von Salomo erwähnten „Weingärten von Engedi“ verschwunden sind, daß von den Palmen zu Jericho nur noch zwei stehen und von den Zisterneanlagen der Kreuzfahrer in den Ebenen des Jordanthales nichts sich erhalten hat, als die Ruinen ihrer Wästen und Wasserleitungen. So bedeutend, als die Beduinen glauben, ist indeß die Veränderung in der Ertragsfähigkeit des Landes nicht gewesen, denn die Wüste heißt auch in der Wüste „Wüste“, und das Plateau am Todten Meere ist das alte Tschesimoon oder „Einöde“.

1) Sprich das z wie weides a. Das Wort ist offenbar italienischen Ursprungs und von den Fremten eingeführt.

2) Groß war die Freude der 1870 am bestellenden Abwärt-Schicks, als wir ihnen mit Hilfe des Kompaß die Richtung auf Weite angeben konnten. Als ich zu Fuß die Stadtmauern von Gerela (Widerich) aufnahm, begleitete mich einer von ihnen und benutzte die Zeit, während welcher ich Gebäude vor der Stadt, Gortopfar u. s. w. besichtigte, zum Beten. Was ich vorangehritten, so wurde aber er keine Verschüttung und kam nach, und so oft wie die Richtung wechselte, ließ er sich jedesmal von Neuem mit Hilfe des Kompaß die ungefähre Lage Weites zeigen. In dieser Weise betete er sich um die halbe Ruinenstadt herum. M. K.

## Aus allen Erdtheilen.

### A f i e n.

— Wie das „Nowoje Wremja“ erzählt, soll in diesem Sommer eine Expedition nach dem russischen Innerasien geschickt werden, die aus je einem Ingenieur, Flottenoffizier, Mathematiker, Naturforscher, Archäologen, Geologen, Künstler, Korrespondenten und Topographen zusammengesetzt sein soll. Unter den für diese Expedition bereits designirten Personen befindet sich der Oberst des Generalstabes Graf

Roslowcow, der Ingenieur Spjapunow, der Oberstlieutenant der Artillerie Lunzkwitsch, der Art Waligki und der Kapitän-Lieutenant Sadow. Dieser Expedition ist vor allen Dingen die Aufgabe gestellt, die Linie für die zu erbauende mittelasiatische Eisenbahn zu erforschen und festzustellen, ob das nöthige Bau- und Baumaterial vorhanden und zu welchem Preise es zu haben ist, sowie auch ob die nöthigen Arbeiter zu haben sind und welchen Lohn sie beanspruchen. An diese Aufgabe schließt sich eine zweite an; es

ist dies die Erforschung des Amu-barys. Es soll seine Schiffbarkeit genau untersucht und erforscht werden, ob es möglich ist, den Strom wieder in sein altes Bett, den Ussaj, zu leiten. Es sollen bei dieser Gelegenheit sowohl alle Stromschnellen im Amu-barys wie auch alle Dämme und Hindernisse im Ussaj untersucht und über beides eine genaue Karte aufgenommen werden. Gleichzeitig sollen alle am Ströme liegenden Städte sowie alle an ihm und am Ussaj liegenden Ruinen, alle alten Strömbetten des Amu und alle ehemaligen Bewässerungskanäle am Ussaj genau erforscht werden. Die Expedition hat außerdem barometrische, hypsithermometrische und astronomische Beobachtungen auszuführen, Sammlungen von Pflanzen, Mineralien, Thieren und Alterthümern anzulegen, Zeichnungen der interessantesten Gegenden anzufertigen und ein eingehendes Tagebuch zu führen. Die Expedition wird vom Flusse Irtys bis Karatagaj am Syr, Taldkent und Samarland an den Amu-barys reisen und soll in China Eingeborene zu ihren Verabnehmungen herbeiziehen, um die Art und Weise der Bevölkerung in diesem Lande kennen zu lernen. Am Ussaj sollen dort nomadirende Turkmenen über ihre Ansicht bezüglich der Ursachen befragt werden, weshalb der Amu-barys in sein altes Bett verfallen hat; auch soll ihre Meinung über die Möglichkeit der Zurückleitung des Stroms in sein altes Bett, ohne daß jedoch hierdurch China geschädigt wird, gelehrt werden. (A. K.)

— Die englische Gesellschaft zur Erforschung Palästinas (Palestine Exploration Fund) beschließt, nachdem sie das ganze Westjordanland hat anschauen lassen, eine spezielle Expedition nach Galiläa zu senden, um die Lage der Städte Kapernaum, Bethsaida und Cherasin wenn möglich genau festzustellen. Als Arbeiten der Expedition sind in Aussicht genommen: Ausgrabungen in Chün-Minje (welches manche für Kapernaum halten), Tell Hām (wahrscheinlich Kapernaum), Keriva (wahrscheinlich Cherasin) und an der Mündung des Jordan in den See Genesareth, in zweiter Linie an anderen dazu geeignet erscheinenden Punkten der Westküste des Sees; Vermessung und Aufnahme der Hüfste; Untersuchung und Sammlung der Ueberreste der „weißen Synagoge“ zu Tell Hām, in welcher wahrscheinlich Jesus oft gelebt hat; naturwissenschaftliche, besonders geologische Untersuchung der Gegend, photographische Aufnahmen und Münze. Die Kosten sind auf die runde Summe von 2500 Pf. St. berechnet und sollen durch besondere Sammlung aufgebracht werden. — Gleiche Zwecke mit jener englischen Gesellschaft verfolgt bekanntlich der Deutsche Palästina-Verein; jedoch er über die nöthigen Mittel verfügt, wird er eine ähnliche Aufgabe in Palästina in Angriff nehmen. Der Verein findet zwar Unterstützung von manchen Fürsten und Ministern, aber im großen Publikum hat weitem nicht den Anklang, den er verdient. Wir bitten wiederholt und dringend um Unterstützung desselben, eine Bitte, welche sein Zweck, die nähere Erkundung eines der historisch wie naturwissenschaftlich interessantesten Länder der Erde, wohl hinreichend rechtfertigt. Für 10 Mark Jahresbeitrag erhalten die Mitglieder die bödest gebozene und reich mit Karten und Münzen ausgestattete Vierteljahrsschrift des Vereins. Anmeldung bei Hc. Günke, Leipzig, Zeitungsstraße 22 h, oder Prof. Socin, Tübingen.)

— Von der illustrierten Spamer'schen Bibliothek der Länder- und Völkertunde ist der zweite Theil von „Die heutige Türkei“ (s. „Globus“ XXXII, S. 308), den asiatischen Theil behandelnd, erschienen unter dem Titel: „Die heutige Türkei. Schilderung von Land und Leuten des Osmanischen Reiches in Asien, vor und nach dem Kriege von 1877 bis 1878, mit Berücksichtigung der arabischen Halbinsel. Herausgegeben von E. G. Beck“ (Leipzig 1879). Wie der erste, so zeichnet sich auch dieser Theil durch eine sehr umfassende und eingehende Benutzung der neuesten Quellen für Text und Illustration aus. Für die Inselwelt z. B. finden wir v. Edder (Kreta, Cypern), Seiff, Güeric, Gunge, Scher-

zer, Braun, ferner Petermann's Mittheilungen, die Angeltungen Allgemeine Zeitung, und hier wie sonst werden unsere Leser manchem alten Bekannten aus den Spalten des „Globus“ begegnen. Für das im Verhältniß zu seiner Größe und Bedeutung etwas kurz behandelte Anatolien genügt es, als Genossenschaftsmänner v. Wolff, Rabbe, v. Tschichow, v. Ziehmans, Starb, Murad Ghebi, Hirschfeld und Kalkus zu nennen, für Armenien einige wenige der schon genannten v. Barthhausen, Derolle („Globus“, Bb. XXIX und XXX), selbst H. Kiepert's alte Geographie wird hier wie sonst citirt; dann Cornhill Magazine, Ausland; für Mesopotamien Helfer, Gerndt, der „Globus“, Socin, Bruns, Ritter's Asien u. s. f.; für Palästina und Syrien Graud, Heugelin, Socin-Bühner, für Arabien Karl Ritter, v. Wrede, v. Walsan, Socin-Sprenger, v. Krenner, A. Lehmann u. s. f. Man sieht, es fehlt wohl nicht einer, der auf Berücksichtigung Anspruch erheben darf, und deswegen kann das schon angeführte Buch zur Orientirung empfohlen werden.

— Prof. J. Schierrn in Kopenhagen hat neuerdings eine Abhandlung „Sur l'origine de quelques traditions ottomanes“ veröffentlicht, worin er sich besonders mit dem Ursprunge des türkischen Halbmonds beschäftigt und die verbreitete Tradition, daß derselbe griechischer Herkunft sei, widerlegt. Auf den Wänden des alten Byzanzion erhebt sich nämlich als dessen Wappen der Halbmond der Hygie, die als Schutzgöttin der Stadt galt, und es ist allgemeine Ansicht, daß die Türken ihn bei der Eroberung Konstantinopels kennen lernten und annahmen. Diese Ansicht vertritt schon Trifan de Saint-Arnaud in seiner Allgemeinen Geschichte der römischen Kaiser (Paris 1644), dann J. v. Hammer, Hist. Warburton und andere. Dagegen weist nun Schierrn nach, daß 1453 der Halbmond als Stadtwappen längst in Konstantinopel vergessen war, daß vielmehr die byzantinischen Kaiser ein goldenes Kreuz im roten Felde (mit wechselnden Abzeichen je nach der Dynastie) im Schilde führten, daß die Türken bei ihrer Verdrängung alles christlichen Wesens nie daran haben denken können, sich ein Wappen herüberzunehmen, und daß sie die den Halbmond lange, ehe sie nach Europa kamen, führten. Schierrn weist dies Abzeichen z. B. schon bei Orhan (1326 bis 1360), ja bei dem scharfesischen Sultanen Muhammed I. (1192 bis 1200) nach; schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts wird es auf den Standarten der Tataren Tschingischang's erwähnt, muß also durchaus als ein alttürkisches Symbol betrachtet werden. Ebenso erklärt Schierrn das Institut der heulenden und tangenden Derwische, welches von Hammer und von Doln auf die Tänzer der samaritanischen Mysterien oder die Kubelepiester zurückführen, als echt alttürkisch, und rückt ihre Zusammenfassung in den Schömannen der Höljen und Jafuten.

— Auf S. 112 dieses Bandes war nach „Nature“ das Gerücht verzeichnet worden, daß sich die meisten Mitglieder der holländischen Sumatra-Expedition bereits auf der Rückreise nach Europa befänden. In dieser Hinsicht ist die Nachricht falsch. Vielmehr hat sich damals das Gerücht, somit in Holland wegen Rangels an Wittern lediglich genügt gesehen, den mit zoologischen Arbeiten beschäftigten Herrn Suetleiman zurückzubringen; derselbe hat seine Rückreise glücklich bewerkstelligt und über 60 Stücken mit allerlei Sammlungen, mehr als 400 ethnographischen Gegenständen, Zeichnungen, zoologischen und mineralogischen Objecten u. s. w. heimgebracht. Die Herren van Hasselt und Bock gehen gegen setzen ihre Arbeiten, welche schon über ein bedeutendes bisher unbekanntes Stück des Innern von Sumatra Licht verbreitet haben, fort, nur haben sie sich ein anderes Forschungsgebiet, nämlich die südlichen Zuflüsse des Batang Hari oder Hinkes von Djambi, etwa zwischen 2° und 3° Ndl. Br., erworben, während sie bisher an besten nördlichen Quellen zwischen 1/2° und 1 1/2° Sdl. Br. thätig waren.

### Afrika.

— Dem *Manchester Guardian* wird von keinem Bericht-erstafter in London gemeldet, daß die Regierung gelte das Angebot der Eastern Telegraph Company und der Telegraph Construction Company zur Legung eines Telegraphen-kabels von Aden nach Durban in der Hauptsache angenommen habe und daß die Arbeiten nunmehr unverzüglich beginnen würden. Die Unternehmer haben infolged 2000 engl. Meilen Kabel fertig liegen, davon 1500 Meilen bereits in Schiffen verpackt, welche alsbald in diesem Zwecke verwendet werden können. Eigentlich war dieser Draht zur Verdoppelung des australischen Kabels nach Penang bestimmt, doch ist den Unternehmern an dieser Arbeit genügende Zeit gelassen, so daß sie inzwischen neuen Draht anfertigen können. In der Strecke von Aden bis Durban oder Port Natal sind im Ganzen nicht weniger als etwa 4000 Meilen Kabel nötig. Die Kosten werden auf etwa 1500 000 Pf. St. geschätzt. Die Legung verpricht sich ohne allzu erhebliche Schwierigkeiten ausführen zu lassen, da die Küste dazu im Allgemeinen günstig geformt wird. Die erste Strecke, von Durban bis Zanzibar, soll bis Mitte Juli fertig werden. Es bleibt dann noch die Strecke von Aden bis Zanzibar, welche schnellere Dampfschiffe in etwa sieben Tagen zurückzulegen vermögen. Von Durban geht ein Landtelegraph weiter nach der Kapstadt und anderen wichtigen Punkten in Südafrika. Während die Strecke bis Zanzibar gelegt wird, soll an der Herstellung der schwebenden Kabelbrücke fleißig gearbeitet werden, so daß die ganze Strecke spätestens bis Mitte November fertig werden kann. An den wichtigsten Punkten, unter anderen Zanzibar, Mosambique, Sofala und Delagoabai, sollen Stationen errichtet werden. Die Unternehmer beabsichtigen die Sache als ein Privatunternehmen zu betreiben, indessen mit einer Garantie der interessirten Regierungen auf die Zeit von 20 Jahren und in einer Gesamthöhe von 50 000 Pf. St. im Jahre.

— Die „London Missionary Society“ hat Briefe von Mr. G. G. Gore, dem wissenschaftlichen Mitgliede ihrer Mission in Ostafrika an der Tanganjika-See (vergl. S. 30 dieses Bandes), erhalten, welche von Mitte September und October 1878 datirt sind. Danach hat die kleine Gesellschaft durch den am Schlagflusse erfolgten Tod des Rev. Thomason einen schweren Verlust erlitten. Von besonderem Interesse in jenen Briefen ist, daß nach Angabe der Araber das Gras im Luaga (den Cameroen bekanntlich als Anstalt des Tanganjika-Sees anlag, während Stanley für die Zeit seiner Anwesenheit das bestritt) in Folge des Anstehens des Sees während der letzten Regenzeit fortgeschwemmt wurde und der Luaga jetzt in der That ein aus dem See stiehender Strom ist. Einer der Araber, Abdallah, behauptet, auf demselben nach dem Kamalombo-See hinausgeführt und mit den Eingeborenen sündlich zusammengetrieben zu sein. Da Dr. Gore das beste Votum in Ostafrika gemeldet hat, um das Südrande des Insel-Rückfalls weitere Aufschlüsse erhalten. — Schimmer ist es einer Karavane der „Church Missionary Society“ ergangen, welche sich auf dem Wege nach dem Victoria Nyanza befand: sie wurde von herumstreifenden Räubern, den bekannten Kaga-raga Ostrifras, überfallen, wobei ihr Anführer, Mr. Verrolo, und 62 seiner Leute erschlagen wurden.

— Die sogenannte Internationale Expedition in Afrika, welche jeden ihr Mitglied, Lieutenant Bantier, durch den Tod verloren hat, wird ihr nächstes Augenmerk darauf richten, in Kiangone am Kongo eine Station zu

errichten. Eine zweite denkt die Internationale Association an Tanganjika anzulegen. Um die ersten Verbesserungen dazu zu treffen, ist Lieutenant Dattals schon Anfang Februar nach Zanzibar abgegangen. Zum Chef der neuen Expedition ist der belgische Generalsleutnant Hauptmann Popelin und zum Naturforscher der Dr. med. Van den Hende bestimmt. Für die Verbindung der Beziehungen zwischen Tanganjika und Küste rechnet man namentlich auf die deutsche Afrikanische Gesellschaft.

— Die Nachrichten von der englischen Missionstation Planture (auf dem Hochlande östlich der Wachung-Berge im Schire, nach einer Bestimmung Carr's in 16° 45' süd. Br. und 35° 14' östl. L. Gr.) lauten an anderer Stelle günstig, sowohl was die Gesundheit als den Erfolg der Missionäre als das äußerliche Gedeihen der Station anlangt. Es wurden verschiedene neue Gebäude angeführt und ununterbrochen an der die Wasserfälle des Schire umgebenden Straße gearbeitet. Da die 31 Röhre starke Windstürme der Station gut geübt, so wollen die Missionäre auch Pferde einzuführen versuchen. Der Stationsarztner Buchanan macht interessante Klimatisationsversuche. Von Edinburgh aus überlandete Kaffee- und Theerplanen gebrüht sehr gut, ebenso Jams von der Insel Geolon und Prachtböden aus dem Kaplande. Die Weintraube kommt in Planture sehr gut fort, und dies Jahr wird man dort schon einen angebundenen Weinberg sehen können. Von England und Schottland aus sind wieder mehrere wertvolle Sammlungen von Pflanzen, Frucht-bäumen und Sträuchern für Planture unterwegs. — Auch ein neuer Fußdampfer ist an der Mündung des Zambezi angekommen, um auf diesem Flusse und dem Schire Transportdienste für die Mission zu leisten.

(Nach „Aus fernem Osten“.)

— Der *Revue de Géographie* meldet, daß Herr Goffin von der *Compagnie Firma Remond et Goffin* eine französische-Afrikanische Handels-gesellschaft begründet hat, welche ihr Hauptquartier an der Mündung des Volta auf der Goldküste, also auf englischem Grund und Boden, aufzuschlagen gedenkt. Hierbei sei gleich des Verächtlichen erwähnt, daß Frankreich Dabome unter sein Protektorat zu stellen beabsichtigt (?).

— Die „Church Missionary Society“ hat seit dem letzten Sommer ein eigenes Dampfschiff „Henry Benn“ auf dem Niger stationirt, welches am 8. Juni an der Mündung desselben, dem sogenannten River Nun, angelangt ist und seitdem den Verkehr zwischen dem etwa ein Dutzend an Zahl betragenden Missionstationen versieht. Seine Unterhaltungs-kosten verdient sich der Dampfer selbst durch gelegentliche Transporte für dort handeltreibende Kaufleute und Handels-gesellschaften (z. B. die West Africa Co. und die Central Africa Co.). Auf dem Kwoza, dem westlichen Hauptarme des Niger, ist der „Henry Benn“ bis Schonga, circa 170 engl. Meilen von dem Zusammenflusse des Kwoza und Binné, vorgedrungen, auf dem Binné bis Jimabe und Amaran, circa 60 engl. Meilen weit; es liegt in der Rücksicht bei dort verbleibenden Hülfsloshen Crowther, demnach eine erstehende Fahrt zur Erforschung des noch unbekannten Oberlaufes des Binné anzutreten. Der französische Forschungsreisende Graf de Semele, über den seit langer Zeit nichts verläutet ist, als die noch unbestätigte Nachricht von seinem Tode, und dessen Gelehrtes Buche sich sowohl auf den Stationen wie auf dem Dampfer bereitwillig aufgenommen werden. — Paul Sollicit hat nach den letzten Nachrichten auf seiner Reise von S. Louis in Senegambien nach Algerien die Stadt Segou am Niaba oder Niger erreicht (vergl. „Globus“ Bd. XXXIV, S. 520).

Inhalt: Nach dem Red River der North. IV. (Mit vier Abbildungen). — Die Stellung der englischen Regierung an den Eingeborenen Ostafrikas. (Mit zwei Abbildungen). — Emil Schlagintweit: Die Hinduksch-Alpen. III. (Schluß). Die Behaimen Palästinas. — Aus allen Erdtheilen: Wien. — Afrika. — (Schluß der Redaction 24. März 1879.)

# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXV.



№ 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Audree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von  
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten  
zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1879.

## Nach dem Red River of the North.

(Nach dem Französischen des Herrn de Lamothé.)

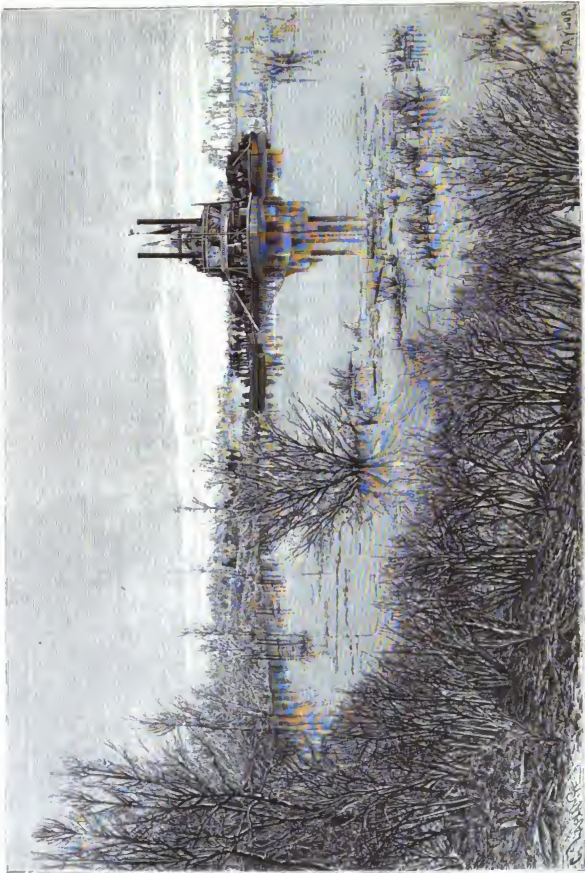
### V.

Die zweite Hälfte des Septembers benutzte Lamothé dazu, in Winnipeg alles Material über jene Gegend, dessen er nur immer habhaft werden konnte, zusammenzutragen und zu studiren, und versuchte, sich darüber ein Urtheil zu bilden, welche Vortheile französische Auswanderer in Canada und besonders am Red River anzutreffen hoffen könnten. Er redet der Auswanderung dorthin das Wort und meint, daß von der jetzigen Größe derselben der Einfluß und die Handelswohlthat der großen Nationen in hundert Jahren abhängen wird — natürlich, meint der Franzose, wenn die Auswanderer ihrer Nationalität drängen zu bewahren verstehen. Denn Deutsche und Italiener mögen in Massen auswandern — sie bilden jenseits des Meeres keine neuen Völker; das verstehen nur die Angelsachsen, die amerikanischen Spanier und Portugiesen (schöne Art Völker das!), die Slaven und in geringerm Grade die Franzosen. Diese haben den größten Theil des fruchtbaren und für die weiße Race bewohnten Bodens auf der Erde schon mit Beschlag belegt; den anderen Völkern bleibt nichts übrig, als sich jenen zu assimiliren, wie der Deutsche in den Vereinigten Staaten in Sprache, Erziehung und Ideen bald zum Angelsachsen<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> So ganz unbedachtigt sind die Lamothé's Aussagen nicht, wenn auch aus ihnen der Deutschthum des französischen Vorkämpfers spricht. Jedenfalls sind sie beachtenswerth, weil sie verrathen, was man in gewissen Kreisen über Deutschlands Weltstellung denkt. Ist es nicht ein auffallendes Zeichen der Zeit, daß im Laufe des letzten Jahres von verschiedenen Seiten her der Ruf nach deutschen Kolonien oder wenig-

der Italiener in den La-Plata-Staaten nach ein oder zwei Generationen zum spanischen Völkchen wird. Den Franzosen

stets nach Ausdehnung unserer Wirtschaftsgebietes erholen wird? Und zwar von Osten, die sich viel Wind um die Rolle haben wehen lassen und in der weiten Welt eben so wohl Bescheid wissen, wie dahier? Wir verweisen hier auf die Beschreibung von Gerüst von Weber's „Zwei Jahre in Altina“ (Globus XXXIV, S. 176) und von Häbde-Schreiber's „Sibirien“ (Globus XXXV, S. 137). Ihnen schließt sich jetzt Dr. Friedrich Fabri's „Beitrag Deutschland der Kolonien“ (Wolke 1879) trefflich an. Unter allen Ländern Europas hat Deutschland jetzt die größte Zahl Auswanderer aufzuweisen; man schätzt sie für die letzten 50 Jahre auf etwa 4 Millionen Seelen und den dadurch erzielten Kapitalverluft auf 15 Milliarden Mark! Und dabei nimmt unsere Bevölkerung noch alljährlich um etwa 600 000 Seelen zu; sie verdoppelt sich in 30 Jahren, und daraus folgt ein Anwaschen einerseits der socialen Noth, andererseits der Auswanderung. Sollen aber die Auswanderenden nicht gänzlich aus verloren gehen, so in wirtschaftlicher Hinsicht die Reichen unserer Kontraktanten verhalten, so ist die Organisation der deutschen Auswanderung und ihre Leitung in deutsche Kolonien bringend erforderlich. An Handelskolonien in tropischen Gegenden, wo nur Eingeborene zu arbeiten vermögen, ist dabei weniger zu denken (obwohl Fabri auch diese nicht von der Hand weist), wohl aber an Ackerbaukolonien, wo der Auswanderer selbst arbeiten kann, wo sich ein Auslaufs der Kolonialprobleme gegen die Industrietrugnisse des Vaterlandes anbahnt und so beide an Kraft zunehmen. Da selbst für Erwerbung von Strafkolonien plaidirt Angelegts der zunehmenden Verbrechen der Autor, der es geradezu für eine Kulturfrage ansieht, daß Deutschland sich Kolonien schafft. Für Ackerbaukolonien weiß Fabri hauptsächlich auf den Süden von Südamerika hin vom südlichen Brasilien an südwärts, wo schon



Der Red River bei Quebec. (Nach einer Photographie.)

aber bleibt Nordafrika und Canada (?); daß sie in letztem beruht zur Geltung kommen, erhofft Kamotche von irgend einem günstigen Zufalle, etwa von einer plötzlichen Aenderung des Volkswillens oder dergleichen. Ebenfalls hält er den weiten Westen Canadas für ein geeignetes Ziel für französische Auswanderer, zwar nicht für die an südliches Klima gewöhnten Bewohner der Province, des Vanguedoc oder der Guyenne, denen der Schnee am Red River oder Zoslatcheman schlecht bequemen würde; desto mehr aber für die Kinder Savoiens, der Dauphiné und des Jura, für den hochgehauer Vorkämpfers der den Hirten und Bauern des vollen centralfranzösischen Hochlandes. Diese sind an kälteres Klima gewöhnt, und auch dem Nordfranzosen und Belgier wird der trockne, häufige Frost Canadas mehr zusagen, als die kalte Feuchtigkeits Westeuropas. Historisch ist es erwiesen, daß sich Franzosen in Nordamerika akklimatisiren können; denn aus den 10 000 Normannen, Bretonen, Sainctongern und Anjouern, welche von 1608 bis 1763 nach Neu-Franreich ausgewandert sind, sind inzwischen 1 700 000 geworden, die in keiner Weise aus der Art geschlossen sind, sondern fröhlich gedeihen.

Das Klima Nordwest-Canadas ist eben gesund, wenn auch der Winter sehr kalt ist. Winnipeg, das unter derselben Breite liegt, wie das nördliche Frankreich, hat vier bis fünf Monate lang, von November bis April, nicht ein einziges Mal Thermometer aufzukommen und nicht selten gefriert das Quecksilber im Thermometer. Dagegen fällt weit weniger Schnee, als im eigentlichen Canada; dabei bleibt derselbe trocken und fernig, so daß man bis 55° nördl. Br. hinaus die Pferde im Freien überwinteren lassen kann, weil sie stets im Stande sind, sich ihr Futter mit den Hufen herauszuschaffen. Weniger angenehm ist das Frühjahr, während dessen Süd- und Nordwinde sich wüthend bekämpfen; erst in der zweiten Hälfte des Mai gewinnt die Wärme endgültig die Oberhand. Dann entwickelt sich der Pflanzenwuchs mit ungehörter Kraft und Fülle, und der vier Monate umfassende Sommer dringt nicht nur die gewöhnlichen Getreidearten, sondern selbst Mais, Wassermelonen, Tomaten und viele andere Früchte südlicher Länder zur Reife. Der Herbst, auf September und October beschränkt, ist ruhig, heiter, meist ohne Regen und überaus angenehm.

Die wunderbare Fruchtbarkeit des Prairiebodens ergibt sich aus der einzigen Thatfache, daß aus einem Stücke Landes in St. Boniface seit länger als 40 Jahren fortgesetzt Getreide gebaut worden ist, ohne daß es je geblüht wurde. Damit die Ernte nicht abnehme, hat man nur von Zeit zu Zeit die Erde mit starken Pflügen unzureichend gebraucht. Noch heute verdrehen alle Conkarer an den Ufern des Red River und Assiniboine ihren Dung oder werfen ihn als etwas Nachlass in den Fluß. Eine Sendung bei Herr Caray hat folgende Schätzung ergeben: 4 Fuhren fetten schwarzen Humus, 43 Fuhren weißen Sand mit Thon, zu unterschiedensten Kalk von unbekannter Tiefe. Der Ackerbau am Red River hat zwar manche Feinde: Frost, Dürre, Heuschrecken, Ueberschwemmungen und Winde; aber die Sahe ist nicht so schlimm, als sie sich anhört. Jene Uebel treten zum Theil nur in langen Zwischenräumen oder ganz total aus, zum Theil werden sie mit zunehmender Kultur ganz verschwinden.

100 000 bis 150 000 Deutsche sigen, wie uns bedünkt mit vollem Rechte, da viele Gebiete hinsichtlich des Klimas wie der Fruchtbarkeit allen Anforderungen entsprechen; für Handelscolonien auf die Zonnen-Inseln, Neu-Guinea, Madagaskar, Ostindien, das nördliche Brasilien, die Ostküste Formosens und das Konga-Gebiet. — Wir empfehlen das interessante Schriftchen dem Studium unserer Leser und wünschen ihm von Herzen Erfolg.

Trodenelegung der Sumpfe und Entlochung befeigen mit der Zeit die Gefahr, welche von zu frühen und zu späten Fröhen der Landwirtschaft droht, wie man die gleiche Erfahrung im mittleren Schweden gemacht hat, wo Roggen und Gerste jetzt schon unter dem 62. Breitengrade gedeihen. Größere Trodenheiten treten nur ziemlich selten auf. Berührend sind die Ueberschwemmungen; so namentlich in den Jahren 1825, 1852 und 1861. Sie treten ein, wenn nach einem schneerichen Winter ein später Frühling folgt und der Uebergang von einer Jahreszeit zu der andern ein ganz plötzlicher ist. Die schon hochstehende Sonne schmilzt dann den Schnee rühend schnell fort; die Flußbetten sind bald gefüllt und die Gewässer überfluthen das wenig geneigte Terrain bald weit und breit. So schwoh im Jahre 1825 der Red River von seiner gewöhnlichen Breite (150 bis 200 m) rasch zu 12 bis 13 km an. Dies Anwachsen ist nun so flärker, als zur Zeit, wenn am Ueberlauf des Red River der Schnee schmilzt, der Winnipeg-See noch mit einer dicken Eiskruste bedekt ist und sich gemäßigtem weigert, die riesigen Wassermaffen seines Zuflusses aufzunehmen. Indessen scheinen die Ueberschwemmungen an Größe abzunehmen, weil die Fülle ihre Betten in den tiefen Beden tiefer und tiefer eingraben. Die Ufer des Assiniboine, z. B. sind jetzt schon so hoch, daß die Prairien an seinen Ufern seit Menschengedenken nicht mehr überschwemmt worden sind.

Die Heuschrecken beunruhigen die Raubamritia bis in sehr hohe Breiten aus, von den Llanos estacados in Texas bis hinauf zum Ebbare des Zoslatcheman. Ein Vetterwerden kann man hier nur von zunehmender Besiedelung des Landes, in den Vereinigten Staaten sowohl wie in Manitoba, erwarten; steht erst eine Waffe Arme zur Verfügung, um die Eier dieser Insekten und die erwachsenen Thiere zu vernichten, so wird man diese Vögel, wenn auch nicht ganz beseitigen, so doch wenigstens sehr vermindern.

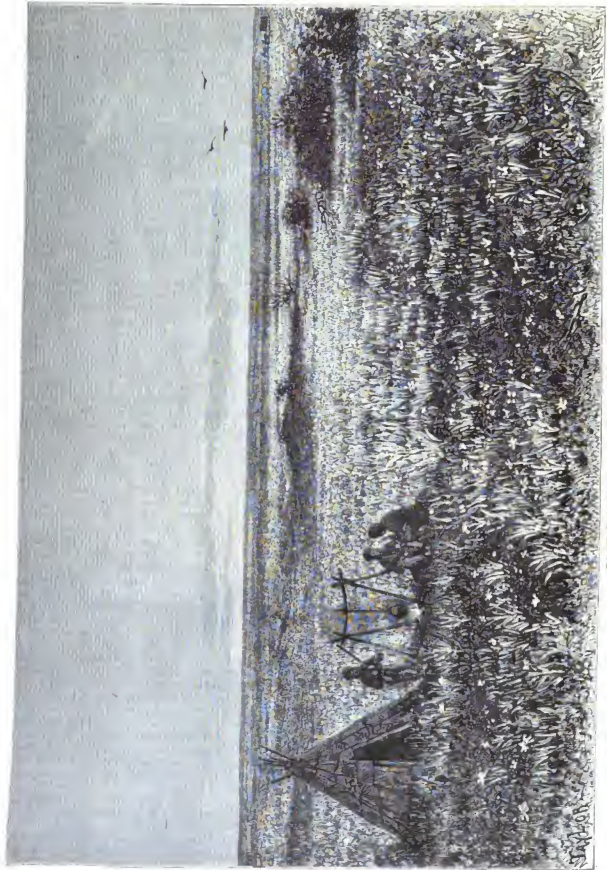
Die Prairiebäude endlich, begünstigt durch die Trodenheit des Herbstes und durch die geringste Unvorsichtigkeit eines Indianers oder eines Jägers hervorgerufen, verheeren oft in kurzer Zeit Tausende von Bestären Landes. In jüngster Zeit haben Sachsemer ihre Gefährlichkeit wenigstens für den Menschen beschränkt; die Thiere aber, namentlich die Pferde, scheinen durch Furcht um rechtzeitigen Entweichen gehindert zu werden und verdrängen dort alljährlich zu vielen Hunderten. Einstweilen sind strenge Strafen den Uebheren solcher Verände — gleichviel ob sie mit Absicht oder unwillkürlich daran Schuld waren — angedroht; besser als das wird aber die zunehmende Bekanung des Bodens und der zunehmenden wachsenden Gebrauch von Grottsmähmaschinen dem Jäger seine Wahrung entziehen und wenigstens in der Nachbarschaft der hernohten Gebiete jene Verandlung antrocknen.

Jenes Gebiet, welches unter der Herrschaft der Hudsonbay-Gesellschaft das Nordwest-Departement hieß, umfaßt 465 Millionen Hektaren, nämlich alles Land vom 49. Breitengrade bis zum Eismeer und von 90° weßl. L. Br. bis zum Felsengebirge. Zwei Dritttheil davon sind freilich von Anfang an ansatzlos als „Barren Lands“, als eiserne, felsige, baumlose Gebiete, welche aller Landwirtschaft nach stets der Jagdgebiet fischfangender Indianer, der Eskimos und Pelzjäger bleiben werden. Eine Linie von der Ebnostsee des Landes nach dem Mont Tropic (genau in 64° nördl. Br., 128° weßl. L. Gr.) scheidet ziemlich genau das ungbare Land von dem unfruchtbaren.

Erstere besteht wieder nach Mgr. Taché (Esquisse sur le Nord-Ouest) in drei scharf unterschiedene Thiele, die Wüste, die Prairie und den Wald.

Die Wüste ist eine regenlose Zone, einer Festlegung der gleichartigen Region in den Vereinigten Staaten, welche





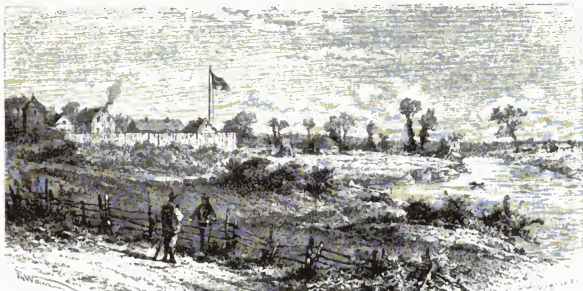
Die Hütte im Vordergr. (Nach einer Photographie.)

hart, wo sich der 49. Breitengrad mit dem 100. Längengrade schneidet, auf britischem Gebiete ihren Anfang nimmt und in nordwestlicher Richtung sich bis zum Schnittpunkte des 52. Parallels mit dem 113. Längengrade hinzieht, dort nach Süden bis an die Felsengebirge umzieht und ein Areal von mindestens 15 500 000 Hektaren einnimmt. Daß dort jemals große Ansiedelungen entstehen können, ist undenkbar; auf dem fast überall trockenen Boden wächst nur Prairiegas (Systaria dactyloides). Die Westflüsse allein, welche fast das ganze Jahr hindurch trocken liegen, weisen einen schmalen Rand Alluvium auf. Das Prairiegas bietet vorzügliche Weide dar, und der Büffel liebt es ebenso sehr, wie Pferd und Ochse. Es ist kaum sechs Zoll hoch, steht weit von einander, so daß man überall den sandigen oder steinigen Boden dazwischen sieht, aber erfüllt sich seinen Geschmack und seine Nährkraft auch den Winter hindurch. Tagelang kann man auf diesem Graslande reiten, ohne den kleinsten Sträucher zu Gesichte zu bekommen; als Brennmaterial dient den Reisenden dort der Weizenstroh, den die Westigen „bois de prairie“ nennen.

Die Prairien sind etwa ebenso ausgedehnt als die Wälder, und liegen zwischen dieser und dem Walde. Sie sind wohl anbaufähig, können aber nur sehr langsam besiedelt werden, und das muß mit der Bewalzung Hand in Hand gehen. Zur Zeit der Blüthen ist die Prairie wahrhaft schön; zahllose bunte Blumen heben sich dann von ihrem grünen Teppiche ab. Mit der Wüste theilt sie jedoch namentlich dort, wo sie gewellt ist, einige unangenehme Eigenschaften, heftige Winde, scharfen Temperaturwechsel, entsetzliches Hagelwetter.

Der Wald endlich mit seinen zahlreichen, durch Feuer verursachten Nüchtingen bedeckt fast 125 Millionen Hektaren, wovon nahezu ein Viertel der Kultur dienlich gemacht werden könnte. So schön und werthvoll, wie in Canada, sind die hiesigen Wälder freilich nicht.

Im Ganzen sind also 50 Mill. Hektaren, so viel wie Frankreich, des Anbaues fähig. Dazu kommen 85 Mill. Hektaren Wald und 15 Mill., die trefflich für Viehzucht geeignet sind, und die 300 Mill. Hektaren Jagdgründe können in Zukunft durch Auffindung und Ausbeutung ihrer Mineralschätze vielleicht auch noch einmal größere Besiedelung erleben.



Port Pembina. (Nach einem amerikanischen Bilde.)

Kurz es könnten im Nordwesten nach Analogie von Mittel- und Südrussland an 50 Mill. Menschen existiren, und vielleicht ebenso viel auf den 100 Mill. Hektaren von Ober- und Untercanada, den Provinzen an der Riß, in Rußland, Labrador u. s. w. Wenn aber de Kamothe meint, daß von diesen zukünftigen (und zum Theil wohl recht problematischen) 100 Mill. Menschenlich-Nedamerillos an 40 Mill. Neu-Franzosen sein könnten, so vermögen wir einstmals den hohen Klinge seiner Phantasie nicht zu folgen.

Der Herbst des Jahres 1873, wo Kamothe am Red River verweilt, war ein außerordentlich rauher und unfreundlicher; statt des vielgerühmten Indianer-Sommers gab es Regen und Schnee durch einander, und der Reisende mußte an die Rückkehr denken, wenn er nicht von hartem Froste übertratscht werden wollte. Er trat dieselbe in Gesellschaft eines Landwärters an, eines selbigen Trainers aus St. Klob in Vothringen, der jetzt in Manitoba und Dacotah begütert war. Nach herzlichem Abschiede von den in Winnipeg genannten Fremden brachen sie am 18. October

Mittags bei schönem Wetter auf, und lustig rollte das Buggy des neuen Genossen auf dem linken Ufer des Red River über die glatte Prairie. Nach Durchsetzung von 43 km wurde in einer kleinen Herberge der Farmer St. Agathe übernachtet. Dann führte der Weg vom Ströme ab und zog in südwestlicher Richtung über die Prairie, die weithin von Bränden heimgesucht worden war, so daß der schwarze, hier und da mit Vishotnoden bedeckte Boden nach 2 Tage trat. Noch vor zwei Jahrzehnten haben die Westigen in dieser Gegend ganz wohnsinnige Schlächtereien unter den Herden dieser mächtigen Wiedertäuer veranstaltet; ein, zwei hundert berittene Jäger kesselten eine wandernde Herde ein und mordeten aus reiner Lust am Töden Tausende von Büffeln, von denen sie nur die Zungen verwertethen. Heutzutage tritt der Bison in mächtigen Herden erst 200 Wegstunden westlich vom Red River auf, obwohl er auch dort zusehends abnimmt und bald ganz zu verschwinden droht.

Am Abend des 19. langten die Reisenden auf dem Gehöfte des Vothringers, Walhalla oder St. Joseph von Wal-

halla mit Namen, an. Dasselbe liegt schon in Dakota, auf den Pembina-Bergen südwestlich von der gleichnamigen Stadt; dieselben ragten einst als bewaldete Inseln aus dem riesigen Süßwassersee hervor, welcher früher das ganze Becken des Red River einnahm, und noch heute erscheinen sie mit ihrem Baumwuchs in dem weiten Ocean der Prairien wie wahre Inseln. Kartoffeln und Zuckerrüben gedeihen dort vortreflich; auch wilder Wein wächst dort. Denselben aber zu veredeln, wie der Vorkrieger vorhatte, dürfte in einem Lande unmöglich sein, wo im Winter das Quecksilber fast gefriert.

Zeit 1873 haben sich übrigens in jenen Bergen viele Ansiedler, namentlich deutsche mennoniten aus Rußland, niedergelassen; ihr Mittelpunkt ist die kleine Stadt Emmerfon.

Nach zweitägiger Ruhe in Wahalla begab sich de Lamoignon bei kaltem, schneeigen Wetter nach dem etwa 50 km entfernten Pembina; dasselbe besteht aus einem Dorfe und einem kleinen hölzernen Fort, worin einige amerikanischen Soldaten und Grenzbeamten hausen. Ein Bach trennt die beiden Theile des Landes. Von dort führte ihn am Morgen des 24. October die „Stage“, ein einfacher sechs- oder acht-



Viberdamm über einem Nebenflusse des Red River. (Nach einer Photographie.)

füßiger Planwagen mit starken Federn und guter Bespannung, in zwei Tagen nach Moorhead in Minnesota. Die Gegend ist doch eine unbegrenzte Ebene, deren Einsörmigkeit nur hier und da durch einen Streifen von Birken und Espen durchbrochen wird. Dieselben bezeichnen einen Nebenfluß des Red River, dessen starker mit Bäumen besetzter Lauf dem Reisenden zur Linken blieb. Die Zuflüsse kommen aus einem fernreichen Gebiete herab, wo der Viber noch häufig ist und die Wasserläufe mit seinen kunstreichen Dämmen überbaut. Bis nach Moorhead herrscht die vollkommenste Einsöde; sammt, daß alle 20 bis 30 km weit ein paar Wochenhäuser stehen, die als Stationen zum Essen und Uebernachten

dienen; so Pointe Kelly, Grande Pointe, Frog Point, Goose River u. s. w. Bei Moorhead tritt der Weg auf das rechte Ufer des Red River und damit nach Minnesota über und erreicht nach weiteren 12 deutschen Meilen in Breckenridge die Eisenbahn. Am 4. November traf de Lamoignon wieder in Ottawa ein, wo er eine Ministerversammlung erwartete. Zeitig genant, reichte er die Kostenrechnung seiner Reise nach dem Red River sofort ein, und kaum war sie seit drei Stunden beglichen, als der Minister, der ihm den Auftrag dazu erteilt, entlassen war. Was aus Lamoignon's Einwanderungsplänen geworden, ist uns nicht bekannt.

## Die Administrativ-Einteilung des Osmanischen Reiches.

Von Dr. A. D. Nordmann in Konstantinopel.

Die Stipulationen der Friedensverträge von St. Stephano und Berlin haben die Territorialorganisation des türkischen Reiches wesentlich verändert, und es dürfte daher von Interesse sein zu erfahren, wie die jetzige Administrativ-Einteilung in den seitdem publizierten amtlichen Aktenstücken der Poste geordnet ist. Ich gebe zunächst einen Auszug aus dem Salname (Staatsalmanach) für das Jahr 1296 (26. December 1878 bis 14. December 1879), welcher im Anfang dieses Jahres ausgegeben wurde. Das Salname des vorhergehenden Jahres, 1295 (5. Januar bis 25. December 1878), enthält die einzelnen Provinzen allerlei statistische Angaben über Bevölkerung, Produktion, Industrie u. s. w., die, wenn gleich nicht immer korrekt, doch manche wertvolle in Europa unbekannte Notizen liefern und welche ich hier in Klammern allezu beifüge, um die trockne Nomenklatur wenigstens mit einiger Staffage anzufüllen. Zunächst bemerke ich, daß das Reich wie folgt eingeteilt ist: 1. eine Anzahl Vilajets, d. h. Generalgouvernements, an deren Spitze ein Wali, d. h. ein Generalgouverneur, steht; 2. jedes Vilajet enthält eine Anzahl Sandhschs, d. h. Provinzen, die von einem Mutessarif, d. h. Statthalter, verwaltet werden; 3. jedes Sandhschal enthält eine Anzahl Kaza, d. h. Ämter, und Nahie, d. h. Gemeinden, welche von einem Mübir, d. h. Amtmann, verwaltet werden.

I. Vilajet Konstantinopel mit den Vorstädten und den damit verbundenen Distrikten.

Konstantinopel mit den Vorstädten und den damit verbundenen Distrikten bildet zwar ein Vilajet, steht aber nicht unter einem Wali, sondern unter der Verwaltung des Schahzade Emir, d. h. Stadtpfaffen. Ursprünglich war dieses Gebiet in 20 Municipalitäten (türkisch *Daire*, d. h. Kreis) geteilt, die aber bis jetzt noch nicht vollständig organisiert sind. Vor einigen Wochen wurde bekannt gemacht, daß in Anbetracht der augenblicklichen Sachlage die bereits bestehenden Spezialverwaltungen beibehalten werden sollen, die Organisation der anderen Kreise aber bis auf günstigere Zeitverhältnisse verschoben ist.

Außer der eigentlichen Stadt Istanbul, welche in vier Kreise geteilt ist, bestehen nun folgende Municipalitäten:

1. Der schönste Zirkel, welcher die Vorstädte Galata und Pera umfaßt.
2. Therapie, am Bosporus.
3. Kabilai (Chalcedon).
4. Jemisai, am Bosporus.
5. Keles, am Bosporus, asiatische Seite.
6. Die Prinzinseln.
7. Kartal, am Golf von Nikomödien.
8. Schile, am Schwarzen Meer.
9. Wehze, am Golf von Nikomödien, welche von Raimmalanen (Stellvertreter) verwaltet werden.
10. Sandhschal Zimid (Nikomödien), unter einem Mutessarif.

11. Sandhschal Biga (die Troas), dessen Statthalter in den Dardanellen residirt; diesen Sandhschal sind auch die Inseln Tenedos und Yenios einverleibt.

12. Sandhschal Isthathsch, d. h. die nächste Umgegend von Konstantinopel von Etivri (incl.) bis Tertof.

### II. Vilajet Edirne (Adrianopel).

1. Sandhschal Edirne (Bevölkerung 179 767 männliche Einwohner).

2. Sandhschal Teferr Doghi (Kobsofi) (49 751 Einw.).

3. Sandhschal Welikeli (Gallipoli) (69 379 Einw.).

(Hier wie später überall sind nach türkischem Gebrauch nur männliche Einwohner zu verstehen.)

(In den Gärten von Kobsofi wachsen vorzüglich Melonen.)

(Die Stadt Adrianopel liegt 41° 43' nördl. Br., 24° 16' östl. L. Sie enthält 300 große und kleine Moscheen, Medressen, Derrisidchschis und Schulen, sowie eine Buchdruckerei und eine Gewerkschule. Sie producirt Wollschafwolle, Wolle und eine besondere Art Käse, genannt Kaskar.)

### III. Di-Rumelien (noch nicht organisiert).

#### IV. Vilajet Selanik (Salonichi).

1. Sandhschal Selanik (166 711 Einw.).

2. Sandhschal Siroz (Serres) (147 322 Einw.).

3. Sandhschal Drama (52 661 Einw.).

4. Sandhschal Monastir (Bitolia) (183 585 Einw.).

(In Drama werden sehr feine Strümpfe gewebt. In Monastir werden ausgezeichnete Arbeiten in Silberfiligran und Teppiche nach europäischen Mustern angefertigt.)

#### V. Vilajet Koffowa.

1. Sandhschal Pzizen (117 071 Einw.).

2. Sandhschal Ureskib (104 123 Einw.).

3. Sandhschal Jenu Pazar (Kovibazar) (131 488 Einw.).

4. Sandhschal Dibre (187 145 Einw.).

(Im Amte Ureskib Palanka ist ein Bergwerk, welches ganz vorzügliches Eisen liefert. Im Sandhschal Jenu Pazar werden sehr künstliche Waffen verfertigt. Im Sandhschal Dibre blühende Obstkultur, besonders Apfel. Schafzucht. Honig.)

#### VI. Vilajet Bosna (Bosnien).

1. Sandhschal Zvornik (145 652 Einw.).

2. Sandhschal Banalata (145 652 Einw.).

Eine der beiden vorgenannten Angaben wird wohl falsch sein.

3. Sandhschal Viske (112 128 Einw.).

4. Sandhschal Travnik (193 248 Einw.).

5. Sandhschal Orsel (Srezygovina) (189 524 Einw.).

(Barum das Sandhschal Bosna Sarai nicht mit aufgeführt ist, ist nicht recht verständlich; dasselbe enthält 167 776 Einw.).<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Häufig ist Bosnien jetzt von den Centralregiern in die sechs Kreise Sarajewo, Zvornik, Banalata, Viske, Travnik und Mostar geteilt (s. oben S. 77), die nur im großen Ganzen mit der früheren türkischen Einteilung stimmen. Neb.

## VII. Vilajet Jania (Janina).

1. Sandhschaf Jania (109 225 Finn.).
2. Sandhschaf Tirkala (Treffalien) (59 700 Finn.).
3. Sandhschaf Dohri (94 787 Finn.).
4. Sandhschaf Proeza (70 570 Finn.).
5. Sandhschaf Derai (34 190 Finn.).

(Im Sandhschaf Proeza: Oliven, Citronen, Apfelsinen. Die Stadt Janina liegt 29° 45' nördl. Br., 18° 45' östl. L.; es werden dort gute Arbeiten in Silbermünzen verfertigt; Oliven, Tabak, Weizen, Gerste, Hafer, Seide, Schwämme.)

## VIII. Gjalet Hschodra (Skutari in Albanien)

enthält weiter keine Sandhschafs; unter den Raja werden noch Pohgrisa, Bar (Antivari), Spuz und Jabjat aufgeführt, welche bekanntlich durch den Berliner Frieden Montenegro zuerkannt und seitdem auch wirklich schon dem Fürsten von Montenegro übergeben sind.

(Gesamtzahl der männlichen Einwohner, natürlich mit Einrechnung der seitdem an Montenegro abgetretenen Ortshofen, 122 189. Die Stadt Hschodra liegt 41° 59' nördl. Br., 17° 10' östl. L.)

## IX. Vilajet Girid (Kreta).

1. Sandhschaf Jania (Ranea) (46 313 Finn.).
2. Sandhschaf Kandia (86 814 Finn.).
3. Sandhschaf Retsino (Rethymno, Rettiimo) (39 529 Finn.).
4. Sandhschaf Esafia (23 462 Finn.).
5. Sandhschaf Kaschid (28 505 Finn.).

(Die Insel producirt Oliven, Citronen, Orangen, Apfelsinen, an Küstertzengassen Seife und Käse.)

## X. Vilajet der Inseln des Weißen Meeres.

1. Sandhschaf Rhodos (65 487 Finn.).
  2. Sandhschaf Rhidilla (Rhylene) (44 612 Finn.).
  3. Sandhschaf Nianfil (Kos) (23 756 Finn.).
  4. Sandhschaf Saly (Ghios) (19 682 Finn.).
  5. Sandhschaf Ahyra (Cypern) (31 700 Finn.).
- Die Gesamtsumme wird dagegen auf 251 654 Finn. angegeben.

(Strampfwirkerei, Segeltuch, Seilererei, Seidleder, Hanf, Seife. Auf der Insel Rhylene sind drei warme Bäder (natürlich). Weizen, Gerste, Mais, Mohrrüben, Tabak, Johannisbrot, Sesam, Krapp, Hars, Baumwolle, Seide, Hafer, Oliven.)

## XI. Vilajet Chudabendigiar.

1. Sandhschaf Brussa (136 714 Finn.).
2. Sandhschaf Karahsi (106 620 Finn.).
3. Sandhschaf Karahsilar Salsch (100 221 Finn.).
4. Sandhschaf Kintabia (127 741 Finn.).

Dagegen wird die Gesamtsumme der Einwohner auf 441 300 angegeben.

(In Raja Kinezai (Sandhschaf Brussa) sind einige Mineralquellen, deren Wasser dem Nidus-Wasser gleich. Im Raja Erdel (Sandhschaf Karahsi) vorzügliche Granitbrüche. Im Sandhschaf Karahsilar Salsch ist eine Mineralquelle, genannt Kasli Öl, deren Wasser bei Hautkrankheiten sehr wirksam ist. Im Sandhschaf Kintabia Kupfer- und Kohlenbergwerke. Die Stadt Brussa liegt 40° 30' nördl. Br., 26° 41' östl. L.; in ihrer Nähe sind sieben größere und sieben kleinere Mineralquellen, in Gemel drei, in Aranos vier. Fabriken von Taffet, Handtüchern, Seidenstoffen.)

## XII. Vilajet Aidin.

1. Sandhschaf Izmir (Smerna) (155 000 Finn.).
  2. Sandhschaf Aidin (125 000 Finn.).
  3. Sandhschaf Sfarudan (114 522 Finn.).
  4. Sandhschaf Mentelche (42 600 Finn.).
- Die Gesamtsumme beträgt 437 122 Finn. (dagegen im Staatskalanach 537 122).

(Im Sandhschaf Mentelche werden bölgene Pfeifenrohre und Cigarrenstümpfe angefertigt, die mit Silber- und Goldfäden verziert sind und von 1/4 bis 300 Bischer kosten. Auch giebt es dort Teppichwebereien. Balanca. Smerna liegt 38° 26' nördl. Br., 24° 48' östl. L.)

## XIII. Vilajet Antara (Angora).

1. Sandhschaf Antara (102 875 Finn.).
  2. Sandhschaf Jozgad (Dzozf) (93 487 Finn.).
  3. Sandhschaf Kaislarie (66 443 Finn.).
  4. Sandhschaf Kyrscheyri (23 994 Finn.).
- Die Gesamtsumme beträgt 286 799 Finn.

(Im Sandhschaf Jozgad Teppichwebereien. Im Sandhschaf Kaislarie eine Salpeterfabrik. Polstrüme, d. h. getrocknetes, mit Pfeffer, Salz und Knoblauch gewürztes Rindfleisch. Die Stadt Angora liegt 39° 15' nördl. Br., 70° 41' östl. L. und hat Wollen-, Teppich- und Strohwebereien.)

## XIV. Vilajet Konia.

1. Sandhschaf Konia (146 207 Finn.).
  2. Sandhschaf Tette (84 594 Finn.).
  3. Sandhschaf Hamid (52 134 Finn.).
  4. Sandhschaf Righe (98 353 Finn.).
  5. Sandhschaf Burdur (38 713 Finn.).
- Die Gesamtsumme beträgt 420 001 Finn.

(Im Sandhschaf Tette Citronen, Orangen, Apfelsinen, Eisenzucht. Im Bulgar Dagi im Sandhschaf Righe ist ein Silberbergwerk, welches in 100 Prodanen Silber 15 Drachmen Gold enthält; ferner ist dort ein Bleibergerwerk, Verecklih Raden genannt; ferner Brüche von gelbem und rothem Karmor. Im nördlichen Theile des Sandhschaf Burdur ist eine heiße Mineralquelle, deren Wasser löslich ist. Konia liegt 39° 10' nördl. Br., 30° 36' östl. L. und hat eine Salpeterfabrik. In einem See, dessen Umfang 40 Stunden groß ist, werden zwei Arten Fische gefangen, Sazan und Kuzulpanat (Rothkügell), ferner ein Fisch, genannt Werdülfische; ferner hält sich auf diesem See ein Vogel auf, genannt Tazan, aus dessen Balg Pelzwerg gemacht wird. Teppichfabriken.)

## XV. Vilajet Kasnamni (Kastamboli).

1. Sandhschaf Kasnamni (168 361 Finn.).
  2. Sandhschaf Poli (129 786 Finn.).
  3. Sandhschaf Sinope (53 116 Finn.).
  4. Sandhschaf Kiangri (Tschangri) (68 388 Finn.).
- Die Gesamtsumme beträgt 419 651 Finn.

(Kastamboli 41° 25' nördl. Br., 31° 45' östl. L. Baumwollenzuge verschiedener Art; Kupferhämde.)

## XVI. Vilajet Sinas.

1. Sandhschaf Sinas (212 711 Finn.).
  2. Sandhschaf Amasia (155 108 Finn.).
  3. Sandhschaf Karahsilar Esharch (93 435 Finn.).
- Die Gesamtsumme beträgt 461 254 Finn.

(Im Sandhschaf Sinas Strampfwirkereien; im Sandhschaf Amasia ist eine Mine von Zepfeinen; die Kappel und die

Damia (*Hibiscus esculentus*) von Afrika sind berühmt. Eisen- und Koblenerzwerke im Sandschal Karachiflar. Die Stadt Sinas 39° 39' nördl. Br., 35° 4' östl. L. Im Sandschal Afrika Fabriken von Leinenstrümpfen und Handtüchern; dort sind drei Microforbrannen, Jilanti Tschermil, Karanil Tschermil und Sout Tschermil, deren heilsame Wirkung bei Hautkrankheiten und Schwäche der Gliedmaßen erprobt ist; ferner eine heisse Quelle Ulas Tschermil, deren Heilkraft in Fieberkrankheiten bewährt ist.)

## XVII. Vilajet Trapezunt.

1. Sandschal Trapezunt (223 982 Einn.).
2. Sandschal Tschani (129 929 Einn.).
3. Sandschal Gümüschhane (43 478 Einn.).

(Im Sandschal Tschani, besonders in der Umgegend von Dagra, Tabakbau; der Tabak wird theils nach Konstantinopel, theils nach Europa ausgeführt. In den dortigen Meeren Steinbrenten. In Gümüschhane ausgezeichnete Birnen und Äpfel. Die Stadt Trapezunt 41° 1' nördl. Br., 47° 35' östl. L. Im Sandschal Trapezunt Leinwandwebereien, Schiffswerfte.)

## XVIII. Vilajet Erzerum.

1. Sandschal Erzerum (130 773 Einn.).
2. Sandschal Erzindschan (57 306 Einn.).
3. Sandschal Bozajid (38 457 Einn.).

(Der Staatsalmansch führt auch noch das Sandschal Tschibir auf, das aber an Rußland abgetreten ist.) (Erzerum 29° 55' nördl. Br., 39° 55' östl. L. Tuchfabriken, Strumpfwirkerien, Leinwebereien.)

## XIX. Vilajet Van.

1. Sandschal Van (233 629 Einn.).
2. Sandschal Musch (104 764 Einn.).
3. Sandschal Dschafar.

(Fabriken von Schafwoll (eine Art groben Tuchs) und Schowls nach persischen Mustern.)

## XX. Vilajet Diarbekir.

1. Sandschal Diarbekir (32 771 Einn.).
  2. Sandschal Marbin (11 165 Einn.) (Koblenbergwerke).
  3. Sandschal Söerb (7867 Einn.).
  4. Sandschal Halatis (21 710 Einn.).
- (Die Gesamtsumme beträgt 73 513 Einn.,

welche Zahl jedoch nur diejenige Diarbiekirs begriff, in denen eine Volkszählung stattgefunden hat, während die Bevölkerung des ganzen Vilajets auf 300 000 männliche Einwohner geschätzt wird. Diarbekir 37° 55' nördl. Br., 37° 33' östl. L. Baumwollen- und Seidenwebereien, Taffet, Saffian, Kupferstein; Salzwerke, Metallminen.)

## XXI. Mutesarriflik Ma'muret il Hiyi (Gharput).

1. Sandschal Ma'muret il Hiyi (71 181 Einn.).
2. Sandschal Arganni (41 412 Einn.).

(In Keban [Sandschal Ma'muret il Hiyi] ist ein Silberbergwerk; in Arganni ein Kupferbergwerk. Leinen, Teppiche und Seidenwebereien.)

## XXII. Vilajet Syria.

1. Sandschal Scham-i Scherij (Damasus).
2. Sandschal Beirut.
3. Sandschal Hama.

Gebius XXXV. St. 17.

4. Sandschal Afsa.
5. Sandschal Bekta.
6. Sandschal Hauran.
7. Sandschal Tarablös-i Scham (Tripolis).

(In Damaskus Seiden-, Lein- und Baumwollenwebereien; Markterarbeiten, wie Stühle, Tisch u. f. w., mit Perlmutterschalen angelegt. Aprikosen. In Beirut Gürtel, Hauben, Mäntel u. f. w. aus Baumwollen- und Seidenstoffen; in Saïda Citronen und Apfelsinen. In Hama Teppiche, Handtücher und Babanüge aus Wolle. In Afsa Baumwollen- und Seidenmanufacturen (Gürtel, Hauben u. f. w.). In Tripolis Gürtel aus Seidenweben. Die sogenannten Damascener Viktazien kommen aber nicht aus Damaskus, sondern aus Aleppo und aus Rum Kale.)

## XXIII. Mutesarriflik Dschebel-i Libnan (Libanon).

(110 000 Einn. Bezüglich der Tabak, bekannt unter dem Namen Dschebel.)

## XXIV. Mutesarriflik Ruks-i Scherij (Jerusalem).

(120 000 Einn. Jerusalem 31° 47' nördl. Br., 32° 52' östl. L. Fedchenellen. Arbeiten aus Perlmutter.)

## XXV. Vilajet Adana.

1. Sandschal Adana (67 895 Einn.).
2. Sandschal Kozan (33 625 Einn.).
3. Sandschal Tschifli (45 579 Einn.).
4. Sandschal Pajos (9357 Einn.).

(Im Sandschal Adana im Amte Karfindi ein Eisenbergwerk; Kohlenbergwerke und ein sehr verlassenes Kupferbergwerk. Im Sandschal Kozan Teppichwebereien; im Amte Dschindli [Sandschal Kozan] Eisen- und Kupferbergwerke; im Amte Weilanbdi [Kozan] ein Eisenbergwerk und ein verlassenes Blei- und Zinkbergwerk. Im Sandschal Kozan sind noch viele Festungen und Tempel aus dem Alterthum vorhanden. Im Amte Jullahabir [Kozan] sind zwei Wästelgerien, genannt Usenal und Kuvullü. Im Sandschal Tschifli Teppichwebereien. Im Sandschal Pajos ist ein Eisenbergwerk und ein Wästelgerie. Im Amte Sis [Pajos] zwei Mineralquellen. In der Stadt Adana: Goldschmelzereien, Seiden- und Leinwandwebereien. Im Sandschal Pajos Dschämbur. Citrusfrüchte, Citronen, bittere und süße Drangen, Weizen, Gerste, Baumwolle, Seham. Im Amte Kara Hsali [Sandschal Adana] ein Silberbergwerk. In der Rabie Hafs [Sandschal Adana] ist eine Mineralquelle, deren Wasser 16° warm ist.)

## XXVI. Vilajet Haleb (Aleppo).

1. Sandschal Haleb (161 050 Einn.).
2. Sandschal Mersah (75 903 Einn.).
3. Sandschal Hama (55 791 Einn.).
4. Sandschal Jor (Deir) (140 000 Einn.).

(In der Rabie Hamisik im Sandschal Mersah ist ein Silberbergwerk und in der Rabie Tiz in demselben Sandschal ein Eisenbergwerk; in Mersah ist eine Mineralquelle, deren Wasser dem Viehwasser gleichkommt; auch sind in demselben Sandschal Ruinen von alten Gebäuden. In der Rabie Darran im Sandschal Hama sind die Ruinen eines Kastells, welches der Sage nach von Schah Dschank erbaut sein soll. Ferner sind dort zwei Säulen aus polirten Steinen, 12 Schritt von einander entfernt, wo Nimrod den Abraham ins Feuer werfen ließ; diese Säulen sind mit Japhrisen versehen. Im Vilajet Aleppo werden Luchs, Teppiche u. f. w. gewebt; besonders berühmt aber sind die Seidenstoffe von Aleppo, z. B. Taffet, Lebzuglässe für Zimmerdecken, Stühle u. f. w. In Mersah werden hübsche Pferdebeden und anderes Pferdegeschirr verfertigt. In Hama gute Granat-

äpfel. In den Wästen des Bilajets findet man in der Erde die sogenannten Reba, welche an Geschmack den europäischen Trüffel gleichkommen. Die Kraber vom Stamme Salsibie im Sandhschaf Jor essen Gascelenfrücht, leiden sich in Gascelenfrücht und verfertigen selbst ihre Zelte aus Gascelenfrüchten; sie beschäftigen sich vornehmlich mit dem Verkauf von weissen Felsen. Im ganzen Bilajet findet man überall viele Ruinen von alten Gebäuden.)

## XXVII. Bilajet Bagdad.

1. Sandhschaf Bagdad (119 330 Romaden, 111 400 schiffbare Bewohner).
2. Sandhschaf Mossul (66 208 Romaden, 79 088 schiffbare Bewohner).
3. Sandhschaf Schehrjor (24 520 Romaden, 102 540 schiffbare Bewohner).
4. Sandhschaf Sülaimanie (22 500 Romaden, 102 290 schiffbare Bewohner).
5. Sandhschaf Ammara (254 370 Romaden, 2960 schiffbare Bewohner).
6. Sandhschaf Kerbela (649 000 Romaden, 51 000 schiffbare Bewohner).
7. Sandhschaf Hilla (schiffbare Bewohner).

(Im Amte Jado im Sandhschaf Mossul ist eine schändlich stinkende Becke; das geringste Poch ist Petrol. Es sind dort vier Mineralquellen, welche bei Hautkrankheiten sehr heilsam sind. Im Sandhschaf Mossul sind Minen von Eisen, Blei, Kohlen, Kupfer, Schwefel und Rumia (Erzschwefel). Eine Stunde von der Stadt Kerfak (Sandhschaf Schehrjor) entsetzt ist ein Feld, welches 300 m im Quadrat groß ist und wo eine Schwefelmine schändlich brennt. Auch findet man dort eine Mine von saurer Erde, deren Salz noch wirksamer ist als Citronensaft, weshalb man im Sommer daraus Limonade macht. In der Nähe Senkava (Sandhschaf Sülaimanie) ist eine Schwefelmine. Bagdad 32° 16' nördl. Br., 42° 2' östl. L.)

## XXVIII. Bilajet Bassra.

1. Sandhschaf Bassra (4400 Romaden, 61 505 schiffbare Einwohner).
2. Sandhschaf Muntsef (299 940 Romaden, 30 060 schiffbare Einwohner).
3. Sandhschaf Nebdsch (Hsa) (15 000 Romaden, 17 619 schiffbare Einwohner).

(Im Sandhschaf Muntsef soll noch das Grab des berühmten Kuman bin Mundir in seiner ursprünglichen Gestalt vorhanden sein. Im Amte Katif (Sandhschaf Nebdsch) Bleichschere. Auch findet man dort eine besondere Art von Sand, der sich sehr gut zur Glasfabrikation eignet. Im Bilajet Bassra giebt es Teppichwebereien, Leinwandwebereien und Fabriken von Hülsstücken.)

## XXIX. Bilajet Jemen.

1. Sandhschaf San'a (94 000 Einw.).
  2. Sandhschaf Jubeide (65 000 Einw.).
  3. Sandhschaf Wjfir (Sbba) (82 000 Einw.).
  4. Sandhschaf Taäz (25 000 Einw.).
- (Kaffee, Gummi Arabikum, Reis, Pfeffer.)

## XXX. Bilajet Hidschaz.

1. Emaret (Fürstenthum) Medfa.
2. Wülschicht Medbine.

## XXXI. Bilajet Tarabülüs-i Garb (Tripolis in Afrika).

1. Sandhschaf Tarabülüs-i Garb.
2. Sandhschaf Dingaji.

3. Sandhschaf Fizan.
4. Sandhschaf Tschebel-i Garbi.
5. Sandhschaf Schumie.

(Weizen, Gerste, Hirse, Datteln. Aus Fizan kommt Eisenstein; auch sollen dort Gold- und Silberminen sein. Die Gesamtzahl der männlichen Einwohner des Bilajets wird auf 1½ Millionen geschätzt, was vielleicht noch zu niedrig ist.)

## Privilegirte Provinzen.

## XXXII. Wjfir (Aegypten).

- |                        |                      |
|------------------------|----------------------|
| 1. Sandhschaf Buheire. | 7. Vioa Kahira.      |
| 2. Sandhschaf Meusfie. | 8. Vioa Afschie.     |
| 3. Sandhschaf Garbie.  | 9. Vioa Fojjamie.    |
| 4. Vioa Mansfua.       | 10. Vioa Beni Sursf. |
| 5. Vioa Schartie.      | 11. Vioa Sojat.      |
| 6. Vioa Kaljanie.      | 12. Vioa Rine.       |

## XXXIII. Ejalet Lunia.

(Weberrie, Watten, Festsabriten, Gummi Arabikum, Sennesblätter, Korallen, Schwammfischereien. Die meisten Ausfuhrartikel sind Olivenöl, Weizen und Blumen.)

## XXXIV. Ejalet Sussian (Insel Samos).

(75 000 Einwohner. — Käse, Seide, Sejam, Weizen, Feig.)

## XXXV. Ejalet Bulgarien.

Vorstehende Angaben sind zwar, wie erwähnt, dem diejährigen Staatskalender entnommen; indessen haben seit dessen Herausgabe, also seit den letzten beiden Monaten, schon wieder einige Veränderungen stattgefunden, welche ich hier hinzufüge.

## ad VII. Bilajet Jania.

Das Sandhschaf Tschala (Thessalien) ist von dem Bilajet getrennt und zu einem besondern Wülschaftrifft erhoben worden, dessen Statthalter also direct vom Ministerium des Innern abhängt.

ad XVII. und XVIII. (Bilajet Trapezunt und Bilajet Erzerum).

Die Kaza Keltif, Scherivan, Dspir, Tortum und Restem, welche bisher zum Sandhschaf Ghümüsch-hane (Bilajet Trapezunt) gehörten, sind von demselben abgetrennt und unter dem Namen „Sandhschaf Baiburt“ dem Bilajet Erzerum einverleibt.

Die Kaza Rije, Ghoba und Afsina, von denen erstere bisher zum Sandhschaf Trapezunt und die beiden letzteren zum Sandhschaf Batuu gehörten, sind jetzt unter dem Namen „Sandhschaf Yajilan“ zusammengelegt und bilden als solche ein besonderes Sandhschaf des Bilajet Trapezunt.

## ad XXVII. (Bilajet Bagdad).

Die drei Sandhschaf Mossul, Schehrjor und Sülaimanie sind von dem Bilajet Bagdad abgetrennt und zu einem besondern „Bilajet Mossul“ erhoben worden.

## ad XXVIII. (Bilajet Bassra).

Das Sandhschaf Bassra sollte wieder mit dem Bilajet Bagdad, zu welchem es früher gehörte, vereinigt werden; doch scheint dieser Vorschlag noch nicht definitiv zu sein.

ad XXXI. (Vilajet Tripolis).

Das Sandschal Dingaji ist von dem Vilajet abgetrennt und zu einem besondern Vilajet erhoben worden.

Unter Berücksichtigung der zuletzt erwähnten Veränderungen ergibt sich also, daß das osmanische Reich enthält:

1. 29 Vilajets mit 111 Sandschaks, 9 Pivas und 2 Hierarchien (Messa und Medina); 2. 4 Gajets; 3. 4 Kautestarristik und 4. Ost-Rumelien, dessen offizielle Rangliste noch nicht festgestellt ist. Zwischen Vilajet und Gajet besteht bloß der Unterschied, daß in letzteren die Vilajet-Verfassung nicht eingeführt ist und wahrscheinlich auch nie eingeführt wird.

## Die Zukunft der Indianer.

### III.

#### Heutige Zustände der Indianerbevölkerung.

Von Prof. Georg Gerland in Straßburg.

So läßt sich eine starke Abnahme der eingeborenen Bevölkerung Nordamerikas nicht leugnen — in direct nachweisbaren Ziffern beträgt sie die kleinere Hälfte ihrer ehemaligen Gesamtzahl! Aber damit ist die Größe ihres Verlustes noch nicht angeprochen. Sie hätten sich doch unter natürlichen Verhältnissen auch vermehren müssen: vermehrt sich aber ein Volk nicht, bewährt es nur innerhalb mehrerer Generationen die gleiche Zahl, so ist ein solches Gleichbleiben in Wahrheit schon ein Abnehmen. Denn nach den Gesetzen der Bevölkerungstatistik muß ein gesundes Volk in geometrischer Progression zunehmen: ein Volk also, welches nur die eigene Zahl ohne solche Progression fortführt, erleidet in seiner natürlichen Entwicklung um so viel Einbuße, als die Differenz der bestehenden Zahl und der nach mehreren Generationen zu erwartenden Progression beträgt, eine Differenz, welche nach einigen Geschlechtern sich schon bedeutend genug herausstellen muß. Die Größe dieser Vermehrung, welche sich für die Indianer als wahrscheinlich herausstellen würde, diesen wir freilich nicht nach europäischen oder civilisirten Verhältnissen abmessen, jedenfalls aber ist ihr Werth für unsere Rechnung groß genug, daß wir sie besonders betonen und hervorheben müssen, auch wenn wir keine bestimmte Größe für dieselbe eintragen. Schon auf den Umstand müssen wir gleich hier scharf hinweisen, daß eben für die Indianer nicht die Normalverhältnisse der civilisirten Völker gelten; wir werden uns die Frage vorzulegen und zu beantworten haben: was sind die Gründe, daß für dieselben und fügen wir gleich hinzu für alle uncivilisirten Völker sich andere ungünstigen Entwicklungsverhältnisse zeigen, als für die Kulturvölker, trotzdem daß letztere ungewissheit dem Naturzustand viel ferner stehen als erstere, und der Gedanke doch nahe liegt, daß ein Volk sich im Naturzustande erst recht ungehindert entwickeln sollte. Weltkund war der erste, der diese Frage im weitesten Umfang und tiefergehender Fassung sich zur Beantwortung vorlegte, speciell auch für die Indianer Nordamerikas: wir werden sehen, wie weit er sein Problem gelöst hat. Für jetzt kam es uns nur darauf an, die Verlustgröße festzustellen, welche die Kopzahl der nordamerikanischen Indianer etwa seit 1600 erlitten hat.

Nun aber haben wir uns zunächst die Frage zu befähigen wie steht es heute? Finden wir auch heute noch diese Abnehmen, welches wir für die beiden letzten Jahrhunderte fanden, oder ist ein Stillstand der Bevölkerung, oder gar ein Anwachsen wahrzunehmen? und wie verhalten sich in dieser Be-

ziehung die einzelnen Theile zum Ganzen? Läßt sich ein solches Stillstehen oder Anwachsen, wenn nicht bei allen, so doch bei einzelnen Stämmen nachweisen? Es ist, wenn wir uns über die Zukunft der Amerikaner und überhaupt der Naturvölker eine wissenschaftlich begründete Ansicht bilden wollen, durchaus notwendig, daß wir uns diese Fragen zu beantworten suchen, und wir können dies für ein ziemlich weites Bevölkerungsgebiet mit Inbegriffnahme der officiellen Veröffentlichungen der Regierung, des Annual Report of the Commissioner of Indian Affairs. Dort finden wir die genauesten Angaben; dorther müssen wir unsere Daten entnehmen.

Beginnen wir mit dem höchsten Norden. Ueber die Bewohner Alaskas läßt sich, ob sie angewachsen oder nicht, noch kein Urtheil fällen, weil wir ihre Zahl nicht genau genug kennen, auch bis jetzt noch zu wenig Beobachtungen über sie vorliegen. Die bekanntesten dieser Völker sind die Ullugun (Aleuten), bei welchen sich ein so starkes Einschwinden im vorigen Jahrhundert sowie in der Hälfte des jetzigen zeigte. Nach Elliot betragen sie einschließig die Kamaguten auf Kadjal 1834 nur 4000 Seelen, jetzt gegen 5000, so daß in den letzten 45 Jahren sich, nach Elliot, ein Stillstand oder ein leises Anwachsen der Bevölkerung zeigt!). Nach W. H. Dall freilich waren im Jahre 1871 (auf etwa 2450 Seelen) nur 44 Geburten, dagegen 57 Todesfälle, meist durch Kälte und Lungentleiden verursacht?), also noch fortwährendes Einschwinden. Doch sind Elliot's Angaben etwas später, aus dem Jahre 1874. Bis zum Jahre 1877 hatten die Ullugun übrigens weder irgend welche matrielle Unterstützung Seitens der Regierung der Vereinigten Staaten noch sonst irgend welche Förderung auf dem Wege zur Civilisation, wir es denn auch für sie noch keinen Specialagenten gab, und sehr mit Recht führt der Commissioner of Indian Affairs, E. A. Day, viele Umstände, welche eine günstige Entwicklung der Alaska-Indianer hemmen, auf diese Vernachlässigung zurück?). Es ist ein gutes Zeichen, daß ein so hervorragender Beamter des Department of the Interior, daß E. A. Day selber diese Uebelstände rügt und auf Abhilfe bringt; damit selbstverständlich ist dieselbe schon bei diesem Aussprechen und Anerkennen des Schadens von

1) Annual Report 1877, p. 490.

2) H. W. Dall, Tribes of the extreme Northwest 24.

3) Annual Report 1877, p. 26.



der Regierung beschloffen. Die Bewohner des Prinz-Wales-Archipel und der anliegenden Inselgruppen, die sogenannten Koluksien, die Sitta-thian<sup>1)</sup> und Verwandten, scheinen kräftiger und jetzt eher wieder in Zunahme begriffen zu sein; über die Timex und Tioletle liegen mir sonst keine zugänglichen Angaben vor, als die Null<sup>2)</sup>.

Dagegen steht es mit dem Eskimod von Labrador nicht glänzlich. Es hat sich unter ihnen ein großer sozialer Umsturz vollzogen: sie wohnen in Hossenthal 3. V., aber auch in unbedeutenderen Orten, so bald sie irgend wohlhabender sind, in europäischen Häusern, die mit verschiedenen Kultur- und Luxusartikeln, Uhren, Spiegeln, Lampen, Tapeten u. s. w. versehen sind, sie fleiden sich europäisch und um den so gesteigerten Bedürfnissen entsprechen zu können treiben sie eifrig Fischfang und Fischhandel. Aber der Gesundheitszustand des Volkes hat sehr gelitten: Krankheiten, meist Geschwülste, Nose, Pusteln, Schnupfen, Krämpfe u. s. w., sind verbreitet, und seit zehn Jahren dieben von sämmtlichen Kindern, welche in Hossenthal jährlich geboren werden, durchschnittlich nur drei am Leben<sup>3)</sup>. Hier also kann jetzt nur von Abnahme, nicht von Zunahme der Bevölkerung die Rede sein. Aber diese Abnahme ist keineswegs eine schon längst eingetretene, sie datirt erst aus neuerer Zeit. Hier sehen wir ein Beispiel, wie es eben die Kultur ist, welche die Bevölkerung schädigt — wobei wir aber in diesem Falle Kultur und Civilisation als zwei verschiedene Begriffe, deren ersterer nur die Augenseite des letzteren bezeichnet, wohl von einander trennen müssen.

Auch in Kalifornien steht es schlimm aus. Nach den Schilderungen, welche wir von den Kaliforniern besitzen, unter ihnen das Buch von Powers die neueste und umfassendste Arbeit ist, auf die wir uns besonders stützen: nach diesen Schilderungen sind die Kalifornier eine Bevölkerung von sehr mildem Charakter, weit milder feierlich, als die übrigen Nordamerikaner, wenn es ihnen auch keineswegs, wie die verschiedenen Hatzfaschen beweisen, in Nothlagen an Tapferkeit und Todesberathung fehlt. Auch zeigen die einzelnen Stämme nach dieser Seite hin manche Verschiedenheiten. Es fehlt ihnen an geistiger Energie; sie sind lebenslustig, sinnlich, leicht angeregt, phantasie reich; politische Einheit fehlt ihnen ganz und war schon durch die vielen Sprachen, in welche das ganze Gebiet zertheilt ist, kaum möglich — noch unmöglichkeit freilich durch die ganze geistige Art der Kalifornier, die ihnen so weitgehende Gedanken, wie eine solche politische Einheit verlangt, gar nicht ermöglicht. Leiblich waren sie, als sie mit den Europäern in Berührung kamen, keineswegs schlecht entwickelt: sie waren gut genährt, oft von großer Körpergröße und sehr gesund. Auch die spanischen Missionen waren für sie, wie auch Wallery schon mit Recht hervorhebt, noch mehr an ein friedlich-ruhiges Leben, an civilisirte Sitten gewöhnt. „Die Entdeckung von Gold“ — wir wollen Wallery's Worte hören — „brachte mit ganz plötzlichem Vordringen eine geistlose und gewinn gierige Echar von Goldgräbern, Anfielern und Abenteuerern von der schlechtesten Sorte über sie, ohne daß irgend welcher Schutz durch Gesetze oder regelnde Sitte weder für Eingeborene noch für gestiftete Anfielner vorhanden war.“ — „Eine Horde von Indianern brach wie ein Tornado über diese mild gewohnten Eingeborenen los, zu einer Zeit, wo Landesgesetze das einzige Recht und das Vigilance-committee auch für die Weissen ein Zegen war.“ — „Es wurden nicht so viele Indianer abgeschlachtet und vernichtet, wie S. Rog. Brown glaubt, ein-

sach und vielleicht nur deshalb, weil sie den Anglo-Saxonen bei ihren Unternehmungen nicht in den Weg kamen.“ — „Beschwerte sich ein Stamm (sagt Powers), daß die Goldgräber ihre Nachflüsse verunreinigten, oder Rauben sie ein paar Posttiere, so war in zwanzig Tagen seine Erde desselben mehr am Leben.“ Uebrigens ließen sich die Kalifornier keineswegs so ohne Weiteres abschlagen. „Die Robol (am untern Klamath, Nordkalifornien) — sagt Powers — sind eine ungeschickte, träge, meist gutartige Race, aber im Grunde verächtlich, unverschämlich wenn ergrimmt, und berüchtigt für ihre punische Treue. Aber ihre Tapferkeit kann Niemand ihnen abprechen oder leugnen; ihre heroische und lange Berühmtheit ihrer Festung gegen die Angriffe der modernen Kriegskunst, einschließlich der Waffe, die so tödtlich für Wilde ist — der Artillerie —, war der einzige Zug, der für ihr nützliches Truenerpiel in den Kadabellen Kämpen und Interessen genoss. Wie bei den Shoshia (einem Stamm am Shasta-Berg), so beschützten sich auch ihre Weiber oft auf Befehl. Bei den erfolglosen, tollkühnen Angriffen auf die Kadabellen im Frühjahr 1873 soll ein Soldat von einem Wodotweide getödtet sein. Die Geschichte der Kriege zwischen den Bewohnern von Oregon und den Robol, welche, mit einzelnen Unterbrechungen, ein Vierteljahrhundert dauerten, ist furchtbar. Es giebt keinen schwärzeren und ruhmloseren Vorfall in der Geschichte, als den der Einmünderer von 1852 und 1861 oder des Generals Canby und des Commissioners Thomas 1873. Aber man darf nicht vergessen, daß die Weiber, welche Ben. Wright vollstreckte, durchaus ebenso nichtswürdig und verächtlich als die eben erwähnten Noththaten ausgeführt wurde; und daß der Krieg von 1864 noch dem Bericht des alten Hauptlings Shonchin (eines Indianers, der in allgemeiner Achtung bei allen jetzt lebenden Weissen steht) von den Weissen nur aus Rache für den Verlust einiger Pferde begonnen wurde. Die Lieder der verächtlichsten Noth liegen zu Tugend, ja zu Humbern an dem alten Wege östlich vom Lee-See über die große Klatsche und die kleine Klatsche — furchtbar bezeichnende Namen! Aber andererseits habe ich mehr als einmal an Winterbergen beim Kamin die alten Oregonischen Lieder erzählen hören, wie sie auf der Hirschjagd einen Indianer-„Hod“ oder ein Weib, die ihnen zufällig in Sicht kamen, niedergeschossen haben, rein zu ihrem Vergnügen, obwohl der Stamm, zu welchem jene gehörten, in tiefen Frieden mit den Amerikanern lebte. Aher that, let us say no more!“

Nach alle dem kann es nicht unwundern, wenn auch Powers und Wallery die Ansicht ausgesprochen, daß hier, in Kalifornien und Oregon, mehr Indianer getödtet sind als in allen übrigen Ländern der Vereinigten Staaten zusammen genommen. Wir wollen von den Stämmen, welche durch andere Indianerstämme vernichtet sind, von den Tsalatin, die Ghit-lu-la, den Wyl-lut, den Chim-al-a-twe, gar nicht reden, über die und andere hier nicht einzeln aufgezählt man bei Powers nachlesen kann; wir wollen nur kurz die kriegerischen Wallaki (Shasta, Gel-River), die einst zahlreich die Nord (Pumboldt-Bay), die Kosi, die Ho-luts, die Robol, die Kumbo, und auch diese nur beispielweise nennen, welche durch die Weissen ganz oder fast ganz vernichtet sind. Von den Sai-aq berichtet Powers<sup>4)</sup>, dem wir auch die eben angeführten Tsalen entnehmen<sup>5)</sup>, daß sie einst zwischen dem Kal-istak und San Dusen's Fließ wohnten, daß sie dann zur Duppa-Reservation abgeführt, aber so lange hin- und hergerührt seien, bis sie zu einem elenden, jammervollen Rest zusammen-

<sup>1)</sup> H. S. Dall, Tribes of the extreme Northwest p. 37 seq. <sup>2)</sup> Rev. Thob. Reichel im Missionsblatt der Brädersgemeine, im Heft III zu No. 1, 1877, Kap. 1, Missionsblatt der Brädersgemeine 1877, S. 75. <sup>3)</sup> Qülig, ethnologische S. 81.

<sup>4)</sup> Contributions of North American Ethnology. Vol. III, p. 122.

<sup>5)</sup> Ethnologische S. 65, 87 f., 91, 108, 276 f., 370 u. f. w.

geschmolzen waren, der über die eigene Vergangenheit keinen klaren Bericht mehr geben konnte. Powers schildert sie: „Die Weissen, die sie früher kannten, bewegen ihnen, daß sie zu den tapfersten der kalifornischen Indianer gehörten. Nur nach langem und heroischem Widerstand unterlagen sie und wurden als Gefangene nach Smith-River-Reservation gebracht. In der Yupa-Reservation sah ich sie, und es war allerdings schwer zu glauben, daß sie jemals etwas Mannhaftes geleistet hätten. Sie waren völlig verkommene menschliche Wesen.“ Die elende Lage, welche diesen Völkern in den Reservationen zu Theil wurde, schildert Powers in seinem Buche, welches vom Department of the Interior herausgegeben ist, an verschiedenen Stellen. So haben die Yuki in Round-Valley-Reservation einen alten Begräbnisplatz zur Wohnung, welcher massenhaft und ungesund ist!; in Betreff der Shoshona verzeichnet Hon. J. R. Luttrel 1874 im Kongress, daß ihnen für den östern Theil des Scott-Thales, den sie abgaben, fünfzehn Jahresrentenbewilligungen bewilligt waren, und daß sie von dem Allen nicht einen Dollar empfangen, indem die Indianer-Agenten alles Geld für sich behielten. Die Robot wurden in eine Reservation gebracht, welche im Gebiet ihrer Feinde, der Watalat, lag, und hier waren sie fortwährend den ärgsten Mißhandlungen ausgesetzt — ihre Weiber wurden mißhandelt, ihre Duellen und Feste belächelt und verhöhnt, ihre Pferde niedergeschossen, ihre Kinder geschlagen, sie selber beschimpft, verhöhnt, gekleinigt —, und als sie endlich, da ihre Klagen kein Gehör fanden, ausbrachen und in ihre alte Heimath zurückwanderten, gerietzen sie natürlich in Streit mit den Ansiedlern dort. Sie waren frech und insolent geworden; „sie hatten die elende Sprache der Reservationen-Wirtschaft verachten gelernt.“<sup>1)</sup> Ganz ebenso aber sprechen sich die offiziellen Berichte der Beamten aus, welche die Oberaufsicht über die Indianer-Anglegenheiten zu führen haben. Die kalifornischen Indianer, lautet der Bericht von 1866<sup>2)</sup>, waren Jahre lang mißhandelt, ihrer natürlichen Rechte beraubt und bioweißen auch um die Wohlthaten der Regierung betrogen. Ihr heimatliches Glück war zerstört durch geflozene Abenteurer, sie wurden von ihrer Jagd- und Fischjagden vertrieben, unter dem Vorwand von Freijagdzeiten ihrerseits, während man nur gute Länderecken in Besitz nehmen, gelegentlich aus den Bemerkungen mit der Regierung Geld herauszuschlagen wollte. Das regte die Leidenschaft der Indianer auf und sie wurden gefährliche Feinde der weissen Race.“ Man stellte sie damals, obwohl sie heftig remonstrieren, unter militärischen Oberbefehl; „meine innerliche Ueberzeugung ist,“ heißt es weiter, „daß diese Friederich sie so sehr demoralisiert hat, daß mehrere Jahre friedlicher Behandlung und unablässiger Aufmerksamkeit nöthig sein werden, um sie auf den günstigen Stand zurückzuführen, in welchem die neuen Beamten sie gefunden haben. Kleidung, Nahrung und Medicin sind wirksamere Mittel, als Flinten und Kugeln. Sie fürchten nicht den Tod, außer in der Gestalt von Hunger und Krankheit. Wenn diejenigen, welche die Reservationen verlassen haben, überzeugt werden können, daß friedliche Maßnahmen auch unter den neuen Beamten in Geltung bleiben, daß sie in Oekonomie und mechanischen Künsten unterrichtet, in Civilisation und häuslichem Frieden leben werden, daß man ihnen Kleidung und Nahrung giebt, wie seit einigen wenigen Jahren, so kann man sie vielleicht ohne blutigen Zusammenstoß wieder zurückführen. Erchs- bis siebenhundert haben

seit Einführung der Militär Gewalt die verschiedenen Reservationen verlassen.“ Es herrschte ein allgemeines Mißtrauen. Dies steigerte sich natürlich durch Vorgänge folgender Art: Round-Valley (nordöstlich vom Cape Menocino) war als Reservation bestimmt, eine isolirte, sehr günstige von hohen Bergen rings umschlossene Gegend: alsobald aber füllte sich dieselbe sehr schöne und fruchtbare Land mit weissen Kolonisten, welche den größten und besten Theil der Reservation für sich nahmen und ihr Vieh auf die Weidplätze brachten; die Agenten und Regierungsbeamten waren gegen sie völlig machtlos!; sie sprachen als dringendste Nothwendigkeit aus, daß diesem Uebelstand abgeholfen werden müsse. Daß damals nun auch Stimmen laut wurden, die in Kalifornien so allpopulär waren, man solle die Indianer einsperrten, denn Macht sei Recht?, das ist nicht auszulassen. Der Bericht, dem wir dies Alles entnehmen, ist nicht frei von Animosität gegen die neu eingerichtete Militärverwaltung; um so zuverlässiger aber und wahrer sind gewiss alle Angaben, die er enthält, da jeder Irrthum oder jede Unwahrheit in einem halboffiziellen Briefe doppelt streng wäre geahndet worden. Auch stimmt der Bericht des militärischen Agenten in den Hauptpunkten wesentlich mit dem eben genannten überein<sup>3)</sup>.

Rechtliche Klagen liegen auch in den Reports der nächsten Jahre vor, ohne daß wir auf diese einzugehen gedanken; traurig aber ist es, daß auch die letzten Berichte, die uns vorliegen, die Berichte aus dem Jahre 1877 höchst ungünstig lauten. So schreibt Captain Wid. C. Parter, Indian-Agent, an den Commissioner of Indian Affairs aus der Yupa-Reservation (41° nördl. Br., am Trinitätsfluß, einem Nebenfluß des Klamath) unterm 24. August 1877<sup>4)</sup>: „Die Reservation war und ist jetzt im Zustand der größten Verkommenheit. Die Getreidemühle hat man verfallen lassen; sie ist unbrauchbar. Noch schlechter ist die Sägemühle. Die Umzäunungen sind im traurigsten Zustand. Häuser sind, aus Mangel an Vorforge und Verbesserung, eingestürzt. Der Viehbestand, Pferde, Waukhiere und Kinder, ist nach Round-Valley gebracht; Wirtschaftsprüfte und Geräthe, die man dort nicht haben, verkauft zu rein nominalen Werthen, Gru von 50 Cent zu 1,50 Dollar die Tonne, während der Kontrakt für die Militärpost 4 Dollar für die Tonne ist; Wagen, Trachmaschinen, Senen u. s. w. in gleichen Verhältnissen. . . . Es sind etwa 800 bis 900 Acres gutes Weizenland, aber kein einziger Acker in Kultivation; ebenso eine reichliche Menge gutes Weideland. Ohne Zweifel könnte diese Reservation in wenigen Jahren von ihren eigenen Produkten erhalten werden; sie könnte es jetzt schon sein, wenn man sie zweckmäßig verwaltet hätte. Die Indianer sind friedlich und gutwillig, manche unter ihnen sind betriebsam und fleißig. Sie besaßenen sich bitter, daß man ihr Viehställe und Wirtschaftsbetriebsmittel ihnen genommen und an Weiße verkauft hat. Ich glaube, wenn das Vieh zurückgegeben, und Wirtschaftsbetriebsmittel und Korn verwilligt wird, daß wir eine gute Ernte haben würden; und dadurch würde die Zukunft sehr erhöht werden. . . . Ich brauche ausweichend, seinen günstigeren Bericht geben zu können; doch kann ich den Zustand der Verkommenheit, des Verfalls nur den ungenauen Berichten, der schlechten Verwaltung und der Untauglichkeit der Agenten der letzten sechs Jahre zuschreiben.“

<sup>1)</sup> Ebenfalls S. 127 f.

<sup>2)</sup> Powers S. 265.

<sup>3)</sup> Report of the Commissioner of Indian Affairs made to the Secretary of the Interior for the year 1869. Washington 1870, p. 179.

<sup>1)</sup> Ebenfalls S. 180.

<sup>2)</sup> Ebenfalls S. 185.

<sup>3)</sup> Ebenfalls S. 188 bis 190, 200 f.

<sup>4)</sup> Annual Report of the Commissioner of Indian Affairs for the year 1877, p. 35.

## Aus allen Erdtheilen.

## Europa.

— Der tertiäre Mensch auf der Ausstellung. Unter diesem verlockenden Titel giebt der bekannte französische Forscher auf dem Gebiete der Vorkeschichte des Menschen, Gabriel de Mortillet, einige Mittheilungen in der Revue d'Anthropologie 1879, p. 116 über den angeblichen tertiären Menschen, den er Anthropopithecus zu nennen beliebt. Bemerkenswerth ist gleich, daß derselbe nicht etwa in seinen Sceletresten, sondern nur in Resten zweifelhafter Natur auf der mit der Exposition universelle verbundenen anthropologischen Ausstellung zu sehen war. So gut uns der quaternäre Mensch durch seine Reste bewiesen scheint, so unsicher steht es noch mit seinem tertiären Kollegen, dem Mortillet'schen „Menschaffen“, denn nach den in Paris ausgestellten Feuersteinplättchen vermögen wir uns denselben denn doch noch nicht zu kontrahiren.

Die Tertärzeit, sagt de Mortillet, ist durch Lanblüthgethiere charakterisirt, die völlig verschieden von den lebenden Arten sind; im Quaternär dagegen mißten sich lebende und ausgestorbene Species. Der Mensch der Quaternärzeit ist jener des Neanderthals, von Gansfuß, Egisheim, von Denis und dier, nach den uns erhaltenen Schädeln zu schließen, war bereits eine andere Menschensart als die heute lebende.

Der Tertärenmisch muß aber noch mehr von der heute lebenden Art, dem homo sapiens, verschieden gewesen sein, so daß eine gute Vornamatur ihn sogar einem andern Genus zuweilen würde. „Ich nenne daher diesen Vorfürer des Menschen Anthropopithecus.“ Die Frage nach dem tertiären Menschen muß folgendermaßen gestellt werden: „Haben bereits in der Tertärzeit so intelligente Wesen existirt, daß sie einen Theil der Handlungen ausübten konnten, welche den Menschen charakterisiren?“ Die Frage nun ist vollständig gelöst worden durch die auf die Ausstellung gebrachten Gegenstände.

Jüngst handelt es sich um einen Hund, den der verstorbene Abbe Bourgeois bei Thonon im Departement Voir et Ober machte. Die ersten von ihm 1867 vorgezeigten zubehorenen tertiären Tierhäute vermodeten nur wenige zu überbringen; bereits bessere zeigte er 1872 auf dem Brüsseler Congress vor, ohne damit vollständig durchzubringen. „Dieser Hundbiss, Halbentelrage vergrifferte nur den Fiser des tüchtigen Naturforschers,“ und in Paris war im verflohenen Jahre eine Serie von Feuersteinen zu sehen, die mit Hülle des Feueres versiprnet und durch dasselbe entzündet waren. Einige darunter auch regelmäßig zubehoren. Daß man es hier mit Proben eines vernünftigen Wesens zu thun hat, steht außer Frage.

Hauptfrage ist hier nun der geologische Ausbruch. Sie wurden, so sagt de Mortillet, in völlig unberührten tertiären Kalkschichten von Vence gefunden, die zur untern Abtheilung des mittlern Tertär gehören. Die Fauna dieser Schichten enthält das Mastodon, Dinotherium, Acrotoridium. Daraus existirt im untern Miozen ein Vorfürer des Menschen, ein Anthropopithecus, der das Feuer kannte und den Thier zu bebauen verstand, um daraus kleine Gefäße zu formen.

Diese schöne Entdeckung des Abbe Bourgeois blieb lange Zeit stillst und wurde deshalb mißtrauisch betrachtet. Nun hat zum Glück ein anderer Franzos, J. B. Romes, in etwas jüngeren tertiären Schichten, doch auch noch solchen, die Mastodon und Dinotherium enthalten, bei Aurillac (Gantel) ganz ähnliche zubehorene und mit Feuer gesprengte Stü-

cke gefunden. Diese zeigen gegenüber jenen von Thonon bereits einen Fortschritt.

Endlich lagen Feuersteine und Anorite aus dem Miozen und Pliocen am Tajo vor, die der Geolog Ribeiro aus Estabon eingeschickt hatte; 22 Stück zeigten unmisselhaft Bearbeitung, waren zu Dreiecken geschlagen.

Wir wollen nicht beweiseln, daß noch einmal der tertiäre Mensch oder ein Vorfürer des Menschen in der Tertärzeit gefunden wird; glauben aber, daß dazu kräftigere Beweise nöthig sind als Feuersteinplättchen, die neben Artefact und natürliche Bildung schon einander so nahe stehen und wo bereits so viele Täuschungen unterliegen.

— Polnische Volkserglaubungen. Der bekannte polnische Anthropolog Dr. Kopynski hat eine kleine Schrift in Lemberg drucken lassen, welche den Titel führt Des idées médicales, des conceptions naturelles et des croyances populaires en Pologne, concernant les animaux et les plantes, die in ethnologischer Beziehung manchen wichtigen Beitrag enthält.

Interessant ist es, daß das Volk in Polen noch die Krankeiten „für wirliche und aber unsichtbare Wesen“ hält, die den Menschen angreifen und in ihn einbringen, um ihn zu quälen. Pest, Cholera, die weiße Fiebertraun sind für den Polen bestimmte Wesen. Epilepsie, Althma, Gelbsucht und Hysterie werden dagegen durch bösen feintlichen Zauber eines Feindes veranlaßt. Vergleitet man hiermit die von den meisten Naturvölker, namentlich jenen der Neger, so erkennt man eine auffallende Uebereinstimmung. Tod aus natürlichen Ursachen ist nach ihrem Glauben nicht vorhanden und es ist stets die Einwirkung eines bösen Feindes, welche denselben herbeiführt. Diesen Feind auszufuchen und zur Weltsetzung zu bringen ist Aufgabe der Wangas (Zetschämänner).

Doch glaubt der Volk, daß durch Heilmittel der böse Zauber, die Krankheitsursache, unschädlich gemacht werden kann; sie sind ihm gleichsam Gifte, welche den Feind in seinen Innern zerstören. Die Glockenblume heißt nach dem Glauben des Landvolks bei Kratau die Macht, Kreislende und Krageborere vor den Angriffen der Nym (oniuses) zu schützen; Knoblauch behält die Kühle vor Zanber. Die Wurzel des St. Peter's-Krautes (Dontaria), in welche der heilige Petrus hineingeworfen hat, kurirt Zahmwe. Gegen Unfruchtbarkeit der Weiber meuden die Malaren in Westpreußen das Wasser an, welches vom Munde des Hengst abläßt, nachdem er getrunken. In Kratau so heißt man Epilepsie mit Hirschkäuen oder Hirschkörner; Schlangenfett ist gut gegen alle Krankeiten. Gegen die Leubheit wendet man das in Ost getrunkenes Fett eines Hirsches an.

Im polnischen Wlanenaberglauben offenkundig sich der primitive Animismus; welcher der ganzen Kratt ein Leben wie das untere verleiht, sie mit einer menschliden Seele besetzt ansieht. Daher sind auch die Wlanen mit einer magischen Kratt gegen die Krankeiten begabt. Die mystische Blume des Jarn, die um Mitternacht des St. Johanned-tages erblüht, gestattet ihrem Besitzer in einem magischen Schlafe alle verborgenen Schätze unter der Erde zu sehen und die Geheimnisse der Zukunft zu entdeken. Die Manbragra (Kraun), welche auf den Gräbern Fingerdeter wächst, löst einen Schrei aus, wenn man ihre Wurzel herauszieht, und ihn hört, kann darüber wohnsinnig werden. In der Ukraine erzählt man, daß die Wälder der Jitterpappel sitzen, weil Jadas sich an den Zweigen dieses Baumes erhängt hat. Nach einer andern Besart ist dieser Baum durch sein

Jittern bestraft, weil er durch den Lärm seiner Blätter Jesus verriet, der sich hinter ihm vor den verfolgenden Juden verdeckt hatte. Ein Stillesches Jitterpappelholz, das man in den Körper eines Wampurs legt, vermag nach polnischem Aberglauben diesen im Grabe zurückzuhalten.

Die meisten dieser Legenden sind noch heidnischen Ursprungs und nur drüßlich geschminkt. Die den alten Österrheiligen Pflanzen haben nur ihren Herrn gewechselt und auch der Teufel hat sein Theil bekommen. Ein alter Weidenbaum ist der Sitz des Teufels und man wagt ihn nicht anzurühren. Mit einer Nötte aus seinem Holze, die aber noch nie den Krat des Dahnes oder das Knuschen des Wassers hörte, kann man die schändlichen Harmonien, die selbst die menschliche Stimme hervorbringt. In den Wurzeln des Hollunders wohnt nach polabischem und ruthenischem Aberglauben der Teufel und es ist daher gefährlich, diesen Baum zu fällen. Nehelisch gilt in Pohlen von der Jaurübe (Bryonia) und wenn man sie anreißt, muß man an ihrer Stelle einige Weisthäre oder ein Stück Brot einharren.

Nach mehr mythologischen Charakter zeigt der Thieraberglauben der Polen. Einzelne Thiere wurden wie höhere Wesen verehrt und steben in bestimmten Beziehungen zum Menschen; namentlich tritt in Littauen dieser heidnisch-mythologische Charakter noch hervor. Nach dort ist der Storch überall hochgeehrt. In jedem Jahre wirft er entweder ein Junges oder ein Ei aus seinem Neste heraus. Das herausfallende Junge bedeutet Noth, das Ei Fruchtbarkeit für das Jahr. In Pohlen wird man bei Hochzeiten noch einen lebenden Hahn mit großen Feiertagskleidern vor der ganzen Familie. Diese neuen Anbaltungen mögen genügen, um den Werth der heinen Schrift darzuhan.

Die Völkerveränderung in der sogenannten europäischen Türkei (vergl. oben S. 26) nimmt jetzt, wo die Russen Adrianopel und Umgebung geräumt haben, einen neuen Aufschwung; die Christen wandern, weil sie eine westlichen Seiten der türkischen Behörden fürchten, aus dem Vilajet Adrianopel nach Thracien aus, und die Wobamendener ziehen sich Thracien nach dem Vilajet Adrianopel, weil sie vor den Bulgaren Verfolgung befürchten.

— Hr. Bertillon behandelte letzten die Geburten in Frankreich und Deutschland. Er weist darauf hin, daß die französischen Bauern und die Bourgeoisie ihr ganzes Vertheben auf Ansammeln von Kapital richten, Deutschland dagegen mehr Menschen hervorbringt, nämlich jährlich an 1 600 000 lebendig Geborener (jährlich 40 pro Milie, während in Frankreich nur 26 pro Milie entfallen). Nach dem französischen Satze würden in Deutschland jährlich nur 1 040 000 geboren werden, welche Zahl aber in der That um 560 000 übertrifft wird. Von diesen 560 000 Kindern erreichen 343 500 das zwanzigste Jahr. Bis zu diesem Alter hat jeder Mensch einen durchschnittlichen Kostenanwand von 4000 Frös. verurteilt, was für jene 343 500 zwanzigjährigen eine Summe von 1 376 000 000 Frös. macht. So viel kostet Deutschland jährlich sein Lebensjahr an Geburten über die Frankreichs. Letzteres seinerseits würde jährlich 1 240 000 000 Frös. aufwenden müssen, um von den ihm im Verhältnis zu Deutschland abgehenden 560 000 Kindern die im zwanzigsten Jahre noch lebenden 310 000 aufzuhalten. Frankreich kapitalisirt also jährlich 1 1/2 Milliarde zum Schaden seiner (möglichen, aber nicht seiner wirklichen) Nachkommenschaft und Deutschland wendet jährlich 1 1/2 Milliarde zur Vermehrung der seinen auf.

#### U f i e n .

— Auf S. 336 des 32. Bandes theilten wir Obwin-Kuhns Hypothese mit, daß der Subansri-Fluß in Affam mit dem Jarn-biang-po, dem Hauptstrome Tibets, identisch sein könnte. In Folge dessen wurden Aufnahmen in jener Gegend durch Kapitän Woodthorpe und Lieutenant Farman angeordnet (vergl. „Globus“, Bd. XXXIII, S. 286).

Ehe dieselben aber zu einem Endergebnisse führen, ist es einem jener unerlässlichen einheimischen Forschungsreisenden des Oberst Walker gelungen, die stets angenommene, aber nie erwiesene Identität des Jarn-biang-po (Sapu) mit dem Dihong oder Brahmmaputra zur Gewißheit zu erheben. Die unterste Stelle, wo der große Strom innerhalb der Grenzen Tibets durch den Pandit 1874 überschritten worden, war Tsching (circa 291/2 nördl. Br., 91 1/2 östl. L. Gr. 11 460 Fuß hoch). Von dort aus hat ihn nur der anonyme Reisende noch 200 engl. Meilen abwärts verfolgt; dann wendete sich der Strom südwärts in eine bergige Gegend, wohin ihn der Reisende nicht folgen konnte. Auf allen neueren Karten ist der Lauf des Sapu richtig angegeben, allerdings nur vermutungsweise; erst jetzt aber haben wir die Bestätigung dafür, wenn auch noch ziemlich dem äußersten von dem einflussreichen namenlosen letzten Forscher erreichten Punkte und seinem Eintritt in die Ebene von Affam eine Lücke auszufüllen bleibt. Nach den vorliegenden Höhenmessungen war der Fluß auf dieser verhältnismäßig kurzen Strecke mindestens 8000 Fuß Gefälle haben, was wohl ohne Beispiel dasteht. Möglich, daß dort der größte Wasserfall auf der Erde seines ersten Behalters barrt. — Was Woodthorpe's und Farman's Aufnahmen anlangt, so erstreckt sich dieselben über etwa 1900 engl. Quadratmeilen im Gebirgslande der Wiri nördlich von Ladimpur. Die Bergketten laufen einander ungefähr parallel, die vordere meist nur 3000 bis 4000 Fuß hoch, die nächste scharf zu 5000 bis 8000 Fuß anhebt und dicht mit üppiger Vegetation bedekt. Die Hügel, namentlich die Ramta und Sabansiri, westman von Affam und die Wader von Wila, besonders Hirden. Die Wiri sind ein abgeklärtes Volk von mittlerer Größe, sehr dünn und nach Woodthorpe's Beschreibung latarnähnlich. Alle diese Völker haben ihre Stadt bebauter übertrieben, um bei den Verhauungen mit den Engländern besser wegkommen. Auch ein großer Theil des Wila-mi-Randes (genau nördlich von Sabji) hat Woodthorpe durchforstet und die Ströme, durch deren Zusammenfluß mit dem Sapu der Brahmmaputra entsteht, gut kennen gelernt. Es wird nun wohl nicht lange mehr dauern, bis jene so interessante Hochgebirgswelt auf der Grenze Tibets und Sinesis aus ganz erschlossen ist.

— Wie die „Oesterreichische Monatschrift für den Orient“ (1879, Nr. 2, S. 40) meldet, will die ägyptische Regierung in Raun-tschau-in, der am Dwaug-po gelegenen Hauptstadt der Provinz Kanju, eine Volkswanderungsricht erichten, für welche sie die Wäschinen aus Deutschland bezieht und zwei Tschuiter aus Kaden bezieht hat. Bei der Wahl des weitaus von allen Straßen des Behälter's gelegenen Ortes ging man von der Ansicht aus, die neue Industriemasse in einer Gegend ins Leben gerufen werden, welche genügende Quantitäten des Rohproduktes liefert.

#### A f r i k a .

— Die Gesellschaft Watignoles, welche den Bau der tunesischen-algerischen Bahn im Thale des Wehgebirges ausführt, beschäftigt jetzt, dieselbe mit der Stadt Bizerta, dem alten Hippo Regius, durch ein Geleise in Verbindung zu setzen, und wird sich die Erlaubnis dazu ebenso durch gut angebrochte Trümpfer verschaffen wie früher zu der Wehgebirgsbahn. Die Italiener in der Stadt Tunis sehen bereits mit Schreden den Handel von der Hauptstadt abgehen und zum Besten der Franzosen nach Bizerta verlegt, das allerdings durch seine prachtvolle Meereshucht und dem dahinter liegenden See von der Natur außerordentlich begünstigt ist. Es würde nur einiger Nachhilfe bedürfen, um letztern zur Aufnahme der größten Kriegsschiffe herzurichten. Die Franzosen, schreibt die Allgemeine Zeitung, haben dies längst erkannt und von sehr klüsternde Weise auf das Wasser von Bizerta gerichtet; die Concession der projektirten Zweigbahn würde einen von ihnen nicht geahnten Wunsch an ein gutes

Stück der Erfüllung näher rücken. Ueber die Stadt entnehmen wir dem *Voyage* von R. L. Playfair, Travels in the footstep of Bruce in Algeria and Tunis (London 1877, p. 142 seq.) Folgendes.

Bizerta ist eine Stadt von 5000 bis 6000 Einwohnern; den darunter befindlichen 100 Europäern verbannt sie einige Lehen und commercielle Thätigkeit, wie sie rein mohammedanische Orte niemals zu besitzen können. Trotzdem ist der Inland der Stadt kein sehr blühender. Um so hervorragender ist die Schönheit ihrer Lage an beiden Seiten des Kanals, der den Bizerta-See mit dem Meere verbindet. Eine durch solide Brücken mit dem selten Lande verbundene Insel im Kanal wird hauptsächlich von den ansehnlichen Europäischen bewohnt. Wälle umgeben die Stadt und die Einfahrt in den Kanal wird durch Werke geschützt, deren Stärke für frühere Zeiten bedeutet war. Sowohl die auf der Westseite des Kanals sich erheben Gihabie als auch das gegenüberliegende nach dem Heiligen Stuhl di Huni, dessen Gebirge es enthält, benannte Thort ist seiner Grundmauern nach alt. Der westliche Wall dient in seiner Verlängerung als Hafenmauer, ist aber leider ganz in Verfall und erstreckt sich nicht mehr weit genug ins Meer, um den Kanal gegen Verlandung bei Nordwestwind zu sichern. In Folge dessen ist der See jetzt nur noch für leichte Frachtschiffe fahrbar. Der See von Bizerta, jetzt Tinnich genannt, konnte im Weste einer europäischen Macht einer der besten Häfen und einer der wichtigsten strategischen Punkte des Mittelmeeres werden, während jetzt die Schiffe gegenüber der Einfahrt in den Kanal auf der offenen Höhe in beständlicher Entfremung von der Stadt vor Anker gehen müssen, ohne jeden Schutz. Wenn Schiffsbrüche trotzdem selten sind, erklärt sich dies nur daraus, daß größer Schiffe den Platz selten besuchen.

— Dr. Schwemmerich legt seine Forschungen in den unbekanntem Theilen Aegyptens anrühmlich fort; in diesem Frühjahr hat er das Faïyum zum Beispiel seiner botanischen, geologischen und topographischen Arbeiten gewidmet. Gleichzeitig erfahren wir, daß dasselbe Gebiet auf Veranlassung von Kausen sehr aufgenommen worden ist.

— Das eben erschienene zweite Heft der „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“ bringt unter Andern die letzten Nachrichten von den Reisenden Kahlfs, Schmitt und Dr. Buchner. Von Schmitt ist nichts Neues verstanden, als was wir bereits aus S. 16 dieses Bandes mittheilten; über die Kahlfs'sche Expedition liegen einige Berichte bis zu Anfang Februar dieses Jahres vor (vergl. „Globus“ XXXIV, S. 362). Dieselbe hat bis dahin guten Fortgang gehabt, abgesehen davon, daß die Gesandte des deutschen Kaisers an den Sultan von Badaï (zwei prachtvolle in Tunis angefertigte Burnuse, ein riesiges Prachtschwert, ein königlicher Sonnenschirm, kostbare Stoffe und Waffen) erst am 28. Januar in Tripolis eingetroffen sind, von wo Kahlfs bereits am 18. December landeinwärts aufgebrochen war. Denn das Leben in der Hauptstadt war für die aus drei Europäern (Kahlfs, Dr. Ecker und Diener Dnmann), 13 Eingeborenen und 22 Kamelen bestehende Expedition zu beschwerlich und wirkte demoralisirend auf die Leute, von denen zwei gleich zu Anfang desertirten. Vom 18. bis 22. December wurde in Sarah, einen Tagemarsch von Tripolis entfernt, gelagert, vom 24. December bis 1. Januar 1879 in Bir-Wiltha (drei Tagemarsche weiter auf der bekannten Straße nach Marzaf). Wieder zwei Tagereisen weiter wurde Kahlfs durch die officielle Nachricht, daß der demnächst zu passierende Oriska-Strom ihn brauchen wolle,

zur Umkehr veranlaßt; er erkannte aber bald die Grundlosigkeit jener erfolgten Angabe und konnte ungeführt seine Reise nach Sofna (28° 55' nördl. Br.; circa 550 bis 600 km von Tripolis) fortsetzen, wo er am 24. Januar anlangte, freundlich empfangen wurde und eine Wohnung bezog, um die Gegend abzuwarten. Dr. Ecker hat unterwegs fünf Punkte astronomisch bestimmt; es wurden ferner eine Kiste mit Geleimpräparaten und eine mit Pflanzen und Thieren nach Europa abgepackt, ferner ein meteorologischer Bericht über December und Januar (es herrschte damals in Tripolitaniern große Hitze und man geht dort schlechten Zeiten entgegen). Schon in Sofna hat sich der als Volentär mittelreife Herr von Hüllsag, dem es zu langam vorwärts ging, von der Expedition getrennt und ist nach Marzaf geeilt. Ein Unfall dafür hat sich gefunden in Ali, dem Sohn des bekannten 1877 verstorbenen Mohammed Katroni, des Begleiters von Barth, Vogel, Beurmann, Duncyrier, Kahlfs und Kahlfs.

Eritten ist ein weiterer Brief des Reisenden vom 10. März eingetroffen, wonach er nicht länger auf die Gesehente warten und am nächsten Tage von Sofna aufbrechen wollte; und zwar bestmöglichst er den stilleren, interessanteren Weg über die Oasen Dhalo, Kusar und das Bergland Bonjanga einzuschlagen, welcher durchaus über unbekanntes Gebiet führt (erst 80 deutsche Meilen genau östlich nach Dhalo, dann 230 deutsche Meilen in südlicher Richtung nach Hültsch). Kahlfs und Dr. Ecker haben ihrer langen Ausfahrt in Sofna benutzt, um eine detaillierte Karte dieser Gegend zu entwerfen.

Auch von Dr. Buchner liegen eine Reihe von Briefen aus Raabo, Doha u. s. w. vor. Derselbe fuhr danach am 20. December der Kwana hinauf und erreichte in drei Tagen Doha, von wo er die schon von E. Waker (Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft III, S. 43) geschilderten Fährten des Kwana besuchte. Von Doha entwirrt er in gesundheitlicher Hinsicht ein sehr trauriges Bild; selbst die Eingeborenen leiden dort sehr. Natürlich kam auch Dr. Buchner das Fieber, so daß er Herrn von Mehow, mit dem er zusammengetroffen war, allein voranziehen lassen mußte. Nachdem aber der erste Fieberanfall glücklich überstanden, fühlte sich der Reisende stets durchaus gesund, während von Mehow andauernd kranke. In der Trägerschaft hatte Dr. Buchner gleichfalls Glück; ohne Mühe gelang es ihm, sein schweres Gepäck nach Bungo Wandongo zu schaffen. Die Umgebung dieses Ortes ist nicht, wie behauptet wurde, vulkanisch, sondern besteht aus lauter Konglomeraten und Sandstein, soll aber höchst merkwürdige Gesteinsformationen darbieten. Am 28. Januar begab sich der Reisende nach Malange, von wo sein letzter Brief vom 9. Februar datirt ist. Sein Gepäck ist alles wohlbehaltend dort eingetroffen und mit seiner Gesundheit steht es vortreflich. Von Schmitt hatte er bis dahin nur gerüchmelt gehört; derselbe scheint nördlich von Kimbundu zu sein und gute Fortschritte zu machen.

— Eine der schnellsten und glücklichsten Reisen in Ostafrika hat Abbé Debaize (vergl. „Globus“ XXXIII, S. 208, 256, XXXIV, S. 269) ausgeführt. Im Juni 1878 landete er auf Zanzibar, verließ es am 26. Juli und bereits Ende October konnte er melden, daß er in Labora oder Kaez, der Hauptstadt von Unyamwey, eingetroffen sei. Er selbst erkrankte sich der besten Gesundheit, und von seinen 400 Trägern war nicht ein einziger desertirt, es war kein einziges Gepäckstück gestohlen worden.

Inhalt: Nach dem Red River of the North. V. (Schluß) (Mit vier Abbildungen). — A. D. Nordmann: Die Administrativ-Einteilung des Osmanischen Reiches. — Prof. Georg Gerland: Die Zukunft der Indier. III. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Aken. — Afrika. — (Schluß der Redaction 6. April 1879.)

Redacteur: Dr. H. Rieppert in Berlin, S. W. Unter den Eichen 13, III Tr.  
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXV.



№ 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von  
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten  
zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1879.

## Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876.

1).

Wir hatten unsere Reisenden verlassen (Bd. XXXIV, S. 247), als sie am Abend des 8. März 1876 ermüdet, hungrig und von Kopf bis zu Fuß mit schwarzem Schlamm befrachtet in die Hacienda de las Cruces auf dem Uferabhange des 3485 m hohen Fasses Quimbio, wo sich die Wasser des Magdalenaestromes und des Cauca schieben, eintritten und von dem Eigenthümer der obgelegenen Pflanzung gastfreundlich empfangen worden waren. Das Haus unterschied sich in seiner Form nicht von den anderen Gebäuden jener Gegend: es waren dieselben im rechten Winkel eingeräumten Hühler, dieselben Lehmmauern und dasselbe Mäntelrad. Aber das Baumaterial war ein ungewöhnliches. Die Pfosten, zu welchen man in der warmen Zone Bambus nimmt, bestanden hier aus den schönsten Stämmen der Wachspalme (*Ceroxylon andicola*), welche man in der Umgegend hatte finden können. An denselben haftete noch das weiße Wachs, welches dem Baume seinen Namen gegeben, und sie sahen aus wie eisenbetonene Säulen mit braunen Ringen. Das ganze Zimmerwerk bestand aus diesem biegsamen, starken und dauerhaftesten Holz; riesig an ihrer Unterseite silberweiß gefärbte Mäntel bildeten ein warmes, undurchdringliches Dach. Das Innere der Behausung war durch einige leichte Lehmwände in einzelne Räume getheilt und auf die seltsamste Weise ausgestatt; es waren die Helle von Jaguar, Bären, Pumas und anderen wilden Thieren dieser Enden an die Wand gemalt. Dieser Anblick brachte das Gespräch bald auf die Jagd, und alsbald wurde auch für den nächsten Tag

ein Treiben auf einen Jaguar, der sich in der Nähe hatte sehen lassen, verabredet; die Hunden wurden gepugt, Kugeln gegossen und die Hunde der Hacienda erhielten das Doppelte ihrer gewöhnlichen Ration.

Besonderes Interesse erregte bei den Reisenden ihr Wirth, Don Ramon Cardenas, von welchem man ihnen schon in Ibaguë erzählt hatte, daß er das Wachs der „palmaris“ sammelte und einen merkwürdigen Landbau in jener so hoch gelegenen und so gebirgigen Gegend betrieb. Früher wohnte er in Bogotä und bewirtschaftete am Ufer des Rio San Francisco eine gut gedeihende Hacienda, bis eine Ueberschwemmung sein ganzes Besitzthum zerstörte und ihm den größten Theil seines Vermögens raubte. Mit den ihm gebliebenen Reste kaufte er sich eine Pflanzung am Ouidio, ward einige Jahre an und erbaute sich dort jenes eben beschriebene Haus. Zuerst sammelte er eine gewisse Menge Palmwachs, verkaufte dieselbe in Bogotä und erwarb für den Erlös Sämereien von Bohnen und Getreide der Provinz Cundinamarca. Im Januar wurde ein Stück Wald niedergebrannt, darauf Reis aus dem Cauca-Thale gesät und Kartoffeln gepflanzt, und bis das alles reif war, von der Beute der Jagd gelebt. Im April waren die ersten criollas-Kartoffeln reif, eine andere Art im Juli, der Mais erst im December. Damit war der Anfang gemacht, der Bestand der Hacienda gesichert und die Nahrungsmittel für ihre Bewohner beschafft.

Nachdem das Wachs von den Palmen gesammelt ist, wird im December und Januar das junge Ackerbau bestimmte Stück Wald niedergebrannt und mit Mais bestellt; auf denselben folgen dann Kartoffeln, Arracachas, Bohnen, dann

1) Vergl. „Globus“ XXXII, Nr. 16 bis 21; XXXIV, Nr. 11 bis 16.

Globus XXXV, Nr. 18.

Getreide und zum Schluß dient das Land als Viehweide. Bewässerung ist wegen der hier oben herrschenden Nebel unnützlich, und wenn die Vegetation wegen der Höhe (über 9000 Fuß) auch keine sehr üppige ist, so ist doch der Boden fruchtbar genug, daß alles gut gedeiht.

Kurz vor Sonnenaufgang, gegen 6 Uhr, erhoben sich am nächsten Morgen die Reisenden. In wenigen Minuten

erblickten und verschwanden die Sterne, während durch eine Kluft im Walde nach dem Magdalenaströme zu die Morgendämmerung sich zeigte; anfangs klar blau, wurde sie allmählig weiß und ließ die Einzelheiten der Landschaft sehen. Im Süden und Westen tauchten dann die Gipfel des Quindío, ein imposanter Kreis bewaldeter Berge, aus dem violetten Schatten hervor; fiedeln eines goldigen Roth bligten bald



Einsteigen des Waches der Cerrojon Palmes auf dem Quindío.

hier, bald da aus dem Laubwerk auf, und endlich stieg strahlend das Tagesgestirn am Himmel auf und übergoß die ganze Natur mit Leben und Fruchtbarkeit.

In den Urwäldern Südamerikas bricht man nicht wie in Europa am frühen Morgen zur Jagd auf, sondern man muß das volle Licht des Tages abwarten, um sich in dem dunkeln unentwirrbaren Dickicht zurechtfinden zu können. Während sich nun die anderen mit den Vorbereitungen zur Jagd abgaben, nahm André ein paar Leute mit sich und

ließ einige Wachspalmen fällen, um ihrer Früchte und Blüthen habhaft zu werden. Beim Niederschlagen brachen die gewaltigen Stämme — der eine war 60 m lang und besaß unten 1,24 m und oben 0,75 m im Umfang — in mehrere Stücke, daß das weiße Mark in langen schwammigen Spänen frei gelegt wurde. Die Holzfaseren an dem selben gebliebenen Baumstumpfe sahen schwarz, schlaufl und fest aus wie Stangen gebräunten Stahles. Der hohle Theil des Stammes, der, abweichend von den übrigen Tilahelbonen, außen liegt,

ist 5 cm dick; das Innere ist weiß und von der Konsistenz des Korkes. Zwischen den 5 bis 6 m langen, oben graugrünen, unten weißen Blättern, die der Sturz aus ihrer Höhe gesnickt und zerbrochen hatte, lagen gleichfalls zum Theil zerstückt die Blüthenstängel, die von unten gesehen so klein erschienen waren und nun eine Länge von 2 m aufwiesen. Die zahllosen orangefarbenen Früchte mit süßem Fleische und von der Größe der Gutedel-Weinbeeren lagen überall auf dem Boden umher, und mehrere tausend konnten gesammelt und zusammen mit Blättern, Blumenscheiden und zwei Stüben des Stammes an das Muséum d'histoire

naturelle in Paris geschickt werden. Diese Bäume hatten nach André ein Alter von 150 bis 200 Jahren.

Das Wachs derselben wird auf zweierlei Arten gesammelt. Die eine, barbarische, besteht darin, daß man den Stamm fällt und das Wachs abstragt — bei der andern muß der Arbeiter am Stamme hinaufklettern und es abschaben. Das Klittern geschieht ebenso wie bei den Eingeborenen im Amazonenthal, wenn sie den Wein der *Dryocarpus* Palme holen. Der Sammler legt um den Stamm und seinen eigenen Leib einen festen Riemen, stemmt die Beine gegen den Stamm und ist beim Herabklettern die



Die Bordadera in Solemo.

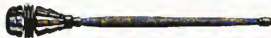
$\frac{1}{2}$ , bis  $\frac{1}{2}$  mm dicke Wachsseicht mit einem scharfen Kratzeisen ab. Jeder Baum liefert 8 bis 10 kg weißen oder gelben Wachses, und ein Fein vermag in einem Monate 50 bis 60 kg (8 bis 10 Arroben) zu sammeln; in Ibagua werden für die Arrobe 7 leichte Pfaster (für das Kilogramm nahezu 2 Mart) bezahlt. Darans hergestelltes Picht brennt hell, ziemlich rein, ohne viel Rauch und riecht gut; das jetzt

fast nur zu Zündhölzchen verarbeitete Wachs könnte sehr leicht gereinigt werden.

Nach Humboldt und anderen Reisenden wächst die Wachspalme zwischen 1750 und 2825 m Meereshöhe; am Quindío aber fand sie André nicht unter 2000 m und bis über 3000 m. Die größten Bestände stehen in der Umgehung von las Cruces zwischen dem Alto de Lodge und der Ceja



Alta; ihr Hauptverbreitungsgebiet zieht sich in nordöstlicher Richtung 15 bis 20 km weit von der Mesa de Cerreo



Mosinillo (Gefloßbojenquirl).

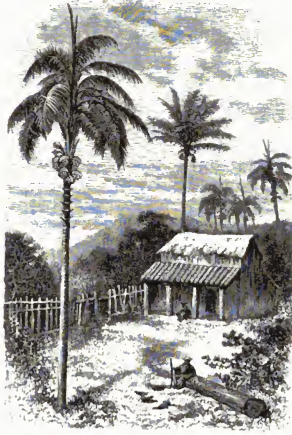
nach dem Quindío hin. Nach Humboldt soll sich in ihrer Gesellschaft die *Quercus Humboldtii* finden, die aber nicht über 1800 m hinaufgeht; wahrscheinlich hat deshalb Humboldt die echte *Coroxylon andicola* mit einer kleineren und noch wenig bekannten Art (*C. ferrugineum*) verwechselt, welche namentlich westwärts von der westlichen Cordillera und bis nach Ecuador hin ein häufig vorkommt.

Von der Jagd ist wenig zu berichten. Mit vieler Mühe und unter häufiger Anwendung des Waldmessers bahnten sich die Jäger langsam ihren Weg durch das dichtverschlungene Gestrüpp hinab in das Thal des Tschicote. Nach langem Warten ließ sich der gesuchte Jagnar auch blicken, aber Andre hatte gerade sein Augenmerk auf die Pflanzenwelt gerichtet, und ehe er sich schüftig gemacht, war das Thier wie der Nig im Dickicht verschwunden. Der Rest des Tages verstrich mit Einspaden, Polançieren, Trocken und Reichen von Pflanzen, wobei die reiche Flora der Nachbarchaft den Botaniker auf das Reichlichste für das Unglück der Jagd entschädigte. Seine Pflanzenzettelchen und Herbarien waren mit vegetabilischen Schätzen gefüllt, als er am folgenden Morgen um 9 Uhr las Cruces verließ.

Jean Koesig und die Feonen blieben zurück, um das Einspaden der Sammlungen zu vollenden und die Kisten nach Guataqui und Honda zu expediren; Andre und v. Scherf aber gingen allein voran, um am selben Tage den Stamm der Cordillera zu übersteigen und vor Anbruch der Nacht das Dorf Salento am Westabhange des Quindío zu erreichen. Der Morgen war kalt, aber schön; nach Sonnenaufgang stieg das Thermometer etwas, aber nicht über 9°. Bald hinter las Cruces führt der Weg bei den drei Hütten von Salento vorbei und wird dann öde und einsam, während die Gesträucher kleiner und kleiner werden. Gummieren mit großen runden Blättern und hochigen Stielen und eine zierliche Drübe, *Oncidium cucullatum*, mit purpurnen, gelbsten Blüten treten auf; *Eupucinia*, *Lybodium*, eine Art wohlriechendes Weißdorn (*Osteomeles*), große baumartige

Kreuzkraut, Sumach (*Coriaria ruscifolia*), wovon man eine violette Dinte gewinnt, Beerbeeren, und selbst die in Columbia nicht seltene gemeine Beerbeere, dieselbe Art wie in den Alpen, riefen Angesichts der herrlichen Wachspalmen und der Bromeliaden europäische Formen ins Gedächtnis zurück. Höher hinauf wurden die Pflanzen dünner, untersehter und waren vom Winde gebogen, der Weg wurde immer schlechter und die Mauthiere wurden obenhin von Dornen gesäumt; die Mittagssonne brannte heiß herab, aber wenn Nebel sie verdeckte, blitzt schneidender Nordwind. Zwei einzelne Hütten, *Caja del Monte* und *Pescanciano*, wurden noch passiert, bis um zwei Uhr die Pöfshöhe (3485 m), die Wasserscheide zwischen Magdalenaestrom und

Cauca, erreicht war. Dort befanden sich die Restenden mitten zwischen den höchsten Gipfeln der Cordillera central; im Süden der Buila (5700 m), ihnen zu Häupten der Nevado del Quindío (5150 m), weiter gen Osten in einer geraden Entfernung von 22 km der Nevado del Tolima (5616 m), im Norden die mächtigen zu 5300 m ansteigenden Trachymassen des Nevado del Ruiz, alle, wie ihre Namen schon sagen, mit ewigen Schnee bedekt. So weit das Auge reicht, überhauet es die felsigen Fergewigungen der Cordillera, zwischen denen die Kinnale nach Osten und Westen nach Magdalena und Cauca hinabströmen. Lange, fast zu lange erstreckten sie sich des großartigen Anblicks, ehe sie bei sinkender Sonne den Abstieg begannen. Bald gerieten sie in Nebel, der rasch zu heftigen Regen wurde. Als sie bis zu 2800 m herabgestiegen waren, an-



Hütte und Palmen (*Astrocaryum* und *Coroxylon*) in las Vuao.

berte sich die Vegetation und es erschienen tiegre Gärten und die schon oben erwähnte Palme *Coroxylon ferrugineum*.

Bei den Hütten von Barfina übertrafste sie diebunle Nacht; der Weg, der auf der Höhe der Cerros über thonigen Boden hinführte, war so glatt und gefährlich, daß die Reisenden absteigen und ihre Thiere am Zaune stützen mußten. Nach vieler Mühe erreichten sie um 9 Uhr, vom Regen tiefend und hungert, Salento, wo ein Empfehlungsbrief Don Ramon's ihnen so treffliche Unterkunft bei Don Victorio und ein so splendides Abendessen (Dumetosen, Kartoffeln, Butter, Brot (wahrhaftiges Weizenbrot) und gequillte Ghololobe) verschaffte, daß sie sich über den hohen Grad von Civilisation billig wunderten. Mit Stolz erklärte ihr Wirth: „Somos Antioqueños.“ d. h.: „Wir sind aus dem State Antioquia,“ dessen Bewohner allerdings denen des übrigen Columbian an Arbeitsthat, Keimlichkeit, Industrie und Geschmak weit überlegen sind. Am nächsten Morgen sahen sie auch zum ersten Male von der Pflanztochter ihres Wirthes Tambur-

arbeit (Rahmenseider) ausführen; die oft ziemlich verwiderten Mütter dienen zu Hembeneinsagen.

Dieser Tag war ein Sonntag, der wie die beiden folgenden dazu benutzt wurde, Jean's Ankunft abzuwarten, zu sammeln, zu zeichnen, die Felle abzulösen, die überflüssigen Thiere heimzuführen, die anderen ruhen zu lassen und den Ort und seine Bewohner kennen zu lernen. Salento ist eine Ortschaft neuen Datums, die bis vor 12 Jahren Boquia hieß, und zählt 200, der ganze District etwa 2000 Einwohner, die über Tausende von Gestirren zerstreut von den Ertrügnissen einuiger Viehzucht und von Ackerbau leben. Unter dem Dorfe fließt der Rio del Quindio nach Westen hinab und treibt, was hier eine Seelenzeit ist, eine Mühle; weiter stromab heißt er Rio Boquia und mündet dann in den Rio de la Vieja.

Die Kirche von Salento, so ärmlich sie sonst ist, ist dennoch merkwürdig, weil sie ganz aus Stämmen der Waschpalme erbaut ist: um Altarstufen zu machen, brauchte man nur die Säulen im Innern abzuträgen.

Am 13. März wurde bei schönem Wetter die Reise fortgesetzt, die mit ausgeruhten Thieren anfangs rasch von statten ging, um so mehr als in dem Thale des Quindio, welches sie trugten, der Weg über Sandstein- und Kieselgeröll führte. Das war aber nur eine kurze Freude; denn beim ersten Ansteigen begann sofort wieder der unergiebliche Roth, welcher die Thiere unählige Male zu Falle brachte, so daß ihre wachsende Ruhetage geseilten Wunden bald wieder aufbrachen. Schließlich überfiel sie noch ein Unwetter und zwang sie, in einer elenden Hütte Unterkunft zu suchen. Der nächste Tag war warm; denn sie hatten schon die ge-

mäßigte Zone (zwischen 1600 und 1800 m) erreicht, die bei bestem Himmel und wenn nicht gerade Regenzeit herrscht, ein entzückendes Klima besitzt. Und welche staunenswerthe Fülle neuer Pflanzen, zum Theil mit herrlichem Blätter-schmuck, bot sich hier dem Sammler des Botanikers dar! Wie viele davon wären werth, die Gartenanlagen Europas zu zieren! Auch zwei neue Palmen, Syngnys Sanchezona und ein Astrocarum, traten hier an die Stelle der Ceroxylon, die mit 1800 m Höhe verschwindet. Die letzte Hütte, wo ihr Holz verwendet war und die ganz daraus bestand — abgesehen von dem obersten, mit Blättern geded-

ten Theile des Daches —, war las Pavas, etwa halbwegs zwischen dem Quindio und Cartago.

Bei Cuchilla de Nejilla (1618 m), wo sie zu Mittag eine Tasse mazamorra (Weizenbrühe) zu sich nahmen, zogen Bambus, üppige Bananen und Papayas sowie die größere Menge von Vögeln die Nähe der warmen Region an. Hier begegnete ihnen eine Eschar cargueros (Träger), welche in früheren Zeiten, als der Weg über den Quindio noch viel schlechter als heute und für Saunthiere



Garguero vom Quindio mit der Silla.

durcngang ungangbar war, weit mehr in Uebung waren und auch Personen, wie z. B. Humboldt, auf ihrem Rücken über den Paß trugen. Waaren werden auch heute noch, selbst von Frauen, auf diese Weise fortgeschafft; nicht selten kann man sehen, wie sie auf der Rückseite vom Markte in Cartago ihre Kinder in der silleta oder sillemano, dem Tragkorbe, nach Hause schleppen. Früher glich derselbe einem mit einem Fußtritte versehenen Stuhle, auf welchem der Reisende Platz nahm; jetzt ist es eine Art Packstiel. Getragen wurde die silleta mittels Nadelbändern (brazaletes) aus der Kinde der Cecropia und eines über die Stirn gelegten Tragriemens (cargarida). Vangsam, aber sicher legten die Leute mit ihrer lebenden Last in 8 bis 10 Tagen den Weg von Boquia nach Cartago zurück.

Hinter der Cuchilla de Nejilla tritt der Weg in zusammenhängende Bambuswälder, welche mehrere Stunden weit ununterbrochen das Land bedecken. Die mit dem jenseitigen Land bedekten vierlichen Zweige schlossen sich hoch oben zu stolzen Arcladen zusammen, unter denen ein geheimnißvolles Dunkel herrschte. Die erste Pflanzung, die sie antrafen (1350 m hoch), war schon mit Zuckerrohr bestellt, und bei Tambobres beglückte sie das Gesehn einer Eschar Brillassen: sie hatten die heiße Zone wieder erreicht. In der elenden Hütte eines Negers brachten sie widerwillig die Nacht zu, in der großen Schwärze, am nächsten Tage in Cartago bessere Unterkunft zu finden.

Von Tambobres bis Piedra de Moler, wo der Weg den Rio de la Vieja überschreitet, sind es bei leblicher Vegetation der Straße drei Stunden. Auf dieser Strecke ist die vorherrschende Pflanze eine baumartige Euphorbiacee, welche oft 25 m Höhe erreicht und durch den aschfarbenen Ton

ihrer Blätter auffällt. Die Mächtigkeit der Humusschicht ist in dieser Gegend so groß, daß André von Salento an keinen einzigen Stein mehr sah und die geologische Zusammenfassung des westlichen Abfalls des Quindío in feiner Weise kennen lernte. Lager von Thon und Humus, stellenweise auch Sand, bedecken überall den anstehenden Fels; nur an einzelnen Stellen unterhalb Tamboré tritt ein rötlicher Sandstein zu Tage.

Um 8 $\frac{1}{2}$  Uhr hatten sie Tamboré verlassen, um 11 $\frac{1}{2}$  erreichten sie die Ueberfahrtsstelle Piedra de Molero (994 m) und erwarteten den Führer im Schatten von Hahnenfährpflanzen, auf welchen eine reizende Orchidee (*Ionopsis patchella*) wuchert, die schon Humboldt und Bonpland an derselben Stelle gesammelt hatten. Der Fluß ist 100 m breit und reißend; Menschen und Gepäck werden in einem ausgehöhlten Baumstamm übergesetzt, die Kaultiere müssen



Die Fährstelle Piedra de Molero über den Rio de la Vieja.

hindurchschwimmen. Dann ging es über eine letzte Hügelkette aus festem Thon und Geröll, die mit dichter Vegetation bedeckt ist; hauptsächlich war es eine schon in Panbi beobachtete, vorstehende Papilionacee (*Erythrina coralloendron*). Von dem höchsten Punkte dieser Hügel aus erblickten sie endlich zum ersten Male das breite Thal des Cauca, eine weite suaraggrüne Ebene voller Weiden, Felder und Wäl-

der, die zu den violetten Tönen der westlichen Cordillere in prächtigem Gegensatz steht. Deutlich lassen sich die Ziegelbäcker des noch drei Stunden entfernten Cartago unterscheiden. Um 4 Uhr Nachmittags des 15. März ritten sie dort ein und hatten damit eine Gegend erreicht, deren Civilisation sich von derjenigen der bisher von ihnen durchwanderten Provinzen in vielen Dingen unterscheidet.

## Ferdinand von Richthofen's „China“.

### II<sup>1)</sup>.

Vor v. Richthofen war es nur der amerikanische Geologe Raphael Pumpelly, welcher auf seiner Reise am Süd-

rande der Mongolei im Jahre 1864 den Löss kennen lernte, ihn unter den Namen „terrace deposits“ beschrieb und für einen Niederschlag aus einstigen großen Seeswanneen hielt. Um die kolossale Mächtigkeit dieser Formation zu er-

<sup>1)</sup> Vergl. „Globus“ XXXIII, No. 7, S. 106 ff.

stäten, nahm er an, daß der Zwang so früher anderweitig gelassen sei, als heute, und einst seinen Ursprung von King-hia-fu in der Provinz Kan su direkt auf Peking genommen habe, anstatt seine bekannteren nördlichen Bogen nach Norden und Süden zu machen. Dagegen erkannte nun v. Richthofen mit Bestimmtheit, daß der Vöb erst entstanden sei, nachdem das ganze Land seine gegenwärtige Konfiguration im Wesentlichen schon erhalten hatte. Mithin war seine Entstehung aus Süßwasserseen (abgesehen davon, daß jede Spur von Schichtung und von etwa eingeschlossenen Süßwasserfischen fehlt) oder aus dem Meere von vornherein ausgeschlossen.

In den Steppen am Südrande der Mongolei suchte und fand v. Richthofen Gebiete, wo nach jezt ein Anwaschen des Bodens in der eben angegebenen Art stattfindet; anstatt eines eisförmigen welligen Plateaus, wie jene Gegend häufig beschrieben worden ist, fand er für den Vöb charakteristischen (von den erst später ausgewaschenen Schluchtsystemen abgesehen) Oberflächensformen, jene flachen Ruten, die sich von Kamn zu Kamn ausdehnen oder sich von drei Seiten nach der vierten offenen herabziehen, oder auch ein rings geschlossen, flaches Becken bilden. Die ringum aufstehenden Felsklümpen verwittern dort durch Regen, Wärme, die Einwirkung der Vegetation u. s. w.; Regenflüsse spürbar und schäben die größten Bruchstücke allmählich abwärts, ohne sie so weit nach der Mitte hinzuschleppen, als die feineren Bestandteile. Salzaufblähungen werden durch Regen aus der Tiefe gelöst, und fürchtbare Stürme erhöhen den Boden durch niederfallenden Staub, welcher in den mit Abfluß versehenen Gebieten größtenteils wieder hinweggespült wird. Aber während die abflußlose Salzsteppe nur die Oberfläche zeigt und ihren inneren Bau verdeckt, kann der Beobachter den letzteren an den Schluchten der Vöbbeden studieren. Daß Salzsteppe und Vöbbeden nicht nur Analogien zeigen, sondern identisch sind (nur das eine ein vorgeladetes Stadium der andern), ergibt sich aus den Überlegungen zwischen beiden, jenen Stellen am Rande der Steppe, welche in einer erst kurz vergangenen Zeit aus abflußlosem in entwässertes Land verwandelt worden sind. Solche finden sich in den jenseits der Großen Mauer gelegenen Theilen von Schan-si und Tschili mehrfach entlang dem Rande des Steppentandes. Wahrscheinlich hat sich in jedem solchen Falle während einer regenreicheren Periode der unterirdische oder oberirdische Stand des Wassers in einer Depression so weit erhöht, daß derselbe eine Spalte im Gebirge oder den niedrigeren Punkt der Umwallung erreichte und Abfluß erhielt. War dieser einmal hergestellt und ein Kanal gegraben, der den Salzsee abzog, so mußte fortan der Wasserabfluß fortbauern, selbst wenn das Klima wieder etwas trockner wurde. Wie denn der Abfluß sich im Laufe der Zeit vertiefte, mußte auch ein tieferes Eingraben der Gewässer in dem weichen Steppentande

Aufhäufung staubartig vertheilten festen Materials man in jenen Gegenden fortbauern zu beobachten Gelegenheit hat; und endlich die mineralischen Bestandtheile, welche die Grauwurzel vermöge der Diffusion der Flüssigkeiten aus der Tiefe heranziehen, in sich aufnehmen und bei ihrer Verweilung übrig lassen. Alle diese verschiedenen, fein vertheilten feiner Bestandtheile wurden durch die Vegetationsbedeckung festgehalten und fortan nur in unbedeutender Menge vom Winde weiter geführt.

In den Steppen am Südrande der Mongolei suchte und fand v. Richthofen Gebiete, wo nach jezt ein Anwaschen des Bodens in der eben angegebenen Art stattfindet; anstatt eines eisförmigen welligen Plateaus, wie jene Gegend häufig beschrieben worden ist, fand er für den Vöb charakteristischen (von den erst später ausgewaschenen Schluchtsystemen abgesehen) Oberflächensformen, jene flachen Ruten, die sich von Kamn zu Kamn ausdehnen oder sich von drei Seiten nach der vierten offenen herabziehen, oder auch ein rings geschlossen, flaches Becken bilden. Die ringum aufstehenden Felsklümpen verwittern dort durch Regen, Wärme, die Einwirkung der Vegetation u. s. w.; Regenflüsse spürbar und schäben die größten Bruchstücke allmählich abwärts, ohne sie so weit nach der Mitte hinzuschleppen, als die feineren Bestandteile. Salzaufblähungen werden durch Regen aus der Tiefe gelöst, und fürchtbare Stürme erhöhen den Boden durch niederfallenden Staub, welcher in den mit Abfluß versehenen Gebieten größtenteils wieder hinweggespült wird. Aber während die abflußlose Salzsteppe nur die Oberfläche zeigt und ihren inneren Bau verdeckt, kann der Beobachter den letzteren an den Schluchten der Vöbbeden studieren. Daß Salzsteppe und Vöbbeden nicht nur Analogien zeigen, sondern identisch sind (nur das eine ein vorgeladetes Stadium der andern), ergibt sich aus den Überlegungen zwischen beiden, jenen Stellen am Rande der Steppe, welche in einer erst kurz vergangenen Zeit aus abflußlosem in entwässertes Land verwandelt worden sind. Solche finden sich in den jenseits der Großen Mauer gelegenen Theilen von Schan-si und Tschili mehrfach entlang dem Rande des Steppentandes. Wahrscheinlich hat sich in jedem solchen Falle während einer regenreicheren Periode der unterirdische oder oberirdische Stand des Wassers in einer Depression so weit erhöht, daß derselbe eine Spalte im Gebirge oder den niedrigeren Punkt der Umwallung erreichte und Abfluß erhielt. War dieser einmal hergestellt und ein Kanal gegraben, der den Salzsee abzog, so mußte fortan der Wasserabfluß fortbauern, selbst wenn das Klima wieder etwas trockner wurde. Wie denn der Abfluß sich im Laufe der Zeit vertiefte, mußte auch ein tieferes Eingraben der Gewässer in dem weichen Steppentande



Hohlweg im Vöb.

erfolgen, und zwar ebensowohl des Hauptkanals, wie aller Zuflüsse, welche früher in den See mündeten, und solcher, die sich neu bildeten. In dieser Weise entstanden die nach oben hin endlos verzweigten Wasserläufe, welche den Fiß bildeten.

Es gelang von Nischthofen zu den beiden Schlußfolgerungen, daß die Ausfüllung der Steppenbeden der Mongolei mit Ausnahme des Han-hai (dessen Kest der Vob-nor ist), wo wenigstens die Unterlage marinen Ursprungs ist, im Wesentlichen aus Fiß besteht, und daß jedes Fißbeden früher ein abflußloses Salzsteppenbeden gewesen ist. Vollständig aber wird die Identität der Entstehungsarten beider dadurch erhärtet, daß die Salzseen im Mittelpunkte jedes Bedens auch in fast allen Fißgebieten Spuren ihrer Existenz hinterlassen haben. In jenen Salzseen nämlich muß sich der hinzugeführte Fiß in horizontalen Schichten niederschlagen; erhält dann das Beden Abfluß, so wird sein geschichteter Kern freilich am ersten durch die abfließenden Wasser angegriffen werden; doch löst er sich fast in jedem Fißbeden noch nachweisen. Diesem geschichteten Fiß nennt v. Nischthofen Selenß. Ihm geht natürlich die beim Verfall durch Pflanzenwurzeln erzeugte Porosität und capillare Perforationsstruktur ab, und deshalb ist er für Wasser schwerer zu durchdringen, enthält also Pflanz- und Thierreste. Freier ist er stets stark salzig und für den Ackerbau untauglich, moogen er häufig ein unreines Kochsalz, oder Natron, oder Soda liefert.

Es läßt sich mit Sicherheit behaupten, daß das nördliche

China in einer früheren Zeit, als der Gwang-ho noch nicht existierte, eine Steppengegend war, welche in jeder Beziehung den benachbarten Theilen des jetzigen Central-Asien glich. Es bestand aus einzelnen abflußlosen Beden von sehr verschiedener Größe; die Flüsse sammelten sich darin in Salzseen, aus denen ihr Wasser verdunstete; die Verdunstung überwoog den Niederschlag oder kam ihm gleich; es herrschte ein Kontinentalklima. Letzteres wäre nach v. Nischthofen eine Folge davon gewesen, daß Oasen damals höher erhoben war und weiter ostwärts in den Ocean hineinreichte, als gegenwärtig. Als dann das Land allmählig sank und dadurch das Meer mehr und mehr nach Westen vordrang, wurde das Klima ein feuchteres, und das langsame Wachsen des Niederschlags ließ eines jener bisher abflußlosen Beden nach dem andern überfließen und schuf einen Abfluß schaffen, wobei der jetzige Gwang-ho zur Hauptader für die Drainierung wurde. Wahrscheinlich ist derselbe noch jetzt im Badschgebiet nach Westen erweitert, ein Vorgang, der durchaus nicht ein dauernder zu sein braucht. Wie segensreich derselbe aber ist, läßt sich kaum ermessen. Das Salz wird ausgetaucht, der frühere Steppenboden fruchtbar und ertragsfähig; besonders in den weiten Flußgebirgen, wie in der des Wei-Flusses, siedelte sich eine große Bevölkerung an und erblühte eine Kultur, wie sie ein Konradenboll nicht schaffen kann. Dort wurde den Chinesen der Boden vorbereitet, auf dem sie den Keim zu ihrer späteren Größe und kommenden weltgeschichtlichen Bedeutung legten.

## Die Zukunft der Indianer.

Von Prof. Georg Gerland in Straßburg.

### III. (Schluß.)

Von der Reservation der Mission-Indianer (südlich von San Bernardino) berichtet J. G. Colburn unterm 15. August 1877<sup>1)</sup>: „Jetzt beträgt die Zahl der Mission-Indianer etwa 4000 bis 5000, früher aber gewiß fünf- bis sechsmal so viel. Eingeschleppte Krankheiten, namentlich Mattern, waren die Hauptursache ihres Verschwindens. Die Restriktionen ihrer gewohnten Lebensweise und die Beschränkung des Gebietes, wo welchem sie ihren Unterhalt erwarben, that den Rest. Jetzt ist der größte Rest der Race schlechter Branntwein und die gewissenlosen Wütherschäfte desselben. Noch weitere 25 Jahr dieselbe Behandlung, wie sie die Indianer in den letzten 25 Jahren erdulden mußten, und sie werden ganz vernichtet sein bis auf sagahandirende Banden von Stralchen und Bettlern, welche eine Pest und Verhinderung für die weiße Bevölkerung sein werden. Andererseits aber kann die Regierung die jetzt noch Übrigen retten, und sie vollständige Selbstverwaltung gewöhnen und sie schließlich vielleicht zur Einverleibung in den Bestand der amerikanischen Wütherschäfte heranziehen, indem sie wohl fähig sind, die Pflichten und Lasten eines Wüthers zu leisten und zu tragen. Die Mission-Indianer haben sich bisher fast immer selbst erhalten ohne Hilfe der Regierung und würden auch jetzt keine Unterstützung brauchen, wenn die Regierung nicht einem Uebelstand abstellen müßte. Dieser Uebelstand ist, daß die Väter, die

welche sie zu bebauen pflügen, ihnen weggenommen und weißen Niederlassungen gegeben sind. Schon seit langer Zeit hat man sie aus den besten (von der Regierung für sie reservierten) Plätzen vertrieben, und ihre gegenwärtigen Zufluchtsstätten sind jetzt wieder auf Schwerter bedroht.“

„Die Mission-Indianer lassen man nach ihrer Stellung und Lebensart in drei Klassen bringen. Die erste Klasse sind die, welche auf oder bei den Farmen der Weißen wohnen und leben von den täglichen Arbeiten auf der Farm, indem sie etwa einen Dollar pro Tag bekommen. Die meisten der größten Farmen haben eine oder mehrere solcher Familien, welchen sie auf einer Gede ihre einfachen Häuser zu errichten und Feuer-Wasser genug erlauben, um einen Garten zu betrieblen, wie denn die Indianer sehr gewöhnlich sich einen Garten anlegen. Sie thun alle Arbeiten auf der Farm, außer wenn bei Ernte, Schafschur u. s. w. noch fernere Hilfe nötig ist. Sie haben es mehr oder weniger gut, je nachdem der Farmer, unter welchem sie stehen, human und gerecht oder hartberzig und betrügerisch ist. Sie sind nicht legale Pächter: sie können keinen legalen Kontrakt machen oder ihren Lohn auf dem Rechtsweg einlagen, schon deshalb nicht, weil sie zu arm sind, um den Rechtsweg zu betreten. Das eigene Interesse bestimmt den Farmer, sie wenigstens so gut zu behandeln, daß sie nicht von ihm wegziehen. Diese Klasse von Indianern ist ziemlich groß. Ohne Schwierigkeit verdienen sie sich Nahrung und an-

<sup>1)</sup> Annual Report of the Commissioner of Indian Affairs for the year 1877, p. 35.

fähige Kleidung und einige haben gelernt sparsam und vorichtig zu sein.“

„Dadurch aber, so fragen wir, unterscheiden sich diese Bewohner der freien Vereinigten Staaten von Verleigenen? Dadurch, daß sie bei schlechter Behandlung Fortziehen können — in welche Lage sie aber durch ihr Fortziehen genathen, ist leicht ersichtlich.“

„Die zweite Klasse,“ so fährt Colburn fort, „bilden diejenigen, welche in kleinen Gemeinden zusammenleben, indem sie Ackererien bebauen, welche sie lange Zeit schon inne haben und die sie für ihr Eigenthum ansehen. In jedem Dorfe leben so viel Familien, als der natürliche Wasservorrath zuläßt. Sie wünschen nichts weiter als im Besitze dieser kleinen Dörfer gelassen zu werden, die, wo sich eine Quelle oder ein kleiner Bach zeigt, über ein weites und sonst ganz wüsthed Gebiet zerstreut liegen. Bis ganz vor Kurzem lagen alle diese Plätze auf unbesiedeltem Staatsland, aus welchem niemand Ansprüche machte. Jetzt aber“ — also nachdem das Land von den Indianern der Kultur gewonnen ist — „werden Ansprüche von mehr oder weniger stichtaltigem Charakter auf beinahe jeden Acker dieser Länder erhoben, und sie werden auf dem Rechtswege den Indianern genommen werden, wenn nicht die Regierung rasch und energisch einschreift. Jede Indianerfamilie dieser Dörfer hat ein Haus und bebaut ein Grundstück, von einem zu vier oder fünf Acres. Fruchtbäume und wohlgehaltene Weinstöcke sind nicht selten. Die Männer bestellen das Feld im Frühjahr auf mehr oder weniger betriebsame Art; kommt dann die Zeit, wo sie durch zeitweilige Arbeit draußen etwas verdienen können, so überlassen sie die Primarität der Aufsicht der Weiber und Greise und ziehen hinan, wie die jungen Canadier nach Neuenland oder Newport auf die Farmen zur Arbeit gehen. In dieser Klasse gehörte früher eine viel größere Zahl von Indianern und viele, jetzt zu der ersten Klasse gehörig, bebauen einst beinahe Grund und Boden für sich, auf dem sie jetzt nur als Lohnarbeiter gebildet sind. Sie hängen sehr an ihrem Heim. Ein Indianer, den ich kannte, besaß ein Haus in Potrero und arbeitete manches Jahr lang 20 Meilen weit entfernt. Er aber ist so wenig gerührt, sein Haus und Feld in Potrero aufzugeben, als irgend einer seiner Nachbarn, die stets zu Hause bleiben. Aber nun ist sein Grundstück von einem „land-grabber“ bedroht, der es zu nichts weiter gebraucht. Diese zweite Klasse der Indianer bedarf jetzt ganz besonders die energische Fürsorge der Regierung. Die Landgrabber sind hinter ihnen und ein Agent würde auch mit Sibirienmenschen taum so rasch von Dorf zu Dorf eilen können, als die Amerikaner, welche einige Acker Land suchen, mit einer Quelle oder fruchtbar Boden, wo Weizen und Kartoffeln ohne Bewässerung wachsen und das man als wüsthed Land in Beschlag nehmen kann. Daß solches Land von Indianern besessen und von Indianern bebaut ist, gilt nicht mehr als ob es nur von Grassüßern und Capotes bewohnt wäre.“

„Neben die dritte Klasse, die glücklicherweise nur wenig zahlreich ist, brauchen wir nicht zu eilen, sie treiben sich in einer Art von Hügnerleben in den Städten herum, die Weiber meist als Prostituirte, obwohl die Familien streng zusammen halten. Sonst ist Prostitution unter den Indianern ganz unbekannt. Das Verlangen aller Indianer der zweiten Klasse geht nur darauf aus, ihren jetzigen Besitz zu behalten. Jetzt kann die Regierung nichts weiter thun, als für jeden einzelnen Fall die Befehle waltend lassen: vor wenig Jahren noch waren die Reklamationen der Weissen auf Indianerland so gering, daß ein flüchtiges und kräftiges Auftreten den Besitz eines Heims für alle Indianer ohne Hilfe des Kongresses würde gesichert haben; aber es ist nutzlos, in

diesem Falle einen trüben Rückblick auf verlorene Gelegenheiten zu werfen.“ — „Die nächste Aufgabe der Regierung ist, den Mission-Indianern feste Heimstätten zu sichern, mit Land und Wasser genug, daß jeder, der auf eine Reservation gehen will, dort so viel Land findet als er bebauen mag.“ — „Dann ist eine kleine jährliche Unterstüßung nöthig, mehr zum Unterricht als zur Hälfte auf dem Wege der Selbsthaltung, und die Frage nach Beihilfe für Unterhalt von Schulen wird dann sehr wahrscheinlich sich auch erheben.“

„Als bis Ende August 1877 war für die Mission-Indianer eben so wenig irgend etwas geschehen wie für die der Hupa-Reservation; die Reservationen standen auf dem Papier und das war alles.“

Wir haben dorthin das dringliche Verlangen gehört, welches 1869 der Agent der Round-Valley-Reservation ausgesprochen hatte. Mallory spricht mit Bitterkeit davon, daß der Round-Valley-Ortsum eine 20 000 Acker gutes Fruchtland gegen eine traurige Berggegend eintauschte. Und was erfahren wir aus dem letzten officiellen Bericht<sup>1)</sup> des Agenten (J. V. Burkard) vom 31. August 1877? Erst am 3. März 1873 wurde die neue Reservation ungefähr nach der Abgrenzung festgelegt, wie dieselbe 1869 von W. C. Whiting, damals Superintendent Indian Affairs, vorgezeichnet war<sup>2)</sup>. Aber erst am 18. Mai 1875 erfolgte die Ureignis-Ordnung. Und nun bemerkt Agent Burkard: „Es sind 102 118,19 Acres in der neuen Reservation, nur etwa 4000 davon in Round Valley und von diesen 1000 noch von Kolonisten besetzt und jetzt in Litigation, so daß nur 3000 für die Gesamtschicksal der Indianer übrig bleiben; der Rest ist allein tanglich für Weideland und einheimische (nützliche) Nahrungsmittel der Indianer; indessen auch dieser ist ganz und gar in den Händen und im Besitze der Weissen.“ Und ferner: „Diese Reservation war eingerichtet 1856 und durch einen Kongressbeschluß vom 3. März 1873 in ihrer jetzigen Form festgestellt. Die Indianer waren zu der Bestimmung angetrieben, daß sie dieselbe bald als ihre bleibende Heimath und Land als ihr individuelles Eigenthum besitzen würden. Vier Jahr sind jetzt vergangen. Einzelne Farmer haben dort immer noch ihre früheren Formen fest und die Viehbesitzer behaupten das Gebirgsland, wie sie es 1872 thaten. Mit diesem Weideland für Schafe, ferner mit unseren Hopfenpflanzungen, unseren Mühlen u. s. w. könnte die Reservation sich selbst unterhalten; aber die Indianer, welche in der Hoffnung auf das ihnen verheißene Acker- und Weideland getäuscht sind und denen der Kongress jährliche Unterstüßungen abgehoben hat, haben das Vertrauen auf Versprechungen verloren und eine Reaction hat Platz gegriffen. Ein bedauerliches Resultat! Viele sind der Kirche verloren — verlieren all ihr Interesse da für — und ich fürchte verloren für immer.“ — „Die Unzuverlässigkeit der Regierung den Indianern gegenüber ist die Ursache der meisten Mißverhältnisse zwischen uns und ihnen.“ „Aber that, that, we say no more! Den Bericht über die Tule-Reservation lese man selbst nach.“

Daß unter solchen Umständen ein Gebirgen, ein Emporkommen der salzförmigen Indianer nicht möglich ist, das leuchtet ein, und so wird denn auch von der Tule-Reservation<sup>3)</sup> ein fortwährendes Aussterben officiell berichtet. Nichtbestimmter sagt Powers von den Wobos, aber welche wir eben bedekten, daß sie 1872 ein langsameres Zunehmen ihrer Volkzahl gezeigt hätten. Ebenso nehmen auch jetzt noch, nach Powers, die Mono, aber, wie sie sich selbst nennen,

<sup>1)</sup> Annual Report 1877, p. 39 — 41.

<sup>2)</sup> Report 1870, p. 181.

<sup>3)</sup> Annual Report 1877, 42.

die Nüt-ha, zu ein gesundes Bergvolk zwischen St. Joachims- und Kingsriver, welche vor langen Jahren aus Nevada von Owens River über die Sierra nach Kalifornien eingewandert sind.

Wir sind schon jetzt zu der Behauptung völlig berechtigt, daß die Kalifornier nicht der Civilisation, sondern nur deshalb erliegen, weil man sie gewaltsam von aller Civilisation ausschließt.

Überall haben sie sich völlig befähigt gezeigt, unsere Civilisation anzunehmen. Doch ist wohl zu beherzigen, was E. G. Veltman, Indian Agent, von den Indianern der Tule-Reservation sagt <sup>1)</sup> und was von allen gesagt werden muß: „Die Civilisation der Indianer ist ein langsamer Proceß. Durch schlechte Einflüsse und Beispiele ist die Aufgabe von Anfang an sehr erschwert. Diese Indianer haben seit ihrer ersten Bekanntschaft mit dem weißen Mann bis in die letzten Jahre nur den Aufwand der Civilisation kennen gelernt. Von der moralischen Seite der letzteren haben sie wenig Gutes und Erhebendes gesehen. Der Umgang mit Taugenichtsen und Trunkenbolden hat Einbrüche auf ihren Charakter gemacht, die sich nicht so leicht verwischen lassen. Nur fortwährende Bemühungen und die heilsamen Vorschriften der Gesetze können sich ein Volk zum Lichte hinführen und nur die wahre Annahme unserer christlichen Civilisation wird sie zu brauchbaren Bürgern machen.“ In den Schulen wachsen sie gute Fortschritte <sup>2)</sup>, namentlich über alles Erwartete gute die Indianer der Round-Valley-Reservation, wo jetzt zwei Schulen eingerichtet sind, die ein treffliches Gebeihen zeigen <sup>3)</sup>. Auch die moralischen Interessen sind bei ihnen durch-aus rege, die Sonntagsschulen von Alt und Jung besucht <sup>4)</sup> und die Mission gewinnt an manchen Orten nach den letzten Berichten <sup>5)</sup> immer mehr Boden. Daß sie für praktische Arbeiten, für landwirtschaftliche Thätigkeit durchaus brauchbar sind, haben wir schon und es wird durch die weiteren Berichte nur bestätigt; auch zeigen sie industrielles Geschick und manche leisten Untes als Handwerker <sup>6)</sup>.

Wir haben und streng an das eigentliche Kalifornien in unserer Schilderung gehalten; es liegt aber nahe, daß wir unsere Blicke auch auf die benachbarten Staaten und Territorien werfen, auf Arizona, Nevada, Oregon, denn auch in diesen wohnen kalifornische Stämme. In allen diesen Ländern ist für die Indianer, wie es nach den Berichten im Annual Report von 1877 erscheint, besser gehorgt wie in Kalifornien selbst. Die Leistungen der Indianer sind natürlich auch hier nur die von Anfängern in der Kultur, aber von gut befähigten Anfängern, welche zu nicht geringen Hoff-

nungen berechtigen: überall zeigen sie, daß sie bei ruhiger Entwidlung der Dinge durchaus nützliche Bürger werden können. Natürlich fehlt es nicht an Rücksichtigen, die dies gar nicht anders zu erwarten ist. Eine Charaktereignüßlichkeit, welche die Kalifornier auszeichnet, ist die leichte Erregbarkeit, ihr heitres, languinisches Temperament, welches auch Powers sehr betont, der sie deshalb mit den subarischen Negern vergleicht. Diese Eigenthümlichkeit ihres Wesens hat auch ihre Gefahren: sie lassen leicht auf, aber sie wach-seln auch leicht in ihren Meinungen, daher ein Agent zu-treffend das Gleichniß von feinstem Grund, auf welchem die Saat rasch, aber oft ohne tiefe Wurzeln zu schlagen scheint, auf sie anwendet. Jedenfalls muß man bei ihrer Beurtheilung sehrhalten, daß sie in einem Uebergangszustand sich befinden und zwar in einem Uebergang schwerer Art, von indianischer Unkultur zur Civilisation der Weißen! „Dieser Uebergangszustand kann nicht forcirt, darf nicht gezeugnet werden.“ (sagt derselbe Agent <sup>1)</sup>) sehr richtig. „Zeit und gesunde Arbeit ist hier nothwendig; die Zukunft wird die grublegenden Anstrengungen schon belohnen, welche jetzt auf den ersten Blick bisweilen weggerommene Mühe scheinen könnten.“

Statistisch also einen Zuwachs der Kalifornier nachzuweisen sind wir nicht im Stande. Im Allgemeinen, wir haben auch bei ihnen wohl eher bis jetzt noch unbewanderndes Abnehmen zu constatiren, wenn wir freilich auch dies nicht mit Zahlen belegen können. Dagegen erklärt sich und jetzt der in unserm letzten Artikel erwähnte Widerspruch oder Zweifel in Betreff der bis jetzt vorliegenden Angaben über die Zahlen der Kalifornier. Der Report von 1876 ergab 8424, der von 1877 viel weniger, Wallery zählte noch 4822 nicht in den Reservationen befindliche zu und Major Clark nahm 7241 „out of tribal relation“ an. Bei dem höchsten Zustande der kalifornischen Reservationen ist ein Sinken der Bevölkerung eine sehr begründete, ja eine naturwü-terliche Erscheinung und die Agenten beschwerten sich lebhaft genug über dieselbe <sup>2)</sup>. Daher ist es schwer, ja wohl unmöglich, die Kopzzahl der Kalifornier festzustellen. Ponceil und Wallery machen sehr mit Recht auf diejenigen aufmerksam, welche in anderen Staaten u. s. w. leben; diese 4822 werden nicht die einzigen in den Reports nicht Mitgezählten sein, so daß auch ein Theil wenigstens jener 7241 in An-schlag zu bringen sein wird. Der starke Unterschied der Report-Zahlen von 1876 und 1877 erklärt sich ebenfalls aus diesem Hin- und Herstreuen der so schlecht gepflegten, man kann wohl sagen so mißhandelten Bevölkerung; und so scheint es uns, als ob man die Gesamtsumme, welche Wal-tery annimmt, 13 246, immer um einige Tausend, etwa auf 15 000, erhöhen kann, ohne daß man sich eine unethische Ueber-treibung zu Schulden kommen läßt.

<sup>1)</sup> J. D. Boer in Ann. Rep. 1877, p. 171 f.

<sup>2)</sup> Ann. Rep. 1877, 35 f., 30 f., 41 f.

<sup>1)</sup> Annual Report 1877, 42 bis 43.

<sup>2)</sup> Ebenbajetsh 42.

<sup>3)</sup> Ebenbajetsh 40.

<sup>4)</sup> Ebenbajetsh 42, 40.

<sup>5)</sup> Ebenbajetsh 40.

<sup>6)</sup> S. 41.

## Aus und über Arabien.

Von A. Zehme in Frankfurt a. d. O.

### VII.

Nicht viele Reiseberichte über irgend einen Theil der arabischen Halbinsel können sich, seit Niebuhr seine klassisch-

Darstellung Jemens geschrieben hat, mit demjenigen an Genauigkeit messen, welche ich heute den Lesern dieser Zeit-

schrift in seinen Hauptergebnissen mittheilen will. Freilich handelt es sich um keine der schwerst jugendlichen Landesregionen, die unsern Erkennen sich immer noch nicht erschleiert haben, vielmehr ist es das an der See-Weltstraße des Rothen Meeres, also verhältnismäßig bequem gelegene Land Arabien (Arabian), dessen Erforschung durch Richard Burton nun fast endgültig erfolgt ist. Wenn der Entdecker des Tanganyika-Sees, der tüchtige Wallfahrer nach Mekka, der Kenner so vieler Völker und Sprachen, der zudem ein nicht oberflächliches Wissen in einer Reihe anderer Wissenschaften sein nennt, sich auf den Forscherpfad begiebt, so versteht es sich von selber, daß er reich beladen heimkehrt; ganz anders, gleichsam sonnenbeschienen, gestaltet sich für uns das Bild der Planetenstelle, die ein Pfadfinder wie er uns kennen lehrt. Zwar haben vor nun mehr als funfzig Jahren bereits unser Landmann Kämpell, wenig später Burton's Landemann Westfal, endlich vor dreißig Jahren der treffliche Wallin an der Nordostküste des Rothen Meeres auch mit den Dromedaren, den Ulfen, den Balji und anderen Stämmen des zwiegen Wandervolkes den Selam ausgefaßt — genauer als Burton hat ihr Küsteland von Mahab bis Wabi Samy feiner durchforscht.

Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß er im Frühjahr 1877 eine erste Reconnoissance, dann vom December des gleichen Jahres bis in den April 1878 die eigentliche Entdeckungsfahrt von Kairo über Suex nach Muerailah unternahm, um von dort aus seine rabinen Märche nach Norden, Osten und Süden ins Wert zu setzen, deren hauptsächlichste Zweck die Wiederausfindung alter Minenströme war, aus deren erneuter Ausbeutung sich der Landesherr des Küstenreiches, der Ehedie Jemal, Orwina an edelen Metallen versprach. Diese Hoffnung ward nicht nur durch die freilich Jahrauf tausende alten Beräthe ägyptischer Papyrus, durch diejenigen der großen arabischen Geographen des Mittelalters erweckt, noch heute lebende Araber haben in ihren Jugendtagen Gold finden, Silber, Kupfer, Türkise erbringen sehen. So ward die Expedition fröhlich ausgerüstet, ein Regierungsdampfer zur dauernden Verfügung gestellt, ägyptische Offiziere, europäische Gelehrte, eine reichliche Zahl Arbeiter und (namentlich Neger-) Soldaten mitgegeben und die nöthige Vorforge für die Möglichkeit astronomischer Bestimmungen, meteorologischer Beobachtungen, geologischer Forschungen getroffen; ebenso wurden botanische, zoologische und vor allem mineralogische Sammlungen ins Auge gefaßt; die letztgenannten, eine stattliche Reihe von Kisten mit Gesteinsproben, waren die wichtigste Ausrüstung der zwar nicht durchaus genügend vorbereiteten, aber immerhin brauchbar eingerichteten Expedition.

Ihre Ergebnisse hat Burton soeben in einem reich ausgestatteten zweibändigen Werke veröffentlicht, *The Land of Midian* (revisited), London, Kegan Paul & Comp. Die besonders wichtige Karte, eine lebenswerte Arbeit W. Turner's, beruht auf den Hinzutreten der verschiedenen Märche und den Positionsbestimmungen der ägyptischen Offiziere; sie reicht von el-Atabah bis südlich 25° 12' nördl. Br., südlich bis 37° 20' Gr. Die Dauer der Forschungsfahrt war vom 19. December 1877 bis 20. April 1878. Drei Schmelzöfen, eine Türkismine, Spuren edler und anderer Metalle, eine Saline, manniackartige Gesteinsarten, die zu fernerer Untersuchung einladen, konnten als die erste Abschlagsantwort auf die Schiffsfrage schließlich registriert werden.

Und nun zur Berichtsstattung, die sich genau an den Gang des oft gestrichelten Wertes hält, freilich ohne den durchgehenden Zug englischen Humors wiederzugeben zu wollen, auf den es hier nicht ankommt. Dabei wird ganz von selber das historische Interesse durch die achtzehn Ruinenstätten

wachgerufen werden, die letzten Zeugen einsiger an Kunst und Sitte edler Völker, verfallen, die Petra auf felsiger Höhe bauten, mit denen zwei von Alexander's Diadochen kämpften, die Aelius Gallus, des Augustus Feldherr, sich freiwillig zu ihnen hingeworfen war und die mit heute achtungswürdig als die Rabatier bezeichnen.

Arabien's Zukunft erscheint dem Engländer hoffnungsreich, sofern eine geordnete Regierung, wie sie von Ägypten zu erwarten ist, den wertvollen Küstenstrich aus den Händen der räuberischen Wanderhorden in staatliche Sicherheit rettet. „Der unersäteste Araber plündert und mordet.“

Wasahlah, wo man zuerst landete, wurde zur Operationsbasis und zum Depot gewählt, von wo aus demnach die erste Expedition und zwar nach Norden abging. Der Weg führte an der Küste über die Mündung des Wabi Tiryam hin, mit Beduinbegleitern, „so unentfamt und wild wie ihre Thiere“; demnachst ebenso an der Küste über Wabi Scharma, 28° nördl. Br., wo Spuren alter Bergstätten sichtbar wurden, auch Steinvasen in Form eines nach Norden laufenden lebendigen Halbmondes, möglicherweise einst eine Befestigung gegen Angriffe oder Begräbnisstätten. Der Weg führt weiter N.-N.-O. nach den Granitblöcken in Wabi Rafabah, ein Name, dem wir nach öfter begegnen werden. Von Wabi Scharm, 6 (engl.) Meilen südlich vom Lager, brachten Araber Kupferteile. In diesen Landestheile erschien der Quarz in zwei Fördernissen, grün und hellblau mit Kupfer, schwärzlich mit Silber. Auf der Rückkehr zur See hin, nach Wabi Scharma, fanden sich wieder Mauerreste und Wege Spuren, während eine dreitägige Seitenexpedition südlich vom Dschebel Akjah nach Wabi Urub aufbrach und dieselbe geognostische Formation vorfand. Hier zeigte sich Waageh vom Unterflamme Salimat, also zu den rüberischen Vorde gehörig, die später für Burton so unbräuen wurden. Der Seilrand des Wabi Urub, Dschebel Has, enthält Ruinen, und der noch weiter südlich gelegene Dschebel el-Harb einen Dolmen auf drei Tragsteinen.

Die Hauptexpedition entbedte unterdesh in Wabi Scharma ein Ruinenort, wahrscheinlich einst die Zweigniederlassung zur Gefriererung für den unerfennbaren Schmelzplatz Anuanaah an der Küste, wo heute nur noch die treffliche Bucht des gleichen Namens sich befindet, den englischen Seefahrer sogar anelant, obwohl sie eine Mündungsbreite von 5000 m und landein 3000 m Tiefenabstufung hat, wie gemacht zum Zufluchtsort der Schiffe bei den nicht selten schweren Stürmen dieser Gegend. Die Araber nennen den nördlichen Ankerplatz des kleinen Golfes Wersa el-Khureibah, den südlichen Muasib el-Scharma, welcher die Mündung des Wabi el-Welal ist, der in Wabi el-Rafabah übergeht und so grade auf Dschebel Akjah und seinen Nachbargebirg hin, den von Burton Filon Dufayn genannten Höhenpunkt. Aus der Bucht gehen kleine Winde zur Mattenfabrikation nach Ägypten. Hier könnte einst die Tramway-Kamel-Eisenbahn bis zu dem 14 (engl.) Meilen entfernten metallreichen Quarzblöcke anzufragen sein. Auf der rechten Seite des Wabi liegt übrigens eine von den Arabern Waden el-Freyay („Türkismine“) genannte Stelle. Der Wadi auf die der Küste parallele und



ihre nächste Bergkette, die Tihama-Kette, umfaßt den Dschebel Bahd, den papageisdnabelstümigen Dschebel el-Schali, die drei Pfeiler des Dschebel Urnab, ferner den massigen Dschebel Fas, den tuppelförmigen Dschebel Harb, den gewaltigen Blod des Dschebel el-Dib-dagb, den kleineren pyramidalen Umm-Dschabail und die vier Hörner des mächtigen Dschebel Scharr, des Königs unter den nubianischen Gebirgen. Burton aber schieb von der Stelle Ummah mit der Ueberzeugung, daß sie einst zwischen Makna und Ummelail die große Erzwerkstatt und der Stapelplatz gewesen sei, mit Dependenz in Wabi Tirzau und Wabi Scharma.

Am 9. Januar brach die Expedition auf der Ostflanke nördlich auf, im Norden vor sich den klauen Gebirgswall des Tadjib Ism („Berg des guten Namens“, in meinem „Arabien“: Teibit Ism), dahinter den Dschebel Raxhafa (auf der Karte Mafassa), rechts, also im N.-O., den dolablenartigen Dschebel Bahd, wo, wie die Kraber sagten, sich ebenfalls Mafassale befinden sollten, d. h. Wert- und Wofnstätten der einrigen Minearbeiter, vielleicht einer Parafaste, wie die zigeunerartigen Kaddams und Schumir in Sinarabien. Noch weiterhin sah man Dschebel el-Lauz („Wandelgebirge“), sehr hoch und steil; daneben den Dschebel el-Khalaf, mit sieben großen und tiefen Brunnen, wie die Beduinen erzählten. Die nördliche Fortsetzung des Wandelgebirges ist Dschebel Ummelail, in dessen Nähe ein Zeltlager der Amirai steht. Im Gebirge sollte ein In-schriftstein, ein Sarbut, sich befinden. Der regelmäßige Regel des Makla emigte die Aussicht im N.-O. Westlich aber sah man die nakte und die Secundärformation, Kugham bei den Beduinen, die herrschende des Küstengebietes von el-Katabah bis Wabi Hamy: Schwefel- und Kohlenkalle, Alaunstein, Gyps, Warmor. Um Makna her erschienen die zerstreuten Rämme der Dschibal el-Hamra, die jüdigen Epigen von Kalb el-Nadha, überall nicht mehr Quarze.

Man schlug den Weg über Ummelail ein, sah am Ende der zweiten Fülgerstation von Ummelail aus, und gewahrte nun nördlich dem den Wüstenkreisen Palmengruppen am Eingange eines versteinerten Wadis, des Zieles dieser ersten nördlichen Expedition. Die Vorberge des Dschebel el-Zanah, mit den beiden Zwillingshügeln, den röhlichen Schigda-wein, reichten bis an Wabi Ksal, das in der Hima beginnt, d. h. in der Landschaft östlich von den beiden Küsten-Parallellisten. Nach kurzem Wege im Wabi ward es bei einer Biegung verlassen und man gelangte nach dem Grunde des altberühmten Maghier Schmeib („Höhlen des Sethre“), bei Sonnenuntergang, als über den Palmen die steilen den Bergmauern, röhlich, dunkel, gypsweiß, sich vorgelagert, die einst die Hauptstadt des eigentlichen Midian, das Madiana des Ptolemäus, getragen hatten. Der Wabi Ksal heißt hier el-Baba, „Küppel's Weiden, Baba“ („Anerkung“) genannt wegen der neuen Brunnen. Die Quelle von Baba' entspringt am Hügel el-Safra, und Palmen, Najazin etc. sind auch hier die Begleiter des Brunnens. Die Eigentümmer von Maghier Schmeib, die Mak'ib, ein unbedeutender Stamm von etwa siebenzig Zelten, stehen in einem Schutzverhältnis zu den Tagagat, einer Abtheilung der nicht machlosen Hu-weitat; sie sind kein Judenstamm, wie Küppel meinte. So gleich traf das Auge auf zahlreiche Ruinenstümpfe. Auf el-Safra scheint die Oberstadt gefunden zu haben; halbkreisförmige Ban- und Zastionenreste deuten auf Verteidigungswerke; In-schriftsteine wurden erkannt und eine ansehnliche Menge nubianischer Münzen gefunden, vielleicht einheimische Nachahmungen griechischer Münzformen; ferner ein Schmelztiegel in Lehm, endlich Grabstätten. Auch mittelalterliche Baureste stehen noch, die wohl der Zeit der ägyptischen Ram-

lufenjulate angehören. Von besonderm Interesse sind die Felsengräber im nahen Thale, woher der Name Maghier („Höhlen“) sich erklärt; Sepulchralmonumente in dem Thale Beden nennt sie Küppel. Eine schmale Thyr, bei zwei Gräbern mit einer Art Draumenarter, führt in das Felsen-grab, außen neben dem Eingange zeigt der Felsen dürftige In-scriptionen, wohl nur sogenannte Wam, d. h. Tribuns-abzeichen der wandernden Stämme, Einiegruppen, die mit Buchstaben nichts zu thun haben.

In Burton's Buch folgt hier ein Excurs über altägyptische und altarabische Notizen hinsichtlich der Metalle in Midian, vorzüglich in den wichtigsten arabischen Geographen Alferghani, el-Balazuri, el-Majudi (dem Verfasser der Wurdub el-Dschabab, praeries d'or), Ibrisi, Kazwini. Die achtzehn von ihm in Midian entdeuten Ruinenstätten geben ihm Veranlassung, die verachtete Tribus der Hutrim mit der „Zigeunertraste“ der Metallarbeiter im einrigen Midian zu kombinieren.

Die oben genannten felsigenartigen Berge Schigda-wein sollen gelbbraunen Sand vor nicht zu fernem Zeit geführt haben; indess ergab der 14tägige Aufenthalt vom 11. bis 24. Januar in dieser Beziehung kein Resultat, freilich war unter den Mitgliedern der Expedition kein des Goldwaschens kundiger Mann.

Uebrigens genoss man in der scharfen und reinen Luft, die bei Nacht fand, bei Tage Seebise war, in einer Höhe von 800 Fuß über Meer, herrliche Sonnenauf- und Unter-gänge, welche der einsamen Landschaft einen außerordentlichen Farbentzitz verliehen. Das Temperaturminimum betrug 42° F., das Maximum 85° F. im Schatten. Nach einer einzigen Regennacht hob sich die Vegetation föhlich ganz sichtlich. Auf einem nahen Felsen misste ein Adler. Der 6000 Fuß hohe Tadjib Ism (s. o.) lag mächtig breit im nächsten Gesichtskreise. Burton wäre gern schon von hier östlich nach der Hima aufgedreht, mußte jedoch diesen Plan vorerst vertragen, um ihn, wie wir sehen werden, später etwas weiter südlich auszuführen. Ueberall muß hier mit der Art und Weise der Beduinenstämme gerührt werden: es sind die Huweitat, die Maknawi, die Benu Ulfah, die Benu Amr und die nichtemigen Maazeh. Für die Expedition war ein trefflicher Scheich (eigentlich Mid, der Kriegeshauptling, während der Scheich der Friedeshauptling und der Rabbi der Richter ist) der Huweitat gemonnen, welcher die Kamele gestellt hatten, Namens Fureidh Ibn Wafsa, erst, tüchtig, zuverlässig, ein „Gentleman“, weit und breit angesehen, der einige Beduine in Expeditionslager, welcher betete.

Jetzt ward vom alten Madiana der Marsch auf dessen Seestadt gerichtet, Makna bei Ptolemäus, noch heute so genannt. Man passirte zunächst Brunnen, welche der Stelle bei den alten arabischen Geographen den Namen der Mafsa-quel el-Verchastien; hierauf Umm el-Viban („die Mutter der Thore“), eine Schlucht, wo Päume und Bogen die Wäde von Wasser bewiesen; das Oestlein war Sperait. Am Benu erinnerten Massen von fossilen Kuffern, z. B. die Tridacena gigantea, an eine prähistorische Schmausezeit der Titanen“. Auch Bergkristall, Jaspe, Mandelstein, in denselben der Vegleiter des Madiana, ward gefunden, wo denn thatsächlich früher in Nordarabien der edle Stein gewonnen worden ist. Bald trat man in Wabi Makna ein, rechts und links von dunkelgelben, weißgelben, rothbraunen Felsen begleitet; ein Dösel zeigt Vorpyp. Endlich betrat man die Stelle des entsetzten Makna, für die Expedition ein Stablagervort vom 25. Januar bis 2. Februar; am stillen Ufer auf der nahen Hochfläche ein angenehmer Aufenthalt, mit reichlichem Wasser in drei Quellen, Kin el-Zobafah, el-Najuri, el-Barai. So fehlte es auch nicht an der Dattelpalme. Ganz in der

Nähe tragen Ruinenreste den Namen Misfallat Musa („Weselsapfel“); von der Anstieglung auf der Hochfläche sind kaum noch erkennbare Spuren vorhanden. Auch die Zweigfluten der Maknawi waren augenblicklich leer, der Stamm wendete im Binnenlande bis zur Dattelernte im Juli und August. Hervorzuheben ist der Reichthum der See an vortheilhaften Fischen und Krebsen zum Eßen: Palourus vulgaris, Soomer, Mugil cephalus. In der Nähe muß sich Schwefel finden, eine Höhe heißt Dschebel el-Kibrit („Schwefelberg“).

Nach Norden promouirten Mitglieder der Expedition an Dschebel Sulf und Wabi Sulf vorbei, der sich wie eine Reihe paralleler anderer Wabis nach der See öffnet, bis zu einem Hügel von porphyren Gestein, Dabshar el-Hartab, einem von den vielen vulkanischen Centren, die von der Sinaihalbinsel weit nach Süden hin reichen. In der Nähe des Lagerplatzes und zwar südlich von ihm lockte der quarzreiche Dschebel el-Fahilat, also ein Wabu oder Wabu (s. o.), zur Untersuchung. Schöngedert fuß hoch bietet er eine schöne und weite Aussicht; westlich der blaue Golf und jenseits die Sinaiischen Gebirge; nordwärts am Fuße die Palmengruppen von Makna; darüber die Bergmassen des Sulf, des Tadjib Jem, und am weitesten des Maghsoh; südwärts Wabi el-Kare, das Kughamat (s. o.) von Makna, d. h. Gyps, endlich Kats el-Rasch. Auf dem Fahilat sollte denn der Uwar Silber finden, aber — das Resultat war 2 1/2 g auf 100 kg Gestein. Der metallische Schlein auf dem Uwar war Eisen. Der Fahilat spielte aus einem kieseligen Streich, aber der metallreiche Kegel hat doch eine Zinkluft. Gegenwärtige Spuren einstiger Ausbeutung fanden sich hier nicht, doch trachteten die Beduinen unter anderen Steinpecimina aus der Nähe auch Magnetstein. Am 28. Januar tobte ein orkanartiger Sturm aus Norden, der Wü, der Wind von Arabah (sinnaitischer Golf der Alten). Diese Wora macht die Luft empfindlich kalt, läßt zwischen Mittag und Sonnenuntergang nach, weht am heftigsten in der Nacht und dauert drei bis sieben Tage. Die Afrikaner zeigten vor der aufgeregten See gewaltige Angst, wie ihre geflügelten Worte beweisen: el-harra birra li ahlihi, „die Erde ist ein Segen für das, was auf ihr ist“; zirtat el-dschimal wala taasih el-namak, „das Verlies des Kameels und nicht das Gebet des Fisches“; Kall el-harr wala saba el-bahr, „besser ein Dumb am Lande, als ein Pöwe in der See“.

Während dieser ersten nördlichen Expedition wurden gesammelt und eingekiffelt: Eisen, Schwefel, Gyps, trysphallinisch und amorph, wie er das Kughamat von Makna bildet.

Die Bewohner der, die Maknawi, können nicht im entferntesten für Nachkommen der Arabierinnen oder Abasiter gelten, sie sind Dschahukini, nach deren Unterfammen sie sich Samaidah, Asubaidah, Kanazani nennen. Bei ihren Nachbarn gelten sie als Khabamin, Sklaventribus, wie die verachteten Yutim. Sie zählten den Akhwa (Fremdschäfts-tribus) an die Juran-Dumewit und die Mawseh; die Lagegait-Dumewit fordern als Kopflager von ihnen eine feste Pfennigmante. Im Jahre 1866, bis wohin sie über 100 Jette hart und Wabi Makna, wie sie sagen, ein Garten war, kam eine Fehde mit den Ufah über sie und zwar, belli tollerima causa, durch eine Frau: Thy husband is a slave to my husband — und der Kampf ging los. Die Maknawi lagern jetzt meistens bei Anunah, wenige zu Makna unter dem Schutze der Ufah. Jedermann gegen Jedermann,

heißt vor der Hand noch die Devise, aber aus den Zeiten kann und wird doch noch eine tüchtige Nation werden, was denn auch Burton mit Bestimmtheit erwartet.

Das Quecksilber fand, die Wärme nahm zu, der Wind ging nach Osten — alles Anzeichen, daß die Wora ausbröckle. In der nördlichen Expedition gehört nun endlich noch eine Fahrt nach el-Arabah, der nördlichen Spitze des die Sinaihalbinsel östlich begrenzenden Golfe, dem Glatz der Hebräer, dem Kelana der Griechen und Römer — „a vasto ad solitary Gulf.“ sagte einst Westfild —, vor Jafraufsenden die Mündungsstelle des Jordan, die ungelacht zu einem Vergleich mit der Bifurkation der Arvia nach Trist und Simme hin einladet. Die Fahrt von Makna bis Arabah berührte den Anferplatz Scherru el-Dhahab, auch Werfa oder Minat el-Dhahab („Goldhain“); hier hätten dürstige Nageuijamilien ein Lager, aber nicht einmal unter Zelten. Der Anblick der sinaitischen Küste war traurig und öde; der Sinai-Gruppe entsprach am Dschebel des Golfe der Maghsoh (s. o.). Nördlich wurde über die Anferstellen Kawaibi, Wafsi, wo Wabi Wafsi mündet, nach der Nordseite des Golfe weiter gepannt. In der Spitze mündet also Wabi el-Arabah (einst der Jordan); etwas S. d. davon liegt die Pilgerstation el-Afakab, dahinter das mächtige Schargebirge. Die Gegend ist ohne sonderliches Interesse, außerdem seit Kuppel oft genug besprochen. Die Ruinenreste gehören wohl den Kreuzritten an. So schrie Burton denn wieder nach Süden bei den Anferu Tiran und Sinasir an Ausgange des Golfe vorbei nach Ruweilah zurück, mit der bestimmten Absicht, das ihm auch auf dieser Fahrt vielach als mineralisch wichtige bezeichnete Dnaagebiet der Hima nun unter allen Umständen zu besuchen.

Diese geplante Expedition nach Nord-Medina hatte 57 Tage gefost, 19. December bis 13. Februar. Als das eigentliche Centrum der Metallregion hatte man die Gegend zwischen dem Tadjib Jem und dem Abjadh anzuweisen, zwischen 27° 50' und 28° 40' nördl. Br. Das wichtigste Erz wird hier das Kupfer werden, von Süden nach Norden ausgedehnt, in: Wabi Tirjam, Scharma, Anunah, Dschebel el-Arbah, Ragheit Schueib, Makna, Tadjib Jem, el-Arabah.

In Ruweilah hatten die Beduinen der Expedition noch die Pilgerkarawane anzutreffen gehofft, die in jenen Tagen von Medina zurückkehrend die Station passieren mußte. In derz war sie, übrigens nur eine geringe Zahl von Pilgern, schon vorbei. Ehe man nun den geplanten Weg nach Osten begann, wurden noch einige Tage zum Sammeln von Gesteinproben aus der nächsten Nähe verwendet. So von dem nördlichen Dschebel el-Kibrit („Schwefelberg“), 28° 15' nördl. Br., wieder über Anunah zu erreichen, ein cooler Berg von etwa 400 m Höhe Ost-West, 180 Nord-Süd. Keiner Schwefel, trysphallinisch und amorph, fand sich an der Nordostseite. Ferner kleiner Kupferstein: Minat Haudan, nördlich von Makna; fast vier Meilen südlich davon Scharu Dabba, worin Wabi Schar el-Midhin mündet; ferner neun Meilen weiter nach S. D. Kuddet Sumahil, darauf durch die verspringende Sandspige getrennt Kubbet el-Wadshah, in Zukunft der beste Stapelplatz für den zu verschiffenden Schwefel; endlich Wabi Dschijal, der nächste Nachbar von Minat Haudan und dem schon bekannten Wabi Mak.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus allen Erdtheilen.

## Europa.

— Ueber „Herzogdominischen Gewerbesleiß“ berichtet eine Korrespondenz der Oesterreichischen Monatschrift für den Orient (1879, No. 2) aus Mostar. Industrie bewegt sich dort meist in den engen Schranken der ländlichen und städtischen Hauswirthschaft, welche außer für den eigenen Bedarf zum Theil auch für die städtischen Märkte arbeitet, wie der Bezirk Botinjo Leder, Boboelsch wollenne Decken, Gato Teppiche; auch grobe Seide, Talg- und Wachslethen werden so producirt. Von größerer Wichtigkeit sind drei Hülfen, welche diesen Namen in der That verdienen, da der Reichthum an ihrer Spitze alle das Gemeinwesen berührende Fragen verhandelt und die Gesellschaft nach außen, z. B. der Regierung gegenüber in Steuerfällen, vertritt. Es sind das die Erberer von Mostar, die Waffenschmiede von Jostcha und die hermannischen Maurer von Popovo-polje. Das Mostar'er Erbererhand mit circa 60 Erben beschäftigt 10 bis 15 Meister und 50 bis 60 Gehülfen und erzeugt weißes oder appretirtes Schafwolle und rothen Seltan, vor dem letzten Kaufstande durchschnittlich jährlich 20 000 Stüd, je bis 40 000, jezt kaum die Hälfte. Das Leder geht viel nach Bosnien und Rumelien, jaweiln selbst bis Triest, und findet in der ganzen Persegorowin Abfab zu Schuhen, Sätteln, Trüghärten u. s. w. Was die Wollen von Jostcha anlangt, so haben dieselben zwar viel von ihrer früheren Schönheit eingebüßt, aber sind noch heute weit und breit gesucht, namentlich Damaskus und Sibirkingen. Besonders groß ist die Produktion von Messern, die seitwärts mit gewöhnlicher Form verbunden, und herrscht fast die in ganz türkischen Reich gebräuchlichen theneren Scheren von blauem Stahl mit Goldbemaalung. Auch Goldschmiedekunst wird in Jostcha getrieben und in Simso fertigen einige Meister sirdliche mit Silber eingedachte Kunststücke. Außer den Erzeugnissen der ländlichen Textildindustrie (Loden, Filzstude, Decken, Söde, Teppiche, Strauß oder Plaid u. s. w.) verdienen diejenigen der Seidenzucht besondere Aufmerksamkeit, für deren Grundlage, den Raubwurm, der leichte Boden und das warme Klima des Landes öftlich der Karanta besondere Vortheile bietet. Die Industrie, welche eine Janstanz zu haben scheint, vegetirt indessen in stiller Zurückgezogenheit auf den Berghöhen, und die gewonnene Rohseide, selten mehr als 1 kg pro Has betragend, wird bis jezt ausschließlich in eigenem Gebrauche verwendet.

— In Frankreich ist im März dieses Jahres die Kommission für wissenschaftliche Reisen unter dem Präsidium des Unterrichtsministers neu organisiert worden und hat in ihrer ersten Sitzung gleich fünf Reisen gebilligt, nämlich zwei von Historikern, ferner diejenige des Hr. Emile Burnouf nach der Troas, um den Samander und die Grabhügel in der Ebene zu untersuchen, diejenige der Dr. Rutanoo und Paul Rey nach dem malayischen Archipel und dem Säben der Philippinen behufs naturwissenschaftlicher und anthropologischer Arbeiten und die des Hr. Schraber, welcher die Orographie der Pyrenäen studiren will. — Ein geographischer Namen unter den 30 Mitgliedern der Kommission (1 Präsident, 2 Vizepräsidenten, 27 Mitglieder) sind folgende zu nennen: Vizepräsident Eberon, Sekretär des „Tour du Monde“, Dancuvier, Lessens, Rannair und La Roncière Le Noury, der Vorsitzende der Pariser Geographischen Gesellschaft.

## Asien.

— Aus Arabien kommt die Nachricht, daß der italienische Reisende Ranzi Manzoni (s. oben S. 43) bei Rückzeit vor dem Fanatismus der mohammedanischen Einwohner aus Sanah hat flüchten müssen und, nachdem der Gouverneur seine Ueberbergung mit 30 Maria-Theresa-Thalern zu bestrafen drohte, glücklich Ken erreichte. Die Werbung ist nicht ganz verständlich. Daß Manzoni die Leute unforsichtiger Weise provoziert haben sollte, ist kaum anzunehmen; oder wodelt es auch in Sanah mit der türkischen Hebel, so daß dieselbe dem arabischen Fanatismus Konzeptionen zu machen gewonnen ist?

— Potanin hat Mitte März dieses Jahres im Auftrage der Kaiserl. Russischen Geographischen Gesellschaft eine neue Reise nach der nördlichen Mongolei und den Quellen des Jenisei angetreten.

— Baron Aminow (s. oben S. 173) ist, wie wir Dr. Behm's Geographischem Monatsberichte entnehmen, nach Beendigung des Ruedelens auf der Wasserfahrt zwischischen Ob und Jenisei nach St. Petersburg zurückgekehrt. Die Möglichkeit, dort einen Kanal auslegen, welcher circa 1 Million Rubel kosten würde, ist erwiesen; doch wird erst ein genauere Kostenanschlag ausgearbeitet werden.

— Dr. Harmand, welcher bekanntlich im Jahre 1877 die wichtige Reise vom mittlern Mekong-Strome nach Hué, der Hauptstadt von Kham, machte, lernte am Fluße Scharang-hing den Stamm der Khü's kennen. Charakteristisch für sie ist die Art und Weise, wie sie auf einen Gegenstand weisen, oder eine Richtung, nach welcher sie gefragt werden, angeben. Sie beugen sich nach unten des Hingamers, wie wir, sondern sie drehen den Kopf von der Seite, indem sie ihn zurückwerfen und dabei nach Art gewisser Affen ihre Lippen vorstrecken.

## Africa.

— Ein selbst für Fachleute sehr empfehlenswertes und brauchbares Hülfsmittel bei Studien über Afrika hat jüngst der Junauer Gymnasiallehrer Philipp Panlitsche in seinem kleinen Buche: „Die geographische Erforschung des afrikanischen Kontinents von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage“ (Wien 1879, 174 Seiten, 3 Mark) geliefert. Dasselbe behandelt auf den ersten 30 Seiten kurz die Kenntniß Afrikas im Alterthum und die Erkennung des Mittelalters (Araber und Portugiesen) in der Erforschung Afrikas und geht dann ausführlicher auf die Afrika-Forschung der Neuzeit ein. Letztere wird getheilt in die Zeit bis zur Gründung der „Africa Institution“ und in die 90 Jahre von 1788 bis Ende August 1878, die wichtigste Periode von allen (S. 43 bis 169). In diesem Abschnitt werden die einzelnen Reisen (abkürzungsweise je nach ihrem Ausgangspunkte, der Nord-, West-, Süd- oder Ostküste) kurz besprochen, in Anmerkungen die wichtigeren Literatur angeführt und am Schluß jedesmal ein chronologisches Verzeichniß derselben gegeben. Es bildet das Best ein wenn auch nicht vollkommenes, doch empfehlenswertes Sammelwerk für den, welcher sich auf den verhängnigen Wegen der Afrika-Forschung orientiren will.

— Die Telegraphen in Tunesien gehören der französischen Regierung, welche die Kosten bezahlt, während der Bey die Stationshäuser stellt und das Material an Ort und Stelle schaffen läßt. Dafür hat er seine hohen Beamten das Recht, kostenfrei im ganzen Lande und bis nach La Galle,

der algierischen Grenzstation, telegraphiren zu können, aber nicht weiter.

— Tunesien zählt heute anderthalb Millionen Einwohner, in spätrömischer Zeit aber nach Vencratonius Plinius's Schätzung vielleicht 20 Millionen. Damals war es die Kornkammer Roms und zählte an 300 Städte und nicht weniger als 170 Bischofsitze; heute ist es ein armeländes, ausgelegenes Land, wo der Reisende, der sich nicht gehörig mit Proviant versehen hat, sich verhungert. Einen Theil der Schuld trägt die entsetzliche Entwaldung des Landes, welche mit nachlassender Strengeigkeit am sich greift und durch die unrationelle Behauung der Olivenbäume nur befördert wird. Von jedem Baum, der über 10 Jahre alt ist, muß der Besitzer jährlich einen halben Pfister bezahlen, ohne Rücksicht darauf, was der Baum trägt — nach der besten Meinung vor dem hiesigen Jahre Frucht bringt. So würde der Eigentümer einer neuen Baumplantung 15 Jahre lang keinen Ertrag haben und überdies die letzten fünf Jahre noch Steuern bezahlen müssen. Derselbe unterläßt es begründlicher Weise jede Neupflanzung, die erst seinen Kindern zu Gute kommen würde, und hat jene alten Stamm, der nicht mehr trägt, nieder; — mit der Steuer zu erparen und das Holz zu verkaufen. Nur wenn die Steuer von dem Produkte, als dem Öl, erhoben werden könnte, würde der Entwaldung Tunesien Einhalt gethan werden. Dazu gehörte aber ein vollständiger Umsturz in der Regierung, der, wie die Dinge nun einmal liegen, am ehesten von Frankreich ausgehen könnte.

— Die Handelsbilanz der „Allgemeinen Zeitung“ (22. März 1879) veröffentlicht eine sehr interessante Tabelle über Aegypten's Ein- und Ausfuhr im Jahr 1878 und bemerkt dazu, daß trotz der Zunahme der Einfuhr und Abnahme der Ausfuhr gegen 1877 das Gesamtergebnis immerhin ein günstiges zu sein scheint, da die Ausfuhr nahezu den doppelten Werth der Einfuhr hat, daß aber solche Bilanz allein keinen Rückschluß auf das Gedeihen eines Landes gestattet. Die Einfuhr belief sich 1879 auf 484 435 196 Pfister (1877 auf 449 944 135 P.), die Ausfuhr dagegen auf 809 727 690 P. (1877 auf 1 275 023 211 P.). Fast ein Drittel des Werthes der Einfuhr entfiel 1878 auf Gelpinnste (151% Mill. P.), ein Siebentel auf Strickstoffen (66% Mill. P.); dann folgen Indigo (27% Mill. P.), Reflexionswaaren (22% Mill. P.), Zucker (15% Mill. P.), Alkohol (14% Mill. P.), Holz (11 Mill. P.), Garn (10% Mill. P.), Eisen (10% Mill. P.), endlich mit kleineren Beträgen Petroleum, Oel, Drogen, Licht u. s. w. Mehr als die Hälfte des Werthes oder Ausfuhr, nämlich 450% Mill. P., fällt auf Baumwolle, ein Achtel (101 Mill. P.) auf Baumwollsaamen; dann folgen Zucker (81% Mill. P.), Gerste (48% Mill. P.), Gummi (19% Mill. P.), Hünte (11 Mill. P.), Straußenfedern (nabe 11 Mill. P.), Welle (5 Mill. P.), Zimpen (5 Mill. P.), Cicholantenzügel (2% Mill. P.), Wachs (% Mill. P.) und Baria (72% Mill. P.).

— Sibir Raha ma, einer der Hauptbändler von Bahr Ghagal, der sich bei der ägyptischen Regierung einzuschmeicheln mußte und für dieselbe Dar-fur eroberte, verließ schließlich 1878 mit Gordon Pascha, weil er nicht vom Skavendhandel lassen wollte, und überließ seine. Der Statthalter von Aenatorial-Misra sandte den Kapitän Gessi mit 3000 Mann gegen die Empörer, welche am 27. December vorigen Jahres in einer Anzahl von 11 000 unter Sibir's Sohn, Entimon Wei, die verhassten ägyptischen Truppen angriffen, aber nach hartem Kampfe geschlagen wurden. Sie verloren 1087 Tödt, am folgenden Tage 5000 Deserteur und auf der Flucht noch 10 Anführer und über 2000 Leute. Es ist jetzt Aussicht vorhanden, daß alle jene Raubherren der Skavendbändler an den westlichen Ufern des Nil aufgehoben werden.

— Die Missionäre, welche am 8. Mai vorigen Jahres Ungand verließen, um den Nil aufwärts nach Ugan-do

zu gehen (s. „Globus“ XXXIV, S. 48), haben wegen des ungewöhnlich hohen Wasserstandes im Nil erst am 10. October Lago, am 7. November Regias errichten können, so daß sie schließlich vor Ende 1878 bei Misra einströmen sein werden. Die Hüthen hatten gewaltige Massen Schilf und Papyrus losgerissen, welche schwimmende Inseln bildeten und das Flußbett verstopften. Außerdem hatte der Dampf, auf welchem sie sich befanden, nicht genügend Holz an Bord, so daß er den ganzen September über mitten in den Sümpfen süßlich vom Esel mit Stüllegen gesaugen war und die Missionäre, welche übrigens mit einer Kadavere das dortige verrenkte Klima zu ertragen haben, nichts zu leben bekamen als Pfeifen, Fische und einige weißliche Kider.

— Gegen Ende vorigen Jahres haben drei portugiesische Marinceffiziere, Lima, Cuerni und Silos, unter großen Mühseligkeiten den Atlantos des Canere unterfacht und aufgenommen. Das Kanonenboot Camego, auf welchem sie sich befanden, verließ Mosambes am 28. November 1878 und kehrte am 21. December dorthin zurück.

— Von dem Reiseverke „Die Soaga-Expedition“, dessen erster Theil auf S. 139 dieses Bandes besprochen wurde, ist bereits die zweite von Dr. J. Falkenstein bearbeitete Abtheilung erschienen (Leipzig 1879, Paul Francke). Falkenstein's Aufhaben waren die Leitung der Station Tschinktschofs, die ärztliche Beaufsichtigung der Expeditionsmittelglieder, die Pflege der Anthropologie und der Naturwissenschaften und schließlich das Photographiren. In seinem Buche, das auch äußerlich den vorzüglichsten englischen und französischen Publikationen nicht nachsteht, so sie in mancher Hinsicht übertrifft, behandelt Falkenstein die verschiedenartigen Gebiete seiner Thätigkeit und verknüpft, mit dem Entdeckungsgange der Station von ihrem unheimlichen Anfange bis zu dem Racht und Vertrauen im Lande bestehenden Werke zugleich die anthropologischen Verhältnisse der Regier, die Wirkungen des Klimas und das Charakteristische der mesotritonischen Fauna.“ Im Anhang ist ein übersichtliches Bild der in jenen Gegenden herrschenden Krankheiten gegeben, das, eben so wahr als einfach, wohl geeignet ist, die überrückten Vorstellungen klimatischer Gefahren auf das richtige Maß zu beschränken. — Wir werden auf das treffliche Werk demnächst näher eingehen.

— Wie wir hören, ist unlängst auch der Druck des Vogge'schen Berichtes über seine Reise zum Quata Jambo begonnen worden, so daß wir hoffen dürfen, im kommenden Sommer diese jedenfalls höchst interessante Arbeit kennen zu lernen.

— Der schon obenbetelegte französische Reisende de Semelle ist am 13. Februar dieses Jahres vom obern Vinus nach der Insel Fernando de Aridgedest (sogal. „Globus“ XXXIII, S. 16, 86; XXXIV, S. 804; XXXV, S. 256). Er verließ Bordeaux am 5. April vorigen Jahres mit der Absicht, die Quellen des Schart aufzusuchen, was ihm nicht gelungen ist. Ein weiteres Beispiel dafür, daß es ungünstig, bei Antritt einer Reise nicht allzu große Hoffnungen zu erwecken. Ebenso wie Braga dieselben übertraf, hat de Semelle getänstelt.

— Paul Soleillet, von dem wir eben noch (S. 256) günstige Nachrichten mittheilen konnten, vermag seine großen Pläne, Afrika von Senegambien nach Algerien zu durchkreuzen, nun doch nicht auszuführen. Wie ein Telegramm an die Pariser Geographische Gesellschaft meldet, hat ihm Ahmadu, der Herrscher von Segu, unter dem Vorwande, daß die Straßen nördlich seines Reiches ungesund seien, die Weiterreise verneht, so daß Soleillet nach St. Louis zurückkehren muß.

#### Der Krupung des Senec.

(Eine hawaiiische Sage.)

Der „Hawaiian Almanac“ (Honolulu 1879) enthält folgende, bisher unroerfesselte Tradition der alten Ha-

wäiter über den Ursprung des Feuers noch einer Uebersetzung aus dem Hamaifchen:

Kau i<sup>1)</sup> und seine Frau Hina lebten zusammen und ihnen wurden vier Söhne geboren; dieselben hießen Mani-mua, Mani-hope, Mani-kifi und Mani-afolana. Diese vier waren Fische. Eines Morgens, gerade als der Saum der Dämmerung sich hob, wachte Mani-mua seine Brüder, um mit ihnen auf den Fischfang zu gehen. Also gingen sie an den Strand von Kapa, wo sie auf Mani's Insel wohnen, machten ihr Kanu flott und fuhren nach den Fischgründen. Als sie dort angekommen waren und ihre Angeln auswarfen, sah Mani-afolana plötzlich das Licht eines Feuers auf dem locken verlassenen Ufer und lagte zu seinen älteren Brüdern: „Seht, dort brennt ein Feuer: wessen Feuer mag das wohl sein?“ Denn sie kannten wohl das Feuer aus der Wirkung des Wassers und in den Entfallen, der Wohnung der sterblichen Göttin Pele; doch war es ihnen ein Geheimniß, wie man dasselbe selbst jederzeit hervorbringen konnte. Also beschloffen sie einige Fische zu fangen und diese dann an dem Feuer zu trocknen. Als ihnen ersteres gelungen, fuhren sie nach dem Ufer, und als das Kanu den Strand berührte, sprang Mani-mua aus Land und lief schnell auf das Feuer zu. Aber die frauähnlichen Alae<sup>2)</sup> waren die Wächter des Feuers, und als sie ihn kommen sahen, krochen sie schnell das Feuer aus und flohen davon. Mani-mua's Vorbereitungen waren vereitelt, und als er in die Hütte zu seinen Brüdern zurückging und diese ihn fragten: „Wie ist es mit dem Feuer?“ entgegnete er: „Als ich hinaus, war kein Feuer da, denn es war aus. Ich dachte, ein Mensch habe das Feuer, aber jetzt, dem war nicht so. Die Alae sind die Wächter des Feuers und sie haben auch alle unsere Bananen gestohlen.“

Als sie dies hörten, waren sie voll Jörn und beschloffen, nicht mehr auf den Fischfang zu gehen, sondern auf das Weitererhehlen des Feuers zu warten. Aber nachdem viele Tage vorbeigegangen, ohne daß sie das Feuer gesehen, gingen sie wieder fischen, und siehe da! das Feuer brannte wieder. Und so wurden sie fortwährend gelüthet; nur wenn sie in dem Kanu waren, erlösch das Feuer, und wenn sie zurückkamen, konnten sie es nicht finden. Denn die klugen Alae wußten sehr gut, daß Mani und Hina nur diese vier Söhne hatten, und wenn einer derselben am Lande blieb, um auf das Feuer zu warten, während die andern im Kanu fortfuhren, so merkten diese die Alae, indem sie die Leute in dem Kanu zählten und dann feststellten sie nicht ihr Feuer an. Nur wenn sie vier Männer in dem Kanu zählen konnten, machten sie das Feuer an.

Also kam Mani-mua nach und sagte zu seinen Brüdern: „Morgen früh laßt ihr auf den Fischfang und ich werde am Ufer bleiben. Aber nehmt den großen Ipa (Küchbis-stein, Kolabeste) und beschießt ihn mit Kapa (hamaifches Tuch aus der Rinde des Maulbeer- oder Feigenbaumes) und legt ihn auf meinen Platz im Kanu; und dann geht fischen!“

Also thaten sie, und als sie am nächsten Morgen zum

<sup>1)</sup> Der erste Mensch, der hamaifische Adam. Der Name Mani ist ein weitverbreiteter in der polynesischen Inselwelt. Derselbe führt z. B. auf den Marquis-Felsen der Sonnen-gott; die nördliche Insel Neuseeland heißt bei den Maori's Ma o Mani, d. h. der Fißch des Mani, weil sie nach der Tradition an einer Angel aus dem Meer gezogen wurde, und auch die zweitgrößte Insel der Hama'i-Gruppe heißt heutigen Tages Mani.

<sup>2)</sup> Das hamaifische Wasserhuhn (*Rallus aquaticus*) mit schreitendem Kanu und Schwanz und schwarzen Gefieder, das in den Sümpfen und Teichen an allen Inseln der Gruppe lebt.

Fischfang fuhren, zählten und sahen die Alae vier Gestalten in dem Kanu, und dann machten sie das Feuer an und rösteten die Bananen an demselben. Nach ehe diese gonz gegoren waren, rief einer der Alae: „Unser Essen ist fertig! Sehet, Hina hat einen klugen Sohn!“ Doch in demselben Augenblick sprang Mani-mua, der ungeliehen herbeigelaufen war, auf die frauähnlichen Alae zu, ergriff sie und rief: „Jetzt werden sie dich todmachen, du Schurke von einer Alae! Sehet, ihr seht es, die uns das Feuer verheimlichen, und das ihr sollst du sterben!“ Da antwortete die Alae: „Wenn du mich tödtest, stirbt das Geheimniß mit mir und ihr werdet nie das Feuer erlangen!“ Doch Mani-mua begann ihr den Hals zu drehen. Da sprach die Alae wieder und sagte: „Laß mich leben und du sollst das Feuer haben!“ Also sagte Mani-mua: „Sage mir, wo ist das Feuer?“ Die Alae antwortete: „In dem Plattfengel der Ape-Pflanze.“ Da begann Mani-mua nach Ansehung der Alae den Plattfengel des Ape mit einem Stück Holz zu reiben, aber das Feuer kam nicht. Also fragte er nochmals: „Wo ist das Feuer?“ Und die Alae sagte: „Im Plattfengel des Kalo“ (das Knollengewächs *Caladium esculentum*, Taxa). Und er probirte auch diesen, aber wieder ohne Erfolg. Und aus diesem Grunde haben Ape und Kalo bis zum heutigen Tage eine lange Rinde in den Plattfellen. Dann fragte er wieder: „Wo ist dieses Feuer, das du vor mir verhehlt?“ Die Alae erwiderte: „In einem grünen Stod.“ Und er rieb einen grünen Stod, doch das Feuer erlösch nicht. Und so ging es weiter, bis ihm zuletzt die Alae sagte, er würde es in einem trocknen Stod finden. Und so war es in der That. Aber nachdem Mani-mua das Feuer aus dem trocknen Stode erlangt hatte, sagte er, aus Rache für das Betragen der Alae: „Jetzt muß ich noch eins verhehlen“, und dann rieb er den Kopf der Alae, bis er vom Blut rath wurde, und deshalb heißt sie auch Alae (verbrannte Stirne) und der rothe Fißch bleibt bis zum heutigen Tage.

J. Birgkam.

### Brehm's Thierleben.

Wenn je ein Theil des herrlichen Werks aus zu stellen vermocht hat, so ist es der vorliegende fünfte Band von „Brehm's Thierleben“, der hier erscheint. Man kann mit Recht sagen: „Brehm's Thierleben“ hat der Naturgeschichte kein der vorhergehenden Abtheilung hat es verstanden, unser Interesse an dem Inhalt so hoch zu erheben wie der vorliegende, die Lust an der Bilderpracht so zur Bewunderung zu steigern wie die Schönheit unserer heimatischen Fauna, denen dieser Band zum großen Theil gewidmet ist. Nicht weniger als 194 Arten von Kaubögeln (Geier und Eulen), Sperlingsvögeln (Tropfeln, Graudindeln, Kraden, Finken, Webervögel, Stare, Rabenvögel, Kärger, Schwatzen, Reichen u.) und Tauben sind durch vollständig neue Zeichnungen vertreten. Dem Kenner wird es auch nicht entgehen, wie unmaßstab und gewöhnlich Brehm keine eigenen Beobachtungen und die bei berühmten fremden Forscher zu verarbeiten und zu den ammeublichsten Schilderungen zu gestalten gewohnt hat. Kein Zug fehlt an den Lebensbildern der aus vertrauten Gestalten des deutschen Waldes, wir fühlen uns ebenso angeheimelt von den treuen und wahren Charakteristiken unserer bestbelegtesten Heimathsgenossen als angeschlossen von den neuen Bekanntheiten aus fremden Zonen. Es ist überhaupt Brehm's Verdienst, die bloße Liebhaberei für die Thierwelt, für die öffentlichen Thiergärten, Menarien u., das Interesse an unseren Haus- und Jagdtieren wissenschaftlich vertieft, unsere Mittheilung und möglichst näher gebracht zu haben, und dieses sichert seinem „Thierleben“ neben dem naturgeschichtlichen auch ein bleibendes kulturgeschichtliches und ästhetisches Interesse.

Inhalt: Edward Andre's Reisen im nordwestlichen Südamerika. I. (Mit sechs Abbildungen). — Ferdinand von Nichtolsen's China. II. (Mit einer Abbildung). — Prof. Georg Gerland: Die Zukunft der Indiarer. III. (Zweite Hälfte). — A. Zehme: Aus und über Arabien. VII. (Erste Hälfte). — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. — Der Ursprung des Feuers. (Eine hamaifische Sage). — Brehm's Thierleben. Bd. V. — (Schluß der Redaction 13. April 1879.)

# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXV.



N<sup>o</sup> 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von  
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten  
zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1879.

Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876.

## II.

Cartago liegt in 78° 26' 48" westl. L. von Paris und 4° 45' nördl. Br. in einer ziemlich ausgedehnten Ebene, welche einen Theil des großen Cauca-Thales ausmacht, und am Ufer des etwa 100 m breiten, zwischen waldbigen Ufern eingesenkten Rio la Vieja. Kleine mit Vegetation bedeckte Sandbänke bringen einige Abwechslung in die Thalfläche. Der Cauca-Ström selbst ist von der Stadt noch 5 km entfernt.

Alt-Cartago, welches 1540 auf Befehl Robledo's durch Suero de Nava erbaut wurde, lag 18 km weiter nach Norden an dem kleinen Flüsse Tuna, wurde aber noch vor dem Schlusse desselben Jahrhunderts an seine heutige Stelle verlegt. Zwar hatten die Bewohner mit den Indianern des Choco in den westlichen Bergen jährliche erbitterte Kämpfe zu bestehen; aber schließlich beizulegen sie doch die Ueberhand, und zum Vohue ihrer Tapferkeit diente ihnen der König von Spanien als Wappen einen mit drei Kronen und einer Sonne gezierter Schild.

André hat während seines dortigen Aufenthaltes im Räume des Plazes San Francisco 28 Barometerbeobachtungen, und zwar Morgens, Mittags und Abends, angestellt und daraus eine Höhe von 989,73 m über dem Meere gefunden. Die mittlere Jahrestemperatur des Ortes beträgt 24,4°. Boussingault fand die Höhe zu 979 m und die mittlere Temperatur zu 24,5°.

Die Bevölkerung von Cartago und seiner nächsten Umgebung belief sich bei einer vor circa 15 Jahren angestellten Zählung auf etwa 7000 Seelen; ob sie sich seitdem vermehrt hat, weiß André nicht, beweist es aber Angesichts der oben Straßen der Stadt. Diefelben sind breit und

gerade, theilweise mit bläulichen Kalksteinen aus dem Bette des Rio la Vieja gepflastert und haben den Kalkstein in der Mitte. Ueberall wächst Gras und ungestört können es die Esel auf den Plätzen abweiden. Die Häuser bestehen meist aus Lehmziegeln und sind mit Ziegeln gedeckt; in der großen Straße und auf dem Plaze San Francisco sieht man zuweilen ein oberes Stockwerk. Die Fenster sind nach altspanischer Sitte mit ausgehäuteten Eselsfüßen vergittert und die im Oberstode haben einen Balken (Mirador). Nur wenige einstöckige verschlossene Häuser (casas claustradas) sind nach dem Schema der aristokratischen Wohnungen Bogotas, deren Grundriß auf S. 309 des 32. Bandes des „Globus“ abgebildet ist, erbaut. Hervorragende Gebäude giebt es wenig; das Rathhaus auf der Plaza Mayor ist ganz unbedeutend; sonst sind zu nennen die Kirche del Carmen, de la Matriz, de Nuestra Señora de Guadalupe und namentlich de San Francisco, letztere ein Theil des ehemaligen gleichnamigen Klosters, in dessen Räumen sich heute die Kantonschule befindet. Der dreistöckige Thurm ist nicht ganz unellegant, das Innere der Kirche aber sehr sahl und düster.

Die Vorstädte Cartagos dehnen sich weit in die Ebene hinein aus; morastige Hügelchen ziehen sich hindurch, deren Rand von herumtrottelndem Vieh heruntergetraampelt ist. Hohe Bambusgäuze sperren die lustlosen, aber läppig gedeihenden Gärten gegen die Straßen hin ab.

Die Bevölkerung dieser Gegend ist eine überaus gemischte; sie ist nicht mehr, wie in den östlichen und nördlichen Provinzen, eine Mischung aus chapeoton (in Europa geborener Spanier) und godo (Kreol, in America geborener Spanier)

mit dem Eingeborenen (eriollo), woraus jene bessere Art von Menschen entsteht, die auf den Tropfen blauen Blutes in ihren Adern Holz ist. Hierin ist der Neger vorgebrungen; und dieser Blutzusatz prägt sich in den mittleren und unteren

Klassen deutlich aus, während die eingeborene Race aus der Cordillera Central und ihrer Umgebung völlig verschwunden ist und sich in die Wälder des Choco zurückgezogen hat. Die Hautfarbe der hiesigen Bevölkerung hat viel Ähnlichkeit mit



Kirche des Klosters S. Francisco in Cartago.

derjenigen der Schwarzen und Kocolen auf den Antillen; verglichen sucht man hier den chokoladefarbenen oder rothbraunen Ton, wie ihn die Eingeborenen in den bisher von Andru durchwanderten Landestheilen zeigen.

Carate, jene krankhafte Schiefheit der Haut (vergl. „Mebus“ XXXIV, S. 28), tritt hier sehr häufig auf, namentlich bei Negern, Unfällen und Quaternen, bei denen sie die schwarze Hautfarbe verdrängt; dagegen zeigt sie seltener die früher beobachteten bläulichen, violetten und gelblichen Töne. Ein anderes in manchen Theilen Neu-Granadas weit verbreitetes Uebel, der Kopf (oto), ist in Cartago unbekannt; ja damit Beschäfte, welche sich in Cartago niederlassen, verlieren ihn binnen kurzer Zeit vollständig. Man schreibt das mit vollem Rechte dem Wasser der Rio la Vieja

zu, welcher die Saline von Curilo<sup>1)</sup> speist und dort Jodnatrium beigemischt erhält. In Folge dessen leben in ihm freilich keine Fische.

Das Leben in diesem angenehmen Lande ist leicht; bei einer mittleren Jahres-temperatur von 24° (Andru beobachtete im Maximum 29,5°, im Minimum 19,8°) entfehen keine sehr heftigen Leidenschaften, so daß wenige Verbrechen, von politischen abgesehen, verübt werden. Der Boden ist fruchtbar, das Klima herrlich, und wer nur ein ganz klein wenig den Boden bestellt, hat vollaus für seinen Lebensunterhalt gesorgt. Was sollen sich diese unthätigen, zufriedenen Leuten weiter wünschen?

Don Joaquin Arango Palacio, an welchen Andru

<sup>1)</sup> Eiszebe, die heutigen Tages nicht mehr ausgebeutet wird, enthält auf 100 Theile 92 Theile Kochsalz.



Blasbalg von Antioquia. (Fuelle antioqueño.)



Seifertträger (aguadores) und Seiferrinnen von Cartago.



Empfehlungen überbrachte, sorgte alsobald für die Unterkunft der Reisenden und ihrer Thiere. Diese waren durch den Uebergang über den Cundio so abgemagert, daß sie Skeleten ähnlich sahen, dazu mit offenen Wunden bedeckt; sie wurden zur Erholung auf eine fette Weide am Flusse getrieben. Zur Aufbewahrung seiner Kisten und für seine botanischen und zoologischen Arbeiten mietete der Reisende einen Laden gegenüber der Hauptkirche, und er selbst fand im Hause der Señora Feliza Arbelaz Unterkunft und Verpflegung. Letztere, die täglich einen Piafter kostete, setzte sich folgendenmaßen zusammen: um 8 Uhr eine Tasse Chokolade, Mittags gebadene Eier, geröstete Bananen, frisch gebratenes Fleisch und Süßigkeiten, um 5 Uhr die Hauptmahlzeit des

Carca-Zales, eine dicke Suppe mit Fleischstücken, Kartoffeln, Bananen und mitunter Reis (sancocho genannt) und Abends um 9 Uhr wieder eine Tasse schäumender Chokolade mit kleinen Stückchen weißen Käses und einem großen Glase reinen Wassers. Señora Arbelaz bewohnte in einem einspringenden Winkel des Plazes San Francisco eines der großen für die früheren reichen Kolonisten erbauten Häuser, dessen kaltes köstliches Ansehen die niedlichen Gesichter ihrer drei Töchter nicht kremlüchler machten. Von Morgens bis Abends promenierte die Señoritas in ihren langen Baumwollstrümpfen und ihren schwebenden Alpagatas in den langen gepflasterten Gängen umher, so weit dieselben nicht von Säulen voll Kakao, die des Transports nach Antioquia



Fabrikation von Seilen (cable) aus der Wolle der Fouercoya.

horzten, eingegebenen waren, und luden umsonst die Pange-weile sich zu verreiben, welche nur durch Seccenaden der Nachbarsöhne zuweilen angenehm unterbrochen wurde.

Als André in den zahlreichen cuartos (Zimmern) des Hauses herumstrübte, bemerkte er ein seltsames Geräth, dessen Bestimmung in der schnellen Vereitung der Chokolade besteht; es sieht den Namen fuello antioqueño, d. h. Blasbalg von Antioquia. Ein auf die hohe Kante gestelltes Brett trennt die aus ein paar Riegeln bestehende Feuerstelle von dem wunderbaren Apparat; letzterer wird durch horizontales Hin- und Herbewegen eines Beslänges in Bewegung gesetzt, so daß der eine der beiden Blasbälge Luft einzieht, der andere sie durch eine kupferne Röhre ausstößt. Diese endet jenseits des Brettes in einem kleinen Kohlenfeuer, über

welchem der Kochtopf steht, dessen Inhalt so in wenigen Minuten fertig zubereitet wird.

Die Kasttage in Cartago wurden von unseren Reisenden nicht müßig verbracht. Da waren die aus dem Cundio gemachten Sammlungen zu verpacken, die Notizen zu ordnen, mineralogische Probestücke aus der Umgegend zu sammeln, da wurde auf Thiere und Pflanzen Jagd gemacht, gezeichnet, ausgestopft, Veruche erwidert u. s. w. Mit Sonnenaufgang begann die Arbeit. Zuerst hollten die Peñe Ignacio und Timoteo in großen birnenförmigen Kürbissen, die 20 Liter fassen, Waschwasser aus dem Flusse, verjämten sich aber häufig, indem sie mit den Wäscherinnen dort plauderten und ihren Herrn, die Kalebassen und die Worgentoielte vergaßen. Dann mußte das nötige Wasser von Landesindern erlan-

den werden, welche, auf Eseln sitzend, dasselbe in langen Bambusröhren, die fast auf der Erde hinstreichen, transportieren. Ganz materisch nehmen sich diese Leute aus, wenn sie hinter einander her reiten, der eine auf einer Scholmei blasend, der andere an einer Banane knabbernd, der dritte die Säbren zu einem tollen Wettjagen ansetzend, das häufig damit endet, daß alle in buntem Durcheinander zu Boden fallen und der Inhalt ihrer Bambus sich über sie ergießt.

Am Fluße unterhalb der Stadt, wo mächtige Ceibas (Bombar-) Bäume stehen, spielt sich allmorgendlich eine unterhaltende, belebte Scene ab. Dort ist die natürliche Waschanstalt der Stadt: kräftige Wäscherinnen stehen bis zum Halben Leibe im Wasser, die Röcke um die Hüften festgebunden und zwischen die Beine geklemmt, und klopfen auf großen, vom Wasser abgerandeten Felsblöcken mit der bloßen Hand oder mit einem Kiesel ihre Wäsche. Bei solch heftiger

Bewegung rutscht ihnen gewöhnlich das Hemd von den Schultern und es zeigt sich dann eine Reihe von Rippen, die Matern als Modelle dienen könnten.

Nach neuntägigem Aufenthalt in Cartago, der nach den verschiedensten Richtungen hin fleißig angereist worden war, brachen die Reisenden am 25. März um 9 $\frac{1}{2}$  Uhr Morgens auf und schlugen die Richtung nach Süden ein. Der Weg von Cartago nach Cali führt auf dem rechten Ufer des Cauca-Stromes hin, jedoch einige Kilometer von demselben entfernt, so daß er von der Straße aus nicht sichtbar ist. Zur Linken, östlich, ziehen sich die Hügel hin, hinter welchen der Rio la Vieja fließt; jenseit sind sie nahe. Weiter nach Süden hin werden sie höher und liegen weiter ab; sie vereinigen sich schließlich mit der Sierra de Calama, einem Seitenzuge der Cordillera Central, in welchem die oben erwähnte Saline von Yurita liegt. — Der sandige Boden erweist anfangs eine raschere Gangart. Es ist eine wahre Treibe, zu sehen,



Garretilla, Werkzeug der Zeiler bei Cartago.



Umriss der Vorderseite der Kirche in Tulua.

wie flüchtig es vorwärts geht, und wie die Arrieros mit der Peitsche knallen, von einem Mantlhier zum andern laufen, hier ein Gepädflüß in Ordnung bringen, dort einen Riemen fester anziehen, dann ein Bananenblatt abspalten, um damit den mitgeführten Schweifschwanz Pedro vor der Sonne zu schützen, und voller Lust und guten Willens abwechselnd schlafen, singen und lachen.

Bei Ventaquemada („verbranntes Waschhaus“) hatten einige Eingeborene neben einer Bambushütte mit einem mit langen schwarzen Schoten bedeckten Canahfelo-Bäume eine Seilereie eingerichtet, zu welcher die Faser der Forerroya longuova, welche in der gemäßig-warmen Zone in Menge vorkommt, sowie diejenige verschiedener Agave-Arten das Material liefert. Zuerst werden die Blätter geklopft, dann die Fasern durch Schlägen auf eine eiserne, an einem Holzstoge befestigte Dechel losgetoßt, dieselben gewaschen, gebleicht und in Bündel zusammengebunden. Die beiden Leute, welche André bei Ventaquemada die Seilereie ansehen sah, gingen dabei auf die ursprünglichste Weise zu Werke: der eine halte ein Faserbündel an seinem Mittel befestigt und spann es, rückwärts gehend, zu einem Faden aus, der über einen gabelförmigen Pfahl gelegt war und auf der andern Seite von

dem zweiten Arbeiter mittels eines kleinen Brettchens (garretilla), das derselbe rasch mit einem hindurchgestrichen Stod rotieren ließ, zusammengedreht wurde. Dies kleine tragbare Gerät erweist also das feststehende Rad unserer Zeiler. Der vorzüglichste auf diese Weise hergestellte Faden wird von Frauen oder Kindern auf einem Rädchen in Klümel abgehospelt, die je nach der Größe für einen cuartillo oder medio (10 oder 20 Pfennig) verkauft oder zu Seilen verarbeitet werden.

Die Pandaltschaft wurde nun etwas öde und war mit dürftigen Wäscen von Kraton und Gesalpinien bedeckt. Ab und zu zeigten sich auf Wassertrümpfen, welche von der letzten der alljährlichen Ueberschwemmungen des Cauca herrührten, vereinzelte Fischen und Poutederiacen. Ein merkwürdiger Vogel von der Größe einer Gans, mit weißem Baße und rothen Füßen, dessen onomatopoeischer Name „co-eli“ lautet, stolzirte langsam neben den Reisenden einher und holte sich mit seinem langen, gekrümmten Schnabel geschickt Würmer aus der Erde heraus. Auf dem ausgetrockneten Boden besaßen die Bäume nur dürftiges Laub und harrien offenbar sehr auf die Regenzeit; viele aber waren mit einer herrlichen Doldhe (Cattleya choococensis), die André 1873 zuerst

befahren hat, bedekt. Ihre rosafarbenen, weissen oder violetten Blüten mit purpurner, gelbgefleckter Lippe entfalten sich in den Gabelungen der großen Baumäste.

So wurden die Quebradas Saragoza, las Piedras, Peñabito und la Rena ohne Zwischenfall durchschritten, und die Reisenden hofften schon, Victoria vor Anbruch der Nacht zu erreichen, als ihre beiden Peone in Streit gerieten und in ihrer Wuth zu den Messern griffen, um sich damit zu bearbeiten. Erst mit Pfeischießen brachte sie Scherz aus einander, befaß ihnen dann kaltblütig, anzusehen und die Köpfe der Wankfüre in Ordnung zu bringen, und zwang sie mit dem Kneiver zur Fortsetzung des Marsches. Diese Version hatte auf ihr Verhalten während der weite Reise den heilsamsten Einfluß. Immerhin hatte aber dieser Streit

so viel Zeit weggemommen, daß sie Victoria nicht mehr erreichen konnten und in Karansa (d. h. Apfelbäume) übernachteten mußten. Es ist das der Hauptort eines Bezirks von ungefähr 2000 Einwohnern, der 965 1/2 m hoch liegt (mittlere Jahrestemperatur 25°). Das Land umher ist leicht gewellt und besteht aus trockenen mit spärlichen Baumgruppen bestandenen Prairien, die niedergebrennt werden, um frischen Graswuchs zu erzielen. Die Hütten bestehen alle aus Bambus, der in der Nähe des Cauca in Menge wächst; es ist die suribio genannte Art, welche 6 bis 10 m Höhe erreicht und mit niedlichen Wülsteln weißer blühender Wülsteln sich bedeckt. Später werden das runde Schotter, die zuletzt aufspringen und sich nach außen umrollen, so daß die schwarzen mit einer scharlachrothen Hülse umgebenen Samenkörner zum Vorschein kommen.

Früh am nächsten Morgen waren die Reisenden wieder im Sattel. Einige Stunden weit führte der Weg zwischen Sandhügeln

hin, die hier an 100 m erreichten, während sie bei Carago nur deren 10 bis 20 hoch sind. Näher nach dem Dorfe Victoria (998 m) hin wird der Boden immer noch steriler. Da sie eine starke Tagereise machen wollten, um die am vorhergehenden Tage verlorene Zeit wieder einzubringen, so hielten sie sich dort nicht auf, sondern ritten in glühenden Sonnenhitze weiter durch die Quebradas Honda und las Lajas. Die Rehen trockneten ihnen aus und nur gelegentlich konnten sie sich mit einer Apfelstube erquicken, die irgend ein mittelbeiger Hacendero ihnen von Palme schlug. Um 3 Uhr Nachmittags passierten sie Saraja, dessen Kirche Andre südlich skizzierte. Die Hitze war auf 32 1/2° gestiegen und die Abstrahlung des Sonnenlichtes wurde peinlich. Das Zirpen der Grillen und das Rascheln

des trockenen Laubes, das Schlagen und Eibechsen verurlochten, waren die einzigen Geräusche, die sich in der verengten Natur vernehmen ließen.

Nach Ueberschreitung der Quebrada las Cañas folgte auf einen herrlichen Sonnenuntergang die Dunkelheit. Die Wälder in den Abhängen der westlichen Cordillere verschwanden zuerst in einem bläulichen Nebel; aber ihnen aber schwammen in dem tiefen Himmelblaue dicke Wolkenmassen, die das im Stillen Ocean verjüngende Himneltgessirn von unten her mit Purpur und Gold überzog, das man den Widerschein davon auf den gegenüber liegenden Gipfeln der Cordillera Central erblickte. In dem Thale, über welches sich schon tiefe Schatten lagerten, hörten die verdiechtenen Geräusche des Tages eines nach dem andern auf. Am Rande

des Waldes, der die Savane begrenzt, flatterten große Lutellanden von Zweig in Zweig und ließen ihre fliegenden Töne hören. Der tapa-camino (*Myiropsalis segmentata*), eine Art Nachtschwalbe mit langen Schwanzfedern, setzte sich auf den Weg, erhob sich, wenn die Reisenden ihr naheten, mit niedrigen, unregelmäßigen Flügen und legte hartnäckig wieder. Dann setzte das Concert der Willkaffen ein, ab und zu ertönte das Gehren eines Jaguars aus den fernen Wäldern und endlich wurde alles still und nur die Karawane der Reisenden zog noch schweigend ihre Straße einher. Endlich erreichten sie nach gefahrlühigem Ritte den Rio Pailla und jenseits desselben ihr Nachquartier, das Hans Don Manuel Triana's, wo sie nach einem magern Abendessen sofort sich auf den Lohschänkten anstreckten. Jenseit des eine liebliche Oase bildenden Gehölzes begann wieder eine ideo Abend, die aber stellenweise durch grüne Weidplätze mit zahlreichen Viehherden unterbrochen wurde. Man merkte, daß

man sich einer Gegend näherte, wo mensichlicher Reich sich erstlich bemilte, die Natur zu unterstützen. Die Abhänge der Cordillera Central wurden reicher an Wald; und jenseit der Quebradas Gnavito und Marillo begann eine eigene botanische Provinz, deren Repräsentanten fast ausschließlich Myrtaceen waren. Zahllose Schwärme von Wespen und wilden Vienen hatten an den Büumen hier ihre Nester befestigt.

Ueber Bogalagrande und das reiche Dorf San Vicente wurde die Stadt Tulua (1011 m) erreicht, in deren Bezirk 4000 Menschen wohnen. Dort wird das Thal enger; die Cordillere fällt mit schroffen, fast unzugänglichen Felswänden zur Ebene hin ab. Dort fanden einst die Nijanos-Indianer Zuflucht und beunruhigten die Conquistadoren, bis ihr Kazite



Bambusgestell für Vögel zwischen Tulua und Bogal.

Calarca starb und sie selbst in Folge dessen unterworfen und ausgerottet wurden. Die Straßen von Tuluca sind breit, die Häuser geräumig und zum Theil mit einem obren Stodwert versehen. Auf dem geräumigen mit Gras bewachsenen Hauptplatze ist allein die Kirche de la Matriz bemerkens-

wert, freilich nur ihrer Geschmacklosigkeit wegen, die an die Bautasten unserer Kinder erinnert (s. Abbildung S. 293). In der Nähe dieses Ortes lag Andéo sonderbare Gestelle aus Bambus für zahmes Geflügel, wie solche unsere letzte Abbildung veranschaulicht.

## Aus und über Arabien.

Von A. Zehme in Frankfurt a. d. O.

### VII. (Schluß.)

Burton's Ziel war bei der nun anzutretenden zweiten Wanderung nach Osten die Hiema und weiterhin die vulkanischen Harrahs. Er selber ging zunächst nach Scharm Jacharr, südlich von Mumeilah. Hier mündeten zwei Wadi el-Harr, mit Spuren früherer Aufsehdung: das eine (auch nämlich Eisen- und Kupferschladen, dazu Obsidian). Das Meer bot auf den Riffen viele und gute Austern. In der Nähe liegt wiederum ein Dschebel el-Kibrit, also hieher der zweite „Schwefelberg“, und nordöstlich davon ein Wadi el-Kibrit nicht ohne Wasser und mit Quarzen, die Metall indigirten. Die Hadsch-(Figer-)Route führt unmittelbar westlich am Dschebel vorbei. Zwischen hier und Mumeilah mündet der breite Wadi Surr, die Südgrenze des eigentlichen Midian, das von Akaba bis hieher 108 engl. Meilen lang sich ausdehnt, während auf Süd-Midian von hier bis Wadi Hamj 105 kommen. In dieser Zeit verlor die Expedition einen Mann durch den Tod, und zwar einen der Zurückgebliebenen, wohl in Folge des schlechten Wassers. Am 18. Februar besuchte Burton die nahe Wauerreste Abu Hawawit, von denen Wallin nichts erfuhr. Hätte Wali Dabshi, d. h. Wallin, nur wenige hundert Schritte von dem Nordost-Thurm des Forts Mumeilah sich umgesehen, so würden ihm Kupfer- und Eisenschladen aufgefallen sein. Auch am Wadi Surr zeigte eine Stelle bedeutende Wauerreste, z. B. ein Oblong aus gewaltigen Kieselstein mit 16 und 20 m langen Seiten, innen abgetheilte Räume, in der Nähe ein Wall und Eisernspuren. Ein dort gefundener Serpentin mit einer Reihe hellgelber Flecke erweckte neue Hoffnung auf Gold; leider fand sich, daß die kupferbeschlagenen Schupe der Figer, auf dem dunkeln Gestein hinführend, die Ursache des gelben Metallstreiches gewesen seien. Nach Mumeilah kommt ja, vor aus Nordafrika den Hadsch zu Hause macht, das kleine Fort dient den Wallfahrern als Haltpost, wo eine geringe ägyptische Garnison das Gefähr der Sicherheit erweckt. Freilich ist das Wasser nicht besonders, aber es ist doch vorhanden. Dazu bringen die Beduinen dieses und jenes zum Verkauf, wie denn zu Mumeilah auch ein kleiner Geyßenballen betrieb wird.

Indem wir nun mit Burton nach Osten aufbrechen, sei noch bemerkt, daß die Breite Nord-Midian in dieser Richtung vom Meer bis zum Gebirge etwa 25 Meilen, diejenige Süd-Midian's etwa das Doppelte beträgt, mit andern Worten, daß der Gehirgözug je weiter nach Süden, desto mehr landeinwärts tritt.

Es mußte sich von nun an die Konstitution der wichtigsten Aufsehdungen in längst vergangenen Jahrhunderten handeln, besonders solcher, die dem Bergbau gebiet hatten, es handelte sich um das Rätsel des vorislamischen und islamischen Arabs, ferner auch um die Erlebigung des höchsten alpinen Verges in Midian, des Dschebel Scharr; über Erwarten lobnend waren die Resultate dieser östlichen

und einer dritten südöstlichen Expedition. Doch wehrt Burton sich gegen die Vereinzelmung der mittelalterlichen arabischen Topographie, wie sein gelehrter Freund Sprenger sie noch auf unsere Zeit anwendet, z. B. wenn er von Baba, dem Centrum der Thambud, spricht und die Kohja-Stämme und andere in heutigen Tribus wiederfinden möchte. „We cannot attach much importance, in the nineteenth century, to a race, the Beni Tamud, which had wholly disappeared before the seventh.“

Man zog also in Wadi Surr hinein und mochte den ersten Thall, wo Wadi el-Radschil einmündet und reichliches und gutes Wasser jährliche Herden von Schafen und schwarzen Riegen versammelte. Hier trat Koryph, Urstein und Serpentin auf. Zunächst ward Dschebel Scharr links liegen gelassen und Wadi el-Zibajjib, Wadi el-Khulafah, rechts der Berg Hamma-Dschabail und der von ihm durch Wadi Kschahribai getrennte nördliche Nachbar Dschebel Dibbagh passirt. Dieser, schon vom Meer aus sichtbar, liegt wiederum südlich gegenüber dem dreißigigen Dschebel Jarb, beide am wohlhabendsten felsigen Wadi Sabr, in welchem genau dreißig Jahre früher Wallin gezogen war (s. Arabien und die Araber, S. 245). Die Richtung war nicht mehr N.-O., sondern O. Hier endete das Tihama-Gebirge; der nächste östliche Parallelzug ist das Schesfa, zwischen beiden als deutliche Grenze nordwärts Wadi Sawadah, die Scheidung zwischen dem granitischen Harb und dem porphyrischen Dschebel Sawadah, südwärts Wadi Milan zwischen dem Dibbagh und dem Dschebel Milan.

Hier erschienen die ersten Proben der eubäerischen Maazech, Gebirge mit langen Klitten und drohenden Nebensarben. Burton hatte, um die Erkandung des Eintritts in ihr Gebiet zu erlangen, einen Utsch gefendet; vor der Hand wurden die Remingtons fertig gemacht und das Weiter abgewartet. Die Richtung des Marches an diesem 22. Februar änderte sich in O.-S.-O. Schöne Tamarisbäume begleiteten den Weg, dazu Herden mit guten Wollfliegen. Das Lager war in einer Höhe von 2200 Fuß, die Temperatur Nachmittags 6 Uhr 66° F., in der Nacht 38°. Hier wuchs der Kidab (Astragalus) mit seinen furchtbaren Dornen, der Kaglia (Echium) mit den zwei unterchiedenen Farben der jungen und alten Wülthen, Lawentel, Kefeha, wilder Onigo, Tribulus, Aristida, Stipa, Bromus, das an Teneriffa erinnernde Spartium, Cytisus. Abends kamen fünf Maazech-Dampflinge mit ihrer Eselorte auf elenden Klappern ins Lager, die sie wahrscheinlich den Angeh-Khulafa gestohlen hatten, oder auf Kameln. Offenbar lagen sie die ersten Europäer, deren Geleitsferman sie nicht lesen konnten; auch wäre er ihnen gleichgültig gewesen: was kümmert sie der Scheid, dem ja jeder Einzelne von ihnen durchaus ebendortig war! Aber immerhin war ihre drohende Haltung, bei

welcher es auf Oelb abgesehen schien, genügend, um den Weg nur noch bis zu der nahen Grenze ihres Raubgebietes in der Hüma, dem Paß Khuraitat el-Hüma oder el-Dschilb rathsam erscheinen zu lassen, neben welchem südlich der Khuraitat el-Ziba liegt, auch Khuraitat el-Täbä Hüma genannt nach der örtlichen Aussprache statt Tihama. An den Felsen waren viele Wäsen, d. h. Tribuszeichen, eingegrift.

Es stand Burton auf der Schwelle der Hüma, ohne hineinzucommen, an der Westgrenze des Arabischen, des centralen Hochlandes. Von der Fußhöhe öffnete sich begrifflich eine weite schlußwendende Rundstift, zunächst auf einzelne hervorragende Punkte der Hüma: el-Mafaitan, ein rother Felsblock auf rothem Sande, Sammelstelle für die landesüblichen Kazzias; der dunkle el-Khairani; die zwei weißen Felsen el-Kafhamatein; am nächsten Dschebel el-Kawijan, durch dessen gleichnamigen Wadi mit größerem Hüde einst Wallin in die Hüma und weiter in die Harrath gezogen war. Die Breitenausdehnung der Hüma beträgt einen bis zwei Tagemärsche. Ueber sie nach Osten hinaus lag die Harrath, dunkles taufanisches Land, in seinen einzelnen Regionen von N. nach S. die Harrath Hüma, Harrath el-Mawairag mit dem Dschebel el-Maharrat, Harrath el-Mudrif, Harrath Entuh-Dschaida, Harrath el-Buhairi. Es ist bedauerlich, daß Burton hier unleserlich war; denn gerade in der Hüma sollten viele Spuren des Alterthums zu finden sein, wie ihm denn ein Stein mit nabatäischer Inschrift (?) gebracht wurde. Erst müssen die Maagel-Banden begangen werden, wenn die Hüma aufhören soll, eine Ebene voll Werd und Raub zu sein.

So ging es den Fußweg wieder hinunter, um eine ziemlich südliche Richtung einzuschlagen; Gazellen und Hasen flüchteten in die Ferne und in den Lüssen triffen zwei Adler, während die Expedition in Wadi Damah oder el-Kahabab eintrat, das nordwestliche arabische Arabien, seit Jahrtausenden ein Gegenstand der Stämmefehden. Burton trat dazu einen schönen Ferkelstingmergen und wie in einem Hohl weideten die Weidnermädchen ihre Herden. In früheren Zeiten hatte der Wadi zwischen dem Utsab und dem Baljisi (Wesi) die Grenze gemacht, jetzt gehört er den Huwiten und zwar ihren Unterkämmen Sulaiman, Suleimijn, Dscherafan. Je weiter hin, desto braunerreich wurde das Thal, unter den Bügeln machte ein tollbrütiger sich bemerkbar, während auf den Felsen große braune Geier unbeweglich wie bebauische Wachsfiguren saßen. Am Dschebel el-Walawi ward gelagert, nahe am Wautenspuere, die den Namen Dar el-Nafara („Christenhaus“) führen. Wichtiger aber sind in einem Nebenwadi, wo große safranfarbige Reithöhlen aufstehen, die Ruinenreste von Schumal, wohl das Soala des Ptolemäus, einst die Station der Nababder-Straße von Petra nach Pent. Rom. Die Wautentrümmer zeigen verschiedene Steinarten, Ferkelstingmergen fanden sich auf Aste und Scherben deuteten auf Metallhämmergezeien. Namentlich hat man das einrige Vorhandensein vorterrstlicher Wasserleitungen zu konstatiren vermocht, wie denn ein Mauereck von bedeutender Länge in einen Teich mündet, in dessen Nähe Ruinenparallelogramme auf Werkhäusern deuteten. Aber keine Inschrift gab nähere Kunde von einer vor Zeiten so bedeutenden Civilisation, kein arabischer Geograph meldet von der Stelle, die doch in der Nähe der Hadjehroue liegt.

Wenig südlich fand man die fast ebenso zahlreichen Ruinen von Schaghab an einer Thalkreuzung; auch hier die Reste von Brunnen, Schmiedlöfen, dazu Glas- und Tonhütern. Das Gestein der nahen Felsen war Trachyt und grüner Basalt; hier ward ein junger Steinbock erlegt. Jetzt ward der Weg weiter nach Westen verfolgt auf

Wadi Ziba hin. Auch hier fehlte es nicht an Mauerecken, die mit Baom bekräftigt waren. Man passirte Wadi el-Khandali, den Haltetag Tuweil el-Sul, Ruinen von parallelen 35 Fuß von einander entfernten Wänden. Uraltel Tamarisolen (Ahl der Araber) fanden am Fuße des Dschebel Mutadan; der Brunnen el-Zijid, Dschebel Tutah blühen nördlich. Früher benutzte Quarzsteine lieferten der Expedition Amethyste und zeigten Kobaltspuren. In Umm Amil und seinen Weststrahlen wurde vorterrstliches Kupfer gefunden. So gelangte man durch Wadi Salama, in welchen Wadi Haraimal rechts, d. h. nördlich, durch Wadi Rifasi und Wadi Sidrah, während im Morgenglanze der riesige Scharr leuchtete, nach Wadi Ziba und nach Ziba am Neere, vielleicht *Qawri-kawr* *Qawri*, Wallin's Hobba, Niebuhr's Teba. Der freundliche Ort hat gutes Wasser, ein im Wau begriffenes Kloster, eine Art Hafenbamm. Auch hier waren reichlich Auster vorhanden. In der Nähe angien Thelise vermutet werden, wovon aber die Einwohner nichts wissen wollten. Dennoch wurde den früher erhaltenen Nachrichten gemäß nördlich durch Wadi Zafatana, Wadi Hafcha, Wadi Umm-Dschirima, wo große Massen gefühligen Quarzes auf frühere Montantheiligkeit deuteten, ferner durch Wadi el-Ghal am gleichnamigen vordrye- und feldpatzigen Dschebel hin gewandert und in der That nahe am Umm-Dschirima ein Dschebel el-Firuz („Türkiseberg“) gefunden, von welchem man gute Probestücke von Quarz mit Turloerfthalen und Silber davontrug.

In Ziba hörte man auch von Ruinen in Wadi Azlam, eine Lagerstätte nach Wadi hin; die Stelle sollte Wdschirima heißen. Jetzt sollte aber zunächst der mächtige überall in Midian schon von weitem gefehene Dschebel Scharr mit seinen thurmähnlichen Spigen erstiegen werden, der Pippes Mens der Alten, el-Schbara der muslimischen Geographen. Der Berg, der die alpine Höhe von 6500 Fuß hat, ist von breiten Wadis umgeben, nördlich und östlich von Wadi Sur, südlich von Wadi Kowait und Wadi Zahafan. Dieser granitische König der Gebirge von Midian, von fünf Spigen gekrönt, leuchtete bei der klaren Abendluft in wunderbaren Farben. Man hatte schätzbare Führer an einigen Hadesrafa-Huwiten, intelligenten Menschen, die sich ihr Schießpulver selber bereiten. So wurde denn in Wadi Keimach ankunftslos gezogen bis zu einer ganz eigenthümlichen Quarzmauer, von vier thurmartigen fentlichten unten zusammenhängenden Felsen gebildet, durch Schluchten von den umgebenden Granitwänden getheiden, eine schneeweiß leuchtende jade Quarzformation in dunkeln Schlande zwischen den schwarzlichen Graniten! In Wadi Sur östlich am Scharr wird zur Nacht gelagert. Auch hier bekam man Gesteinsproben mit Kupfer und der Nähe. Am 16. März ward der Scharr erstiegen, dem die englischen Surveyors einst auf ihrer Karte den Namen *Mount High Peak* gegeben hatten. Wein Anstieg traf man europäische Felanitze aus dem Pflanzenreich: *Yucca-javan*, *Hagedorn*, sehr starke *Waldholzer*. Die Weiden erwarreteten *Leoparden*, doch kam keiner in Sicht, dagegen Steinbock und Adler, auch ein *Babar* wurde geschossen. Die Aussicht auf die rechte Hüma und die dunkelblaue Harrath im Osten, auf die nun schon bekannten Gebirgszüge der Tihama im Norden und Süden war so umfassend, daß man ganz Midian wie auf einer Weltkarte unter sich hatte. Die riesigen Thurmblöcke auf der höchsten Höhe erwiesen sich als unerschlagbar, weil fenstlos. Zwei Mitglieder der Expedition, Glaze und Parayz, gelangten wenigstens bis auf die oberste Platte, wo sie alpine Vegetation antroffen; sie erlegten dort eine Schlange, *Echis colorata*, die im Sterben die Farben

weselt. Am nächsten Tage ging es südwärts bergab über den Ras Wabi Carr, während der Khamin auf drei Tage einlegte. Dann gelangten die Reisenden durch Wabi Darr ans Meer nach Muvellah.

Endlich blieb nun noch eine dritte Richtung, die nach Süden zunächst auf Wehsh zu, übrig. Aus dem vielköpfigen Dampf fuhr man bei der Insel Numan, die Burton nicht für die Timagenes-Insel des Ptolemäus hält, vorbei, da wo Wabi Dama milndet, ferner bei Wabi Kizam (Wehsh's Ostem), der die Grenze zwischen den Dumeitat und den Balijji (Weli) bildet, weiter bei Werafa Zubridah, Ras Labajiz, der Mündung des Wabi Salbah oder Sarr, dessen Fortsetzung östlich Wabi Redsh ist, und gelangte so nach der vorerwähnten Halbinsel Scham Dumeighah, 26° 38' nördl. Br., wo die Fischerleiche der Dshuhaina lagen. Weiter wurde die Mündung des Wabi Antar passiert, welchem landein die Pilgerstation Istab Antar entspricht, dann ebenso Wabi Amud, an welchem der Dschebel Yibn, 3700 Fuß hoch, sich erhebt, endlich Ras Mureidit und nun erreichte man den wichtigsten Hafen von el-Wehsh, 26° 14' nördl. Br., der neben Jumbo, Dschidna und Woda genannt zu werden verdient. Wehsh ist die einzige wirkliche Stadt in Midjan mit 1200 Einwohnern. Seit Burton's erstem Besuche (1853) hatte sie bedeutend zugenommen. Zwei sturmartige Fortifikationen schüßen sie nach dem Lande hin. Jetzt hat sie auch einen Leuchthurm, ist Duarantinstation, Sitz ägyptischer Behörden, treibt Perlenhandel und hat schönes Wasser. Bis an den Pilgerriedhof kommen die Spinnen des Gebirges. Salz findet sich in der nahen Saline Mellahah. Die Beduinen bringen einige wenige Produkte zum Verkauf, auch Butter. Die Kiste und Kluppen haben einen bemerkenswerten Reichthum an Wollwäsen.

Dier schaltete Burton einen kleinen Erfard über den uralten Thaum der Ostem, die bestimmte Variatritus, ein, denen die anderen Stämme keine Zwischenstufen mit sich gestatten.

Wenig südlich von Wehsh fand die Expedition das dritte Schwefelager, Tumaajil el-Kibrit. Die Zerstörung führte an den Inseln el-Kaifak und Merdunah vorbei, gegenüber Ras Malah. Ueberall liegen dicke Korallenklippen vor der Küste. Weiter passierte Burton Ras Karumamah, am Yande die regelmäßige Mauer des Dschebel el-Ward, der die Fortsetzung des Dschebel Yibn ist, dann die Dschibal el-Sabbah, die beiden Berge el-Kal, zwischen denen die ägyptische Pilgerstraße hindurchführt, lauter Land der Dshuhaina. Am Dschebel Hassani vorbei und der gleichnamigen Insel davor ward jetzt el-Haura erreicht, als Pilgerstation Tar el-Mschin genannt, 25° 6' nördl. Br., 37° 13' 30" östl. Gr. Schon Wehsh hatte von Ruinen in der Nähe gehört und Burton erklärt sich für die Identität der Stelle mit dem vielgesuchten Leufe Roms. Das Gefilde erstreckte durch das reichliche Grün der Vegetation und die leuchtenden Farben der nahen Bergzüge; dazu mündete eine ununterbrochene Reihe von Wadis, deren nördlichster Wabi el-Kin und südlichster Wabi el-Dagheidab ist. Bei Haura näherten sich die vulkanischen Formen der Hararat am weiten der Küste. Ein Theil der Expedition mit Burton landete, um einige Meilen landein zu gehen, kreuzte die feine Dschahrat und fand eine Stunde von der See entfernt die ersten Spuren der alten Ansiedlung, nämlich Mauerecke aus gutem Cement und zwischen Palmpflanzungen, Dohn-Ästern (Holeus dochna) und Salza-

Gras (Cynosurus durus) die Reste einer unterirdischen Wasserleitung von Dschebel Zurkam her aus einer Höhle von weißem Korallin.

Bei dieser Gelegenheit kommt Burton auf den eben vor außershalb Jahrtausenden aus Sidrabien eingewanderten Stamm der Balijji (Weli) zu sprechen, die im Nordosten an die Maazeh grenzen, weiter südlich an die Numala und Kleidan, Unterstämme der großen Maazeh-Tribus. Sie behaupten übertrieben, viertausend Stämmeträger stellen zu können. Jedenfalls erwiesen die, welche man kennen lernte, sich als völlig unwillend, aber als geborene Zerleute; recht beduinisch, saßen sie die halbe Nacht planierend und erzählend.

Der endlich noch übrige letzte Marsch, den Burton von Wehsh aus unternahm, war der nach der Ebene von Wada, von da nach dem Marwat (Du Marwat der arabischen Geographen), schließlich durch Wabi Samz nach Wehsh zurück. Die Karawane zählte unter 58 Kamelen 44, die beladen waren, und 7, welche Wasser trugen. Bei der Salzmine vorbei zog man zunächst nach dem Inland-Wehsh, einer besetzten Station der Dschahrat, am Kreuzungspunkte von vier Wadis und mehreren Wegen. Die kleine Garnison genießt hier gutes Wasser und reine Luft. Im Schutze des Forts, eines vieredigen Baues mit vier Bastionen, ward der Kaffee getrunken. Anpflanzungen von Palmen und Küchengewächsen geben der Stelle ein civiltirtes Aussehen. Eine Infanterie am Fort enthält den Namen Ahmed Ibn Zuluns, des großen Gründers der Zulumben-Dynastie, 868 bis 884, ein Beweis, daß End-Midjan damals zu Ägypten gehörte. Die Berge treten im Osten sehr nahe heran; ihnen entgegen wendete sich jetzt der Zug Burton's, zunächst durch Wabi el-Wehsh, an dessen rechter (südlicher) Thalwand ein Felsen die Infanterie trägt, welche bei Wehsh südlich als in dem südlicher gelegenen Wabi el-Mojeh kopirt erwähnt wird; außerdem soll Wehsh's Kopie sehr fehlerhaft sein. Burton's Abfsicht macht den Eindruck altarabischer Schriftzüge, außerdem ist das Bild eines Kamels, das einer Schlange und endlich von ein Paar kämpfenden Krieger erkennbar. Man gelangte nun, zwei Stunden seit dem Inland-Fort, in Wabi Umm el-Karajat, (Rutter der Dschehr) zu dem wichtigsten ruinenbesetzten Berge, den Wehsh ebenfalls besetzt hat, einem Regel mit Kraterbildung; es ist ein Dschebel el-Maru (s. o.). Minen und Stollen sind zum Theil erhalten, das Gestein ist Quarz und Schiefer. Einst ist hier blühender Silberbergbau betrieben worden und wie im Norden Dschebel el-Ahah, so ist im Süden Umm el-Karajat und seine Karabarfchaft das Centrum des Minenbezirkes. Die Aufschichtung lag am Fuße des Berges im Wabi el-Mija, Wehsh's Mojeh, die Hauptmine nordöstlich in Form eines großen Barallelogramms. Verschlossene Kiestische liegen in Wasser umher, aber keine Anzeichen von Brunnen oder Aquädukten, wenige von Schmelzöfen. Wasser fand man nicht<sup>1)</sup>. Nach einer kalten Nacht wurde am 31. März nach Wabi el-Schaur nördlich abwärts gestiegen, zwischen Trachytrüben, ferner durch Wabi el-Kubba (die Kuppel<sup>2)</sup>), der ebenfalls eine frühe Ansiedlung gewesen sein muß, und Wabi el-Dasnah. Die Herden verlinkmeten die Nähe des Wassers, und die Balijjfrauen, die sie weideten, machten einen freundlichen Eindruck. Der Khamin begann wieder sein

<sup>1)</sup> Diese Stelle dürfte die beste sein, die Fresnel 1836 besucht hat und die er Umm-Fahjari nennt; auch er denkt an einige Arbeiterwohnungen (s. J. Wehsh im Journal asiatique 1871, l'Arabie von an 1837 et 1838 par Fresnel).

dreitägiges Wehen. Dschebel Libn blieb sichtbar, und so stieg man denn auf eine von Europäern bisher nicht beachtete hervorragende wichtige Ruinenstätte, Umm el-Harab („Mutter der Zerstörung“), im Wadi el-Kubajjigh, der in den Eirr mündet. Ueber der Erde sind die Spuren von Grundmauern vorhanden; wichtiger aber war, daß man hier eine wohlgehaltene offene Mine fand, Wänge in die Erde, gefügt durch Pfeiler, die man beim Abbau hatte stehen lassen. Man sieht, daß geschichte und fundige Bergleute hier einst gewaltet haben müßten. Silberglänzender Glimmer und metallreicher Quarz sind damals ausgebeutet worden; daher noch die Reste von Quarzmöhlern oder Stampfen aus Basalt, Spenit oder grauem Granit. Von dieser Stelle stammen auch diejenigen Burton'schen Gesteinsproben, in welchen Richard Smith im Vondoner Bergschul-Laboratorium thatsächlich Gold fand, im rothen, im weissen Quarz und im Glimmerschiefer.

Hierauf weiter auf Baba zu: man kreuzt Wadi Kubajjigh, zieht in Wadi Abu el-Dschejaz (wohl ein Irrthum Burton's für Zedjchabich, „Vater des Glases“) an Dampalmen hin, findet die riesige Kettepiabe el-Ujrah, während nördlich Dschebel Ziglag bei Schaghab und Dschebel el-Kelach herüberzicheten. Die Isana lieferte Turkeltauben, Felbranten, einen gelben Wolf, Hasen, Stachelschwein, Igel, Sabicht, Kräfte, Esel, wilde Tauben, Nachseje, bei Nacht den Kaka. Man gelangt aus Wadi el-Dschejaz unmittelbar in den Wadi Abu Danmah mit rechts Dschebel Ulbal. Plötzlich versinkt sich der Wadi und man hat nördlich die Ebene bei Baba vor sich. In die Augen fällt sogleich ein großes Biererd von Dattelpalmen mit neun Brunnen, aus deren Nähe überaus schön das Vieh einer Nachsigall stang. Baba mag einst die Centrale der weit vorislamitischen Thaumüber gewesen sein, das Babai, Pabanatha der Griechen und Römer, eine Hauptstation zwischen Petra und Krute Rome, 26° 45' nördl. Br., 1200 Fuß hoch gelegenen. Die Fläche um Baba dürfte um 100 (engl.) Quadratrainen groß sein, wie gewalzt und mit grauem Granit gepflastert, mit Vegetation, wie große Steinhausen, bedeckt. Spärlich war die Vegetation außer der Palmenmoose, Sauerampfer hauptsächlich und Opium. Im Westen grenzt Wadi Nana, im Osten Dschebel Dansal und Wadi Redsched, im Süden die Tihama-Berge mit dem Dschebel Kurz beginnend, daneben Dschebel el-Wajil und endlich die Dschabal el-Kabil. Dicht am Palmenwalde ist der Hügel Schahib el-Bum, aus Grünsteinbreccia und Hornblend. Hier fanden sich auf dem Gestein Inschriften, zwischen Kuffich und Neucarfio, lediglich Gebete und Ausrufe der Gläubigen, oft kräftig eingebauert wie von Bergsteigern, nicht von Palstanten. Den Umfang der alten Trichsel kann man nicht mehr erkennen, Wägen wurden nicht gefunden, aber grünspanbedeckte Metallstücke. Ein Wasserbehälter hatte Seiten von 32 m Länge gehabt. Aquadukt- und andere Bauwerke sind entsprechend groß. An Weinindustrie hat man hier wohl nicht zu denken, wenn man auch ein Stück Quarz mit reinem Blei fand, bekanntlich eine

größte Seltenheit. Kohle, wie gehofft wurde, gab es nicht. Dem Schahib el-Bum ähnliche Hügel sind noch jährlich vorhanden; im Norden der Anhebung deuten gerade Steinlinien auf Bauten, vielleicht zur Befestigungswerden errichtet. Dürftige Bedünen kamen ins Lager, am süßigen Butter für hohe Preise zu verkaufen; auch ein vermoderter Käber trieb sich da herum. Das Blutged (Dijal) soll hier 800 Trol betragen.

Ueber Wadi el-Marwat („Quarz“) ging es nun heimwärts. Der Marwat-Berg ist 2100 Fuß hoch, von Baureifen umgeben, auch unter andern mit fuchsen Inschriften. Es folgte der schöne Wadi Min el-Kurr, in welchem kleine Ziege guten Wasser allerhand Wasserpflanzen Nahrung boten: Rohr (arundo donax, arabisch Kasba), Schmerflilie (scirpus holoschoenus, arab. Namas), Ujrah, Verbascum. Dazu eine veritable Grafsenfläche — ein seltenes Ding in Arabien! Bei dem Brunnen el-Dufairah fand sich die bunteste Quarzsammlung; hierauf durch Wadi Kellaah an der schönen Scenerie der Dschabal el-Sahah vorbei, einem Stück der Tihama-Kette mit dem Hauptberge Dschebel el-Ward und Dschebel el-Ughlah. Hier begleitete die Reisenden ein fast fußartiger Wasserlauf von anerbahns Weiten Länge — ebenfalls eine phänomenale Seltenheit!

Und nun nach Wadi Damz, der die Grenze zwischen dem ägyptischen Nubien und dem ottomanischen Hidjaz bildet, von Wallin fälschlich Wadi Redsched genannt. Er soll 15 Tagemärche lanben reichen bis östlich von Nedina. In ihn mündeten eine größere Anzahl Sekundär-Wadis: el-Uwmid, el-Is u. s. w. Wadi Damz ist zugleich die Grenze zwischen den Wajilji im Norden und den Dschahina im Süden. Sechs Stationen von dem untern Wadi soll Ela sein, von da ein kurzer Tagemarich nach dem noch immer unerforschten Wadien Salih. Ueberaus schön bot sich den Wanderern der Anblick des räthselhaftesten Kades, des Schloßes, wie die Araber es nennen. Es ist ein römisches Bau ohne jede Inschrift, aus schönem Marmor, wie er in der Nähe von Abu el-Marw (s. o.) gefunden wird, also aus heimlichem Stein, nicht aus importirtem Marmor. Die Grundform des Gebäudes ist das Viereck, mit 8 m langen Hauptseiten, die Wände fast 1 m dick. Kapitale und Säulenbasen liegen umher. Vielleicht war es einst ein Totientempel des Adris Gallas, als er in Egra (el-Webch) einige Zeit verweilen mußte.

Diese interessante Entdeckung schloß die Forschungsreise würdig ab: westwärts ziehend hörte man bald das für ein englisches Ohr theure Klängen des Meeres, war am selben Tage, 13. April, in Scham Bahart, am nächsten Tage in el-Webch und bald genug über Szex wieder in Kairo.

Somit über eine wissenschaftliche Veränderung, die, wie es scheint, der Ausgangspunkt einer veränderten civilisirenden Einwirkung auf den Westen Arabiens werden wird, wenn auch hienichtlich nicht einer äthiopischen Anbeutung der Stämme à la Fellah in Aegypten. Ich denke, daß wir werden diese Dumeicit und Baji zu folgen wissen.

## Dr. Chr. Huttenberg's Reisen in Südafrika und Madagaskar.

Von Dr. Neuling in Bremen.

Der Name des Mannes, dessen Kühne und anfangs so glückliche Entdeckungstreife wir schätzen wollen, ist bisher wenig nur wenigen Gelehrten und Vielen bekannt geworden, denn Leiber hat ein jährer Tod seinem weiterreichenden Leben zu früh ein Ende gemacht. Der einzige Sohn eines wohlhabenden Baumeisters in Bremen, hatte Chr. Huttenberg seinem Hang zum Reisen und zum Erforschen der Natur im Großen wie im Kleinen von früher Jugend an nachgehen können und war durch sein Studium der Naturwissenschaft und Medicin auf das Trefflichste vorgebildet zum wissenschaftlichen Forscher. Sein nie ruhender Geist trieb ihn zu allerlei Entdeckungen und Experimenten, die von manchen tüchtigen Ärzten als praktisch anerkannt sind, und seine Liebe zur Natur veranlaßte ihn zu immer weiter ausgehobenen Reisen, auf denen er manchmal sein gutes Glück erprobte.

Schon früh hatte er wiederholt den Wunsch ausgesprochen, Afrika oder Südamerika zu bereisen oder als Marinearzt eine Reise um die Welt mitzumachen; dennoch kam der Entschluß zur Reise nach Afrika ziemlich plötzlich zum Durchbruch. Im November 1876 hatte er sich nach London begeben, um hier durch englische Mechaniker einige Instrumente anfertigen zu lassen, die ihm bei seinem Lieblingsstudium, der Augenheilkunde, werthvolle Dienste leisten sollten. Als er mit seinen Experimenten zu einem gewissen Abschluß gekommen zu sein glaubte, konnte ihm nichts mehr an den heimischen Hohen fehlen, und Afrika war wieder das Ziel seiner Wünsche. Anfangs beabsichtigte er vom Kapland nach Zanzibar und dem Nyassa-See zu gehen, um von da aus dann weiter nach Norden vorzudringen; doch mancherlei Hindernisse, die sich ihm in den Weg stellten, veranlaßten ihn schließlich diesen Plan anzugeben. Am 9. April 1877 verließ Huttenberg London und landete nach einem kurzen Aufenthalt in Lissabon, wo er sich von dem Präsidenten der dortigen geographischen Gesellschaft Empfehlungsschreiben nach Mozambique verschafft hatte, am 20. Mai in Kapstadt am Fuße des grotesten Tafelberges. Stets sein nächstes Ziel, Mozambique, fest im Auge behaltend, gönnte er sich in der sonst so reizvollen Hauptstadt des Kaplandes nur so viel Zeit, als die Vorbereitungen zu einer Ueberlandreise nach Natal erforderten, von wo er dann mit dem Durban verkehrenden Dampfer nach Natalmanne weiter zu fahren gedachte. Am 31. Mai trat er auf einem mit einem Zeltbuche zum Theil überdeckten, von zwölf Maulthieren gezogenen Wagen die Fahrt über die Carroo nach Oriqua-land-West an. Die lange Dauer der Fahrt (4 Wochen), das oft recht unfreundliche Wetter, die Hitze des Tages und die Kälte der Nacht, gegen die er sich nur wenig zu schützen vermochte, ließen ihn die Unbequemlichkeiten dieser Art zu reisen recht lebhaft empfinden, so daß er von Kimberley in Oriqua-land seine Reise lieber zu Pferde fortsetzte, obgleich das Weiterbereden von Ort zu Ort ihm neue Unannehmlichkeiten bereitete. Das größte Interesse erregten bei unserm Reisenden die Diamantengruben bei Kimberley, einer in sieben Jahren gleichsam aus der Erde gewachsenen Stadt. Wunderlich genug mögen die ganz aus Zinkblech erbauten Häuser am Rande der oft 600 Fuß tiefen Gruben und das Gewimmel der Dostenotter, Kaffern, Negers und Europäer, das Pfeifen der Dampfmaschinen, welche die mit diamantenhal-

tiger Erde gefüllten Eimer an Drahtseilen aus der Tiefe emporheben und in die bereitenden Carren entleeren, dem seit Wochen nur durch die, menschenleere Döschentenen zehrenden Reifenden vorgekommen sein, als er endlich am 28. Juni auf dem Marktplatz dieser geschäftigen Stadt Halt machte. Doch fand er hier nicht das sprichwörtlich gedorene wilde Leben der Diamantengraber; vielleicht hatte schon der Engrosbetrieb das unlästige Treiben der einzelnen Gläubiger unmöglich gemacht, indem der Ankauf einer kleinen Fläche Landes und die Anlage einer Diamantenwäscherei ein bedeutendes Anlagkapital erfordert und somit die Ausbeutung des ergiebigen Bodens in die Hände weniger Unternehmer geliefert hat. Nach einer kurzen Rast setzte Huttenberg seine Reise durch das Basutoland und nach Natal fort, denn er hoffte trotz mancherlei Verhinderungen noch rechtzeitig den Dampfer in Durban erreichen zu können. Einen imposanten Eindruck machte auf die Hände Lout, wie wir aus einem Briefe an seine Eltern ersehen, auf den süßen Wanderer die Befreiung des Mont auf souree, der Dreiberrenspitze Südafrikas (Basutoland, Natal und die Drangspitze - Republik) zeigen hier zusammen), zumal da er sich in dieser großartigen Alpenlandschaft, in einer Höhe von 10 600 Fuß <sup>1)</sup>, gewungen sah, mit seinen Kesseln und Hunden in einer Höhle aus Feuer zu übernachten. Das Natal- und Kahlambaberge lag vor seinen erkaunten Wäldern ausgebreitet, zackige Spigen und schroffe Felswände rührten sich vor ihm auf, durchbrochen von den tiefen Thälern des Drang, Baal und Tugela. Aber so sehr er auch wünschte noch weiter in dieser Wildniß nach Norden vorzudringen, so mußte er doch darauf verzichten, weil sich seine Begleiter bei der rauhen Winterzeit nicht zu einem weiteren Marsche in das unersuchbare und menschenleere Land versehen wollten. Die Unterhandlungen mit seinen Veten und mit den Fiedroreriemern hatten aber schließlich <sup>2)</sup> so viel Zeit gekostet, daß Huttenberg auch seinen früheren Wunsch, mit dem Dampfer in Durban zusammenzutreffen, verrietelt sah. Da nun erst noch 4 bis 6 Wochen ein anderer Dampfer zu erwarten war, so wollte er die Zeit nicht unbenutzt verstreichen lassen; er sagte daher den Plan, einen Ausflug nach Madagaskar, „der Perle der Inseln“, dem gelobten Lande für Naturforscher“, wie diese Insel manchmal genannt worden ist, zu unternehmen.

Am 13. August hatte Huttenberg Durban erreicht und auch bald darauf ein Schiff gefunden, das nach Mauritius, dem gewöhnlichen Ausgangspunkte für eine Reise nach Madagaskar, segelte, aber erst am 23. August nach das Schiff wirklich in See und landete nach 16 <sup>1)</sup>stägiger, beschwerlicher Fahrt in Port Louis auf Mauritius. Die herrliche Scenerie dieser vulkanischen Insel ist oft beschrieben worden, und Huttenberg verzichtete deshalb darauf, eine weitere Schilderung davon zu geben; nur das eine erwähnt er, daß der Anbau der Koffee- und Pfeffer- und auch des Indurtoes verdrängt sei.

Die regelmäßige Verbindung zwischen Mauritius und Madagaskar wird durch die sogenannten „bullockers“ vermittelt, ziemlich plumpe und für Passagiere durchaus nicht bequem eingerichtete eiserne Schiffe, die hauptsächlich zum

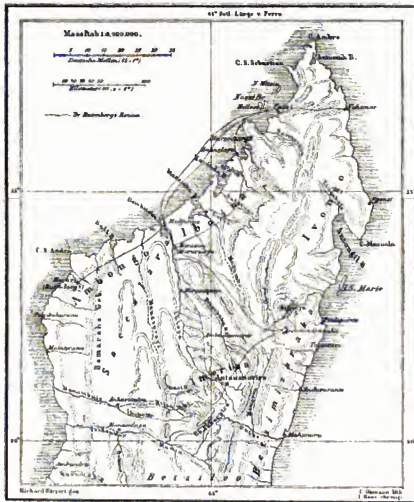
<sup>1)</sup> Die Zeppel'sche Karte von Transvaal giebt ihm nur 9116 engl. Fuß.



Transport des Hauptausfuhrartikels Madagaskars, des Viehs, dienen, und schon aus diesem Grunde kein angenehmer Aufenthalt für Menschen mit nicht gar zu sehr abgestumpftem Nervenorgan sind. Zudem hatte Rutenberg wieder das Mißgeschick, daß gerade bei Tage vor seiner Abkunft in Fort Louis das nach Tamatava an der Ostküste von Madagaskar fahrende Schiff abgelehrt war, so daß er wieder 2 1/2 Wochen auf Mauritius festgehalten wurde. Endlich gelang es ihm, ein nach Bohemar, an der Nordküste von

Madagaskar, bestimmtes Schiff ansündig zu machen, mit dem er denn auch am 27. September 1877 in See ging, und nach sechstägiger Fahrt glücklich an seinem Bestimmungsort landete.

Madagaskar ist schon von ziemlich vielen Reisenden besucht worden, und doch wissen wir noch verhältnismäßig wenig von dieser großen Insel, wenn schon die Karten ein scheinbar vollständiges Bild derselben geben. Rutenberg sowohl wie andere Reisende klagen aber oft, daß die eingezich-



Dr. Rutenberg's Reisen auf Madagaskar.

neten Gebirge „Truggebilde der Zeichner“, daß „die Flüsse theilweise nicht vorhanden sind, oder doch einen wesentlich andern Lauf und Namen haben, daß die Schilderung von den inneren Thälern, liebliche Wohlgerüche ausathmenden Wäldern“ den Reisenden mit falschen Hoffnungen erfüllen und ihn nur so empfindlicher enttäuschen, wenn er statt derselben schattenlose, sanftige Ebenen findet. Ein Theil des Binnenlandes, der Nord- und Ostküste sind allerdings durch die sorgfältigen Schilderungen von der Deless's, Granddier's und Nullens' näher bekannt, aber gerade die Westküste, das Gebiet der wilden Saccalaven, das sich Rutenberg als Erforschungsgebiet erwählte, ist bei noch eine fast völlige terra incognita. Welche unberechenbare Verwirrung würde unsere Erdkunde daraus erfahren haben, wenn es dem sühnen

Reisenden gelungen wäre, seine zweite große Tour von Madajunga längs der Westküste nach Marubana und von da quer durch den südlichen Theil der Insel nach dem von den Franzosen ehemals erwiderten Fort St. Dauphin zu vollenden! Aber leider sollte ihm und uns dieses Glück nicht zu Theil werden. Mitten auf dem Wege zwischen Madajunga und Marubana, in der Nähe von Beravi im Gebiet von Nintorano, fiel er durch die Wütherei seiner eigenen Begleiter. Eine genaue Kunde von der Ursache und Art seines Todes ist leider trotz der eifrigsten Nachforschungen seiner Eltern und Verwandten noch nicht erreicht worden; das einzige, was wir durch die Agenten des Hamburger Hauses Cuvard in Nossi Bé wissen, ist, daß wenige Tage nach Rutenberg's Abmarsch von Beravi drei seiner Leute mit seinem Revolver,

Regenschirm, seinen Schuhen und seiner Uhr dorthin zurückgeführt sind unter dem Vorgeben, der „Europäer“ sei gestorben; daß kurz darauf Hindus die betreffenden Leute gefesselt und nach den näheren Umständen seines Todes befragt hätten, aber weder Dr. noch Zeit hätten erfahren können, worauf sie dann die Leute des Wortes beschuldigten, und nun endlich der Kommandant von Peraci sich veranlaßt gesehen habe, von Ministern in Antananarivo Instruktionen zu erbiten! Die einzige Hoffnung der unglücklichen Eltern auf genauere Nachrichten beruht nun auf Herrn J. W. Hildebrandt, der gerade jetzt von der Berliner Humboldt-Stiftung zur Erforschung Madagaskars ausgesandt ist und sich bereit erklärt hat, an Ort und Stelle die genauesten Nachforschungen nach seinem besagtenworthen Vorgänger anzustellen und zugleich die noch vorhandenen Bestühmer und Sammlungen desselben, sowie, was unter diesen traurigen Verhältnissen das Wichtigste für uns wäre, sein Tagebuch nach Bremen zu senden. Möge der lähne und erprobte Reisende seine dankenswerthe Aufgabe glücklich erfüllen und ihn bei seinem eigenen großartigen Unternehmern ein besseres Glück zur Seite stehen!

Doch wenden wir uns nun zur Beschreibung der ersten Tour, die Rutenberg auf Madagaskar glücklich ausführte. Wie wir schon erwähnt, landete er am 3. Oktober 1877 in Bohera, wo ihm einige Empfehlungsschreiben aus Mauritius göstliche Aufnahme und freundliche Hilfe beim Engagement eines Dolmetschers und zwei Träger des Gepäcks verschafften. Ein kleiner Ausflug zu dem Gouverneur des Distrikts von Aleshamic (?) brachte ihn in nähere Berührung mit der Landbevölkerung, die ihn mit der größten Freundlichkeit begrüßte, ihm Geschenke an Reis und Hühnern brachte, aber auch ihre Kranken zuführte, da der „weiße Arzt“ sie sicher gleich machen könne. Die einheimische Bevölkerung Madagaskars löst sich in zwei große Gruppen scheidet, in die dunkelbraunen Saccalaven an der West- und die helleren, olivenbraunen Hovas an der Ostküste und im Innern der großen Insel, der jetzt herrschende Stamm, malaiischer Abkunft. Otto Kersken, der Reisebegleiter von der Dedens's (1863), sagt über beide Stämme: „In Bezug auf Bildung stehen die Saccalaven jedenfalls den Hovas weit nach; nicht einmal ihre Häuptlinge können lesen und schreiben, während diese Künste bei den Hovas allgemein verbreitet sind. Ihre Religion ist ein rohes Heidenthum; die christliche Lehre hat bei ihnen nicht Eingang gefunden, wie bei den seit älterer Zeit von allerlei Missionären (Engländern, Franzosen, Norwegern) besuchten Hovas, der Mahomedanismus nur an einzelnen Orten und gewiß sehr oberflächlich, da er den Grundregeln der Gerechtigkeit der hiesigen Race entschieden widerspricht.“ — Von dem Gouverneur mit drei Soldaten zur Bedeckung versehen, verließ Rutenberg am 7. Oktober Morgens Bohera und marschirte in sechs Tagen nach Fassi (?) an der Nordwestküste Madagaskars. Die Hitze war am Tage sehr groß, des Nachts aber kühlte es sich gewöhnlich stark ab, so daß des Morgens die erstarrten Lebensgeister mit heissem Thee, Wein und Rum wieder belebt werden mußten, da die primitiven Hütten, die sich die Wanderer aus Palmenblättern erbauten, wenig Schutz gegen Wind und Kälte boten. Die Hovas erwiesen sich hier überall als sehr gastfreundlich; denn wo immer Rutenberg ein Dorf oder eine Hütte berührte, wurden ihm Hühner und Reis entweder als Geschenk oder doch zu sehr billigen Preisen (ein Huhn zu 50 Fig., eine Tagesportion Reis zu 20 Fig.) angeboten, so daß er nicht wie andere Reisende über Habgier und Hinterlistigkeit der Eingeborenen zu klagen hatte. Als Bezahlungsmittel dienen hier durchgängig in Silber geschlagene Hühnerfrauenstücke, die mit einer Waage, die jeder Händler mit sich führt, abgemogen werden. — Auf der Wande-

lung durch das niedrige in ost-westlicher, nicht wie die Karten auch für den nördlichen Theil der Insel irrthümlich angeben, in nord-südlicher Richtung streichende Fingelland, das sich an einzelnen Punkten bis zu einer Höhe von 4000 Fuß (engl.) erhebt, sammelte Rutenberg eifrig Pflanzen, sing Käfer und schob Vögel in der Hoffnung, betriebs einen weiten Weitaug zu der bisher bekannnten und auf Grund der Forschungen von der Dedens's durch Dr. G. Hartlaub und D. Finckh in Bremen bearbeiteten Fauna und Flora Madagaskars liefern zu können. Hauptsächlich sind diese und die späteren Sammlungen in Fassi B<sup>6</sup> wohl aufgehoben, um später als ständliches Denkmal des so früh Verstorbenen die naturwissenschaftlichen Sammlungen seiner Vaterstadt Bremen zu zieren.

Am 13. Oktober langte Rutenberg in Fassi (?) an, wurde aber an der sofortigen Ueberfahrt nach der französischen Insel Fossi B<sup>6</sup>, wo er mit dem Hamburger Kaufmann Oswald seine finanziellen Angelegenheiten ordnen wollte, durch die etwas aufspringliche Freundlichkeit des Kommandanten des kleinen Hova-Forts gehindert und hatte schließlich in Folge der Knechtlichkeit und Ungeschicklichkeit seines Bootsführers noch eine Wasserfahrt von 3 1/2 Tagen über die Bay von Passandava, anfangs der Küste folgend, zu machen, die nach seiner Berechnung nur 15 Stunden hätte dauern müssen. Am 17. Oktober Abends besand er sich auf der Höhe von Helleville, der Hauptstadt von Fossi B<sup>6</sup>, mußte aber wegen der starken Windung unterhalb des Hafenamms landen und sich bei der herrschenden Dunkelheit auf gut Glück ein Quartier suchen. Und er hatte wirklich Glück, denn als er in einem der nahe liegenden steinernen Häuser trat, besand er sich plötzlich einem Deutschen gegenüber, dem Agenten des schon erwähnten Kaufmanns Oswald. „Ihr könnt Euch denken“, schreibt er in einem Briefe an seine Eltern, „wie erretzt ich mich diesen Abend an dem weiser Erziehlte bedeckten Tisch setzte, Butter und Brot und andere Vorkerbisler genoss, von einer gläsernen Bier und einer Cigarre gar nicht zu sprechen.“ Die Hauptbevölkerung von Fossi B<sup>6</sup> befehlt großen Theils aus Saccalaven, die, wie schon erwähnt, auch die Westküste Madagaskars bewohnen, während dort wie in Mauritius die aus Indien eingeführten Knis den eigentlichen Arbeiterstand bilden. Die aus Steinen erbauten Häuser in Helleville gehören meistens der französischen Regierung oder doch europäischen Kaufleuten, die Eingeborenen dagegen wohnen in lustigen aus dünnen Bambushäuten und Brettern zusammengefügten Häusern, in denen nur wenige Fensteröffnungen angebracht sind. Die ganze Insel ist vulkanischen Ursprungs, wie eine Reihe runder Krateren im Innern beweisen, doch hat sie treffliche Weiden, Wäldungen und Ackerland, so daß ein ziemlich bedeutender Handel mit Reis, Zucker und Kaffee von Fossi B<sup>6</sup> aus betrieben werden kann.

Nachdem Rutenberg mit erfahrenen Händlern in Helleville seinen Reiseplan besprochen und die nöthigen Vorbereitungen getroffen hatte, fuhr er am 23. Oktober mit einem Dampfer der British Indian Steam Navigation, welche den Verkehr zwischen Aden, Zanzibar, Fossi B<sup>6</sup> und Madagaskar vermittelt, nach der letztern Stadt, um von hier aus seinen Marsch nach der Hauptstadt von Madagaskar, Antananarivo, anzutreten. Madagaskar liegt an der Westküste von Madagaskar auf einer schmalen Landzunge an der Nordostseite der 17 bis 20 (engl.) Meilen langen, 8 Meilen breiten Perinetofa-Bay, in deren Südweste der Perinetofa-Fluß mündet. Die Stadt zerfällt wie die meisten Garnisonstädte des herrschenden Hovastammes in eine hochgelegene, sich an das von einem Falschadennanne umgebene Fort anschließende Oberstadt und die eigentliche Handelsstadt am Meerestrasse, die durch eine breite, ziemlich still abfließende Straße mit einander in Verbindung stehen. Die Häuser sind meist aus

Bambusbläßen und Palmenblättern errichtet, weshalb man sich gewiß nicht wundern darf, daß fast Jahr für Jahr eine Feuerbrunst den größten Theil der Gebäude hinwegrafft. Nur einzelne Häuser sind aus Sand- oder Ziegelfeinen bis zu zwei bis drei Stockwerken aufgeführt und enthalten neben kleinen Wohnzimmern auch Ecken und Baarenlager; sie gehören den unternehmenden Arabern und Hindus, die sogar zur Befriedigung ihrer Glaubensformen zwei Koshken erbauen haben. Verdichtete Pflanzungen von Kokospalm und anderen Palmen umsäumen den freundlich gelegenen Ort.

Nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen fuhr Rutenberg durch die Bembeta-Fluth des Bembeta-Fluß aufwärts bis Marompa, wo er sich mit Hilfe des außerordentlich zuvorkommenden Gouverneurs acht Träger für sich und sein Gepäck mietete. Auch dieser Ort wird beherrscht von einem Hova-Fort, ist aber ein ziemlich ungesundem Aufenthalt am Rande des breiten, aber flachen Stromes, dessen nordöstliches Ufer steil ansteigt und von einer üppigen Vegetation bedeckt ist, in welcher zahllose Vögel, wilde Enten, Störche und Flamingos ihr Wesen treiben. Rutenberg verfolgte nun nicht die gewöhnliche Straße längs des Flusses, sondern wählte einen mehr nord-östlichen Weg, um neue, bisher unbekante Bahnen in das Innere aufzusuchen. Doch kaum war er zwei Tagereisen weit vorgedrungen, als einer von seinen Reuten ihn heimlich verließ, dem am folgenden Tage zwei andre folgten. Da entschloß sich Rutenberg, seine Reise zu Fuß fortzuführen, statt des in Madagaskar üblichen Tragstuhles (sikanzan) sich zu bedienen; darum sandte er auch die übrigen Reute, die er engagirt hatte, zurück und mietete sich von Ort zu Ort drei Träger für sein Gepäck. Im Uebrigen kamen ihm auch auf dieser Tour die Eingebornen stets freundlich entgegen, brachten ihm ein Hütnen, Gänse und Reis zum Geschenk oder zum Kauf für geringen Preis. Auf seinem west-östlichen Marsche durchkreuzte er das ebene, bald mehr west-nordwestlich bewaldete Küstland, die sogenannte Wüste und das centrale Hochland, das in drei Terrassen aufsteigend nach Osten in gleicher Weise wieder zum Meere abfällt. Zahlreiche Gebirgsbäche fließen in die Ebene hinab und bilden namentlich auf der Ostseite, wo durch die heftigen Südostwinde gewaltige Sandstürme an das Ufer geworfen werden, zahllose Seen und Lagunen, die durch Kanäle mit einander verbunden nach Ansicht von der Dekan's (Kestien's) eine treffliche, vor Seeraub gefahrte Binnenverkehrsmittel ermöglichen können. Auf der Westseite ist der von Grandbier auf der Karte verzeichnete Waldgebiet bei weitem nicht so ausgedehnt als auf der Ostseite, doch erfüllt er auch zum Theil die oben erwähnte Wüste, die ihren Namen nur insofern mit Recht trägt, als diese das centrale Hochland umgebende Landfläche weder Wohnungen noch künstliche Anpflanzungen der Menschen aufweist. Die anfänglich dort angepflanzten Hovos haben sich nämlich in Folge der zahllosen Ueberfälle und Plünderungszüge der Sooralawen gewungen gesehen, unbewohnt die Kläse des Kriegsministers Nubwig's XIV. auszuführen, der ja auch Frankreich mit einem menschenleeren Schutlande zu umgeben wünschte. Trozdem aber keines Grenzlandes der Hovos keineswegs landschaftlicher Reize entbehrt, sondern durch grüne Wiesen, Waldungen und raschströmende Flüsse, von denen besonders der Niapa mit seinen Wasserfällen zu nennen ist, so scheidet doch bei einsamen Wanderers Schritt keinen Vogel und kein Waldthier auf, nur Schwärme bittiger Fliegen bedecken oft sein Gesicht, Hände und Raden. Das centrale Hochland durchzieht fast die ganze Insel von Norden nach Süden, nur daß am Nordende einzelne Höhenzüge sich abheben und im Süden noch für eine weite, dicht bewaldete Ebene Raum bleibt. Die erste Terrasse ist nach Mullen's etwa 900, die

zweite 1400, die dritte 1620 englische Fuß hoch, und über diese erhebt sich dann die eigentliche centrale 200 englische Meilen lange und 30 bis 90 Meilen breite Hochebene zu einer mittleren Höhe von 4000 Fuß, vielfach getrübt von spitzen Klippen und schroff abfallenden Höhenketten.

Nach einem Marsche von drei Wochen gelangte Rutenberg endlich zu einem größeren Orte, Ambatondraka, in dessen Nähe der Mantra-See liegt, verzeilen wegen seiner sumptigen, sicher aussehenden Ufer, aber doch durch sein klares, tiefblaues Wasser und die ihn in weiten Bogen umspärenden, bewaldeten Höhenzüge das Wasserbild einer bescheidenen Waldenlandschaft. Unser Reisender ließ sich denn auch durch den schlimmen Ruf des Ortes nicht abhalten, bis spät in die Nacht hinein bei wunderbar glänzenden Mondschien auf dem aus einem Baumstamm gefertigten Ranoce den See nach allen Richtungen hin zu besahen. Als er aber nach zweitägigem Aufenthalte bei einem sehr gastlichen englischen Missionär an dem morarigen Ufer des Sees seinen Marsch fortsetzte, besel ihn plötzlich ein heftiger Kopfschmerz, dem bald eine völlige Erschlaffung aller Glieder folgte. Nur mit Mühe schleppte er sich in die nahe Hütte eines Eingebornen und sank hier bewusstlos nieder. Unter der wohlgemeinten aber nothdürftigen Pflege des mitliden Hova erholte sich Rutenberg bald wieder, so daß er schon hoffte seinen Weitermarsch antreten zu können, als ein erneuerter Anfall des schlimmen Madagaskar-Fiebers ihn zwang, nach Ambatondraka zurückzuführen, wo er unter der liebevollen Pflege des englischen Missionärs bald wieder hergestellt war, wenn auch eine andauernde Kopfschmerz ihn veranlaßte, sich jetzt wieder des Tragstuhles zu bedienen, wozu ihm sein Vorgesetzter gute Träger verschaffte. In acht Tagen, fünf Wochen nach seinem Aufbruche von Madajunga, langte er in Antananarivo an und fand in dem Hause eines norwegischen Arztes, an den er in Mauritius ein Empfehlungsschreiben erhalten hatte, gastfreundliche Aufnahme. Antananarivo unterscheidet sich in seinem Aussehen wenig von einer europäischen Stadt; 16 Kirchen beweisen, daß hier das Christenthum trotz wiederholter Aufzündungen siegreich Flag gegriffen hat, sechs Buchdruckereien versorgen daneben die mißgegriffenen Köpfe mit geistiger Nahrung, und fünf europäische Ärzte suchen nach Kräften den Krankheiten entgegenzuarbeiten. Die Stadt hat etwa 100 000 Einwohner, worunter sich ungefähr 100 Europäer, Engländer, Franzosen, Norweger, aber ähnlich wie in Port Louis auf Mauritius fast gar keine Deutsche befinden. Die Wohnungen sind mehr einstufig und aus Lehm gebaut, nur die Regierungsgebäude, die Kirchen und die Wohnungen der Europäer erheben sich hoch heraus aus dem Häusermeer und gewähren bei an einem 1000 Fuß hohen Höhenrücken gelagerten Stadt ein imposanteres Aussehen. Am weitesten übertragt alle Gebäude der aus Quadersteinen errichtete Palaß der Königin, und längst schon auf Weiten weite Entfernung die Hauptstadt des Landes an. Die Königin, die noch im Jahre 1874 dem englischen Missionär Mullen's wiederholt eine längere Audienz ertheilt, ist durch alljährige Jubringlichkeit der Fremden unnahbar geworden, so daß sich Rutenberg begnügen mußte, seine einflussreichen Premier-Minister im erbotigen Grade seine Aufmerksamkeit zu machen, der dem Wägen des Landes jegliche Unterstützung zusicherte. Am bestebsten erscheint die Hauptstadt am Freitag; denn an diesem Tage treffen von nah und fern Hunderte von Landbewohnern ein, um sich auf dem in der Nord-Westseite der Stadt befindlichen großen Marktplatz mit den zum Leben nothwendigen Gütern zu versehen. Da sieht man in buntem Wirrwarr Reis, Kartoffeln, grünes Gemüse, Bananen, Soja, Kautabak auf Matten oder weichen Tüchern ausgebreitet,

danken lebendige Kühe, Ziegen, Schweine, fettschmelzende Schafe, Kühe der Küster harrten, während sich in den engen Gassen eine in den verschiedensten Sprachen lebende Menge drängt. Doch Katananarivo ist schon zu oft von Reisenden besucht worden, als daß sich Rutenberg dort länger hätte aufhalten wollen, als er zur Verstellung seiner Gesundheit bedurft. Er wollte nun zunächst verfahren in südlicher Richtung weiter vorzubringen, zumal da ihm das Anafarara-Gebirge als die schönste Fundstätte für seltene Pflanzen wiederholt geschätzt worden war. Es ist wohl der höchste Gebirgszug auf Madagaskar und von großer Ausdehnung. Auf dem 6000 bis 7000 Fuß hohen Kamm erheben sich wieder fünf eigenthümlich geformte Spitzen, deren höchste, den Tsiatsatso (9000 Fuß) Rutenberg, bestieg, trotzdem seine aberschöpfenden Begleiter ihn vor dem grauen Wolsthaube warnten. Von dort setzte er dann seinen Weg in westlicher Richtung fort und gelangte an den 4030 Fuß hoch gelegenen Tsiatsi-See, der in seiner Länge von 8 und in seiner Breite von 2 1/2 englischen Meilen außer im Süden rings von schroff abfallenden Bösen umgeben ist, die dem See in einer Menge kleiner Bäche stets neues Wasser zuführen, während nur ein Abfluß in den Ritsambi sich findet. Als Rutenberg nun in die von der Hauptstadt entfernteren, wenig bewohnten Gegenden vordringen wollte, weigerten sich seine Träger, ihn weiter zu folgen und schleppten ihn trotz aller Straußen wieder nach Katananarivo zurück. Die einzige Strafe, die die Leute für diesen Ungehorsam erlitten, war, daß ihnen statt 8 Dollar nur 3 ausbezahlt wurden. Noch einmal versuchte Rutenberg am 2. Januar 1878 mit anderen Leuten in westlicher Richtung vorzubringen, aber auch dieses Unternehmen scheiterte an der Furcht der Hovas vor den räuberischen Saccalaven. Die Leute waren über den Wunsch unferes uerschiedenen Reisenden, neue Wege aufzufinden und die weniger besuchten Gegenden kennen zu lernen, so empört, daß sie selbst, als er seinem Wortsch eine würdige Widmung gab, höhere Lohnforderungen an ihn stellten, und, als er ihrem Wunsch nicht willfahrte, ihn und sein Gepäck in einem elenden Dorfe in der Nähe des Miopassus verließen. Doch Rutenberg ließ sich nicht leicht schrecken; er übergab sein Gepäck seinem treuen Dolmetscher und wanderte wohlgeruht weiter zu der eine Tagereise entfernten Wohnung eines englischen Missionärs. Aber als er nach einem ermüdenden Marsche durch das Gebirge dalelft anlangte, ward ihm die schlimme Nachricht zu Theil, daß der Herr gerade nach Katananarivo gereist sei. Auch hierdurch ließ er sich nicht irren machen, sondern er schreite am folgenden Tage nur mit seiner guten Hülfe und einer wolkenen Decke versehen seinen Rutenberg nach einer andern Missionstation fort, in der er denn auch nach zweitägigem Umherreisen endlich freundliche Aufnahme fand. Vier Tage darauf traf er auch sein Dolmetscher mit dem Gepäck ein. Schon wollte er mit neu erworbenen Trägern seine Wanderung nach Nordwesten fortsetzen, als ihm ein neues Mißgeschick traf. Er war, wie er es häufig zu thun pflegte, früh Morgens ins Freie gegangen, um an der Sonne seine gesammelten Pflanzen zu trocknen, hatte aber dabei die Unvorsichtigkeit begangen, seine Arbeit unbedeckten Hauptes zu verrichten. Pflötzlich hatte er das Gefühl, als ob sein Kopf durchbohrt würde, und nur mühsam konnte er sich in das Haus zurückschleppen, wo er unter den bestigsten Kopfschmerzen und leichtem Fieber fünf Tage lang das Bett hüten mußte. Das Gefühl der Mattigkeit war auch noch nicht wieder überwunden, als er nach zehn Tagen auf einem Tragstuhle, den ihm der Minister nebst vier Mann Bedeckung aus der nur eine Tagereise entfernten Hauptstadt gesandt hatte, seine Reise fortsetzte. Doch das Unglück schien sich an

seine Fersen zu heften: er war ziemlich spät am Morgen aufgebracht und hatte um rascher vorzukommen zu können, sein Gepäck voraus gesandt; da brach am Nachmittage ein heftiges Gewitter los, der Regen goß in Strömen vom Himmel herab und verwandelte einen kleinen Bach, den Rutenberg durchwaten mußte, um zu seinen Leuten zu kommen, in einen unpassbaren Strom, so daß der Unglückliche gezwungen war, die folgende frühe Nacht unter freiem Himmel in nassen Kleidern selbst ohne eine schützende Decke auf dem fruchten Erdboden zuzubringen. Die natürliche Folge war ein neuer Fieberanfall und vollständige Appetitlosigkeit. Nachdem er sich in der nächsten Missionstation einigermaßen erholt hatte, setzte er am 5. Februar seinen Rückmarsch nach Madajunga nunmehr auf direktem Wege fort. In acht Tagen erreichte er den fließenden Merontanana am Miopassus, the edge of the population, wie Rutenberg den Ort nennt, da er an der Grenze des oben erwähnten menschenleeren Schutzlandes der Hovas liegt. Unterhalb des Ortes beiet sich die fruchtbare, waldb- und wiesenreiche Ebene aus, beherrscht durch sechs kleine Hova-Fürsten, an die sich, wie gewöhnlich, eine Kolonie von 10 bis 20 Häusern angegeschlossen hat. Die Lage Merontanana ist besonders dadurch wichtig, weil hier der Miopassus für Kanoe Schiffe wird, deren sich auch Rutenberg bei der Fortsetzung seiner Reise bediente. Die Boote der Eingeborenen, Kasana genannt, sind etwa zwanzigmal so lang als breit, und haben zur Erhaltung des Gleichgewichtes auf beiden Seiten Schwerkere oder Anker, die, 18 Fuß lang und etwa einen halben Fuß dick, vorn und hinten zugespitzt, durch je 10 Fuß lange Stangen an das Boot befestigt sind. Da der Baumstamm, welcher den Kiel und den größten Theil des Schiffsrumpfes bildet, nur wenig ausgehöhlt ist, so ist für die Züge wenig Platz vorhanden, und auch die wenige Zoll breiten Eingetretter bieten wenig Anziehendes für den, der verurtheilt ist, mehrere Tage lang darauf Platz zu nehmen. Zwei Tage lang fuhr Rutenberg auf diesen pfeilschnell dahinfliegenden Booten den mit kleinen Inseln gleichsam besetzten Miopa hinunter, an dessen mit Bombusfäulen bewohnten Ufern zahlreiche Storkvögel ihr Wesen trieben. Je mehr sich unser weitgestreuter Reisender der Küste näherte, desto wüthete ihm, das Fieber verließ ihn ganz und er schloß sich wieder zu führen Bogassien aufgelegt. Als er daher bei Madajunga anlangte, entschloß er sich, nur seine Pflanzen mit dem Dampf nach Rossi Vó zu senden, selbst aber trotz der eingetretenen Regenzeit an der Küste weiterzuwandern, um diesen bisher von keinem Europäer Fuß betretenen Landstrich kennen zu lernen. Seine Leute warteten oft bis an die Hüften durch das Wasser, trotzdem gelangten die wohlgehaltene nach Ananalava, von wo die Ueberfahrt nach Rossi Vó auf einem Segelboote in 3 1/2 Tagen bewerkstelligt wurde. Nach einer Abwesenheit von 4 1/2 Monaten langte Rutenberg Ende Februar 1878 wieder in Denilleville auf Rossi Vó an. Leider entfaltete sein Brief von diesem letzten Theile seiner ersten Reise gar keine detaillirten Mittheilungen.

Noch weniger wissen wir von seiner zweiten Tour, auf der er die Westküste von Madagaskar zu durchstreifen beabsichtigte. Sein letzter Brief aus Madajunga (vom 18. Juli 1878) enthält nur einen ausführlichen Bericht von seinen weiteren Plänen, die wir noch in der Kürze mittheilen wollen. Von Madajunga aus wollte er in sechs bis acht Wochen quer durch das Saccalavenland nach Maruboba wandern, um zwei norwegische Missionen abzuschließen von der Welt ihrer Pflicht zu rufen. Mit den norwegischen Missionsschiff, das alljährlich einmal dorthin fährt, um die Glaubensboten mit den nöthigen Lebensmitteln zu versehen, sollten ihm allerlei Waaren dorthin gesandt werden, die er als Taufschmied

auf seiner weiten Wanderung durch das Südeude der großen Insel nach dem früher von Franzosen angelegten, später aber wieder aufgegebenen Fort Dauphin an der Südostküste verwerthen zu können hoffte. Leider ist dieses schöne Wagniß an der Treulosigkeit der Begleiter Kutenberg's gescheitert; im Mai 1878 hatte er Rossi Vó verlassen und wahrscheinlich ein anderes Projekt (eine Wanderung quer durch die Insel von Muruntango nach Ngont und über Mandifhora nach Nadjunga) glücklich ausgeführt, denn erst im Juli ist er nach seinem letzten Briefe von Nadjunga aufgebrochen, um über Nenabe nach Murunbaba zu marschiren. Schon hatte er zwei Drittel des Weges zurückgelegt, als er, wie wir oben erwähnten, zwei Tagereisen südlich von Beravi im Distrikt von Minterano nach Auslage seiner Begleiter, die sich mit einem Theile seiner Habseligkeiten nach wenigen Tagen in Beravi wieder einfinden, starb! Diese Auslage fand wenig Glauben, da die Leute weder die Art seines Todes noch den Ort, wo „der Weiße“ gestorben sei, genauer angeben wollten. So dürfen wir wohl nicht daran zweifeln, daß der junge Gelehrte, dessen Muth und Willensdrang genügt allseitige Bewunderung verdient, ein Opfer der Fahigkeit oder Nachlässigkeit seiner eigenen Begleiter geworden ist. Hoffen wir, daß sein mühsames Unterfangen nicht nutzlos für die Wissenschaft gewesen ist, sondern daß seine Sammlungen, um derenwillen er selbst seine Gesundheit nicht schonte, wohlbehalten nach Europa gelangen und sein Andenken bis in die spätesten Zeiten erhalten!

Nachträglich finde hier der inzwischen eingegangene Bericht des Kommandanten von Rossi Vó an den französischen Marineminister über Kutenberg's Ende eine Stelle.

Rossi Vó, 24. Januar 1878.

Doktor Kutenberg hatte (wann?), begleitet von seinem Diener, einem Comoren Neger, Rossi Bolasa an der Westküste gelegen (Boulamafsa) verlassen und sich mit beiden bei den Führern, Bartaga und Umari, auf deren Canoe eingeschifft. Als sie noch etwa 100 m von Beravi entfernt waren, riefen diese ihm, in einigen denachbarten Hütten zu bleiben und sich auszurufen, weil er dort sicherer sei, als in Beravi, dessen Einwohner den Europäern feindselig seien. Drei Tage blieb Kutenberg daselbst, um seine Vorbereitungen für die Reise in das Innere der Insel zu treffen, während wiederholt Leute aus Beravi heranliefen, um ihn zu sehen und anzufragen. Dann brach er mit seinen Führern und seinem Diener auf, aber nach Verkauf von acht Tagen lehrten die drei ohne Kutenberg, aber mit den Sachen desselben, zu dem Dorfe zurück, der Diener entließ sofort auf einen Canoe und wurde nicht wieder gesehen. Die Bewohner von Beravi, erlaucht darüber, fragten, wo der Europäer geblieben sei, und erhielten die Antwort, daß der Doktor allein zum Baden gegangen sei und daß sie, Bartaga und Umari, nach Verkauf einer Stunde ihn suchend, seine Leiche am Ufer des Flusses gefunden hätten; deshalb seien sie mit seinen Sachen zu ihrem Dorfe zurückgekehrt. In Rossi Vó's Erzählte dann ein Märdler, der in Beravi gewesen war, er habe sagen hören, daß Bartaga sich gerührt habe, er habe den Europäer getödtet, in der Hoffnung, viel Geld bei ihm zu finden, habe aber sehr wenig gefunden. So ist Kutenberg das Opfer seines großen Vertrauens auf die Ergebenheit seiner Leute geworden, denn trahnen er wiederholt gewarnt wurde, ließ er doch seine Waffen meist in den Händen seiner Leute.

## Aus allen Erdtheilen.

### Australien.

— Wie aus Perth berichtet wird, trat am 14. Januar 1879 von dort aus der bekannte Forscher Alexander Forrest eine neue Entdeckungsexpedition an. Er wollte zu Anfang Februar von De Grey's Fluß, im Norden von West-Australien, aus in nordöstlicher Richtung auf Port Darwin an der Nordküste reisen und in diesem unbekanntem Gebiete die Flüsse Fitzroy, Glenelg, Prince Regent u. s. w. in ihrem Laufe verfolgen. Er begleitete ihn außer dem Geologen Genon Hill sechs Mann; er verfügt über 30 Pferde und nimmt Lebensmittel auf sechs Monate mit sich.

— Wir haben bereits in Bd. XXXIV und XXXV einer Expedition unter Führung des Mr. Ernest Favencz gedacht, welche Mr. Ernest Lakin, der Besitzer der in Brisbane erscheinenden Zeitung „The Queensland“, auf seine Kosten ausgerüstet hatte. Derselbe war von dem am Fluße Barcoo (im Pastoraldistrikt Mitchell der Colonie Queensland) gelegenen kleinen Orte Madall aufgebrochen und sollte die nordwestlich auf Port Darwin zu liegende, meist unbekannte Gegend flüchtig erforschen. Es bonkette sich dabei um eine in dieser Richtung projectirte Eisenbahn. Die aus drei Mit-

gliedern bestehende Gesellschaft traf am 13. Januar 1879 in Powell's Creek ein, wie eine Station am Ueberlandtelegraphen, 506 Miles südlich von Port Darwin, heißt. Die Roth hatte sie dazu getrieben, von der vorgeschriebenen Richtung abzuweichen. Auf den breißen Strecken herrschte die größte Dürre und der größte Mangel an Wasser, und es schien, als hätte es seit Jahren nicht geregnet. Von den Pferden waren sieben resp. die mitgenommenen Lebensmittel schon seit längerer Zeit aufgezehrt gewesen. Man sah sich zuletzt allein auf dem Fange von Wild, welches auch nur spärlich vorkam, angewiesen, und die letzten 48 Stunden hatte man geradezu hungern müssen. Kein Wunder, daß man in voller Erschöpfung die Station erreichte. Mr. Favencz wollte, wie der Bericht schildert, nachdem er sich mit seinen Geführten in Powell's Creek etwas erholt und mit frischem Proviant versehen hätte, seine Reise zunächst 50 Miles am Ueberlandtelegraphen hinaus fortsetzen und dann sich nach Osten wenden, bis er wieder eine nordwestliche Richtung auf Port Darwin genommen, um in dieser die Reise zu beenden. Für eine zu bauende Eisenbahn war das Terrain überall günstig.

Inhalt: Eouard Andre's Reisen im nordwestlichen Südamerika. II. (Mit sieben Abbildungen.) — A. Jekm: Aus und über Arabien. VII. (Zweite Hälfte.) — Dr. Keuling: Dr. Chr. Kutenberg's Reisen in Südamerika und Madagaskar. (Mit einer Karte.) — Aus allen Erdtheilen: Australien. — (Schluß der Redaction 20. April 1879.)

Redacteur: Dr. R. Siepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.  
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXV.



N<sup>o</sup> 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preis von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1879.

## Edouard Andree's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876.

### III.

Zwischen Tuluca und Yuga treten Rinosen (*Ancua Farnesiana*) mit wohlriechenden gelben Blüten und seit Localina zum ersten Male wieder Bromelienbüschel auf; zahlreich sind in den Gehäusen, die aus großen baumartigen Compositen bestehen, die Manzanillabäume. Zu Tausenden weidet Kindeich auf den Triften und ab und zu zeigen sich spanische Merinoschafe mit langer schwarzer Wolle, welche freilich hier bald in hellroth sich verändert; weiße Ziegen finden sich in der ganzen Gegend. Näher man sich der Stadt Yuga, so werden die Wälder häufiger, welche Fruchtbäume, Palmen, Kofolossig und Breiapfelbäume umschließen; keine Heider sind mit Juckerrohr und Bananen bepflanzt und enthalten auch Pfalschbäume (*Anona muricata*). Alle Hüfer dieser Gegend sind mit Ziegeln bedekt, wozu sich das Material in den nahen Bergen findet. Dieses Vorkommen von Thon hat auch Anlaß zum Betriebe der Töpferrei in Yuga gegeben, deren Erzeugnisse geschätzt sind. Der Mats erreicht hier eine ungewöhnliche Höhe; er bildet die Grundlage der ganzen Ernährung, bald als Brot, bald als Brei, als Arepa oder als Chicha. Die hier gebaute Spielart hat sehr grüne, dicht gedrängte Kolben mit weißen, durchscheinenden Körnern, die von dunkelviolethen Deckblättern eingeschüllt werden; es wäre der Mühe wohl werth, diese vortheilhafte Sorte in Europa einzuführen.

Allmählig wird der Weg immer breiter und wächst in der Fortschrit bis auf 30 m. Wasserreiche Bäche fließen durch die Stragen und befruchten die umliegenden Gärten; sie sind aus dem Rio de las Piedras, der 5 km von da in den Cauca mündet, abgeleitet.

Yuga ist im Jahre 1870 unter dem Namen Guabala-  
Oktob. XXXV. Nr. 20.

jara, den es später mit Nueva Galicia und schließlich mit seinem heutigen vertauschte, gegründet worden. Am 9. Juli 1866 wurde es durch ein Erdbeben hingeführt; eine Anzahl damals zerstörter Mönchsklöster ist nicht wieder aus ihren Ruinen erstanden. Heute zählt der Ort (1052 m über dem Meere; 24° mittlere Temperatur nach Andree's Messungen) 6600 Einwohner.

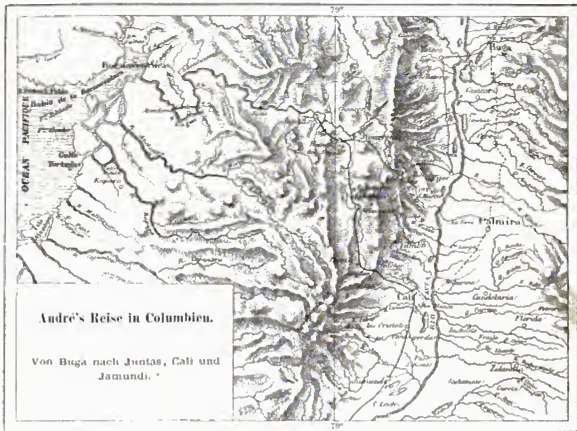
Die Einförmigkeit des Cauca-Thales begann unsern Reisenden auf die Dauer langweilig zu werden; denn ihm lag ja weniger daran, den Stand der Civilisation, der sich in diesem Theile des Landes doch stets ungefähr auf derselben Stufe hält, kennen zu lernen, als die natürlichen Produkte wenig erforschter Gegenden anzufuchen. Andree beschloß daher, sich in Yuga von seinen Gefährten zu trennen, einen Absteher über die westliche Cordillere hinüber nach dem pacifischen Abfalle derselben zu machen und das malerische Thal des Rio Yuga zu durchsuchen. Auf diese Weise konnte er alle die drei großen Andeseiten Columbiens kennen lernen. Fridy von Scherffl und Jean sollten mit dem Gepäd der gewöhnlichen Straße über Cerrito und Palmira folgen und in Cali auf ihren Omniblen warten. Am frühen Morgen des 29. März brach er bennach mit dem Frau Ignaico nach Westen auf und vort quer durch die Stadt und auf Pfaden, die von Kararapichs und Citronenbäumen eingefloßt waren, nach dem Cauca hinab, wo er den dort zu Lande überrauschenden Anblick einer Fährre hatte. Das flache West war neu, gut gebaut, wasserrecht, 12 m lang, 3 m breit und brachte, mittels einer Blockrolle an einem Seil treibend, die beiden Reisenden in wenigen Minuten über den Strom, der hier bei Niedrigwasser 948 m Höhe hat. Nach Angabe

des Führers hatte die Anlegung der Fährre 900 leichte Pfäster (an 2000 Mark) gelöst; sie würde sich gut lohnen, wenn nicht jedes Hochwasser des Cauca dessen ganzes linkes Ufer bis Jotoco hin in ein unüberfahrbares Meer verwandelte. André kann davon aus eigener Erfahrung berichten; denn mehrere Kilometer weit geriet er von einem Schlammloch in das andere und mußte mehrere Seilenarme des Flusses auf Baumstämmen überschreiten, ehe er eine Bambushütte, die zu dem Dörfler Michacano gehört, erreichte und sich dort durch ein Glas Anisado stärken konnte.

Die Vorhöfen der westlichen Corbilleren treten, wie ein Bild auf die Karte zeigt, nahe an den Strom beziehungsweise dessen Uberschwemmungsgebiet heran; gleich dahinter

wich der Boden festig, so daß sich die Landschaft scharf von der sandigen Ebene des rechten Ufers unterscheidet. Die Vegetation war freilich armelig und wies nur eine niedliche Berberis mit rautenförmigen Blättern und blauen Blüten (*Petreaa volabilis*) auf, die bei den Eingeborenen „Mauer Jasmin“ heißt.

In dem elenden auf dem Gebirge gelegenen Dörfchen Jotoco (981 m) fand André einen Strauch mit herrlichen gelben Blüten und essensfarbigen Beeren, welche die dortigen Frauen zum Stärken der Wäsche benutzten. Unweit oberhalb dieses Ortes bei der Hacienda Hatoovie ist der Cauca in zwei Arme geteilt; unmittelbar über dem Uberschwemmten und mit üppig wuchernden Wasserpflanzen be-



deuten Strich Landes erheben sich abfällig die Dünge der Hügel, die aus blättrigem Schiefer bestehen. Bisher war André längs des Fußes der Vorhöfe auf trockenem Lande hingekommen, nun aber mußte er zum Niveau des Flusses hinabsteigen, wo einer der prägnantesten Anblicke in der Tropenwelt seiner harret. Mehrere Kilometer weit dehnte sich ein dicht bestandener Wald aus, dessen Boden vollständig mit dunkeln Wasser bedeckt war; auf demselben zeigten sich rostfarbige Flecken, wie auf manchen Seen oder Igarapés Brasiliens. Ganz phantastisch nahmen sich gegen den dunkeln Wasserspiegel die mächtigen, an 30 m hohen, schwarzen, glänzenden Stämme in dem herrschenden Halbdunkel aus; denn kein Strahl der Mittagssonne vermochte das dicke Blätterdach zu durchdringen. Auf umgefallenen und schwimmenden Baumstämmen lagen große weiße Reicher und andere Vögel und lagen mit Würde dem Geschosse des Fisches ob. Kein Geräusch störte diese Einsamkeit; nur gelegentlich fiel

eine der kleinen roten Früchte von den Purillo-Bäumen (*Xylopia lignustrifolia*) in das Wasser hinab.

Jenseit dieses Waldes liegen die Haciendas Espinal und Onival (oder Fortalema), welche weite Strecken Landes umfassen. Letztere besaß statt der freilich sich bewegenden und sich selbst schließenden Thür (*puerta de galpa*), wie sie in Columbien sehr häufig sich findet, eine solche mit centraler Angel, wie sie unsere dritte Abbildung zeigt. Der freundlichen Einladung des Besitzers, bei ihm zu rasten, leistete André nicht Folge, um noch vor Anbruch der Nacht Vijes zu erreichen und von dort aus am nächsten Morgen nach dem Rio Dagua sich aufmachen zu können. Der Weg führte wieder über trodrene Hügel, die mit spärlichen Gräsern, Malvacen und Euphorbien besanden waren, und dann durch überschwemmtes Gebiet, wo die Pecari-Schweine (*Dicotyles torquatus*) nach Purillo-Früchten in dem trockenen Laube herumwühlten. Zum ersten Male zeigten sich hier



Quiriticobäume in dem überschwemmten Cauca-Flusse.



5 bis 6 m hohe Sträucher der echten Coca (Erythroxylon Coca). Mit Anbruch der Nacht wurde Bijes, das in einem engen Thale 1026 m hoch liegt, erreicht und dort die stets bereite Vorrathskammer des Don Cobo in Anspruch genommen. Als hier am folgenden Morgen erfuhr, daß André direct von Bijes aus die westliche Cordillere überschreiten wollte, rieth er ihm dringend davon ab, weil der Pfad zu schlecht und gefährlich sei und nur mit einem guten Manthiere passiert werden könnte; er solle den weiter südlich gelegenen bequemer Weg über Mulaló oder Cali wählen. André hoffte jedoch auf der nördlichen Route auf eine bessere Pflanzenausbeute und blieb bei seinem ersten Entschlusse, worauf Don Cobo ihn wenigstens dazu bestimmte, einen seiner Diener als Führer durch die Schluchten mitzunehmen.

Der Weg führt westwärts längs der Cuchrada Potrerito steil anwärts, wobei Bijes mit seinen drei östlich laufenden Straßen, seinen ziegelgedeckten, von Kofopalmen überzogenen Häusern und der im Umbau befindlichen Kirche stets in Sicht blieb. Das Dorf liegt sehr vortheilhaft an dem Punkte, wo die Wege von Nataló, Territo und Potoco zusammenstreffen; der dazu gehörige Bezirk, den man von der Höhe aus fast ganz übersehen, hat eine Bevölkerung von ungefähre 1200 Seelen.

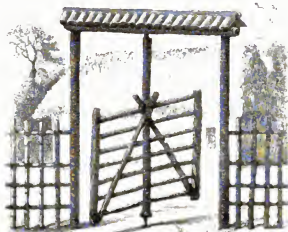
Als André den dichten Wald, welcher die Paghöhe (Alto del Potrerito) bedeckt, erreichte, sah er seine Hoffnung nicht getäuscht. Zahllose Schmarotzgewächse drängten sich auf den Aesten der Bäume zusammen; die Luft war mit Feuchthigkeit gesättigt und hatte eine höchst mannigfaltige kryptogamische Flora erzeugt. Dafür glied der Pfad freilich einem unergieblichen Moraste, wo die Thiere aller Kraft und Geschicklichkeit zum Vordrücken bedurften. Eine Aufzählung der hier anzutreffenden Pflanzenhöhe bildete einen ganzen eigenen Katalog, der hier schlecht am Platze wäre; André's Herbarium bereicherte sich mit zahlreichen Species; er erklärt dieses Gebiet für eines der reichsten, die er auf seiner Reise angetroffen hat. Um 1 Uhr Mittags war der 1930 m hohe Paß erreicht; es wäre vortheilhaft, hier einen Weg nach dem Rio Dagua anzulegen, der vor demjenigen, welcher oberhalb der Stadt Cali über den Paß von San Antonio führt, eine geringere Steigung voraus hätte.

Jeitlich des Waldes wird der Pfad besser und windet sich zwischen runden, mit kurzem Haaren bedeckten Fegelnähen hin. Ringum ist alles öde; nur in der Ferne zeigen sich in dem Thale des Rio San Marcos die Hacienden San Jose und Daadi als weiße Punkte. Der Boden besteht hier aus einem 5 bis 8 m starken, oben orangefarbenen, unten schön rothen Thone, der unmittelbar auf dem Sandstein aufliegt. Das erste Nachtlager schlug André in dem reizenden Dorfe La Favas (1482 m) auf, das bisher auf seiner Karte zu finden ist. Dasselbe, von 500 Seelen bewohnt, liegt in einem fruchtbarsten Thale zwischen Bananen, Zuckerrohrfeldern und Bambusgebüsch. Die Leute wolle

die Beobachtung gemacht haben, daß sich das Klima in letzter Zeit geändert habe, wahrscheinlich in Folge der Ausdehnung des Ackerbaues. Dadurch ist der Regenfall, der hier im Cocco „jährlich 13 Monate anbauert“, wie die Eingeborenen sagen, geringer geworden und der Auenhalt ein gesunder.

Am nächsten Morgen blieb die Landchaft zunächst dieselbe. Vom Rio Vitaco (1129 m) an wird der Pfad überaus milder, aber auch steil und schwindelerregend; hinter der Hacienda Sarmarones beginnt dann ein Abstieg, wie man ihn sich in Europa nicht vorstellen kann. Der Höhenunterschied zwischen dem Paß Alto de Vilaco (1756 m) und dem Bette des Rio Dagua tief unten in seiner Schlucht (703 m) beträgt nicht weniger als 1053 m, und von unten her schimmern die gebleichten Knochen so manchen Manthiers und vielleicht auch Keisens, der dort zu Falle gekommen ist. André's Thier aber tam glänzlich hinunter, hätte aber das Stilk vielleicht nicht zum zweiten Male ausgeführt.

Der Rio Dagua ist einer der reichendsten Flüsse in ganz Columbien; von seinem ganzen Ufere 130 km langen Laufe sind nur die letzten 20 km von Cerdoba bis zur Mündung schiffbar. Ränge seines Oberlaufes, von Juntas bis Tocota (unsera der Quelle) hinauf, hat André an acht verschiedenen Stellen seine Höhe gemessen und den Paß auf dieser 50 km langen Strecke zu 1292 m gefunden, d. h. im Durchschnitte 26,88 m auf den Kilometer! Trotz dem wurde noch vor kurzem zwischen Juntas und Buenaventura am Stillen Ocean der Verkehr von Personen und Waaren mittels zerbrechlicher Boote bewerkstelligt, die trotz aller Geschicklichkeit der Bogas (Pootsteute) öfters ihren



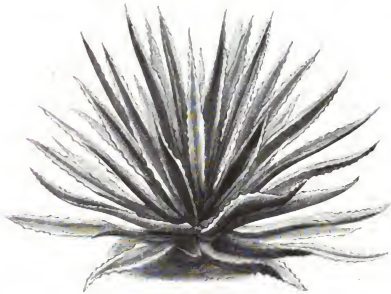
Thür der Hacienda Uruval.

Bestimmungszeit niemals erreichten. Seit dem Jahre 1875 ist aber der Weg zwischen Cali und Cordoba in ziemlich guten Zustand gebracht worden — und man denkt sogar an einen Eisenbahnban; die Schiffahrt hat damit aufgehört. Es war in der That der beste Weg, den André bis dahin im ganzen Lande angetroffen hatte, 3 m breit, glatt, gut gehalten, was bei dem Schieferboden natürlich leicht ist, und sorgfältig tractet. Er führt auf dem linken Ufer des Rio Dagua hin, der 100 bis 200 m tiefer zwischen wildzerflossenen Schieferfelsen dahinfließt. Zuerst erblickt man die Mündung des Rio Vitaco in den Rio Dagua, der gleich darauf in eine enge Schlucht tritt; dann folgen die Cuchradas Narajo und Jimenes und endlich am Einflusse des Rio Pepita das Dorf Juntas (302 m), dessen Temperatur trotz der stählenden Nähe des Wassers wegen der ringum aufsteigenden hohen Felswände eine sehr hohe ist. Doch ist das Klima gesund, wenigstens für die Negerbewölkung, die dort wohnt, und welche früher die wohlhabliche Pootsmannschaft stellte, die den Rio Dagua besah. Nördlich ist der Ort durch das Aufsteigen dieses Erwerbszweiges sehr heruntergekommen und nur mit Hilfe von dort ein hüftiges Quartier zu erlangen. Die Vegetation am untern Dagua ist

herlich und erhielt eine ganze Anzahl neuer Species, die | bungen des Ortes und beschloß dann, die Rückreise in das  
André zum ersten Male sah. Er durchstreifte die Umge | Cauca-Thal anzutreten, indem er den Angaben einiger Ein-



Brücke von las Juntas über den Rio Dagua.



Fourroya Lindeni.

geborenen Wäuben schenkte, daß die geologische Formation | den Bergen tritt und sanfter zu fließen beginnt, sich nicht  
und die Flora weiter stromab bis dorthin, wo der Ring aus | wesentlich ändere. Er suchte also auf denselben Wege, wie

er gekommen, nach der Hacienda del Dagua zurück und schlug hinter derselben, am Rio Dagua aufwärts, eine südliche Richtung ein. Die geologische Formation ändert sich von dort ab: der überall zu Tage tretende Talkstiefer wird mehr und mehr von meistens abgerundeten Sandsteinblöden durchsetzt und macht endlich letztem Gesteine ganz und gar Platz, welches feinerseits von dicken Schichten roten Thons überlagert wird. Eben so rasch wird auch der Pflanzenwuchs ein anderer, und statt des regnerischen Klimas, wie weiter unten, tritt ein trodenes auf, wie in dem ganzen Gebiete des Rio Vitaco. Opuntien, Cereus und andere Cacteen wachsen in Menge auf den Abhängen und auf den Bäumen gebricht eine prächtige Bromeliacee, Humboldt's Tillandsia

yuccaefolia. Gegenüber der Hütte La Sijia fand André zwei herrliche Exemplare von Fourcroya Lindeni, einer ziemlich gebänderten oder goldgefleckten Varietät von F. gigantea.

Bei Hornos („die Ofen“), das seinen Namen mit Recht trägt, werden die Berge zusehends kahler; die Gegend ist wenig bevölkert und zeigt nur ab und zu in einigen Kaffee- oder Bananenpflanzungen Spuren menschlicher Thätigkeit. Der Weg steigt rasch an; das Dorf Papagayero liegt schon 945 m hoch, das einzelne Haus Laguna unweit davon, wo der Reisende zur Nacht strandliche Bewirthung fand, 997 m, die Hacienda Platanales 1260 m, Tocotá, wo der Anbau der Bananen aufhört, 1506 m. Umweil des letzten Ortes



Cali im Cauca-Thale mit der Brücke über den Rio Cali.

überschreitet man den Rio Dagua in 1566 m Höhe zum letzten Male und sieht von dort aus seine Quelle in einer Entfernung von 4 bis 5 km aus dem Fuße eines steilen Berges, Patallones de Cali genannt, hervorstechen; bei Tocotá ist der 15 Stunden weiter hinab so reißende Strom nur erst ein 6 m breites Bächlein, das zwischen Klippen dahinjählet.

Nun geht es den Alto de San Antonio, jenen Paß, der die Wasserscheide zum Rio Cauca hin bildet, hinan; der Weg ist schlüpfrig, aber Stränder und Bäume nehmen an Zahl zu. Melastomaceen mit roten Blütenkronen (Meriania) und niedliche Acanthaceen bilden blühende Hecken. In der Nähe der Paßhöhe (1970 m) kommt eine schöne Aroider

(Philolodron Daguense) mit hertzförmigen, an der Unterseite violett gefärbten Blättern gesammelt werden; gleich darauf lag das schöne breite Cauca Thal vor dem Reisenden und der Abstieg begann. Die letzten Hügel vor Cali, zwischen der Quebrada San Antonio und dem Rio Cali sich in westlicher Richtung hinziehend, sind fast in Folge der dort herrschenden heftigen Winde. Von ihnen aus erblühte der Reisende schon die Kirchen, Häuser und ladenden Wägen der Stadt, auf dessen Pflaster um 5 Uhr Abends nach zehnständigem Ritte die Fuße seines Thieres klappten. Fritz von Schreiff und Koepfl waren schon am Tage vorher angelangt und warteten feiner in dem bequemen Hotel Columbia der Señora Emilia Caicedo.

## Neuere Forschungen in dem alten Bette des Druß.

Von Prof. Dr. A. Lenz in St. Petersburg.

Nachdem schon so viel über den früheren Lauf des Amu-Darja (des Druß Perodote) geschrieben worden, ist man bei nahe in der Lage, Entstehungsgründe anzuführen zu müssen, wenn man diese Gegenstand nochmals berühren will, und man thut gut, an die Spitze seiner Mittheilung die Erklärung zu stellen, daß neue Erfahrungen und Thatfachen vorliegen, welche auf die Frage neues Licht werfen.

Solche Thatfachen sind in jüngerer Zeit der Kais. Russischen Geographischen Gesellschaft zugegangen, einerseits durch die sorgfältigen Untersuchungen und Verzeichnungen alter verlassener Strombetten aus den Gebieten des Amu- und Sir-Darja, welche von dem Obersten Baron A. v. Kanalar's gesammelt sind, andererseits durch eine Mittheilung des Obersten Petrusiewicz über ein unter seiner Leitung ausgeführtes Nivellement im verlassenen Bette des Druß. Während die erste der erwähnten Arbeiten vorzüglich geeignet erscheint, die Vergangenheit des Flusses aufzudecken und die Ursache, warum er sein früheres Bett verlassen hat, ist die zweite Arbeit nicht weniger bedeutungsvoll für die Zukunft desselben.

Die kausale Statthaltschaft der russischen Regierung sowohl wie auch das Ministerium der Wasser- und Bergbauwesen haben in letzterer Zeit erstlich daran gedacht, dem Amu-Darja aus dem Aral-See fortzuführen und ihn zu zwingen, sein altes Bett und seine Mündung in das Kaspi'sche Meer wieder anzunehmen. Es war bekannt, daß der Fluß bei sehr hohem Wasserstande zu wiederholten Malen in sein altes Bett zurückkehrt war, ja in neuester Zeit ist er, dasselbe etwa 200 km verfolgend, bis zu dem See Sary-Kamysh vorgezogen. Gestützt auf diese Thatfache, hofft man, daß das Project einer Verbindung des Caspates von China mit dem Kaspi'schen Meere mit relativ geringen Mitteln zu realisiren wäre.

Um inbesseren sichere Anhaltspunkte für eine weitere Ausbildung des Planes zu gewinnen, wurde von der kausalen Statthaltschaft eine Expedition ausgerüstet mit der Aufgabe, die Schiffbarkeit des Amu-Darja innerhalb der Gasse China zu untersuchen und ein Nivellement des alten Strombettes vom Amu an so weit zu führen, als die Umstände es gestatten würden. Ueber die Resultate dieser Untersuchungen machte Oberst Petrusiewicz bei Geographischen Gesellschaft am 10./22. März dieses Jahres Mittheilung, wobei er eine große Menge von Aufnahmen und Profilen vorlegte, welche von der Expedition ausgehört worden.

Die wesentlichsten Resultate der Untersuchungen sind folgende. Der Amu-Darja ist in seinem ganzen Laufe durch die Gasse China schiffbar für stochgebende Schiffe und von der Expedition auch in der That in einem Dampfer befahren worden. Die Wassermenge des Flusses ist sehr beträchtlich, derjenigen der Wolga bei Simbirsk gleich (nach Dohrandt's Untersuchungen sogar noch größer), und es unterliegt durch-aus keinem Zweifel, daß die Wassermenge genügt, den Fluß bis zum Kaspi'schen Meere schiffbar zu machen. Auch ist das Gefälle bis zum See Sary-Kamysh, bis wohin die Untersuchungen reichen, vollkommen genügend und sehr regelmäßig. Endlich erweisen sich die alten Betten noch so weit rein von angetroffenem Schlamm und ist die Strömungsgeschwindigkeit so sehr beträchtlich, daß eine künstliche Reini-

gung der Betten durchaus unnöthig erscheint, da dies eine Arbeit ist, die der Fluß selbst besorgt. In der That hat sich die Expedition durch Autopsie überzeugt, daß nach jedem Einbruch der Wasser in die alten Betten dieselben noch ziemlich rein gemaschen erschienen, daß also der angenehme Sand durch das Wasser des Flusses fortgeschwemmt wird.

Was die Anzahl der trockenen Strombetten anbelangt, so hat die Expedition das Vorhandensein zweier schon früher bekannter festgestellt, außerdem aber noch ein drittes ebenfalls der bekannten in Erfahrung gebracht, ohne inbesseren dasselbe durch Augenschein festgestellt zu haben. Die beiden unteren Betten, der Usboi und Lauban, münden in den Sary-Kamysh, die Mündung des dritten ist unbekannt. Von dem zweiten, dem mittleren Bette, zweigt ein Bett nach Süden ab, an welchem viele Ruinen und Münzen aus dem 12. und 13. Jahrhundert gefunden wurden; über den Verfall dieses Armes ist nichts bekannt, namentlich nicht, ob er an dem Sary-Kamysh vorbeifließt oder gleichfalls in denselben mündet.

Nachdem auf diese Weise die Voruntersuchungen äußerst günstige Chancen für eine Ausföhrung des Amu-Darja in das Kaspi'sche Meer ergeben haben, hat sich der Realisirung des Projectes inbesseren doch eine sehr ernste Schwierigkeit entgegengestellt, die um so überausdenkbar ist, als sie von Terrainverhältnissen herrührt, die wohl von niemandem vorausgesehen oder erwartet worden. Es hat nämlich das Nivellement der Expedition ergeben, daß das Niveau des Sary-Kamysh 7 Faden = 15 m unter dem Spiegel des Kaspi'schen Meeres liegt. Es folgt hieraus, daß der Druß, wenn er in sein altes Bett zurückgeleitet wird, im Sary-Kamysh einen See von beträchtlicher Tiefe bilden müßte, dessen Größe gegenwärtig zwar nicht genau bestimmt werden kann, von der Expedition aber doch auf 11 000 bis 12 000 qkm geschätzt wird, d. h. auf  $\frac{1}{2}$  bis  $\frac{1}{6}$  des Aral-See's. Die Expedition ist nun der Meinung, es würde hierdurch eine so große Wasserverdunstung stattfinden, daß der Fluß, nachdem er den Sary-Kamysh gebildet, das Kaspi'sche Meer nicht mehr erreichen könnte, und es müßte, um das mehrerwähnte Project zu realisiren, ein anderes altes Bett für den Fluß gewählt werden, welches den Sary-Kamysh umginge.

Diese Ansicht der Kommission scheint doch nicht genaugam begründet zu sein; denn erstens unterliegt es doch wohl keinem Zweifel (? Reb.), daß noch in historisch nicht ferne Zeit der Druß in das Kaspi'sche Meer mündete, wobei er das Bett des Us-boi benutzte, also auch unweifelhaft den Sary-Kamysh bildete; ist aber auch die Größe der Verdunstung von der Expedition entschieden überschätzt worden, wie aus folgender Betrachtung klar wird. Nach den Untersuchungen von S. Dohrandt über die Bilanz des Aral-See's erweist es sich, daß die Wassereinnahme desselben um so viel geringer ist als die Ausgabe, daß die Höhe des See's jährlich um 70 mm abnimmt. Den Wasserverlust bildet die Verdunstung, welche von Dohrandt mit verschiedenen Evaporimetern gemessen wurde; die Wassereinnahme hingegen bilden die durch den Amu- und Sir-Darja zugeführten Wassermengen und die Niederschläge aus dem Aral-See. Die atmosphärischen Niederschläge aus den Ufern und in der Höhe des

Kral-See, namentlich diejenigen auf dem Ust-Ilet, sind bei dieser Schätzung jedoch nicht berücksichtigt worden, während sie doch als Schnee- und Regenwasser, theils durch eine unendliche Menge kleiner Rinnsale auf der Oberfläche fortfließend, theils durch die Erdschichten durchdringend, dem Kral-See zufließen. Während in Folge dessen die Einnahme des Kral-Sees zu gering geschätzt ist, hat man nach der Natur der Evaporimeterbeobachtungen eine zu hoch geschätzte Ausgabe des Kral zu erwarten. Es folgt hieraus, daß die Bilanz nicht unbedeutlich höher zu Gunsten des Kral ausfällt als es Herr Dobranitz gefunden, und man wird sich wohl von der Richtigkeit nicht zu weit entfernen, wenn man für den Kral-See die Ausgabe und Einnahme gleichsetzt<sup>1)</sup>.

Der Kral-See hat eine Oberfläche von 67 600 qkm, der Amu-Darja führt ihm dreimal mehr Wasser zu als der Sir-Darja; 50 700 qkm des Sees sind demnach dem Amu, 16 900 dem Sir-Darja zu Gute zu schreiben. Es kann demnach der Satz aufgestellt werden, daß der Amu-Darja so viel Wasser mit sich führt, als von einer Oberfläche von circa 50 000 qkm verdunstet. Wenn demnach dieser Fluß einen See von 11 000 bis 12 000 qkm Oberfläche bilden würde, so würde hier nur  $\frac{1}{4}$  der Wassermenge des Flusses verdunstet und  $\frac{3}{4}$  der ganzen Menge wieder in das Kaspiische Meer abfließen können.

Diese Schätzung ist nicht ausgeführt, um zu Gunsten des Projectes einer Klüftung des Amu in sein altes Bett zu plaidiren; im Gegentheil soll hier besonders hervorgehoben werden, daß es höchst fraglich erscheint, ob die für ein solches Unternehmen zu verwendenden Kosten als eine rationelle Kapitalanlage zu betrachten seien. Nicht die Schwierigkeiten, welche die Natur einem solchen Unternehmen entgegenstellt, sind es, die gerechtfertigte Bedenken erwecken müssen, als vielmehr die Frage nach dem Nutzen einer solchen Arbeit. Alle Angaben über die wirtschaftlichen Verhältnisse Chiwas lassen die Produktionsfähigkeit des Chanats in gar wenig günstiger Licht erscheinen, und die Hoffnung, auch den Handel Bucharas auf diesen neuen Handelsweg zu lenken, wird von tüchtigen Kennern dortiger Verhältnisse durchaus nicht allgemein getheilt. Und sollte es selbst geringen, den buchharischen Handel zum Kaspiischen Meere zu lenken, so bleibt es doch immer sehr zweifelhaft, ob auch in diesem Falle das Unternehmen Vortheile verspricht, die den Auslagen entsprechen. Es scheint eher, daß beim gegenwärtigen Zustand beider Chanate ihre Produktionsfähigkeit zusammen genommen zu unbedeutend ist, um eine größer Kapitalanlage für die Verbesserung der Verbindungsweg dieser Gebiete mit Russland zu rechtfertigen. Eine Steigerung der Produktionskraft der Chanate kann nur bei beträchtlichem Zuwachs der Bevölkerung derselben erwartet werden. Uebrigens sei hier erwähnt, daß, um auch hierüber die nöthigen Aufschlüsse zu erlangen, die Russische Geographische Gesellschaft beschloffen hat, eine geeignete Personlichkeit nach Chiwa abzuschicken mit der Aufgabe, die dortigen Handelsverhältnisse eingehend zu studiren.

Der Nachweis, daß der Cyus wasserreich genug ist, um trotz der Bildung des Sary-Kamysch noch bis zum Kaspiischen Meere fließen zu können, wurde aus einem ganz andern

Grunde geführt. Es unterliegt nämlich kaum einem Zweifel, daß der Cyus noch in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in das Kaspiische Meer mündete; mit derselben Sicherheit muß angenommen werden, daß er hierbei im Bette des Us-bei floß. Da nun dieses Bett in die Mündung des Sary-Kamysch mündete, so muß zu der Zeit auch der See gleichen Namens bestanden haben. Die Möglichkeit solcher Verhältnisse nachzuweisen, war der Zweck obiger Schätzung.

Hat aber ein Abfluß des Cyus durch den Sary-Kamysch stattgefunden, so folgt hieraus, daß auch der Kral-See zu jener Zeit beträchtlich größer gewesen sein muß als heute, wo er zum weitläufig geringen Theile vom Amu-Darja genährt wird, und daß südwestlich von demselben ein zweiter großer See bestanden haben muß, der Sary-Kamysch genannt werden mag. Es ist zwar bekannt, daß in früheren Zeiten der Kral beträchtlich größer gewesen ist als heute und es beweisen das die Ablagerungen an den Ufern in weiter Entfernung vom See; doch kann diese Beobachtung deselben angehen werden. Man kann sich den Vorgang vielmehr so vorstellen, daß in geologisch neuerer, historisch aber sehr alter Zeit, vielleicht in einer weit vorchristlichen, der Kral-See allerdings große Ausdehnung gehabt hat, dann aber, vielleicht gleichzeitig mit dem Kaspiischen Meere, beinahe an Größe abgenommen hat, bis er schließlich auf ein Minimum, etwa  $\frac{1}{4}$  der jetzigen Größe, reducirt worden; darauf erfolgte in ihn der Erguß des Amu-Darja, wodurch der See von Neuem aufschwoll.

Zu einer solchen Annahme wird man geneigter, sobald man eine frühere Mündung des Flusses in das Kaspiische Meer zugiebt und beachtet, daß der Sir-Darja einen See bilden kann, der nicht größer als  $\frac{1}{4}$  des Areals ist, weil dieser Fluß dem See nur  $\frac{1}{4}$  der Gesamtmenge des in ihn mündenden Wassers zuführt.

Die Gründe nun, welche veranlassen, ein früheres Einströmen des Cyus in das Kaspiische Meer anzunehmen, finden man theils in den Resten früherer Kultur, die sich längs aller alten Betten des Flusses hinziehen, dann aber ferner in der Erzählung Abul-Chäzi Behodur-Chan's, der fast ein Augenzeuge der früheren Strömung des Amu-Darja gewesen ist<sup>2)</sup>.

Um die Beweiskraft dieser Quelle in das rechte Licht zu stellen, muß erwähnt werden, daß Abul-Chäzi in Ulgendib geboren ist und Chan von Chiwa war; er stammte aus türkischem Hause und war von Seiten sowohl des Vaters als der Mutter ein Nachkomme Tschingis-Chan's. Er ist Verfasser einer Geschichte der Tataren und Mongolen, welche schon mehrfach übersezt worden ist und in letzter Zeit von Dehualson (St. Petersburg 1874) in einer trefflichen Uebersetzung neu erschienen ist. Abul-Chäzi beschränkt die Geschichte seiner Vorfahren, namentlich seit Tschingis-Chan, sehr ausführlich; ihm sind alle Streitigkeiten und Kämpfe zwischen den Herrschern von Begir, Ulgendib, Kai, Chiwa, Hergasch und wie alle die kleinen Chanate heißen mögen, sehr genau bekannt, und da der Schauplatz der Handlungen und Kämpfe in dem Stromgebiete des Amu-Darja liegt, so fällt für die Geographie dieses Flusses sei mancher für uns wichtige Broden ab. Es würde zu weit führen hier alle die Belege anzuführen, welche man aus Abul-Chäzi's Geschichtswerk für eine Mündung des Amu-Darja in das Kaspiische Meer schöpfen kann. Wie ein rother Faden zieht sich durch das ganze Werk der Amu in seinem frühesten Laufe im Bette

<sup>1)</sup> Dem widerspricht aber J. V. A. S. Sauerthorn's bestimmte Angabe (Zemlja der Kas. Kas. Geogr. Vel. XI, Abth. 2, S. 219 ff.), wonach augensichtlich der Spiegel des Kral-Sees sowohl wie die des Amu-Darja und Sir-Darja im Einklang stehen. Altmasser, die Sauerthorn 1868 beobachtet hat, fand er 1874 bereits ausgetrocknet, und Hüpsallwitz mit Schwäberrmuthen beobachtete er in beträchtlicher Höhe aber dem jetzigen höchsten Wasserstande. Red.

<sup>2)</sup> Wegen dessen Glaubwürdigkeit in diesem besonderen Falle schreiben die Geogr., Das alte Bett des Cyus, London 1875, S. 41 ff., und R. Köster, Die Kraler-Flüsse, Wien 1873, Red.

des Us-oi, und die ganze Erzählung würde unverständlich, ja widersinnig werden, sobald man sich den Fluß in seinem jetzigen Bette strömen denken wollte. Nur wenige Stellen sollen hier als Zeugnisse angeführt werden. In Fisch-Goh, am linken Ufer des Dzus unterhalb Urgenbich, berichten die Fischer um 1538, ob sie Urgenbich oder Chimo angreifen sollten, und entschlossen sich zu dem letztern: „car nous aurons à effectuer le passage du fleuve, tandis qu'en marchant sur Khiva il n'y a ni fleuve à passer, ni ennemi à craindre.“ Gegenwärtig liegt Urgenbich und Chimo beide am linken Ufer, Urgenbich aber am rechten Ufer des Us-oi. Noch im Jahre 1538 war der Dzus von Urgenbich bis Bejir (etwa 60 km unterhalb Urgenbich) schiffbar. Bei Urgenbich war er so wasserreich, daß sein Uebergang große Schwierigkeiten bereite. Bejir war sehr stark aus dem Dzus irrigirt. Ferner erwähnt Abul-Ghaji, daß der Fluß im Jahre 1575 sein altes Bett verlassen habe und nun in das Meer des Sir\* münde, worauf das Land bei der neuen Wändung den Namen Aral erhalten habe. Von dem Sary-Kamysch spricht der Autor nirgends, doch kann das wohl kaum so gedeutet werden, als ob der See nicht bestanden habe; erwähnt er doch auch den Aral-See nur bei der Gelegenheit, wo er von der neuen Wändung des Amu spricht. Die Seen hatten für ihn kein Interesse, weil sie für die Geschichte seiner Ähnen nicht von Bedeutung waren.

Diese Quelle scheint nicht weniger sicher und zuverlässig zu sein als viele andere historische Quellen, an deren Zuverlässigkeit kein Zweifel faßt; auch werden die Angaben derselben in Bezug auf den früheren Lauf des Dzus unterstützt durch eine große Menge von Ruinen und durch die noch deutlich sichtbaren Reste alter Bewässerungskanäle, die vielfach zwischen Urgenbich und Sary-Kamysch angetroffen werden. Man braucht das Gesichtsfeld\* Abul-Ghaji's nur gelesen zu haben, um die volle Ueberzeugung zu gewinnen, daß seine Angaben richtig und treu sind, wenn auch vielleicht eine und die andere Jahreszahl nicht ganz korrekt mitgeteilt ist.

Hierzu kommt nun noch, daß Abul-Ghaji's Angaben über den früheren Lauf des Dzus durch den Bericht eines Europäers, der das Gebiet kurz vor Abul-Ghaji's Geburt besucht hat, vollkommen bestätigt werden. Im Jahre 1559 reiste der Engländer Jenkinson über Astrachan und das Kaspi'sche Meer nach Mangischal, von dort über Urgenbich nach Buchara. Er berichtet, daß er von Mangischal in 20 Tagen an einen Hafen des Kaspi'schen Meeres gelangt sei, in welchem früher der Dzus mündete, der aber nun nicht mehr hinfließt; von diesem Orte sei er nach drei Tagemärschen zu dem Schloß (Castel) Selljüre gekommen, wo sich der Uhan aufhielt, und dann in zwei Tagen nach Urgenbich; Selljüre liege auf einer Höhe, im Süden sei flaches Land, das stark bewässert sei, doch drohe ihm Dürre dadurch, daß der Fluß sein altes Bett verlassen. Von Urgenbich zog Jenkinson 100 Meilen den Dzus entlang, bis er an den großen

Fluß Arkod gelangte, der aus dem Dzus fließt, eine Länge von 1000 Meilen habe, dann in der Erde verschwinde und nach 500 Meilen sich in den See ergieße. Den Fluß Arkod überschritt Jenkinson und gelangte in die Stadt Ar.

Aus diesem Berichte folgt, daß in Selljüre, welches mit dem Orte Bejir Abul-Ghaji's identisch zu sein scheint, im Jahre 1559 noch eine starke Bewässerung aus dem Dzus bestand und daß dieser Fluß zu jener Zeit noch bei Urgenbich vorbeifloß; ferner daß der Arkod 100 Meilen oberhalb Urgenbich aus dem Dzus abfloß. Diese Entfernung stimmt vollständig mit der Länge des Us-oi, die in gradter Linie etwa 130 km beträgt. Daher ist unter dem Arkod Jenkinson's der untere Lauf des Amu-Darja zu verstehen. Die Länge desselben von 1000 Meilen ist wohl nicht genau zu nehmen, da Jenkinson hier nicht mehr als Augenzeuge spricht. Das Verlaufen desselben im Sande deutet vielleicht auf eine eben vor sich gehende Bildung des Arals oder Erweiterung des Sir-Neeres. Wenn man dem Bericht Abul-Ghaji's Glauben schenkt, daß 1538 der Dzus bis Bejir schiffbar war, wenn man berücksichtigt, daß 20 Jahre später nach Jenkinson dem Gebiete bereits Dürre brach, so wird es sehr wahrscheinlich, daß Jenkinson sehr bald nach der Entdeckung des Arkod die Ueberzeugung erlangt hat. Die Angabe Abul-Ghaji's, daß die Stromänderung 1575 stattgefunden habe, also 16 Jahre nach Jenkinson, widerspricht der Schlußfolgerung nicht, wenn man unter dem Abul-Ghaji genannten Jahre dasjenige versteht, wo der Strom endgültig aufhörte in den Us-oi zu fließen; denn wahrscheinlich wird doch der Vorgang kein momentaner gewesen sein.

Ist aber die Stromänderung kurz vor Jenkinson's Besuch erfolgt, so muß zu jener Zeit auch der Sary-Kamysch als See bestanden haben, und den Weg dafür findet man in Jenkinson's Reisebericht; denn es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß der von ihm erwähnte Hafen des Kaspi'schen Meeres eben dieser See ist. Dabur sprechen die von Jenkinson angeführten Entfernungen sowie die Karten zu seinen Reisen. Die Entfernung von Urgenbich bis Sary-Kamysch beträgt 130 km, was allerdings 4 bis 5 Tagemärschen entspricht; auf halbem Wege zwischen dem See und Urgenbich liegen auf dem Südrande des Us-Urt, dem Tschim, die Ruinen eines größeren Ortes, Ten-Nesten, und südlich von denselben in der Ebene sieht man die Reste eines reichen Bewässerungssystems, genau so wie Jenkinson die Ueberreste von Selljüre beschreibt. Nach der Karte Jenkinson's fallen diese Ruinen mit Selljüre zusammen und der Hafen des Kaspi'schen Meeres fällt genau auf den See Sary-Kamysch.

Auf diese Weise findet dieser Hafen des Kaspi'schen Meeres, an dessen Deutung schon so mancher Forscher seinen Scharfsinn geübt, eine einfache und ungezwungene Erklärung und es ist nicht erforderlich, Deutungen und Entfernungen des Landes anzunehmen, für welche keine Belege vorliegen, oder dem Karabogaz-Hafen des Kaspi'schen Meeres solche Ausdehnung zu geben, wie er sie nie gehabt haben kann.

## Ferdinand von Richthofen's „China“.

### III.

Das dritte Kapitel: „Bildung und Umbildung der Salzsteppen Central-Asiens,“ betrachtet zunächst in eingehender Weise jene schon angedeuteten Agentien, welche

die Gebirgslandschaften Central-Asiens und Nord-China's mit einer dichten Pflanzwelt bedeckt und eingeordnet haben.

Von größtem Einflusse sind dabei natürlich die Klimati-

ischen Verhältnisse. Das Kontinentalgebiet Central-Asiens ist so ausgebeugt und die Unterschiede der Temperatur seines Bodens im Winter und Sommer so bedeutend, daß die dort erzeugten Luftströmungen über die allgemeinen planetarischen Übergänge und in jeltener Kleinheit zur Geltung kommen. In der östlichen Mongolei, über deren Klima wir einigermaßen unterrichtet sind, ist es während des Winters der eigige Nordwest, welcher, von der Gegend des nördlichen barometrischen Maximums (in den Grenzgebieten Sibiriens und der nördlichen Mongolei) gegen das Meer hin wehend, frei über die Steppe streicht und das Schredniß derjenigen Reisenden ist, welche von China kommen. Allmählig dreht er sich, nach Süden vordringend, nach rechts und erscheint im südöstlichen Asien als Nordostmonsun. Aus dem mittlern und westlichen Central-Asien haben wir nur spärliche Nachrichten über die Winde, welche oben drein wegen störender Einflüsse, wie die Nähe der hohen Gebirge, an welchen die Reisenden entlang zogen, sich in ihrer normalen Erscheinung nicht erkennen lassen. Doch werden diese Angaben durch die Beobachtungen im nördlichen China, in den japanischen Meeren und in Sibirien ergänzt, so daß man zu dem Schluß berechtigt ist: wenn zu Anfang des Sommers die Erhitzung des Bodens und das Aufsteigen der erwähnten Luft weiter und weiter nach Norden vordringt, rückt auch der südliche Luftstrom nach derselben Richtung vor, während an der Nordseite des jeweilig erwähnten Areal's der nördliche und insbesondere nordwestliche Wind noch fortweht — und wenn die Erhitzungsgrenze gegen Süden zurückweicht, so folgt die Verteilungsgrenze der nördlichen Winde der Sonne.

Nicht ohne Einfluß bleiben die beiden Luftströmungen, die von N.W. kommen und die südliche, auf die zeitliche und räumliche Verteilung der atmosphärischen Niederschläge, und ihre Wirkung kommt am reinsten in der östlichen Mongolei zur Geltung: im Sommer fällt ziemlich viel Regen, da die feuchte südliche Luft in kältere Regionen gelangt, wo die Feuchtigkeit kondensiert wird; dagegen ist der Schneefall im Winter nur gering, da den Nordwinden die größte Masse ihrer Feuchtigkeit bereits von den Ketten des Zirk, Khan-gai und Tschan entzogen wird und sie dann wärmere Gegenden durchziehen, wo der Rest des Wasserdampfes nicht mehr zur Kondensation gelangen kann. Das Tarim-Becken ist, seiner zwischen hohen Ketten eingeschlossenen Lage wegen, sehr arm an Niederschlägen.

Direkte Messungen der Quantität des jährlichen Niederschlags wären in der westlichen Mongolei nicht durchführbar, da es unmöglich wäre, ein Durchschnittsergebnis zu erzielen wegen der zu großen Differenzen in den Gebirgen und Ebenen. Dagegen kann zur Beurteilung der Verteilung der Niederschläge eine andere Methode dienen — der Vergleich in der Wasserbedeckung. Sieht man von der nicht gleichen Verdunstung an verschiedenen Orten ab, so stellt es sich heraus, daß der Loob-nor, welchem die größte Menge der Feuchtigkeit des Tarim-Beckens zuströmt, eine verhältnismäßig geringe Quantität Wasser repräsentiert im Vergleich mit dem Areal seines Spreizungsbeckens, während die am Rande Central-Asiens gelegenen Seen Khatun-nor, Teugri-nor und andere viel wasserreicher sind.

Die Temperaturverhältnisse üben auch einen nicht geringen Einfluß auf die Gestaltung abflußloser Gebiete: starke Ausstrahlung und starke Insolation bedingen bedeutende Schwankungen in der Jahrestemperatur und nur die gegen die Nordwinde geschützten Gebiete (z. B. der Nordrand des Tarim-Beckens) sind solchen Schwankungen weniger unterworfen. Ferner scheint auch der Salzgehalt des Bodens auf die Abnahme der Temperatur im Winter zu wirken, indem

Eis und Schnee mit dem Salze eine Kältemischung abgeben.

Zum Einfluß der klimatischen Verhältnisse auf die Abtragung der Gebirge und die Bildung abflußloser Gebiete übergehend, hebt v. Richthofen hervor, daß je nach der Jahreszeit bald der chemischen Zersetzung, bald der mechanischen Auflockerung die Hauptrolle zukommt. So wirkt im Tarim-Becken und in Tibet die mechanische Auflockerung im Winter am stärksten, indem bei den bedeutenden Schwankungen der Tagestemperatur (welche in Kuschu, in Tibet z. B. 40° F. beträgt) die mechanische Wirkung bei in Klüften des Gesteins gefrierenden Siderwasser's eine beträchtliche ist. Im Sommer dagegen wirkt vielmehr die chemische Zersetzung, welche um so bedeutender wird, je höher die Temperatur und je größer die Feuchtigkeit, wie es in der östlichen Mongolei der Fall ist. Aber auch eine größere Fläche ist der chemischen Zersetzung günstig, weshalb sie im Sommer auch im Tarim-Becken, trotz der dort herrschenden Trockenheit, vor sich geht, indem die während des Winters zerfallenen Gesteine eine größere Oberfläche bieten. Das so zerseuerte Material wird nun vom Winde und vom Wasser fortgeführt, wobei erstere die feinsten Teilchen, während letzteres das Größere und Köstliche von der ursprünglichen Lagerstätte entfernt. Die Wirkung des Windes ist auf der Erhöhung des Bodens lenksam und dieser Thätigkeit ist wohl die Verflüchtigung von Nivee und Babylon zuzuschreiben. Ist eine aufgetragene Schicht für die Vegetation günstig und hat eine solche sich auf derselben entwickelt, so wird alles später neu zugeführte Material von den Pflanzen zurückgehalten und bewirkt eine Erhöhung des Bodens. In der Steppe dagegen, wo die Vegetation eine spärliche ist, ist die Herrschaft des Windes eine vollkommene. Als Folge dieser Thätigkeit führt v. Richthofen die siltigen Niveeaveränderungen an, welche sowohl durch das Fort- wie Auftragen feinsten Staubes bewirkt werden — so die Bildung von Hohlwegen im Löss, Verfestigung der Luft durch die in derselben schwebenden köstlichen, Anstragen von gelben Staubteilchen durch Staubstürme, welche von Central-Asien her wehen. — Der Lössstaub, soweit er nicht auf bewaldete Flächen fällt, um von denselben festgehalten zu werden, wird entweder vom Regen weggespült und durch die Flüsse den Salzseen zugeführt oder vom Winde weitergetragen. Somit gelangt er auf alle Fälle schließlich in die Salzseen oder auf die bewaldete Steppe, wenn er nicht Central-Asien verläßt, um in die peripherischen Gebiete transportiert zu werden.

Auch ein Salzeingroßprozeß wird durch den Wind hervorgerufen: die leichten thönigen Teilchen werden fortgerissen und weiter getragen, bis der Boden von denselben vollkommen befreit zur Sandsteppe wird. Aber auch der feine Sand bleibt nicht an derselben Stelle liegen, sondern wird ebenfalls weiter geführt; die Sandsteppe verwandelt sich in eine Kiessteppe, während da, wo sich der feine Sand ablagert, die eigentliche Sandsteppe entsteht. Und in der That scheint jedes größere Steppenbecken ein Eld's Sandhülle zu besitzen. Die größte Verbreitung hat der Sand im Becken des Bann-hai und entspannt dort den Krebeseisenstein. Die Kieswüste beschränkt sich auf das Schamo-Becken.

Die Wirkung des Wassers, des stehenden sowohl wie des fließenden, ist eine überaus wichtige. Es ist letzteres, welches in die Lössablagerungen Gebirgsschutt hineinbringt, und zwar geschieht dies in Perioden, die reich an Niederschlägen sind, worauf wiederum eine trockenere Zeit eintritt, während welcher der Löss dann weiter wächst. Die Thätigkeit des stehenden Wassers besteht im wesentlichen im Aufstauenspülen der Salze, wobei es klar ist, daß, je nach der Beschaffenheit der Gebiete, welche vom Wasser durchzogen wer-

den, auch die Zusammensetzung der fortgeführten und später abgesetzten Salze eine verschiedene sein wird. Wie in den größeren Flüssen, waltet auch in der Salzsteppe der kohlen-saure Kalk vor und sein Gehalt nimmt im centralen Becken von geschichteter oder See-Löss austritt) zu — eine Folge seiner geringen Pflanzlichkeit. In den größeren Becken der Provinz Schansi findet man auch andere Salze, aber fast in jedem Thal sind sie verschieden: es sind bald kohlen-saure Salze (Kalk, Natron-Salze), bald Chloride (Steinsalz), welche mehr oder minder rein sind. Im Tibet kommt bekanntlich auch Borax vor.

Zur Beurtheilung, wie groß der Einfluß ist, welcher den erwähnten Factoren bei der Gestaltung der Salzsteppen zugeschrieben werden darf, muß die Dauer ihrer Wirksamkeit und die des Bestehens der jetzigen Configuration Central-Asiens in Betracht gezogen werden. Der Himalaya ist zwar erst in der Tertiärzeit zu seiner jetzigen Gestalt angewachsen (in dem auf denselben die Coelation bis zu einer Höhe von 3500 m hinauf reicht), allein es ist wahrscheinlich, daß bereits früher der ältere Theil dieses Gebirges schon als Kondensator der von den Schwündern geführten Feuchtigkeit gebiet hat, so daß den nördlich von der Seite gelegenen Gebieten nur geringe Niederschläge zu Theil wurden.

Wichtig ist ferner die Frage nach dem ehemaligen Mittelmeer in Central-Asien, dessen Anordnung nach v. Nichtshofen entschieden nicht über das ganze jetzige Gebiet der Salzsteppen hinaus reicht. Es muß vielmehr die Bildung letzterer schon zur Zeit des Vorkommens dieses Mittelmeeres, welches noch während der Tertiärperiode vorhanden war, angenommen werden. Solche trockenen Gebiete in unmittelbarer Nähe einer großen Wasserfläche haben ja ihre Analoga in Californien, der Wüste Atacama, in der Sahara u. s. w.

Die Becken selbst sind, in Bezug auf ihre Entstehung, sehr mannigfacher Art. Vor allem find es Senkungen und Entlastungen, Störungen und Aufstreichungen der Schichten, welche sie bedingen. Während diese Störungsbetten in feuchten Gebieten sofort wieder ausgefüllt werden, geschieht in anderen die Ausfüllung mit Eis, nach dessen Fortschmelzen die Becken zurückbleiben (Alpen-Seen); endlich da, wo kein Eis vorhanden ist und die Niederschläge gering sind, wird die Anfüllung nicht ebenso rasch wie die Beckenbildung fortschreiten. Es sind also auch in dieser Hinsicht wiederum die klimatischen Verhältnisse, welche hauptsächlich die Bildung abflußloser Gebiete beeinflussen. Schwankungen in der Feuchtigkeit werden also bald ein Wachsen, bald eine Abnahme eines abflußlosen Gebietes verursachen, was wiederum in Vöggengebieten deutlich verfolgt werden kann. So wird, bei zunehmender Feuchtigkeit, ein Vögggebiet auf eine geringere Ausdehnung eingeschränkt durch die Wirkung von immer weiter laubwärts sich verzweigenden Schichten, welche hier, nicht, wie in anderen weichen Gesteinen von oben nach unten durch Ausschöpfung, Bildung von Kinnlalen, sondern wegen der Durchdringlichkeit des Lösses für Wasser von unten nach oben durch Unterminiren und verticale Absonderung vor sich geht und das ganze verzweigte, complicirte, labyrinthische Schichten-system der Vöggengebiete hervorruft. — Bemerkens-worth ist es, daß in Vöggengebieten der Abfluß nicht immer vom ganzen Gebiete nach der tiefsten Stelle, sondern vielmehr, durch die mannigfachen Einschnitte bedingt, nach verschiedenen Richtungen stattfindet, so daß in einem Becken manchmal zugleich mehrere Wasser-scheiden liegen. So durchbrechen kleine Wähe gewaltige Gebirgsbarrieren, wenn sie in einem Vögggebiete entspringen, obwohl sie nach einer andern Richtung einen viel leichtern Ausweg gehabt hätten. Wie der Abfluß auch geschehen mag, bedingt er eine Ausdehnung der Salze und es entstehen aus einem centralen Gebiete

Bodenverhältnisse eines peripherischen: es ändert sich die Vegetation, mit ihr die Thierwelt und das Gebiet fällt der Anhebelung und somit der Kultur anheim.

In umgekehrter Richtung wird die Verarmung stattfinden, wo das Klima trockener wird: das Vöglan wird zur Salzsteppe oder unter Mitwirkung des Windes zur Wüste. Nicht gering darf neben den klimatischen Einflüssen die Wirkung der Erdbeben in Central-Asien angeschlagen werden, indem sie erhebliche Niveauveränderungen verursacht haben. Schließlich ist ein wichtiges Agens für die Umgestaltung abflußloser Gebiete in fruchtbar — die Hand des Menschen, welche durch Kanalisiren die von den Gebirgen hinabfließenden Gewässer durch die Steppe leitet und verbreitet, wodurch eine Ausdehnung salzreicher Gebiete bedingt und die Fruchtbarkeit der Dasen erhöht wird. „Aber die Natur hat in diesem Fall dem Menschen nicht gestattet, ihr die Wassermassen, welche sie früher zu ihren eigenen Zwecken verwendete, ungestraft zu entziehen. Denn je größer die Ertragsfähigkeit des Bodens der Dasen ist, desto eher wird derselbe, wenn man den Flüssen abwärts folgt. Mit der Entziehung des Wassers verortet die Vegetation; der Wind beginnt seine verderblichen Saugungsproceß; der fliegende Sand tritt an die Stelle des Lössbodens; als der absolute Feind aller Kultur dringt er gegen die Dasen vor, die seine Entschung beförderten, und er wandert fort, bis er sie verflüchtigt. Die Flüsse aber erlangen ihr früheres Recht nicht wieder, auch wenn der Mensch ihre Ufer verlassen hat; sie versiegen nun im Wüstenland.“

Im vierten Kapitel, welches „die Zone der Uebergangsländschaften am Central-Asien“ überschrieben ist, wird die Verbreitung des Vögl erörtert und gezeigt, daß derselbe nicht auf China allein beschränkt ist (obwohl er auch hier, trotz der Wichtigkeit seines Auftretens, von allen Reisenden übersehen worden ist), sondern mehr oder minder in allen an Central-Asien anliegenden Gebieten nachzuweisen ist. Als Beweise führt v. Nichtshofen zahlreiche Zeugnisse von Reisenden in den verschiedenen Gebieten des Uebergangs und den peripherischen Ländern an, und benutzt diese Angaben (wie Wohnungen in weicher Erde, thönige oder sandige Beschaffenheit des Bodens u. s. w.) auf eine große Verbreitung der Vöglagerungen. An eine Schütterung der hauptsächlichsten Flüsse (Omang-ko, Indus u. s. w.) werden für einzelne concrete Fälle Betrachtungen geknüpft über die Umgestaltung der früher abflußlosen Gebiete in solche mit Abfluß, wie sie jetzt sich zeigen, und ebenfalls Betrachtungen erwacht, welche für manche Stellen auf einen rückföhrigen Proceß schließen lassen.

Das fünfte Kapitel — Verbreitung abflußloser und lößbedeckter Gebiete in anderen Theilen der Erde — beginnt mit Betrachtungen über den Zusammenhang der Fruchtbarkeit des Bodens und der Kultur mit der Verbreitung der Vöglagerungen, sobald sie einen Abfluß erhalten. v. Nichtshofen will nicht leugnen, daß der Vögl in verschiedenen Ländern ein Resultat verschiedener Bildungsvoergänge sein kann, glaubt aber berechtigt zu sein (auf Grund der Erscheinungen in Central-Asien) die Verbreitung des Vögl zugleich mit derjenigen von abflußlosen Gebieten zu behandeln. Europa besitzt gegenwärtig keine abflußlosen Gebiete; der Vögl ist aber auch auf diesem Kontinent weit entwickelt, obwohl er hier keine kontinuierliche Oberfläche einnimmt, da er zum Theil durch die Flüsse hinweggeführt worden ist und seine Reste in einzelnen abgrenzten Flecken vorwiegend auf Flußthälern sich beschließen oder Gebirgen anliegen. Seine Schichten stehen aber manchmal in ganz bedeutender Wichtigkeit an. Vor allem ist der Vögl im Rheinthal zu verzeichnen, wo er auch seine Verarmung erhalten hat, ferner an sämtlichen Nebenflüssen dieses



Stromes; im Südwesten reicht er bis nach Südfrankreich hinein, breitet sich aber auch in östlicher Richtung über Deutschland und Oesterreich nach dem südlichen Rußland aus, wo das Donjest-Beet in ihm eingeschritten ist. Die Westgrenze der Verbreitung des Vöf in Europa zieht von S.-W. nach N.-O. in Frankreich, im Süden erreicht er die Alpen und den Balkan, während seine nördlichen und östlichen Abgrenzungen nicht genau festzustellen sind. Nach einer eingehenden Kritik der Theorien, welche für die Entstehung des Vöf in Europa aufgestellt worden sind und welche sämtlich den Vöf als Zirkulations- und Verwitterungsprodukt und seine Entstehung durch Abkühl in Südkontinenten erklären, führt v. Richthofen als Gründe gegen dieselben folgende Punkte an: das Ungeschichtsein des Vöf, während alle übrigen Abläge diesen Charakter nicht besitzen; das Vorkommen der Landtschmeden im Vergleich mit den Südwasserschmeden, welche die eher erhalten worden müßten als diejenigen, welche angeschwemmt worden sind; die Gleichmäßigkeit des Materials, während dieselben entschieden hätte ungleichmäßig sein müssen je nach der Beschaffenheit der ablagernden Seen umgrenzten Gebiete, und am Rande solcher Seen entschieden größer hätte sein müssen als gegen die Mitte derselben hin; die ungleichmäßige horizontale wie vertikale Verbreitung des Vöf, sein Vorkommen in allen Meereshöhen, indem er manchmal auf Höhen angetroffen wird, dagegen in den Tiefen fehlt; schließlich die petrographische Identität des Vöf in allen, sogar weit auseinander liegenden Regionen. Diese Gründe führen v. Richthofen zu dem Schlusse, daß auch der europäische Vöf subaerischen Ursprungs sein und Europa in früheren Zeiten eine größere kontinentale Ausdehnung und, wie jetzt Asien, seine abtrockenen Gebiete und Steppen befallen haben mag. Für letztere Annahme führt v. Richthofen als Beweis die erwiesene Verbreitung von Nidchosten, Einhaseln und Wiederkäuern gerade in der Periode der Bildung des Vöf an, welcher auch manchmal Knochen dieser Thiere beherbergt. Der Verbreitung des Vöf in Europa schließt sich weiter eine Beschreibung des erasischen Hochlandes an und die Aufzählung spälicher Angaben über das Vorkommen des Vöf in einigen angrenzenden Gebieten dieses Hochplateau. Daraus schildert der Verfasser aus eigener Anschauung die abtrockene Region von Nordamerika, das Great-Basin und die Unterschiede, welche sich aus dem Vergleich der Konfiguration dieses Gebietes und desjenigen von Central-Asien herausstellen: Erstreckung der Gebirge im Wesentlichen von Nord nach Süd, die wenig gerundeten Formen, bebingt durch die gewaltige vulkanische Thätigkeit, welche hier geherrscht hat, während in Asien die vorwaltende Richtung der Gebirgszüge von West nach Ost ist und ihre Konturen meist abgerundete, weiche sind. Das Auftreten des Vöf am Willisont ist nach den Beobachtungen des amerikanischen Geologen Hayden wiedergegeben und auch jene Vorhandensein anderer Flußläufe entlang erwähnt. Auch hier zeigt der Vöf alle in Central-Asien und Europa bekannt gewordenen Merkmale wieder. Das Kapitel schließt mit einigen Angaben über die Verhältnisse in Südamerika, wo das abtrockene Gebiet vom Titicaca-See und der Wüste Atacama her nach Süden bis zu den argentinischen Pampas sich erstreckt, um dort von einer zusammenhängenden Vöfregion umfaßt zu werden, welche sich über die argentinische Republik nach Patagonien hin und über Uruguay und Paraguay bis nach Brasilien hinein ausbreitet.

Zu den beiden letzten Kapiteln des ersten Abschnittes wird das „Gebirgsgeviert von Central-Asien“ behandelt. Die älteren Aufzeichnungen über die Konfiguration von Central-Asien rühren von Humboldt her, welcher ihr wie

Breitengradetten zu Grunde legte und deren Ausdehnung viel weiter führte, als man es jetzt anzunehmen berechtigt ist. Nach v. Richthofen entbehren diese Gebirgszüge des ihnen zugeschriebenen Parallelismus, und zwei derselben, der Tien-schan und der Kuen-lun, welche die Hauptglieder des Kontinentes benannt werden, zeichnen sich durch eine Konvergenz nach Westen hin aus, während von den übrigen Hauptgebirgsgebirgen der Himalaya den „eigentlichen Körper des Kontinentes“ im Halbkreise, mit der convergen Seite nach Süden gebogen, gegen die angrenzenden Meere abgegrenzt. Ferner herrscht im Westen Asiens ein Gebirgsflora, welches von W.-N.-W. nach O.-S.-O. streicht — das Altai-System v. Richthofen's — und im Sajan-Gebirge, im Elburz, in Armenien, im Kaukasus und im südlichen Europa sich fortsetzt, während im Osten das himäliche System mit vorwiegend Südwest-Nordost-Richtung streicht. Schließlich ist noch ein sechstes System, das hinterindische, angeführt, dessen Einfluß sich im Westen des eigentlichen China bemerkbar macht. Manche von diesen Systemen intersezierern mit einander; im Wesentlichen werden die eigentümlichen Richtungen sowohl im Westen (die nordwestliche) wie im Osten (die südwestliche) eingehalten. Die Stelle, wo vier dieser Hauptketten (der Himalaya, der Tien-schan, der Kuen-lun und das Altai-System) zusammenstoßen, ist durch die drei Stromgebiete des Indus, des Amu-Darja und des Jaxartes-Reiches (die indische, turanische und ostturkistanische Ebene bilden) und die drei zwischen ihnen liegenden Vöfgebirgsfluren — die tibetische, die pamirische und die erasische — gekennzeichnet. Allen diesen Gebirgen ist bezüglich ihrer ersten Erhebung ein hohes Alter zuzuschreiben, jedoch scheint der Kuen-lun als das älteste von allen angesehen werden zu müssen. Dasselbe ist für die Vöfgebirgsfluren Chinas bei weitem das wichtigste, während der Tien-schan zu seiner Hauptentwicklung erst jenseits der Grenzen des chinesischen Reiches gelangt. Der Tien-schan, im Osten teilsförmig beginnend, nimmt gegen Westen immerfort an Breite in Gestalt von sächerförmig divergierenden Ketten zu. Die Sächerstruktur, welche rein vulkanischen Gebirgen eigentümlich ist, trifft aber beim Tien-schan, welcher nicht zu denselben gehört, bloß aufscheinend ein und wird lediglich bedingt durch das unter ihnen liegenden Winkel von ungefähr 30 bis 40° erfolgende Zusammenstoßen zweier Systeme paralleler Bänder — dem eigentlichen Tien-schan (welchem in allen seinen Parallelketten die Richtung West zu Süd nach Ost zu Nord zukommt) und dem Karakum, welcher zum Altai-Systeme gehört. Von diesen beiden Systemen herrscht das erstere weit im Süden, das zweite mehr im Norden vor, was sich auch im Laufe der Flüsse, in der Richtung der Vöfgebirgszüge und der Art der Anhebungen der dort wohnenden Vöfslämme deutlich zu erkennen giebt. Die Geologie des Tien-schan ist wenig bekannt, Arbeiten von Semenov und Sawitjow haben jedoch erwiesen, daß in denselben azoische und paläozoische Formationen bis zum Vergleiche herauf vorkommen und sind neben ihnen oft Granit und Speint beobachtet worden. Stolica sind auf seiner Reise von Kaschgar nach dem Tschatur-Ind in der Kotsan-Kette triassische Ablagerungen und in der Artus-Kette lauter jüngere tertiäre Schichten, aber auch Anzeichen vulkanischer Thätigkeit (im südlichen Teile des Hochlandes zwischen den Tereb- und Kotsan-Ketten), welche schon von Humboldt angenommen, aber später von Anderen bestritten worden ist. Die ganze Längsausdehnung des Tien-schan beträgt 1380 geogr. Meilen und seine größte Breite, das heißt die größte Entfernung der äußersten Parallelketten (im Westen), erreicht 204 geogr. Meilen.

Der Kuen-lun ist das längste und geologisch einheitlichste Gebirge, seine den Breitengraden parallellaufende Ausdeh-

nung erstreckt sich auf ungefähr 2000 geogr. Meilen und, obwohl er in der Höhe seiner Gipfel vielen anderen Gebirgen (Himalaya, Dapjang u. dergleichen), zeichnet er sich durch einen höheren Kamm als diese aus, indem derselbe 6000 m erreicht. Central-Asien entlassend, legt er sich in östlicher Richtung nach dem westlichen China hinein fort und theilt dasselbe in zwei Theile, welche sich in vielfacher Hinsicht verschieden verhalten. Auch in geologischer Beziehung, in Betreff seines Alters, läßt sich kein anderes Gebirge mit ihm vergleichen, indem er schon zur slavischen Zeit als gemaltete Kette bestanden zu haben scheint, wenigstens gehören die jüngsten von Solizka an ihm beobachteten Schichten dieser Formation an, während die Centralporie der Kette und das älteste kryalline Gestein gebildet ist. Da, wo der Kwen-lun im äußersten Westen vom Karakof durchbrochen wird und durch seine steil abhängenden und überhängenden Wände eine wilde Scenerie bietet, finden sich in quarzitägen Gesteinen Gänge des kostbaren Steins Jü (Aepfrit), der von den ältesten Zeiten her von den Chinesen vielfach verarbeitet worden ist. Erst in größerer Tiefe, am Nordrande des westlichen Kwen-lun, tritt die Steinfehformation an; an seinem Südrande dagegen sind die dem Himalaya angehörenden Schichtensysteme jüngeren Alters abgelagert. In letztgenannter Kette sowie in den mit ihr in gleicher Richtung verlaufenden Dapjang und

Karakorum sind fast alle Sedimentformationen vertreten, und die jüngste von ihnen, das Tertiär (speciell die Nummulitenformation), reicht an der Nordseite des Himalaya bis zur Montblanc-Höhe (11 000 bis 12 000 Fuß) hinauf. Solizka, welcher den Himalaya von Süd nach Nord, dem 78. Meridian entlang, quer überschneidet, unterscheidet von der inbischen Ebene ab bis zum Zerlauf des Jnba, an der Dapjang-Kette, fünf Zonen, von denen die südlichste besonders hervorzuheben ist wegen ihrer mioänen Wirbeltierfauna.

Der mittlere Kwen-lun, welchem die beiden größten Ströme Chinas, der Hoang-ho und der Jang-ki, mit ihren Nebenflüssen entspringen, besteht aus sieben Parallellketten, welche von einander durch Thäler getrennt sind. Mit dem 105. Meridian ist das dritte System von Parallellketten zu Ende und nur der Stamm des Kwen-lun legt weiter nach Osten fort und bildet das bedeutendste Gebirge des eigentlichen Chinas. Diesen östlichen Kwen-lun, welcher in geologischer Beziehung die größte Ähnlichkeit mit dem von Solizka ersuchten westlichen Theile aufweist, beabsichtigt v. Nitschfon in einem der folgenden Bände eingehender und zwar im Zusammenhang mit Chinas Vorkommen zu betrachten. Damit schließt der erste Abschnitt und mit ihm der allgemeine Theil des ersten Bandes ab, dessen Inhalt allein wiedergzugeben wir hier beschränkt waren.

## Die Veränderungen der slavisch-russischen Nationalität innerhalb der Bevölkerung Sibiriens<sup>1)</sup>.

Eine wichtige Aufgabe der Anthropologie und der Ethnographie ist die Beantwortung der Frage: Sind die menschlichen Rassen in Folge der Uebersiedelung in andere Klimata und in Folge der Vermischung mit anderen mehr oder weniger verschiedenen Rassen, d. h. in Folge des Einflusses neuer umgebener physico-geographischer und ethnologischer Bedingungen, einer Veränderung unterworfen? Die Frage ist von verschiedenen Autoren in verschiedener Weise beantwortet worden. Der Verfasser führt eine Reihe Aussprüche an und wendet sich dann zur Darstellung dessen, was er in Betreff der Bevölkerung Sibiriens aus anderen Schriftstellern gesammelt und selbst beobachtet und erfahren hat.

Man erkennt aus den ersten Bild, daß innerhalb der sibirischen Bevölkerung die slavisch-russische Race, welche durch das großrussische und kleinrussische Volk repräsentirt wird, trotz der bedeutenden Vermischung mit den sibirisch-asiatischen Eingeborenen, überwägt, in Folge ihrer culturhistorischen und nationalen Festigkeit und Hartnäckigkeit.

Die sibirische russische Bevölkerung, welche sich physisch als ein Gemisch des slavischen Volkstammes mit den nordasiatischen Stämmen, mit finnischen, türkisch-tatarischen, mongolo-buratischen und anderen darstellt, hat doch die typischen Charakterzüge der russischen Race beibehalten; aber ebenso unteufbar ist, daß in Folge der Kreuzung der russische

Volkstypus sowohl in physischer als physischer Hinsicht gewisse Veränderungen erlitten hat.

In Westsibirien, insbesondere in dem Centrum der Colonisation vom Ural bis zum Jenissei, hat die slavisch-russische Nationalität im Allgemeinen keine deutlich bemerkbaren Veränderungen aufzuweisen. Bemerkbar werden die physischen und moralischen Eigenthümlichkeiten der russisch-sibirischen Bevölkerung erst im Altaigebiet und in den nördlichen Gegenden, einerseits hinaus zur Durgelgen des Irtytsch und Obi, an den Flüssen Tata, Toboi, Tjumenoi, Ischim in der Nähe der Tataren, Kirgisen, altaiischen Kalmücken, andererseits in den Niederungen des Obi und an dem nördlichsten Abhange des Ural im früheren Mittelpunkte der Erde der Wolgulen, Samojeden und Ostjaken.

Am Irtytsch und Obi sind viele Ostjaken in Folge der Vermischung mit Russen vollständig russifizirt, ebenso sind viele westsibirische Dörfer, welche als „Jaslat“ (Abgaben) zahlende Tataraneniedelungen früher bekannt waren, jetzt von einer russischen Bevölkerung bewohnt. Die Vermischung der Russen und Tataren ist allmählig vor sich gegangen; in der ersten und zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts holten sich nach dem Zugnisse Müller's die Kosaken die Kirgisen und ihre Anführer Frauen, Mädchen und Kinder von den Kirgisen und Kalmücken, gutwillig oder gegen Bezahlung. Aber auch die Kalmücken und Kirgisen fanden Wohlgefallen an russischen Frauen, welche sie raubten und nicht herausgaben. Erstarb, namentlich von Seiten der Weiblichkeit, wegen der verbotenen Vermischung mit Heiden, waren natürlich ohne jeden Erfolg. Der Weiblichkeit vor allem war es un bequem, daß viel Aberglaube, heidnische Vorstellungen und heidnische

<sup>1)</sup> Aus einem Vortrage von Herrn Prof. Dr. Subwig Sieda in Venedig im Archiv für Anthropologie (XI, Heft 2) über „N. V. Schischajew, Historisch-geographische und ethnologische Bemerkungen über die Bevölkerung Sibiriens“ in den Mittheilungen der sibirischen Abtheilung der Kaiserl. Russischen Geographischen Gesellschaft“ Bd. II.

Gebräuche allmählig in die russisch-sibirische Bevölkerung sich einschließen.

Es eigneten die Russen sich nicht allein physische, sondern auch psychische Eigenschaften der Eingeborenen an, wie es ganz natürlich war; sie sahen sich gezwungen, die Sitten und Lebensweise, die Nachart derselben mehr oder weniger sich anzueignen. In Ddoresk lebt man „samojedisch“. Die russischen Einwohner von Ddoresk und Veresow haben eine große Anzahl samojedischer und ostjakischer Worte in Gebrauch.

Weiter im Gebiete des Flußsystems des Jenissei bietet die slavisch-russische Nationalität neue Veränderungen, doch sind die Einzelheiten nicht genügend bekannt. Der Verfasser beschränkt sich auf die Mittheilung von Nachrichten, welche er während seines Aufenthalts im Gebiete von Turuchansk über die Einwohner des Jenissei einzeln konnte.

An der ursprünglichen Colonisation des nördlichen Jenissei-Thales theilhaftig sich außer den Kosaken und Pechoten, außer großrussischen Kaufleuten und Gewerbetreibenden (Promyschelniki), welche aus dem Norden des europäischen Rußlands, aus Cholmogory, aus Ussing und Wolodga einwanderten, noch die „Syrjänen“, und gaben dadurch dem russischen colonisirenden Elemente einen besondern Anstrich. Durch die unmittelbare Umgebung der Dsjälen, Dolganen, Tungusen, Juraten, Samojeden wurden die russischen Kolonisten ebenso beeinflusst.

Zum Beweise der ununterbrochenen Vermischung führt der Verfasser eine ganze Reihe specieller Genealogien einiger Familien aus dem turuchanskischen Gebiete an. Die Kinder aus solchen gemischten Ehen zwischen Russen und Dsjälen bewahren oft die Züge der ostjakischen Nationalität, die stark vorpringenden Wangengebeine, die dunkle Gesichtsfarbe, die schwarzen rauhen Haare, den hageren unproportionirten Körperbau. Die Körpergröße und auch die physische Körperkraft der Einwohner von Turuchansk scheint sich unter dem Einflusse dieser Vermischung zu verringern. Andererseits hat die Fruchtbareit unter dem Einflusse der Russen zugenommen; die Zahl der Geborenen bei den Frauen in Turuchansk ist größer, als bei den Eingeborenen; freilich noch nicht so groß wie in den gemäßigten Zonen des europäischen Rußlands.

Durch die Kreuzung mit Tungusen haben die Russen eine der besonders bemerkenswerthen physischen Eigenschaften derselben sich angeeignet, nämlich die den Tungusen eigene Schärfe des Sehvermögens, wie durch gut constatirte Beispiele berichtet wird.

Die Einwohner von Turuchansk sind sich ihres gemischten Ursprunges genau bewußt; sie nennen sich „ein gemischtes Volk“, sie sind gutmüthig, offenerzig und bei richtiger Behandlung mittheilend, aber, gleich den Dsjälen und Tungusen, zeigen sie gegen die neu „aus Rußland“ Angekommenen ein gemisses Mißtrauen, Furcht und Zurückhaltung.

Auch in ihrer häuslichen Einrichtung haben die Einwohner von Turuchansk sich Aemderheit von den Dsjälen und anderen Eingeborenen angeeignet. Nicht allein heidnische Sitten und Gebräuche, auch die heidnischen Aberglaube findet sich unter den Bewohnern von Turuchansk. Auch die russischen Fischer huldigen in Gemeinschaft mit den jenseitigen Dsjälen dem Schamanenthum, auch die russischen Kosaken und Gewerbetreibenden von Turuchansk opfern gleich den Tungusen von Turuchansk gelegentlich einen Sobel oder ein Eichhörnchen den heidnischen Göttern. Die geographischen und zoologischen Begriffe der Bewohner von Turuchansk sind genau dieselben wie die der Dsjälen und Tungusen; sie unterscheiden „vier Zeiten“ des Jenissei, und eben

damach auch die Windrichtungen; alles, was außerhalb des Gebietes von Turuchansk liegt, heißt „Rußland“, morunter sie auch das übrige Sibirien begreifen. Alle speciell an die Thierwelt sich knüpfenden abergläubischen Ansichten haben unter den Russen von Turuchansk Eingang und Verbreitung gefunden. Besonders hat die russische Bevölkerung von Turuchansk in Folge der Vermischung einige linguistische Eigenheiten sich angeeignet. In der Aenderung des Jenissei und in den Tundraen sprechen die Russen kaum noch Russisch, sondern größtentheils die Dialekte der Eingeborenen. Unter 66 aufgeschriebenen Worten der Umgangssprache im Gebiete von Turuchansk zwischen 61 bis 65° geographischer Breite zählte der Verfasser 33 rein ostjakische und tungusische Wörter und außerdem acht samsische, wie dieselben noch im Gouvernement Archangel im Gebrauche sind. Auch die Aussprache ist verändert; die Fischlaute können nicht gehörig hervorgebracht werden, statt dessen hört man nur die S-Laute.

Im südlichen Sibirien, besonders in der obern Gegend der Angara und der Lena, am flussigen Irkut, fern in der Umgebung des Baikalsee und schließlich in ganz Transbaikalien bis zum Amur hat sich der slavisch-russische Typus auf das Unähnlichste vermischt mit dem mongolisch-burätischen, zum Theil auch dem tungusischen Typus. Eine sehr charakteristische Erscheinung sind diese sogenannten Jassatschije, d. h. Jassat (Abgaben) zahlende. Es sind ursprünglich gestanzte Buräten, welche meist russische Frauen genommen haben und in besonderen von der burätischen An siedelung (Ulus) getrennten Dörfern, mitunter auch zerstreut in russischen Ansiedelungen und Dörfern gemeinsam mit Russen leben. Diese Jassatschije oder „an-sässigen Eingeborenen“ sind im Laufe der Jahre vollständig russifizirt und sind im Allgemeinen bei ständiger Verproportionirung russischen Bauern gleich. Allein bei genauer Einsicht sind sie in körperlicher Hinsicht von den Russen verschieden: die Gesicht- und Hautfarbe ist dunkel, das Haar und die Augenbrauen schwarz oder mündelnd dunkelbraun, doch meist schon weich; die Augenlidspalte eng; das Jochbein stark vorspringend, freilich nicht so sehr wie bei den Buräten; der Bartwuchs spärlich. Im Gange ist der aus dieser Vermischung der Rassen mit den Buräten hervorgegangene Menschenschlag ein hübscher zu nennen; insbesondere sollen die Weiber anzusehen erscheinen. Abgesehen von älteren Beobachtern, wie Pallas, wird namentlich Dr. Sperk als Gewährsmann genannt. Mit der Ausnahme der körperlichen Eigenschaften der burätischen Race hat sichstetsbewahrt die russische Bevölkerung auch burätische Sitten und Gebräuche, mongolische Welt- und Naturanschauungen sich angeeignet. Die russischen Kolonisten in Transbaikalien sind Viehzüchter, wie die eingeborenen Buräten, und betreiben nur wenig Ackerbau. Die Weiber der Dorfbewohner betreiben die häuslichen Kunst ganz wie die Buräten. Die Kosaken essen rohes Fleisch, genau wie die Buräten, lassen sich gleich letzteren von den Schamanen in Krautheilsällen ärztlich behandeln, sie tragen auf der Brust neben ihrem Kreuze irgend ein Knöchelchen, wie die Buräten, und dergleichen mehr. Auch die mongolisch-burätische Sprache hat in den transbaikalisch-russischen Dialekt bedeutenden Eingang gefunden, insbesondere sind eine Menge Worte, welche auf den Jagdbetrieb, Viehzucht u. s. w. Bezug haben, der burätischen entlehnt.

Noch auffälliger ist aber die physische und psychische Veränderung der russischen Bevölkerung im Gebiete von Jakutsk in Folge der Vermischung mit den Jakuten. Eine ganz eigenartige jaltisch-russische Nationalität ist hier entstanden. Der Typus dieser russificirten Jakuten

wird von Kennern in folgender Weise geschildert: Die Leute sind hager und von dunklem Aussehen, wemgleich wie so dunkel, wie die eigentlichen Japuten, die Haare schwarz oder sehr dunkelbraun, jedoch nicht so rauh, wie bei den eigentlichen Japuten; blonde oder rüthliche Haare giebt es gar keine. Die Augen haben mehr ein mongolisches als ein russisches Aussehen, die Wangenbeine springen etwas vor. Die Ja-

tutinen sind entschieden hübscher als die Pacifiktinnen, sind daher von den Russen gern zu Frauen begehrt; die vierte bis fünfte Generation enthält sehr viel jaltaisches Blut und ist wenig von den echten Japuten unterchieden. So unterliegt denn auch der Ipeckreis, Uralc und Sprache sehr dem jaltaischen Einflusse. Die Leute nennen sich mit Stolz „Japuten“.

## Aus allen Erdtheilen.

### Australien und Neu-Guinea.

— Die Entdeckungserien der neuesten Zeit in Central-Australien betrafen meistens den Westen, während der Osten ziemlich unbesucht blieb. Dies veranlaßte die Regierung der Kolonie Süd-Australien, zu der bekanntlich Central-Australien gehört, von Alice Springs aus eine Expedition anzuschicken. Dieselbe sollte das ungefähr 330 Miles lange Areal, welches sich hier bis zum Herberts-Flusse in nordöstlicher Richtung hinzieht, nicht nur erforschen, sondern auch trigonometrisch vermessen. Namentlich handelte es sich dabei um die noch völlig unbekanntem 900 Quadratmiles im Gebiete des Herbert. Die Alice Springs, 937 Miles südlich von Port Darwin und 1036 nördlich von Adelaide, sind ein großes und tiefes Wasserloch, welches wenig südlich vom Wendekreis des Steinbocks sich am Fuße von aus mächtigen Granitblöcken gebildeten Felshöhen befindet. Hier in der Nähe und am westlichen Ufer des Todd-Flusses liegt eine Station des Ueberlandtelegraphen und etwa 12 Miles östlich davon ist die grasreiche Gegend bereits von Squatters mit Vieh besetzt. Der Herbert entspringt in Queensland, in ungefähr 19½° südl. Br. und nicht weit von der westlichen Grenze, läuft in 20° südl. Br. nach Süd-Australien über, kehrt dann zurück und wird ein wichtiger Nebenfluß des Mulligan-River.

Die Expedition stand unter der Leitung des Mr. J. Vere Barclay als Ersten und des Mr. Charles Winnede als Zweiten im Kommando. Der Letztere übernahm die trigonometrische Vermessung, während der Erstere das Terrain in vorgeschriebener Richtung erforschen wollte.

Mr. Barclay brach am 31. Januar 1878, begleitet von vier Personen, von Alice Springs auf. Für den Transport dienten Pferde. Ein beträchtlicher Theil des bereisten Landes war gut und sehr gut, schon bemadelt und ungeachtet der trockenen Jahreszeit mit reichem Graswuchs bedeckt. Der Boden würde sich nicht nur für Viehzucht, sondern, wenigstens an manchen Stellen, auch für Ackerbau eignen. Offenes Wasser geführte zur Zeit nicht, aber Mr. Barclay glaubt, daß diesem Mangel durch Anlage von tiefen Brunnen so wie von Dämmen, um das Regenwasser festzuhalten, völlig abgeholfen werden könnte. Mit Ausnahme von Eisenstein, welcher in vielen Formen vorkam, fand man keine Mineralien, doch deutete die Konfiguration des Bodens an verschiedenen Stellen auf Gold hin. Kleine Granaten bemerkte man in einem Theile der Strangways Range in großer Menge. Die vielen Grotten, welche unter dem Sande ihres Bettes weichen Pfeilschoten (pipeclay) gelagert hatten, vereinigten sich meistens mit solchen, welche ihr Wasser dem Late Eyre zuführten. Nach der Höhe ihrer Blutmarken zu urtheilen, mußten die Pleuren und Marshall Grotten solchate Mengen Wasser in der Regenzeit empfangen und befördern. Eingeborene, mit denen man jeden Tag über geistlich vertriebt, sah man nicht allzu viel, sie mußten aber, wie die vielen Lagerplätze derselben zeigten, wohl adäquiert sein.

Die Gegend verschlechterte sich, je weiter man vorrückte. Die Dürre nahm zu und Wasser war nicht mehr anzufinden. Mr. Barclay schied deshalb zwei seiner Reisegefährten aus, um in gerader östlicher Richtung nach Wasser zu forschen, aber obwohl sie sich der Grenze von Queensland bis auf 10 Miles näherten, so war doch alles Unbenutzbar. Die Lebensmittel gingen zu Ende und alle hatten von Storb schwer zu leiden. Man mußte sich zur Rückkehr entschließen und traf in dem ersten Lager des August wieder in Alice Springs ein. Hier legte Mr. Barclay in Folge seiner geschwächten Gesundheit die oberste Leitung der Expedition nieder.

An seine Stelle trat nun Mr. Winnede, der schon am 9. August 1878 von Alice Springs aufbrach, um die Fortsetzung fortzusetzen. Nachdem er 40 Miles östlich vom Barton, einem kleinen Creek, der in den Strangways Range entspringt, ein Depot errichtet hatte, verfolgte er auf 90 Miles die alte mehr nach Osten zu liegende Route des Mr. Barclay, fand jedoch nirgends Wasser. Er kehrte nach dem Depot-Lager zurück und nahm eine nordöstliche Richtung. In dieser entdeckte er zahlreiche fruchtige Stellen in dem Sande mehrerer bisher unbekannter großer Creeks, welche durch Graben hinreichend größer machten. Dadurch wurde es möglich, die Triangulation in gerader nordöstlicher Linie bis 22° 5' südl. Br. und 135° 30' östl. L. — 150 Miles von Alice Springs — zu vollenden. Bis hierher bestand der Boden meistens aus losem rothen Lehm, das Land war gut begrast und mit Crotalaria-Arten leicht bemadelt. Das bessere waldige Terrain hörte jedoch nun auf und Sandhügel und niedriges Tafelland mit dichtem Kaktusgewächs begannen. Da zwei der Leute durch Storb, an welchem übrigens alle zu leiden hatten, für weitere Arbeit unfähig geworden waren, und es auch immer schwieriger wurde, Wasser zu erlangen, so schied Mr. Winnede das ihm begleitende Personal bis auf einen Mann nach Alice Springs zurück. Mit diesem setzte er die Reise in nordöstlicher Richtung fort, gelangte aber nur bis 21° 35' 1" südl. Br. und 136° 4' östl. L. Anfänglich konnte man sich mit großer Schwierigkeit und Mühe aus tiefen Brunnen der Eingeborenen einiges Wasser verschaffen, allein dies hielt nicht lange an. Man versuchte die östliche und dann auf 60 Miles die südliche Richtung, ohne einen bessern Erfolg zu erzielen. Als dann die Lebensmittel ziemlich erschöpft waren, sah man sich zur Rückkehr nach Alice Springs gezwungen, wo man am 10. November eintraf.

Mr. Winnede erhielt nach diesem zweiten Mißerfolge von Adelaide aus den Auftrag, sich mit neuen Geschirren nach der Telegraphenstation Tennant's Creek, 318 Miles nördlich von Alice Springs, zu begeben und von dort aus den Versuch zu erneuern. Weniglich um Tennant's Creek herum in weitem Umfange erträgliches Strub-Land ohne Wasser liegt, so fürst sich doch die Reste von hier auf dadurch beträchtlich ab, daß sie, da der Herbert, so weit er südanstrahischem Gebiete angehört, mit Tennant's Creek 10

ziemlich unter demselben Breitengrade liegt, in gerader östlicher Richtung unternommen werden kann.

— Die Kolonie Victoria (und zum Theil auch Süd-Australien) ist dies Jahr wieder von dem bösen Feind der dortigen Farmer, dem rothen Pest, heimgesucht worden, daß ein Viertel der gesammten Weizenerte verloren gegangen ist. In Geesburn und den anliegenden Distrikten sind Tausende von Acres mit Weizen nicht abgerntet. Eben so hat im westlichen Victoria und in mehreren Distrikten von Süd-Australien die Plage der Kaninchen so entsetzlich zugenommen, daß dadurch mehrere hundert Quadratmeilen völlig abgestreift und unfruchtbar gemacht sind. Die Millionen vermehrter Kaninchen verurtheilen in Australien sehr große Noth, obgleich auf parlamentarischen Beschluß von Seiten der Kolonialregierungen alles angesetzt wird, um dieselben auszurotten.

Mit dem Ackerbau in Australien sieht es überhaupt keineswegs so glänzend aus, wie leichtfertige Agenten in Europa den Leuten weismachen, um sie zur Auswanderung dahin zu verleiten. Schlechte und Mittelernte sind gewöhnlich, gute selten. Selbst das patriotische S. A. Register muß sich (Januar 1879) dahin erklären: „Noch einige so unglückliche Ernten, wie die letzten drei Jahre lieferten, und die ganze Industrie der Kolonie ist lahm gelegt und viele unserer Farmer werden bankrott sein.“

— Süd-Australien ist voller Freude über die Aufbindung von Wasser in der dürftigen Gegend der Kolonie mittels tiefer artesischer Brunnen. In der durch ihre Dürre heimgesuchten großen Kurnamona-Ebene südlich von Lake Frome ist es nämlich den Squatern Sanders, James u. Komp. gelungen, in der Tiefe von resp. 230, 304 und 371 Fuß auf so reichliches Wasser zu stoßen, daß viele drei artesischen Brunnen jetzt täglich resp. 12 000, 30 000 und 10 000 Gallonen Wasser liefern. In Folge dieser wichtigen Entdeckung hat die südaustralische Regierung Mitte Januar 1879 den Professor Tate nach Fowler's Bay abgeschickt, damit er von dort aus das nördlich von der Großen Australischen Bucht liegende wasserlose aber zum Theil gut begroste Areal bis zur ungefähren Höhe von 30° südl. Br. betrete und Bohrversuche anstelle. Sollten weitere günstige Erfolge erzielt werden, so würden sich die Schatzgruben des australischen Kontinentes, welche jetzt schon über 44 Millionen Schafe zähle, noch verdoppeln. Man sieht in Australien mit ungewöhnlicher Spannung dem Aneignen entgegen.

— Die Abenteuer, welche von Australien aus theils in Kompanien, theils einzeln nach Neu-Guinea gingen, nun dort, auf vage Gerüchte hin, nach Gold zu suchen, sind nach den neuesten Nachrichten fast sämmtlich nach Australien zurückgekehrt. Gold fanden sie nicht (einige wollen „the colour of it“, die Farbe des Goldes, gefunden haben), wohl aber ein für Europäer sehr schlimmes Klima, welches immer ein Haupthinberniss für Aufbebung auf Neu-Guinea bleiben wird.

— Am Mitte vorigen Jahres bildete sich in Melbourne eine Kompanie und organisirte eine Expedition, welche den nördlichsten Theil von Neu-Guinea auf Gold erforschen sollte. Der Schoner Dove wurde zu dem Ende angekauft und auf sieben Monate mit Proviant versehen. Verlan, Messer, Beile und buntes Zeug wurden als Handelsartikel mitgegeben. Der Schoner legte am 3. August 1878 mit 17 Mann an Bord von Melbourne nach der Ästrolabe-Bay und traf hier so weit glänzlich ein. Man landete sofort und begann nach Gold zu suchen, fand aber nicht die Probe davon. Alle wurden vom Fieber befallen, welchem vier Personen erlagen. Man verließ dann die Bay und fuhr an der Küste entlang, als bei Threxford Bay Eingeborene einen An-

griff auf das Schiff verjüchten, der jedoch abgelenkt wurde. Bald darauf erbieth der Schoner ein geländliches Land und nun entging dem Untergang nur dadurch, daß das Schiff Sir Launceston, welches auf Hobkama bestimmt war, die ganze Mannschaft an Bord nahm. Man erreichte am 16. December Hobkama.

— Es laufen fortwährend Nachrichten von Nordbaten ein, welche die samobalischen Eingeborenen an der Südostküste von Neu-Guinea an Europäern ausüben. Besonders zeichnen sich in dieser Beziehung die Kannibalen von Proofer Island (zur Galadob-Gruppe gehörig) aus. Im letzten Jahre wurde hier die Mannschaft von drei Schiffen ermordet und gefressen. Derselbe Schicksal traf Ende November 1878 wieder den Mr. R. B. Ingham mit Gefährten. Derselbe hatte sich, als Agent der Kolonie Duenenland, wohl bewußnet und mit hinreichender Mannschaft an Bord nach Proofer Island begeben, um das Eigentum an dort ermordeten Europäern zu requiriren. Dies wurde auch gütlich ausgeliefert, und da die Eingeborenen sich sehr freundlich zeigten, so ließ man es an der nächsten Verköstigung fehlen. Ein plötzlicher Ueberfall erfolgte aus Mr. Ingham und Genossen wurden sämmtlich ermordet. — Etwa um dieselbe Zeit ermordeten die Kannibalen in Cloudy Bay eine Anzahl Europäer, welche dort Cederholz sägten. Es ist von Duenenland aus eine Petition an den Kolonialminister Sir Gies-Beach in London gerichtet worden, daß an der Südostküste von Neu-Guinea, wo in letzter Zeit die Mannschaft von sechs Schiffen mofoktrirt und versetzt ward, ein Kriegsschiff permanent stationirt werde.

— Das Vorkhiff Courier, auf welchem sich von Wellington in Neu-Seeländ eine Expedition nach Neu-Guinea einschiffte, kehrte am 31. December 1878 zurück. Man ging im Ästrolabe-Golf vor Anker. Hier traf man mit vielen Eingeborenen zusammen, ohne doch es möglich war, Gespräche mit ihnen zu machen, so sie nicht verstanden oder verstehen wollten, was man begehrte. Einige Kolonisten, eine Waise Ingham und zwölf Zoll-Ädlertröge, mit Ausnahme von Wogen und Pfeilen, alles, was man erlangen konnte. Das Bett der nächsten Flüsse wurde auf Gold untersucht, aber man fand nicht die geringste Spur davon. Auch die Eingeborenen besaßen kein Gold. Unter ihnen herrschte Bigamie. Die dunkeln Domen zeichneten sich durch ein intelligentes Aussehen, durch eine gewisse Schönheit, anmuthiges Wesen, Leichtigkeit der Bewegungen und ein eigenthümliches menschliches Lachen aus. Nachdem man sich im Ästrolabe-Golf wiederholt Gold ausgehoben hatte, segelte man an der Küste weiter, konnte jedoch keinen Ankerplatz ansfindig machen und kehrte nach Wellington zurück.

— Wie das Postarchiv einem andern Blatt entnimmt, ist die Koncession zur Legung eines Kabels zwischen San Francisco und Hobkama erteilt, und bewirbt sich der Koncessioninhaber bei der chinesischen Regierung um die Erlaubniß, dieses Kabel bis Lientin zu führen und von da eine Telegraphenlinie nach Peking zu legen. Hierdurch würde dann endlich China in unmittelbare telegraphische Verbindung mit der Außenwelt gebracht werden. Der Anschluß der chinesischen Leitungen an die große sibirische Linie, etwa bei Kiochia, würde dann nur noch eine Frage der Zeit sein. Alles dies und die Aussicht, daß in Folge der Ereignisse im Jalu-Lande die elektrischen Drähte in kurzem von St. Vincent aus nach Kap der Guten Hoffnung umspannen und von da den Aufschluß in Indien suchen werden, berechtigt zu der Hoffnung, daß bald mehrere der hoffendsten Läden im unteren Asien telegraphisch angeschlossen sein werden.

Inhalt: Eduard Andro's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876. III. (Mit fünf Abbildungen und einer Karte.) — Prof. Dr. R. Lep: Neue Forschungen in dem alten Bette des Orus. — Ferdinand von Richthofen's „China“. III. (Schluß.) — Die Veränderungen der slavisch-russischen Nationalität innerhalb der Bevölkerung Sibiriens. — Aus allen Erdtheilen: Australien. — Renns Robel. — (Schluß der Redaction 28. April 1879.)

# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXV.



№ 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Audsee.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1879.

## Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876.

### IV.

Cali ist nicht nur dem Namen nach, sondern in Wahrheit eine Stadt und der Schlüssel des Cauca-Thales; mit weit größerm Rechte müßte sie Hauptstadt des Staates sein, als der jetzige Sitz der Behörden, Popayan. Eine Zeit lang ist sie es auch gewesen. Während Popayan zwischen unzugänglichen Bergen liegt, besitzt Cali weit leichtere Verbindungen hinüber nach Buenaventura am Stillen Ocean und damit nach dem Auslande, über den Quindío-Pß mit der Bundesregierung und über Cartago mit dem untern Thale des Cauca. Nur Palmira, das wegen seines fruchtbaren Bodens, seiner Tabakpflanzungen und seiner industriellen Bewohner berühmt ist, wäre berufen, mit Cali an Einfluß zu wetteifern; obwohl es erst aus dem Beginne dieses Jahrhunderts datirt, zählt es doch schon über 12000 Einwohner.

Obgleich bei der Eroberung von Belalcazar von dem außerordentlichen Reichthum des Cauca-Thales überrascht und beschloß an der Stelle, wo heute Cali steht, eine Stadt zu erbauen; am 25. Juli 1536 ließ er von seinem Lieutenant Miguel Muñoz den Grundstein dazu legen. Der Ort erhielt den Namen Santiago de Cali und erhielt als besondere Gunstbezeugung von der spanischen Krone ein Wappen, um welches sich das heutige Cali herzlich wenig zu kümmern scheint. Binnen wenigen Jahren wuchs seine Bevölkerung und sein Handel wurde blühend, bis Belalcazar Popayan, dessen Lage er für besser und dessen Klima er für gesunder erachtete, zum Sitze seiner Regierung machte und dadurch seine frühere Verbindung arg schwächte. Alle Anstrengungen, die sie machte, um wieder in die Höhe zu kommen, blieben lange Zeit vergeblich. In seiner Blüthezeit waren aber an den breiten geraden Straßen gute geräumige Häuser entstan-

den, zu denen auch dasjenige gehörte, welches die Reisenden bewohnten; die Zimmer desselben öffneten sich auf einen gepflasterten Patio, der von einem bedeckten Gange umgeben war.

Die Bevölkerung der Stadt zählt etwa 12000 Einwohner; seine Meereshöhe beträgt nach Hauffingault 1046,70 m, nach den eif. von André im Verlaufe von acht Tagen angestellten Beobachtungen dagegen 1032 m, die mittlere Jahrestemperatur 24°.

Abgesehen von einigen alten Mönchsklöstern, die groß aber stillos sind, und einer schönen siebenbogigen Brücke aus Ziegeln über den Rio Cali (s. Abbildung S. 310 der vorliegenden Nummer) giebt es an sehenswerthen Gebäuden nur zwei Kirchen, die aber nach des Reisenden Ansicht zu den besten Bauwerke von ganz Columbien gehören. Die interessanteste ist die Kirche San Francisco, welche an das Kloster des gleichnamigen Ordens anstößt und im Jahre 1773 gleichzeitig mit demselben unter Bruder Fernando de S. Carrúa aus Düilo erbaut wurde. Der Architekt indessen, der aus Spanien gekommen war, ist seinem Namen nach unbekannt. Der Unterbau besteht aus Hausteinen, das Uebrige aus Mauerwerk mit einfachen geschmackvollen Verzierungen aus gebranntem Thone, welche dem Gebäude einen höchstzierlichen maurischen Anstrich geben. Im Verlaufe der Zeit hat das Ganze einen schönen goldenen Ziegelfloß bekommen, der an manche Bauwerke des südlichen Italien und Spanien erinnert. André hat die Kirche abgezeichnet und führt auch einige ihrer Wasserhähne an, die er einem seiner dortigen Bekannten, Don Jaime Corboba, verdankt. Die Höhe beträgt 23,11 m, mit dem schönen schmiedeeisernen Kreuze auf

der Spitze aber noch 4,25 m mehr; die Vorderseite des Thurmes und die des Schiffes zusammen messen an der Basis 16,82 m.

An der Südseite eines mit kurzem Gras bedeckten und von Fußwegen quer durchschnittenen Platzes erhebt sich die Kathedrale San Pedro, ein Gebäude von nicht unangenehmen Umrissen, das im Innern einige bessere Bilder aufzuweisen hat. Andre wohnte hier der Feier des Palmsonntages (9. April 1876) und dem Gesänge „Atollita portaa“ bei, wobei die Hälfte der Geistlichkeit nach altem Brauche innerhalb des Gotteshauses hinter der geschlossenen Thür stand und den von der andern Hälfte und den Chorsängern draußen vortragenen Versen respondierte. Das Volk, das in

Menge zu der Feierlichkeit sich eingefunden hatte, trug Ketten, Papierlaternen und Palmfiedlerien in der Hand; zu letzteren dienen die jungen, 2 bis 3 m langen Blätter der zwischen Cali und Palmira (auf dem rechten Ufer des Cauca) häufig vorkommenden Palme *Cocos butyracea*. Eine sonderbare Musik, von einer schrillen Klarinette überleitet, begleitete die Gesänge. Die bunte Menge, welche sich auf dem Platz zu Boden warf, der ziemlich grobste Ausruf dieser schlechten Kopie europäischen Gottesdienles, das herrliche Panorama, welches das Cauca-Val an jenem schönen Frühlingmorgen darbot, von der Ebene im Nordosten mit ihren großen Palmenhainen bis zu den Karakollen de Cali im Westen und dem Schneegipfel des Nevado de Quila im Sü-



Straße in Cali. (Nach einer Photographie.)

den — das alles zusammen bot ein Schauspiel, an dessen Beschreibung die geschickteste Feder versagen mußte.

Die dritte Kirche der Stadt heißt la Merced, gehörte gleichfalls früher zu einem Kloster, und besitzt das wunderthätige Bild Unserer lieben Frau de los Remedios, das nach der Ueberlieferung um 1560 unter den Indianern auf dem Cerro de Cabá in der westlichen Cordillere aufgefunden und nach Cali gebracht wurde, dann aber zweimal, wie es bei solchen Bildern Brauch, von selbst an seine ursprüngliche Stelle zurückkehrte und erst beim dritten Male sich dazu bequeme, der bessern Einsicht der Geistlichkeit nachzugeben und in Cali zu bleiben. Später zeigte es sich aber doch dem Klerus an Verstand überlegen; denn dieser war zweimal, bald nach 1560 und dann wieder im vorigen Jahrhundert, so trichfönnig, das Dach der Kapelle, welche das kostbare

Bild umschließt, gerade in der allerärmsten Regenzeit ausbessern zu lassen, und nur der Einwirkung des Bildes war es zu danken, daß beide Male kein einziger Regentropfen in das Innere fiel.

Das Bild findet sich im Querschiff, hinten in einer Kapelle, die von einem mit buntem Kattun besetzten Kumbogen eingefaßt ist, und bildet den Mittelpunkt eines, wie eine Theaterdecoration, in Wasserfarben ausgeführten Gemäldes, welches die Gegend, wo das Bild gefunden wurde, darstellen soll. Es ist nicht leicht bis zu diesem Altare zu gelangen, und das Bild gar zu berühren, ist ganz und gar verboten — aber die Sakristane sind Leute, die mit sich reden lassen, und so hat auch Andre Gelegenheit gefunden, das Bild genau zu untersuchen. Es ist von vorzüglicher Arbeit und scheint der besten Zeit der spanischen Renaissance anzu-

gehört; es mißt in der Höhe 1 m, ist aus einem graulichen kieselartigen Stein, der wie Feuerstein beim Gegenstrahlen Funken sprüht, gearbeitet und mag 200 bis 250 kg wiegen. Dieses große Gewicht wird Zweiflern als ein Hauptargument für die Echtheit des Wunders entgegengehalten: Menschenhände könnten nicht, heißt es dann, zweimal heimlicher Weise eine solche Last in so kurzer Zeit und obendrein auf so schlechten Wegen in das ferne Gebirge schaffen.

Uebrigens hat sich auch an diesem wahrhaftigen Kunstwerke die südamerikanische Sitte, Heiligenbilder zu bekleiden und auszukupfen, in sehr seltener Weise bethätigt und den Genuß des Beschauens dadurch verringert.

Von allen Städten im Staate Canca ist überhaupt nächst Popayan Cali diejenige, welche die meisten alten Häuser mit Sculpturen, Holzschmuckereien und schönen Möbeln besitzt. André hat manche gesehen, die Sammler in die



Thurm der San-Francisco-Kirche in Cali.

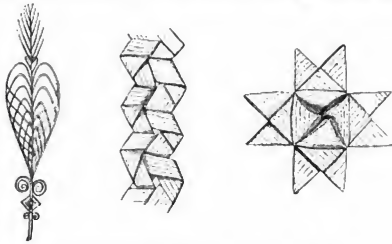
Versuchung führen würden. Außerdem wären noch zwei Kirchen in byzantinischem Style, ein heute als Gymnasium dienendes Kloster und die geräumige Mädchenschule zu nennen, dann ein Nonnenkloster (bosteria) und einige alte Kaufmannshäuser mit merkwürdigen Schmiedearbeiten.

Die Umgebung des Ortes bietet Gelegenheit zu hübschen Ausflügen, deren einige der Reisende in Gesellschaft zweier ungewöhnlich gebildeter Einwohner, Jaime Córdoba und

Francisco Valencia, unternahm. Der eine galt der Untersuchung von Quarzadern, wo jene Orren Schieferungen nach Smaragden ausführen ließen; dieselben befinden sich in der Quebrada del Cabuyal zwischen den kleinen Cerros am Fuße der westlichen Cordillere, welche in Canca auch Cordillera de Caldas heißt. Dort an einer einsamen Stelle zeigten sich in einem überall hochgelegten Felien zahlreiche Adern weißen Quarzes und mitten darin eine große Höhlung. Und



was hatte die beiden Leute veranlaßt, hier Nachgrabungen | dianer nach Gold gesucht und „grüne Steine“ gefunden; er  
anzustellen? Vor dreißig Jahren hatte hier ein alter In | hielt dieselben für Gold, „das noch nicht reif war“ und legte



Flechtereien aus Blättern von *Coccos butyracea* in Cali.

sie wieder an ihre Stelle. Sein Sohn hatte die Sache den | besser anwenden zu können gemeint, als um hier Emacag-  
beiden Unternehmern erzählt, und diese ihr Geld zu nichts | den zu suchen. André fand aber bei näherer Untersuchung



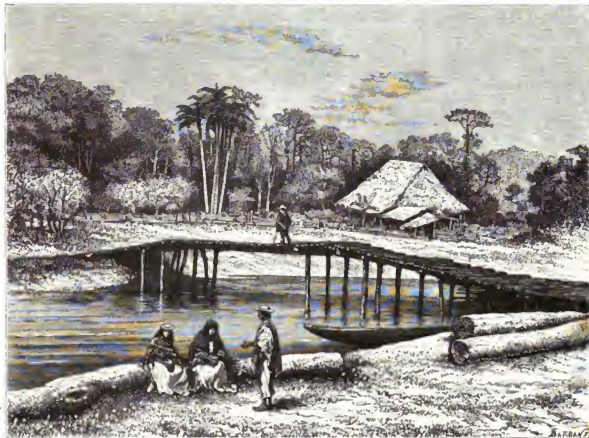
Innere eines Rancho in Agua Blanca bei Cali.

nichts, als schönen durchscheinenden Quarz, der meist weiß, | oryd gelb und nur ganz vereinzelt durch einen darin enthal-  
stellenweise aber von Manganorzyd violett oder von Eisen- | tenen chlorhaltigen Stoff grün gefärbt war. Letztere Kry-

stalle hatten den Indianer und die beiden Einwohner von Cali getauft, und André konnte ihnen mit voller Ueberzeugung den Rath erteilen, ihre Nachforschungen einzustellen.

Reizend sind die Ausflüge thalwärts oder auf der Straße nach Bijos, die André unternahm, theils um zu botanisiren, theils um diesen oder jenen Rancho auf der Pöbde, besonders den, welcher die „Einsiedelei“ heißt, zu besuchen. Stets kann man sich davon überzeugen, daß in diesem Lande das geringste Maß von Arbeit hinreicht, um Uebersuß und Sorglosigkeit zu erzeugen. Ein Rancho bei Agua Blanca ist eine Art Indianerhütte, die ganz aus Bambus besteht, überall der Luft freien Zutritt gewährt und in einem einzigen Raume alle zum täglichen Leben nothwendigen Gegen-

stände in malerischem Durcheinander enthält. In der Mitte des breiten Thales, auf den Lichtungen, welche von Psittiren und Fledern eingenommen werden, neben den Hainen der „palma real“ (*Cocos butyracea*) hat die Landschaft unter dem Einflusse des warmen Klimas den Charakter des Kühigen und Großartigen. Jeden Moment zeigt sich ein Bild, das in seiner halben Wildheit für ein europäisches Auge bezaubernd ist. Da steht man z. B. an dem Ufer eines kleinen Flusses, der ruhig dem Cauca zufließt; über denselben führt eine auf wenigen durch Querschläger verbundenen Pfählen ruhende Brücke, die mit gespaltenem Bambus belegt ist. Daß Maultiere dieselbe passiren, ohne mit den Brinen hindurchzutreten, ist ein stetes und noch unerklärliches Wunder. Am Rande



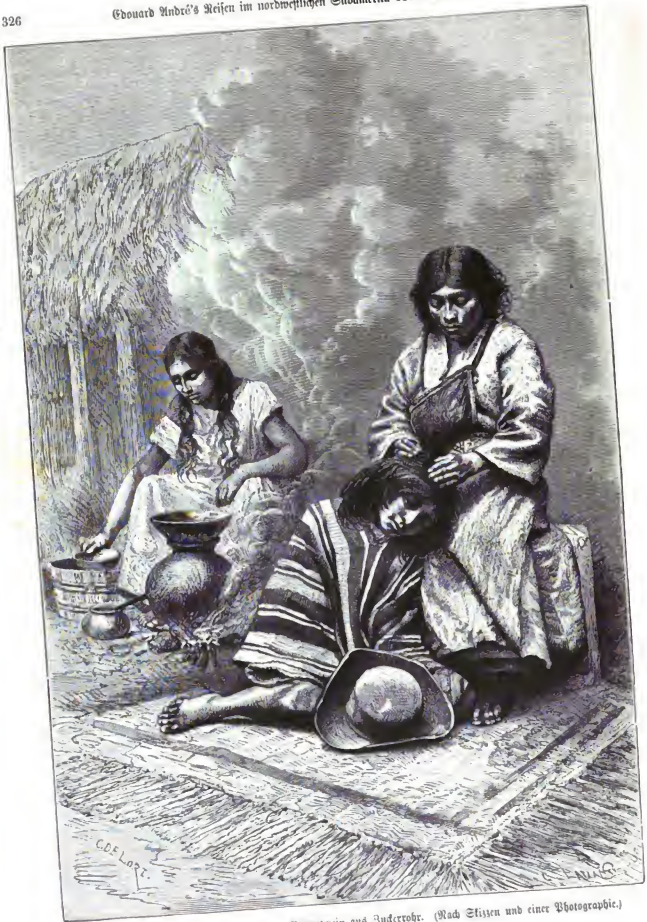
Landschaft im Cauca Thale bei Cali.

des unläuglich durch Feuer getödteten Waldes steht eine Hütte oder Rancho, an den Seiten offen, mit verlängertem Schuttdache, das Ganze aus Bambus gebaut und mit Palmblättern gedeckt. Beim Ausroden des Waldes sind einzelne schöne Gruppen der Kaspelpalme (*Bactris major*), der einzigen dortigen Palme, welche mit mehrfachen Stämmen wächst, verblieben worden, wohl aus instinctiver Achtung vor ihren schönen Formen — denn sie ist sonst zu nichts zu brauchen.

Tritt man in solche Hütten hinein, so findet man schmutzige Kinder, die bis zu ihrem zwölften, dreizehnten Lebensjahre völlig nackt gehen. Die Hausfrau bereitet aus Wasser und Zuckerrohr Uchida und der Mann ist draußen, mit Jagd oder Fischfang beschäftigt. Alles ist zertrümpf, und Niemand kümmert sich darum; allerlei Insekten siedeln sich auf den Leibern der Menschen an und werden dort selten gestört:

nur ganz gelegentlich einmal unternimmt eine Mutter eine „caza de piojos“, wie man sie auf unserm letzten Bilde dargestellt findet.

Interessant ist die Bereitung des Branntweins aus Zucker, die bald in den Hütten, bald unter freiem Himmel stattfindet. Es giebt nichts primitiveres als die Retorte der armen Leute in Cauca: auf den drei Steinen der schon früher beschriebenen Tulpa (Ferd) steht über einem Feuer ein gewöhnlicher Topf, der zur Hälfte mit gegohrenem Zuckerrohrsaft gefüllt ist; in seinen Bauch ist nahe am Halse ein Loch gebohrt und dahin ein Stück Bambusrohr gesteckt, das nach unten geneigt und außen offen ist und an welches innen ein kleines Tellerchen befestigt ist. Der Topf ist mit einer kupfernen Wanne bedeckt, welche mit kaltem Wasser angefüllt ist und als Condensator dient. Der Alkohol fällt



Mütterliche Sorgen und Bereitung von Branntwein aus Zuckerrohr. (Nach Skizzen und einer Photographie.)

in Tropfen auf das Zeltleichen und läßt durch die Bambensrübrer, die, um das Entweichen des Dampfes zu verhindern, mit etwas Baumwolle verstopft ist, in ein untergelegtes Gefäß. Die ganze Arbeit der damit beschäftigten Person besteht darin, von Zeit zu Zeit aus einem dabei stehenden Krüge das kalte Wasser zu erneuern.

Die Armut dieser Leute mag noch so groß sein — das hindert sie nicht, einem Fremden, der sie besucht, alles, was sie besitzen, eine Cigarre, einen Schluck Cacha oder Aguardiente, Orangen oder Bananen anzubieten. Nie wird man auf irgend welche Bitte eine abschlägige Antwort erhalten, und mit vollem Rechte heißt Canca „das süße Land des Ja“.

In Cali hatte André endlich dem Klima seinen Tribut zu entrichten: er bekam das Fieber, das seine Kräfte mehr-

lich mindern. Um die Reise nach Süden fortzusetzen und den Äquator noch vor Eintritt der schlechten Jahreszeit zu erreichen, bedurfte es aber noch langer Wochen, um nicht zu sagen Monate schwierigen Reisens, und namentlich nahe jetzt der schlimmsten Theil, die Ueberschreitung der Hochebene von Pasto. André ergänzte also seinen Maulthierbestand, entließ seine Pone, mietete einen neuen, der ihn bis Quito begleiten sollte, und ließ Freig und seinen Diener alsehalb aufbrechen, um ihnen drei Tage später nach Wiederherstellung seiner Kräfte zu folgen. Am 11. April um 11 Uhr gaben ihm seine angenehmenen Freunde Cordeba und Valencia einige Kilometer weit das dort übliche Geleite, lernten mit ihm an dem Punkte, der den Namen Cristales führt, den Abschiedstrank, schüttelten sich und ihm nach Vandesitte unter einander die Daumen und trennten sich von ihm unter zahlreichen Versicherungen unwandelbarer Freundschaft.

## Die Zukunft der Indianer.

### IV. (Erste Hälfte.)

#### Der heutige Zustand der Indianer.

Von Prof. Georg Gerland in Straßburg.

Bis jetzt haben wir wenig Erfreuliches gesehen. Wenn auch das Hinschwinden keineswegs für die Theorie sprach, daß die kulturellen Völker der Civilisation, der höheren Bildung erliegen, welche sie nicht vertragen können, da sie nur für niedrigere Entwicklungsstufen geschaffen sind: ein allgemeines Abnehmen fanden wir doch und fanden es auch bei anderen der besprochenen Völker, nicht bloß bei den Californiern.

Aber wenn wir nun unsere Blicke nach dem Osten wenden, so gestalten sich die Verhältnisse weit günstiger. Ueber die Indianer Canadas handelt ein lehrreicher Artikel dieser Zeitschrift Bd. XXXII (1877), S. 75 f. Er bestätigt, gestützt auf die officiellen Berichte, die Thatsache, welche auch jener Times-Artikel erwähnt, daß die Indianer Canadas im Allgemeinen ein Anwachsen zeigen, und daß, was für uns von besonderer Wichtigkeit ist, gerade diejenigen Stämme an Wohlstand nicht nur, sondern auch an Kopfszahl zunehmen, welche die Civilisation der Weißen angenommen haben. Sie erliegen also der Civilisation nicht: vielmehr bekräftigen sie jenen Ausspruch Wallace's, daß nur die Annahme der Civilisation die kulturellen Völker retten kann. Ueber die Indianer des Nordwestgebietes und Britisch-Columbias ist, wie wir sehen werden, nur sehr wenig bekannt; am deutlichsten zeigt sich das Anwachsen bei den östlichen Stämmen, bei den Six Nations, den Mississagias, den Mohawt u. s. w., ebenso aber auch bei manchen Stämmen der Manitoba-Insel und des Nordens des Huronen-Sees, und bei verschiedenen Indianern Quebecks. In Betreff der Einzelheiten verweisen wir auf jenen Artikel, der den Lesern dieses Blattes vielleicht noch in Erinnerung steht.

Nur auf die Irokesen wollen wir hier etwas genauer eingehen, die uns zugleich aus Canada in das Gebiet der Vereinigten Staaten überleiten mögen. Ihr Name bezeich- net ursprünglich nicht ein einzelnes Volk, sondern einen Völkerbund (Irokesenbund), welcher die Seneca, die Cayuga, Mohawt, Oneida und Ononago, später auch (seit dem ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts) die Tuscarora um-

faßte; daher man den Irokesenbund auch die Fünf oder Sechs Nationen nennt. Von diesen nun lebten in Canada 1868, nach den officiellen Berichten von F. H. Blake, Consul der Vereinigten Staaten zu Hamilton, in Ontario):

Mohawt an der Oninte-Bay . . . . .	683
Six Nations vom Grand River . . . . .	2796
Irokesen von Caghawaga (Quebec) . . . . .	1601
Irokesen von St. Regis . . . . .	801

Im Ganzen 5881.

Die Zahlen aus den Jahren 1874, 1875 und 1876 lauten nach den officiellen Berichten des Canadian Indian Office):

	1874	1875	1876
Oneida an der Thames . . . . .	604	604	604
Mohawt an der Oninte-Bay . . . . .	784	804	822
Six Nations vom Grand River . . . . .	2996	3052	3069
Irokesen von Caghawaga . . . . .	1557	1511	1511
Irokesen von St. Regis . . . . .	904	922	947

Im Ganzen 6845 6893 6953

Jene Zahlen Blake's, des fremden Consuls, sind natürlich minder zuverlässig als die des Canadian Office, der englischen Regierung selber; jedenfalls aber zeigen sie einen stetigen Fortgang der Bevölkerungsziffer von 5881, oder, mit Dinzunahme der Oneida, von 6485 zu 6845, 6953. Die englischen Berichte zeigen auch bei den einzelnen Völkern einen durchaus regelmäßigen, gar nicht unbedeutenden Fortschritt von Jahr zu Jahr. Mallory berechnet denselben von 1868 bis 1876 auf 2 Procent, bei welcher Berechnung er jedenfalls jene oben angeführte Summe Blake's, 5881, mit der Endsumme des Regierungsberichts, 6953, vergleicht. Allein diese Rechnung ist nicht genau: denn der Regierungsb-

1) Annual Report 1873, 513.

2) Ebendasselbst 513. Mallory 357.

bericht zählt ja eben auch die Oneida mit, welche Wale nicht mitberechnet. Zählen wir diese nun zu Wale's Zahl hinzu, so erhalten wir in jenem Fortschritt von 6485 zu 6953 nicht ganz 1 Procent für das Jahr. Da aber die Zahl der Trofesen bei Wale wahrscheinlich zu hoch gegriffen ist, so können wir ruhig 1 bis 1½ Procent als Berichtigungssiffer der canadischen Trofesen annehmen. Für 1877 beträgt nun die Zahl der Trofesen in den Vereinigten Staaten 6715 Seelen, welche sich folgendermaßen zusammensetzt 1):

Seneca in Newyork und Pennsylvania . . . . .	2963
Seneca in Indian Territory . . . . .	235
Deftliche Shawnee (seit sehr langer Zeit mit den Seneca vereint) . . . . .	115
Onondaga, Newyork . . . . .	493
Oneida, Newyork . . . . .	249
Oneida, Wisconsin . . . . .	1324
Cayuga, Newyork . . . . .	184
Tuscarora, ebenfalls erst . . . . .	401
Indianer von St. Regis (auf der Grenze nach Canada, hauptsächlich von den Mohawt stammend, im 17. Jahrh. ausgewandert) 2)	751
Summa	6715

Leider läßt sich eine irgend genauere Berechnung des Fortschritts der angeführten einzelnen Völker, wie er in den letzten zehn Jahren stattgefunden hat, nicht anstellen, weil die Zahlenangaben theils fehlen, theils ungenau sind. Wir wollen die Angaben von 1860 (Report 1861), von 1865 und von 1877 zusammenstellen 3):

	1677	1689	1698	1763	1877
	Schätzung von Wentworth Greenbalgh	Zählung des Gouverneurs Bellomont	Zählung von Bellomont	Zählung Sir Will. Johnston's	
Mohawt . . . . .	300 Krieger	270 Krieger	110 Krieger	160 Krieger	822 <sup>2)</sup> Seel.
Cayugawaga, nach Canada ausgewanderte Mohawt	—	—	—	300 „	1 511 <sup>2)</sup> „
St. Regis Indianer, Mohawt's, in Canada und den Vereinigten Staaten . . . . .	—	—	—	—	1 698 „
Seneca . . . . .	1 000 „	1 300 „	600 „	1 050 „	6 382 <sup>4)</sup> „
Oneida . . . . .	200 „	180 „	70 „	250 „	2 177 „
Onondaga . . . . .	350 „	500 „	250 „	150 „	493 „
Oswegatchi, größtentheils ausgewanderte Onondaga . . . . .	—	—	—	80 „	—
Cayuga . . . . .	300 „	320 „	200 „	200 „	184 „
Tuscarata . . . . .	—	—	—	140 „	401 „
Summa . . . . .	2 150 Krieger 10 750 Seelen	2 570 Krieger 12 850 Seelen	1 230 Krieger 6 150 Seelen	2 330 Krieger 11 650 Seelen	13 668 Seelen

Bei den Oneida der Kolonne 1877 sind auch die am Thames-Stuß in Canada nach der Zählung von 1876 (606) mitgedreht, zu den Seneca 1877 die Six Nations vom Grand River nach derselben Zählung (3069). Die Schätzung von Wentworth Greenbalgh wurde auf einer Reise von Albany durch das westlich gelegene Trofesen-Gebiet gemacht, sie kann also auf Genauigkeit keine allzu großen Ansprüche erheben, ist aber, wie fast alle solche Schätzungen, eher zu groß als zu klein. Bellomont's Zählungen, officielle Re-

Seneca . . . . .	1860	1865	1877
Seneca und Shawnee, Indian Territory . . . . .	2871	—	2963
Onondaga . . . . .	—	280	350
Oneida, Newyork . . . . .	298	350 <sup>1)</sup>	493
Oneida, Wisconsin . . . . .	291	155 <sup>1)</sup>	249
Oneida, Wisconsin . . . . .	—	1064	1324
Cayuga . . . . .	151	—	184
Tuscarora . . . . .	334	370 <sup>1)</sup>	401
Indianer von St. Regis . . . . .	—	426 <sup>1)</sup>	751

Aber auch diese Zahlen zeigen ein stetiges Anwachsen der Bevölkerung, und das ist gerade deshalb von Interesse, als dieselben von verschiedenen Zählern, ohne irgend welche andere Absicht als die jedesmalige Kopfzahl zu finden, aufgestellt sind. Gerade ihre Zuverlässigkeit, ihre Unabhängigkeit hat für uns Beseitigung.

Summiren wir nun die Trofesen Canadas, 6953, und die der Vereinigten Staaten, 6715, so ergibt sich als Gesamtzahl der Trofesen 13 668; wobei wohl zu beachten ist, daß Major S. N. Clark bemerkt, sie seien eher unter als über der wahren heutigen Zahl der Trofesen 7). Diese Zahl ist nun von besonderer Wichtigkeit für uns: denn sie zeigt gegen alle früheren Angaben der letzten 200 Jahre, welche irgend zuverlässig sind, einen nicht unbedeutenden Zuwachs. Eine Reihe solcher früherer Zahlungen mag zur Vergleichung hier stehen, wobei jedoch zu beachten ist, daß die Siffern nur die Kopfzahl der Ringer angeben: daher man, um die ungefähre Gesamtzahl zu erhalten, die von diesen Siffern erhaltenen Summen mit 5 multipliciren muß. Nur die Kolonne 1877 zählt gleich die Seelen.

ports, wurden unternommen, um zu zeigen, wie groß die Verluste der Trofesen waren, die der damalige Krieg veranlaßt hatte und die allerdings groß genug sind. Sir William Johnston war Superintendent der Indianerangelegenheiten; er hatte lange unter den Trofesen gelebt, die ihn, den scharfsichtigen wohlwollenden Mann, auch ihrerseits liebten und achteten 8). Alle eben zusammengestellten Zahlen sind

1) Census von Newyork 1665.

2) Ann. Rep. 1877, 513.

3) Zählung von 1876.

4) Einschließlich der östlichen Shawnee.

5) Ann. Rep. 507.

1) Ann. Rep. 1877, p. 513; vergl. 292, 298, 304.

2) Walker 357.

3) Ann. Rep. 1877, 511 seq.

den Documents relating to the Colonial History of the State of New York sowie der Documentary History of the State of New York von Morgan (1849 bis 1850) entnommen und zusammengestellt von Major Clark im Annual Report von 1877 <sup>1)</sup>. Sie sind, obwohl wir nur einige wenige aus der Reihe der Jahre ausgehoben haben, äußerst wichtig und lehrreich; denn sie beweisen und bezeugen die unablässige Tendenz des Anwachsens, bis dann irgend ein äußeres Ereignis, der Krieg um 1690, eine starke Verminderung hervorbringt, an welche sich aber sofort wieder ein Anwachsen anschließt. Zugleich lehren sie, daß dies Anwachsen auch heute noch weitergeht, wenn auch langsam und beim Ueberblick über das ganze Jahrhundert noch durchaus nicht nach regelmäßiger Volksentwicklung, wozu freilich auch die Verhältnisse der Tralefen nicht angethan waren; jedenfalls aber jäh und andauernd genug, daß wir mit Mallery Schoolcraft's „Rathgeberweisheit“ vom Hinschwinden des rathen Mannes vor dem Hauche der Civilisation durch sie völlig widerlegt sehen werden.

Klarer und schärfer zeigt sich diese Widerlegung, wenn wir die Zahlen der letzten Jahre betrachten: 1875 zählte man in den Vereinigten Staaten 6624 Tralefen, 1877 aber 6715, also ein Mehr von 91 Köpfen, 1 bis 1 1/2 Prozent. Und gerade in den letzten Jahren sind die Tralefen immer vertrauter mit der Civilisation geworden. Hierüber geben die Berichte G. Sherman's, Agenten für die Indianer Newports, interessante Belege, denen wir das folgende entnehmen. In der ganzen Agentenschaft von Newport sind 31 Schulen, in welchen acht Monate in jedem Schuljahr unterrichtet wird. Von acht Reservationen der Agentenschaft besuchten 1645 indianische Schüler zwischen 5 bis 21 Jahren diese Schulen, unter diesen 1246 längere Zeit im Jahre. Die tägliche Schulfrequenz betrug innerhalb der acht Monate des Schuljahres durchschnittlich 623 Schüler; 1106 besuchten die Schule einen Monat oder länger während des einen Schuljahres. Die Indianer selber zahlten 480 Doll. für die Schulen, von denen im Uebrigen 27 von dem Staat Newport, eine von Pennsylvania und drei von Missiongesellschaften unterhalten wurden. Von den 27 Lehrern der 27 Schulen des Staates Newport waren 9 Indianer, welche eine sorgfältige Vorbildung genossen haben und ganz Bortreffliches leisteten: ihre Stunden wurden von den Indianern am meisten besucht. Die größte Schule der Agentenschaft, vereinigt mit dem Thomas Orphan Asylum zu Cattaraugus, mit täglich etwa 90 Zuhörern, wird allein von indianischen Lehrern geleitet und ist eine wahre Musterschule <sup>2)</sup>. Von der Cattaraugus-Reservation sagt derselbe Agent <sup>3)</sup>: Obwohl die Indianer von Cattaraugus gemeinsame Feldwirtschaft betreiben und die gewöhnlichen Anreizungen anderer Völker zur Industrie nicht haben, so haben sie doch in den letzten 20 Jahren gute Fortschritte in der Civilisation gemacht. In dieser Zeit ist ihre Volkzahl von 1179 auf 1817 angewachsen. In Erziehung, Intelligenz, Wohlstand und Comfort des Lebens sind ihre Fortschritte durchaus beachtenswert. Die Iroquois Agricultural Society der Indianer des Staates Newport, welche unter Staatsregeln steht, hielt ihre jährliche Festsammlung und ihre Viehschau auf der Reservation. Sie war zahlreicher besetzt als je und die Ausstellung von Früchten, Gewächsen und Korn sprach außerordentlich zu Gunsten der Indianer. Die Einnahme der Festsammlung betrug über 1400 Doll., welche meist als Prämien an die Aussteller veranlagt wurden, die mit 1300 Artisten die Ausstellung besichtig hatten.

<sup>1)</sup> Annual Report 1877, p. 604 f.

<sup>2)</sup> Ebendaletzt p. 163.

<sup>3)</sup> Ebendaletzt 164 f.

Drei Tage im September 1877 wurde eine Wähligkeiterversammlung auf dieser Reservation abgehalten. Die Sache war eingerichtet von den vornehmsten Indianern, von denen 70 von anderen Reservationen gegenwärtig waren. Vier indianische Versuchsanstalten waren da und fast alle Reber Indianer. Der Entschlußdamm war groß. Die Indianer der Reservation wohnten in Scharen der Versammlung bei, indem sie die große Presbyterianskirche ganz füllten. Einige waren mehrere hundert Meilen hergekommen, um zuhause, abgesehen von den Delegierten aus Wisconsin und Canada. Die Indianer der Agentenschaft scheinen sich sehr klar darüber zu sein, wie wichtig es ist, daß sie sich von dem Gebrauch der Spirituosen schillen, welche ihrer Race so mächtigen Schaden zufügen haben. Sie haben Wähligkeiterversammlungen auf allen Reservationen und ein merkwürdiges Fortschritt läßt sich neuerdings nach dieser Seite hin nicht verkennen, wie sie auch sehr eifrig die Handhabung der Gesetze gegen die Branntweinterläufer fördern.

Die Seneca von der Allegany- und Cattaraugus-Reservation sind inforportirt durch die Gesetze von Newport unter dem Namen „Seneca Nation of Indian“, mit dem Rechte, über alle Fälle, ihr Gemeingeitigum betreffend, von den Staatsgerichtshöfen klagar zu werden durch einen besonders für sie bestimmten Anwalt. Sie haben seit etwa 30 Jahren eine Art von republikanischer Regierung, mit einem Präsidenten, Parlament, Schatzmeister und Sekretär, die jährlich durch Abstimmung gewählt werden, ebenso ein Friedensgericht auf jeder Reservation, welches die Streitigkeiten zwischen Indianern schlichtet und über das Vermögen Verstorbenen Bestimmungen trifft.

Das Thomas-Ash für verwaiste und hilflose Indianerkiner ist auf dieser (der Cattaraugus-) Reservation und gehört zu den Staats-Wohltätigkeits-Anstalten Newports; die jährlichen Kosten betragen 9500 Doll., verpflegt werden durchschnittlich 90 Indianerkiner. Es gehört zu den segensreichsten öffentlichen Wohltätigkeitsanstalten.

Die 81 Seneca der Cornplanter-Reservation (Nachkommen des Häuptlings Onant-wa-ha oder Cornplanter, dem die Reservation 1796 zur Belohnung seiner Dienste gegeben wurde) haben gleiches Recht mit den übrigen Seneca, sind ein betriebamer, mäßiger Stamm, gute Landwirthe und nehmen jährlich an Kopfsahl zu. Die Auetheilung des Landes an die Einzelnen hat sehr zu ihrem Ueberdenn beigetragen, indem sie dadurch zu selbständiger Thätigkeit und Industrie angeregt wurden.

Die Tuscarora, dieser ehemals so kriegerische Stamm, ist jetzt christlich und civilisirt. Ihre Häuptlinge bauten das erste Schulhaus 1831 und stifteten unter Befehl John Elliot's, ihres Missionärs, einen Wähligkeiteverein von hundert Mitgliedern. — Ihre Schiffe scheinen dazu beigetragen zu haben, daß sie selbständige sind als die übrigen Indianer der Agentenschaft. Sie empfangen keine Gebarmutungen, sondern nur Versicherungen von nützlichen Gegenständen, im Werth von 90 Cento pro Kopf. Sie sind eine mäßige, fleißige, betriebame Ackerbaubevölkerung und ihre Pflanzereien, Produkte, Gebäude, Geräte brauchen den Vergleich mit den weißen Nachbarn nicht im mindesten zu scheuen <sup>1)</sup>. Ebenso werden die Oneida und die Et.-Regie-Indianer gelobt. Wenn nun auch andere Stämme, und andere Reservationen nicht so hoch stehen, wenn alle diese Indianer Unterstufungen vom Staate empfangen, die Seneca j. B. (auf vier Reservationen) 11 902 Doll., wenn also hier für die Zukunft noch viel Arbeit übrig bleibt (und bei welchem Kauten wäre das nicht ebenfalls), so können wir unsere Betrachtungen

<sup>1)</sup> Ebendaletzt 167.

über die Trofsen doch mit festem Fug und Recht mit der Behauptung beschließen: die Trofsen sind der Civilisation nicht erlegen, sie sind nicht vor ihrem Hauche ausgestorben und werden nicht aussterben, sondern in Zukunft sich immer

mehr und mehr entwickeln und vermehren; durch ihre Geschichte ist die Theorie des Aussterbens der Naturvölker auf das Schlagendste widerlegt.

## Von Dr. Max Buchner's Reise in Angola.

Die in No. 17 dieses Bandes S. 272 erwähnten Briefe Dr. Buchner's liegen uns jetzt vor als Vorkäuflicher Abdruck aus den Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland, Heft 3<sup>e</sup>, so daß wir im Stande sind, Einzelheiten daraus im Auszuge mitzutheilen. Der erste Bericht, datirt Donbo, 2. Januar 1879, handelt von seiner Ankunft in San Paulo de Loando (vergl. Abbildung der Stadt und ausführlichere Beschreibung „Globus“ XXX, S. 308 ff.), von der Lage derselben, ihren Beschäden, europäischen und einheimischen Bewohnern, dem Klima und der Hygiene, dem Charakter der Umgegend, dem Donbel, der Geologie und der Dampfsahrt bis Donbo. Ueber die eingeborene Bevölkerung und die Fahrt auf dem Goango berichtet der Reisende folgendermaßen:

Die Regerbewölkerung von Loando und von Angola überhaupt scheint mir eine der häßlichsten und zugleich düstestforbistigen zu sein. Man sieht unter ihr keltten schöne, wohlgebildete Gestalten, dagegen einen Ueberfluß an Krüppeln oder Art und an Mißden, welche letztere gewöhnlich gleich zu zweien oder dreien von Kindern an Stöcken herumgeführt werden. Gekno verpochst sich hier zu Lande die Hunde und Hoken, von denen man niemals ein gutes und schönes Individuum und selten eines mit umgekehrten Augen und Gliedern findet. Die Kleidung der Männer niedrigen Standes vorrirt in allen Graden der Lumpigkeit und in allen möglichen Zusammenstellungen, aber anständig sind eigentlich nur die Soldaten mit ihrem weißen Hosen, weißen Knieps und schwarzen Waffenscheiden gefleidet. Bei den Frauen herrscht allgemein die biblische Gewandung, das heißt jene Form, welche aus unseren Heiligenbildern bei den Madonnen und bei den Magdalenen üblich ist. Mehrere große, bis zu den Fersen herabreichende Tücher werden über den Brüsten und unter den Schultern am den Leib gewickelt, darüber wird noch ein weites, bis zu den Waden herabfallendes Tuch geworfen, welches mit materiellem Fattenwurf den Kopf beschattet und die Schulter verhüllt. Sänglinge werden mittels eines eigenen Tuches an den Rücken festgebunden, und zwar so, daß sie die Hüften der Mutter ritztlings mit den Beinen umfassen müssen, während der Kopf ohne Stütze bleibt und es ihm freisteht, beim Schlafen nach vorn oder nach hinten überzurollen. Als Untergetwand sind in Loando hauptsächlich blaue und weiß gefärbte Stoffe beliebt, ob Ueberwurf dient am häufigsten ein Tuch von schwarzer Farbe. Vielleicht wollten die Trägerinnen damit zeigen, daß es noch etwas Schwarzeres giebt als ihr Gesicht. Die Weiber sind in Bezug auf die Tracht konservativer als die Männer. Man sieht nur annehmbarerweise europäisch gefleide Regentinnen, und selbst die schtzeichen „Amigos“, jene Frauenzimmer, mit denen die Europäer hier in wilder Ehe zu leben pflegen, tragen sich noch der allgemeinen Sitte ihres Volkes und zeichnen sich nur durch etwas Paß aus. Das es dagegen ein männlicher Regler zu ebens gedroht, ist er irgendwo Kommiss oder gar Zollbeamter geworden, so fleidet er sich vollständig nach Art der Europäer und rechnet sich zu diesen.

Sehr vortheilhaft stehen durch Keimlichkeit, stoffliche Erziehung und solche Haltung die vielen Kabinas-Regler ob, welche größtentheils als fest angestellte Diener in den

Bonblungsbäusern arbeiten, während die Einheimischen als Wasser, Last- und Nachhilsträger ihre poor Mancas zu verdienen suchen müssen. Die Kabinas sind fast ausnahmslos mit kurzemeligem Joden und langen, bis zu den Knöcheln herabreichenden, vorn in einen Knoten geschlitzten Tüchern bekleidet. Sie leben als eigene Gemeinde unter einem eigenen Schulzen in einem eigenen kleinen Dorfe am Uferende der Stadt in der Nähe des Forts Pendo zusammen. Das sehr viel beträchtlichere Dorf der Einheimischen liegt im Hintergrunde der Stadt und sieht sich beide Völkungen des bereits erwähnten Tboles hinauf. Bei der richtigen Beleuchtung von dem gegenüber liegenden Berge aus betrachtet gewöhnen die ans lebhaft siegelrothen Bekleidungen und granen strapuzigen Tüchern beklebenden Hüften derselben, zu regelmäßigen Vierecken gruppiert und durch breite Strofsen hellgelben Sandes getrennt, einen ungemein festlichen Anblick.

Am 20. December schiffte ich mich auf dem Dampfer Gunga nach Donbo ein. Die Gunga ist so flach gebaut, daß sie selbst in Loando bis ans Vollmeer herankommen und direkt vom Lande weg laden kann. Es war aber trotzdem keine geringe Aufgabe, all mein Gepäck möglichst zu verladen und unbeschädigt an Bord zu bringen. Da zu gleicher Zeit auch der Dampfer Banana des Holländischen Hauses und der nach Europa fähige Postdampfer Benguela laden und alle die Leichter für diese beiden rings um die „Gunga“ herumlagern, so herrschte am Vollwerk ein immerwährendes Gemüth von schreienem Regen, die mit ihren Koffelkästen und Oelfässern sich die Pfade kreuzten, und aus demselben Grunde waren meine Freunde vom Holländischen Hause verhinert, mir herauszugehen. Unter solchen Umständen ließ es sehr ausfallen, daß keine von meinen theils durch Lmapoden, theils durch Einkäufe auf 36 vermehrten Nummern einen unrichtigen Weg einschlug, hier, daß man mir im Wirtmar nicht auch noch fremdes Gut mit auf die Frachtwaage warf, dort den Träger nachzulassen, damit sie das Genozene auch richtig an die „Gunga“ und nicht nach irgend einem Leichter schlepten, und zugleich immer wieder nachzufragen, ob die ollenholken lauernden schwarzen Diebe nichts gestohlen hätten. Daun das ewige Regergemüth und eine langende Sonnengluth — es war ein hartes Stück Arbeit. Ich schloß mich sehr glücklich, als ich dem Kaiserthum der „Gunga“ entlassen durfte mit dem Bewußtsein, ob 36 Nummern wirklich an Bord zu haben.

Küste. Im Wirtmar ging's fort. Als ich früh um 5 Uhr auf Deck kam, starrten mir eben wieder dem Lande zu, von dem wir uns im Bogen entfernt hatten. Es war wieder ganz derselbe Strich und wie wohl überall an der Küste Angolos. An einer Stelle bemerkte ich auch dieselben bizarren Auswüchsigkeitliche wie zu Loando, und gleich darauf sah ich deutlich die eine schmale Bank mit den Steinern sich oben entlang ziehen. Empfindlich und Beobachtungen ganden und hier aus den tiefsten Wäldern, welche die siegelrothe Kante fränten. Um 8 Uhr pöferten wir eine Linie schumigen Schäumens, innerhalb deren das bisher klar grüne Wasser sofort eine trübe gelbliche Färbung annahm und welche im Halbkreis einen mindestens eine Seemeile im Durchmesser betragenden Borhof des Goango abgrenzte.

Eine weite Mulde niedrigen, dicht mit Wald bedeckten Schwanenlandes öffnet sich an der Küste, und bald darauf waren wir an der Barre. Diese ist eigentlich nur die unterste feste Fortsetzung einer sandigen Halbinsel, die sich von Süden her wie ein Kegel vor die Mündung des Flusses legt, und kenntlich schon von weitem durch die langen Ketten der über ihr sich brechenden Wellen. Mitten hinein in diese gefährlich erscheinende Brandung herrschte fest unser Schifflein. An einer ganz engen Stelle brechen die Wellen sich nicht. Dort müssen wir über die Barre. Und wirklich sprang unsere „Gunga“ leicht und geschickt über die Wogen, ohne den Grund zu berühren, und ehe wir uns versehen, waren wir im ruhigen Wasser zwischen der Halbinsel und dem Festland, umringt von Scharen rothrother Flamingos und langschwänziger Pelikane.

Fahrt auf dem Goanza. Gleich da, wo der Goanza beginnt, ist die erste Station ein einzelnes Haus aus Stein, im Hintergrund Rosaspalmen und eiförmige Regerhütten mit rundem, zu einer Spitze ansgesogenem Dach. Hier begrüßte ich als alten Bekannten denselben steifblättrigen Convolvulus wieder, der auch an der Südküste allenthalben den sandigen Strand überzieht. Am jenseitigen fälschlichen Ufer, am Fuß eines Baobabstümpfes, standen im Schiff zwei große Fächerpalmen, die ersten und letzten, die ich bis jetzt gesehen. Nachdem wir das für uns berechtigtigende Brennholz eingenommen, fuhren wir den Goanza hinauf.

Der Goanza, so wie ich ihn damals reich an Wasser gesehen, behält von seiner Mündung bis nach Dando so ziemlich überall dieselbe Breite, die ich auf höchstens 200 m schätze, und seine Ufer sind dort überall mit geringen Unterbrechungen flach und lumpig. Oft fährt man lange, ohne weit und breit einen Hügel in Sicht zu bekommen. Viele Goanza-Niederung reicht bis Dando hinauf, erst von Dando an beginnen die Berge im Zusammenhang aufzutreten. Wir fuhren zunächst, so lange das Wasser nach solig war, durch das salzige Grün eines Mangroveforstes hin. Dann folgten abwechselnd gewöhnliches Schilf und Papyruschilf, färschliche Dichtke glänzender Vordröspalmen und Dusch und lumpige Büsche. Delpalmen traten am Ufer auf und wurden immer zahlreicher, und schließlich blieb der Delpalmenhaum, gemischt mit Gebüsch und anderen grünländchen Laubbäumen, unter denen die stattliche Kafurane (*Eriodendron anfractuosum*), dahinter verborgen die lumpige Eibe, anscheinend ohne höhere Pflanzenwuchs, der stehende Charakter der Laubholz. Hätte man mir's nicht gesagt, daß ausgedehnte Lagunen zu beiden Seiten des Ufers lagen, ich hätte es nicht erfahren. Vom Schiff aus war davon nichts wahrzunehmen. Die Lagunen von einigen unbedeutenden Grasinseln und Sandbänken schien der langsam dahingleitende Fluß gleichmäßig von zwei Reihen äppiger Vegetation eingegeben zu sein.

Hier und da taucht plötzlich aus dem Schilf ein Stüchchen festgestampfter Erde auf und ein paar elende Fächerhütten mit elender Einwohnerschaft darauf, oder ein einzelner Fächer begegnet uns, einig sein schmalen Canoe dem Schiffstroch entlang rudert. Erst weiter oben werden die Ufer belebter und dann passiren wir östere Dörfer, deren Bevölkerung und mit lautem Geschrei begrüßt. Maniaphlanzen und Maisfelder umgeben die einzelnen Wohnplätze. Eidechsen und Hahnen, Reiter und Cormorane fliegen lautlos vor uns auf. Bergabends spähte ich nach Krotziblen, ohne welche den Auslagen aller gemäßigten Länder nicht gedacht werden kann. Aber ich habe kein einziges gesehen, da es in Folge des Wasserreichthums an den nörhigen Sandbänken fehlt. Sie fallen hier und da Menschen in den Fluß ziehen, und vor manchen Dörfern finden sich deshalb eingezäunte Halbfreie am Rand desselben, damit die Weiber hier ungeschädelt Wasser schöpfen können. Andererseits aber scheint die Furcht vor Krotziblen auch wieder nicht allzu groß zu sein. Denn ich sah mehrmals Eingeborene im Fluße sich baden. In den Lagunen des Goanza sollen Hippopotami häufig sein und

ihr Geschrei wurde mir jede Nacht in Aussicht gestellt. Aber nicht einmal diese beschriebene zoologische Verfriedigung sollte mir zu Theil werden.

Calamba war die erste größere Station, die wir um 5 Uhr Abends erreichten und in deren Nähe niedrige Hügel ziemlich nahe bis an den Rand des Flusses heranrückten, und zwar nicht bloß auf der südlichen oder Kiffamaforte, sondern auch auf der nörhigen. Diese Schiffsverwerf und zwei alte abgelastete Dampfer, welche derselben englischen Compagnie wie unsere „Gunga“ gehörten, lagen am Ufer, und unter dem nicht fehlenden schwarzen Gesindel warteten mehrere Engländer, Schiffingenieur, unserer Ankunft. Eine Reihe von Kotospalmen hing dichtgedrängt auf den Masten der Weberschiffe, gänzlich jenseits von diesen ewig rastlosen und geschwätzigen Vögeln. Wir fuhren nach demselben Tag und, da es hell war, spät in die Nacht hinein bis nach Van Jesus, wo wir den Morgen erwarteten. Von Jesus ist eine große Juckerplantage, in einer weiten Ebene gelegen, welche niedriger ist als das Niveau des Goanza. Das Juckerrohr wird hier nicht in Jucker, sondern gleich in Regerrum anlässlichlich für den Handel nach dem Innern verarbeitet. Herr Schulze, ein deutscher Landmann, ist der Leiter des Distrikts. Ich habe mit ihm ein paar sehr angenehme Stunden verplaudert.

Leider blieben wir den ganzen folgenden Tag und die ganze folgende durch Schmalen (ich sehe nicht ein, warum diese elenden Geschöpfe immer nur pauslich angedredt werden sollen, die Rossitas sind nicht anders als unsere Schwäne) und Hitze ziemlich unangenehme Nacht in Gunga, wo wir auf den kleinen und äußerst eleganten Dampfer *Silva Americana* umluden. Denn von jetzt ab wurde für den Dampfer Gunga der Fluß unanfahrbar. Die Station Gunga besteht nur aus einem einzigen Haus, welches der Dampfergesellschaft gehört, und liegt ebenfalls in einer reizlosen Ebene. Das Gras war bereits so hoch, daß man nicht weit gehen konnte. Ein alter betrunkenen Regier, von dem man sagte, daß er ein Ehibi, ein Häuptling, sei, trieb sich am Ufer herum und producirt sich tanzen und singend vor uns mit unwiderstehlicher Komik. In Calumbo hatten wir viele schlanke Baumstämme, die am Fußende geteert waren, an Bord genommen und warfen sie hier ans Land. Es waren die Telegraphenstangen für die schon lange bis nach Dando projectirte Telegraphenlinie. Ich mußte herzlich lachen über diese Telegraphenstangen. Denn in Doanda hatte man mir gesagt, daß der Telegraph nach Dando in der nächsten Woche eröffnet werden sollte, und ich hatte bereits mit dem Director des Observatoriums, dem Truente Goelso, die schönsten Pläne zu einer telegraphischen Stangenbestimmung Dando verabredet. Da lagen nun die Stangen am Ufer, so sie wohl noch ungefähr ein Jahr liegen blieben werden, und in Doanda war das Projekt noch nicht einmal bis zu diesen allerersten Grätzschloffen gediehen.

Der kleine „*Silva Americana*“ brachte uns den folgenden Tag mit überraschender Schnelligkeit vorwärts, so daß wir schon am Abend in Danda waren. Dieser letzte Tag war landschaftlich der gemüthlichste. Calucalla, eine Pastorei des holländischen Hauses und eine stattliche Ercheinung wie alle Pastoreien dieser Gegend, dann Maxima, bekanntlich der einzige Punkt, den die Portugiesen auf der südlichen Seite des Goanza dem unabhängigen Volk der Kiffama vorzuenthalten vermochten, flagen vorüber. Der Kapitän nahm sich nicht einmal die Zeit, um zu halten, sondern warf die Briefe, an einen Stab gebunden, ans Ufer. Maxima ist sehr malerisch gelegen, ein kleines Dorf auf einem Hügel oben, weiß vom bunten Hintergrund waldiger Berge sich abhebend, und unten eine lächerlich große steinerne Kirche, neben der sich das Gewimmel der grauen Strahlhütten gar wenig anhörmmt. Wieder wurde die Abend flach und rechts in der Ferne erschien ein hohes blaues Gebirge, das Land der ebenfalls freien Libolo bezeichnend. Um 3 Uhr hielten wir in Raf-



fangens, wo wir einen Passagier ans Land setzten, und bald darauf zeigte man mir auf den grauen Bergen war und ein hochgelegenes Gebirge, das Hospital und zugleich verfallene Fort von Dondo. Ueberall waren jetzt Berge vor uns und um 5 Uhr waren wir am Ziele.\*

Der zweite Brief (Dondo, 14. Januar 1879) berichtet zunächst von einer Bestimmung der Breite Dondos, die er nach dem Saune zu 9° 41' 19", nach dem Canopus zu 9° 40' 57" erhielt (Schült 9° 42' fäbl. Br.). Die Meereshöhe des Ortes fand er nur 37 m (nach Schült 70 m). Dann folgt die Beschreibung eines Ausfluges nach dem Gombambe-Fall, wo der Goanza über den granitnen Wall stürzt, „durch den sämtliche Flüsse Westafrikas sich eine Pforte brechen müssen.“ Dann wird Dondo geschildert.

Dondo, dieses giftigste Fiebernest von ganz Angola, weit berüchtigt wegen seiner Hitze, in dem der Weisse zu beständiger Kränklichkeit verurtheilt ist, wo man es kaum wagen darf, während des Tages weiter als eben nur über die Straße zu gehen, liegt, wie bereits erwähnt, gerade am obern Ende der Goanza-Niederung, gerade da, wo sich diese mit einer dreieckigen Ducht zwischen die Berge hineinschiebt. Die vollständig eben gelegene, mit einer Zane von Maisfeldern umgebene Ortschaft bedeckt einen verhältnißmäßig ziemlich ausgedehnten Raum, da alle die in ziemlich und sehr unentsprechendem Stil gebauten feineren Häuser der Kaufleute weite Höfe und Logerkuppen umschließen. Es mögen davon ungefähr fünfzig hier sein. Vier oder fünf besitzen ein oberes Stockwerk, alle anderen haben nur ein Erdgeschloß. Glasthüren giebt es hier nicht mehr, sie sind auch gänzlich entbehrt bei der gleichmäßig schwülen Temperatur, die hier Jahr aus Jahr ein herrscht. Eine sehr schadhafte Kirche, die äußerlich keine Schmadde entbehrt, eine Kapelle und ein Gefängniß, das besten verittertem Innern beständig schwarze Gesichter heranzuehrt, dann oben auf dem Berge das höchst dürftige Hospital und zugleich verfallene Fort mit drei zerbrochenen Kanonen sind die öffentlichen Gebäude. In der Mitte ein großer viererziger Platz, mit Gajobäumen (*Spondias lutea*) aus Brasilien bepflanzt, und einige gerade breite Straßen, überall voll Unrath, dahinter und außen herum drei oder vier Gruppen von Negerdörfern mit ihrem Labyrinth schmaler, schmägiger Gassen von Strohhäusern und Strohhütten, dann vorn am Palmenufer des Goanza eine zertrümmerte Mühle, auf welcher die kleinen, schwächlich aussehenden Kinder und Jünger der Gemeinde weiden und wo unter Tomarinden, Mosumeros und Cajos der tägliche Markt abgehalten wird, sind die wichtigsten Lebenswürdigkeiten. Namentlich der Markt mit den großen zu Reihen geordneten Schüsseln weiß schimmernden Maniokmehl, mit den Haufen von Maiskolben, von Bohnen und Erbsen, von Brennholz und gedörrten Fischen, hinter welchem robuste schwarze Fölerinnen sitzen, um die sich unter dem nie fehlenden Gesäul und Gepolter den ganzen Tag ein dunstiges Gewimmel von Regern und Regerrinnen streift, dürften den Neuling am meisten interessieren. Dort hat man auch Gelegenheit, zu beobachten, wach elende Race welche feindliche Klima erzeugt. Da ist kaum eines der vielen matten dümmbrünnigen Kinder mit diesen angeschwollenen Hängebrüchen ohne lausigen Nabelnarr und jedes zweite wieder verkrüppelten menschlichen Wesen ist einmüsig und lahm. Hier kann man die abscheulichsten Dinge von schlecht gebildeten Weinbrüdern, Kontrakturen, Brandwunden und Geschwüren sehen.

Auch unter den Weissen und Halbweissen sieht man hier die traurigsten Gestalten. Namentlich die wenigen Nischlingskinder sehen erbärmlich leidend und fruchtlos aus und auch bei ihnen findet man nur zu häufig Geschwüre der schlimmsten Sorte. Was für elende Erbsenz führt hier so mancher kleine Kaufmann, der, hohlwendig, gelb und vom Fieber geschüttelt, dazu verdammt ist, Tag für Tag in seinem kleinen Laden zu lauern, hinter lauter Schandorteln, schlechten Mes-

sern und schlechtem Kattun, rothen Uniformröcken und roth angestrichenen Steinflachsgeweben mit fächtigen Schäften, eben nur gemacht, um damit die dummen Regern mit ihrem Kaffee, ihr Wachs oder ihren Kaufschul zu pressen.

Es fehlt übrigens nicht an manchen anziehenderen Bildern in Dondo. Man begegnet hier schon einer Menge mit aussehenden, mit Rosenkissen behangenen Bälgen aus dem Innern und aus den fächtigen Gebenden, welches als Träger hierher gerathen ist, und fast täglich kommen und gehen Karawanen, meist von und nach Calengo, dem großen Kaffeedistrikte. Am häufigsten sind Bailumbos, fruchtlich durch fingerlange Pöden über dem ganzen Kopf, die sie aus ihrem krausen Haar geflochten und durch Stirnbinden festgebunden haben. Solche Karawanen, bis zu 80 Mann stark, hinaufziehen des Nachts, am große Feuer gelagert, in den Höfen der Kaufhäuser, und ist das Wetter gut, so erlösen schon melandische Vieder bis zum frühen Morgen den Himmel. Regnet es, so fächeln sie kühnlich unter den Schutz der Gebäude, verlegen Türe und Treppen, und kommt man spät nach Haus, so ist es oft schwer, über alle die schlafenden menschlichen Körper hinweg sein Zimmer zu erröden. Während des Tages hungern sie dann auf den Straßen herum und verschauern ihren Verdienst, lange Stüden weißen Baumwollenzuges, gegen andere Artikel, wobei es nicht selten zu Prügeleien kommt.

Fast mit jedem Dampfer gehen jetzt etliche fünfzig kontrastlich engsirtige Schwarze aus dem Lande der Libala als Arbeiter für San Tomo nach Loanda. Jeder mit einer Plechammer um den Hals und mit Gepöck beladen, marschieren sie gewöhnlich in geschlossenem Kolonne an Bord, und ein mächtig klingender, sehr harmonischer Gelang spielt auch bei ihnen den Abschied vom Vaterlande. Die unästhetischen Leistungen der hiesigen Regern, wenigstens so weit sie volker Natur sind, verdienen alle Achtung. Vor einigen Tagen wurde ich Morgens um vier, als es noch dunkel war, durch ein merkwürdig erregendes Akacido, welches ganz Dondo durchhallte, gewekt. Sechs Regerrinnen unter Aufsicht eines Mannes liefen durch die Straßen und verkrüppelten füngend, daß einer der Jüngen gestorben sei. An zwei Stellen von Dondo haben sich Samische aus Amboca ausgesiedelt und fertigen, beschirmt von niedrigen Strohdächern, mit denselben weißen Blasebälgen und Dämmern, von denen bereits Exemplare im Berliner Museum sind, eiserne Tassen zum Bearbeiten der Erde.

Die gelehrten Stände sind in Dondo durch zwei Hindus aus Goa vertreten. Hindus aus Goa trifft man überhaupt häufig hier zu Lande, namentlich als Priester. Auch der hiesige Priester und der hiesige Arzt sind Söhne des Latoblanlandes. Dr. Gollaco ist ein sehr angenehmer und hervorragend gewissenhafter College, mit dem ich mich oft und gern unterhalte. Er ist derselbe, der seinerzeit in Benguela Cameroon an seiner Glosstie behandelte. Als räuhenswerthe Ausnahme geistigen Strebens, als ein Mann, der seine Bibliothek besitzt und sich lebhaft für Naturwissenschaft interessiert, ist ferner Herr Fortunato Zagary, einem alten Indegenescht aus dem Agoren entpfossen, zu nennen. Derselbe edle Gentleman findet wir Reisende zu großem Dank verpflichtet. Denn er war es, der sowohl Herrn von Medow als auch mir die nöthigen Träger verschaffte und zwar zu den unter Kaufleuten üblichen Preisen. Es find manche Schwindler an mich herangetreten mit dem Anerbieten, mir Träger zu verschaffen, und als ich sie um die Kosten fragte, sagten sie mir das Dreifache des Richtigen. Herr Zagary hat mir verschrieben, daß ich ihn als meinen Correspondenten in Dondo betrodnen darf und daß er alles für mich besorgen will.\*

Der dritte Brief (Dondo, 18. Januar 1879) enthält nur Persönliches; der vierte (Fungo Andanga, 26. Januar 1879) lautet:

Da eben der Correio abgeht, beehre ich mich in größter Eile meine Ausrüstung bei gestern Morgen zu messen. Ich erfreue mich der besten Gesundheit und des herrlichsten Naturgenusses. Bradstoffs-Vergalt hier, schönes kühles Wasser, gutes Hirzei. In Dondo und in Loanda ist alles schlecht. Mit meinen 16 Trägern und zwei Kammerdienern ausgezichnet aufzubrechen. Sind gute Leute, reißfertig und gehorsam, wenn man sie schonen behandelt. Habe mit Ausnahme des ersten Tages, da ich das Fieber noch in den Beinen fühlte, fast die ganze Strecke zu Fuß zurückgelegt, täglich ungefähr 35 km. War noch niemals gefahrter als jetzt und nehme trotz schwindigen Heramftreitens an Gewicht zu. Appetit wie noch nie. Nachom fränktel leider befähigt. Er ist hier und wird noch 14 Tage bleiben. Ich gehe übermorgen nach Malange, da mir jeder Tag die Verpflegung meiner Leute kostet. In fünf Tagen bin ich mit aller möglichen Vorfichtlichkeit dort. Bango ist nicht ungesund; keine Spur davon, lauter Kongomerat und Sandstein, aber doch sehr merkwürdig. Eine Klippe, 100 m hoch aus dem langen Wellenrücken des umgebenden Landes plötzlich emporstehend, von Westen nach Osten in einer Stunde breunung zu durchgehen, von Süden nach Norden 3 Leguas lang.

## Fünfter Brief.

Malange, 3. Februar 1879.

Ich beehre mich hiermit, Ihnen meine Ausrüstung in Malange am 30. Januar anzusehen.

Seit dem letzten Reistage habe ich wieder Fieber, der Himmel ist trübe und voller Regen, und trübe ist meine Stimmung. Der Marsch von Dondo hierher hat mir keine nennenswerthen Schwierigkeiten gemacht. Bis Bango Andongo ging alles glatt mit Güte und Sanftmuth. Ich war tiefer immer an die Schwierigkeiten, von denen meine Vorgänger gesprochen, aber sie kamen nicht. In Bango Andongo jedoch wurden die Träger unerschrocken und verlangten nochmalige Bezahlung, worauf ich einwich, daß Güte und Sanftmuth bei dieser Menschenlore ohne Verth, und daß ich andere Seiten anziehen müsse. Ich erbat vom Chef an der dem einen erbärmlichen Subjekt welches ich bereits von Dondo her hatte, noch zwei Soldaten erster Klasse mit Seitengewehren und schwarzen Patronen. Diese wirkten durch ihr unerwartetes Erscheinen in Begleitung eines meines Unteroffiziers insofern gut, als die Träger sofort ohne Murren aufbrachen. Im weiten Verlauf indes erwieseln sich die beiden als noch viel ängere Schlingel als meine Träger, so daß ich sie am nächsten Morgen in Galumbo aus dem Lager wusch und mit einem hübschen Sandstricken an den Hals und Bango Andongo zurückschickte. Vor hier für einen unbeschäftigten Aufseher gewiß höchst ergötzlichen Scene hatte ich im Angesicht Aller meine Revolver geladen, zum ersten Mal in Africa. Mit dem Revolver und gelegentlich einigen Fusstücken lenkte ich noch aus meine Anwesenheit, wenn ich einen halben Tag früher, als ich bestimmt hatte, waren mir hierher Gesandten ist alles gut eingetroffen, wie mir Gustobio sagt. Ich möchte so gern arbeits, eine Menge Material ist da, aber ich kann nicht. Dieser Brief kostet mir Aufmerksamkeit. Malange liegt sehr hoch, Barometer 668, und es ist kalt hier. Die Regen haben bereits seit zwei Wochen begonnen, und wenn es so fortgeht, wie in diesen ersten vier Tagen, bekomme ich Monate lang keine Circulation.

Wie jetzt kann ich noch nicht klar sehen, wie lange ich hier in Malange zu bleiben haben werde. Gustobio macht

mir schreckliche Schilderungen von den Schwierigkeiten der Reise nach Rimbundo. Ich habe allerdings bereits von diesem meinem ersten Versuch einigen Respekt vor den Campinen, Sümpfen und Regen. Wenn alles wahr ist, was man mir sagt, kann an einen Ausbruch vor Mai oder Juni nicht gedacht werden.

Schütt und Witrow scheinen gute Fortschritte zu machen. Sie sind schon weit im Norden, wie mir Gustobio sagt, und guter Gesundheit, aber noch, kann ich nicht beruhigen.

Der erste Tag verging mir mit den üblichen Reueigergleichtheiten Seitens der häßlichen Bewohnererschaft, mit der Beschäftigung meines Gehirns, mit den Trägern, die mich nodmal anbeteteln, obwohl sie von mir bereits fast das Doppelte des gewöhnlichen Preises erhalten hatten, mit der Bestellung einer Wohnung. In der Nacht bekam ich Fieber, welches wahrscheinlich morgen zu Ende sein wird, da ich mich wieder ordentlich chiniisirt habe. Desir aber habe ich Obrensaufen, Schwindel und Naselgütern, daß ich kaum weiß, was ich schreibe.

Malange, 4. Februar 1879.

Heute wieder vollständig wohl und munter. Ich war schon im Zweifel, ob ich den gestrigen Fieber mit Chinuinmischung abkündigen Brief nicht lieber zerreißen sollte. Aber ich schickte ihn doch. Heute hat nun mein Bruder André das Fieber. Zum Glück erkrankte ich ihm in Dondo, für bevorstehende Hölle zur Ausbisse einen schmerzhaften Unterbauch annehmen, der vorläufig ohne Bezahlung bei mir dient. Dieser Junge ist angezeichnet, niemals müde, immer bitter und dienstfertig. Ich werde ihn engagiren, vielleicht geht er mit nach dem Innern, während André wohl besser an der Küste bleibt. Er ist immer frant und in Folge dessen schwach und mürrisch. Bereits gestern Nachmittag um 5 verließ mich das Fieber und am Abend war ich im Stande, obwohl mit hartem Kratzen, den herrlichen Nachtimmel zu einer Preitenbestimmung zu benutzen. Ich erhielt aus Capellacommunion 99° 32' 35", aus Ganopacommunion in gleicher Art 99° 32' 35", also höchst 4" Differenz, was mich sehr befriedigt. Wer weiß, wann ich die Sterne wieder zu sehen bekomme in dieser Regenzeit. Den höchsten Mond mußte ich mir auf fröhlicher Zeiten verparren. Ich will jedenfalls arbeiten, so viel ich kann. Malange ist dazu ein ausgezeichnetes Platz, menschenleer und so still, daß man eigentlich nur sein eigenes Obrensaufen hört, ganz entgegengesetzt zu Dondo, wo Tag und Nacht das widerliche Geräusch und Gepolter des schwarzen Gefinbels hört. Auch zu sammeln nicht es hier eine Menge. Die Natur ist so reich. Nächsten Sonntag mache ich mit Gustobio und einigen Anderen eine Reispatic mit einem berühmten Felsen, wo es Versickerungen geben soll. Es sind aber wahrscheinlich nur Infiltrationen und Salsitäten. Ich fühle mich wieder so glücklich, gesund zu sein. Es ist wohl kein Irrthum, wenn ich glaube, daß mir das Fieber weniger schmerz als den meisten Anderen. Ich habe gar keinen Respekt mehr davor. Allerdings wird wohl auch meine rationellere und entscheidendere Behandlungsweise mit von Einfluß sein neben der geringeren Disposition. Wenn man sieht, wie Nachom im Unfinstern herantappt, muß man sich freuen, Krut zu sein, während diese Qualität auch keine Rechte hat. Alle Portagiesen hier glauben, ich solle Wunder wirken bei ihren veralteten suphilitischen, Kropfbüßen, hysterischen, fieberhafteitlichen Uebeln. Kurz, ich muß hier die ganze Africa ärztlicher Praxis, der ich zu Hause entlassen bin, durchmachen. Ich wohne in einer kleinen Lehmhütte, welche ich vorläufig noch mit Nachom's Gepäde, Messen, Nissen, Seegen zu dem großen Boot "Krompinus" zu thieren habe.

Herr Gustobio ist durch Schütt zum Naturforscher gemacht worden und interessiert sich in einer sehr angenehmen Weise für unsere Versuchen. Er zeichnet täglich Wasser, Temperatur und Grad der Luft auf und hat ein gewisses Verständnis hierfür.

1) Diese Bemerkung bezieht sich auf die Thatsache, daß die bisherigen Berichtstatter über Bango Andongo die Hügel in den Umgebungen der Stadt für vulkanisch erklärt hatten. Da im Vorhand erhebliche Zweifel an der Richtigkeit dieser Angaben ausgesprochen werden mochten, so ersuchte derselbe Herr Dr. Buchner, diese Frage endgültig klarzustellen.

## Sächter Brief.

„Malange, 9. Februar 1879.

Da noch einige Hoffnung gegeben ist, daß der heutige Correo den Febrardampfer von Douba erreicht, in aller Eile die Meldung, daß ich mich eines angezeichneten Wohlbefindens erfreue. Ich kann, falls nicht noch Schlimmeres kommt, wirklich sagen, daß ich das Fieber in einer äußerst milden Form durchgemacht habe. Alle Europäer ohne Ausnahme, welche gleichzeitig mit mir Douba passirten und dort oft nur einige Tage blieben, haben sehr intensiv daran gelitten und leiden theilweise noch an den Folgen Doubas. Mein Gepäck ist vollständig eingetroffen. Nur durch die Träger des Herrn von Mechow habe ich einen kleinen Verlust erlitten, indem zwei oder drei derselben sammt ihrer Last entwichen und damit auch ein mir gehöriges Buch, Senbert's

Leitfaden der Botanik, welches mir sehr lieb war zur Klassifikation der vielen fremdartigen Pflanzen hier, entfuhrten. Ich habe deshalb dem Bringer eine Gratifikation von 2000 bis 5000 Reis angegeschrieben. Herr von Mechow ist noch in Bangso Andouso. Schmitt scheint nördlich von Kimbundo zu sein und gute Fortschritte zu machen.

Mit meinem Theobaloten sehr zufrieden, hat nur 40° Collimationsfehler. Breite von Malange 9° 32' 36,75". Alles Höhere mit nächster Post.

Wenn ich hier vorkomme, kann ich noch immer nicht sagen. Estarmino soll kommen, aber wann? Ich reite täglich auf Stieren spazieren. Es sind wirklich Straie, keine Ochsen, die hier zu Lande zum Reiten gebraucht werden. Das afrikanische Klima scheint sie aber milder zu stimmen. Das Vieh, obwohl es prachtvoll aussieht, soll nichts taugen hier."

## Aus allen Erdtheilen.

## M e m p h i s.

— Die New Yorker Staatszeitung berichtete im Februar dieses Jahres über das Schicksal und das Eingehen der Stadt Memphis in Tennessee unter Andern folgende charakteristischen Einzelheiten.

„Draußen in den Staaten würde man unwillkürlich auf das gelbe Fieber als die Ursache der gegenwärtigen Misere von Memphis raten. Aber dem ist nicht so. Wohl hat der „Yellow Jack“ die Stadt zu wiederholten Malen verheert, verwüthet. Im Jahre 1855 kam er zum ersten Mal. Die Bewohner starben wie die Fliegen dahin, aber sie wurden durch andere ersetzt, und alle Spuren des Unfalls waren in wenigen Monaten verwischt. 1867 kam „Yellow Jack“ zum zweiten Mal, aber die Bewohner ließen sich auch diesen zweiten Besuch nicht zur Lehre dienen. Alles blieb beim Alten. 1873 kam er zum dritten Mal und wüthete schrecklicher, cutsehrlicher als jemals. Dreitausend Personen starben damals von etwa der fünftausend Einwohnerzahl innerhalb zweier Monate. Ein Novembersturm vertrieb endlich die Fieberfurchen aus der Stadt und — vierzehn Tage darauf ählte Memphis mehr Einwohner als jemals in seinen letzten Jahren. Aber — wieder blieb es beim Alten. Die Einwohner kummerten sich nicht um das vergangene Uebel, sie dachten nicht an das kommende. Ihr einziges Streben war Erwerb. Gienemuth ist das große Motiv des Stands der Stadt. Die Gemeinde, das öffentliche, gemeinschaftliche Wohl, die Scholle, auf der sie wohneten, galt ihnen nicht, nur ihre eigene Person wollten sie bereichern, und wenn sie reich genug waren, zogen sie mit ihrem Geld davon. Da blieb denn auch nach der furchtbaren Epidemie von 1873 Memphis ebenso schmutzig, morastig und elend wie es vorher war. Kein Dahn frähte um den Zustand der Stadt. Die Folgen waren voraussehbar. 1878 kam, und mit ihm die furchterlichste und ekelstergewandte Strafe, die eine Stadt jemals zu überleben hatte. Zum dritten Male hatte sich das gelbe Fieber in den Straßen, den Häusern, den Säulenhallen und Kolonnaden von Memphis eingekeilt und wüthete in einer Ausdehnung, die jeder Beschreibung spottet. Von den 60 000 Einwohnern der Stadt fielen 40 000 von ihnen. 19 000, darunter 12 000 Schwarze, blieben übrig. Von diesen 19 000 wurden 18 000 auf das Krankenlager gemornt. Nahezu alle Bewohner hatten die furchtbare gelbe Krankheit durchgemacht, und von diesen 18 000 starben innerhalb zweier Monate über 5000!

Aber Memphis zeigte auch jetzt wieder eine ganz außer-

ordentliche Zähigkeit und eine Lebensfähigkeit, die an das Un glaubliche grenzt. Kaum war die Epidemie vorüber, kam hatten die ironischer Weise „Gesundheitsrath“ (Board of Health) genannten Individuen den letzten Todesfall am gelben Fieber verurtheilt, als auch schon wieder die Wandwanderung nach Memphis begann. Mit Januar 1879 zählte die Stadt abermals mehr Einwohner als je zuvor. Jede Spur des gelben Fiebers und seiner Folgen war weggeschwunden, und die Bürger von Memphis werden jetzt nur ungerne an die Katastrophen des vergangenen Jahres erinnert, die aus der größten Wirthschaftsstadt des Südens einen Leichenhof made.

Das gelbe Fieber war es also nicht, das Memphis selbst, die Stadt, auf die Sterbeliste setzte. Die Krankheit, die das Herdvorbrachte, that nicht in der Luft und ihren Wirthmen, sondern in den Gelbbruteln der Bürger und in der Niedertracht ihrer Behörden. Es war ebenfalls eine Epidemie mit tödtlichem Ausgang, aber nicht für die Menschen, sondern für die Städte; die Epidemie der Minge. Ein paar Carpathagars hatten sich in die Stellungen der Stadtbekleidenden hineingeschoben, contrahirten Schulden über Schulden, gaben Bonds aus, die man auf der Straße zum halben Nominalpreise kaufte, und wälzten mit der Stadt gerade so wie jener Farmer, der seines Nachbars Fieber verkaufte. Das gelbe Fieber gab ihnen kein Vorwand, neue Schulden zur Verschönerung und Pflasterung der Straßen, zur Reinigung der Kloaken u. s. w. aufzunehmen, neue Bonds auszugeben und ihre Kontraktoren auch nur wieder mit derartigen Assignaten zu bezahlen, während die Millionen Baargeldes in den Taschen dieser pfiffigen Straßenräuber im Frad verschwand. Die ansässigen Wähler haben gut sagen, daß sich Memphis seine Kloaken mit dem Gelbe seiner Gänabiger reinigen und auf dieselbe Weise seine Straßen pflastern ließ! Das Merkwürdige bei der Sache ist nur, daß Memphis weder Kloaken noch Straßenspaster befiel!

Die Schulden waren bis zum Betrag von 5 Mill. Doll. angeschwollen, es ist hier nun nicht nur diese, sondern auch die procentigen Interessen zu bezahlen und die schon bedruckten Coupons einzulösen, welche die P. P. Gänabiger der guten Stadt Memphis einhandeln. Da kam die Stadt auf einen sehr zweckhaften Ausweg, der sie allerdings momentan von der Verpflichtung der Schuldentilgung befreite. Sie wandte sich nämlich hülfessuchend an die Legislatur des Staates Tennessee, welche den Freizieh der Stadt und damit diese selbst aufhob. Memphis ist damit seinen Gänabigern so zu sagen durchgebrannt. Freilich ist es nicht vom Erd-

haben verschwunden, sondern ihre Häuser stehen auf ihren alten Plätzen und ihre Bewohner obliegen noch wie vor ihren Geschäften. Aber Memphis hat aufgehört eine Stadt zu sein. Sie hat keinen Mayor, keine städtischen Behörden, keine Verrentung mehr, sie hat keine Grenzen und ist einfach ein Stück des Staates Tennessee, wie jedes Auenfeld oder jeder Sumpf. Der Memphis „Kolonade“ führte die Stadt Memphis am Tage nach dem Eintritte der Aufhebung des Freireichs in seiner Toiletten auf und die anderen Blätter behaupten der Hingegangenen Grabchriften von nicht beson- derer schmeicheltender Natur. Memphis existirt heute noch weniger als eine phantastische Romenschloßer, und namentlich nicht heute der Strinhausen, der einst das stolze „Memphis“ war.

Natürlich erweckte der schnelle Hingang der Stadt im ganzen Lande nicht geringen Spott. Täglich laufen Briefe ein mit der Adresse: X. X. in jener Stadt, die einst Memphis war“, oder X. X. in dem „Taring Distrikt“, Südwestseite von Tennessee, — oder X., „Dampferstation am Wellenfluß“. Draußiger jedoch als alle vorhergehenden war die folgende Bezeichnung: „X. X., Yellow Jack City, late Memphis, Tennessee“ (X. X. in Gelbfieberstadt, früher Memphis, Tennessee).

Man täuscht sich jedoch, wenn man vermaget, die Stadt hätte mit der Aufhebung ihres Gemeindefens auch ihrer Verpflichtungen abhelfen wollen. Die Schulden werden demnach bezahlt werden müssen, und es wurde wie bei anderen Bankrotten öffentlicher Unternehmungen ein „Receiver“ bestellt, welchem die Aushebung und Eintreibung von Taxen hierfür obliegen wird. Der Hauptgrund der Stadt war eben, Zwangsmittel für diese anstehenden Taxen und außerdem eine möglichst lehrhafte, ämter- und schmidbefreie Stadtvermaltung zu erzielen, die sie namentlich in den acht Kommunitäten erhalten hat. Ihre Ausgaben werden dadurch verringert, die Schuld konstatirt und die Ueberschüsse können zur Verbesserung der Straßen und Reinigung der Kloaken verwendet werden, eine Aufgabe, von welcher Sein und Nichtsein, Leben und Tod der Bewohner von Memphis abhängt.

Endlich, nach jahrelanger und jährlich wiederkehrender Warnung, nach ganz unglücklicher Furchtslosigkeit, nach den furchtbaren wiederholten Stößen, welche die Stadt in Gestalt des Gelbfiebers heimgesucht haben — endlich scheint Memphis zur Einsicht gekommen zu sein, daß aus der strengen Beobachtung sanitärer Vorschriften die ganze Zukunft seiner Einwohner beruht. Endlich sehen auch die Zeitungen ein, daß es besser ist, lieber vor der schonen hierzu ausgesprochenen Taxe nicht zurückzuführen als abermals im kommenden Jahre die Stadt in den Straßen wüthen zu haben und 6000 Fieberleichen zu begraben.

Der Zustand der Stadt in Bezug auf die Straßen und Plätze, aus den Höfen und die sanitären Institutionen spottet aller Beschreibung. Kommt man den Mississippi hinab, so nimmt sich Memphis wie eine wahre Freistadt, wie ein Märchen aus! Wenn man nach der dreißigtägigen Fahrt von St. Louis aus durch die Wasser- und Sandwüste und die trostlosen Gegenden am Mississippi endlich vor der letzten Biegung angekommen ist, und die stolze, majestätische Häuserfronte der auf steilen, ziemlich hohen Ufern gelegenen Stadt sich nach und nach dem Auge entrollt, dann kommt man kaum glauben, daß dieses prächtige Memphis der Herb jener Epidemie gewesen! — Aber eben so wie bei ihrer Zwillingsstadt Kairo (Sues in Aegypten und nicht in Libanon), so darf man sich auch hier nicht von der glänzenden Außenwelt täuschen lassen. Schon die elenden vom Mississippi zur Stadt emporschiebenden Straßen lassen aus den grünlichen Schmutz oben, der im Winter und Frühjahr, und den grundlosen Staub, der in der trockenen Jahreszeit in Memphis herrscht. — Die Hauptstraßen ziehen aus den hohen, steil aus dem Mississippi emporsteigenden „Häuser“ parallel zum Flusse hin und zer-

den von schönen breiten, ins Land laufenden Straßen senkrecht durchschnitten. Die freumbilden, in der Rain-, Wooner- und Front-Straße sogar majestätischen Häuser, die Breite der Straßen, die hohe Lage, die einzelnen Balken in- und außerhalb der Stadt, die Magnolien und Cypressen, mit denen die Häuser der vornehmen Vance Street und anderer Straßen geschmückt sind, alles das vereinigt sich zu einem andern Bilde, als man erwartet. Aber nun kommen auch die Seitenseiten von Memphis. Die Stadt wird im Rücken von einem Bonou — einem engen verampften Arm des Mississippi — eingeschlossen, der in den nördlich gelegenen Wolf-River mündet und wie dieser nur im Frühjahr bei hohem Wasserstand des Mississippi Wasser enthält, sonst jedoch ganz versumpft ist. In diesen Bonou münden die wenigen Kloaken von Memphis. Er empfängt allen Urath der Stadt, alle Acker- und Abfälle. Sie bleiben den Sommer über liegen und verkaufen, ehe das nächste Herbstwasser sie hinaus in den Fluß schwemmt. Es wäre ein Leichtes, mit geringen Mitteln den Bonou sowie den Wolf-Fluß zu kanalisieren und Wasser hineinzuulenken — allein die mühselste Stadtbehörde selb- st auf darauf hinzulegenden Anträge ab. Die Straßen der Stadt, von der ersten und vornehmsten bis zur letzten, sind in einem Zustande, der jeder Beschreibung spottet. Man kann sich kaum einen Begriff machen von den Weiragen, den Schlingen und Löchern, zu welchen das widerstandlose Holzgitter der Straßen gemacht. Die armen Pferde und Raulthiere versinken hinfällig in den Weiragen und Löchern. Die Hammollkarrren bleiben jeht Augenblick darin stecken und zerbrechen Räder und Deicheln; die Trammoggelein haben die Lukenarbeiten des Terrains angenommen, und die Stöße, denen die Passagiere ausgesetzt sind, lassen sie, wenn nur irgend möglich, stets jeht Bogenfahrt vermeiden. Wohl kann sich Keuher in seinen Wagen aussetzen und eines guten Pfahlers rühmen, aber sie sind Baumröllchen im Vergleich zu den grundlosen Schmutzlöchern von Memphis. Dazu der Schmutz in den Seitenstraßen, die Wägen auf den zahlreichen Poststellen, der Schmutz von Jahren in den Höfen und „Alteps“ — und man hat ein Kulturbild aus dem Unglücken Kuriosität. Und in diesen Straßen leben Weise! Sie waten täglich hindurch, sie kennen die schrecklichen Folgen dieses Urathes, die Wismen und Malaria, die sich daraus entwickeln, und dennoch verweigern sie, die dringendsten Steuern zu zahlen, um daraus die Mittel zur Straßenreinigung und Pflasterung zu beschaffen! Das Fieber vom letzten Jahr war ihnen eine schreckliche Lektion. Noch ein Monat, und das Frühjahr und damit auch die heisse Jahreszeit hat begonnen; in den Duff der hitzigen Obstkulture wird sich wieder die Malaria mengen, die der Herb des Fiebers ist — und hoch ist noch sein Gent vorhanden, um die Straßen zu reinigen. Das ist ein ständiges Kulturbild aus einer der größten Städte des Südens und ein keines Beispiel von nördlichem Schwindel, gepaart mit fäullicher Faulheit!

Als Satrippiel zu der oben geschilderten Tragödie diene folgende Notiz des „Kaiser“ des „Rechnen“:

„Und jetzt herrscht Denken und Jähnelappern in Memphis! Durch die Abklopfung des städtischen Freireichs glaubten die Herren Memphiser bloß ihren Müdigern einen Strich geliebt zu haben; jetzt entdecken sie, daß sie sich selber noch einen ärgern Strich geliebt haben. In Tennessee gilt ein Gesetz, daß außer in infernoirten Städten kein Viehschlachtwerk darfst innerhalb vier Meilen von einer Lehranstalt. Da Memphis jetzt aufgehört hat Stadt zu sein, so fällt es unter dieses Gesetz und die Tempelruinen wollen nun alle Viehschlachten der Stadt schlieffen lassen. Wie die Memphiser, denen der „Gottsal“ wichtiger ist als das Prob, diesen Schlag vermeiden werden, ist schwer zu sagen.“

## Europa.

— Am 26. April dieses Jahres ging zum ersten Male von Amsterdam ein Schiff der Dampferlinie nach Java ab, während dieselbe bisher Hyderabad zum Ausgangspunkte hatte. Durch diese Verlegung wird dem letzteren Hafen der Tadelstoff verlest; seine Bevölkerung hebelt denn auch allmählig nach Amsterdam über, welches durch die Anlegung des Nordkanals dem Meere wesentlich näher gerückt worden ist. (N. 3.)

Ortsbestimmungen in Bulgarien und Rumelien. Der lange Aufenthalt der russischen Truppen auf der Balkanhalbinsel ist für die geographische Kenntniß der letzteren nicht ohne reichen Nutzen gewesen. Namentlich hat der russische Generalstab es sich angelegen sein lassen, durch ein für die Länge der Zeit überraschend reiches Netz von astronomischen und geodätischen Ortsbestimmungen für die kartographische Darstellung der ohspätrig gemessenen Gebiete eine sichere geographische Grundlage zu schaffen.

Es wurden in den Jahren 1877 und 1878 auf astronomischem Wege 27 Punkte bestimmt (18 durch telegraphischen Zeitvergleich), während das Netz der geodätischen Arbeiten beider Jahre über 800 Punkte umfaßt. Davon entfallen auf 1878 allein 692 Punkte in Bulgarien und Rumelien. Getrennt davon waren die Arbeiten in der Dobrudscha, wo 97 Punkte festgelegt wurden. Ausgangspunkt der astronomischen Beobachtungen war Sistawa, das telegraphisch mit Kischinew verbunden wurde; demnächst ermittelte man die geographische Länge und Breite von Plewna, Tirnawa, Kagantel, Adrianopel, Philippopol, Sofia, Ruschikuf, Kistendtsche und der Salina-Wandung. Die Bestimmung der Lage von Barna und Burgas wurde für 1879 vorbehalten. In zweiter Linie erfolgte dann die astronomische Ortsbestimmung für Orhanis, Gropol, Tetewen, Slatitsa, Kamtscha, Trajan, Kloster Selenitski, Selwi, Karlowo, Kalofer, Gabrarna, Trawna, Schipka, Jerni Jagra, Slivna und Elena.

Die geodätische Relegung war schon 1877 in dem Gebiete zwischen Gabrarna, Tirnawa, Biela, Rilopoli und Plewna ausgeführt. Im Jahre 1878 führte man parallele Dreiecksketten von dem eben bezeichneten Netze aus über Kralowat, Trajan, Schipka, Elena, Kotel und Wrbitsa nach Süden, verband sie südlich des Balkan und überzog das ganze Gebiet von Sofia über Adrianopel bis Burgas mit einem dichten Netze von Dreiecken.

Die Hauptketten der ausgeführten Messungen umfassen etwa folgende Gebiete: 1. zwischen Hermanly, Demotita, Debagatsch, Kadebsa, Adrianopel und Kizil-Jubtscha; 2. eine Reihe von Adrianopel über Tschardu und San Stefano nach Kistfissa; 3. zwischen Plewna, Wrota, Sofia und Jschim; 4. zwischen Plewna, Kamtscha und Gabrarna im Norden und dem Thale der Maria von der Quelle bis Hermanly im Süden; 5. eine Kette von Tirnawa über Elena nach Jerni Jagra und von da südwärts in freiem Streifen zum Anschluß an die Arbeiten bei Hermanly; 6. im südlichen Bulgarien von Biela ausgehend zwei Dreiecksketten, die eine längs des Karo Pom, die andere längs der Donau über Ruschikuf und Tarantai und dann südwärts über Nasgrad und Schumla, beide in Östmanajar verknüpft, von dort über Kotel und Wrbitsa nach Slivna; 7. von dieser Kette ausgehend wurde eine Dreiecksreihe am Südsüde des Balkan

nach Burgas und von da südlich nach Kistfissa geführt. Endlich ist 8. getrennt von diesen Arbeiten Mangalia über Kistenbtsche mit Silistria durch ein Netz von Dreiecken verbunden worden.

Die Aufstellung auch nur der wichtigsten geodätischen Punkte in diesen verschiedenen Systemen würde zu weit führen.

In der Dobrudscha ist eine Dreiecksreihe, von bezaehnblichen Punkten ausgehend, 170 Werst lang über Jsmail, Tultscha, Jatsktscha und Babadagi in die Gegend von Kistenbtsche, eine zweite die Danau anstürmt nach Tschernawoda geführt und dort mit der bulgarischen Triangulation verbunden worden. Die Relegung im südlichen Bulgarien blieb dem Jahre 1879 vorbehalten.

Zur Berechnung der Seiten dieses umfangreichen geodätischen Dreiecknetzes sind vier Standlinien von je 3 bis 4½ Werst Länge allerdings nur mit höchsten Maßstäben vermesselt worden, und zwar bei Jslanawa nahe Turnu Raguirei schon 1877, bei Kistenbtsche, bei Burgas und bei Philippopol 1878.

Bei allen geodätischen Punkten ist auch die Höhe über dem Meeresspiegel gemessen worden. Zur Ermittlung der Höhe des Seespiegels waren Vegel angebracht im Schwarzen Meere bei Kistenbtsche und Burgas, im Maromora-Meere bei Kistfissa, Tschermobtschi, Grestli und Kabaitsa und im Ägäischen Meere bei Debagatsch. Auch zur Feststellung des Wasserstandes in den Flüssen waren Vegel aufgestellt und zwar vier an der Maria, drei an der Tundtscha, ein an der Giopsa, fünf an der Donau, zwei am großen Jester, zwei an der Dnau, zwei an der Jontra und einer an der Russika. Die Berechnung der Vermessungsergebnisse wurde eifrig gefördert und darf deren Veröffentlichung theilweise wohl schon zum Jahre 1880 erwartet werden.

## Africa.

— H. R. Stanley ist nach einer der Marceller Geographischen Gesellschaft zugegangenen Nachricht am 18. März dieses Jahres in Begleitung des Herrn Dufalis (von der belgischen Expedition) in Zanibar angelangt. Beide Reisende sind zu einer Erkundung des Flusses Ringani aufgebrochen, die zwar nur zehn Tage in Anspruch nehmen soll, aber doch mitten in der Regenzeit eine gewagte Unternehmung ist.

— Von der portugiesischen Afrika-Expedition hat bekanntlich Major Pinto den ganzen Kontinent durchkreuzt und das englische Gebiet in Südafrika erreicht (vergl. S. 224). Seine beiden Gefährten, Brita Capella und R. Jvens, von denen er sich in Bibo trennte, sind nun am 12. December vorigen Jahres wohlbehalten in Kossambtsche angelangt, indem sie den Cuango, den großen Zufluss des Kongo, von seiner Quelle an bis dahin verfolgt haben. Sie trüffelten sich dann, den Strom weiter hinab zu erkunden. (Revue Scientifique.)

## Nordamerika.

— Die dänische Regierung hat den Lieutenant Jensen beauftragt, alle grönländischen Fjorde von Jollensborg bis an die Disco gegenüberliegende Küste und ihre Mündungen, welche alljährlich solche Mengen von Eisbergen abstoßen, zu untersuchen und zu verzeichnen.

Inhalt: Ebanard Andre's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876. IV. (Mit sechs Abbildungen.) (Fortsetzung in einer späteren Nummer.) — Prof. Georg Gerland: Die Zukunft der Indianer. IV. (Erste Hälfte.) — Van Ruz Buchner's Reise in Angola. — Aus allen Erdtheilen: Memphis. — Europa. — Afrika. — Nordamerika. — (Schluß der Redaktion 4. Mai 1879.)

# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXV.



№ 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1879.

## Das russische Turkestan.

(Nach dem Französischen der Mad. de Ulfalov.)

### I.

Der Anthropologe E. von Ulfalov wurde im Jahre 1876 von der französischen Regierung mit dem Auftrage zu einer wissenschaftlichen Reise durch das europäische Rußland, Turkestan und einen Theil Sibiriens betraut, behufs Vornahme von archäologischen, ethnographischen und anthropologischen Forschungen. Ueber diese unter den günstigsten Bedingungen angesehene Reise (der Schutz, den die kaiserl. russische Regierung dem Unternehmen zu Theil werden ließ, erleichterte Ulfalov's Arbeiten bedeutend) liegen verschiedene Berichte vor.

Von den Resultaten der wissenschaftlichen Arbeiten ist freilich bis jetzt nur ein Drittel, der erste Band des ganzen Werkes, veröffentlicht, und zwar beginnt seltsamerweise dieses erste Drittel bei der Mitte des Ganzen, d. h. behandelt die Beobachtungen, welche Ulfalov im südlichen Turkestan, speciell in den Distrikten von Kohistan, Ferghana und Kuldsha gemacht hat. Die eigentlichen Reiseeindrücke aber und Uebersichtstheile sind erfrischend und lebhaft geschriebenes Tagebuch von Frau Marie de Ulfalov-Bourbon mit, die ihren Gatten auf der ganzen Tour begleitete, und die, wenn sie auch keine Gelegenheit bei ihren Aufzeichnungen vorübergehen läßt, ohne sich mit Stolz eine echte Parficerin zu nennen, daneben doch genugsam Kosmopolitin zu sein scheint, um allem überraschend fremdländischen ein feines Verständnis und meist unerlangenes Urtheil entgegenzubringen.

Im August 1876 von Paris aufgebrochen, widmete Ulfalov einen längeren Aufenthalt in Petersburg und Finnland seinen anthropologischen Studien, und erst zu Anfang

des Jahres 1877 wurde die ostatische Reise angetreten. Auf der eben erst eröffneten Samara-Orenburger-Eisenbahn erreichten die Reisenden im Beginn des Februars die Stadt Orenburg, die am Einflusse der Salmara in den Ural gelegene Hauptstadt des gleichnamigen, durch seinen Vergebau bedeutenden Gouvernements. Als Hauptdurchgangsort des Handels von Centralasien nach Rußland ist Orenburg eine wichtige und augenscheinlich reiche Stadt; nicht nur die Regierungsgebäude, wie in anderen russischen Städten, sondern auch die meisten der Privathäuser machen den Eindruck einer gewissen Wohlhabenheit. Am dem nördlichen Ufer des Flusses zieht sich eine Reihe geschmackvoller Landhäuser hin, von Bäumen und Gärten umgeben, die freilich im Frühjahr die Hochwasser regelmäßig von Ueberschwemmungen heimgesucht werden, doch aber den schönsten Stadtheil bilden. Nur die Aussicht auf das jenseitige Ufer ist reizlos: eine Menge wirt durcheinander gebauter elender Holzhütten bieten sich hier dem Auge dar, die durch allerhand zum Schutze gegen Eisgang und Hochwasser aufgeführte Gerüste und Bollwerke von ziemlich primitiver Konstruktion nicht gerade verschönt werden. Dies ist das Kozakenviertel; denn die Kozaken bilden noch heute einen großen Bestandteil der Einwohnerzahl Orenburgs, das als Hauptmassenplatz für die Reiche hülfereger Befehlungen vom Kaspiischen Meer bis zum Tobol, die sogenannte orenburgische Kozakenlinie, bis in die neueste Zeit hinein ein strategisch wichtiger Punkt gewesen ist. Seitdem die russischen Eroberungen der letzten Jahrzehnte die Grenze des Reiches immer weiter nach Osten vorgeschoben haben,

ist die ursprüngliche Bedeutung jener Festungen als Grenzschutz gegen Kirghizen und Turkmene verloren gegangen.

Die auf etwa 40 000 Seelen sich beziffernde Bevölkerung Orenburgs ist aus sehr verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt, aus Russen, Kirghizen, Kasachiren, Tataren. So ist auch der Gesamtcharakter der Stadt für den von Westen kommenden Reisenden ein durchaus freundlicher, überraschender. Die Häuser sind theils europäischer, theils orientalischer Bauart; die große prächtige Moschee mit ihrem schlanke Minarett neben mehreren christlichen Kirchen; die Aussicht über die endlosen Steppen, den Aufenthalt nomadischer Horden, nach der einen, über die Eisenbahn- und Telegraphenlinien, die Repräsentanten der Civilisation, nach der andern Seite: Alles erinnert daran, daß man hier auf der Grenze zweier Erdtheile sich befindet. Ihren eigentlichen Grenzcharakter aber, wenn wir es so nennen dürfen, zeigt die Stadt im Mjānawoi Dvor, dem großen Kaufhof. Trotz heftiger Kälte (— 26° R.) begaben sich die Reisenden bald nach ihrer Ankunft zu Schlitten dorthin. Ein sinnverwir-

rendes Gesehri und Getöse, ein Anpreisen der Waaren, Feilschen und Handeln in den verschiedensten Sprachen und Dialekten erfüllte die Luft. Und verschiedenartig wie die Sprachen sind auch die Erscheinungen in der bunten dort versammelten, ab- und zufließenden Menge: das lange Gewand des Tataren, der Pelzrock des Kirghizen, der Kastau des Sarten, daneben europäische Kleidung. Alles ist vertreten; dazu die seltsamsten Varietäten von Kopfbedeckungen, von der spizen baldkirchigen Pelzmütze bis zu dem Turban des bucharischen Kaufmannes, von dem abendindischen Cylindercap bis zu der kleinen runden Kappe, der Tibetris, des Sarten. Von wertvollsten Waaren, eigenthümlichen Erzeugnissen des Kunsthandwerkes, an denen die sibirischen Märkte sonst so reich sind, von Manufakturwaaren überhaupt war hier wenig zu sehen: Rohprodukte, hauptsächlich Nahrungsmittel aller Art, wurden geliefert.

Der Gouverneur von Orenburg lieh den Reisenden die freundlichste Aufnahme zu Theil werden; auf seine Veranlassung wurde die Moschee Abends erleuchtet, die mit ihrer



Palast des Gouverneurs und Moschee in Orenburg. (Nach einer Photographie.)

reich skulptirten Kuppel und ihren Karmervänden, auf denen in goldenen Lettern Koransprüche prangen, einen janaberischen Anblick darbot. Eine Erhebung des Minaretts, von dessen Höhe der Wolla täglich fünfmal die Gläubigen zum Gebete ruft, war zwar beschwerlich, denn die Treppen sind eng und steil; aber die Aussicht von oben belohnte die kleine Anstrengung reichlich. Nach Norden und Süden fällt der Wind auf gebirgiges Terrain, kleine Höhenzüge, die sibirischen Ausläufer des Uralgebirges. Auch nach Osten zieht sich eine Hügelkette dicht am Rande des Flusses entlang; dahinter bis zum Horizont breitet sich die gleichwüdrige Steppe aus. Zu Füßen, in Schnee gehüllt, die umfangreiche Stadt mit ihren großartigen Gebäuden, dem Palaste des Gouverneurs, dem Mjānawoi Dvor, und seinem Menschengewimmel — mit dem regen Leben in den breiten Straßen, durch welche neben den modernen Schlitten der reichen Kaufleute und vornehmen Beamten die heddspadten Kamelle einer aus dem Osten kommenden Karawane zu sehen waren, die nach einer der edel asiatischen Karawanenreizen zog. Der Bahn-

zug, der eben nach Westen abbaupfte, verrollständigte das belebte Bild!).

Die wichtigste Persönlichkeit nach dem Gouverneur ist in Orenburg unstreitig der Erchan von Cholsaub, Chudajar, der seine ihm von Rußland gewährte Pension

<sup>1)</sup> Inzwischen ist die Kunde von dem furchtbaren Unglück Orenburgs eingetroffen: ein Feuerbrand hat den größten Theil der Stadt in Asche gelegt. Am 28. April Morgens ausgebrochen, griff das Feuer bei starkem Sturzwinde mit rasender Schnelligkeit um sich. Den ganzen Tag und die folgende Nacht hindurch donerte der Brand, und erst als am Morgen des 29. der Sturm sich legte, gelang es den Bemühungen der Orenburger und der von Samara herbeigeeilten Feuerwehler der weitem Verbreitung des Feuers Einhalt zu thun. Die besten Stadttheile, in ihnen 619 Wohnhäuser, 2 Kirchen, 1 Moschee, der Kaufhof, sind in und neben ihm 300 Vöden, Bajare von Fleischwaaren und Gerichte, Voger von Leber, Hühnen, Bau- und Brennholz; viele öffentliche Gebäude, darunter das Ghettohaus, die Telegraphenstation, das Polizeigebäude und die Gerichtshalle, eine Kaserne, das Armenhaus und viele andere sind niedergebrennt. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung wurde obdachlos.

von 15 000 Francs in dieser Stadt verzehren muß. Es gelang Ulsatov nicht, die Bekanntschaft des modernen Kero zu machen, da derselbe zur Zeit gerade krank war. Von der Unmenslichkeit Gubdar's, der bei Gelegenheit eines Anstandes in seinem Reiche einmal 10 000 seiner Untertanen nach einander töpfen ließ, wurde den Reiternden bei ihrem nachmaligen Aufenthalte in Gholand manch entsetzliches Beispiel erzählt. Daß die Gefangenschaft seinen barbarischen Sinn noch nicht geändert hat, geht aus folgendem charakteristischen Zuge hervor, den der Gouverneur von Orenburg Ulsatov mittheilt. Eines Abends nach eingetommenem Mahle, zu dem der Ghan die Spitzen der Orenburger Militär- und Civilbehörden bei sich versammelt hatte, lehnt er sich zurück, betrachtet eine Zeitlang schweigend die Reichen seiner Gäste und wendet sich dann an den Gouverneur der Stadt mit der Frage: „Dürftest Du wohl alle diese Leute jetzt entlassen lassen?“ — „So weit reicht meine Autorität nicht,“ erwiderte der General. „Dann bedauere ich Dich!“ sagt der Ghan ernsthaft und versinkt wieder in sein nach-

lässig gleichgültiges Phlegma. Bei weitem weniger schrecklich war ein zur Zeit in Orenburg anässiger Kirghisenlustan, der die französischen Reiternden sehr huldvoll bei sich empfing. Im reichsten Schmucke und in Fülle der Ordnungheit strahlend, augenscheinlich nicht „von des Gedankens Platte angeknüpelt“, machte dieser Fürst den Eindruck vollkommenster Zufriedenheit mit sich und der Welt, und einer Darnlosigkeit, die sein Regiment zu einem sanftern Joch für seine Untertanen machen mußte.

Bei zwanzig Grad Kälte wurde in der Frühe des 8. Februars zu Schlitten von Orenburg aufgebrochen: es hatte Mühe genug gelostet, alle Umenbehrliche an Verensmitteln, Pelzen, Decken, Katernen, ja selbst Fackeln für den Fall eines nächtlichen Abkommens vom Wege, in dem beschränkten Raume der kleinen Schlitten unterzubringen. Es fiel etwas Schner; der Weg war ohnedies schon nur an den Stroß- und Reissbüdeln zu erkennen, die auf der gleichmäßig weißen Ebene hin und wieder aufgestellt waren. Kräftige Steppenspede, deren mittelstes die Duga trug, den hohen hölzernen Vogen, an



Karamanseri in Orenburg. (Nach einer Photographie.)

dem die Schellen befestigt sind, zogen die Schlitten. Der dritte Tag brachte heftigen Wind, der den Schnee in so dichten Wolken aufwirbelte, daß die ganze Gegend wie in Nacht gehüllt war. Das Fortwärtkommen wurde immer schwieriger, es mußten vor jeden Schlitten fünf Pferde gespannt werden, statt der bisher ausreichenden drei. Die Kälte und der schneidende Wind brangen durch alle Pelze und Decken; dem einen Kutsher asfor sogar das Ohr. — Mühsam leuchteten die Pferde den jetzt ansteigenden Weg hinan; man ist an einem der südlichen Ausläufer des Uralgebirges angekommen: gewaltige Granitmassen treten unter dem Schnee hervor. Der Weg wird an einigen Stellen so schmal, daß ein Fehltritt der Pferde, ein Abgleiten des Schlittens Alles unsicherbar in den Abgrund zur Seite gelüßt hätte; mehrmals mußte man aussteigen und zu Fuß hinterher gehen. Gegen Abend ist endlich der Kamm des Gebirges erreicht; es geht wieder bergab, die Aussicht klärt sich etwas, tief unten im Thale des Ural erblickt man Dörfer und Wäune; auch an der Seite des Weges zeigen sich bald kleine Wälder und

Gebüß; durch die lautlose Stille der Schneelandschaft, die Tage lang nur von dem Gekläne der Schlittenglocken unterbrochen worden war, hört man von Zeit zu Zeit den Schrei eines wilden Vogels.

Am folgenden Tage erreichte man Orel, eine nicht unbedeutende Handelsstadt; der Ural war hier so fest zugefroren, daß er zu Schlitten passirt werden konnte. Nicht vor Orel zeigt ein schwarz-weißer Fluß das Ansehen der europäischen russischen und den Anfang der asiatisch-russischen Verwaltung an. Von Orenburg bis hieher war der Weg immer nur wenig von dem Laufe des Ural entfernt geblieben, der bis Orel in fast westlicher Richtung fließt; jetzt wendet man sich nach Südosten, und es ging in die eigentlichen Steppen hinein, in das Land der Kirghizen, richtiger gesagt: der Kirghiz-Kaizalen. Eine unabhägbare weiße Ebene bietet sich den Wäiden dar, ein einschränker flacher Horizont, der an das Meer erinnert. Von Zeit zu Zeit begegnet man Karawanen; schwerbeladene Kamel-, von Kirghizen, mit ihren immer gleichen hohen Wägen auf dem Kopfe, geführt.



Die seltenen Dörfer am Wege sind halb im Schnee begraben; die kleine Garnisonsstadt Urghis, wenige auf einer Anhöhe liegende Dörfer, hat den seltenen Schmutz einiger Wännen neben sich — aber diese Wännen zeigen durch ihren verkrüppelten Wuchs und ihre kränzlichlichen Aussehen, daß sie von Natur eigentlich nicht hierher gehören. Manchmal wird die Einödeigkeit der Karst durch das Erscheinen von großen Wölfen am Wege unterbrochen, die leider nie bis auf Schußweite sich heranzuwagen.

Bei Terelli wird die Grenze von Turkestan überschritten; die Poststationshäuser, die von Drenburg an alle dasselbe Aussehen zeigen, einfache russische Holzhäuser, sind jenseit der Grenze von mehr orientalischer, wenn auch sehr ursprünglicher Konstruktion: kleine Lehmbäuser mit flachen Dache.

Durch die Wüste von Kara-Kum (schwarzer Sand, im Gegensatz zu der Wüste Kijal-Kum, rother Sand) geht der Weg in fortgesetzt südlicher Richtung; unzählige in der Sonne gebleichte Knochen von Kamelen bezeichnen die Straße der Karawanen. In At-Schulpas am Ufer des eisbedeckten Aralsees wurde eine Kiste von Tag und Nacht gehalten. Von hier aus begab sich Ujfalch in einen nahegelegenen kirghizischen Aul (Dorf), um seine anthropologischen Messungen an den Einwohnern zu machen. Jeder Kirghize, der die einfache Prozedur an sich vornehmen ließ, erhielt einige Kopelen zur Belohnung; und so fanden sich bald nicht nur genug Individuen dazu bereit, sondern, als die Reisenden von At-Schulpas aufbrachen, stellte sich eine Anzahl bereitwilliger Einwohner des Auls ein, um ihnen das Geleit zu geben. Freilich gab Einer von ihnen dem Posthalter gegenüber seinen Erklaun lebhaften Ausdruck über die Unannehmlichkeit des Fremden, der Geld bezahlte, um ihnen die Köpfe beschneiden zu können — ein Erklaun, das um so berechtigter war, als die sehr mangelhafte kirghizische Keimlichkeit die

Untersuchungen mehr zu einer unangenehmen Pflicht als zu einem Vergnügen machte.

Die Nachweisung der Ursprünge der verschiedenartigen Elemente, welche die Bevölkerung Turkestan bilden, und ihre demgegenüber richtige Einreihung in die betreffenden Völkerguppen gehört schon seit lange zu den oft in Angriff genommenen und doch nicht befriedigend gelösten Aufgaben der Anthropologie.

Im Allgemeinen berechtigten die neueren Forschungen (von den Resultaten der Ujfalch'schen Studien ist, wie oben erwähnt, erst ein Theil veröffentlicht) jetzt zu folgenden Annahmen:

Weitläufig den größten Theil der Gesamtbevölkerung Turkestan bilden die Kirghiz-Kaisanen (gewöhnlich, aber irrtümlich, schlechtweg Kirghizen genannt, und in die große, die mittlere und die kleine Horde eingetheilt); sie sind mit wenigen Ausnahmen Nomaden, durchziehen den ganzen nördlichen Theil des Landes und erstrecken ihr Gebiet besänftlich beinahe bis zum Ural. Ein mongolisch-kaukasisches Mischtvolk sind sie hinsichtlich der Stammesdauer, ihre Sprache ist ein türkischer Dialekt.

Die Kara-Kirghizen, die Pesholb<sup>1)</sup> als die eigentlichen, echten Kirghizen bezeichnet sehen möchte, sind ein ausschließlich nomadisches Weidwöl. Nur ein kleiner Theil von ihnen, circa 30 000 Köpfe, lebt im eigentlichen Turkestan, und zwar im südlichen Theile des Landes; die große Masse aber des Volkes beruht sich noch weiter nach Süden über den Thian-Schan und Pamir aus.

In den Chanaten von Chokand, Buchara und Schiva machen die türkischen Ustaken (Uzbeken; z wie stets in fremden Mäunern wie weiches s zu sprechen) den herrschenden Theil der Bevölkerung aus. Fast Alle selbst und ebenfalls



Kirghizischer Sultan. (Nach einer Photographie.)

<sup>1)</sup> Beigl. u. Pesholb. Turkestan (Leipzig 1874 und 1877).



Kirgisen-Häuptlinge in der Steppe. (Nach einer Photographie.)

Sunniten, sind die meisten von ihnen in der Provinz Syrdarja im chobshenschen Kreise angesiedelt. Grundverschieden von den oben genannten Völkerschaften sind die Tadschiks oder Sarten. Sie gehören zur iranischen Völkerguppe der sansassischen Race, sind Schiiten und sprechen einen Dialekt des Persischen, der freilich mit vielen türkischen Bestandtheilen untermischt ist. Der Zahl nach der zweitgrößte Theil der Einwohner Turkestan, stehen

sie als Anlässige, als Ackerbauer und fleißige Handwerker, als eifrige Kaufleute obenan. Man hat früher oft zu beweisen versucht, daß Tadschiks und Sarten zwei von einander verschiedene Völkerschaften wären, man hat sich bemüht Unterschiede herauszufinden; jetzt nimmt man, und wohl mit Recht, an, daß die Bezeichnung Sarte sich nur auf die Lebensweise bezieht: jeder Schafstater, fast Anlässige ist in Turkestan ein Sarte; und da es unter den Tadschiks keine No-



Eine Tatarin und zwei Kirghizinnen.

maden giebt, so sind sie eben Alle Sarten, wenn sie selber auch vorzugsweise sich Tadschiks nennen. Bei den Kirghizen ist Sarte sogar ein Schimpfwort, das sie zur Bezeichnung eines Schwächlings anwenden; es spricht sich darin die Verachtung aus, mit welcher alle Nomaden auf die an feste Wohnstätte Gebundenen, nach ihrer Meinung Anstreben, herabsehen. Intelligenz, dienstfertig und unterwürdig gleichen die Tadschiks also darin den Persern, daß sie falsch, habgierig und betruggerig sind.

Die Turfomanen oder Turfomenen sind in der Bevölkerung des russischen Turkestan bis jetzt nur wenig vertreten. In der Provinz Samarkand wohnen einige Tausende von ihnen als Ackerbauer.

Die Kalmücken, die im Osten des Landes an der sibirischen Grenze nomadisch leben, sind rein mongolischer Abstammung und der Religion nach Buddhisten.

Es erübrigt noch, die Taranishi und die Danganen zu nennen, Völker tatarischer Abstammung, welche, seit langer

Zeit unter chinesischer Herrschaft lebend, durch die Eroberung des Nigebietes dem russischen Turkestan einverleibt worden sind.

Kuramingen, Tjuruten, Kiptschaken, Kara-Kalpaten und viele andere von Reisenden in Turkestan erwähnte Bestandtheile des Volkes sind Kirghizen aus den verschiedenen eben angeführten Stämmen.

A. Pechholdt, dessen auf eigener Aufzählung begründeten Angaben wie diese Eintheilung der turkestanischen Bevölkerung entnommen, ist übrigens, und wohl nicht mit Unrecht, der Meinung, daß für jeden Kernern als den Anthropologen hier nur eine Eintheilung die richtige, klare und ausreichende sei: diejenige nämlich, die nicht nach der Nationalität, sondern nach der Lebensweise sich richtet. Danach wären die Völker Turkestan in zwei Hauptgruppen zusammenzufassen, in Nomaden und sesshafte oder Sarten. Wir geben im folgenden Pechholdt's eigene Worte: „Das Nomadisten bringt es mit sich, daß der Lebensweise und den Beschäftigungen der in einem bestimmten Lande und unter einem bestimmten Klima nomadirenden Völkerschaften ein bestimmtes Gepräge aufgedrückt wird; auf die Verschiedenheit der Nationalität, ob Kirghis-Kajal oder Kalmücken, kommt im Wesentlichen weiter nichts an. Beide, die Kirghis-Kajalaten wie die Kalmücken, wohnen und ernähren sich der Hauptsache nach in gleicher Weise; beide finden ihre Hauptbeschäftigung in dem Betriebe der Viehzucht; beide haben sogar in den Grundzügen gleiche Sitten, trotz der Verschiedenheit ihrer Nationalität und Religion. Wohl finden sich Unterschiede, wie z. B. in der Kleidung; allein solche Verschiedenheiten sind von geringer Bedeutung gegenüber dem, was die turkestanischen Richtschäfte, seien es Kirghizen, nomadirende Ubelen oder Kalmücken, Gemeinames haben. Und ebenso verhält es sich mit der sesshaften Bevölkerung Turkestan. Die Lebensweise wie die sesshaften Ubelen führen im Wesentlichen die gleiche Lebensweise; und die wichtigsten Beschäftigungen (sich meine den Ackerbau und die Seidenraupenzucht) sind in Rücksicht auf Methode und Hülfsmittel, nach welcher und mit welchen sie betrieben werden, ganz unabhängig von der Nationalität des Ackerbauers und Seidenraupenzüchters. Der Pflug z. B., mit welchem der turkestanische Boden bearbeitet wird, ist überall derselbe, die ihn führende Hand frei, welche er wolle.“

Auf der Fahrt von Al-Tschulpas nach Kazalinsk am Eyr-Tarja lernten die Reisenden noch nachträglich die Vorzüge der Schlittenfahrten der vergangenen Tage schätzen: denn der Tarantak, der von hier aus den Schlitten ersetzen mußte, ein hölzerner Wagen ohne Federn, giebt bei den oft grubenlofen Wegen eine Art von Martinstroment für jeden nicht an derartige Fahrten Gewöhnten ab. Ein weit vorgeschobenes kleines Fort, dahinter einige Windmühlen flammigen schon von fern die Festung Kazalinsk an. Bis auf

einige von russischen Beamten und Militärpersonen bewohnte Häuser, die durch ihre Balkone mit vierlich durchbrochenen Geländern sich auszeichnen, macht die Stadt keinen Anpruch auf gefälliges Aussehen. Die ungeschliffenen Straßen sind eng und schummig, nur wenige Gärten sind vorhanden. Auf dem der Stadt gegenüberliegenden Ufer des Eyr-Tarja befinden sich in geringer Entfernung die Ruinen des alten Tschanaken, ein weiter mit Ziegeln und kleinen Mauerecken überdeckter Haug. Dasselbe Baumaterial, was noch heute durchgehends in Turkestan verwendet wird, findet sich in diesen Ueberresten ältester Baukunst. Der durch das ganze Land vorkommende schwere Lehmboden giebt, mit Wasser, zertheiltem Stroh oder strohigem Mist vermengt, die Masse, aus welcher die Waulen in Form von Kegeln, Ziegeln oder großen Platten geformt werden. An der Luft getrocknet, erlangen dieselben die Härte und Festigkeit unserer gebrannten Ziegelfeine. Derselbe Lehm dient, mit etwas Wasser zu einem Brei angerührt, als Kitt beim Vermauern der Steine. Bei dem Ausfluge nach Tschanaken hatten die Reisenden zum ersten Male Gelegenheit, das Innere einer kirghisischen Kibitka kennen zu lernen, deren Besizer sie dringend aufforderte, bei ihm zu rasten. Die Kibitka, das transportable Wohnhaus des turkestanischen Nomaden, hat die Form eines niedrigen Zieuentodes. Ein leicht zusammenfahbares und ebenso leicht wieder auseinanderzunehmendes Gerüst von hölzernen Stäben, wird sie von außen mit groben Filzplatten umkleidet, die gegen Kälte, Hitze, Schnee und Regen ausreichenden Schutz gewähren. Eine runde Oeffnung in dem kuppelförmigen Dache dient zum Ein- und Auslassen des Rauches; sie kann ebenso wie die Thür durch Filzplatten verschlossen werden. Starke Seile, aus Kamelhaaren verfertigt, befestigen das Gerüst an die Filzabwallung an Pföden, die in den Boden eingerammt werden. Die innere Einrichtung der Kibitken ist, abgesehen von einzelnen kleinen Verschiedenheiten, welche der größere oder geringere Wohlstand des Besizers bedingt, im Großen und Ganzen gleich. In der Mitte des kreisrunden Raumes die Feuerstelle, über welcher der große eiserne Kessel hängt; ringsherum auf dem Boden sind Filzbeden ausgebreitet. Große hölzerne Kasten, oft mit Eisenbeschlag, bei den Reicheren mit Silber eingelegt, stehen an den Seiten; sie enthalten die wenigen Besitzthümer des Nomaden, die nicht gerade dem täglichen Gebrauche dienen. An den Wänden hängen, neben dem Riemenzug für die Pferde, große leberne Schläuche, künstlich und vollkommen dicht genähte Fläskchen aus demselben Material und der nie fehlende ebenfalls lederne Sad, in welchem der Kamur, die Hauptnahrung der Kirghizen, bereitet wird. Einige hölzerne Kapsel, kleinere Kessel und ein kupferner Krug von geriebener russischer Arbeit vervollständigen die beschriebene Wirtschaftseinrichtung.

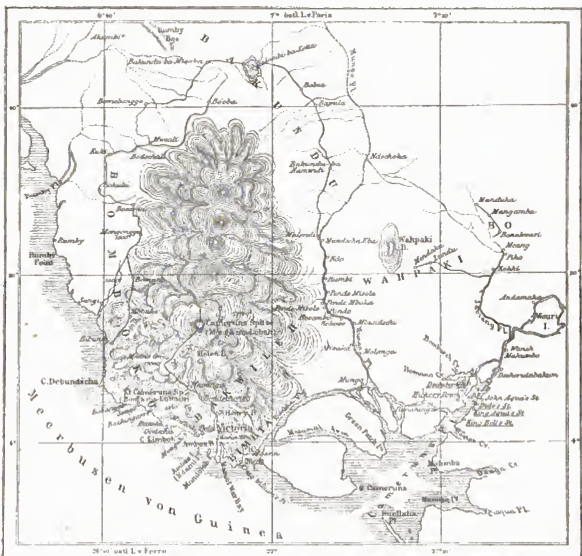
## Reverend Comber's Reise um das Camerun-Gebirge.

Die Küstenlandschaft längs des Meerbusens von Guinea ist außerordentlich einöde; nur niedriger flacher Strand bietet sich dem Auge dar, angedeutet eine Abwechslung durch Berge oder Klippen; aber das Ganze bis meilenweit ins Land hinein durchschneiden von den vielerzweigigen Wüdnungen immer größerer und kleinerer Flüsse, und dazwischen die Paganen und Marquisen, die mit ihren Fiedermaschinen die

Westküste Afrikas so verrufen gemacht haben. Erst wenn man aus der Bay von Benin kommend in der Biafra-Bay die Wüdnungen des Calabar-Flusses und des kleinen Rio del Rey passiert hat, ändert sich der Charakter der Scenerie mit einem Male. Auf den beiden Seiten der Wasserstraße, welche die Insel Fernando Po vom Festlande trennt, erheben sich hohe bewaldete Berge; auf der Westseite die waldreichen

Fiß von Fernando Po, deren höchster Gipfel, der Clarence Fiß, eine Höhe von 10 000 Fuß über dem Meeresspiegel hat. Auf der östlichen Seite aber, auf dem Festlande, sind es die Camerun-Berge, jene isolirte Gebirgsmasse, welche, bis zu 14 000 Fuß sich erhebend, den höchsten bis jetzt bekannten Punkt Africas nach dem Kilimandscharo bildet. Obgleich vulkanischer Natur und an manchen Stellen sehr

zerflüßet, erscheint das Gebirge vom Meere aus gesehen mit seiner reichen Bewaldung wie allmählig zur Küste sich ab-dachend. Einzelne kleine Regel und Fiß erheben sich über dem breiten Waldgürtel, der bis zu einer Höhe von 4000 bis 5000 Fuß geht, einen Reichthum von vorzüglichem Holze besitzt, und im Monat Mai, wenn alle Tinten herbstlicher Färbung vom dunklen Braun und tiefsten Roth bis



Umgebung des Camerun-Gebirges in Westafrika mit Rev. T. J. Comber's Reiserouten von 1877.

Reduirt nach W. J. Turner's Karte in „Proceedings of the Royal Geographical Society etc.“ (1879 Nr. 4) von Richard Riepert. Maßstab 1 : 800,000. Die Namen von Stationen der Baptist Missionary Society sind unterstrichen.

zum heißen Weib über ihn ausgegossen sind, einen äußerst malerischen Anblick darbietet. Freies offenes Land folgt auf die Waldregion, mit Graeshügeln und Wiesensteden, eine parkartige Landschaft, die, hin und wieder durch breite Streifen erstarrender zum Theil verwitterter Lava unterbrochen, nur wenig Strandpflanz und Gehölz zeigt.

Seitdem vor etwa zehn Jahren Kapitän Burton in Gemeinschaft mit dem Botaniker W. Mann das Camerun-Gebirge besucht, den höchsten Fiß bestiegen und mehrere zum Theil

erloschene Krater besichtigt hat, sind es hauptsächlich englische Missionäre gewesen, die mit der weiten Erforschung des Terrains sich abgegeben haben. Auch W. Comber, der am 10. Februar dieses Jahres in der „Royal Geographical Society“ einen Bericht über einige von ihm unternommene Reisen in die Camerun-Berge erstattete, ist ein thätiges Mitglied der Baptisten-Missiongesellschaft, die in Victoria am südlichen Fuße des Gebirges sowie am Camerun-Fußje (östlich vom gleichnamigen Gebirge) mehrere Niederlassungen

befehl. Wir geben im folgenden einige Einzelheiten des interessanten Berichtes. Am April 1877 unternahm Comber von Victoria aus eine Reise nach dem großen Nil, die mit Din- und Wüdnarisch acht Tage dauerte. Er passirte eine große Anzahl angebrannter Krater, an deren breiten Wabenförmigen alle Zeichen einer vor noch nicht langer Zeit stattgehabten Eruption zu bemerken waren. Nicht nur schickte jeglicher Pflanzenwuchs auf ihnen, man hatte auch beim Uebersteigen jenes fomerbare Gefäß unter den Füßen, als ginge man auf wüthen Schladen oder ausgeglühten Kohlen. Am Rande des höchsten Kraters fanden sich die Spuren von Burton's Anwesenheit: ein aus Steinen aufgesetztes Biered und daneben die Scherben einer Flasche, die Burton darin deponirt hatte. Augenscheinlich waren seitdem Eingeborene auf dem Berge gewesen, die sich damit zu schaffen gemacht hatten, und aus dieser Thatfache läßt sich eine Art von Fortschritt in der Civilisation konstatiren; denn bei Burton's Aufstiege im Lande herrschte unter den Einwohnern allgemein noch der Glaube, die Spitze des Berges sei von bösen Geistern bewohnt; und demselbe mochte keiner von ihnen welschen zu bestigen. Der große Krater hat fast zwei Kilometer im Umkreise; das an seinem inneren Rande wachsende Gras zeigte, daß er seit langer Zeit unthätig gewesen war. Auf dem Gipfel, wo häufig Schnee liegen soll, ist die vereinte Wirkung der außerordentlich dünnen, trockenen Luft und der scheidetrechtstallenen Sonnenstrahlen eine sehr bemerkbare und während ein heftiger Nordostwind Comber vor Frost zittern machte, brannte die Sonne so intensiv, daß seine rechte unbeschützte Hand, in der er den Stod hielt, noch Tage lang nachher die schmerzhaftesten Spuren davon trug. Auch tiefer, am Abhange des Gebirges, wo die englische Wissenschaftsgesellschaft die Anlage eines klimatischen Kurortes bei Mans Spring (etwa 7000 Fuß über dem Meere) beabsichtigte, lassen die düstern Nebel, welche an den Seiten des Berges sich lagern, den Ort nicht recht geeignet erscheinen für die Ansiedlung des Planeten. Trotzdem Comber mehrere Feuer um seine Nachlagerstätte angezündet hatte, waren am Morgen seine Decken, Kleider und Haare in Folge des Nebels wie vom heftigsten Regen durchspritzt.

Comber's zweite Reise, die er gleichfalls von Victoria aus antrat, hatte den Zweck am Rande des Gebirges irgend eine größere Stadt der Eingeborenen aufzufinden, die für die Anlage einer Missionstation geeignet wäre. Denselben Versuch hatte vor ihm schon Thomson gemacht, doch war dieser zufällig nur auf unbedeutende Ortschaften gestoßen und hatte sich bald zur Umkehr gezwungen gesehen. Nach einer Canoeahrt an der Küste entlang in nördlicher Richtung erreichte Comber am ersten Tage die Domboto-Stadt Wibunbi, von wo aus die Landreise beginnen sollte. Wibunbi, eine Stadt von etwa 600 Einwohnern, besteht aus zwei breiten Straßen, deren Häuser aus Bambusstroch, mit Blättermatten oder mit Baumrinde bekleidet, und mit Matten aus Palmzweigen gedeckt, bauerhaft genug sind, um zwei oder drei Generationen dienen zu können. Die Einwohner beschäftigen sich hauptsächlich mit Fischfang und wagen sich in ihren kleinen Canoes oft über eine Meile weit auf das Meer hinaus. Von dem Oberhaupte von Wibunbi erhielt Comber zur Weiterreise einen Führer, einen geschwätigen Burfchen, der wohl eine genaue Kenntniß des Landes besaß, aber so unzuverlässig war, daß er nach den ersten Tagesmärschen seines Dienstes entlassen werden mußte. Zum Glück hatte Comber sich gleich anfangs von ihm die Namen aller ihm bekannten Orte in der zu verfolgenden Richtung sagen lassen und dieselben notirt; und diese Vorsicht kam ihm jetzt, wo es galt, sich allein nach dem Kompaß und den Ansehn der Bewohner des Landes seinen Weg zu suchen, trefflich zu

statten. Am westlichen Abhange des Gebirges immer nach Norden vordringend, fand man die angebehrnen Namen und die Reihenfolge der Städte im Großen und Ganzen richtig; freilich gab es hin und wieder Schwierigkeiten, wenn zwei Wege in annähernd gleicher Richtung sich zeigten, und die Eingeborenen sich weigerten, die nötige Anknüpfung zu geben; aber mit der Zeit lernte Comber seine Fragen so vorzüglich und unversänglich stellen, daß er jeden Nachweis erhielt, den er wünschte. Der ganze Fuß des Gebirges, über welchen der Weg führte, ist mit dichtem Walde bedekt, der hauptsächlich aus afrikanischen Eichen, Theebäumen und Bollen- oder Geisbäumen (Bombax L.) besteht; die letzteren erreichen oft eine Höhe von mehr als 100 Fuß. Der von den Eingeborenen nur selten betretene Pfad ist äußerst beschwerlich; überall müssen große Felsstücke und Baumwurzeln umgangen und querüber liegende Stämme, die von den Tornados entwurzelt sind, überklettert werden; Schlingpflanzen aller Art hängen bis dicht auf den Boden herab; das Hindernisse aber sind die feinen Flüsse, die, in steilwandigen tiefen Schluchten strömend, in vorzugsweise westlicher Richtung ent weder direkt dem Meere oder dem Rio del Rey zufließen. Während des ersten Tagesmarsches gab es allein acht solcher Flüsse zu über-schreiten, die in der Regenzeit die Schluchten bis an den obern Rand füllen und den Weg ganz unpassierbar machen sollen.

Nach einem Marsche von 70 bis 80 km landeinwärts hörte der Wald plötzlich auf, und man kam in eine weite angeebene Grasebene, auf der hin und wieder Fächerpalmen sich erhoben. Der Boden war hier lehmig und, der Farbe nach zu urtheilen, eisenhaltig. Drartige Erben werden größer und häufiger, je weiter man nach Westen kommt; auf den Bergabhängen aber stellen sie gänzlich, denn hier begleitet stets dichter Baumwuchs den vulkanischen Boden.

Von Wibunbi nach Bomano steigt das Land allmählig an, bis man am letztgenannten Orte sich ungefähr 1600, in Wongongge schon 1800 Fuß über dem Meere befindet. Von Bomano führt ein Gebirgspfad nach Mans Spring, der nur wenig und zwar ausschließlich von Jägern betreten wird. Denn trotzdem es hier eine sehr wild-arme Gegend ist, bildet die Jagd doch die Lieblingsbeschäftigung der Eingeborenen, von denen fast jeder im Besitze eines Steinschloßgewehres ist. Wenn eine große Gesellschaft von ihnen von einem mehrtägigen Jagzuge eine Antilope, ein Stachelschwein, einen Affen oder gar ein wildes Schwein als einzige Beute heimbringt, so ist des Stannens und der Freude kein Ende, bei aller Passion für die Jagd sind sie nämlich mit wenigen Ausnahmen schlecht und sehr ängstlich Schützen. Auf seiner ganzen Wanderung sah Comber nur einmal einen Leoparden; so müssen wohl die Säbne dieses Thieres, die man hier häufig von den Eingeborenen als Schmutz oder Kandel tragen sieht, von weither gebracht werden. Affen, darunter besonders der Pavian, der Cynocephalus, der Suti und die grüne Meerlauge waren häufig; von Wögeln ganz Papagaien, Ringtauben und eine Anzahl glänzend gefiederter Arten, deren Namen Comber unbekannt waren. Als Hausthiere findet man bei den Eingeborenen nur selten Kinder, sehr viele Ziegen und Schurine, und Geflügel aller Art. Doch macht es viele Mühe, eine Ziege oder ein Schurin zum Kauf zu erhalten; Geflügel bekommt man schon leichter, und oft genug wurden Comber, wenn er ein Thier zum Schlachten verlangte, die mageren Hunde der Eingeborenen angeboten. Während der Nacht werden die Thiere im Innern der Häuser angebunden; das Haus in Wibunbi, in dem Comber die erste Nacht zubrachte, beherbergte neben zwanzig menschlichen Bewohnern 12 Ziegen, 8 Hunde und zahlloses Geflügel. Der Bestand in dem einen gemeinschaftlichen

Schlaftrann, dessen Thüren fest verschlossen wurden, war nicht gering und hätte auch ohne die Rosskotschwärme, die die Luft erfüllen, jeden nicht daran Gedächtnis am Schlafe verhindert.

Das Land der Bombos ist ungemein reich und fruchtbar, und so sind auch alle vegetabilischen Nahrungsmittel im Ueberflus und billig zu haben. Ein Büschel Bananen, das zu einem Frühstück für sechs bis acht Mann seiner Begleiter ausreichte, erhielt Comber oft für ein Tabakblatt. Pfingbananen und Yamswurzel gedeihen ganz vorzüglich; eine Schattenseite des Landes ist nur der an einigen Stellen in der trockenen Jahreszeit herrschende Wassermangel. Zwischen Mweali und Po'oba fangen die Einwohner den Tchou, der sich im Grunde der Pfingblätter sammelt, zum Getrönd auf oder zerquetschen den saftreichen Stamm der Pflanze, um die Flüssigkeit daraus zu gewinnen. Die Regenzeit beginnt hier gegen Ende Mai und erreicht ihren Höhepunkt im August. Heftige Stürme (Tornado) begleiten ihren Anfang und ihr Aufhören, das gewöhnlich in die erste Hälfte des November fällt.

Vier Tagesmärsche brachten Comber zu der Küste nach Kuti bei Mongongge, dem Orte, bis zu welchem früher Thomson gelangt war. Von hier aus nach Osten gehend, erreichte man bald Mweali, die erste Stadt, die vorher noch nicht von Weißen besucht worden war. Die Einwohner zeigten sich sehr gastfrei und freundlich; ihr Oberhaupt Kefan, ein lebhafter alter Mann, erklärte sogleich, der weiße Mann müsse wenigstens drei Tage bei ihm bleiben, und schätzte selbst den Gästen zu Ehren ein Huhn und eine Ente, die seine Frauen zubereiten mußten. Auf seinem gutmüthigen Gesichte schwebte ein unaussprechliches Lächeln, aber auch er hatte die fonderbare Gewohnheit, unablässig mit den Nägeln zu knirschen, die in diesem Theile Africas ein königliches Vorrecht zu sein scheint. Die Reugier der Mweali-Leute kannte keine Grenzen; saum das Comber und seine weißen Begleiter unbedachtigt zu Bett gehen und schlafen durften. Dabei hielten die Leute, wenn sie die weißen Männer ansahen, immer die eine Hand an die Augen, als ob sie gebeten wären von dem erstaunlichen Anblick. Wenn sie einander begegneten, so begrüßten sie sich durch Auseinanderlegen der Handflächen. Zum Zeichen der Trauer um ihre Verstorbenen beschmieren sie sich über und über mit Dolzohle, während am Camerun-Flusse die Sitte herrscht, sich bei dem Abschlusse eines Bermannten den Kopf ganz kahl zu scheeren. Ein Tanz, der den Weißen zu Ehren angeführt wurde, bei dem Einige Trommeln, Andere eine Art Gymbeln schlagen und Alle einen höchst unmelodischen Gesang anstimmten, bestand in langsamem Herumgehen im Kreise, wobei es aber hauptsächlich darauf anzukommen schien, die Ruesen der Brust, des Rückens und der Arme nach Möglichkeit zu schüttern: so sah der Tanz nie ein fortgesetzter heftiger Nierbeschauer aus.

Hier, wie auch an den meisten anderen Orten, suchten die Einwohner die Weißen am weitern Vordringen zu verhindern; Gewalt wandten sie aber nie dagegen an. Mit einem längern Aufenthalt in ihrer Stadt wären sie ganz einverstanden gewesen, aber ihre Nachbarn sollten diesen Vorzug nicht haben. Manchmal auch zeigten sie sich nichtswürdig, wollten keine Nahrungsmittel verkaufen oder weitergeben anzuzeigen, wo sie ihr Wasser herholten. In einer Stadt erlaubte man den Weißen nicht, über Nacht zu bleiben, so daß sie im Walde davor ihr Lager aufschlagen mußten. In den meisten Fällen jedoch bezeugten die Leute, die vorher noch nie einen Weißen gesehen hatten, große Furcht, vorzumelden sich in ihren Häusern oder tiefen in den Wald, ihren ganzen Besitz im Stich lassend. Der Anzug der mei-

sten Eingeborenen hier ist das gewöhnliche Leinwand, das sie durch Handel von der Küste oder vom Calabar-Flusse über den Rio del Rey erhalten. An einigen Orten freilich trugen sie als einzige Bekleidung eine Wästertrage vorn und eine Daasse hinten. Im Voangasslande, östlich vom Camerun-Flusse und kaum 80 Meilen von den europäischen Niederlassungen entfernt, sah Comber die Männer vollständig nackt, die Frauen auch noch weniger bekleidet, als das gewöhnlich schon nicht sehr strenge afrikanische Anstandsgesetz anderswo für nöthig hält.

Am sechsten Tage kam man an die Grenze des Bomboslandes, dessen größte Stadt Po'oba ist. Hier fand man eine neue, den Trägern und auch dem Dolmetscher unbekannte Sprache vor, und es begann nun ein System des dreifachen Verdolmetschens; denn zum Glück gab es in Palundu, so hieß das neubetretene Land, einige Leute, die etwas von der Bombosprache verstanden. Das Palunduland hat zwei bedeutende Städte, die nach ihren Oberhäuptern Palundu-ba-Wijala und Palundu-ba-Namundi heißen. Die Wasserstraße der zwei kleinen Flüsse heißt der Wungo und des Rio del Rey befindet sich in dieser reich bewaldeten und gutbewässerten Gegend. Im Nordwesten erheben sich die Kumbuhügel, im Südosten das Camerun-Gebirge; die Entlang dazwischen, etwa 80 km breit, ist außerordentlich fruchtbar und reich bevölkert; denn außer den erwähnten Städten hat das Palunduland noch mehrere andere, die über 1000 Einwohner zählen. Der einzige Handelsort ist Palmöl, das über den Rio del Rey nach Calabar ausgeführt wird. Die Osmunmiane kommt an der Nordabhängen des Camerun-Gebirges häufig vor, doch kennen die Eingeborenen ihren Werth noch nicht; auch Kaffee und Baumwolle finden sich hier wildwachsend, werden aber nicht kultivirt. Elephanten sind im südlichen Theile des Landes am Flusse Wungo ziemlich zahlreich; aber die Eingeborenen sind nicht müthig und unternehmend genug, um auf sie Jagd zu machen, und so liefert dieser Thierfrüß wenig Eisenblei. Palundu-ba-Wijala ist eine Stadt von ungefähr 1500 Einwohnern. In zwei Reihen, eine lange Straße bildend, liegen die großen, sauber und fest gebauten vieredigen Häuser nebeneinander, alle mit Gras gedeckt, und jedes geräumig genug, um wohl hundert Menschen bequem zu beherbergen. Die eine Hälfte der Straße liegt am Abhänge eines Hügelns herunter, die andere Hälfte unten im Thale. Die Einwohner sind friedfertiger Natur; bei dem Anblick der Weißen zeigten sie sich anfangs sehr schüchtern, wurden aber bald zutraulich. Nach einem Ansetze in Palundu-ba-Wijala setzte Comber seinen Weg nach Osten fort, durch dichten Wald, in dem überall die Spuren von Elephanten sich zeigten: Büsche, die sie ausgegriffen, Läden, in denen sie sich gewälzt hatten. Nach drei Tagen erreichte man einen kleinen See, in dessen Mitte eine Insel, Palombi-ba-Rotta, liegt. Einige Weiber, die auf den am See liegenden Feldern gearbeitet hatten, erhoben ein lautes Geschrei, als sie die Weißen erblühten, warfen ihre Pfaffen von Brennholz und Bananen zu Boden, liefen den Hügel zu ihren Canoes hinab und ruderten, so schnell sie konnten, nach der Insel hinüber. Bald aber kamen etwa 100 Männer in kleinen flachen Canoes über den See, zeigten sich furchtlos und zutraulich, obgleich sie nie vorher Weiße gesehen hatten, und forderten Comber an, ihnen zu folgen. Keiner konnte derselbe keinen seiner Leute bewegen, ihn auf die Insel zu begleiten, und so mußte er mit schwerem Deyen es für dieses Mal aufgeben, den noch auf seiner Karte verzeichneten See gründlicher kennen zu lernen. Nach längerem Umherirren im Waldes, in welchem sie den Weg glücklich verloren, kehrten Comber und seine Gefährten über Palundu

und Hibundi nach Victoria zurück. Schon im November desselben Jahres 1877 unternahm er aber seine zweite Reise nach dem See; und zwar ging er dieses Mal auf der östlichen, der Nordseite, um das Gebirge. In einem großen Canoe fuhr er in vier Tagen den Mungo, einen Nebenfluß des Camerun-Flusses, hinauf bis zu der Stadt Malenbi; von hier aus wurde das Canoe zurückgeschickt und die Landreise angetreten. Die Regenzeit war noch nicht ganz vorüber, und der Weg durch den aufgewickelten Wald und über die noch stark angeschwollenen Flüsse, von denen manche durchschwommen werden mußten, beschwerlich genug. Nach drei Tagemärschen, die durch mehrere große Elbe, unter anderem durch Balunda-ba-Nammbi führten, erreichte Comber den See, der nach seiner Schätzung auf 4° 45' nördl. Br. und 9° östl. L. gelegen ist. Die Bewohner der kleinen Insel, deren Zahl Comber etwa auf 400 Seelen angiebt, empfingen ihn auf das Freundlichste. Er blieb einige Tage bei ihnen, und die Freigebigkeit, mit der sie ihn und seine Begleiter in ihren Häusern aufnahmen und bewirtheten, kannte keine Grenzen. Der See ist sehr fischreich, und so bildet denn auch der Fischfang eine Hauptbeschäftigung der Leute von Balombi-ba-Skotta; auch Schildkröten kommen in großer Anzahl vor, deren Schalen die Eingeborenen als Gefäße im Hause benutzen. Die Insel hat nur Felsboden und

erlaubt keinerlei Anbau: so befinden sich die kleinen Bananen- und Yamspflanzungen an den Ufern des Sees. Eine Canoeahrt, die Comber einige Tage nach seiner Ankunft um den See unternahm, ergab folgende Resultate: Von länglicher Form, im Umkreise haltend, hat der See seine größte Ausdehnung von Norden nach Süden. In einer tiefen Senkung gelegen, von steilen bewaldeten Ufern eingeschlossen, wird er durch einen auf der Südseite von steiler Wand herabstürzenden Wasserfall gespeist. Ein Bach, der aus seiner nordwestlichen Ecke austritt und der zum Mungo gehen soll, bildet seinen Abfluß. Was die Zeichnung des bis jetzt noch unbekannten Sees anbetrifft, so schlägt Comber vor, ihm den Namen Niam-Niam-See zu geben, nach einem seiner ältesten und besten Freunde.

Auf etwas andern Wege als das erste Mal kehren die Reisenden über Balunda-ba-Nisala nach der Küste zurück, wo von Somgi aus die Fahrt südwärts nach der Camerun-Mündung angetreten wurde. Possenhaft werden auf der von Comber betretenen Bahn, die so wenig von den Hindernissen zeigt, welche ein Eindringen in den Kontinent von Westen her zu erschweren pflegen, bald andere Reisende nachfolgen; denn das Land östwärts vom Camerun-Gebirge die zum Niam-Niam-Lande gehört heute noch zu den am wenigst bekannten Theilen Afrikas.

## Die Zukunft der Indianer.

Von Prof. Georg Gerland in Straßburg.

### IV. (Zweite Hälfte.)

Und fast noch schlagender wird dieselbe widerlegt werden, wenn wir jetzt die Geschichte der Cherokee (Tschirolesen) betrachten.

Nach einer Zählung aus dem Jahre 1809 bei Morse betragen sie 12 395 Seelen; nach Drake betragen sie 1819 etwa 10 000, 1825 aber 13 563 Seelen; Gallatin schätzte sie 1836 nach Angaben des „Indian Department“ auf 15 000 Seelen. 1877 haben wir in Union-agency, Indian Territory, 18 672 Cherokee, dieselbe Zahl, welche für 1876 angegeben war, dagegen sind die östlichen Cherokee in Nord-Carolina, Georgia, Süd-Carolina und Tennessee gegen 1876, wo sie nach Clark's Angaben 2400 zählten, um 200 vermindert: die Angabe für 1877 hat nur 2200 Seelen, so daß die Gesamtsumme der heutigen Cherokee 20 872 betragen würde<sup>1)</sup>. Woher dieser Unterschied kommt, ist nicht ersichtlich; wahrscheinlich wird er auf ungenauer vorjähriger Zählung beruhen. Die Zahlen des Census von 1877, welche mit denen von 1876 genau stimmen, sind wohl nur aus diesem in jenen herübergenommenen. Rechnet man dazu noch die 733 Delawaren, welche in die Nation der Cherokee in sehr freundschaftlichen Beziehungen standen und als ihre „Neffen“ galten<sup>2)</sup>, so erhalten wir als letzte Grenzzahl 21 605 Seelen. Aber ob wir nun 20 800 oder 21 600 annehmen, jedenfalls ist ein Anwachsen der Kopfzahl und zwar ein dauerndes Anwachsen nicht zu verkennen. Und das ist um

so beachtenswerth und merkwürdiger, als gerade die Cherokee mehr durchgemacht haben als andere Stämme. Von ihrer früheren Zahl, wie sie Abair angiebt, von ihrer Decimierung durch die Pocken im Jahr 1738 sprachen wir schon. Obwohl wir sie nun im vergangenen Jahrhundert in verschiedene Kriege verlostet finden, die ihnen schädlich genug waren, so haben sie sich doch ganz besonders rasch und merkwürdig entwickelt, wohl von den Verträgen 1785 und 1791 an, seit welcher Zeit sie keinen Krieg mehr gegen die Weißen angefangen haben.

Schon im Anfange dieses Jahrhunderts, 1808, sehen wir eine merkwürdige Bewegung unter ihnen: sie senden Botschaft an den Präsidenten Jefferson, mit der Bitte, daß man in ihrem Velle die Ackerflamme, d. h. die uncivilisirte, von der civilisirten ackerbauenden Bevölkerung trenne; einer Bitte, welcher man natürlich die Erwägung nicht verjagte. Und nun entfaltete sich dieser letzte Theil der Cherokee außerordentlich rasch zu hoher Blüthe. „Sie schufen im Laufe von acht Jahren ihr Land zu einem Garten um;“ der Landbau, die Viehzucht gediehen immer reichlicher, das Privatguthum der Einzelnen wuchs, die Häuser wurden bequemer, wohllicher, es fehlte nicht an Luxusgegenständen der Kultur; Wege wurden angelegt, ebenso Mühlen, Baumwollspinnereien, Schmieden; Spinnen und Weben wurde die allgemeine Beschäftigung der Weiber. Und während nun, wie wir sahen, die Eskimo jetzt noch unter der Einführung einer so ganz andern Lebensart, wie die europäische im Vergleich zu ihrer einheimischen ist, zu leiden haben, so finden wir betraute Völker bei den Cherokee keineswegs; wobei allerdings nicht übersehen werden darf, daß ihre Art des Lebens in den günstigen klimatischen Bedingungen Nord-Georgias keineswegs

<sup>1)</sup> Ann. Rep. 294; 298; vergl. Clark ebendaS. 496.

<sup>2)</sup> EbendaS. 109.

<sup>3)</sup> Gallatin, Synopsis of the Indian Tribes 91, Archaeol. Americana II.



einen so gewaltigen Umbruch erfüllt wie die Lebensweise der Eskimo Labrador, daß sie ferner durch ein ganzes Jahrhundert hindurch und länger sich allmählig an die neue Art des civilisierten Lebens gewöhnt hatten.

Aber nicht nur die geschichtete ängere Kultur sähet sie ein. Es geschah mehr; die äußere Kultur war keineswegs ihr höchstes Ziel und sie begriffen, daß auch diese keineswegs werthvoll, keineswegs haltbar ist ohne entsprechende innere Ausbildung. So wurde vor allen Dingen die Einführung der spirituellen Getränke verboten, es bildeten sich Weisheitsvereine; es wurden Schulen gegründet, der Schulbesuch fest geregelt, wie denn auch die Kinder sich durchaus intelligent und befähigt und zugleich auch ethisch durchaus gut geartet zeigten; das Christenthum breitete sich rasch aus, wenn auch in verschiedenen Stufen. 1820 wurden auch geschriebene Gesetze und eine Verfassung eingeführt, welche nach dem Muster der amerikanischen Staaten eingerichtet war. Ihre Grundzüge geben wir nach Waig<sup>1)</sup>: „Das Land ist unerschütterlich. Die gesetzgebende, vollziehende und richterliche Gewalt sind getrennt. Die erstere besteht aus zwei Häusern, zu deren einem zwei und zu deren anderem drei Mitglieder von jedem der acht Bezirke gewählt werden, in welche das Volk getheilt ist. Regerrichtungen sind keine Wähler, Geistliche nicht wählbar. Die vorgelegten Gesetzentwürfe werden nach parlamentarischen Gebrauch discutirt. Die Exekutive besteht aus dem obersten Häuptling, seinem Stellvertreter und einem hohen Rathe von fünf Mitgliedern, welche sämmtlich auf vier Jahre von beiden Häusern gewählt werden. Sie hat ein temporäres veto und das Vetoabigungsrecht. Der oberste Häuptling soll alle zwei Jahre das Land bereisen, um dessen Zustand kennen zu lernen. Die richterliche Gewalt wird vom obersten Gerichtshofe, dem wahren Besichte und von Friedensrichtern ausgeübt. Geschworenengerichte und drei Instanzen sind eingeführt, die Richter nur durch den Willen beider Häuser absetzbar. Es herrscht allgemeine Religionsfreiheit, doch kann niemand ein Amt bekleiden, der nicht an Gott und an Vergeltung in einem künftigen Leben glaubt.“ 1821 folgte eine neue geistliche Großthat, die wohl freilich die eines Einzelnen, welche aber von äußerster Bedeutung für die gesammte Bevölkerung werden sollte, die Erfindung eines eigenthümlichen syllabischen Alphabets durch den Cherokee — sein Großvater war ein Weißer — Sequoyah oder George Gues (Wiß). Sequoyah erfuhr, so erzählt Gallatin diese merkwürdige Thatsache, daß die Charaktere in den Büchern der Missionsschulen die Worte der gesprochenen Rede darstellten. Dünne zu wissen, wie dies geschehe, unternahm er es, eben solche Charaktere für das Cherokee zu erfinden, anfangs ein Zeichen für jedes Wort, dann aber, als sich ihm unendlich erwies, eines für jede Silbe. Er gab, scharf hinhörend, auf die verschiedenen stets sich wiederholenden Silben acht und trat nach kurzer Zeit mit einem syllabischen Alphabet von 85 Zeichen hervor, mit welchem er innerhalb drei Wochen jedem seiner Landsleute, der dazu Lust hatte, Lesen und Schreiben lehren konnte. Dies Alphabet breitete sich, obwohl man anfangs den Erfinder verachtete, rasch aus, mehrere Völker und die Zeitschrift *Phoenix* erschienen in demselben, man gebrauchte es beim Schreiben sehr bald allgemein. Denn es ist den Eigenthümlichkeiten der Sprache sehr genau angepaßt: alle Silben des Cherokee enden auf einen Vokal oder Nasal, Konsonantenkombinationen sind selten. Die Sprache hat 12 Konsonanten und 6 Vokale, daher sind 72 Silben und mit Dinanzählung der Vokale, die selbst als Silben gelten, 78 Silben möglich; für 8 ersand Gues nach vielen Mühen ein eigenes Zeichen,

was wichtig war, weil gerade 8 am häufigsten konsonantisch anlautenden Silben vorkommt und also eine Konsonantenverdoppelung bildet, so haben wir 79 Zeichen, dazu noch die Silben, welche mit den wenigen anderen Konsonantenkombinationen beginnen, und mit kommen zu jener Zahl 85, bis zu welcher Gues seine Zeichen vervollständigte. Dies scheint nun unbedächtig, denn 85 Zeichen müssen gelernt werden: aber damit ist auch alles gethan, der Schüler kann nun lesen und schreiben und ein orthographischer Fehler, eine Zerrung ist unmöglich. Gerade dies scharfe Auffassen der Sprachgleichmüthigkeit beweist Sequoyah's Scharfsinn, verleiht seiner Erfindung so hohen praktischen Werth. „Es ist wahr, daß Gues die erste Idee der Erfindung von unseren Vätern aus sogte; daß seine ganze Leistung nur für das Cherokee anwendbar ist; aber leugnen läßt sich nicht, daß dieser ungelehrte Indianer durch seine Erfindung einen schlagenden Beweis für die angeborene Intelligenz seiner Race gegeben hat.“ Man findet die Darstellung dieses höchst interessanten Alphabets bei Gallatin<sup>1)</sup>: für uns, die wir an das lateinische Alphabet gewöhnt sind, wird es dadurch schwierig, daß Sequoyah Buchstaben des letzteren für seine Zwecke gebraucht: so bedeutet R unser o, D unser a, W die Silbe la, T unser i, A die Silbe go, Z die Silbe no u. i. m., und dazu kommen noch eine Menge anderer willkürlicher Zeichen.

Und dies Volk, so blöthend, so immer besser und eifriger sich entwickelnd, hat die amerikanische Regierung, und speciell die des Staates Georgia, sich nicht gescheut in seiner Kultur-entwicklung zu unterbrechen, es auf eine in eine Gefahr hinabzuführen, aus welcher wohl wenig Völker wieder so unbeschädigt entkommen können, welche nur höchstgütig überhaupt bestehen können. Die Völker der Cherokee waren fruchtbar und blühend; die Georgier wollten deshalb ernten, wo sie nicht gesät hatten, sie wollten annehmen und das einzige Recht, welches dazu ermächtigt, das Recht des Stärkeren, war auf ihrer Seite. Sie fingen an, die Cherokee auf alle Weise zu bedrücken, sie verließen 1830, daß die Cherokee den georgischen Gesetzen unterthan seien. Dadurch waren aber die Gesetze und die Verfassung der Cherokee ungültig, sie konnten ferner vor Gericht nicht mehr zeigen, auch nicht gegen einen Weißen flagbar werden. Formel war Georgia im Recht; denn jeder Einzelstaat der Vereinigten Staaten hat volle Souveränität über die Indianer seines Gebietes. Vergebens beschwerten sich die Cherokee, man gab ihnen zwar in Washington Recht, aber um diese Entscheidung kümmerte sich Georgia nicht; man erregte Zwistigkeiten unter ihnen, der Kongreß 1836 gab Georgia Recht, man schickte unter General Scott Truppen gegen sie, welchen inbez die Cherokee mit williger positiver Klugheit keinen Widerstand entgegensetzten, man zwang sie auf diese Weise ihre alte Heimath zu verlassen und sich westwärts zum Mississippi am Arkansas anzusiedeln, wo man ihnen Land anwies. Es ist erbaulich zu sehen, wie die offiziellen Stellen und Berichte der Schoolcraft im 6. Bande diesen staublosen Vorgängen ein ehbares Mäntelchen umzugeben bemüht sind.

Die Cherokee verließen also ihre gelegene Heimath — sie mußten sich dem „Removal“ unterwerfen. „Gezwungene Auswanderung aus der Heimath,“ sagt Clark<sup>2)</sup>, „hat allem Anschein nach das Ansehen der Indianerbevölkerung mehr geschädigt als Krieg, Genoth oder Hungersnoth, ja vielleicht mehr als dies alles zusammen. Die Geschichte des Cherokee-Removal im Jahre 1838 kann als Beweis dienen. Sie waren auf ihrem Marsch begleitet von den treuen Missionären, welche lange unter ihnen gearbeitet hatten. Im „Wissno-

<sup>1)</sup> Antiqu. d. Natur. 3, 295.

<sup>1)</sup> Arch. Am. 2, 301.

<sup>2)</sup> Annual Report 1873, 490.

nary Detail" (Bd. XXXVI, S. 14) findet sich ein kurzer Bericht des Ausgusses. Darin heißt es: Von der Zeit an, als die Cherokee in einzelne Lager durch die Truppen der Vereinigten Staaten im Mai und Juni 1838 gesammelt waren, bis zu der Zeit, wo die letzte Abtheilung das Arkansas-Gebiet erreichte, also etwa innerhalb 10 Monaten, waren nach sorgfältiger Schätzung mindestens 4000 bis 4500 mit Tod abgegangen, was durchschnittlich 13 bis 15 Todesfälle auf den Tag beträgt, oder für die ganze Zeit ein Viertel der gesammten Volkszahl. (Diese Schätzung der Verfassers auf 16 000, für die damalige Zeit zu hoch, so daß jene Verfassers einer noch größeren Druckschuld der Schamhaftigkeit ausgesetzt.) Es scheint nicht, daß diese Sterblichkeit auf schlechter Behandlung oder Vernachlässigung während des Zuges beruht; vielmehr liegt sie allem Anschein nach mit Nothwendigkeit in der Mangel an Nahrung selbst begründet, wie sorgfältig auch immer alle Einrichtungen getroffen, wie getreulich sie ausgeführt sein mögen.<sup>1)</sup>

Man denke sich in die Lage des so vertriebenen, in seiner moralischen, physischen und bürgerlichen Leben so tief gekränkten, so schwer geschädigten Volkes, welches eben erst zur Civilisation sich emporgehoben hatte und solche Früchte seiner Erziehung ernten mußte. Wäre es zu verwundern gewesen, wenn die junge Pflanze seiner Civilisation geknickt wäre für alle Zeiten, wenn sie in dem neuen Lande, um von Neuem zu beginnen, gar nicht wieder Wurzel gefaßt hätte? Aber die Cherokee leisteten mehr: auch diesen Gisthauch der weißen Civilisation über, sagen wir auch hier besser und richtiger, der weißen Barbarei überwandten sie. Schoolcraft<sup>2)</sup> giebt ein Bild ihres socialen Zustandes um 1841, also kurz nach dem Removal. Allerdings war damals die Lust an geistigen Getränken wieder lebhafter, allerdings kam damals die Leidenschaft zum Spiel auf, allerdings bauerte es eine Zeit, bis Schulen u. s. w. wieder im alten Gang waren — aber schon damals konnte von ihnen berichtet werden, daß sie völlig würdig seien, amerikanische Bürger zu heißen und im Rechte ganz gleich mit allen anderen gestellt zu werden<sup>3)</sup>. Und gar bald kam alles wieder in besten Gang, die Entwicklung ging weiter und auch den mannigfachen Schwierigkeiten, welche ihnen durch den amerikanischen Bürgerkrieg erwuchsen<sup>4)</sup>, mußten die Cherokee siegreich die Stirn zu bieten. Es erhoben sich innerliche Zwistigkeiten zwischen den „full-bloods“ und denen, welche mit den Südstaaten sympathisirt hatten<sup>5)</sup>. Wie gesund aber die ganze Entwicklung des Volkes ist, geht daraus hervor, daß schon 1870, also fünf Jahre nach Beendigung des Krieges, wieder völlige Einigkeit unter ihnen herrschte: jene Parteiläufer des Südens waren wenig zahlreich und verbannten ihre Existenz dem Einfluß und den Antrieben weiser Männer.

So lauten denn die letzten Nachrichten durchaus günstig. S. W. Marston, Indian Agent, berichtet an den Commissioner of Indian Affairs: „Die Cherokee sind tüchtig vorwärts geschritten in der Civilisation, sie sind ein intelligentes, mächtiges, fleißiges Volk, welches von den ehrenvollsten Früchten seiner Arbeit lebt und seinen Ehrgeiz sucht in der Entwicklung seines Landes, in der guten Einrichtung seines eigenen Landes. In ihrem Rathe findet man Männer von Kenntnissen und Geschäftlichkeit; und es mag bezweifelt werden, ob ihr rascher Fortschritt vom Zustande wilder Barbarei zu dem der Civilisation und Bildung seines Gleiches in der Weltgeschichte hat.

Was die Briten in 500 Jahren erreichten, das haben sie in 100 Jahren zu Stande gebracht.

### S c h u l e n

Sie haben treffliche Einrichtungen für die Erziehung aller ihrer Kinder, auf so hoher Stufe der Entwicklung wie die weißen Collegen in den Vereinigten Staaten. Sie haben 75 gewöhnliche Tageschulen, mit systematischem Unterricht, an den verschiedenen Hauptplätzen der Nation. Für die höhere Bildung ihrer Jünglinge und Jungfrauen haben sie zwei wohlgeleitete Seminare, eines für jedes Geschlecht, und außerdem noch eine Dandarbeitsschule und ein Waisenhaus. Alle diese Schulgebäude sind von schönster Architektur und wohl versehen mit dem verschiedensten Hausgeräth von bester Arbeit. Die Kosten dieser Schulen beliefen sich im vergangenen Jahr (1876) nach dem Bericht des Superintendenten des öffentlichen Unterrichts auf 73 142 Doll., von denen 41 475 als Besoldung für Lehrer und 31 667 zu anderen Zwecken verausgabt wurden.

Ihr Vermögen, abgesehen von ihrem Landeigenthum, berechnet sich nach ungefährender Schätzung so:

### Defensitliche Gebäude.

Capital buildings . . . . .	22 000 Doll.
Seminar für Jünglinge . . . . .	75 000 „
Seminar für Mädchen . . . . .	75 000 „
Waisenhaus . . . . .	70 000 „
Haus für Minde, Taufstamme . . . . .	7 000 „
Druckerei . . . . .	5 000 „
Gefängniß . . . . .	7 000 „

### Privateigenthum.

Pferde, Zahl der Thiere . . . . .	13 000
Maulthiere . . . . .	2 000
Rinder . . . . .	45 000
Schweine . . . . .	35 000
Schafe . . . . .	10 000

Sie haben 24 Magazine, 22 Mühlen, 65 Schmieden in Besitz und Betrieb ihrer eigenen Bürger. Ihre Verfassung und Gesetze sind in Buchform verfaßt und in ihrer Druckerei wird „The Cherokee Advocate“ ausgegeben, eine Zeitschrift, in Cherokee und Englisch mit Geschmack und Geschäftlichkeit von eingeborenen Tischröcken geschrieben. Diese Zeitschrift besteht schon lange; sie trat an die Stelle des „Phebe“.

Aber that, let us say no more! Können wir auch hier andrücken, und hier Gottlob in anderem Sinne als bei jenen Nachrichten aus Kalifornien. Wir man bei diesen Vorgängen noch von einem Aussterben der Naturvölker vor der Civilisation, die für sie Gift sei, reden kann, ist uns völlig unerlässlich; denn nirgends wird gerade die Unvollständigkeit dieses Volkes deutlicher aufgedeckt als durch die Geschichte der Tischröcken.

Die statistischen Mittheilungen in Betreff derselben lauten im Annual Report von 1877 folgendermaßen:

Bevölkerung, männlich . . . . .	9 379
„ weiblich . . . . .	9 293
Gesammtbevölkerung . . . . .	18 672
Zahl der Weiblinge . . . . .	10 010
Weißer im Gebiet, Beamte . . . . .	800
Andere Weiße . . . . .	1 200
Zahl der bürgerlich gekleideten Indianer . . . . .	18 672
Zahl der indianischen Häuser . . . . .	3 730
Zahl der Schulen . . . . .	78
Schüler, männlich . . . . .	1 600

1) Schoolcraft VI, 426 f.

2) Schoolcraft V, 567, 11.

3) Ann. Rep. 1869, 456 seq.

4) Ebenfalls 1870, 289.

5) Ebenfalls 1877, 108 bis 109.

Schüler, weiblich	1 400
Durchschnittlich größter Schulbesuch für einen Monat	1 500
Jährliche Ausgaben für die Schulen	Doll. 73 441
Zahl der Indianer, die lesen können	15 000
Zahl derer, die 1877 lesen lernten	500
Zahl der Kirchen	30
Wissianen	36
Zahl der Acres in Reserve	5 031 351
Zahl der Acres, auf denen Getreide gebaut werden kann	2 000 000
Zahl der 1877 von Indianern bebauten Acker	75 000
Weizen geerntet 1877	Bushels 400 000
Haar geerntet	1 500 000
Hafer, Gerste	150 000
Andere Nahrungspflanzen	171 000
Haar geerntet	Tons 50 000

Diese Zahlen sind schon an und für sich sehr reich genug, so daß wir nur einzelne hervorheben wollen, an welche sich weitere Erörterungen anknüpfen müssen. Daraus, daß alle Cherokee amerindianisch-europäische Tracht tragen, sei nur kurz hingewiesen: länger verweilen müssen wir bei der Zahl der Mischlinge und der Weissen auf indianischen Gebieten.

Die Zahl der letzteren, die sein Amt verwalteten, ist ziemlich groß, 1200; und wie wir schon gesehen haben, daß diese weissen Anseher oder Eindringlinge, welche sich auf den Reservationen niederlassen, den Indianern selbst sehr gefährlich werden können, so ist es auch hier: die Annual Reports berichten verschiedentlich von den Unannehmlichkeiten, welche durch dieselben entstehen<sup>1)</sup>, und mit Recht geben sich die Agenten die größte Mühe, zu verhindern, daß Weisse ohne genügende Erlaubnis unter den Indianern verweilen. Es drängen sich gar zu sehr allerhand schlechte Subjekte ein, unter den verächtlichsten Vorwänden, welche dann oft Brantwein einzuführen, sich in Besitz von Ländereien zu setzen suchen, schlechte Prozesse anfangen, kurz nur zum Unheil der sich entwickelnden indianischen Gesellschaft dienen.

Ganz anderer Art sind die Bemerkungen, welche sich an die Mischlinge knüpfen und gerade hier ist ausführliche Besprechung nötig. Man könnte uns den Einwand erheben, als ob nur deshalb die Cherokee sich gegenüber der Kultur halten, weil sie ja viele Mischlinge — 10 000 — unter sich zählen, wie ja auch Sequahab's, des Schriftführers, Großvater ein Weisser war. Dieser Einwand läßt sich sehr leicht zurückweisen: denn diese Mischlinge sind keineswegs damals schon vorhanden gewesen, als die Cherokee sich zur Civilisation hinstreckten: sie wurden erst ja zahlreich, nachdem sie die Civilisation angenommen hatten. Weit entfernt also, daß die Civilisation der Indianer der Produkt wäre, sind sie vielmehr umgekehrt das Produkt dieser Civilisation, mit der sie immer zahlreicher werden, bis das ganze Volk mit anglistischem oder sonst amerindianischem Blute amalgamirt ist. Sehr richtig bemerkt Wallery<sup>2)</sup>, daß man aus dieser Einmischung fremdes Blutes, dieser Amalgamation der Rassen nicht etwa einen Beweis ziehen könnte für das Aussterben der Naturvölker vor der Civilisation; denn wenn auch auf diese Weise die amerindianische Urbevölkerung vielleicht in die weisse Race, welche ja so bei weitem in der Mehrzahl ist, nach und nach aufgehen sollte, so kann man darin doch keinen Untergang vor der Kultur, vielmehr nur völlige Aneignung der Kultur sehen. Wenn die Holländer von Pennsylvania und die Franzosen von Louisiana, sagt er, nach und nach englisiert

wurden, so spricht man nicht von ihrem Aussterben, sondern nennt das ein glückliches Geschehen in die nationale Einheit; und ebenso muß man das allmähliche Verschwinden der Indianer in die anglistische Bevölkerung anfallen. Sehr richtig: da nun aber Verlangen von indianischem Blut, welche unter den Weissen wohnen und ihre Lebensart und Beschäftigung angenommen haben, nicht unter den Indianern, sondern unter den Weissen im Census gezählt werden, so stellt sich in Folge davon auch die jeigige Zahl der Indianer gegen die Kopfzahl zur Zeit der Entdeckung etwas günstiger, indem manche echte Indianerfamilien nicht mehr unter der Zahl der Indianer begriffen werden. So wird diese etwas zu klein und die der Weissen etwas zu groß.

Zugleich weist Wallery auf Konrad Blake's mühsame und unparteiische Untersuchungen hin, welcher 1870 nachwies, daß die Mischlinge zwischen Indianern und Weissen durchaus keine Spur von Unfruchtbarkeit zeigten, daß sie vielmehr in Canada seit 1814 sich in stetiger Progression vermehrt haben; dasselbe finden wir in Newyork, im Indian Territory und in Theilen von Massachusetts und Wisconsin wieder, wo eine Reihe indianischer Familien als solche nur durch die Familienüberlieferungen nachgewiesen werden könnten, nicht durch Name oder Aeussern<sup>3)</sup>. So haben diese Mischlinge, nach Bois' richtiger Bemerkung, durch die That die oft ausgesprochene Behauptung widerlegt, daß eine Mischlingsbevölkerung stets ein nicht zu bewältigendes Uebel sei, das es nirgends zu einem wahren Fortschritt und zu einer gedeihlichen Organisation der Gesellschaft kommen lasse. Ja in unserm Falle steht die Lage der Dinge noch ganz anders: denn hier gehen nicht die Indianer, die Cherokee, in die weissen Amerikaner, vielmehr umgekehrt diese in jene auf: denn alle die 10 000 Mischlinge sind Mitglieder des Cherokee-Staates, sie sprechen zum Theil das Cherokee, sie dienen durch ihre Arbeit der Geschäftlichkeit des Cherokee, welche sich also zu ihnen als Arbeitgeber ebenso verhalten, wie die Regierung der Vereinigten Staaten zum ganzen Staat der Indianer. So können also diese Mischlinge keineswegs gegen die selbständige Erhebung der Indianer sprechen; vielmehr sprechen sie nur für dieselben. Denn — und dies wollen wir schließlich noch etwas ausführlicher besprechen, wie wir es oben schon kurz anbeuteten — denn die Zahl der Mischlinge steht in geradem Verhältnisse zur Höhe der gewonnenen Civilisation, bei den Indianern sowohl wie bei allen Völkern, welche sich in gleicher Lage befinden. Das wird sich durch Zahlen beweisen lassen, die wir dem genannten statistischen Nachweis des Annual Report von 1877 entnehmen.

	Volkszahl:	Mischlinge:	Procent der Mischlinge:
Tasata	etwa 29 000	etwa 1 400	etwa 4
Chactaw	16 000	5 300	33
Creek	14 000	1 200	8
Chickasaw	5 000	1 866	37
Cherokee	2 443	200	8
Cherokee	18 672	10 010	53,5
Westl. Cherokee	2 200	750	28
Chippewa, Wisconsin	4 630	1 071	19
Chippewa, Minnesota	5 287	661	12,5

Den höchsten Procentsatz zeigen die Cherokee, dann die Chickasaw, die Choctaw, hierauf die Chippewa; und dies Verhältniß stimmt genau zu dem Verhältniß dieser Völker zur Civilisation. Die Chickasaw und die mit ihnen fast

<sup>1)</sup> J. B. 1869, 403; 1870, 284.

<sup>2)</sup> 358.

<sup>3)</sup> Wallery 358.

gleichsprachigen Choctaw, jetzt die Grenznachbarn der Cherokee, stehen diesen auch in der Kultur von allen indianischen Völkern am nächsten, worüber man bei Schoolcraft und Baird die Details nachlesen mag. Auch ihre jetzigen Fortschritte werden nach allen Seiten hin gerühmt<sup>1)</sup>. Nicht anders steht es mit den Chippewa in Minnesota und in Wisconsin: auch sie machen gute Fortschritte in der Civilisation; sie sind im Ganzen fleißig und betriebsam und Schulen und Missionen gedeihen, wenn auch einzelne minder lebenswerthe Stämme sich unter ihnen vorfinden. Auch ihnen ist die Civilisation helfende, nach jeder Richtung sie fördernde Freundin, keineswegs irgendwie gefährlich oder gar tödtlich<sup>2)</sup>.

Sehr merkwürdig ist die Geschichte der Seminolen. Vor dem Kriege, den sie 1835 bis 1842 „gegen die ganze disponible Landmacht der Vereinigten Staaten und einen Theil der Flotte und zugleich gegen etwa 200 000 Freiwillige führten“<sup>3)</sup>, hätten sie wahrscheinlich nicht mehr als 1200 Krieger, sie waren also höchstens 6000 Seelen stark; doch hat man eine Menge geringerer Angaben aus den Jahren vor dem Kriege. Nach dem Kriege wurden ihre Ueberbleibsel auf die Indian Reservation gebracht; nur wenige blieben in Florida zurück. Nach Schoolcraft betragen sie 1850 etwa 1500 Seelen; die Jahres-Reporte von 1869 und 1870 dagegen geben ihre Zahl auf 2136 Seelen an; 1875 werden sie mit 2438, 1876 mit 2553 und 1877 mit 2443 Seelen angegeben, letztere Zahl wohl nur durch einen Irrthum nicht der von 1876 (2553) gleich. „Sie bewohnen einen Strich von 200 000 Acres westlich von den Creeks; sie machen rührende Fortschritte in ihrem Vermögen und ihre Häuser und Güter werden jährlich vergrößert und verbessert. Sie wohnen nahe bei einander und dadurch ermdacht jedem einzelnen der Trick, noch weiter voran zu sein als der Nachbar. Ihre Väter sind Männer von christlichem Charakter, ihre Kinder wachsen in Erziehung zur Intelligenz heran. Sie haben fünf Schulen und eine „Academie“ oder Pensionatsschule unter Aufsicht des presbyterian board; ihre Schulen kosten ihnen jährlich 2500 Doll. Sie erhalten 25 000 Doll. Staatsunterstützung, welche auf die einzelnen Köpfe vertheilt wird.“<sup>4)</sup> Also auch sie, fast vernichtet durch den Krieg, gedeihen jetzt in fröhlicher Entwicklung, gerade durch die Civilisation!

Noch einen Blick wollen wir auf die Dakota oder Sioux werfen, welche durch den Krieg des Jahres 1876, obwohl er ihrer altbewährten Tapferkeit Ehre machte, in ihrem bürgerlichen Wohlstand natürlich nicht vorwärts gekommen sind. Dennoch kann auch hier von einem Hinschwinden vor der Civilisation nicht die Rede sein. Theils wird ein Zunehmen der Dakota direkt von den Agenten bezeugt<sup>5)</sup>; theils zeigt sich überall Fleißigkeit und Lust zu den Arbeiten der Civilisation. Ist die Civilisation unter ihnen möglich? fragt ein Agent, der lange Jahre unter ihnen als Missionär gearbeitet hat, und seine Antwort lautet: die Hindernisse sind zwar groß, diese aber gehen mehr von verfallenen governmentalen Einrichtungen und vom schlechten Beispiel schlechter weißer Menschen als von den Dakota selber aus, welche durchaus willig zur Kulturarbeit sind<sup>6)</sup>. Und so kommt er zu dem Resultat, daß auch diese Indianer sich nach und nach zu guten Bürgern heranbilden werden: ein der wirksamsten Hülfsmittel hierfür würde eine Kongregale sein, so schließt er, welche sie zu Bürgern machte und ihnen alle Gesetze und

Rechte der Weißen giebt<sup>7)</sup>. Genau dasselbe sprechen alle Agenten unter den Dakota aus, daß die Stämme im Fortschreiten, freilich meist noch in sehr langsamem Fortschreiten sind; daß sie aber für die Zukunft um so eher und mehr hoffen lassen, je sorgfältiger sie die Regierung vor schlechten Einflüssen hütet. Durch diese Ueber einstimmung wird jedenfalls die Thatfache, daß wir auch die Dakota auf dem Wege zur Civilisation, zur Erhebung und Entwicklung finden, völlig bestätigt. Sehr interessant sind zwei Briefe über die Dakota, welche Clark veröffentlicht. Der eine von dem rühmlichst als Linguisten und Missionär bekannten Dr. Riggs, der andere von John Williamson, der, früher Missionär, jetzt Indianeragent, von Jugend an unter den Sioux lebte. Riggs beschäftigt zunächst ein langsamem Anwachsen derselben; dann weist er auf die vielen Krankheiten unter ihnen hin, die er für eine Folge der gänzlichen Umwandlung ihrer gesammten Lebensart hält, welche sich bei späterer Gewöhnung, wie schon jetzt bei den Irotesen, wieder geben werde. Viele Dakotafamilien seien schon jetzt völlig gesund und mit den Weißen gleichlebend, unter denen sie leben, theils in Kolonien, theils zerstreut, z. B. in Minnesota: hierdurch entleere der Schein einer Abnahme der Bevölkerung, aber auch nur der Schein, der in Wahrheit eine richtige und wünschenswerthe Verschmelzung der Rassen bedeute. „Ich glaube nicht,“ so schließt Riggs, „daß die Thatfaden die Annahme rechtfertigen, die Indianer seien eine aussterbende Race, wenn sie gleich als Indianer verschwinden werden. Wir bemühen uns nicht, Indianer zu erziehen; aber wir bemühen uns, die Indianer so zu erziehen, daß sie ihre Stellung unter den civilisirten christlichen Weißen finden können. Die Thatfaden beweisen zu völliger Genüge ihre Befähigung hierfür. Und wenn dies nicht ihr Schicksal in den kommenden fünfzig Jahren ist, so liegt die Schuld reichlich auch an uns. Wir haben kein Recht, sie für eine Race zu halten, die Gott dem Untergang geweiht habe, oder gar ihnen selbst diesen Untergang zu bereiten.“ Nicht anders urtheilt John Williamson.

Diese Beispiele genügen hinlänglich, um die Behauptung, die Indianer ständen vor der Civilisation aus, völlig zu widerlegen: sie beweisen vielmehr, daß dieselben eine Race von äußerster Lebenskraft und der vollen Fähigkeit sind, unsere Civilisation anzunehmen und an der großen Aufgabe der Menschheit, die Menschheit civilisatorisch weiter zu fördern, mit guter Kraft und origineller Art mitzuarbeiten. Jedes Hinschwinden der Indianer würde also einen Verlust bedeuten, welcher die Arbeitskraft der Menschheit beträfe.

Die statistischen Ueberstizen über die Geburten und Sterbefälle der Indianer sind noch höchst unvollkommen. Was vorhanden ist — leider erst von 1874 an — hat Rigger Clark in dem oft erwähnten Aufsatz zusammengestellt, dessen Daten, wie sie Wallery benutzt hat, auch wir benutzen wollen. Die Reports des Indian Office lauten folgendermaßen:

	Geburten.	Todesfälle.	Uebersch. der Geburten.
1874	2152	1490	662
1875	1985	1601	384
1876	2401	2215	186

Nun sind aber diese Zahlen keineswegs für alle Indianer geltend, da für viele gar keine Berichte der Art vorliegen; vielmehr bezogen sich die Angaben von 1874 auf eine Bevölkerung von 113 424, von 1875 auf 129 789 und von 1876 von 105 419 Seelen, und zwar auch so noch nicht gleichmäßig auf die gesammte Zahl, sondern Geburten und Todesfälle je auf verschiedene Bruchtheile derselben:

<sup>1)</sup> Ann. Rep. 1877, 110.

<sup>2)</sup> Ann. Rep. 1877, 124 — 131; 204 seq.

<sup>3)</sup> Major Clark ebenda S. 498.

<sup>4)</sup> Ebenda S. 111.

<sup>5)</sup> Ann. Rep. 1877, 51.

<sup>6)</sup> Ebenda S. 59 f. Agent Allen.

<sup>7)</sup> Ebenda S. 60.

- 1674: Geburten unter 48 000 Indianern 1495; 1047  
Todesfälle unter 63 772.  
1876: Geburten unter 74 417 Indianern 1905; 1566  
Todesfälle unter 99 309.  
1876: Geburten unter 81 734 Indianern 2386; 2195  
Todesfälle unter 90 590.

Die gezählten Indianer umfaßten Abtheilungen von etwa hundert Stämmen der verschiedensten Gebrilden und Bildungsstufen, so daß alle Vagen und Verhältnisse der Indianer, wie sie in den Vereinigten Staaten leben, sich repräsentirt finden. So berechnet Clark folgende Tabelle:

	Vermehrung durch Geburt.	Abnahme durch Tod.	Uebersiegen der Geburt.
1874	4,48 Proc.	2,32 Proc.	2,15 Proc.
1875	2,55 "	1,57 "	0,98 "
1876	2,91 "	2,31 "	0,60 "

Freilich läßt sich aus diesen Zahlen noch nichts Sicheres beweisen, weil sie zu unvollständig sind; jedenfalls aber sprechen auch sie für eine Zunahme, nicht für ein Hinschwinden der Indianer. Daß 1875 und 1876 der Procentsatz des Zuwachses ein so geringer ist, muß sehen wir mit Wallery die Ursache in den Indianerzügen dieser Jahre <sup>1)</sup>.

Der Gesundheitszustand der Indianer ist im Ganzen ein guter; die Mattern, welche einst so gefährdet waren, haben jetzt unter den Indianern nicht mehr Bedeutung als unter den Europäern. Und überall noch hebt sich das physische Wohlbestehen der Eingeborenen, theils, wie einige der Agenten mit Recht behaupten, weil die Medicinmänner immer

mehr und mehr wiesischen Aerzten das Feld räumen müssen, theils weil immer weniger Spirituosa getrunken werden. Von großer Wichtigkeit für die Gesundheit der Indianer ist es jedenfalls auch, wenn sie vor den vielen nichtsnutzigen Weibern, welche sich im Lande umhertrieben, befreit werden. Auch die bessere Kleidung und Nahrung sowie die Entlastung der Weiber ist von großer Bedeutung für die Hebung des Gesundheitszustandes. Am tiefsten stehen auch hier, aus sehr begründlichen Gründen, die Kalifornier. So schreibt Dr. Batemann, Arzt in Round Valley Agency bei Clear: als ich November 1873 her kam, fand ich viele Kranke. Der Tod herrschte in allen Camps in beunruhigender Ausdehnung. Constitutionelle Krankheiten herrschten überall vor; Geburten waren selten und die schwächlichen Kinder starben meist in der Zahperiode. In den acht Monaten bis 30. Juni 1874 waren 36 Todesfälle und 29 Geburten. Im Jahre darauf bis zum 30. Juni 1875 waren 44 Geburten und 39 Todesfälle. Diese ermutigende Besserung, die sich namentlich in den Formen und Komplikationen bestimmter Hautkrankheiten zeigt, ist hauptsächlich den großen moralischen, sozialen und religiösen Reformen zu danken, die sich hier vollzogen. Im Allgemeinen bleiben sie ihren christlichen und ethischen Verpflichtungen treu, in der Ueberzeugung, daß moralische und physische Reformation und Renovation das einzige Mittel zur Erhaltung ist <sup>2)</sup>.

Und so giebt uns dieser Brief auch Hoffnung für die Stämme, die uns bisher in so unglückigen Lichte erschienen, für die Kalifornier.

<sup>1)</sup> Ann. Rep. 516 — 518. Wallery 963.

<sup>2)</sup> Bei Clark in Ann. Rep. 518 — 519.

## Aus allen Erdtheilen.

### A f i e n .

— Die jüngst an dieser Stelle kurz berichtete Flucht Renzo Manzonis von Sanaa nach Aden läßt sich auch jetzt, nachdem Guido Cora im „Kosmos“ (1878, IV, S. 121 ff.) die Briefe des Reisenden veröffentlicht hat, nicht verstehen. Cora unterdrückt nämlich alle politischen oder sonst welchen Rücksichten die Partie des fraglichen Briefes, welche von Manzonis's Mitschleppten mit den türkischen Behörden in Sanaa spricht. Jedenfalls macht es einen unverständlichen Eindruck, daß „Seine Excellenz Mustafa Pascha“, der Generalgouverneur, und „Seine Excellenz Ismail Haki Pascha“, der Statthalter, gegenüber dem italienischen Kartenzzeichner und Photographen die Güte leihen sind und — plötzlich verschwindet der Gehefte bei Nacht und Nebel — ob genüßigt, ob frewillig, darüber hätte Cora wohl eine etwas kontrollirbare Nachricht geben können. Er tröstet sich missammt seinem Landsmann aber dadurch, daß die geplante „Idee“, das geplante „Projekt“ nun von Aden aus besser ausführbar sei. Dieses Projekt aber ist, mit dem photographischen Apparat nach dem von Halcyon so gut wie andichten Dickschiff zu gehen und zwar — ein Gewanke, den ihm erst die in Sanaa vorgenommene Lektüre Palgrave's nach rast — als Erst. Das Exemplar von Palgrave's Reise hatte ihm der eine seiner türkischen Gönner begehrt. Aber der Sinn des Dickschiffers richtete nach auf Größeres: die Wüste östlich vom Dickschiff soll, wie ihm ein Scherz versichert, keine

Wüste, sondern bestens bewohntes Land sein: also — wie werden querdurch nach dem Perlergolf wandern! Man darf die Befolgung aussprechen, daß Wunsch und Qualifikation in diesem Falle nicht ganz in Harmonie sind.

Was nun die aus den Briefen zu gewinnenden Resultate des Marsches von Aden über Taiz, Macha, Hodeida nach Sanaa betrifft, so sind sie gering; das Beste ist die Reibe der Orts-, Höhen- und Bevölkerungszahlen, die den letzten Brief schließen. Wir werden gelegentlich darüber berichten. Manzonis ist auf dieser seiner zweiten Reise in Folge der großen Temperaturdifferenz zwischen Tebama und Bergland öfter krank gewesen.

— Alexander Sibiriakoff telegraphirte am 16. Mai von Petersburg nach Gotha: „Kordenskißb samt einem Brief an den Generalgouverneur von Ost-Sibirien, datirt vom 25. September 1878, welcher durch Tauchischen nach Knudorf geliefert wurde und am 28. April in Jernfel ankam. Das Expeditionsschiff „Vega“ ist am 16. September bei Serbe-Kamen (Nordostspitze der Tauchischen-Halbinsel) eingetroffen. An Bord war Alles wohl, Provisionen und Heizmaterial waren genügend vorhanden.“ Kap Serbe-Kamen liegt nach Nuatenig westl. 67° 3' nördl. Br. und 171° 33' westl. L. Gr. (1878\* 27 östl. L. Gr.), nur 75 Seemeilen von der Berings'schen Straße entfernt und wird fast alljährlich von den Waldfischängern aus dem Stillen Ocean erreicht.

Inhalt: Das russische Turkestan. I. (Mit fünf Abbildungen). — Kevrend Comber's Reise um das Cameroon-Gebirge. (Mit einer Karte). — Prof. Georg Gerland: Die Zukunft der Indianer. IV. (Zweite Hälfte). — Aus allen Erdtheilen: Aften. — (Schluß der Redaction 11. Mai 1879.)

# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXV.



№ 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Aubree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten  
zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1879.

## Das russische Turkestan.

(Nach dem Französischen der Mad. de Ulfalov.)

### II.

Die von Ulfalov besuchte Kibitka zeichnete sich durch Reinlichkeit aus, die leider für gewöhnlich in dem kirghizischen Haushalte nicht zu herrschen pflegt. Bei dem Eintritt der Fremden erhoben sich zwei Frauen von dem Teppiche am Boden, auf dem sie nach türkscher Art gesessen hatten, und begrüßten sie freundlich; beide trugen wie alle Kirghizinnen das Gesicht unbedeckt und den weißen feinen Schleier im Nacken herabhängend. Es waren die Frau des Besizers der Kibitka und ihre Mutter. Die erstere, ein hübsches junges Weib, hieß ein Kind an der Brust, dem sie, während es trank, nach Landessitte die Ohren platt an den Kopf drückte; denn der Glaube, daß glattanliegende Ohren ein besonders feines und scharfes Gehör verleihen, herrscht hier allgemein. Bis jetzt war diese die einzige Frau ihres Mannes; doch erzählte derselbe, während die Reisenden den dargebotenen Thee tranken, mit großem Stolz, daß er im nächsten Frühjahre eine zweite Frau zu nehmen gedächte, und, sobald sein Wohlstand sich hinreichend vermehrt haben würde, auch noch eine dritte. Die Kirghizinnen genießen eine bei weitem größere Freiheit als andere mohammedanische Frauen: von einem abgeschlossenen Haremleben kann bei Nomaden ja nicht die Rede sein. So ist ihre Stellung trotz oder vielleicht auch wegen der vielen ihnen obliegenden Arbeiten eine gediehere als die der Haremfrauen. Die Thätigkeit der Männer beschränkt sich meistens auf die Beweispflichtung und das Zusammenhalten der Herden sowie auf den Besuch der Märkte. Die Frauen sorgen für den Haushalt in seinem ganzen Umfang. Sie bereiten die Speisen, schaffen das

Wasser oft aus weiter Entfernung herbei, sammeln den Mist, der in getrocknetem Zustande als Brennmaterial dient, weben die wollenen Stübe zu ihrer Kleidung, bereiten den Filz, mit dem die Kibitka belegt wird; ja selbst das Aufschlagen und Auseinandernehmen der Kibitken ist ihre Sache. Frühzeitig lernen die kirghizischen Kinder, Quaden sowohl als auch Mädchen, das Reiten, und so sieht man sie oft schon im zarten Alter von fünf bis sechs Jahren gewagte Reiterkünste ausführen und Wettrennen mit Pferden oder Kamelen anstellen: Leistungen, welche die Eltern mit Stolz erkünnen. Die Pflege der Kinder ist, durch die Verhältnisse bedingt, eine solche, daß eigentlich nur die kräftigeren Individuen groß werden. Eine überraschende Probe fast spartanischer Erziehung gab hier die junge Kirghizenfrau. Sie hatte ihren Säugling auf sein Lager gelegt, und als derselbe damit nicht einverstanden schien und zu weinen begann, ergriß sie ihn bei einem Bein und übergoß ihn mit kaltem Wasser. Kläglich hatte der Schreid die gewöhnliche Wirkung, das Kind still zu machen.

Unterscheiden die wohlhabenden Kirghizen durch ihre reiche Kleidung sich wesentlich von den ärmeren, so ist die Lebensweise doch bei Reich und Arm fast gleich. Den Hauptbestandtheil der Nahrung bildet die Milch, und zwar ist es gewöhnlich Stutenmilch, die derjenigen der Kinder, Kamele, Schafe und Ziegen vorgezogen wird. In gegorenem Zustande giebt sie den allgemein beliebten Kumys. Fett und Fleisch, wech letzteres nur selten, dann aber in großer Menge, gegessen wird, liefern die Herden ebenfalls — und so sind



Wenig und reiche Kirghisen. (Nach einer Photographie.)

die wenigen Nahrungsmittel, die der Kirghize zu kaufen gezwungen ist, aus Rußland bezogenes Mehl und Ziegelthee. Aus Mehl bereitetes Brot kennt man gar nicht; die Lieblingspeise aber ist eine dicke Suppe, die aus Milch, Ziegelthee, Fett, Mehl und Salz hergestellt wird und in weicher die Theelätter mitgenossen werden.

Erst in die Einführung der Schutzpockenimpfung durch die russische Regierung das Auftreten der Pockenepidemien bedeutend abgeschwächt hat, die bis vor kurzem fast alljähr-

lich das kirghizische Volk decimierten, seitdem auch durch strenge Maßregeln die mörderischen Freiden zwischen den einzelnen Stämmen abgeschafft worden sind, die, wie beigelegt, zahllose Opfer forderten, ist die Bevölkerung wohl in ihrem Annehmen begriffen — die Armuth aber wächst in demselben Maße. Denn die Ausnutzung des Steppensbodens für die Viehzucht allein genügt nicht mehr, um das Volk zu ernähren: und so haben seit den letzten Jahren schon viele Kirghiz-Kajaken, die früher von Vodenkultur nichts kannten als das im Früh-



Ein wohlhabender Sarte und zwei Kirghizen. (Nach einer Photographie.)

jahr gebräuchliche Abbrennen der unter dem Schnee verfallenen Feste des vorjährigen Gradwunders, sich zu dem mildereren Leben des Ackerbauers entschlossen; voranschließlich wird, durch die Noth gezwungen, noch ein großer Theil ihrer Genossen ihrem Beispiele folgen.

Von Kasalmet aus ging der Weg am Ufer des Syr-Darja entlang; unzählige kleine Inseln befinden sich in dem breiten Strom, der damals noch eine so starke Eidecke hatte, daß der Wagen streckenweise darauf fahren konnte. Auf dem saum vom Schnee befreiten Uferlande suchte das Vieh seine spärliche Nahrung an den Wurzeln des vorjährigen

Grases; der Kirghiz verwahrt seine Futtervorräthe für den Winter: seine Thiere müssen auch da für sich selber sorgen und sehen deshalb im Frühjahr mager und verhungert genug aus; nicht selten auch geht in besonders harten oder langandauernden Wintern ein großer Theil der Herden durch Hunger ein. Einen eigenthümlichen Eindruck machen die kirghizischen Friedhöfe, deren in dieser Gegend mehrere zur Seite der Straße liegen; denn die zerstreut lebenden Nomaden haben für ihre Todten doch gemeinsame Ruhestätten. Von keiner Mauer eingefriedigt liegen die langen Reihen der Gräber neben einander: nur die der reichen Familien sind



von einer kleinen aus Backsteinen aufgeführten Säulenhalle überdacht, die oft eine überraschend künstlerische Ausfertigung zeigt.

Bei der kleinen Festung Karakatschy verläßt der Weg das Ufer des Syr-Darja: ein mehrere Meilen langer Stief Sumpfland zieht sich bis zum Perowol am Flusse entlang. In dem hohen Schiffsrumpf, das diesen Sumpf bedeckt, halten sich zahlreiche wilde Schweine und auch Tiger auf; von letzteren waren erst vor wenig Tagen drei Stück nahe bei Karakatschy geschossen worden. Weder von Raubtieren und wilden Schweinen noch auch von den in den Steppen tadelweise lebenden Antilopen betauen die Reisenden jedoch während ihrer ganzen Fahrt etwas zu Gesicht. Auffallend waren aber die ungeheuren Mengen von Fasanen; auch Sumpf- und Wasservögel, unter ihnen besonders schöne Reiher, zeigten sich häufig. Mit jedem neuen Tage bot jetzt die allmählig sich begrünende Steppe einen freundlicheren Anblick dar, doch aber wachte die Sehnsucht der Reisenden nach einem erlittenen Aufhören der ermüdenden Ebene, nach dem Anblick von Wald und Gebirge, von Tage zu Tage; um so empföndlicher waren die vielen Verzögerungen, welche die streckenweisen Ueberschwemmungen des Weges durch die vom Schmelzwasser angeschwollenen Zuflüsse des Syr-Darja verursachten. Immer wieder mußte Halt gemacht und von der nächsten Station Vorspann requirirt werden, um die weiten Wasserflüden passieren zu können. Endlich nach wehr-tägiger oft unterbrochener Fahrt erblidete man am Horizont die schneebedeckten Gipfel des Karakatau und bald im Vordergrund die Stadt Turkestan, wo einige Tage Ruhe gehalten werden sollte. Obemals

eine Stadt von großer Bedeutung, bietet Turkestan mit seinen ungebauten unansehnlichen Straßen heutzutage außer der großen Moschee Hayret nichts Bemerkenswerthes dar — diese Moschee freilich gehört zu den größten Wunderwerken der früheren mittelasiatischen Baukunst. Im Anfange des 15. Jahrhunderts ließ sie der große Timurtau über dem Grabe des heiligen Tschassanow oder Hayret von einem prächtigen Dammmauer aufführen, und wenn auch von der Pracht der innern und äußern Decoration der großen gewölbten Basilika mit ihren beiden hohen vierstigen Thürmen an der Seite nur noch wenig erhalten ist, so lassen die Harmonie der architektonischen Verhältnisse und die künstlerische Anordnung des Ganzen noch heute das Genie des Erbauers bewundern. Die Außenmauern zeigen stellenweise noch Reste der alten Befestigung mit glänzendblauen emailirten Theoplasten und man kann danach sich ein annäherndes Bild der frühern Perle der Steppe machen. Durch die kunstvoll durch-

brochene Mauerarbeit der Wölbung fällt das Tageslicht wie ein Reg von Straßen in den quadratischen Hauptraum, in dessen Mitte ein ungeheurer Kessel steht, der früher, als Turkestan noch ein beliebter Wallfahrtsort war, zur Bereitung der Speisen für die frommen Pilger gedient haben soll. Zwei kolossale bronzene Armlaender barben haben in den Augen der mohammedanischen Bevölkerung noch heute einen bedeutenden Werth: jeder firdlerische Krieger, der seine Familie vor dem Aussterben bewahrt sehen möchte, pilgert zu den Leuchtern von Hayret, um auf dem geweihten Name von denselben einen Hammel zu opfern.

Die nächsten Reisetage bieten nichts Bemerkenswerthes dar; denn die großen Cartaubdcher, welche man passirte, lagen alle mit ihren nach der Straße hin fensterlosen Dächern in scheinbar gleichmäßiger Ausgestorbenheit da. Höchstens daß in den Wajaren, die oft nur aus wenigen stall-artigen Schuppen bestehen, etwas von Leben zu merken war. In Tschikent, der „grünen Stadt“, das mit seiner Umgebung von herrlichen Bäumen und Rosenbüschen einen angenehmen freundlichen Anblick darbot, wurde ein kurzer Aufenthalt gemacht; dann ging die Fahrt in fortgesetzt südlicher Richtung weiter. Bald hinter Tschikent zeigten sich zur Linken am Horizont die schneebedeckten Gipfel des Tschianshan; das von zahllosen Flüssen und Bächen durchschnitene Terrain wird sehr uneben, der Weg, durch beständige Regenflüsse aufgeweicht, an einigen Stellen fast unpassbar; aber die Stationen an der Straße liegen nicht mehr wie verlorene Posten einzeln in der Wüste oder Steppe, sie stehen inmitten großer Dörfer. Telegraphenstangen am Wege und ein lebhafter Verkehr von theils einzelnen breittren-



General von Kaufmann. (Nach einer Photographie.)

theils in Karawanen daherziehenden Reisenden zeigen an, daß man sich Tschikent nähert, der Hauptstadt des russischen Turkestan, dem Knotenpunkte mehrerer bedeutender Karawanenstraßen. Endlich, am Nachmittage des 14. März, rollte der Wagen über eine breite Holzbrücke, einen Prachtbau im Vergleich zu den bisher passirten; und vor den Augen der Reisenden lag, in einem weiten Meer herrlichster Baumwuchs fast verstreut, die Stadt Tschikent. Durch ein großes aus Backsteinen erbautes Thor kam man in die obere Stadt, den neuen russischen Stadttheil, dessen schnurgerade, rechtwinklig sich kreuzende Straßen auf beiden Seiten von zierlich angelegten Gärten begrenzt sind, in denen die weiß in modernen Villenstil erbaute, hellangestrichenen Häuser liegen. Zwei Reihen der schönsten Bäume, Linen, verschiedene Arten von Pappeln, Weiden, Platänen und Eschen, bilden in der Mitte der Straßen schattige Alleen, deren kräftiger Wuchs und breite

Stromen es fast unglaublich erscheinen lassen, daß man hier Anlagen vor sich hat, die erst seit der kurzen Zeit der russischen Herrschaft entstanden sind. Freilich, die Russen haben von dem turkestanischen Volke zu lernen verstanden, und das selbe vorzügliche Bewässerungssystem, welches in den weitläufigen sartijschen Oasenvorstädten der Stadt die üppigste Vegetation gedeihen läßt, hat auch den russischen Ansiedlungen ihr schnelles Wachsthum verliehen: läuft doch in der Mitte jeder Straße der Artyl entlang, der tiefe künstliche Bewässerungsgraben, von dem nach den Seiten hin abgehende unterirdische Kanäle die Gärten tränken. Taschkend besitzt ein französisches Gasthaus, das Hôtel Révillon, in dem die Reisenden ein nach der vierwöchentlichen beschwerlichen Reise glänzend erscheinendes Unterkommen fanden. Ussalov's erster

Gang galt dem Besuche bei dem General Kaufmann, dem Eroberer und heutigen Generalgouverneur von Turkestan, dem Jarim-Pabishah oder Dalbaisier, wie ihn das turkestanische Volk nennt. Der General empfing ihn auf das freundlichste, bewies ein lebhaftes Interesse an seinen Arbeiten und versprach ihm bereitwillig alle in seinen Kräften stehende Förderung derselben: ein Versprechen, das er in der umfassendsten Weise gelöst hat.

Man möge über Rußlands in Asien verfolgte Politik denken, wie man wolle; den Verdichten von der unumstößlichen Grausamkeit, die General Kaufmann bei der Eroberung Chinas bewiesen haben soll, Glauben schenken oder nicht: so viel steht fest, daß trotz des im Volke noch vielfach vorhandenen heimlichen Widerwillens gegen die russische Herr-



Das Thor des Tamerlan. (Nach einer Photographie.)

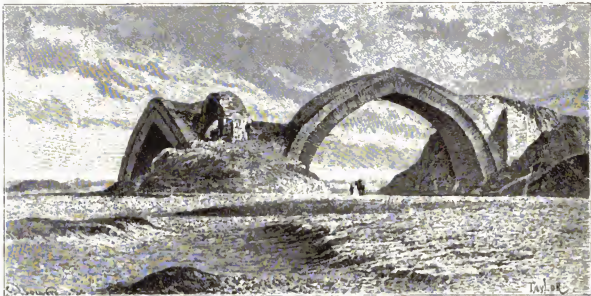
schaft gerade der Jarim-Pabishah einer großen Beliebtheit bei der Bevölkerung sich erfreut. Mit ausgebreitetster Rechtsvollkommenheit über Tod und Leben jedes Einzelnen versehen, leuzzeichnet er seine Verwaltung nur durch die strengste Gerechtigkeit, die, wenn auch unnachlässig, doch den früheren despotischen Zuständen unter den angesammlten Herrschern vorgezogen werden muß. Daß er daneben kein Mittel unversucht läßt, um auch auf friedlichem Wege die Bevölkerung zu gewinnen, wird jedem klar, der die bis jetzt freilich erst in den südlichen Landestheilen ausgeführten Verbesserungen, die Wege- und Brückenbauten, die Urbarmachung und Entwässerung großer Sumpfstrecken, aus eigener Anschauung kennen lernt.

Außer einer in rothen und weißen Backsteinen ausgeführ-

ten Kirche, die inmitten eines mit Gartenanlagen geschmückten Platzes sich erhebt, besitzt die Russenstadt kein hervorragendes Gebäude; das in großem Maßstabe erbaute Staatsgefängniß liegt vor dem Thore: die übrigen Regierungsgebäude sowie das Haus des General Kaufmann zeichnen sich weder durch Größe noch durch Pracht aus. Aber der ausgebreitete Garten, der das Haus des Generals umgibt, ist eine großartige und zugleich geschmackvolle Schöpfung, die der Bevölkerung Taschkends vielleicht mehr imponirt, als ein mächtiger Palast es thun hätte. Der Garten ist während des ganzen Sommers dem Besuche des Publikums geöffnet, und mehrmals wöchentlich finden Concerte der Militärkapelle darin statt. Die Gartenstadt, ebenso wie der russische Stadttheil Abends auf gut europäische Weise mit Petroleumlaternen

erleuchtet, unterscheidet mit ihren engen, winkelförmigen und sehr unsauberen Straßen, mit ihren fensterlosen grauen Häusermauern sich nicht von anderen tartarischen Städten — aber die prachtvollen Ulmen und Silberpappeln, die, auf den kleinen Höfen hinter den Häusern stehend, die flachen Dächer überragen und beschatten, mildern den finstern Eindruck des Bildes bedeutend. Die turkestanische Ulme, Karagatsch oder Schwarzholz genannt, liefert ein vielfach gebrauchtes Nutzholz, das durch seine Schwere sich auszeichnet und eine sehr dauerhafte Politur annimmt. Wie diese Ulme ist auch die Silberpappel in den Bergwäldern Turkestan's einheimisch; sie giebt das gewöhnliche Bau- und Brennholz und wird beehalb in waldarmen Gegenden in besonderen Baumgärten kultiviert. Von dem Ostreichthume der Tadschender Vorstadtgärten war um diese frühe Jahreszeit noch nichts zu merken; einige von ihnen enthalten hauptsächlich Maulbeerplantagen für die Seidenraupenzucht; in den meisten aber werden neben Äpfeln, Birnen, einigen Sorten Pflaumen, Kirschen, Apri-

losen und Pfirsichen, Wallnüssen und Mandeln auch Feigen, Granatäpfel und Pistazien sowie persische Weintrauben gewonnen, die, meist in getrocknetem Zustande auf den Markt gebracht, den tartarischen Gartenbauern eine nicht unbedeutende Einnahme verschaffen. Dem ganzen Gartencharakter der Stadt entsprechend ist die Hauptsektenswürdigkeit von Tadschent, zu deren Beschichtigung jeder Fremde von den Einwohnern aufgefordert wird, nicht etwa ein Deutmal alter Baufest, sondern — eine berühmte alte Platane auf dem tartarischen Friedhofe Scheichantaur, ein Riesenebaum, dessen Stamm einen Umfang von 40 Fuß hat. Etwa 10 Fuß über dem Boden theilt sich derselbe in zwei gleich dicke Stämme, die, hoch in die Luft strebend, sich zu einer mächtigen dichtbelaubten Krone verzweigen, in welcher unzählige Stöckchen, dem Mohammedanern geheiligte Vögel, ihre Nester gebaut haben. Mehrere Wurzelstümpfe, jetzt schon Stämme von 7 Fuß Dicke, erheben sich rings um den Baum. Auch Lebensbäume (thuja orientalis) von ganz ungewöhnlicher Größe finden



Alte Brücke Schahmansar-Relik über den Scrafschan. (Nach einer Photographie.)

sich auf demselben Friedhofe: ihre Stämme haben einen Durchmesser von 5 Fuß und darüber. Ein Maulbeerbaum, der durch das Tsch eines alten Heiligengrabes hindurchgewachsen ist, darf ebenso wenig entfernt werden wie die verdorrten oder ausgegangenen Bäume, von denen eine lange Reihe, den Einbruch des selten schönen Bildes von kräftigem Baumwuchs beirntschädigend, die lassen, zum Theil mit Storchneuten besetzten Zweige über die Gräber ausstreckt, denn nach mohammedanischem Gesehe ist jeder über oder neben einem Grabe gewachsene Baum heilig, und Allah's Fener würde unschätbar den Frevler vernichten, der an einem solchen sich vergreifen wolle.

Spiegt augenblicklich unter der Einwohnerzahl von 86 000 Seelen das russische Element der Bevölkerung, die Civilbeamten und die Garnison der Festung, die Hauptrolle: so ist doch die Bedeutung Tadschends als tartarischer Handelsplatz, als Sitz einer lebhaften Industrie nicht zu unterschätzen. Ein Weg über den stets belebten Bazar der Stadt genügt, um dies einzusehen. Schon die systematische Anordnung der Verkaufslöcher (jedem Industriegebiete ist eine eigene Straße angewiesen) zeigt, daß es hier um den Abschluß von kauf-

männischen Geschäften sich handelt, daß der Bazar nicht allein als Sammelplatz für den unstilligen Theil der Bevölkerung dient. Freilich ist auch für diesen gesorgt; denn an allen Ecken finden sich Theebuden, in denen das laubestübliche Getränk unter teppichgehängten Veranden angesetzt wird. Daneben liegen nach der Straße hin offene Barbierstuben, in welchen nach allen Regeln der Kunst und des Koran die Barbierer die Köpfe ihrer Kunden vor versammeltem Volke scheeren. Herumziehende Musflanzen quälen die Thoren mit ihren Kränkungen, deren volaker Theil, wenn auch monoton und melancholisch, doch der unharmonischen turkestanischen Instrumentalmusik bei weitem vorzuziehen ist.

Gerade einen Monat hielten sich die Reisenden in Tadschent auf: am Morgen des 14. April wurde wieder aufgebrochen; das Ziel der Reise war zunächst Samarkand. Die Straße bis zum Syr-Darja war in vortheilhaftem Zustande; die Hitze aber, am frühen Morgen schon drückend, wurde um Mittag fast unerträglich. Auf den Feldern zur Seite der Straße arbeiten sommerverbrannte Männer; gewöhnlich bis zum Gürtel nach schwingen sie die schwere turkestanische Handhacke, das einzige Werkzeug, dessen der Sorte zu Erd-

arbeiten sich bedient, und, wie alle seine Ackergeräthe, von so plumper und primitiver Beschaffenheit, daß jede Arbeit damit einen unermüßlichen Aufwand von Zeit und Kraft erfordert. Der einsame selbst in der größten Mittagsruhe die Arbeit begleitende Gesang: „Allah ist groß!“ hat für ein europäisches Ohr kaum eine Melodie; er scheint aber dem Earthen die Arbeit zu erleichtern. An den Wädden und Knylen der Felder spielen Scharen von sonnengebräunten nackten Kindern. Der Weg selbst ist sehr belebt: bald sind es kirgisische Familien, die mit ihrer ganzen Habe nach neuen Weidplätzen unterwegs sind, bald einzelne Reiter, oft mit einer Frau und einem Kinde hinter sich auf dem Pferde; bucharische Juden, Zigeuner, bettelnde Derwische auf Felsen, dann wieder ein Zug hoch mit Waaren beladener Arabas. An der durch ihren wenig berechnendwerthen Reichthum an Skorpionen und Taranteln berühmten alten Stadt Dschinaz und an der von den Russen neugegründeten Festung desselben Namens vorbei erreichte man noch am nämlichen

Tage das Ufer des Syr-Darja. Zwei führen, eine hölzerne und eine eiserne, vermitteln den Uebergang über den hier schon breiten und schnellfließenden Strom. Auf dem jenseitigen Ufer hängt wieder die Steppe an und zwar ist es die von dem Feldzuge gegen China her noch im traurigsten Andenten stehende sogenannte Hungersteppe<sup>1)</sup>. Jetzt freilich stand sie in ihrem glänzenden Frühlingsschmuck eines dichten mit Blumen besetzten Grassteppe. Nach einem Nachtlager in der kleinen russischen Garnisonstadt Maleskfoja brach man in der ersten Frühe des Morgens wieder auf. Die Vegetation der Steppe, durch welche der Weg jetzt führte, war schon weiter vorgeschritten, das Gras stand in hohen Halmen. Ein reiches Thierleben zeigte sich überall: große Adler kreuzten in der Luft, oft so tief über den Häuptern der Reisenden, daß diese ihren Flügelschlag deutlich hören konnten — an den Rändern der kleinen Sümpfe hielten unzählige Krautiche sich auf, wilde Enten von hochgelber Farbe und kleine Schnepfen. Auch Wiedehopfe, die in den Straßen



Thor der Festung von Samarkand. (Nach einer Photographie.)

von Lachstern mit den Vachtauben ganz heimisch sind, waren hier viel vorhanden. Die sonderbarste und zuerst räthselhafteste Erscheinung bot aber plötzlich die Steppe an einer Stelle des Weges. Das hohe Grasmeer, das unter dem brüllenden Sonnenstrahlen bisher regungslos dagelegen hatte, gerieth plötzlich in eine wogende Bewegung, als ob heftiger Wind darüber hinginge, und doch regte sich kein Ästchen. Man sah näher zu und fand den Boden buchstäblich bedeckt mit Tausenden kleiner Schildkröten, die, von der Sonnengluth verbrennt, durch ihr Hin- und Herkriechen die Steppe weithinwärts vom Wogen brachten.

Die nächste Station befindet sich neben einem Brunnen, den ein hoher glodenförmiges Haus aus Backstein vor den austrocknenden Sonnenstrahlen schützt; sein salzhaltiges Wasser wird von den durstigen Pferden und Kamelen gierig getrunken; um für Menschen genießbar zu sein, muß es zuvor getocht werden. Nachdem die kleine Steppenstadt Dschinaz passiert, der Fluß Sangar überschritten ist, hört die Steppe auf; nach der Hitze des Tages atmet man mit Wohlbehagen die süßliche frische Bergluft und erfrischt das Auge sich an dem Anblick der Hügelketten, die das Thal, durch welches der

Weg führt, von beiden Seiten einschließen. In unzähligen Windungen schlängelt ein Fluß sich dazwischen, nicht weniger als acht Mal muß er im Laufe einiger Stunden überschritten werden. Plötzlich verengt sich das Thal, die Berge treten immer näher zusammen und gerade bei Sonnenuntergang befindet man sich an seiner schmalsten Stelle, dem sogenannten Thore des Tamerlan, wo zwei ungeheure Felsen einander gegenüber fast senkrecht emporragen. Um den Fuß des einen zieht ein kleiner Fluß; auf der Seite des andern zeigt sich eine große quadratische Steinplatte, mit einer Inschrift bedeckt, in die Felswand eingelassen. Die bis heute noch unentzifferte weit in ganz unbekanntem Charaktere geschriebene Inschrift hat schon vielen Sprachforschern älterer und neuerer Zeit zu rathen angelegnet — auch Wilkoff versuchte sich daran, aber vergeblich. Auf der höchsten Spitze der Felsen haben Adler ihre Nester gebaut; sie unterteilen in weiten Bögen das Thal, das, vor 600 Jahren der Schauplatz der Kämpfe von Tamerlan's mongolischen Heerden,

<sup>1)</sup> Von den russischen Soldaten so genannt und nicht zu verwechseln mit der eigentlichen Hungersteppe, die außerhalb Turkestan, westlich vom Volga-See, sich erstreckt.

auch in der jüngsten Zeit alle Schrecken der blutigen Schlachten gesehen hat. Nach einem Nachtlager in der Station Sarai-Syl in einem engen auf drei Seiten von Bergen eingeschlossenen Thale führte der Weg durch ein fruchtbares, reich angebautes Land, in dem Tausend der vorzüglichsten Bewässerungsanlagen alle Kulturpflanzen Turkestan, Reis, Gerste, Hirse, Mais und Hülsenfrüchte, Baumwolle, Hanf, Tabak und Mohl, aufs Beste gedeihen. Der Weg steigt immer mehr an; nachdem man das auf der Höhebene gelegene Fort Tash-Kupril passiert hat, erblickt man die bewaldeten Vorberge des Thianshan, hinter ihnen die schneebedeckten Gletscherseifen der Hauptkette. Jetzt erreicht man den Serasschan, den Hauptfluß der Gegend, der, von einem Gletscher des Thianshan kommend, auf der längsten Strecke seines obern Laufes in westlicher Richtung fließt. Von Pendschafend aus, 60 Werst oberhalb Samarlands, giebt er dem ganzen Thale bis Buchara ausdehnende Bewässerung — und so hält General Kanfunom durch den Reif des obern Laufes des Serasschan (des „Goldflusses“, wie ihn das Volk nennt),

die Einwohner von Buchara im Schach; eine Ableitung des Flusses würde dieselben unfehlbar der Hungersnoth preisgeben. Der Serasschan erhält seinen Wasserreichthum eigentlich nur durch das Schneewasser des Gebirges; denn seine Zuflüsse werden im Frühjahr und Sommer von den anmündenden Ackerbauern in die Bewässerungskanäle abgelenkt. Jetzt war er so mächtig, daß er an einigen Stellen, wo die Berge von Hissar und Serasschan das Thal verengen, als reißender Strom brausend und schäumend seinen Weg hindurch sich bahnte. Die Trümmer der alten Brücke Schab-mane-Melit befinden sich hier; die mächtigen gemauerten Vobane an dem Abhange des Berges geben noch heute Zeugniß von dem fähnen unternehmenden Geiste des längst vergessenen Erbauers. Bald nachdem man den Fluß passiert hatte, zeigten baumreiche Hügel an beiden Seiten der Straße die Nähe des erscheinenden Samarland an, und jetzt lag die heilige Stadt Turkestan mit ihren herrlichen Bauwerken vor den Blicken der Reisenden.

## Waldstatistik und Waldschug in den Vereinigten Staaten.

F. R. Die jüngsten Reichthagsverhandlungen haben viele unserer Völkervereine zum ersten Male mit der Thatfache bekannt gemacht, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika auch als Holzlieferanten keine kleine Rolle auf dem europäischen Markte spielen, und daß auch in Deutschland ihre Hölzer und Holzwaaren bereits einen Absatz zu finden anfangen, der geringend groß ist, um unsere Waldbesitzer mit Furcht vor einer neuen gefährlichen Concurrenz zu erfüllen. In der That führt der Bericht über Ein- und Ausfuhr der Vereinigten Staaten in dem Fiskaljahr vom 1. Juli 1877 bis 30. Juni 1878 eine Holz- und Holzwaarenausfuhr von 16 1/2 Mill. Doll. auf, wovon 7 1/2 Mill. auf Bauholz und Planken, 3 1/2 Mill. auf Faßholz, der Rest vorwiegend auf Holzgeräthe entfallen. Davon geht freilich nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil nach Deutschland direct, der sehr eingehende „Report on Commerce and Navigation“ für 1876/77 (Exec. Docum. 2d Sess. 44th Congr. No. 46) giebt als Werth der nach Deutschland versandten Hölzer und Holzwaaren die Summe von 822,962 Doll. an, aber indirect erhalten wir jedenfalls noch etwas dazu. Uebrigens nennt die amtliche Statistik des deutschen Seehandels (Stat. des Deutschen Reiches 1878) als zur See aus den Vereinigten Staaten in 1876 eingeführt: Balken und Wäde aus hartem Holz 34 320, aus weichem 15 720 (beide nur über Ostheräfen) und Fischhölzer 46 988 Centner. Bei der unabweisbaren Entwicklungsfähigkeit dieses Handels ist es von Interesse, sich etwas näher nach den Grundlagen desselben umsehen.

Das Waldland der Vereinigten Staaten wird zu 25 Procent der Gesamtfläche geschätzt; die Vereinigten Staaten stehen also an Waldreichthum hinter Skandinavien, Rußland und Deutschland zurück, aber allen anderen Ländern Europas voran<sup>1)</sup>. Die Verteilung der Wälder über das weite Gebiet derselben hängt vorzüglich von den klimatischen Verhältnissen ab und zwar von der Verteilung der Feuchtigkeit. Wo die jährliche Regenmenge unter 20 engl.

Ruthenfuß sinkt, da wird das Land waldarm, fast waldlos, und es ist deshalb in Folge der eigenthümlichen Verteilung der Niederschläge, der Osten bis etwa zum 96. Längengrad ebenso waldreich, wie das westlich davon gelegene Gebiet waldarm ist. Es entspricht dieser Ueberschied der ungefähr in dieselbe Grenzlinie fallenden Scheidung von Wald- und Feitriengebiet. Nach einem für die ganze Erde gültigen Gesetze sind die Gebirge waldreicher als die tiefer gelegenen Striche, die wohlbevölkerten Tieflandstrichen waldreicher als die zur Dürre hinneigenden Hochebenen. Maxima der Bewaldung finden sich im N.-O., N.-W. und im S.-O. Im N.-O. das reichbewaldete und dünnbevölkerte Innere des Staates Maine und das Adirondakgebirge, im N.-W. die Theile von Michigan und Wisconsin, welche um den Lake Superior liegen, im S.-O. die Halbinsel Florida die waldreichsten Gebiete im Osten der Union. Kleinere Regionen dichter Bewaldung finden sich in den mittleren Alleghanies, im Tidal-Swamp und anberu Küstentümpfen an der atlantischen und Golfküste. Man sieht aus dem Vergleich mit der Regenfacte, daß die niederschlagsreichsten Gegenden im Allgemeinen auch die waldreichsten sind. Minima der Bewaldung finden sich dagegen in den dichtbevölkerten und gewerthätigen Gegenden, wo die Austrotritur der Wälder am weitesten vorgeschritten, wie in Kentucky und den Mittelstaaten, ferner auf den Hochebenen am westlichen Abhange der Alleghanies und in der Seerregion. Aber die größte Lücke in Waldleide der Union wird durch die Feitrien und Steppen hervorgerufen, welche das Gebiet zwischen dem mittlern Missouri und dem Red River der North auf der einen und dem Stillen Ocean auf der andern Seite mit Ausnahme der höheren Gebirge erfüllen. In den gebirgigen Regionen des Westens findet sich wenigstens ein Anlag von Wald überall, wo die Höhe über 2000 m hinausgeht. Mit der Feuchtigkeitt nimmt hier im Allgemeinen der Waldreichthum von Norden nach Süden ab. Die einzige nicht von großen Wäldern unterbrochene Waldzone findet sich hier an der Nordgrenze der Vereinigten Staaten in den Territorien des nördlichen Felsengebietes: Montana, Idaho und Washington, der eine der bisherig bewaldeten Gegenden

<sup>1)</sup> Norwegen 60 Proc., Schweden 60, Rußland 51, Deutschland 26,8, Belgien 14,5, Frankreich 16,8, Schweiz 15, Großbritannien 5 Proc.

der Vereinigten Staaten in dem am westlichen Abhang des Cascadegebirges gelegenen sehr fruchtbaren Theilen von Washington Territorium und Oregon angehört.

Was die Verteilung des Waldes in den verschiedenen Staaten anbelangt, so ergaben die amtlichen Erhebungen, welche 1875 für die Zwecke der Centennialausstellung in Philadelphia angeestellt wurden<sup>1)</sup>, folgende Thatfachen: Maine 46,9 Proc. Waldband. Die einst großen Bestände an White Pine sind so gelichtet, daß sie in vielen Gegenden den eigenen Bedarf nicht mehr decken. Der zweite Wuchs besteht in weiter Ausdehnung aus Eichen, Eichen, Weißbuchen, Ahorn.

New Hampshire 37,2 Proc. Der Rückgang der Bevölkerung hat viele fröhliche Farmen sich wieder in Waldland verwandeln lassen.

Vermont 36,5 Proc. Besonders häufig der Zuckerahorn, der bis zu 40 m hoch wird und von dem z. B. in Franklin County fast jede Farm eine Pflanzung von 100 bis 1000 Bäumen besitzt, deren Werth 15 bis 25 Doll. pro Acre beträgt.

Massachusetts 29,2 Proc. Die Entwaldung ist hier so weit vorgeschritten, daß der ursprüngliche Waldwuchs selbst in den gebirgigen Gegenden nur noch in den unzugänglichsten Lagen gefunden wird. Das nahe Vermont, Canada und Michigan liefern den größten Theil des Bauholzes, welches hier gebraucht wird.

Rhode Island 24,2 Proc.

Connecticut 21,2 Proc. Die Entwaldung ist hier von besonders ungünstigen Folgen begleitet, da das waldfreie Land in den meisten Theilen des Staates zu feinig ist, um mit Vortheil dem Ackerbau zugeführt werden zu können. Tiefe entwaldeten Strecken sind meist mit Viehen- und Ertragsgrün bewachsen, die etwa alle 30 Jahre abgeholzt werden können.

Newyork 27,6 Proc. Die günstige Handelslage des Staates hat zu einer sehr raschen Abholzung in allen für Eisenbahn und Kanäle zugänglichen Theilen desselben geführt. Urwälder in großer Ausdehnung bedecken aber noch heute die Gebirgs- und Seeregion der Adirondacks zwischen dem Champlain- und Erie-See. In dicht bevölkerten Gegenden ist aber selbst das Holz für die Kieselölene (Fenose) spärlich gemindert. Die Ansfuhr der wertvollen Föhren, wie Weymouth-Föhre, Schwarz-Walnuß und dergleichen, hat fast aufgehört, dagegen ist die Einfuhr von Bauholz aus Canada im Steigen.

New Jersey 28,1 Proc.

Pennsylvania 38,9 Proc. In den flachen Strichen beider Staaten ist der Ackerbau so weit vorgeschritten, daß Farmen mit weniger als 10 Proc. ihrer Oberfläche in Wald nicht sehr selten sind. Die Abholzung ist auch in den Bergwäldern in sehr großer Ausdehnung betrieben worden und die häufigsten Waldbrände haben ihre Wirkung unterstützt. In einigen Grafschaften brauchte die Entwaldung nur 10 Jahre in dem bisherigen Maßstabe fortzuschreiten, um alle Wälder zu vernichten. Dagegen sind die gebirgigen Theile noch immer wohlbewaldet. Weit verbreitet sind die Kaskaniestämme, deren rascher Nachwuchs in der Regel schon nach 20 Jahren sie zur Erzeugung des gewöhnlichen Ausholzes zu Baumregeln und dergleichen besonders wertvoll macht. Die Neupflanzung von Kiefern, Kiefer, Kiefer, Kiefer.

Ulmen, Pappeln und dergleichen, an den Wegen und um die Wohnstätten, soll in keinem andern Staate so verbreitet sein wie hier.

Delaware 29,2 Proc.

Maryland 38,4 Proc. Aus einer Grafschaft wird berichtet, daß der Waldbestand um rund 1000 Acres pro Jahr abnehme. Die wertvollsten Föhren sind fast überall herausgehauen, aber der freimüthige Waldwuchs der verlassenen Tabakfelder besteht vorwiegend in derselben Baumgattung, deren verschiedene Arten sich in durchschnittlich 16 Jahren zu nubarer Größe entwickeln.

Die üblichen Staaten sind trotz ihres alten und ausgebreiteten Ackerbaues waldbreicher als die nördlichen, weil bei ihnen die dünnere Bevölkerung und die viel geringere Gewerthätigkeit keine so starke Nachfrage nach Holz schaffen, wie sie in den letzteren besteht. Der Werth des Holzes fast jeder Art ist im Gegentheil noch unverhältnißmäßig niedrig und in den waldbereichen, d. h. den gebirgigen Strichen lobt sich die Anholzung schon wegen der Schwirrigkeit des Landes nicht. Eine solche schon bei Maryland berühmte Eigenthümlichkeit sind die mit zweifelhafte Föhren bedeckten ausgedehnten Nieder, vorzüglich früheres Tabakland, eine Waldform, die besonders in Virginien weitverbreitet ist.

Virginia 49,4 Proc. Seit dem Kriege hat die Entwaldung so rasch zugenommen, daß z. B. im Roanoke-Gebiet das Holz nur ins Exoten gerathen ist, seitdem man sich somit von den Fortschritten erlert hat, daß das Holz nicht mehr den Transport lohnt. Gloucester County z. B. hatte 1875 nicht weniger als acht Sägemühlen und durchschnittlich 1200 Mann waren mit Holzsägen beschäftigt. Die schlagbaren Eichen am York-, James- und Chickahominy-River sind alle verschwunden.

North-Carolina 64,2 Proc. In den Gebirgsgegenden giebt es hier Grafschaften mit 80 Proc. Wald und in den jümpflichen Tieflandstrichen ist die Menge desselben kaum kleiner. Vieles davon ist als ein Hinderniß betrachtet und einfach weggebrannt, um Platz für Tabak zu gewinnen, der auf dem frischgelichteten Boden eine Reihe von Jahren hindurch sehr gut gedeiht. Aus Madison County wird z. B. berichtet, daß die Eigentümer 10 bis 12 Doll. pro Acre für Fällung und Begrümmung bezahlen, von den prächtigsten Baumwuchs loszuwerden. Die Holzgewinnung (1 bis 2 Doll. pro Acre jährlich ergebend) wirt auf die Föhrenwälder des Flachlandes zerstörend ein.

South-Carolina 60,6 Proc. Auch hier ist in den Föhrenwäldern, welche Yellow- und Pitch-Pine enthalten, die Holzgewinnung durch „boxing“ sehr verbreitet. Feiner geschnittene Astel bilden die Schindeln, Baumregel und dergleichen aus Tarobium-Holz, deren Dauerhaftigkeit bestämmt ist.

Georgia, 60,2 Proc., ist reich an den für Bauholz ausgezeichneten Föhren, Yellow- und Long-leaved-Pine, von denen auf den „Pine-lands“ durchschnittlich 100 bis 120 pro Acre stehen, die 30 bis 75 Cent das Stück, je nach der Entfernung von den Sägemühlen, werth sind. Auf den Sea-Islands ist wie in South-Carolina auch bereits Live-Oak, diese für den Schiffbau gesuchte Eiche, häufig.

Florida 50,6 Proc. Im Norden ausgebreitete Föhrenwälder, deren Produkt zusammen mit dem von Georgia und Alabama in Pensacola<sup>2)</sup> und Cedar Key<sup>3)</sup> nach den westindischen und mittelamerikanischen Märkten verhandelt wird. Im Süden tropisch gemischte Urwälder, angelegte Savannen und Stümpfe.

<sup>1)</sup> Der erste Anhang einer Waldstatistik wurde im 1870er Census mit der Erklärung der „unimproved Farm-Lands“ in Waldland und waldfreies Land gemacht. Die Methoden der genannten und späterer Erhebungen und ihre Resultate sind ausführlich dargestellt in „Statistics of Forestry“ (mit 31 Tabellen) in Rep. Comm. Agr. f. 1875. 244 bis 359.

<sup>2)</sup> Der engl. Kubifuß dieses Föhrenholz gibt hier 1875 15 Cent. Man findet Bauholz aus Pensacola in den waldbereichen Gegenden von Mexico.

Alabama, 63,5 Proc., gehört zu den Höchstenstaaten. In den Gebirgswäldern wird viel Gehstamm-Dal gefällt wegen der Kinde. Hauptausfuhrplätze für Paulholz nach den westindischen und europäischen Märkten: Pensacola und Es-cambia. In einzelnen Grafschaften kommen jährlich 2 bis 3 Mill. engl. Kubfuß auf den Seegehäften.

Mississippi 65,9 Proc.

Louisiana 59,1 Proc. In dem Tiefland kommen Strecken mit 70 bis 80 Proc. Wald vor, aber die Mehrzahl davon ist Sumpfwald, in dem nur die Cypressen (*Taxodium*) einen beträchtlichen Werth haben. Der Westen des Staates ist theilweise waldbarn; in der an Texas grenzenden Cameron County bilden einige Inseln von Live-Dal fast den ganzen Wald, alles andere ist Prairie.

Texas 26,7 Proc. Mezquite (*Algarrobia*) und verschiedene Fischarten sind die Hauptböyer. In den für Waldbau sehr günstigen Lagen hat mit dem Vordringen der Kultur der Wald in Folge der größeren Seltenheit der Wald- und Grasstrände zugenommen, und soll besonders das mit Mezquite bestandene Land erheblich gewachsen sein; aber im Westen und Norden ist der Preis selbst geringwertigen Waldbandes schon lange im Steigen, da selbst für die so notwendigen Bauriegel kaum genug Holz am Orte beschafft werden kann. Die ausgedehnten Eichenhaine sind von Bedeutung für die Schweinemast.

Kansas 58 Proc. In der Verteilung von Prairie und Wald im Süden und Westen ähnlich wie Texas, aber ohne Mezquite; im Norden und Osten waldbreich in den Dark Mountains und dem Mississippi-Tiefland. In den ersteren finden sich die am weitesten nach Westen vorgeschobenen größeren Höfnerhöfstände, die bager von großem Werthe.

Tennessee 59,9 Proc. Im Osten in den gevirgigen Theilen waldbreich, auf den nach Westen abfallenden Kalk-platens waldbarn. Den südlichen Waldbestand der letzteren schätzt man auf durchschnittlich ungefähr die Hälfte dessen, der den nördig bewaldeten westlichen Vorbergen der Allegha-nies eigen ist.

West-Virginia 54,9 Proc. Einige Gegenden sind durch die gewaltige Größe ihrer Bäume berühmt. So wird aus Boone County als Maximaldurchmesser für Eysamer (Mateo) 15, Blad-Walnut 10, Kastanie und Ulme 8, Zedern, Schieringstanne und Gledje 6 engl. Fuß angegeben.

Kentucky 49,1 Proc. Die Selbstverwaltung früherer Warrens und Prairies nach Unterdrückung der Prairiefeuer wird aus diesem Staate als eine allgemein bekannte That-sache berichtet. Ganze Grafschaften, wie z. B. Christian County, sind auf diese Art in Menschengebirgen aus Prairie Wald geworden.

Ohio 28,4 Proc. Die dichte und industrielle Bevölle- rung hat die Wälder in diesem Staate soweit gelichtet, daß in eini fast ununterbrochen bewaldeten Gegenden nur noch 15 Proc. des einrigen Bestandes übrig sind. Der Rest ist theilweise in einem heruntergekommenen Zustande, den man wiederholten starken Trodnissen und der Verlichtung der Waldstrun zuschreibt. Die „Bottom-Wälder“ längs der Flüsse sind durchaus innerhalb 8 bis 10 km vom Flusse ihrer brauchbaren Stämme bezaubt.

Michigan 47,1 Proc. Die werthvolle Weymouth-föhre (White Pine) ist nirgends so häufig wie in diesem Staate, der übrigens in seinen südlichen Theilen auch Eichen-haine in großer Anordnung besitzt.

Indiana 34,8 Proc. Fast nur Laubwald, der fast überall rasch gelichtet wird. Aus Whitley County wurden allein im Winter 1874/75 für 50 000 Doll. Blad-Walnut nach Newyork verkauft. Auch für Hideroy und Buche ist Indiana ein Hauptlieferant. Noch vor 20 Jahren war Prairie-land theurer als Waldland, heute nimmt der Werth des

letztern fast in allen Theilen des Staates zu und hat z. B. in Fayette County 200 Doll. pro Acre gewöhnlichen Waldes erreicht. Solches mit Blad-Walnut erreicht 300 Doll.

Illinois 16,9 Proc. Ebenso wie in Indiana fast nur Laubwald, aber bedeutend lichter. Es giebt Grafschaften mit nur 1 Proc. Wald. Doch hat die Einföhrung der Stein-föhren und der lebenden Zedern (an Stelle der Kiegeleigäbe) vielfach den Holzverbrauch eingeschränkt. In derselben Richtung hat in den Bottomwäldern der Wüdgang der Dampf-schiffahrt gewirkt, welche früher gewaltige Mengen Brenn-holz aufwandte. Man berichtet aus hier wie aus allen Staaten zwischen den Alleghanies und dem eigentlichen Steppengebiet westlich des 96. Grades über das Ausfließen neuer Wälder an Stelle von Prairien oder lichten Eichen-hainen (Oak-Openings) in Folge der Seltenheit von Prairie-bränden. In einzelnen Gegenden ist in Folge dessen der Werth von Waldland zurückgegangen. Andererseits sind Zer-störungen von vielen Insekten von Acres durch Wirbel-stürme, Trodnisse oder Insekten leider nicht selten und be-trefften am meisten den jungen Wald.

Wisconsin, 20,9 Proc., ist reich an werthvollem Föhren-wald und im Süden auch an Laubwald, in welchem indessen Blad-Walnut, das vorzüglichste der Hölzer des Westens, be-reits zurüdrückt, während die Kinde häufiger werden. 1871 zerstörte ein einziges Feuer in Door County 50 000 Acres Wald. Derselbe Grafschaft verschift jährlich circa 12 000 Corbs Buchen- und Ahorn- und 10 000 Corbs Föhrenholz. Auch in diesem Staate rascher Raubwuchs und Neuwald auf früher lahlen Stellen. Das Letztere wird auch von

Minnesota, 17,1 Proc., berichtet. Weniger Föhren, mehr Kärden und Kinde, als in den vorgenannten Staaten. Große Strecken sind holzarm und ein „Timber-Culture Act“ sucht die Anpflanzung von Bäumen auf denselben zu ermuntern.

Iowa 14,1 Proc. Fast nur Laubwälder beziehungs-weise Paine, in denen Eichen, Cottonwood und Kinde am häufigsten sind. Die ersten bedecken die Tieflandstrecken der Flußthäler, während das zerstreute, hainartige Wachs-thum den höheren Lagen eigen ist. Seit der Anbeutung der Kohlenlager hat die früher brängstige Entwaldung aufgehört. Die Baumpflanzungen auf den Prairien er-strecken sich in einzelnen Counties bereits 1875 auf mehr als 1000 Acres.

Missouri 45,4 Proc. Häufig und werthvoll sind hier Föhren, Cypressen, Cottonwood und Eichen. Zahl- reiche Dal-Openings stammen erst aus der Zeit nach der Besiedlung, durch welche den Prairieeuren Einhalt gefhan ward. In Green County soll heute 1/2 me Wald sein als vor 30 Jahren, in Dade County sogar doppelt soviel. Am raschesten werden die Föhren abgehört, die im übrigen Westen so selten sind. Am waldbreichsten sind die Flüg-niederungen, dann folgen die hügeligen Theile des Südens und in letzter Linie der Westen.

Indian Territory 8 Proc. In der westlichen Hälfte ganz holzarm; in der östlichen ist der einzige ziemlich gut bewaldete Strich der Bezirk der Choctaws, der 50 Proc. Wald haben soll.

Kansas 5,6 Proc., Nebraska 5,2 Proc., Dakota 3 Proc., waren ursprünglich nur an den Flüggrändern be-waldet, doch soll theils in Folge der Abnahme der Prairie-eeen, theils durch künstliche Anpflanzung der Waldwüchse in den letzten zehn Jahren erheblich zugenommen haben. Außer Rothbeyer kommen andere Rothbeyer nicht in nennens-werther Menge vor. Der wichtigste Baum, sowohl in den Bottomwäldern als für die Neuanpflanzungen, ist Cotton-wood.

Colorado 10 Proc. und Wyoming 8 Proc. Im Steppengebiet noch waldärmer als Kansas, im Gebirgsland überall mit Nadelwäldern (Föhren vorwiegend) besaaten, wo nicht die Bergwerke zerstört eingegriffen haben. In Douglas County, Colorado z. B., wo die in hohem Grade der Fall war, sind von dem einst großen Waldreichtum nur noch 1000 Acres übrig. In denselben ist selbst in den besten Tagen der Waldwuchs hier in den Rocky Mountains nicht eben so üppig wie in den entsprechenden Theilen des Ostens.

New Mexico 6 Proc. Von 2000 m aufwärts mit Föhren und Kieferbäumen dünn, unter dieser Grenze nur am Rande der fließenden Wasser mit Cottonwood besaaten.

Utah 10 Proc. Föhren und Kieferbäume in den Canons der Gebirge und an den höheren Abhängen, sehr beschränkte Cottonwood-Bestände in dünnen Streifen längs der Flüsse. Für Bergwerke- und Eisenbahnbau ist die Nachfrage größer, als gut ist. Summit County lieferte 1875 gegen 3 Mill. Eisenbahnstämme. Es giebt Grafschaften, die nicht mehr als  $\frac{1}{10000}$  ihrer Oberfläche in Waldland haben.

Arizona 6 Proc.

Montana 16 und Idaho 15 Proc. Hauptarten Fichten und Föhren. Ein großer Nachschub ist das vorwiegend und vertheilte Waldstamm gerade in den dichteren Beständen an den höheren Berggängen.

Nevada 5 Proc. Rar in den Theilen des Staates, die am Ostabhange der Sierra liegen, serner auf den höheren Abhängen der Humboldt Mountains, kommen nennenswerthe Bestände von Föhren und Kieferbäumen vor, die aber durch den Holzbedarf des Bergbaues wohl schon um die Hälfte vermindert sein dürften. Das Raubbolz (soll nur Cottonwood) entlang den Flüßläufen ist nur in dünnen und gleichfalls schon sehr geschichteten Streifen vorhanden.

Washington 33 Proc. Sehr wohl bewaldet an den Küsten, wo es Grafschaften mit 60 Proc. vorzüglich hochstämmigen Waldwuchses giebt, dagegen schwach im Innern. Fichten, Föhren, Eichen und Ahorn sind die hauptsächlichsten Bäume, die in großer Menge gefällt und überseeisch verhandelt werden. In Thurston County wurden 1875 gegen 1800 Acres geschlichtet, in Snohomish County wurden in demselben Jahre 50 Mill. engl. Fuß geschlagen.

Oregon 25,2 Proc. Die Grafschaften am Westabhange des Kaskadengebirges haben bis über 70, die im Innern 2 bis 10 Proc. Waldland. Die Verhältnisse gleich denen in Washington Territorium, nur daß die Waldzone schmaler ist. Fälle von unglücklich raschem Waldstamm der Bäume werden aus Yinn County berichtet, wo innerhalb der letzten 25 Jahre Nadelhöfer aus Sämen zu 12 bis 24 m Höhe und bis 0,6 m Durchmesser aufgewachsen sein sollen.

Kalifornien 7,9 Proc. Die Waldfläche schwankt in den verschiedenen Grafschaften von 0,1 (San Diego) und 0,2 (Alameda) bis 53,2 (Mariposa) und 55,9 (Nevada County). Die berühmten Redwood-Försten des Küstengebirges nehmen durchschnittlich 10 Proc. des dortigen Gesamtareals ein. Nur unter den günstigsten Bedingungen kommen 43 Proc. (Santa Cruz) vor. Die wichtigsten und verbreitetsten Bäume sind in der Sierra Nevada Zedern- und Weißföhren und verschiedene Tannen sowie Kastanienbäume; der Wammuthbaum (*Sequoia gigantea*) ist zu selten, um wirtschaftliche Bedeutung haben zu können. Von Raubbauern sind nur Eichen von einiger Bedeutung, dieselben wachsen aber selten genügend hoch und regelmäßig. In Nord-Kalifornien kommen Ahorne hinzu. Die Anpflanzung von Waldbäumen hatte bis jetzt vorwiegend mit *Eucalyptus Globulus* gute Resultate. Auch mit Kieferbäumen werden Versuche gemacht.

Wie man schon aus dieser Aufzählung ersieht, ist bis jetzt die regellose Ausbeutung so ziemlich die einzige Rich-

tung, in der man sich mit den Wäldern beschäftigt hat. Da wo es wirklich Wälder giebt, ist ihr Schutz erst in der allerjüngsten Zeit mitbewußt ins Auge gefaßt, wenn auch noch sehr vereinzelt. Nur in den von Natur waldarmen Staaten des Westens hat man auch der Rekrutierung von Forsten Aufmerksamkeit geschenkt. Nachdem verschiedene Staaten, unter die waldarmen Prairiestaaten, wie Illinois, Missouri, Iowa, seit 1868 auch Kalifornien, Gesetze zur Förderung und zum Schutz von Baumanspflanzungen erlassen haben, folgten 1875 die Vereinigten Staaten selbst mit einem Gesetz, dessen Ziel das gleiche ist. Durch dasselbe wird die Regierungsländ demjenigen zugespochen, der einen Theil desselben in bestimmt vorgeschriebener Weise mit Bäumen bepflanzt haben wird. Nach acht Jahren soll es ihm aufbewahrt werden, nach 12 Jahren von einander entfernt und so fort. Ueber die Art der Bäume, welche verlangt werden, ist keine Anbestimmung gemacht. Zu demselben Zweck hat der Staat Nebraska für jeden mit Waldbäumen bepflanzt Acre einen bestimmten Theil des Grundeigentums steuerfrei gegeben. Auch die großen Eisenbahngesellschaften des Westens haben seit mehreren Jahren begonnen, längs ihrer Linien und um ihre Stationen herum Waldbäume anzupflanzen. Ueber die Erfolge, welche bei allen diesen zahlreichen Versuchen erreicht wurden, liegen sehr viele Berichte vor<sup>1)</sup>, denen sich als zuverlässig feststellen entnehmen läßt, daß in den Prairiestaaten, wo der Wald von Natur nicht ganz fehlt, die Anpflanzungen in großer Ausdehnung gediehen sind, während in den Steppen die dem Waldwuchs durchaus unglünstigen natürlichen Factoren, wie Dürre, Stürme, Schneewehen und bergreichen, nur an den geschütztesten Stellen, vorzüglich in feuchten Einflüssen, die Bäume aufkommen liegen. Jedensfalls ist es noch nicht sicher, ob man jemals einen wirklichen Wald in diesen Gegenden sehen wird. Sind doch selbst die natürlichen Wälder, wie sie, auf die Flussniederungen beschränkt, im Thal des Platte River, Arkansas u. vorkommen, schon einwärts und dünn genug. Die Berichte aus den Steppestaaten stimmen darin überein, daß die nicht einheimischen Bäume, vorzüglich die Nadelhöfer, durchaus schlecht gediehen sind.

Dem eigentlichen Waldschutze hat die Centralregierung ebenfalls im Interesse des Nationalvermögens, das sie in den großen Waldländern zu verwalten hat, als auch des allgemeinen Bestens künftiger Geschlechter seit einigen Jahren mehr Aufmerksamkeit gewidmet als früher. Die Wälder, welche noch Bundesbesitzungen sind, stehen unter der Verwaltung des Ministers des Innern (Secretary of the Interior). Die Vorsteher dieses wichtigen Zweiges der Regierung stellen sich früher, als es bei jeder Landesregierung nur auf den Boden ankomme, nicht auf das Holz, das er trage. Sie ließen die Regierungserfolge meistens niederschlagen, ohne sich um die Folgen zu kümmern, die das für den Boden, für die Staatskasse und für den künftigen Nationalwohlstand haben muß. Seitdem E. Schurz als Minister des Innern angetreten hat, ist auch in dieser Richtung reformierend vorgegangen worden. Mit Recht nannte der Bericht des Secretärs des Innern für 1876/77<sup>2)</sup> die Zuneigung von Nadelholz- und besonders Föhrenbeständen (Pine Lands) unter dem Prämialen-Gesetz eine „mißverwendete Wohlthätigkeit, welche großen Schaden bringen muß“. Derselben sich für Akterbau und dauernde Niederlassung, also für die Grundbedingungen, welche das Prämialen-Gesetz erfüllen sollen, meist nicht passend. Sie sind größtentheils von der Natur

<sup>1)</sup> Statistics of forestry. Rep. Comm. Agr. 1875 3347.

<sup>2)</sup> Exec. Docum. 2d Sess. 44th Congress. Vol. IV, 1.



zur Waldwirthschaft bestimmt, aber nicht zum Ackerbau. Dies gilt vorzüglich von den Höherwäldern am Chera See und in der Region des oberen Mississippi, und von denen der pacifischen Staaten und der Territorien des Felsengebirges. Auf Hunderttausenden von Quadratmeilen, die dort unter dem Einfluss des Westens erworben wurden, ist keine Spur von Ackerbau zu finden. Das Gesetz wird vielmehr benutzt, um die Wälder um so leichter ausbeuten und zerstören zu können. Zur Steuerung dieses Uebels schlägt der Bericht vor, daß der Staat dieses waldbestehende Land genau vermessen lasse, daß er es dar ver-

kaufe, so weit er es erwaudet sehen wolle, daß er aber diejenigen Strecken, welche er im Interesse einer gesunden Waldwirthschaft erhalten zu sehen wünsche, von geeigneten Beamten verwalten und von den lawless trespassers and bogus homesteaders" schüßen lasse. Sehr treffend hat der Bericht den Mangel an Folgerichtigkeit hervor, der darin liegt, daß man in den waldlosen Steppengebieten jedem eine Anzahl von Acres zuweist, die dieselbe mit Copen oder anderen werthlosen Bäumen bepflanzt, während man die besten Forste an sogenannte Aufsteiler verschleudert, die in Wirklichkeit nichts als Spectanten sind.

## R e t r o l o g e .

— Am 8. August 1878 starb in Sydney in Neu-Süd-Wales der Revor. Dr. theol. John Dunmore Lang. Er wurde 1797 in Grenada, Siedland, geboren und trat als presbyterianischer Geistlicher schon im Jahr 1823 zum bleibenden Katenat in Sydney ein. Er war ein hervorragender und einflussreicher Politiker der Kolonie, aber auch in geographischer Beziehung hat er keine Bedeutung. Man kannte ihn einen geographischen Demagogen nennen. Nachdem er sich durch einen Besuch in Neu-Seeland von der Herrlichkeit dieser Inseln überzeugt hatte, war er es, welcher im Jahre 1840 die englische Regierung beeinflusste, davon Besiz zu nehmen. Als gewähltes Mitglied des Legislative Council für Port Phillip stellte er im Jahre 1844 den Antrag, diesen Distrikt von Neu-Süd-Wales abzulösen und zur selbständigen Kolonie zu erheben, was dann im Jahre 1851 zur Ausföhrung kam und die Kolonie Victoria ins Leben rief. Im Jahre 1855 wurde er für Moreton Bay in den Council gewählt, und er war nun wieder für die Eöstrnung dieses Distriktes zu einer besondern Kolonie thätig. Es gelang endlich im Jahre 1859 und Queensland entstand. Als Mitte der sechziger Jahre im südlichen Neu-Süd-Wales, d. i. in den Westoraldistrikten Murrumbidgee und Lockan, für die Eröbung zu einer eigenen Colonie stark agitirt wurde, weil diese Gegenden sich von der Regierung in Sydney vernachlässigt glaubten, stand Dr. Lang ebenfalls an der Spitze der Bewegung. Er war es, welcher in einer von ihm abgefassten Petition ans englische Parlament zuerst das Wort Riverina, d. i. Flußgebiet, gebrauchte, welcher Name dann für den Süden geblieben ist. Nur dadurch, daß die Regierung dem Süden gerechter ward und namentlich Eisenbahnen und Straßen bauen ließ, starb die Bewegung allmählig aus. Endlich war es auch Dr. Lang, welcher zuerst im Jahre 1863 in Sydney eine Gesellschaft ins Leben rief, die eine Ansiedelung an der Küste von Neu-Guinea gründen wollte. Jahre lang verfolgte er diesen Zweck, freilich erfolglos, mit der ihm eigenen Energie. — Wie hoch der Dr. Lang in der Achtung seiner Mitkolonisten stand, beweist der Umstand, daß ihm ein öffentliches Ehrenbürgerbüß auf Kosten der Kolonie zu Theil ward.

— Benjamin Herschel Babbage, ein bekannter australischer Forscher, starb im Alter von 68 Jahren am 22. October 1878 in St. Mary's, 5 Miles von Adelaide in Südastralien. Er war von Hause aus Ingenieur und bevor er nach Südastralien auswanderte, als solcher in hervorragender Weise in England und Italien die Eisenbahnbauten thätig. Auch in Südastralien, wo er im Jahre 1851 eintraf und bis an seinen Tod verblieb, baute er die erste 6½ Miles lange Bahn von der Gitt of Adelaide nach Port Adelaide. Als Forscher hat er sich besonders durch seine Reize nach dem Lake Torrens bekannt gemacht, auf wel-

cher er den Mac-Donnell-Fuß, St. Mary's Pool, Blanchwater u. s. w. entdeckte und die damals noch unbekannte Umgebung erforschte. Im Jahre 1867 wurde er zum Führer der Northern Exploring Expedition ernannt, welche die südastralische Regierung in den unbekanntem Norden aufsuchte, die aber, nachdem sie nicht weit über Port Augusta hinaus vorgedrückt war, zurückberufen wurde, da das ganze Arrangement keine Aussicht auf Erfolg hatte.

— Im October 1878 starb zu Paris der Geodätengerieur Lacharme, welcher zwanzig Jahre in Südamerika gelebt, die erste Specialkarte des Jusses Sinn gezeichnet und an mehreren Expeditionen theilgenommen hat, welche die Möglichkeit einer Kanalanlage aus dem mittelamerikanischen Isthmus untersuchten, zuletzt an der bekannten des Lieutenant L. A. Wyse.

— Im vorigen Jahre starb das Mitglied der Centralcommission der Pariser Geographischen Gesellschaft, Baron Ran de Champlouis. Als Generalstabschiffier nahm er 1860 bis 1861 an der französischen Expedition nach Surinam theil und sammelte damals mit Hüffe des Hauptmanns Götts und des Lieutenant's Vignin das Material zu seiner schönen Karte des Vidouu in Maßstabe von 1:200 000, welche 1862 vom Döpé de la Guerre veröffentlicht wurde, und auf welcher die Darstellung des Vidouu auf allen neueren Karten beruht. Später vollendete er die durch J. Lacroix' Tod unterbrochene Arbeit an der Karte von Afrika unter der römischen Herrschaft (in 1:2 000 000), welche gleichfalls vom Döpé de la Guerre herausgegeben wurde. Seit 1864 gehörte er der Pariser Geographischen Gesellschaft, seit 1872 deren Centralcommission an. In den letzten Jahren bekleidete er eine hohe Stellung bei der französischen Nordbahn.

— Rußland hat durch den am 18. Januar 1879 erfolgten Tod Valerian Fedorowitsch Russoff's, Custodes des zoologischen Museums der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, einen hervorragenden Naturforscher verloren. Der etwa Jahresfrist wurde er von der Akademie zum Naturalisten der Wüdderischen Expedition nach Jergonah („Gobus" XXXII, 111) ernannt, wo er fast zwölf Monate lang thätig arbeitete, namentlich für die Erforschung der Fauna thätig war und eine reiche Sammlung anlangemachte. Ein Verlach, seine Reisen bis nach Afghanistan auszubehnen, mißlang. Zu Anfang des neuen Jahres lernte er nach St. Petersburg zurück, erkrankte am 10. Januar an den Blattern und starb acht Tage später.

— Zu Olegan ist am 26. Januar 1878 der bekannte Kartograph Hr. Handike, geb. 7. December 1815 zu Pflöden in der Niederlausitz, gestorben. Derselbe hat lange Jahre den kartographischen Institut des Gleming'schen Verlags vorgestanden; als solcher hat er die in Militärreisen hoch

geschickte „Reymann'sche Karte“, die mit 140 Blättern im Jahre 1844 in den Flemming'schen Verlag und von diesem 1876 an den preussischen Staat überging, in 60 Blättern neu erdriekt und durch 190 Blätter fortgesetzt, bis er zum Director der königlichen Redaction der Reymann'schen Karte ernannt wurde.

— Mit Albrecht von Noen, dem preussischen Generalstabmarshall, Kriegsminister und Reorganisationschef Preussens, der am 23. Februar 1879 in Berlin gestorben ist, wurde auch eine geographische Verknüpfung und ein hervorragender Schüler Karl Ritter's zu Grabe getragen. Seine geographische Thätigkeit liegt freilich viele Jahrzehnte zurück, als der Generalstabmarshall noch Lieutenant und Hauptmann war; aber dem jungen Offizier, der mit seinen „Anfangsgründen der Erdkunde“, dem sogenannten „Kleinen Noen“, engerer Kreise der Schule bevorzagt, war es beschieden, dreißig Jahre später durch die Kriege von 1866 und 1870/71 weitbewegend in die politische Geographie einzugreifen. Es kann hier nicht die Stelle sein, auf seine spätere militärische und politische Thätigkeit, die zum Theil noch im Gedächtnisse der jetzigen Generation lebendig ist, hinzuweisen; folgende Daten aus seinen jungen Jahren mögen genügen. Geboren am 30. April 1803 zu Wendshagen bei Stolberg, wurde er in den Kadettenhäusern zu Kulm und Berlin erzogen und trat 1821 in das Heer. 1824 bis 1827 lehrte er die Kriegsschule in Berlin, wo er namentlich Kriegswissenschaften und Geographie trich, wurde 1827 Erzieher und 1829 Lehrer beim Berliner Kadettenkorps und gab damals seine viel verbreiteten „Anfangsgründe der Erdkunde“ heraus. 1833 bis 1835 nahm er an den topographischen Arbeiten des Generalstabes Theil, war 1835 Lehrer an der Kriegsschule und wurde im folgenden Jahre Hauptmann im Großen Generalstab. 1837 bis 1840 erschien in drei Bänden sein Hauptwerk „Grundzüge der Erd-, Völk- und Staatenkunde“; 1837 die „Militärische Länderbeschreibung von Europa“, 1839 „Die überische Halbinsel“. Seine „Völkertunde als Propädeutik der politischen Geographie“ gab den Anlaß dazu, daß Oskar Borchelt seine „Völkertunde“ schrieb.

— Dr. Otto Hermann Blau, Orientalist und deutscher Generalkonsul in Dacca, starb 27. Februar 1879 daselbst. Geboren 21. April 1828 zu Nordhausen, wurde er in Schulpforta erzogen und studierte in Halle und Leipzig besonders Orientalia, wurde 1852 der preussischen Lehnshoheit in Konstantinopel beigegeben, machte von dort an 1854 bis 1855 Reisen in Kleinasien und 1857 in Persien. Seine Beobachtungen in letztem Lande veröffentlichte er in dem Buche „Commercielle Zustände Persiens“ (Berlin 1858). 1858 wurde er Konsul in Trapesunt, dann in Ragusa und Sarajewo, 1872 Generalkonsul in Dacca. Auf allen diesen Posten hat er — eine Seitenhieb unter den im Orient höchsten Diplomaten — eine rege wissenschaftliche Thätigkeit in kommerzieller, historischer, geographischer und naturwissenschaftlicher Hinsicht entfaltet, wovon zahlreiche Abhandlungen im „Preussischen Handbuchsarchiv“, der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin“, „Petermann'schen Mittheilungen“, der „Zeitschr. der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft“ und den „Blättern für Münzkunde“ Zeugnis abgeben. Sein letztes Werk sind die „Reisen in Bosnien und der Herzegowina“ (mit Karte. Berlin 1876).

— In diesem Frühling starb Commander G. Ch. Nutters, der bekannte Ersterer Patagonien. Er durchstreichte 1862/70 das Land von der Magellanstraße nordwärts bis zum Rio Negro, und sein Werk „At home with the Patagonians“, welches der „Globe“, in Bd. XXI, S. 306 besprochen hat, ist die beste Quelle über das Land und seine Bewohner, weil Nutters ein volles Jahr lang mit denselben Freund und Leid theilte und als edler Nimrod an ihren Jagden theilnahm. Von 1874 an hielt er sich in Bolivien auf, für dessen kartographische Darstellung er in Gemeinschaft mit Mr. Minchin eine fruchtbare Thätigkeit entwickelte.

Vor einigen Jahren nach England zurückgekehrt, wurde er unlängst zum englischen Konsul in Mozambik ernannt und dachte schon an Forschungsreisen in Afrika, als ihn ein vorzeitiger Tod ereilte.

— Am 4. April 1879 starb in Berlin Heinrich Wilhelm Dove, einer der ersten Pioniere seiner Zeit. Geboren 6. October 1803 zu Lignitz, studierte er seit 1821 in Breslau und Berlin und docirte seit 1826 an der Königsberger, seit 1829 an der Berliner Universität. So viel er auch für die verschiedensten Zweige seiner Wissenschaft, namentlich die Optik und die Electricitätslehre, gethan, so bleibt sein Hauptverdienst doch die streng wissenschaftliche Begründung der Meteorologie und die praktische Einführung zahlreicher meteorologischer Stationen, die nach seinem Systeme beobachtet. Das von ihm aufgestellte Drehschneckengetriebe der Winde ist die Basis der modernen Meteorologie geworden und hat die Erklärung meteorischer Erscheinungen in der Atmosphäre ermöglicht. Dove war auch lange Jahre Präsident, zuletzt Ehrenpräsident der Berliner Gesellschaft für Erdkunde.

— Am 12. April 1879 starb der 1911 zu Janow in Galizien geborene österreichische Feldmarschalllieutenant August Flegely, seit dem Jahre 1854 Director des militärgeographischen Instituts in Wien, das ihm hauptsächlich seine Bedeutung und seinen Ruf verbannt. Eine der ersten großen Arbeiten, welche unter ihm angefertigt wurden, war die Aufnahme der Moldau und Walachei (wie es überhaupt von Völkern vollendet hat, sondern noch abendwärts diejenige Rumänien, des größten Theiles von Italien und von Bosnien, während wir in Deutschland noch weit, sehr weit davon entfernt sind, eine eintheilige Karte anderer Reiches zu besitzen). Seit 1861 war Flegely ein eifriger Förderer der europäischen Gradmessung, und die Heligolandreise, durch welche die neue prächtige Specialkarte von Oesterreich hergestellt wird, ist seine Erfindung. Seit 1872 war Flegely pensionirt, blieb aber bis 1875 Präsident der österreichischen Gradmessungs-Commission.

— Kapitän John Sebastian Roe, ein Pionier unter den australischen Forschungsreisenden, starb am 28. Mai 1879 im Alter von 81 Jahren zu Perth in Westaustralien. Geboren 1798 in Newbury (Hertfordshire), trat er 1813 in die Marine und diente bis 1827 meist auf der ostindischen Station, wo er 1825 bis 1826 an Kriegen gegen Birma theilnahm. Ende 1828 wurde er zum Surveyor-General für Westaustralien ernannt und beschränkte diesen Posten volle 42 Jahre zur Zufriedenheit der Regierung wie der Kolonisten, wurde auch Mitglied des Executive und des Legislativ Council. Er war einer der ersten, der in Westaustralien landete (1. Juni 1829), und war bei der Proklamirung der Kolonie zugegen. Ihm fiel es zu, die Küsten, Ankerplätze und Zufluchten zum Swan River aufzunehmen, und auf seinen Rath wurden die Stellen für die Kolonie von Fremantle und Perth ausgewählt. Viele Jahre lang war er dann mit Aufnahmen der Küsten und des unbesetzten Innern beschäftigt, bis er 1848 bis 1849 eine größere Forschungsreise vom Swan River nach der Südküste bei Kap Pasten unternahm, wobei er demnach zu leiden hatte, daß er seine Arbeiten im Felde ganz einstellen mußte. Nebenbei war er ein eifriger Botaniker, und mande sonderbar gestaltete Pflanze Australiens ist nach ihm benannt worden. In Perth gründete er ein öffentliches Museum und ein „Mechanic's Institute“, dessen Präsident er lange Jahre war. Westaustralien hat ihm auch seinem Tode in dankbarer Anerkennung seiner Dienste ein öffentliches Leichenbegängniß mit solennem Ehren bezeugt.

— Das „Bulletin de la Société de Géographie“ (Janvier, 1879, p. 106) meldet den Tod des Archimandriten Paladius, eines der hervorragensten russischen Missionäre in China. Er starb im Alter von 61 Jahren zu Marseille, als

er im Begriff stand, nach Rußland zurückzukehren. Um die Erdkunde verdient machte er sich durch Entdeckung chinesischer Laellen, die er gründlich kannte, und durch seine Reise von Peking über Wafden und durch die ganze Mandchurei nach dem Amur (vergl. v. Richthofen, China 1, S. 716), über welche ein Bericht mit Routenkarte in den „Zapiski“ der Rußischen Geographischen Gesellschaft erschienen ist.

— Am 9. Mai dieses Jahres starb in Göttingen der am die Pflanzengeographie hochverdiente Botaniker Professor Dr. phil. und med. August Heinrich Rudolf Grisebach. Geboren am 17. April 1814 zu Hannover, studierte er seit 1832 in Göttingen und Berlin Medicin und Botanik. 1837 habilitierte er sich in Göttingen als Privatdocent, wurde 1841 außerordentlicher und 1847 ordentlicher Professor, später auch Director des botanischen Gartens und des pflanzenphysiologischen Instituts. 1839 unternahm er eine wissenschaftliche Reise nach der europäischen Türkei, deren Beschreibung (Reise durch Kleinasien und nach Brussa im Jahre 1839;

Göttingen 1841) noch heute geographisch werthvoll ist. In den folgenden Jahren bereiste er Kormoren, die Burenen, Italien und Siebenbürgen. Auf seine speciell botanischen Schriften und Verdienste hinzuweisen ist hier nicht der Ort; aber es muß hervorgehoben werden, daß er recht eigentlich der Begründer der Pflanzengeographie ist durch sein Hauptwerk „Die Vegetation der Erde nach ihrer klimatischen Anordnung. Vergleichende Geographie der Pflanzen“ (Leipzig 1872, 2 Bde.). Von seinen sonstigen hierher gehörenden Werken seien genannt „Die Vegetationslinien des nordwestlichen Deutschland“ (1840); „Die geographische Verbreitung der Giraecien“ (1852); „Systematische Untersuchungen über die Vegetation der Karabien“ (1857); „Die geographische Verbreitung der Pflanzen Westindiens“ (1865) und die „Berichte über die Fortschritte der Pflanzengeographie und botanischen Systematik“ (1840 bis 1853, fortgesetzt seit 1866 in Vehm's Geographischem Jahrbuch).

## Aus allen Erdtheilen.

### Zur chinesischen Auswanderung. — V<sup>1)</sup>

In den Vereinigten Staaten ist die Chinesenfrage neuerdings wieder in den Vordergrund getreten. Vom Kongreß wurde ein Gesetz angenommen, welches die chinesische Einwanderung beschränken sollte. Nach demselben durfte kein Schiff mehr als 15 Chinesen auf einmal nach irgend einem amerikanischen Hafen bringen, und es wurde dem Kapitän ein Geßtrafe von 100 Doll. für jeden weiteren mitgebrachten Chinesen angedroht. Nachdem sowohl das Repräsentantenhaus als der Senat die Vorlage genehmigt hatten, wurde dieselbe durch das Veto des Präsidenten zurückgewiesen, mit der Begründung, daß die bestehenden Verträge mit China den Bürgern beider Länder die unbeschränkte Einwanderung gestatten und ein solches Verbot demnach ungesetzlich sei. In Kalifornien, dem durch die chinesische Einwanderung zunächst betroffenen Staate, entstand in Folge dieses Vetos große Aufregung, so daß Morden begünstigt und Truppen zur Verhinderung derselben herbeigeführt wurden; ja es wird sogar mit dem Austritte des Staates aus der Union gedroht. Daß übrigens die Agitation der letzten Jahre gegen die Einwanderung bereits einen bedeutenden Einfluß auf dieselbe gehabt hat, ergibt sich sehr deutlich aus folgenden Zahlen der in San Francisco gelandeten Chinesen: 1876 22761, 1877 9138, 1878 6675.

Nach den Sandwich-Inseln dagegen hat eben in Folge der feindlichen Stimmung in Kalifornien die Einwanderung von dort so stark zugenommen, daß allein während der zweiten Hälfte des Jahres 1878 im Hafen von Honolulu 2500 Chinesen landeten, und ihre Gesamtzahl, welche 1872 kaum 2000 betrug, sich jetzt auf mindestens 10 000, d. h. ein Fünftel der ganzen Bevölkerung Hawaii's, beläuft. Da der größte Theil derselben als Arbeiter auf den Zuckerplantagen namentlich ist, hat die Regierung bisher der Einwanderung keine Hindernisse in den Weg gelegt; wenn dies jedoch nicht demnächst geschieht, ist der baldige Untergang der Eingeborenen dieser schönen Inseln unter der chinesischen Fluthwelle unermesslich (vergl. hierüber „Globus“ XXXI, S. 205, „Die Chinesen auf Hawaii“).

Auf Tahiti und den Gesellschafts-Inseln hingegen hat die französische Protektorats-Regierung dem Schranken-

losen Einströmen der Chinesen ein Hemmnis entgegengestellt. Durch ein Dekret ist jedem Chineser der Aufenthalt in dem Archipel untersagt, der nicht vorher Beweise seiner Arbeitsfähigkeit und seines guten Charakters bringt und dadurch einen vom Gouverneur ausgestellten Aufenthaltsschein<sup>2)</sup> erwirbt. Obzwar, dem dies nicht gelingt, soll mit dem ersten Schiffe zurückgeschickt werden; selt ihm das Passagiergeld dazu, so muß er dasselbe durch Zwangsarbeit auf den Regierungswerften verdienen.

Auch in Australien hat neuerdings die Bewegung gegen die chinesische Einwanderung zugenommen. Im Hafen von Sydney stellen sämtliche Matrosen die Arbeit ein, um die Entlassung der auf den Dampfern herein angelegten Chinesen zu erzwängen. Die australische Dampfschiffahrtsgesellschaft ließ zwar sogleich 300 chinesische Matrosen zum Erlaß aus Hongkong herbeiführen, verpfändete sich aber schließlich doch, nicht mehr als 180 Chinesen auf ihren Schiffen zu beschäftigen. Dabei betrug die Gesamtzahl der Chinesen in der Kolonie Kaufmännisches im Jahre 1871 nur 7220, und der neueste Volkszählbericht giebt ihre heutige Stärke auf bis 9616 an, was bei einer Gesamtbevölkerung von 650 000 und im Vergleich zu Kalifornien sehr gering erscheint. Von dieser Zahl waren 1073 in den Jahren 1816 als Hirten, Köche, Gärtner, Arbeiter und Dienstmänner und 627 als Händler und Kaufleute beschäftigt. Auch in der Kolonie Ceylon hat die Regierung bei Vergebung der Pachtrechte die Bedingung gestellt, daß keine Chinesen auf den Pachtplätzen beschäftigt werden, und auf der Insel Kankasand auf den Gouverneur um Einführung einer Kopfsteuer auf Chinesen gegangen werden; die Zahl derselben beträgt jetzt gegen 5000.

In Peru wird bekanntlich die chinesische Einwanderung möglichst begünstigt. Nach statistischen Angaben betrug die Zahl der von 1860 bis 1874 Eingewanderten 16 692, von welchen jedoch manche nach Chili, Ecuador und Columbia weiterzogen, so daß die Gesamtzahl der in Peru lebenden Chinesen im Jahre 1874 gegen 60 000 und heutigen Tages über 80 000 betragen mag. Die Mehrzahl derselben kommt aus der Gegend von Kanton und wird hauptsächlich als Kulis für die Zuckerplantagen importirt. Derselben ausserdem Chinesen und weißen Frauen der niederen Klassen sollen nicht selten sein; auch soll die katholische Propaganda Fortschritte unter erlitten haben. In Folge des Vertrags zwischen China und Peru macht eine Dampferlinie jährlich 29 Fahr-

<sup>1)</sup> Vergl. „Globus“ XXIX, S. 307; XXXI, S. 26; XXXIII, S. 287; XXXV, S. 47.

ten zwischen Dongfang und Gallan, um die Kuli-Einfuhr zu erleichtern, so daß die Zahl der Chinesen in Südamerika in nächster Zeit noch bedeutend steigen dürfte.

Als Beweis gegen die gefährlichsten Gefahren einer schrankenlosen Einwanderung der Chinesen wird die Stadt Singapur angeführt, wo ihre Zahl 100,000, gegen 5000 aller anderen Nationalitäten, beträgt. Auf der Insel Java leben jetzt gegen 16,000 Chinesen. (F. B.)

#### R i e n .

— Russische Zeitungen berichten von einem neuen Wege zwischen dem Kaspijischen Meere und dem Amu-Darja, welchen unlangt eine Karavane der Kaufleute Kanjutshin in Uralien mit Erfolg eingeschlagen hat. Diefelbe führt vom Tobolsk (Merzoi Kultai) des Kaspijischen Meeres direkt nach Kurgand am Talobf. Arme des Amu-Darja, ist 400 Werst lang und bietet den Vortheil, daß die Waaren keinen nicht auf dem Rücken der Kamelc, sondern in von diesen Thieren gezogenen Karren transportirt werden können, so daß mittels einer gleichen Anzahl von Thieren nicht mehr Waaren befördert werden können, nämlich von jedem Thier 16 Pud deren 30. Weder Flüsse noch Berge hindern den Verkehr und sandige Strecken sind selten. Insof Frauen mit gutem Wasser sind vorhanden, das für 200 Kamelc anreicht; letztere sind in mäßigen Preisen von den Kirgizen zu mieten. Die Transportkosten stellen sich dadurch gegen früher um die Hälfte niedriger.

— An der Sibiriska'schen Expedition (Dampfer Nordenfjöld), welche der im Gife festgehaltenen Nordenfjöld'schen „Repa“ von der Berings-Strasse aus Hülfe zu bringen bestimmt ist, nimmt als Abgesandter der kaiserl. Russischen Geographischen Gesellschaft der junge Batawiler Professor A. B. Origariev und außerdem Seitens der Bremer Geographischen Gesellschaft der Leipziger Meteorologe Freiherr von Dantelmann Theil. Gleichzeitig hat Sibiriatow auch noch zwei Südwestexpeditionen ausgerüstet; die eine von Nikan Kalmel, die andere von der Mündung des Anadyr aus. Sie bringen Nordenfjöld'sche Vorräthe, und sollen auch die kleinsten Buchten der Sibirischen Küste untersuchen, um Nordenfjöld zu zeigen, daß man an ihn denkt, daß man seine Expedition nicht hülfslos ihrem Schicksale überlassen will.

— (A. K.) Der „Golos“ No. 111 vom 23. April (5. Mai) veröffentlicht folgenden Brief Pischwaloff's vom 20. März (1. April) aus Jaisan (s. also wieder s. zu sprechen).

Am 24. Februar langte ich in Jaisan an und brauchte volle drei Wochen zur vollständigen Ausrüstung der Expedition für die bevorstehende Reise; außerdem hat auch der tiefe Schnee, welcher in diesem Winter in der Jaisaner Steppe gefallen war, die Arbeit verhindert. Morgen reisen wir endlich in der Richtung nach der Stadt Bulantoko ab, von wo wir am Uraung-Jusse aufwärts und dann längs der südlichen Anhöhen des Altai nach Bartal und Ghami reisen werden. In Ghami werden wir wohl Ende Mai anlangen (es ist über tausend Werst von Jaisan entfernt) und wenn nur die große Hitze und der Wassermangel in der Hälfte von Ghami nicht unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten, so werden wir dann sofort nach Schotschen (nicht Entschke) weiter reisen. Weiterhin wartet außer das Bekleiden des Handes des tibetischen Plateaus, dann der Marsch durch die moorartigen Ebenen von Laidam und hierauf wiederum der Anstieg auf das Hochgebirge von Tibet. Dort herrscht die absolute Wüste, man sieht nichts außer angebrachten Herden von Thieren. Es sind über tausend Werst durch die Wüste zurückzulegen, um das Ziel der Reise, Lhasa, zu erreichen. Dort werden wir ein wenig anstruchen, um dann, wenn möglich, das südöstliche Tibet zu erschließen, und darauf über Lhasa, Ghotan und Kasagar nach Kanju zurückzulegen. Die Dauer der ganzen Reise ist auf zwei Jahre berechnet. Dies ist im Allgemeinen mein Plan; in wie weit es gelingen wird ihn auszuführen, wird die Zukunft zeigen.

Ich bin vorzüglich angetrieben und habe viel Gutes. Mit mir reisen zwei Gefährten, die Neutontons Pfaffen und Rabonoff, der Präparator Kalamojan, ein Onsooi von drei Soldaten, fünf Kasaken aus dem Dailoggebiet, außerdem ein Tarantscha-Palmescher aus Kaschda, der bereit ist mir am Lob-nor war, und ein sibirischer Dolmetscher. Von Ghami aus wird der Führer nach Jaisan zurückkehren und Nachrichten über meine Reise bringen.

Die Ausrüstung der Expedition mit Waffen läßt nichts zu wünschen übrig. Wir haben zur Verfügung: 13 Verbandsbüchsen, 23 Revolver, 6 Jagdgewehre, 10,000 fertige Kugelpatronen, 110 Pfund Pulver und 12 Pud Schrot; ferner Instrumente zu meteorologischen und astronomischen Beobachtungen und alle möglichen Vorräthe zum Präpariren von Thieren und Sammeln von Pflanzen. Es bleibt nur zu wünschen, daß mir Gesundheit und Glück, so wie während meiner früheren Reisen durch Asien, zur Seite stehen.

— Das von Rosenbergs'sche Werk „Der malayische Archipel“ (Leipzig, 1873, G. Weigel), welches wir auf S. 318 des 34. Bandes eingehender besprochen, ist vor Kurzem durch die Ausgabe der dritten, Neu-Guinea und Java umfassenden Abtheilung vollständig geworden. Unter „Java“ ist nur eine Mittheilung über den „Pflanzgarten zu Buitenzorg“ zu verstehen; „Neu-Guinea“ aber ist die Beschreibung von drei Reisen, welche Herr von Rosenberg in den Jahren 1858, 1869 und 1870 dorthin unternahm. Diefelbe ist mit einer Anzahl höchst interessanter Abbildungen ausgestattet, die reich an ethnologischen Daten und schließt mit einem zoologischen Kapitel. Besonders hervorzuheben zu werden verdient die von Professor P. J. Wet in Leiden verfaßte Vorrede, welche die Verdienste speziell deutscher Forscher um die Kenntniß Niederländisch-Ostindiens (Baroos namentlich) hervorhebt und die Verdienste dieses Gelehrten, welche den einschlägigen holländisch geschriebenen Werken in Deutschland herübergebracht wird. Weiß das Professor Wet auch, daß selbst so anerkannte Autoritäten, wie Kolcker und Dolar Pechel, wegen Nichtberücksichtigung der holländischen Literatur in die ärgsten Fehler verfallen sind! Dem deutschen Leser wird diese's Buch einen neuen Blick eröffnen in eine Welt von wundervoller Schönheit, die ihm im Genuß nach ziemlich fremd geblieben ist.

— Die Sultana im östlichen und westlichen Theile von Java sind in voller Thätigkeit. Aus dem Krater des Emera ergießt sich ein breiter feuriger Lavastrahl bis an das südliche Ufer und erhellt des Nachts die Umgebungen mit seiner düstern Gluth. Der Godeh seit eine angeheure Menge Asche aus, welche meilenweit die benachbarte Gegend bedeckt. (N. 3.)

— Man stößt auf der Insel Sumatra, wie der „N. 3.“ aus Singapur geschrieben wird, auf große Schwierigkeiten, die telegraphischen Verbindungen ansich zu erhalten, welche häufig von den — Elephanten zerstört werden. In den drei Jahren von 1874 bis 1877 sind 60 solche Störungen vorgekommen. In einem offiziellen Berichte heißt es: „Am 25. Mai 1876 wurde die Linie Baara-Duro-Bohat in einer Länge von drei Meilen gänzlich zerstört, und der Draht und die Isolatoren wurden theilweise in die Nahrungsdichte verwickelt. Was bei Tag angebeßert worden war, wurde in drei auf einander folgenden Nächten wieder zerstört. Außerdem machen es die sibirischen Tiger, Bären, wilden Büffel u. dergleichen, die Telegraphenlinien in den dichten Urwäldern zu überwandern, während große und kleine Affen aus den Kräutern ihre gymnastischen Uebungen bewerkstelligen, dieselben zerreißen oder die Isolatoren erschlagen.“

— Die erste chinesische Baumwoll-Manufaktur, deren Gründung in Shanghai die Zeitungen jüngst ankündigten, wird 800 Stühle zählen, und ist auf einen Verbrauch von jährlich 13,000 Pital (zu 133 cent Pfund) Rohbaumwolle und eine Erzeugung von 260,000 bis 450,000 Stüd

Zeng eingerichtet. Die Lehrmeister sind Engländer, welche innerhalb drei Jahren die ihnen in die Lehre gegebenen Eingeborenen lehren bringen sollen, daß dieselben die Fabrik selbstständig fortzubetreiben im Stande sind. Man arbeitet ganz nach englischer Art und ist sogar die Sonntagsarbeit ausgeschlossen. Die Regierung bringt der Gesellschaft, die dieses Unternehmen ins Leben gerufen hat, jede Unterstützung entgegen, doch müßte Keener China's gerade deshalb an einem dauernden Erfolge zweifeln. Finanziell sieht sich die Sache sehr gut an, denn bei einem Kapital von 2½ Mill. Mark betragen die Arbeitslöhne nur 40000 Mark, so daß die Unternehmer sich einen Gewinn von 30 Proc. versprechen.

— Der Pera-Korrespondent der „A. Z.“ schreibt unter dem 9. Mai: „Der Sultan hat die von Sadyl Balcha, Wali der Inseln des Archipels, befristeten dringenden Maßregeln für die Insel Chios genehmigt (Sadyl Balcha hatte seine Denkschrift vor vier Monaten eingereicht). Diese Maßregeln sind 1. Chios wird zum Freihafen erklärt; 2. der Hafen von Chios wird angelegt; 3. die militärische Zone wird neutralisirt und als Vorhafen angesehen; 4. die Insel erhält eine Schiffsverleerung und ein Trockendock; 5. eine Dampfschiffahrtsgesellschaft wird alle Inseln des Archipels mit einander in direkte Verbindung setzen; 6. alle Inseln des Archipels erhalten direkte telegraphische Kommunikation mit Chios; 7. sämtliche Gerichte des Insel-Archipels werden neu organisiert; 8. Chios wird die Residenz des Generalgouverneurs. Für die Ausführung dieser Reformen wird dem Wali ein außerordentlicher Kredit von 3 Millionen Piastern bewilligt. Die in den Einkünften des Wilajets in jährlichen Raten vorab erhebt. Bisher war Khobos die Residenz des Wali, was seine Berechtigung hatte, so lange Capern zum Wilajet gehörte; jetzt aber, wo Capern an England überlassen ist, liegt Khobos am nördlichen Ende des Wilajets, während Chios ebenfalls das natürliche Centrum ist.“ In Folge der Genehmigung dieser Reformen hat sich bereits ein Konsortium der angesehensten Kaufleute und Bankiers aus Chios gebildet, um die Ausfertigung des Hafens von Chios auszuführen. Ein Smyrner Ingenieur legte ihnen auch einen Plan vor, der aber darauf hinausläuft, die eine Hälfte des Hafens mit dem aus der andern Hälfte hervorgehobenen Schlamme auszufüllen, also ihn auf die Hälfte zu verkleinern, worauf das Konsortium natürlich nicht einging. (Einen mit einer Reihe von Wörtern angelegten Bericht über Chios wird der „Globe“ in den ersten Nummern des nächsten Bandes bringen.)

— Während des Aufenthalts der russischen Armee im türkischen Armenien war schon 1877 die geographische Breite der Orte Jaim und Raya sowie der Bergspitze Karagans auf dem Karajal, ferner die Längen der ergrannten beiden Orte mit Bezug auf Alexandropol bestimmt worden; im Jahre 1878 folgte die geographische Bestimmung der Längenunterschiede Tiflis-Kars, Kars-Erzurum und Tiflis-Rufin nebst Chronometermessungen zwischen den genannten Orten, welche zusammen 11 Fundamentalphunkte für spätere Aufnahmen ergaben. Ein geodätisches Dreieck auch zwischen Kars und Erzurum, 1878 gelegt, lieferte im Ganzen 174 Punkte, wobei allerdings viele in unmittelbarer Nähe der beiden Orte zur Festlegung der einzelnen Befestigungsanlagen. Eine von Achaltz und Akhalkalaki ausgehende Triangulation im Gebiete von Araban (1877) legte dort 26 Punkte fest. Die eigentliche Aufnahme-Tätigkeit diente in beiden Jahren zunächst dem unmittelbaren kriegs-

rischen Zwecke durch Aufnahme der Festungen, der Geschütze, einzelner Stellungen und Straßen, doch bezieht man sich vor der Nennung der tüchtig bleibenden besten Landestheile (24. September 1878) sie in möglichst weitem Umfange topographisch aufzunehmen. Es sind auf diese Weise im vergangenen Sommer 5003 Quadratmetre (5699 qkm) der Umgegend von Erzurum in Maßstäben von 1:8400 bis 1:8400 und 6864 Quadratmetre (7811 qkm) des Gebietes von Bajazet und Malafert in 1:8400 aufgenommen worden.

— Die Unruhen in dem jetzt chinesischen Ost-Turkestan dauern fort. Kirgizen aus dem Amudschan-Distrikte haben zweimal die chinesischen Truppen mit Erfolg angegriffen und sollen Kaschgär eingenommen haben. Andererseits haben die Chinesen nach der Turkestanischen Zeitung mehrere tausend Muhammedaner chesaidischen Ursprungs aus Ost-Turkestan verjagt und damit in vorzüglicher Weise ein zu fortgesetzten Intriguen, Aufständen und Unruhen nur allzu geeignetes Element aus ihrer wieder eroberten Provinz entfernt. Die Vertriebenen haben in ihrer alten Heimath, der jetzt von den Russen besetzten Provinz Fergana, Unterkunft und Vorräthe gefunden.

### Afrika.

— Gegen Ende April haben mehrere Missions-Forschungsgesellschaften England verlassen, so Dr. James Stewart, das Dampf der Station Livingstonia am Kapas-See, welcher die zweite Umschlingung desselben mit dem Dampfer „Itala“ ausgeführt hat und wahrscheinlich bald weitere Kunde von den Ufern des Sees senden wird. Ferner ist der Dr. Joseph Willens, Sekretär der London Missionary Society, bekannt durch seine ausgebreiteten Aufnahmen in Madagaskar, am 24. April nach Janzibar abgereist, um die Tanganika-Mission seiner Gesellschaft zu reorganisieren. Er hofft, später von Udschidchi aus die noch unerforschte Strecke zwischen dem See Tanganika und Nyssa erreichen zu können. Drittens ist Rev. T. J. Comber von der Baptist Missionary Society (vergl. dessen Reise um das Kamerun-Gebirge „Globe“ XXXV, S. 313) am 26. April nach dem Congo abgegangen, den er oberhalb der Mündung zu erreichen hofft. Hat er auf dieser Reise Erfolg, so soll ein kleiner zerlegbarer Dampfer ihm nachgedenkt und auf den ungenügenden Gewässern des mittleren Congo vom Stapel gelassen werden. Rev. Comber sowohl wie Dr. Willens sind von der Londoner Geographischen Gesellschaft mit verschiedenen Instrumenten in astronomischen und Höhenbeobachtungen versehen worden.

— Savorgnan de Brazza, durch seine bisherigen Erfolge ermuthigt, beabsichtigt, nächstens wieder nach dem Innern Afrikas aufzubrechen, um dem von ihm entdeckten Klima-Zustufe in das Unbekannte zu folgen.

— Dr. Donald McKenzie, welcher vor Jahr und Tag den tohlen Plan begie, die westliche Sahara mit Wasser aus dem Atlantischen Ozean zu übersetzen, ist unlangst vom Kap Dschibi (Zubu nach englischer Schreibweise an der Nordwestküste von Afrika den Gamarica gegenüber) nach England zurückgekehrt. Er hat dort drei Monate zugebracht, um eine Handelsstation zu errichten, und es ist ihm das auch trotz des feindlichen Entgegentritts der Spanier und Marokkaner angeht gelungen. Die Eingeborenen boggen, Schich Muhammed Bairat an der Spize, kamen den Absichten des Engländers hilfreich entgegen und begründeten eine kommerzielle Verbindung mit Galsbad mit Freuden.

**Inhalt:** Das russische Turkestan. II. (Mit sechs Abbildungen). — Palästina und Palästina in den Vereinigten Staaten. — Retrologe. — Aus allen Erdtheilen: Zur chinesischen Auswanderung. — Asien. — Afrika. — (Schluß der Redaktion 19. Mai 1879.)

# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXV.



№ 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Rudree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von  
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten  
zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1879.

## Das russische Irkistan.

(Nach dem Französischen der *Rev. de l'Asiatique*.)

### III.

Samarland, heute der Hauptort und Sitz der Regierung im russisch-turkistanischen Sersafschan-Distrikt, war schon im Alterthum eine Stadt von großer Bedeutung und hat die hervorragende Stellung unter den asiatischen Städten durch den Lauf der Jahrhunderte hindurch sich bewahrt. Zur Zeit Alexander's des Großen die berühmte Handelsstadt Maracanda des alten Sogdiana und seitdem fortwährend der wichtigste Stapelort des indo-afrikanischen Binnen- sowie des Karawanenhandels, wurde es gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts von Timur zur Hauptstadt seines mächtigen Reiches und zu seiner Residenz erhoben und mit den herrlichsten Kammerwerken geschmückt, welche die Stadt bald zu einem vielbesuchten Wallfahrtsorte für die mohammedanischen Gläubigen machten. Inmitten einer fruchtbaren und zugleich malerischen Landschaft gelegen, macht die weitläufig gebaute Stadt mit ihrer starken Citadelle, ihren prächtigen Moscheen, ihrem reichen Kranze von Gärten noch heute einen großartigen Eindruck und man begreift wohl, wie gerade sie zu dem Range einer heiligen Stadt gekommen ist; begreift auch die Jähigkeit, mit welcher der Emir von Buchara an ihrem Besitze festhielt — hätte er doch im Jahre 1868 gern seine Hauptstadt den russischen Eroberern preisgegeben, wenn ihm nur Samarland dadurch erhalten geblieben wäre!

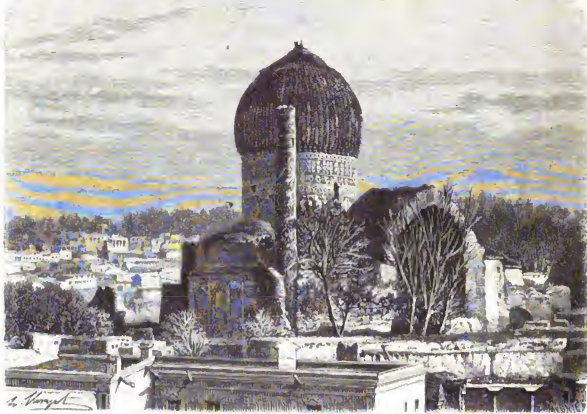
Nebe als in den vorher von Ussow besuchten turkistanischen Städten tritt in Samarland das herrschende russische Element in den Hintergrund: die Stadt hat ihren ausschließlich orientalischen Charakter beibehalten; und wie der russische Städtcheil, einschließlich der von den Russen besetzten

alten Festung, etwa nur ein Viertel des ganzen Terrains von Samarland bedeckt, so sieht die einheimische Bevölkerung sich noch in der Oberhand und löst sich nur langsam und widerwillig zu irgend welchen Konversionen an die Lebensgewohnheiten der Europäer herbei. Von einem Wohnort nach europäischen Begriffen war hier nicht die Rede; und hätte nicht der Gouverneur der Stadt, General Inanow, für Ussow ein bescheidenes Quartier in einem russischen Privathause herrichten lassen, die Reisenden hätten in den offenen Schuppen einer Karawanenerei ein Unterkommen suchen müssen, das kaum für wenige Tage, geschweige denn für mehrere Wochen erträglich gewesen wäre. Nachdem die notwendigen Besuche bei den höchsten Stellen russischen Beamten abgemacht waren, welche den Fremden überall den freundschaftlichen Empfang zu Theil werden ließen, begann man mit der Besichtigung der so überaus zahlreichen Denkmäler der Stadt. In einem Niethwaagen — denn Samarland besitzt heute, als notwendiges Requisite bei seiner weitläufigen Bauart, öffentliches Fuhrwerk — begab man sich zunächst nach der Moschee Gur Emir, die das Grab Timur's einschließt. Die Straßen der alten Stadt, welche man passirte, sind in bekannter Weise eng und unsauber, die finsternen Häuser in dem überall gleichen asiatischen Stil gebaut; um so gewaltiger wirkt der Anblick der farbenprächtigen, mit einer stattlichen Kuppel getönten Moschee. Ein breiter, hochgewölbter Gang, neben dem ein schlankes Minarett sich erhebt, führt in das Innere derselben. In dem mittelften Räume, auf dessen mit Zedernplatten belegten Wänden bis zur

Kuppelwölbung hinauf Arabeskenverzierungen und Koransprüche prangen, liegen, von einer marmornen Gallerie umgeben, fünf Grabsteine, mit Inschriften bedekt. Der mittlere aus einem glänzenden schwarzen Steine ist der des großen Mongolenschan; unter den vier anderen ruhen die Gebeine seiner drei Söhne und seines Schutzheligen. Eine finstere Treppe führt in das unterirdische Grabgewölbe, in dem fünf mit Kalk überländete einjache Sarkophage unter den Grabsteinen des oberen Saales stehen. Rechts von dem Haupteingange liegen in einem kleineren Seitengewölbe acht Gräber verschiedener Größe, die Ruhestätten mehrerer Gemahlinnen und Töchter Timur's. Eine Inschrift auf der niedrigen unscheinbaren Thür, die in diesen Raum führt, überliefert

der Nachwelt den Namen des genialen Baumeisters der Moschee: „Gebaut von dem denksüchtigen Sklaven Mohammed, dem Sohne Nachmans von Jopahan.“

Turch eine breite mit Bäumen besetzte Straße, deren beide Seiten von niedrigen säulengetragenen Verandaebenen gebildet werden, gelangte man nach kurzer Fahrt auf den Nighislan-Platz, den Stolz Samarkands; denn keine andere asiatische Stadt besitzt einen so großen und von so glänzenden Gebäuden umgebenen Platz, wie der Nighislan ist. Vertreffliches Pflaster und mehrere vielarmige Kandelaber, womit der russische Gouverneur ihn europaisirt hat, thun dem wunderbaren Bilde altorientalischer Pracht natürlich keinen Eintrag, ebenso wenig wie bis jetzt noch der leider nicht



Wur Emir, das Grab des Tamerlan. (Nach einer Photographie.)

zu übersehende Verfall des im Sonnenschein funkelnden Panzerwerkes der prachtvollen Baumerke. Die drei großen Koranfahnen oder Medresen Tilla-Kari, Schir-Dar und Klug-Beg begrenzen den Nighislan auf drei Seiten; ihre Fassaden sind mit den schönsten Emailleplatten bedekt, Turkestan und Gold die vorherrschenden Farben darin. Wie alle Medresen in einem Quadrate gebaut, enthalten sie in der Mitte einen geräumigen mit Bäumen bepflanzen Hof, um welchen hinter zwei über einander liegenden Vögelgängen die Zellen der Mollahs liegen. Die Bildung, welche die muslimanischen Kinder in den Medresen erhalten und welche auch für die jungen Leute, die hier zum Priesterstande sich vorbereiten, als ausreichend gilt, beschränkt sich auf die nothdürftigste Kenntniss des Lesens und Schreibens, auf die Eingprägung vieler Koransprüche und Gebetsformeln und der

religiösen Gesetze. Ein junger Mollah von Tilla-Kari zeigte den Reisenden Samarkander Fabrikat, hat mit dem europaischen Schreibpapier keine Aehnlichkeit mehr, obgleich die von den Chinesen erfundene Kunst der Papierbereitung im zwölften Jahrhundert gerade über Samarkand uns gekommen sein soll. Neben der blühenden Industrie in Yeber, Seiden- und Baumwollwaaren bildet noch heute die Papierfabrikation einen hervorragenden Zweig der Samarkander Gewerbsthätigkeit und sind deshalb auf dem Bazar der Stadt baumwollene Lumpen ein Haupthandelsartikel. Drei verschiedene Arten von Papier sind es, die hier fabricirt werden: das steife, mit einem Firnis oder Glasur überzogene Vachpapier, auf dem mit einem als Feder zugeschnitteneu Holzstäbchen geschrieben wird; Delpapier, das die Stelle unserer Fenster-



Shahcherchik Zilla-Sari. (Nach einer Photographie.)



scheiben vertritt, und geleimtes Papier, das ausschließlich zum Verpacken benutzt wird.

Die Medresse von Tilla-Kari („Goldarbeit“, wegen ihrer goldglänzenden Mauern) ist erst im sechszehnten Jahrhundert erbaut worden, die beiden anderen wenig früher; doch sie trotzen, und obgleich sie in stetem Gebrauche ihrem ursprünglichen Zwecke dienen, so bedenkliche Spuren des Verfalls in ihren abgebrochenen, kuppellosen Thürmen und zerbrochenen Mauern zeigen, ist lediglich der echt mohammedanischen statuarischen Anordnung der Bevölkerung zuzuschreiben. Ein Versuch, durch Anbesserung der Schäden dem stets wachsenden Verderben Einhalt zu thun, ist nie gemacht worden. Wie unsere Kloster und Stifter besigen die Medressen

unveräußerlichen Landbesitz (Mütter oder auch städtische Grundstücke), der von den Erbauern, dem großen Jalangatach Bahadur und seinen Nachfolgern, ihnen vermacht worden ist und der für Tilla-Kari und Schir-Dar allein eine jährliche Rente von 30 000 bis 40 000 Francs repräsentirt. Die Zellen der Mollahs, von denen beinahe 800 in den drei Säulen wohnen, sind von einfachster Beschaffenheit; ohne Fenster, empfangen sie Luft und Licht allein durch die Thür, ein an der Wand etwas über dem Boden angebrachtes Brett, mit einem Kitzsäcke, der Kaschmah, belegt, dient dem Bewohner als Bett; von anderen Geräthen ist nichts vorhanden. Einige in den Wänden angebrachte Nischen enthalten den spärlichen geleiheten Besitz des Mollah, den Koran



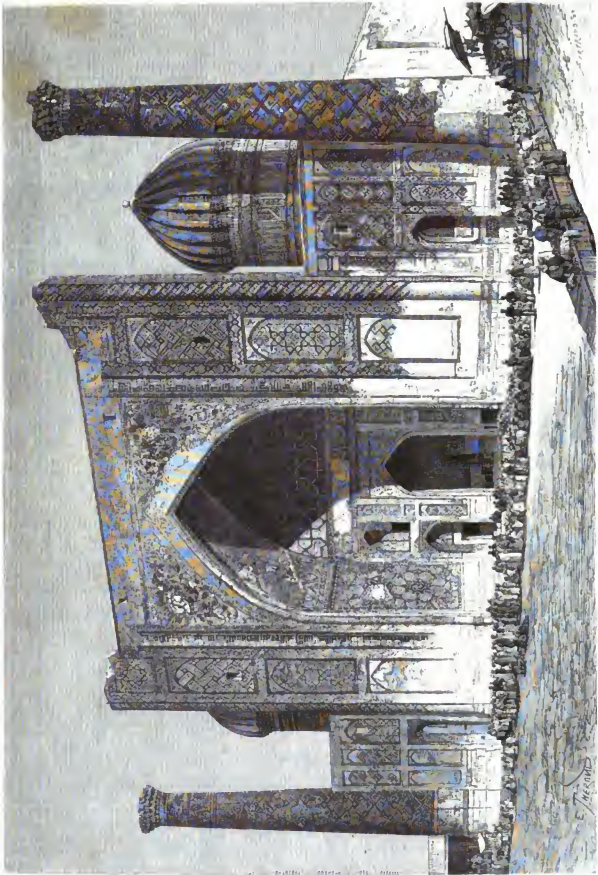
Ansicht von Samarkand vom Plage Nigistän aus. (Nach einer Photographie.)

und wenige andere heilige Schriften; gewöhnlich halb bedeckt von großen Vorhängen getrockneter Früchte, der Vieblingsspeise jedes Turkestaners.

Auf dem Plage vor den Medressen herrschte reges Leben; Hunderte von Zuhörern waren um einen lebhaft geschulerten Märchenerzähler versammelt; Verkäufer von Gefrorenem bereiten an Ort und Stelle ihre Waare aus Honig und Schnee und waren von einer Menge von Armechemern umringt; im Schatten einer Mauer betrieb auch hier die Barbier ihr Handwerk im freien. Die Menge mit ihrer buntfarbenen verschiedenartigen Kleidung bot eine treffliche Staffage für die wunderbare Architektur der Medressen, und nur schwer konnten die Reisenden sich von dem Anblicke des im heißen Sonnenschein daliegenden Bildes trennen.

Die Citadelle von Samarkand befindet sich wie bei den

meisten asiatischen Städten ungefähr im Mittelpunkte der Stadt. Auf einer Anhöhe gelegen, von einem Graben und der mächtigen zinnengekrönten Mauer umgeben, enthält sie den alten Palast des Emir von Buchara, der heute in ein Militärhospital umgewandelt ist. In einem großen inneren Hofe des Palastes pflegte der Emir bei seinen vorübergehenden Aufenthalten in Samarkand Gericht zu halten; ein erhöhter Säulengang läuft um den Hof, auf dessen einer Seite der Kol-Tasch steht, der in granem Marmor ausgeführt mit reicher Sculpturarbeit geschmückte Thron, den der Emir bei diesen Gelegenheiten einnahm. Eine kleine Nische an der Seite des Thrones war zur Aufnahme der Geldspenden bestimmt, mit denen die Wittskeller oder Beklagten ihre Sache bei dem Emir am wirksamsten unterstützten. Von der Unmenslichkeit und Willkür des damaligen Gerichtsverfahrens

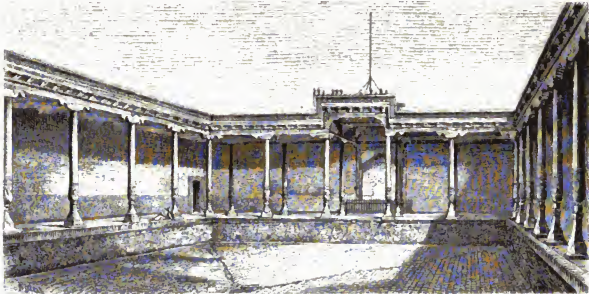


Shah-e-Zahir-Dar. (Nach einer Photographie.)

macht man sich nur schwer einen Begriff; eine oft und gern verhängte Strafe bestand in dem Eingraben der Schuldigen bis an die Schultern. Mehrere Monate mühten die Unglücklichen, denen nur gerade so viel Nahrung gereicht wurde, als sie vor dem Verhungern bewahrte, in diesem Gefängniß zubringen, in dem sich Würmer erzeugten und dem die entsehltesten Riadmen entstörnten. Die Weislen erlebten den Endtermin ihrer Gefangenschaft nicht; ein russischer Offizier, dessen Bekanntschaft Ulfatov in Tashkent machte, hatte einst zwei Monate in einer solchen Gefängnißgrube zubringen

müssen und konnte die Schrecken dieser Strafe nicht genügend schildern.

Neben dem einen Thore der Festung ist dem Andenken der bei der Vertheidigung von Samarkand gegen eine zwanzigfach überlegene Angriffsmacht gefallenen Russen ein großartiges Denkmal errichtet. Von dem Heldenmuth der kleinen Besatzung, die, von Tag zu Tag sich verringert, doch euland Stand hielt, bis ihr durch ein vom General Kaufmann gesandtes Korps endlich Entsatz zusam, wurde den Reisenden manch bewundernswürdiger Zug mitgetheilt.



Der Hof-Tschai, Gerichtsthor des Emirs. (Nach einer Photographie.)

Der wohlhabende Theil der Samarkander Bevölkerung besteht ausschließlich aus Tadschiks; höflich, oft kriechend im Verkehr mit den Russen, soll gerade die reiche Klasse einen fanatischen Haß gegen die fremden Eroberer nährten, der bei jeder Gelegenheit zum Vordringen kommt. Im geschäftlichen Verkehr suchen sie die Fremden zu übervoorthelen, wo es nur angeht. Nur das ärmere farbige Volk ist auch hier das Fremde, der Sitar, die verständlichste und inuner überlegende Sprache. Verkehr sieht man nur selten in den Straßen; aber dicht vor einem der Thore hält sich stets eine

Anzahl von Weibern auf, manche von ihnen Kinder auf dem Arme tragend, welche die Vorübergehenden um Almosen ansprechen und auch reichliche Gaben von den Mohammedanern erhalten. Eine besondere Tracht kennzeichnet sie: ein weißes Tuch, das die Stirn verhüllt und lang über den Rücken hinabfällt. Diese Frauen, denen das Verletzen Samarkands verboten ist, gehören in ein nahe gelegenes Dorf, das, von Alerd her zur Aufnahme von Ausfägigen bestimmt, eine große Kolonie solcher Unglücklichen ist.

## Aus und über Arabien.

Von A. Zehme in Frankfurt a. d. O.

### VIII.

Auch die nothwendig gewordene schnelle Folge der Verdrich des „Glaubens“ über Arabisches spricht für das wieder erwachte Interesse an der lange Zeit scheinbar weltvergessenen Halbinsel. Wie wir jüngst den Nordwestrand mit der Karawane des thatkräftigen Briten durchzogen, so gilt es heute den Italiener zu begleiten, der, lediglich auf sich angewiesen, die Südwestküste, das einst hoch gepriesene glückliche

Arabien, zum Wander- und Forschungsgebiete gewählt hat, jene in der Ebene glühend heiße, in ihren Bergen erfrischend süßle Vanbchaft, die den besten Kaffee der Erde erzeugt und mit dem nervenanregenden jungen Vanb des Brasilianisches ihre Höhen bestreidet sieht, das Land, welches nach der begeisterten Schilderung eines Zugen, der die genial erjounenen Bewässerungsgebauten der Sabäer und Himjariten noch gesehen

haben mag, „die gesündesten Menschen beherbergte, niemals Kranke, keine giftigen Thiere, keine Narren, keine Wunden zu Bewohnern hatte, aber Frauen, die ohne Schmerzen geboren und immer jung blieben, in einem gemäßigten paradiesischen Klima, in welchem man das Sommerkleid nicht mit dem Winterkleide zu wechseln brauchte.“ Dieses Land Jemen ist, wie den Lesern erinnerlich sein kann, vor hundert Jahren von dem Dretolde aller Kenntniß des neuern Arabiens, von Carsten Niebuhr, und neu erschlossen worden, in ihm hat Ulrich Seetzen im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts irgendwo und irgendwie sein und unbekanntes Grab gefunden, wie schon früher Niebuhr's Begleiter, der Orientalist von Hagen und der pflanzenkundige Forstäl, ihre Hingabe an die Erforschung dieser Planetenstelle mit dem Leben, der eine in Roda, der andere in Jerim bejaßt hatten.

Ein weiteres Opfer fiel dem auch hierin mit Afrika verwandten Lande in dem Engländer Hulson, der im vierten Decennium uneres Jahrhunderts mit seinem Landmannan Gutterben lebhaftlich in die jemenitischen Berge hinaufzog und in der heißen Küstenebene bald darauf starb, während ein Jahr später und vom Munde mehr begünstigt der französische Botaniker und Archäolog Botta unter dem Schutze eines ritterlichen Oberrigisten die Höhen des Sabber zu erklimmen und von dort auf die schimmernden Flächen des Indischen Oceans und des Roten Meeres zu schauen vermochte, um dann wohlbehalten nach der Heimath zurückzukehren. Das ist dasselbe Land, dessen völlig verregene Kultur, die auch einst ihre Sonnenhöhe gehabt, dessen östliche Hauptstadt aus einer Zeit, die 2000 und mehr Jahre vor uns liegt, dessen meistesthe Bevölkerungsanlagen der südlige Franzose Kraud ein Jahrzehnt später im heißen Län nach der innern Wüste hin entdreckte, während wiederum 25 Jahre nachher sein geführter und gleich würdiger Landmannan Halévy ihn weit überholend 1870 eine Fülle von einflussigen Wohnsitzen in den Thälern großer Städte fand und mit Lebensgefahr ein überreiches Material von Inschriften sammelte, in welchem das älteste Form der wunderbaren arabischen Sprache, das viel geprüfte Himjaritisch, erhalten ist. Dabei sei Drinrich von Malgan nicht vergessen, der glücklich gestellte, rastlose und uns so früh entrisene Forscher auch in diesem Theile der fernitischen Welt.

Und nun hat das Land es auch dem Italiener angethan, dessen Dingabe, trotz mancher Mäden in seiner Vorbereitung, jedes Lobes werth ist, wenn auch ein unerklärter Vorfall, wie wir gleich sehen werden, ihn von der beabsichtigten Bahn der Forschung zunächst abzubängen scheint. Ich habe Renzo Manzoni schon in dieser Zeitschrift Bd. XXXIV, No. 4, zu nennen gehabt; heute wird seine zweite Wanderung, wiederum von Aben aus und wiederum mit dem Endziel Senaa, aber in mehr westlicher Richtung unternommen, verfolgt werden müssen.

Was ich mittlerweile, entnehme ich den in seines Landmannes Guido Cava geographischer Zeitschrift Cosmos, Bd. 5, Heft 4, veröffentlichten Briefen Manzoni's. Seine erste Reise, über welche ich nach dem „Esploratore“ berichtete, schlug die wesentlich nördliche Richtung von Aben über Jerim und Dhamar ein, die zweite aber berührte Ta'izz, Roda und Dobeida, führte also theilweise durch die, wie bekannt, fast heißeste Erdenluftschicht, die Tehama, die Küstenebene am Roten Meere. Die Dauer der Abwesenheit von Aben war von Mitte Juni 1878 bis Ende Januar 1879, wovon fast sechs Monate auf die jemenitische Hauptstadt selber fielen. Ein großer Theil dieser Zeit war durch immer wiederkehrende Krankheiten ausgefüllt, eine Folge der ganz außerordentlichen Temperaturunterschiede zwischen Ebene und Bergland und hier in Senaa zwischen Tag und Nacht. Darauf

mag es auch zu schieben sein, daß die Nachrichten den Wunsch nach größerer Genauigkeit und Fülle erwecken, vielleicht fern, daß die Kenntniß der bisheorigen Forscher von Jemen nicht in dem Maße von Manzoni erworben oder nachgeholt worden ist, wie es ungewißlich notwendig war. Tagesgenverfallt er in Senaa auf Falgrave's Buch, das ihm für Jemen nichts nützen konnte: er entließ es von dem — türkischen Kommandanten. Halévy's Reisebericht hat er aber nicht zur Hand, Niebuhr scheint ihm fremd, v. Malgan kennt er wohl gar nicht, von Botta, Kraud und Anderen ganz zu schweigen. Die Qualifikation zu seiner idea, seinem progetto, nämlich nach dem Dschof und gar noch weiter nach Osten vorzubringen, muß daher vor der Hand noch angewiesen werden.

Das von Cora beieigliche Märchen ist jedenfalls nur zu der allgemeinsten Orientierung bestimmt.

Am 16. Juni 1878 verließ der Reisende Aben, den 19. ist er in Lahedbi (noch immer La Hag), Er nennt einen Wabi el-Sebir, der durch Regenflüsse stark angeschwollen war. Am Dschebel Dabri bin geht er bis Zeiba, von wo aus er nun einen von der ersten Reiseroute abweichenden Weg einschlug. Zunächst passirt er Wabi el-Keth, und dieher unbetannt; schon hier ist er genüthigt, wegen Fiebers und Kopffaffektion zu Chininlufat seine Zuflucht zu nehmen. Am 20., noch in der Richtung nach Norden, dann bald nach R.-W., tritt er in die Gebirgsgegend und hat eine ganze Anzahl Fingbänse, Thäler und Höhen zu überqueren. Deren Namen erfahren wir, bis auf drei zweifelhafte bei den Höhenangaben, nicht, ebenfowenig, in welcher Vorrichtung er wachst ist. Am 23. Juni erreichte er Wabia, türkische Zollstätte und Sitz eines Wäbir (Amtmann), 1260 m über Meer, mit etwa 80 Einwohnern. Der 25. Juni bringt ihn über Tchenet nach Ta'izz (bei ihm Tera), wo er bis zum 29. weilt. Er muß demnach unmittelbar östlich an dem hohen und baumreichen Sabbergebirge vorbeigegangen sein, hat es aber nicht besucht und scheint nicht einmal den Namen zu kennen. Die einst bedeutende und vielgenannte Stadt ist jetzt zum größten Theil verödet, ja zerfallen und zwar, wie wir durch Malgan wissen, von den eroberten Zeiditen, den Tsn-Mohammed und den Tsn-Dofen, deren Namen Manzoni hier endlich auch nennt. Noch immer sind drei schöne Moscheen mit Inschriften erhalten, in deren einer mehrere nicht wichtige Verse, z. B. über die Verschichte des Landes und der Stadt, vorhanden sein sollen.

Am 29. wird die Reise fortgesetzt, über Berge und Fingbänse und über die Orte Kamaba, 1140 m hoch, mit besuchtem Markt, Bach, 540 m, mit etwa 30 Einwohnern, e'-Reish, 430 m, mit nur wenigen Häusern, nach Dho-banch (Dobhan bei Malgan). Da diese Driftschicht nach Malgan genau südlich von Ta'izz liegt, nämlich beide unter 44° östlich v. Gr., so mußte Manzoni den zwischen beiden hinziehenden Sabber doch wohl überfliegen haben, aber auch hier nennt er das Gebirge nicht. Dho-banch, 310 m hoch, liegt schon auf der Grenze der heißen Tehama, weshalb keine festen Häuser, sondern nur noch Hütten von Stroh oder Wätern als Wohnstätten dienen. In Roda ist Manzoni am 2. Juli, am 3. in Mufchi, einem Ort mit etwa 1000 ständigen Bewohnern in Reiserhütten und mit einer Moschee, der er über Harwee, Bahare, Schul und Koth, vier nur während der Dattelernte benutzte Dertschkeiten, erreicht hatte. Von diesen vier finde ich nur Bahare unter der Form Sahäri auf Niebuhr's Karte. Mufchi ist Niebuhr's Mufschid. Die Wanderung führte von hier über Hofan, Fuzahar (also Abu Zahar), Kataba (uralter Name, den wir bereits an der östlichen Aben-Senaa-Ströße getroffen haben, s. „Globus“ XXXIV, 4), Magra 8

(160 m hoch, 100 Einwohner), nach der unmauerten Stadt Zebid, heute mit 2500 Einw., einst Residenz der Zmame, von Niebuhr besuch und eingehend beschrieben. Ihre Höhe ist 180 m. Mit Niebuhr's Stationenamen zwischen Maschid und Zebid stimmt kein einziger der Manzonischen. Nach Zeit el-Fakih, beigenannt el-Saghir (das kleine), gelangte er über Hufeinich, das 150 m Höhe und 150 Einw. hat. Auch dieser Name findet sich unter den zahlreichen Niebuhr'schen hier nicht. Dagegen sind von den drei zwischen Zeit el-Fakih und Hodeida von Manzoni passirten Ortschaften Kavia, 50 m hoch, ein Dittendorf, Dreheim und Kaboba zwei auch bei Niebuhr verzeichnet, nämlich Yavi und Drehani, freilich das letztgenannte ein gutes Stück vom geraden Wege ab nach Süden liegend. Hodeida erreichte der Italiener nach elf Tagen, ich denke, das soll heute von Mosha geredet; bei Niebuhr ist das freilich eine Strecke von höchstens sechs Tagereisen. Die unmauerte Stadt hat jetzt 5000 Einw., nächst Dschidda der wichtigste arabische Hafen am Rothem Meer, wo ich gelegentlich in dieser Zeitfrist durch Zaken erwiesen habe. Manzoni bringt seinerseits keine Nachrichten mehr über diesen noch über die fern von ihm bis Sanaa berührten Orte, deren Meereshöhe er auch in Folge des Bedauernisses seines Anevolds nicht mehr zu bestimmen vermochte. Im Ganzen scheint er Halow's Weg verfolgt zu haben: Andrich mit drei Hütten, el-Maraua mit 1000 Einw., das sich auch bei Niebuhr findet, el-Godeh, 500 Einw., Vahschel, 200 Einw., auch von Halow passirt, Wabi el-Scharn, el-Wele mit 50 Einw. in Hütten, el-Hadscheitich mit 150 Einw., el-Dusseil, Menächa, auch bei Niebuhr, und nach Halow mit 8000 Einw., ferar Hots, M'rsal, M'hschal bei Niebuhr und Halow, mit 150 Einw., einer kleinen Garnison, regelmäßigem Markttag; weiter Gamis, bei Halow auf el-Ghamis, d. h. Pomeranzienmarkt, Yavan, Kctue, bei Niebuhr. Mätere, bei Hal. Matna, Senam Wascha, Neue und el-Messadschet mit 150 Einw.

So langte er am 1. August erschöpft und krank in Sanaa an, wie er denn Fieber, Hals- und Kopfschmerzen fast gar nicht mehr los wurde. Dieser üble Gesundheitszustand, wie schon gesagt, eine Folge des jähen Temperaturwechsels von der glühenden Tehama nach dem kühlen, fast kalten Berglande, verhinderte seine Studien- und Reisepläne fast völlig. Am 5. August Nachm. 3 Uhr waren z. B. nur 21° C. Er hatte einen Absteher über Amran, den besannenen Hundert himjaritischer Inschriften, Kautaban, die wichtige Bergseite, und Ghamir nach Abu Krieh an der Grenze von Hidschas geplant und gebachte über Menächa, Dorau und Zerabscha (Niebuhr's Suraibsch) zurückzulehren; darauf wollte er zwei Monate verwenden. Dann hoffte er nach einer Pause östlich das Jastan'and und die westlichen Districte Hedramauts besuchen zu können — alles oergend. In Sanaa herrschten unter der türkischen Garnison schlimme Krankheitszeiten; so waren 500 Mann vom Medizinmännern befallen, dessen Entwidlungshabien Manzoni photographirte. Eine kleinere Eruption nach dem von seiner ersten Reise ihm schon defamirten Hamar, süd. von Sanaa, das in jenen Tagen von einem Erdbeben heimgesucht wurde, gelang ihm. Auch in Sanaa hatte man Stöße verspürt.

In einem Briefe vom 18. Sept. v. J. prißt Manzoni die zuvorfommende Güte des Generalgouverneurs Mustafa Asim Wascha wie die des zweiten türkischen Wüstenenträgers, Jemal Hattl Wascha. Dieser leih ihm Palgrave's Reise- wert. Manzoni hat das Buch ohne Zweifel vorher nicht gekauft und nimmt die hinsichtlich dieses Gebietes von Arabien werthlosen Redensarten des Engländers ohne Kritik hin; von seiner Unbekanntschaft mit den andern für ihn

sicherlich unentbehrlichen Werken habe ich oben gesprochen. Gelegentlich sagt er, Menächa, Hamar und Sanaa seien von der Seite M'sa, die andern Dete von der Abu Wefes! Er meint mit der Seite M'sa die Jedditen, deren Gebiet sich aber viel weiter als auf die drei Städte erstreckt; gebären ihnen doch die Du-Mohamam und Du-Husein an. Daß Araber und Türken sich gegenseitig leidenschaftlich haßten, beschäit auch Manzoni; deshalb hatte er sich auf dieser zweiten Reise als Christ ausgeben müssen, wenn er auf seine Erkundigungen Bescheid haben wollte. Im September fielen ganz bedeutende Regengüssen, so daß der Fluß in Sanaa die Ufer bedrohte und die Lehmschütten viel weggeschwemmt wurden.

Am 11. October schreibt er, daß der Scherif Muhammed ibn Nagi el-Dhumein aus dem Dschof und Maras und el-Zahareh (Gora flugt hinzu, das sei wahrscheinlich Dalcow's el-Jahir im oberen Dschof), der Dalcow gefangen hatte, ihm versichere, daß er ohne Gefahr mit seinem photographischen Apparat nach dem Dschof reisen könne und daß er selber ihn bis Nagreb (natürlich Nagreb) begleiten wolle. Am 18. Nov. berichtete er von neuer bestiger Erkantung am Fieber und Halsentzündung. Die Nächte zeigten jetzt schon eine Temperatur bis + 41/2° C. hinunter, dabei viel Nebel und Regen. Aber Pläne und Hoffnungen segt er rüthig weiter: mit den Arabern ist er bisher immer gut ausgekommen, er wird also seinen neuen Freund, den Scherif im Dschof, aufsuchen und der saun ihm nur sörderlich sein. Palgrave's Buch hat ihm die Augen darüber geöffnet, als was man dort reisen müsse, also — Tibil à la franca, als europäischer Arzt! — Die Nächte werden immer empfindlicher; in der Nacht 24. November fällt das hunderttheilige Thermometer bis — 6°; früh ist in den Gefäßen mit Wasser, die im freien stehen, Eis von 25 mm Dicke. Am Januar 1879 ist er wieder siccktrauk. Der Brief vom 16. versichert, daß nach seinen Erkundigungen im Dfen vom Dschof nicht die große Wüste, also die Noda el-Ghali, sondern weite wohlbewollte Landstriche seien, nämlich Hadschima (in meinem "Arabien" S. 52), die Adidch Grad (die Abda sind uns längst bekannt, J. Arabien S. 80 und 100), Schar (auf Kieret's Karte von 1867 sind zwischen dem 48. und 49. Grade süd. Greenw. die Jozur verzeichnet) und el-Morraah (oft genant, der Kieret zwischen 46 und 48° und weiter nördlich zwischen 48 und 50°; "Arabien" S. 51 und 208). Also, denkt Manzoni, wird er nach dem Bergergoß und nach Oman gerudert gelangen können, ein Stanley für Sibarabien! Da muß sich ein zweites Redsched finden: "ooco la mia idio, il mio progotta."

Wichtig aber ist der Brief vom 1. März 1879 aus Aden datirt. Am 20. Januar hat der Italiener Sanaa verlassen und ist in zehn Tagen glüthlich nach Aden ger- oder entkommen. Ein rüthselhaftes Ende der türkischen Gmner- schaft! Gora will aus irgendwelchen Umständen die Stellen des Briefes nicht veröffentlichen, welche die Wüthelligkeiten zwischen Manzoni und den türkischen Behörden in Sanaa erzählen. Doch hoffe er, sein Landemann werden von Aden aus auch dieser den großen Plan anschlößen können, „so l'incidente di San'a non aura cambiato le sue idee". Wir wollen sehen und uns freuen, wenn es geschieht.

Dem letzten Briefe sind die Namen der passirten Orte, die Höhenbestimmungen in Metern und die ungelängten Einwohnerzahlen zugefügt, die ich oben bereits verwendet habe.

Schon früher, nämlich ehe er die zweite Reise untrat, hat Manzoni im siebenten Hefte des zweiten Jahrganges des

Explorator eine recht eingehende Schilderung von Sanaa (Medinet u'-'San'a) veröffentlicht, dazu einen genauen Stadtplan, die Grundrisse zweier Mosken und seines Wohnhauses, ferner die photographischen Ansichten eines der Bastionen von verschiedenen Seiten. Der Plan giebt ein sehr genügendes Bild der von Ost nach West gestreckten, von Nord nach Süd schmalen Stadt. Demnach liegt als östlichster Stadttheil am Wege nach dem oft genannten Berge Kofum (2670 m über Meer, während die Stadt 2130 m hoch liegt) der Kasr, zugleich mit dem Schlosse Gumban, dem uralten Simjaritenbau, der eine wichtige Gullusthürde des Oestindienlandes in einer Zeit war, die bereits für die großen arabischen Geographen Alterthum ist. Wie die ganze Stadt von einer wohlgehaltenen Gesammtmauer umgeben ist, so ist auch der Kasr und jeder der folgenden Stadtbezirke durch eine eigene von den Nachbarvierteln abgetheilt. Weiter nach W. folgt die eigentliche Stadt, dann el-Mutamawall, endlich am meisten nach W. der Stadttheil der Juden, Ka el-'Sabud. Diese Einteilung stimmt in der Hauptsache mit Halévy's Bericht. Die Stadtmauer, 2 bis 3 m dick, ist crenellirt, 8 bis 10 m hoch, mit zahlreichen kegelförmigen Thürmen versehen, die sich etwa 3 m über die Mauer erheben. — Zwischen Mutamawall, wo zu Niebuhr's Zeit der Palast des Imam stand, und der Subenstadt verzeichnet auch Manzoni als Straße Bir Azeb, seit Niebuhr bekannt, mit vielen Gärten, aber auch zerfallenen Kamern und Häusern. Die Einwohnerzahl bestimmt Manzoni jetzt auf 29500, darunter 3000 Türken und 1500 Juden; bei der ersten Reise spricht er von 15000 Einw. Daß Sanaa eine der ältesten Städte der Erde ist, darf mit Recht angenommen werden, wahrscheinlich das biblische Uzal, bei Ptolemäus Renamabis, etwa seit 500 n. Chr. mit dem jetzigen Namen genannt, „die noch immer, wie Halévy sagt, „größte, schönste und reinlichste Stadt Arabiens.“ Auch die Inbengemeinden wie in Jemen überhaupt, so besonders in Sanaa reichen in das graueste Alterthum zurück; ihre eigene Tradition setzt ihr Alter auf 2000 Jahre an.

In Bezug auf die Temperatur und die Niederschläge hat Manzoni die mittleren Maxima und Minima des Thermometers im Schatten für die halben Monate vom November 1877 bis März 1878 genau angegeben. Die Maxima liegen zwischen + 22° C. in der ersten Novemberhälfte fallend bis + 16° in der zweiten Januarhälfte und wieder steigend bis 22½° in der zweiten Märzhälfte; die mittleren Minima in den gleichen Zeiten zwischen + 11°, + 3½°, + 11°. In der Nacht des 26. Januar 1878 waren — 3°, daher Eisbildung auf frischgehabten Wasserbehältern. Das Barometer hielt sich bei der damals fast ununterbrochenen Trockenheit und Heißheit auf 583. Wie anders war das ein Jahr später!

Die Thore der eigentlichen Stadt sind nach D. Bab el-Kasr, nach N. in der Richtung nach Kaubha Bab Ghab (bei Halévy gemiß richtig Schj'ub), nach W. zum Mutamawall hin Bab e-'Sabab, nach S. in der Richtung auf Jecim und Aben Bab Jemem. Das Südthor des Kasr heißt Bab Setman. Unter den 50 Mosken, von denen 47 auf die eigentliche Stadt kommen, sind die meisten unbedeutend, die eine, Dschamia, ist ein hervorragendes Bauwerk. Andere große Gebäude sind der Sig des Generalgouverneurs, der schöne Palast des Reis Pascha, der Divan, die Kasernen und das Hospital, dieses letzte auf der Stelle des einstigen Oman-Palastes, des Sultan el-Mutamawall, wo Niebuhr dem damaligen Imam aufwartete. Deffentliche Bäder (Hamman) sind 10 in der eigentlichen

Stadt, je eins in Mutamawall und Bir Azeb. Manzoni hat den sehr genauen Grundriß der wichtigsten seinem Bericht im Explorator beigelegt.

Ganz außerordentlich zahlreich sind die schönen, gut bewässerten, allezeit blumenreichen Gärten, wo der prachtvollsten Obstbäume, der üppigsten Pflanzensamen und Sträucher, z. B. Rosen; ferner mit allen feinen Gemüsen und Obstfrüchten, auch Kartoffeln; selbstständig steht der Wein in reicher Fülle überall an Mauern und Spalieren. Auch Kleinus, Stachelpfl., Belladonna, viele schöne Gacten werden gebaut und gepflanzt. Die Gemüse erntet man alle zweimal im Jahre. Mit der Darstellung des echt arabischen Hauses und der recht zahlreichen landesüblichen Speisen schließt Manzoni seine Darstellung der Stadt, die auch auf ihn einen sehr anmutigen Eindruck macht, besonders auch die Architektur aus Stein und Ziegeln gemischt und die geraden, breiten und sauberen Hauptstraßen mit schönen Eiden, Kaffeehäusern, städtischen morgensländischen Märkten und Fensterornamenten. Was man in seinem Berichte vermuthet, ohne ihn deshalb der Nachlässigkeit beschuldigen zu können, ist der Verkehr mit den Arabern von Sanaa: an ihm mag er durch seine Verpflichtung gegen die türkischen Autoritäten gehindert worden sein. Alles in Allem genommen ist uns keine echt arabische Stadt jetzt genauer bekannt, als die Hauptstadt des schönen jemenischen Reichthums, und daran hat nun auch neben dem Deutschen, dem Engländer, dem Franzosen der Italiener seinen Ehrentheil.

Als Notizen will ich gleich noch hinzufügen, daß im Salname (dem türkischen offiziellen Reichshandbuch) für das Jahr 1296 (d. h. 26. Decr. 1878 bis 14. Decr. 1879) in Bezug auf das Vilajet Jemen die mündliche Einwohnerzahl des Sandschats Sanaa auf 94000, die des Sandschats Hadjida auf 65000, des von A'ir auf 82000, des von Ta'izz auf 25000 angegeben ist; und ferner, daß aus Stambul berichtet wird, aus der Gegend von Meffa seien Gesteinsproben zur Untersuchung auf Silber, Kupfer und — Gold eingesendet worden. Offenbar will man in Stambul nicht hinter Kairo zurückbleiben, wenn es gilt, die Mittel zur Ausrüstung der unglücklichen Heere in der Staatskasse zu finden.

Endlich noch eine Nachricht, die frühere Mittheilungen (Artikel VI) ergänzt: Die Bababi unter ihrem Führer Scheich Habibat ein Saud brennrühigen sogar die Meffa-Karawanen. Am 24. Dhu Kade, d. h. 21. Decr. 1878, habe der genannte Scheich mit seinen Beduinen die nach Europa zurückkehrende Karawane nahe nördlich von Medina angefallen und arg mitgenommen. Tausende folgen seinem Rufe, vergebens bietet der Wali von Jemen Truppen gegen ihn auf. Das wird nun zwar schwerlich der Wali von Jemen gewesen sein, der etwas weit entfernt ist, eher der Scheich von Medina. Der Bababihauptling wird in der Correspondenz „ein Enkel jenes Bababifürsten Saud genannt, dessen stolzes Haupt vor 60 Jahren in Konstantinopel durch den Nachrichter fiel.“ Der hieß freilich Abdallah und nicht Saud, und daß jener oben genannte Hauptling sein Enkel wäre, will mir auch nicht recht in den Sinn, da wir die Verwandtschaftsverhältnisse der Familie ziemlich genau kennen und keiner des Namens bisher bekannt geworden ist. Wie dem auch sei, die Bababi rühren sich wieder und ich bleibe zunächst dabei, daß sie eine national-arabische und antitürkische Parteilassung einnehmen. Das aber ist mir das Wichtigste in ihrem Auftreten.

## Die Steppe am Mono-See.

(Abhang der Sierra Nevada, im Staat Nevada.)

Wenn man vom Yosemite-Thal, dem großen Naturwunder Californiens mit seinen hohen Bergen und Felswänden, seinen Wasserfällen und seinen Painen von 60 bis 80 m hohen Niefensichten und Höfen über den Ramm der Sierra hinübersteigt, kommt man nach drei Tagereisen zum Mono-See, von dem durch ein mildes, zerfissenes Thal, das meistens nicht weiter als ein schmaler Bergriß ist, der Weg unmittelbar zu dem von einer Gruppe erloschener Vulkanen umgebenen Mono-See hinabführt. Dieser kleine, fast kreisrunde See liegt bereits vollständig in der Steppe, so daß man hier im Stande ist, in Zeit von wenigen Stunden aus einer reichen hochalpinen Flora fast bergangelos in das Gebiet der dürftigen, einbüßmigen Steppenvegetation sich zu versetzen. Nie ist mir die letztere so scharf charakterisirt entgegengetreten als hier bei der Möglichkeit so nahen Vergleiches, und nie ist mir aber auch die Steppenflora, bei allen einzelnen Schönheiten im Gauen, so unerschrocken vorgekommen und nicht hoch wegen der vorwaltenden Verdrängung der Gräser. Ihnen steht oben überhaupt in Farbe und Haltung ganz das Barte oder Leppige, das in der Vegetation kühlerer Klimate sich so weich und wuschelnd gleichsam an die Sinne schmiegt. Auch von Duft ist nicht viel zu sagen. Entweder haben wir dünne, harte Gräser mit grauen oder gelblichen Farben und meist reichlich behaart oder behaart, oder, wenn sie dieses nicht sind, erweisen sie sich als dieblättrige Fettpflanzen, die dann häufig an den Boden gedrückt sind oder trocken. Die unansehnlichsten sind die häufigsten, die anscheinlich zumest strenglich oder starr, und beide begehnen den trostlosen Charakter von Dürre, der diesen Steppen ohne Frage eigen. Den Grund im weitmaschigen Gewebe dieses Pflanzenteppichs, der allenthalben den Staub des trockenen Erdreichs durchblenden läßt, geben einige trockne Gräser ab, die ich wenigstens in dieser Gegend nicht über zwei Zoll hoch habe wachsen sehen, und verschiedene Kräuter, die meistens der Familie der Compositen angehören; einige Dicotylen, Labiaten und Phlogarartige drängen da und dort ihre satten Glieder durch das Dickicht. Vorwaltend ist jedoch überall die Strauchform, von der man sich am leichtesten eine Vorstellung bilden mag, wenn man an die Ginstersieder denkt, die bei uns dünne Bergabhänge besetzen. Außer der typischen Steppenspflanze, *Artemisia tridentata*, und dem Bergmahlgromm ist ein Fauldorn, eine Stachelbeere und eine Prunusart am häufigsten — alle verdrängelt, knidig und borstig. Die letztere hat gelbliche, pflaumengroße Früchte, die einer kleinen trocknen Apfelsort gleichen, wie man sie in ähnlichen Gärten Südbentholands dann und wann findet; diese Früchte schmecken trocken und herb, sind fast saftlos und befinden in ihrer Art die Wirkungen der Dürre nicht weniger klar als alle andere, was hier wächst: sie springen der Länge nach auf wie grüne Wandler und lassen den Stein herausfallen, der an einem Ende in eine scharfe Spitze ausgezogen ist, gleich als ob der bornige Charakter der Steppenvegetation noch an diesem innersten Organ ausgeprägt werden müßte. Auch die Stachelbeere ist trocken und herb. Einige geriechbar und zum Wohl in Wasser vorhanden sind die Berren einer Ciagenart, die überall wächst, wo das Salz des Seroars in den Boden bringt.

Sie sind säuerlich und die Indianer bereiten eine angenehme Conserve aus ihnen.

Von allen Gräsern ist aber das interessanteste die Ephedra, die in den höheren Theilen der Steppe vereinzelt wächst und die wir hier zum ersten Male sehen, eine der feinsten Pflanzen des westamerikanischen Florengebiets. Auch sie ist Wüstenpflanze, ihre Erscheinung verrieth es, wenn nicht der Standort und die Beschränkung auf denselben es andeutete. Ein holziger, strappiger Strauch mit grauer Rinde, von dessen Ästen hellgrüne, strohhalmbide, runde, völlig blattlose Zweige ausgehen, die wie die Schachtelhalme aus Gliederstücken bestehen, deren Gliederungstelle immer durch einen Ring aus braunen Häutchen angezeigt ist, von welchem zwei einander gegenüberliegende Schuppen ausgehen, welche die Blätter vertreiben. Der Strauch trägt überall schon Früchte — zwei halbkugelige linsengroße Samen in einer Hülle aus mehreren trocknen, hellgelben Schuppenblättern.

Wenn schon die Hochbeere so wuschelnd dürr, wie müßten auch hier wieder ein gleichartig brügelmales und trocknes Nadelholz in ihrem festen Grunde Wurzel fassen! Aber hier tritt die *Pinus monophylla*, der *Pison* der Mexikaner, diese für das gebrügliche Wüstengebiet des Westens Nordamerikas so ungemein charakteristische Baumform, sofort in Massen auf und entscheidet in der Ferne wie in der Nähe vollkommen für den Mangel irgend eines andern Baumes. In der Ferne erweisen ihre höchst mannigfaltigen, trocknen, eichenhaften Formen, ihre lichten Daine, die auf der Strauchholze der Hochbeere so wuschelnd, in der Nähe ihre ganz neuen Wachsthumverhältnisse, Art und Form der Venadeltung und vor allen die wirklich künstlich scheinenden Früchte, welche auf allen Altersstufen eine der angenehmsten Fruchtformen sind und mit den schönsten Ananas, Citronen oder Weizenkörnern es in einem Derserkranz der Ceres aufnehmen könnten. Die jüngsten, die ich sah, sind kirschen groß, etwas oval und wie Ananasfrüchte durch verticelle Linien in rautenförmige Ränder abgetheilt. An jedem Fiedel sind die zwei oberen Ränder gerade Linien, welche kürzer sind als die unteren, nach außen ausgeschweiften; eine erhöhte, scharfe Linie zieht sich über das Feld. Die ausgewachsene, aber noch nicht aufgesprungene Frucht ist ein Zapfen von Größe und Umriß eines Gänsefises, an welchem die rautenförmigen Fiedel der jungen Form die stumpfen Enden vierkantiger Säulen bilden, welche aus dem Innern der Frucht nach allen Seiten hervorzugreifen sind. Der Durchschnitt dieser Säulen, welche sich etwa einen viertel Zoll über dem Zapfen erheben, ist diese Rautenform der Fiedel, welche sie in ihrem Wachsthum gleichsam mit sich hinanzgetragen haben, und sie sind regelmäßig wie ein Krystall und nach allen Seiten so vollkommen ausgebildet, daß die schönste Stroßergeweise sich einem solchen Zapfen nicht vergleichen läßt. Dabei ist die ganze Frucht von einem lichten Großgrün, während die Rautenfiedel, welche die Säulen betonen, von ockergelber Farbe sind.

Die Indianer sammeln die Zapfen im Herbst, ehe sie sich zu weit aufblättern haben, und nehmen die braunen Samen heraus, welche von der Form und Größe unserer

gewöhnlichen weißen Bohnen sind. Dieselben haben einen süßen Geschmack, dem etwas Darrgeruch beigemengt ist, und bilden einen wichtigen Bestandtheil der Wintervorräthe einer indianischen Familie. Die Weissen essen dieselben höchstens zum Zeitvertreib und schätzen dieselben, wie ich hörte, in Arizona und Newmexico, wo die Pinonbäume häufiger sind, nur als Schweineessig sehr hoch. Es soll dieser Nutzen der Hauptgrund sein, daß auf diesen dürrten, baumarmen Hochländern nicht schon längst alle Pinonbäume gefällt sind.

In ihrer Gesamterseignung ist die Pinonöhre einer der anziehendsten Bäume. Ein interessanterer Anblick als die Pinonmähre, die die Moränenhügel des südlichen Abhanges der Sierra Nevada bedeckt, ist schwer zu denken. Am Fuß der Hügel sind die Bäume meistens gefällt, dann kommen sie vereinzelt und auf halber Höhe fangen sie an, zusammen zu bilden, zwischen denen die blattarmen steifen Geästern des Weidenboms, der Espedoen und der allgegenwärtigen alles durchdringenden Artemisia spärliches, zerstreutes Unterholz bilden. Aber der Pinon gedeiht hier frohdlich, steht trotz der Dürre des Bodens so stolz und kräftig wie unsere Eiche da. Meist hart über dem Boden, jedenfalls aber noch unter Mannshöhe sendet er stark aufstrebende Äste aus, die häufig nicht viel länger als der Stamm selbst sind; dieser aber wird in den meisten Fällen bis zum oberen Theil der Krone durchgehört, wo er sich entweder einfach zurspitzt, oder, was häufiger der Fall, mit zwei bis vier Ästen abschließt. Die Äste sind erst gerade, dann nach Nierenart gewellt und gebogen, niemals, auch an den äußersten Zweigen nicht, hängend. Die Kinde ist am Stamm und den Ästen bräunlichgrau und rauchdunplich, jedoch nicht tief zerkratzt, an den Zweigen hellgrau, oft silbergrau wie Espenrinde. Die Nadeln, kurzen, kreisrunden, hellgrünen Nadeln, welche ziemlich weit längsgeflüßelt sind, stehen einzeln an den Zweigen (nicht in Schreden wie bei anderen Nadeln) und bilden an der Spitze der Zweige dünne, kurze Büschel, in denen 8 bis 12 Nadeln zu stehen pflegen. Büschel von 6 bis 8 stehen weiter zurück in Quirlform an der Zweige. Aber die Zweige stehen ziemlich dicht, so daß die Krone aus ganz massiven grünen Massen zusammengesetzt ist, die aber das leichte Ansehen, welches die Benadelung giebt, nie verleiht. Das Charakteristische an dieser Baumgestalt ist die Vereinigung des Nadel- mit dem Laubholz, genauer gesagt mit dem Eichencharakter. Dieser Mischung dankt sie ihre unendliche Mannigfaltigkeit in Ast- und Kronenbildung, die größer ist als bei unserer Eiche, denn zu der Freiheit der Verzweigung kommt hier die Tendenz zur Durchdringung des Stammes, der viel eher den Baum von der Wurzel aus in drei oder vier Äste auseinanderbricht, als ihn eine runde Krone bilden läßt, in der der Stamm mit seinen Ästen gleichsam angeschlossen. Er giebt wohl starke Äste in Mannshöhe ab,

welche eine untere Krone, breit, laubbaumhaft zusammenwachsen, hebt sich aber dann gerade in die Höhe und baut über dem Schirme dieser ersten Krone eine zweite in Gestalt einer Pyramide auf.

Ueber die Steppe geht der Ritt nach dem See. Man glaubt, er könne keine Stunde entfernt sein und reitet fast deren vier, bis man sein Ufer erreicht. Es ist abgesehen von der Hitze, die von oben vom wolkenlosen Himmel kommt und von dem dürrten Erdboden vergehend anstrahlt, und von der den Einstürmigheit der Umgebung besser durch dieses Aufschwellen zu reiten, als man im Anfang glaubt. All das Gerümpel wächst in der Weise zerstreut, daß man kaum genug findet, um ohne große Mühe mit dem Fied durchzukommen zu können. Ein Busch, der zwei Quadratfuß Raum bedeckt, braucht für seine freistehenden Wurzeln vier Quadratfuß Boden, denn eine dicke Vegetation ist in dem dürrten Lande nicht möglich. So ist um jede größere Pflanze ein Raum frei, den zum größten Theil nicht einmal Gras oder Kraut bedeckt.

Nur eine macht das Reiten über die Steppe unangenehm und gefährlich: die Masse der Schlangen. Die gefährlichste Klapperschlange ist unter denselben nicht selten und der Glaube ist allgemein, daß sie an diesen heißen, trocknen Orten bödarter und gefährlicher sei als an feuchteren, mehr schattigen Stellen. Die Stämmchen des Sage-Brusch und anderer verzweigter Büsche sind meistens so zusammengewirrt und schlangenhaft gewunden, daß es nicht möglich ist, auf den ersten Blick eine Schlange herauszufinden, die sich unter denselben verborgen hat. Es scheinen selber diesen Vortheil zu kennen, denn wenn man sie verfolgt, flüchten sie sich unmerklich in den Schutz dieser Büsche. Am Nachmittag ritten wir in der größten Hitze am Abhang des Sees hin, der Führer voraus und ich ein paar Schritte hinter ihm. Plötzlich machte sein Pferd ein paar Sprünge und er lehrte sich mit klaffendem Gesicht um und rufte: Vins! Vins! und suchte. Ich schwenkte nach links und war erhaunt, was er wollte, denn seitdem die Wieselstasche leer war, hatte ich ihn nie so lebhaft gesehen. Ich sah ihn vom Pferde springen und Steine anraffen und folgte seinem Weispel, als er rief, daß eine Klapperschlange hart am Weg im Sage-Brusch liege. Unser Reisesgefährte kam hinzu und von drei Seiten bombardirte man das Scherzal, das sich ganz in die verwirrten Äste des Busches verschlangen hatte. Aber als es herauskam und sich paralysirt in den Staub streckte, sahen wir, daß es nichts weniger als eine Klapperschlange, sondern eine unschuldige Katterart war. Nur die Zeichnung und Färbung war allerdings in hohem Grade klapperschlangenartig. Bei der Gefährlichkeit der eigentlichen Klapperschlange schämt sich aber Niemand eines solchen panischen Schreckens.

Friedrich Regel.

## Aus allen Erdtheilen.

Einiges über Witterungsgangaben. Gemeinlichlich dargestellt von Hermann Kopp. (Mit sechs Tafeln. 142 S. Braunschweig, Fr. Vieweg und Sohn, 1879.) Es sei uns gestattet, den Inhalt dieses lehrreichen, nur 142 Seiten umfassenden Buches hier kurz darzulegen.

Schon in den ältesten Zeiten wurde beobachtet, was auf die Witterung Bezug hat, und daß in dem Gange derselben Regelmäßigkeiten vorhanden seien. Genauerer Kenntniß

derselben war aber erst möglich, nachdem meteorologische Instrumente erfunden worden, d. h. seitdem um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Mitglieder der später Accademia del Cimento genannten naturforschenden Gesellschaft in Florenz mit Weingeist gefüllte Thermometer anordneten, und etwa zur selben Zeit durch den Franzosen Pascal die Höhe der durch Luftdruck äquivalenten Quecksilbersäule als ein Maß des Luftdrucks abgelesen in Anwendung gebracht



wurde. Die ersten planmäßigen Beobachtungen an verschiedenen Orten veranlaßte die Societas meteorologica Palatina zu Mannheim (1782 bis 1792); doch waren dieselben noch auf wenige Beobachtungsstunden je eines Tages beschränkt. Den nächsten Fortschritt brachten die ständlichen Ablasungen während des ganzen Tages und eines Theiles der Nacht von Toulou und Chimincello in Bobua (1778 bis 1780) und von dem älteren Gatterer in Göttingen, und die ersten ganz vollständigen, von Stunde zu Stunde ohne Unterbrechung gemachten sind diejenigen, welche 1824 und 1825 auf Brewster's Anregung die Offiziere eines der Wachen im Fort Veit bei Ebnburg gegen den Artillerieregimentes machten. Auf diese folgten dann seit der vierziger Jahren dieses Jahrhunderts die auf Veranlassung von Regierungen, wie der russischen, englischen, nordamerikanischen u. s. w., angeordneten Ablasungen; namentlich Europa ist jetzt von einem Ende bis zum andern mit meteorologischen Stationen förmlich überzogen, deren Arbeiten es ermöglichten, nicht nur für die Temperatur, sondern auch für den Luftdruck, die Feuchtigkeit, die Windrichtung u. s. w. die durchschnittliche Aenderung abzuleiten, die Stärke resp. Menge der einzelnen Factoren (Wind, Regen, Schnee &c.) zu berechnen und ihren innern Zusammenhang aufzufinden. Nachdem man so die durchschnittlichen Zustände der Atmosphäre bestimmt hatte, konnte man die Abweichungen davon untersuchen. In solcher Weise beschäftigte sich bis vor etwa einem Vierteljahrhundert die Meteorologie überwiegend mit der Betrachtung, wie die Witterung war; erst in neuerer Zeit kam sie dahin, die Witterung zu betrachten so, wie sie zur Zeit ist, und das ermöglichte allein der elektrische Telegraph etwa seit der ersten Hälfte der vierziger Jahre. Damals schon (1842) sprachen Kreil und Hidington es aus, daß die Telegraphie wohl auch zur Uebermittlung von Sturmwarnungen zu benutzen sei; praktisch verwerthet wurde dieser Gedanke zuerst in den Vereinigten Staaten, später in England und sonst. Seit 1850 wurde, gleichfalls zuerst in Nordamerika, die factographische Darstellung zur Veranschaulichung meteorologischer Erscheinungen empfohlen. In Europa gab der Sturm vom 14. November 1854 (Sturm von Valaskawa), der die französische und englische Flotte im Schwarzen Meere oder schädigte, den Anstoß dazu, gleichzeitige Witterungszustände verschiedener Orte in Betracht zu nehmen: es geschah durch Le Verrier und Vais in Paris, denen der Telegraph die Beobachtungen zahlreicher Stationen übermittelte. 1863 wurden in Paris die ersten Witterungskarten ausgegeben, welche Luftdruck (durch Foharen), Richtung und Stärke des Windes (durch Friesel) erkennen ließen. Von ihnen aus hat sich das Entwerfen solcher Karten, wie sie jetzt so vielfach und in weiterer Durchbildung erscheinen, überhaupt ausgebildet. Mehr oder weniger ausführlich legt Kopp die Entwicklung dar, welche die Herstellung und Veröffentlichung von Witterungsberichten und -karten durch die meteorologischen Centralstellen in Frankreich, England (R. D. Scott), den Niederlanden (Guys Ballot), Preußen (Dove), dem Deutschen Reich (Samburger Seemate unter Neumayer), Oesterreich (Reil, Jelinek, Gann), Rußland (Kupffer, Rämig, Wils), Italien (Donati), Estanbinovien (Wohn) und den Vereinigten Staaten (Derry, Abbe, Armstrong, Wyer) genommen hat; bespricht dann die von Zeitungen gebrauchten Witterungskarten und wie deren gesammter Inhalt sich nicht nur in Worten oder Chiffren telegraphisch nach entfernteren Orten übermitteln und dort wieder in Kartenform bringen läßt, sondern auch wie (in Folge der Fähigkeit des elektrischen Stromes, chemische Verbindungen zu zerlegen) die Karte selbst an einen entfernten Ort telegraphisch übertragen werden kann.

Der dritte Abschnitt zeigt, daß man die Witterung, wie sie ist und war, vorzüglich deshalb beobachtet, um sich daraus ein Urtheil darüber bilden zu können; wie sie in der nächstkommenden Zeit sein wird, und das giebt dem Verfasser Veranlassung, einen Rückblick zu werfen auf die frühesten und frühesten Versuche, das Wetter zu prophezeien. Zu Urzeiten hielten Griechen, Germanen, Indier, Juden und heutigen Tages noch halten die Naturvölker die Witterungsercheinungen für Ergebnisse göttlicher Anordnungen, und glaubten durch Bitten, Opfer, Zaubereien u. s. w. auf dieselben einwirken zu können. Es wird dann der alte Glaube, daß die Gestirne, namentlich Sonne und Mond, und die Cometen auf die Witterung Einfluß ausüben und dieselbe im Voraus anzeigen, und die Anerkennung besprochen, welche Astrologie und speciell Astro-meteorologie seit der grauesten Urzeit das ganze Mittelalter hindurch bis in die Neuzeit und vereinzelte bis auf unsere Tage gefunden haben. Eine Reihe der interessantesten und ergötzlichsten Einzelheiten aus dem Gebiete des dahin gehörenden Aberglaubens maden vielen Theil des Buches zu einem unterhaltenden, namentlich vom Verfasser auf die Wetterprophezeien des 16. Jahrhunderts, des hundertjährigen Kalenders (zuerst 1701 durch den holländischen Arzt, Dichter und Viehschreiber Dr. Hellwig veröffentlicht), des jetzt in Frankreich renommierten Almanach Mathieu, des Berliner Beobachtungsleiters Schneider u. dgl. zu sprechen kommt. Die neuere Meteorologie hat zwar, V. nachgewiesen, wie sich der Einfluß des Mondes auf die Witterung (Luftdruck, Wärme) auf ein Minimum beschränkt, hat aber noch nicht ganz mit dem Aberglauben in dieser Beziehung aufzuklären können.

Zum Schluß des dieses Abschnittes wird die erst in neuerer Zeit aufgeworfene Frage behandelt, ob die Fähigkeit der Sonnenflecken eine Einwirkung auf den Gang der Witterung ausübe; den Nachweis, daß und wie dies statthat, erachtet Kopp für noch nicht mit Sicherheit erbracht. (Eine vorgefaßte Ansicht — sagt er S. 100 — scheint die Deutung der bei einzelnen solchen Versuchen erlangten Resultate beeinflusst zu haben“), er behandelt daran das Thema, wie irdische Dinge als Anhaltspunkte für Wetterprophezeien benutzt worden sind. Da werden die auf weltlicher oder vermeintlicher Erfahrung gegründeten Wetterregeln besprochen; die gealgante Wirkung der „Vodage“ (s. f.), die Vismess, St. Medardus, Maria Ermsindung u. s. f.), welche durch die an ihnen herrschende Witterung dieselbe für spätere Zeiten bestimmen sollen; die Wettervorhersagen aus dem Verhalten von Tieren, wie Schafkäden, Spinnen, Bögeln und Laubfröschen; die vermeintliche Befähigung mancher mit Reißborsten, Karten &c. besetzten oder besonders sensiblen Menschen, Aenderungen der Witterung voranzuwarnen; die Voraussetzung des kommenden Wetters auf Grund des angeblich herrschenden von den ältesten Zeiten an bis herab auf die Erfindung des weitverbreiteten und hoch in Ansehen stehenden „Wetterglastes“, dessen Zuverlässigkeit hinsichtlich des Vorausverhaltens von Regen übrigens schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bei Einzelnen in Mißcredit kam. Noch bis in die sechziger Jahre dieses Säculums hinein galten Wetterprophezeien für unwissenschaftlich und unzuverlässig. Daß man aber in der That solche maden kann, beweis daran, daß man jetzt an einem Orte übersehen kann, wie weit auf die Gegenwart und die ihr zunächst vorhergehende Zeit Zustände und Vorgänge in der Atmosphäre über verschiedenen Orten der Erdoberfläche statthaben und statthaben, so daß die Veranschaulichung dieser Zustände und Vorgänge verfolgt und benützt werden kann, welche Orte, bis zu welchen dieselben noch nicht vorgezogen sind, in ihren Bereich kommen werden.

Namentlich leistungsfähig hat sich die heutige Meteorologie im Voraussehen von Stürmen bewährt, deren Entstehung, Fortbewegung und Eigenschaften kurz auseinandergesetzt worden, ebenso wie die Art und Weise, in welcher in den verschiedenen Ländern (zuerst 1860 in den Niederlanden durch Zuyd Pallas) Sturmwarnungen und andere Witterungsvoraussetzungen eingeführt worden sind, zum Theil trotz der anfänglichen Abneigung der am meisten dabei Interessirten, der Seelente. Längere Beschäftigung mit der Prognose von Stürmen hat übrigens die Sicherheit dieser Prognose bedeutend vergrößert; in dem englischen Warnungssystem stieg z. B. von 1870 bis 1872 die Zahl der bestätigten Warnungen von 65 auf 80 Prozent; in Nordamerika betrug 1872 die Zahl der wirklich eingetragenen Stürme ca. 70 Proc. der angeforderten. Was die Witterungsvoraussetzungen überhaupt betrifft, so haben sich z. B. in den Sommermonaten 1877 etwa 70 Proc. gut, etwa 20 Proc. theilweise bewährt; von denen des Signal Office zu Washington trafen ein 1871 69 Proc., 1872 77, im October 1877 85, im März 1878 86 Proc. Mit einem Hinweis darauf, wie man jetzt in Europa dahin strebt, auch die Landwirtschaft von diesen Voraussetzungen Nutzen ziehen zu lassen, schließt das Buch, dessen Verfasser es erstreckt, befaunter werden zu lassen, wie die Witterungsländer der Neuzeit zu dem, was ihr eigenthümlich ist, gelangte, und was sie von der vergangener Zeiten unterscheidet.“

### A f f e n .

— Ueber die Untersuchung und Renaufnahme eines Theiles der Küste des Kaspiischen Meeres schreibt der „Russ. Invalide“ nach offiziellen Berichten:

Das nordöstliche Ufer des Kaspiischen Meeres von der Stadt Gurjew (am Ural) bis zu dem Flusse Emba und weiter östlich bis zu dem Brannen Bja'ali und Dambahls war bisher noch nicht untersucht worden und ist deshalb auf allen Karten des Drenburger Militärbezirks noch nicht ausgezeichnet. Bei der halbinstrumentalen Aufnahme der Kirghizen-Steppe in den Jahren 1830 bis 1840 hatten die Aufnehmer das Gebiet des Tentaj-sar (zwischen dem Uferlaufe des Ural und der Emba) umgangen, wegen des Mangels an süßem Wasser in denselben und wegen des Verbands einwärts zahlreicher tiefer Wasserläufe und morastiger Salzflüsse von sehr bräunlicher Beschaffenheit. In letzter Zeit war aber gerüchweise bekannt geworden, daß das Gebiet des Tentaj-sar eine Anzahl Salzseen besitze, und daß Fischer aus Astrachan an der dortigen Küste Stationen zum Einfischen der Fische angelegt hätten. Die militär-topographische Abtheilung des Drenburger Militärbezirks unternahm deshalb 1878 eine Untersuchung des „Sar“, die in jeder Weise von Erfolg gekrönt wurde.

Die Aufnahme des Gebietes von Tentaj-sar zeigt

1. daß von dem Hüchigen Salata bis zum Kara-Baschal und weiter östwärts bis zu dem Obrißigen Kisse die ganze Gegend, einschließlich des Meeressufers, von tiefen Wasserriegen durchschnitten ist, welche mit Schilf bewachsen sind. Durch Westwinde wird dieselbe häufig überflutet und ist bei brütigen Winden ganz wie eine Fortsetzung des Meeres. Die Proranz (Meeresarme, Armariaz) Kara-Baschal und Apsch-Ai dienen als Anschlüsse für das Wasser des Tentaj-sar. Das Gebirge süßen Wassers, das Schilf, die Mulden, welche sich vorfinden, und der aus Meeresschlamm bestehende Boden charakterisiren die beschriebene Gegend;

2. daß die Strecke nördlich des Gebietes vom Kara-Baschal bis zu dem Brannen Bja'ahel eben so wie dem Tentaj-sar ehemals unter Wasser gestanden hat, und

3. daß das Küsten des Kaspiischen Meeres von Jahr zu Jahr mehr verflattet.

Nördlich vom Kara-Baschal trifft man Erhebungen über dem Meeresspiegel bis zu 4 Salsen (9,5 m) Höhe.

Das beschriebene Aufnahmegebiet ist bedeckt mit Salzflüssen und mit Seen, in denen Salz anschießt, nämlich dem Kara-Baschal, Zafene, Tschabaraj und Dalaja. Die Seen enthalten ein gutes weißes Salz (Proben sind zur chemischen Analyse nach Drenburg geschickt). Die Kasalen von Astrachan und vom Ural werden ausschließlich die Salz zum Einfischen der Fische und des Kaviar an. Zur Zertheilung der Menge des vorhandenen Salzes dient, daß allein der See Zafene an 6 Werst in der Länge und 2½ Werst in der Breite mißt, und daß die Oberfläche aller Salzseen 8690 Desjatinen (9424 ha) bedeckt. Unter der etwa 2 Zoll starken reinen Salzschicht folgt schwarzer Moor und dann wieder eine feste Schicht Salz, sogenannte materikowa.

Auf der Ostseite des Sees Zafene und des Morastes Runailj-sar befinden sich Asphaltlager und in Gruben auf ihrer Oberfläche sammelt sich Kaphta. Die Salzseen liegen 250 Salsen (538,5 m), die Kaphtaquellen 7 Werst (7,47 km) von dem Wasserlaufe Kara-Baschal. Auf diesem fahren die Ural-Kasalen und die Kirghizen in großen Booten von den Stellen, wo Salz und Kaphta sich finden, nach dem westlichen Ufer des Kaspiischen Meeres. Süßes Wasser wird von der Uralmündung gelebt.

In Folge der Aufnahme des Tentaj-sar ist die Nordostküste des Kaspiischen Meeres jetzt richtig dargestellt worden. Die astronomische Bestimmung der Lage von Gurjew und von dem Brannen Bja'ali zeigt, daß die Bestimmung des Meeressufers um 12 Werst nach Osten verschoben werden muß. Der Fluß Sagis, dessen Mündung, wie man bisher glaubte, sich in den Salzflüssen verlor, mündet nach der Aufnahme in das Kaspiische Meer in zwei Armen, dem Kara-Baschal und dem Apsch-Ai; der erstere ist bis zu den Salzseen schiffbar.

Alle astrachanischen Bewohnungen (Einfischstätten) an den Wasserläufen von Karotschin, Kafalschich und Koi-sar (im Ganzen 20 Gehöfte) sind in Folge der Aufnahmen von 1878 zum ersten Male auf den Karten des Drenburger Bezirks zur Darstellung gebröht.

— Ueber die Lage der Stadt Tschirgurgan, in der Schir-Ai kurz vor seinem Tode vom 1/18. bis 15/27. Januar 1879 sich aufhielt, schreibt J. Jaworski der Turkestanischen Zeitung in einer Korrespondenz aus Masari-Scherif vom 16./28. Januar: Tschirgurgan liegt in den Vorbergen der nördlichen Abhöhnung des Hindukusch. Die Berge fallen dort zur Stadt ab in fast senkrechter Wand, welche das Hüchigen Gulum durchschneidet. Die Schlucht, welche der Durchbruch des Gulum gebildet hat, ist eine enge etwa 50 Schritt breite Spalte mit beiderseits senkrechten Wänden von 300 bis 400 Fuß Höhe. Diese Wände sind so glatt wie von Menschenhand polirt. Die Schlucht, welche sich nach Süden allmählig verbreitert, ist 15 bis 16 Werst lang. Zu beiden Seiten derselben erheben sich Wände zu 2000 bis 3000 Fuß Höhe. Der Wasserreichthum des Gulum hat hier Gelegenheit zum Entstehen einer ziemlich bedeutenden Stadt, die sich von West nach Ost auf 10 Werst in die Länge erstreckt; bei einer Breite von 5 bis 6 Werst. Ueber der Stadt am Eingange in die Schlucht selbst erhebt sich die kleine Festung, die mit einem Bataillon besetzt und mit zwei Geschützen armirt ist. Auf fast senkrechten Felsen lagend müßte sie mehr kunstgeprägter Anlage fast unangreifbar sein. Von der Höhe dieser Festung hat man einen umfassenden Blick über die Stadt, die in Gärten fast verdeckt liegt, und über die weite Ebene jenseits derselben. Nur fern im Norden zeigen sich wie im Nebel die unklaren Linien der Berge von Rabadian und Schirabat. Fast in der Mitte dieser Ebene sieht sich von West nach Ost ein schmalblaues Band — es ist der Amu, nach jüngst der civilisirten Welt fast unbekannt.

— Im December 1878 wurde durch ein Defect der Re-

gierung der japanische Generalstab organisiert und dabei ein Amt für Karten und Pläne und ein anderes für Statistik errichtet. Bei dem ersten besteht ein Depot, welches topographische Dokumente zu sammeln und die für Aufnahme und Stich von Karten erforderlichen Verhältnisse und Instrumente aufzubewahren und in Stand zu halten hat. Ein eigenes Corps von Ingenieur-Geographen ist nicht errichtet worden, sondern es kann sich ein jeder japanische Offizier, der dazu die Vorkenntnisse besitzt, an den Aufnahmearbeiten betheiligen. Es ist übrigens, wenn auch nicht allgemein bekannt, lo hoch schätzbar, daß die Japaner nicht allein für das Aufnehmen, sondern auch für die technische Herstellung von Karten ein ganz ausgezeichnetes Talent besitzen.

— Eine neue Stadt auf der Insel Jelo. Die japanische Regierung nimmt die Kolonisierung der großen Insel Jelo sehr eifrig in Angriff und hat namentlich in der neuesten Zeit die Entwicklung der Stadt Salsuporo (auch Sapporo genannt) gefördert. Nach einem Berichte der Japan Weekly Mail vom 25. Mai 1878, dessen Verfasser der englische Konsul Gaudin in Hokodate ist, fanden vor sieben Jahren da, wo jetzt die Stadt sich erhebt, nur Wälder. Salsuporo, das zur künftigen Hauptstadt bestimmt ist, obgleich es im Binnenlande nördlich von der Vulkanbay liegt, zählt jetzt schon 2335 Einwohner in 786 Häusern; dazu kommen etwa 1000 in der Nachbarschaft garnisonierende Soldaten. Die Stadt ist nach amerikanischer Art in großen Quadraten mit breiten Straßen angelegt; die meisten Häuser sind von japanischer Bauart, doch alle öffentlichen Gebäude, welche das Kaiserliche (Kolonialdepartement) aufführt, sind im europäischen Style, so z. B. das Kolonialamt, aber dem die kleine Flagge mit dem fünfseitigen roten Sterne weht.

In Salsuporo ist eine japanische Ackerbauhochschule errichtet worden, die aus vier großen, zweistöckigen Gebäuden besteht und mit einem zoologischen, botanischen, geologischen und Ackerbauinstitut verbunden ist. Schöne Studien werden hier auf Kosten der Regierung ausgeführt, müssen sich aber verpflichten, nach Beendigung ihrer Studien in den Dienst der Regierung zu treten und für den Aufschwung der Agrikultur in Jelo Sorge zu tragen. Der Unterricht erfolgt in deutscher und englischer Sprache, dauert vier Jahre lang und erstreckt sich auf Landwirtschaft, Rationalökonomie, Chemie, Botanik, Geologie u. Verbunden damit sind praktische Übungen im Maschinenwesen und der Besuch der landwirtschaftlichen Station. Die Church Missionary Society hat sich bereits des Ortes bemächtigt und unter den Studenten Professoren gemacht.

— F. K. Nachrichten über die Insel Quelpart (Korea). Im Oktober 1878 brannte eine britische Barke an der Südküste der Insel Quelpart. Ihre Mannschaft, aus Europäern und Chinesen bestehend, wurde von Seiten der Eingeborenen auf das Grundrüttel aufgenommen und ihr Kapitän von den Beamten nach der an der Nordküste liegenden Hauptstadt und von da auf eine japanische Dünale gebracht, die ihn nach Kagasaki überführte. Um die Mannschaft abzuholen und von Schiff und der Ladung zu retten, was zu retten war, wurde von Kagasaki aus ein Dampfer abgesandt, auf dem unter andern auch ein britischer Konsulbeamter, Hr. Paul, die Reise nach Quelpart mitmachte. Dem letztern verdankt man folgende Nachrichten über die wenig bekannte Insel <sup>1)</sup>. Das Landen an der vulkanischen, überall von Lavastöpen umgebenen Südküste wurde mit Hilfe der Korcorer bewerkstelligt, deren Beamte die Europäer mit Rußf empfangen, dagegen hielten, daß man die Japaner, die zur Beforgung der Bergungsarbeiten mitgebracht worden waren, nicht ans Land senden möge. Gesehen, die man ans Land geschickt hatte, wurden von den Beamten streng zurückgewiesen. Dem nächsten Tag wurde das Rettungs-

wert begonnen, zu welchem der anwesende Hauptbeamte nicht bloß 100 Arbeiter, sondern auch Soldaten gestellt hatte, welche für die Sicherheit der Güter zu sorgen hatten und zu diesem Behufe längs des Weges angestellt waren, den dieselben zu nehmen hatten. Während der Tage, daß diese Arbeit währte, wurden mehrere Besuche der Europäer am Lande und der höherrangigen Korcorer auf dem Dampfschiff gemacht, aber während diese jedesmal mit Geschenken ankamen, weigerten sie sich unbedingt ihrrechtlich sich zur Annahme von Geschenken zu bewegen und nur mit Mühe konnte ihnen ein Bündel japanischer Sonnenjähre aufgedrängt werden, die mit Aktschit am Lande liegen lassen, damit sie sich damit versehen möchten, welche sie aber sofort als gefundenes Uth wieder zurückgebracht hatten.

Nur eines Gesundes, den man ihnen bot, freuten sie sich in hohem Grade, nämlich des Branntweins, den sie mit Zeichen des lebhaftesten Vergnügens in ziemlich großer Menge zu sich nahmen. Für die Milchwirtschaft und die Auszucht, die sie sich machten, nahmen sie ebenfalls irgend eine Vergütung. Sie erklärten das alles für Pflicht und Schuldigkeit. So hatten sie auch den Kapitän der gezeichneten Barke auf Santsostolen nach der Hauptstadt gebracht und seine Mannschaft mehrere Wochen ernährt, bis dieselbe abgehrt war.

Ihr ganzes Benehmen war von außerordentlicher Gemüthlichkeit und Höflichkeit getragen. Sogar noch über die Zeit der Anwesenheit der Europäer hinaus erstreckte sie ihre Sorgfalt, indem sie unmittelbar nach der Abfahrt derselben das Gerippe des getraubten Schiffes in Flammen setzten, um ihren Landeuten keinen Anlaß zur Verführung zu geben. — Ueber die Insel selbst und ihre Bewohner wurden folgende Thatsachen beobachtet oder vernommen: Quelpart liegt zwischen 126° 10' bis 126° 57' östl. L. Br. und 33° 12' bis 33° 35' nördl. Br.; es ist die größte und fruchtbarste der koreanischen Inseln. An ihrem Westende liegt die Insel Uden, am Ostende Beaufort, die Inseln Bostom und Sifford an der Südküste. Die Küsten sind sehr vorwiegend steil und klippig und überall schienen es vulkanische Gesteine zu sein, mit denen sie aus Meer herantreten. Vulkane und alte Krater sah deutlich zu erkennen. Der Boden der Insel ist geringig, die Berge sind in den höheren Theilen noch überall bewaldet, ausgenommen den höchsten von ihnen, dessen (vulkanischer?) Gipfel waldlos ist. Weidlich sind Weidplätze vertreten, auf denen Kinder und kleine Pferde gehalten werden. Auch für den Ackerbau scheint der Boden günstig. Die Rasse scheint die japanische, daneben Weizen, Gerste und Buchweizen. Das Klima ist gleichmäßig, aber kühl und feucht, December, Januar und Februar sind sehr schneereich, und viele Nebel sind häufig. Die Bevölkerung der Insel beträgt etwa 10000, von denen ein Theil in zwei Städten, der andere über das Land hin wohnt. Die Häuser auf dem Lande sind aus Stein und Lehm gebaut, die Wände aus getrocknetem Lehm, die Dächer aus Holz, die Fenster sind wie in Japan mit Papier verkleidet. Die Hauptstadt liegt an der Nordküste, ihr Name ist Tscheolju, sie ist unumwollt, und mit Gassen versehen. Hier haben die Weidenden ihren Sitz, von denen nur zwei oder drei der höchsten mit Koreancern vom Irlande besetzt sind, während alle anderen Stellen in den Händen von eingeborenen Insulanern sind.

Alle Beamten, bis zum niedersten Soldaten herab sind erlich. Die beiden höchsten Beamten sind der Lainscha, ein militärischer, und der Jongsuan, ein Civilbeamter. Alle tragen Kommandosabbe und außerdem an den großen hohen Hüften Klingen aus Eisen, Eisen, Bronze- und Korallenketten. Die Unterbeamten sind sehr zahlreich, und das Volk wird offenbar ganz gründlich regiert. Besonders die koreanischen Straßen, zu deren Verbindung die zahlreichen Polizeidiener ruderförmige Stöße mit sich führen, werden sehr prompt aufgeführt. Die kleine Ungezügelt wird auf der Stelle mit Stockschlägen geahndet, deren Auslösung ein höherer Beamter würdevoll kontrollirt. Die Waffen der Sol-

<sup>1)</sup> Wir entnehmen sie dem Aprilheft 1879 des „Nautical Magazine“, dem sie vom Handelsamt mitgetheilt wurde.

daten sind Schwerer, sieben Fuß lange Lanzen und Hinten. Große runde Signalfürne, augenförmig von hohem Alter, finden sich in großer Zahl, längs der ganzen Küste, auf jedem Vorgebirge und auf allen Berggipfeln, und von ihnen aus wird die Ausrüstung jedes anfallenden Schiffes u. s. w. bei Tag und Nacht nach der Hauptstadt gemeldet. Ihre Schrift ist chinesisch, und auch ihre Religion ist das chinesische Gemisch von Buddhiemus und Confucianismus. Die Feindschaften scheinen sehr den japanischen zu ähneln. Die Einwohnerhaft ist geistlich, und die Rechtsweiberei verboten. Die Frauen thun harte Arbeit im Felde. Man hielt sie geistlich von den Europäern fern, die ihre Tracht ähnlich der chinesischen fanden, und keinen hohen Begriff von ihrer Schönheit mitnahmen. Ihre Kunst und ihr Tanz gleichen ebenfalls den japanischen. Die Tracht der Männer ist von chinesischem Zuschnitt, bei dem hohen aus Seide, bei dem niederen Stoff aus weisem oder gelbem Zeug, der an das „Gras Kleid“ der Japanesen erinnert. Sie tragen sehr breite Kreise Hüte. Die Industrie ist auf der Insel nicht in hoher Blüthe, wie sich daraus schließen läßt, daß die Webstoffe alle eingeführt sind. Kleine Metallwaaren von japanesischen Formen werden jedoch hier angefertigt. Man sah Proben von Kupfererz, erfuhr aber nicht, ob dasselbe auf Metall verarbeitet wird. Die Besucher sammelten auch einige locale Worte, wie Oso, guten Morgen; toposai, lebe wohl; tachiola, sehr schön; suanahai, Mann; kotachin, Frau. Als den Namen des ungefähr 2000 m hohen Hauptberges der Insel gab man ihnen Harrofen an, und als den Titel des Königs Schoppin.

### Nordamerika.

— Die Pelzverkäufe der Hudsons-Bay im letzten Frühjahr haben kein Zeichen von Wüdgang in der Zahl der Felle erkennen lassen, wie man bei der sehr energischen und vervollkommenen Pelztierjagd des nördlichen Nordamerika vermuthen sollte. Auch scheinen die Untersuchungen der Gesellschaft noch immer keinen Gewinn abzuwerfen, wenn auch die Zeit längst vorüber ist, in der die Aktionäre berechnen ihren Gewinn nach Hunderten von Procenten berechneten. Die Felle, die auf den Frühjahrsmarkt kommen, stammen alle aus demjenigen Theil des Hudsons-Bay-Gebiets, welcher östlich von dem Jellingsberge liegt. Unter anderen befanden sich darunter 11 261 Fuchshottern, 53 000 Wex, deren Zahl sich immer gleich bleibt, während ihr Werth sich seit 30 Jahren verdreifacht hat, 50 000 Fobel, 12 000 Roth-, 6000 Weiß-, 2000 Kreuz- und 800 Silberfuchse. Die letzteren sind das kostbarste Pelzwerk, das gegenwärtig überhaupt gebraucht wird, einzelne Felle gingen zu 30 bis 40 Pfund weg. Auch 60 Blauschle kamen auf den Markt; außerdem noch 23 500 Luchse, 8000 Stintfische, 7000 Pelans, 6000 Wären und 2000 Dachs. Einen starken Rückgang zeigten Biber, Hermelin und Mohndratten, von denen 5470 beziehungsweise 3800 und 2800 zum Verkauf kamen. Es ist jedenfalls nur zum kleinen Theil die mindere Nachfrage, zum größeren die rücksichtslose Ausrottung, welche grade diese kostbaren Pelztiere immer seltener werden läßt.

— In der Großstadt Ontonagois der Provinz Quebec sind Lager phosphoricauren Kaltes entdeckt worden. In Folge dessen wird die betreffenden Bänder ein enorm im Preise steigen, im Handumdrehen ist eine neue Industrie dort entstanden und Leben und Bewegung herrscht sehr, wo kurz zuvor die Erziehung nur langsam fortschritt, da das Gebiet einstmals nur zu den fruchtbarsten gehörte. Selbst der bis dahin fast ausschließlich betriebene Holzhandel verliert an Bedeutung. Ueberall werden Wege angelegt und neue Gebiete erschlossen. In Templeton allein sind 800 Neuscheln und 50 Gehepame in der Gewinnung und Fortschaffung des Minerals beschäftigt, das in England und auf dem europäischen Continente gesucht ist. Kupf-, Blei-, Zinn-, Zink-, Eisen- u. s. w. stehen Templeton kaum nach, und wenn nicht

alles trägt, so wird sich hier eine neue großartige und reiche amerikanische Industrie entwickeln.

(The Colonies and India.)

— Von E. von Jester-Warteggs Nordamerika (l. „Möbus“ XXXV, S. 176) liegt der zweite Band vor, der das Centrum des riesigen Völkercomplexes in seinen Hauptzügen in Bild und Wort behandelt. Wir lernen das „amerikanische Paris“, das laufige Cincinnati mit seinen vielen deutschen Emigranten, seiner Bierbrauerei, Brauereibrauerei und Schweinefleischerei kennen, die Dampfschiffahrt auf dem Ohio und dem Mississippi von der Quelle an; die Mammoth-Höhle in Kentucky; St. Louis, das „amerikanische Rom“; Chicago, das sich nach dem Eisenbrande am 8. October 1871 so erstaunlich rasch aus der Asche erhob, mit seinen Elevatoren (Speichern) und Viehhöfen, seinen Schweine- und Rindviehhöfen; Milwaukee u. c. Es folgen oft recht drastische Schilderungen der Prairien von Kansas und Nebraska, ihrer rasend schnellen Entwidlung und des tollsten Lebens und Woyoming mit ihren Berggipfeln, Conons, Rienspark, Badorten und sonstigen Merkwürdigkeiten (namentlich dem Nationalpark am Yellowstone-Fels) und über das Minnesota in jenen gold- und silberreichen Distrikten.

Die Regerveränderung aus dem Süden der Vereinigten Staaten nach dem Westen, vorzüglich nach Wisconsin, Kansas und Nebraska, hat im Laufe des Monats März dieses Jahres solche Dimensionen angenommen, daß sie in den Gegenden, nach denen sie zielte, als eine große Kolonisation empfunden wurde, der die Emigranten durch Ermahnungen abzuwehren suchten, die sie nach den Südstaaten gelangen ließen. In Kansas waren im Laufe der Frühjahrs über 2000 angekommen, denen noch andere folgten. In St. Louis lagerten an einem Tage 1300 Frachtkanonen und am 16. März brachte ein Dampfer von Wiesburg 92 Familien mit circa 600 Köpfen nach St. Louis. Die Berichte aus dem Süden ließen dabei noch immer weiteren Zufluß erwarten, so daß der Mayor von St. Louis in einer Rede sagte: „An Alle, die es angeht“ die sehr verständliche Warnung richtete: „Verlaßt Eure Heimath nicht auf Grund leerer Versprechungen und unternehmt keine lange Reise nach dem Westen, wenn ihr nicht Geld genug besitzt, dieselbe zu bezahlen.“ Der größte Theil dieser Auswanderer wird als nahezu oder gänzlich mittellos gefehlt, so daß man in Kansas sich bereits gewöhnen sah, eine große Zahl von ihnen nach Louisiana, Mississippi und Tennessee, woher sie gekommen waren, wieder zurückzuführen. Man giebt als Ursache dieser unerwarteten Wanderung das Gland an, das in Folge voriger Winteren in den Golfstaaten und besonders längs des untern Mississippi herrscht, wo es gleichmäßig Ueberfluß (?) an Arbeitskräften geben soll, und glaubt, daß gemissliche Agenten die unglückselige Idee, in der raschen Jahreszeit nordwärts zu wandern, in die Köpfe dieser Leute gesetzt haben. Die republikanische Parteipresse schlägt natürlicher Weise Kapital aus dieser Auswanderung der „unterdrückten Brüder“, indem sie die demokratischen Weigen des Südens anklagt, die Färsigen einzuschütern und aus dem Lande zu drängen. Für den Vorkersorger ist diese Erscheinung unter allen Umständen interessant als ein weiteres Glied in der Kette der Folgen, die die Kalfhebung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten geholt hat und sicherlich in reichlichem Maße noch haben wird. Diese Folgen werden ihrerseits lebendige Bräunbrängen in der Theilberührung der Regier über das Gebiet der Vereinigten Staaten herbeiführen. Jauch sind sie schon während des Bürgerkrieges aus Maryland, Virginia und Nord-Carolina massenweise emigriert nach den südlichen Staaten, besonders Florida, Mississippi und Texas, aber nicht nach den reichen Weststaaten Indiana, Ohio, Illinois, Wisconsin, Iowa gewandert. Gleichseitig vertreiben viele verarmte oder verbit-

terte Weife den Süden, um nach Westen zu gehen. Jetzt hat dagegen die weisse Einwanderung nach dem Süden wieder zugenommen und insgleich diese neue Westwanderung der Regier bezogen, welche die ethnographische Zusammenziehung des noch ziemlich dünnen Bevölkerung von Staaten wie Kansas oder Nebraska ganz erheblich beeinträchtigen wird.

— Die Einwanderung nach dem Westen der Vereinigten Staaten hat in der letzten Zeit bedeutende Vermehrungen angenommen. Die „Railway World“ schätzt den Verkauf und die Besetzung von Ländereien im Jahre 1878 im Westen, Nordwesten und Südwesten auf 18 Millionen Acker und deren Anbauer auf 600 000 Köpfe, von denen  $\frac{1}{10}$  aus den Neu-Englands, Mittel- und anderen Staaten südlich vom Mississippi kamen. Texas allein erhielt mindestens 200 000 neue Einwohner, Kansas hatte einen Zuwachs von 125 000, Nebraska 100 000, Minnesota 50 000, Dakota 100 000 etc. Seit 1873 müssen mindestens  $\frac{1}{2}$  Millionen Menschen aus dem Osten, namentlich aus den großen Städten, nach dem Westen angewandert sein. Dakota soll jetzt 150 000 Einwohner haben.

— Zum Vorhand der neuen allgemeinen Landes-erforschung der Vereinigten Staaten, welche an die Stelle der bisherigen Survey von Hayden, Wheeler und Bonell tritt, ist der Geolog Clarence King ernannt, der bisher die Erforschung des Landes am den 40. Breitengrad leitete.

— Auf S. 176 des 35. Bandes brachte der „Globe“ trübe Nachrichten aus Mexico, welche der Augsburger Allgemeinen Zeitung entnommen waren. Dieselben datieren vom December vorigen Jahres. Inzwischen scheinen sich die Dinge dort wieder zum Bessern geändert zu haben. Uns liegt eine Nummer des „Diario Oficial“ vom 29. Februar vor, welches u. A. folgende erfreuliche Nachrichten enthält. Am 5. Februar wurde die Gasse und Brücke de la Cruz über den Cuauhtlan-See, welche Manzantillo und Coliman (an der Südspitze) verbindet, eröffnet. — An dem Gebäude für die am 15. Januar 1880 in Mexico zu eröffnende internationale Ausstellung wird kräftig gearbeitet. — Am 5. Februar, dem 22. Jahrestage der Verfassung, wurden nach dortigem Gebrauche circa eine deutsche Meile verschiedener Gassen, die Telegraphenlinie von San Luis Potosi nach Zacatecas und der 1878 durch Regen zerstörte und nun wiederhergestellte Fahrweg zwischen San Luis Potosi und Tampico dem Verkehr übergeben. Der Telegraph von Oaxaca nach Tehuantepec ist nahezu vollendet. Zwischen San Luis Potosi und Tampico wurde eine Postverbindung eröffnet, welche nördentlich zweimal stattfindet und jene Strecke in drei Tagen zurücklegt. — Zwar ist eine deutsche Meile Zuwachs für fünf Gassen nicht viel, und gleichzeitig mit den obigen Nachrichten meldet das „Diario Oficial“ von einem Aufstande in Sinaloa, den eine Revolte des Gouvernements hervorrief — aber unter den Tropen muß man mit andern Maßstäben messen, als in den gemäßigten Zonen, und sich über jede, auch den kleinsten Fortschritt freuen.

— Friedrich Nagel „Aus Mexico“. Reisejournale aus den Jahren 1874 und 1875. Mit Karte. (Dresden 1878.) Diese Skizzen machen keinen Anspruch auf systematische Beschreibung des Landes und seiner Bewohner, sondern wollen nur unangenehme Bilder der Natur und des Lebens zeigen, wo sie einem Beobachter sich aufdrängen, der mit offenen Augen, aber ohne wissenschaftlichen und literarischen Apparat das Land auf einigen der interessantesten und zum Theil selten betretenen Wegen durchzog. Die Beobachtungsgabe

des Verfassers ist dabei eine so vorzügliche, und er besitzt eine so vollendete Darstellungsgabe, daß man ihm mit dem größten Vergnügen und dem gespanntesten Interesse folgt und seinen Urtheilen unbedingt Glaubenwürdigkeit beizumessen. Sein Buch gehört zu den besten deutschen Reiseverken, welche die letzten Jahre gebracht haben: es enthält in vorzüglicher Form viel eigene Beobachtung und viel Zeichnung.

— Laut Dekret des Präsidenten der Republik Guatemala wird vom 9. November 1879 der Hafen Livingston (oder Garibal) an der Ostküste (Karibischer Meer) für Ein- und Ausfuhr geöffnet werden. Es geschieht so auf Antrag des Handelslandes und der Grundbesitzer des Departements Alta Vera Paz (oder Coban), welches eines der fruchtbarsten von Guatemala ist und einer beträchtlichen Entwaldung entgegengeht, sobald der Export der Landesprodukte gefördert sein wird. Der neue Hafen soll die vortheilhafteste geographische Lage besitzen und soll zu allen Jahreszeiten den Schiffen volle Sicherheit bieten; der Ort aber ist gegenwärtig nur ein Dorf, so daß erst die erforderlichen Bauarbeiten erledigt werden müssen. Der Waarentransport zwischen dem Hafen Livingston an der Küste des Golchischen Meeres und dem an 25 deutsche Meilen landeinwärts gelegenen Departementsort Coban soll durch zwei Fließdampfer vermittelt werden, und für diesen Fall wird die „Royal Mail Company“ ihren zwischen Jamaica und Belize an der Mosquito-Küste verkehrenden Dampfer monatlich Livingston auslaufen lassen. So wird dann ein directer Verkehr zwischen und Entladen auf der atlantischen Seite der Republik ermöglicht sein.

### Südamerika.

— Dr. Ervay (s. oben S. 64) hat am 21. September vorigen Jahres die Quelle des Copacabana-Flusses in Guyana erreicht und die Wasserfische zum Amazonasstrom hin überschritten. Am 27. September erreichte er den Fluß Napier und suchte denselben auf einem rasch hergestellten Rindenboote hinabzufahren, mußte seinen Plan aber wegen der vielen Hindernisse aufgeben. Alle seine Gefährtigen auf einen hatten ihn verlassen. Am 2. October erreichte er nach vielen Mühseligkeiten den Ku, welcher in den 1877 von ihm beschriebenen Jery mündet. Von dort aus hobt er den westlicher fließenden Paru, gleichfalls einen Nebenfluß des Amazonasstromes, zu erreichen und zu durchqueren.

— Official wird die Ausfuhr Uruguays in den Jahren 1877 und 1878 folgenmaßen angegeben (wobei wir nur die wichtigsten Bestimmungsländer wiedergeben):

	1877	1878
	Dollars	Dollars
	Guld	Guld
Nach England . . . . .	3,737,596	4,898,790
„ Brasilien . . . . .	2,736,754	4,241,778
„ Frankreich . . . . .	2,888,466	3,147,504
„ Belgien . . . . .	1,332,517	1,775,582
„ Cuba . . . . .	985,906	1,095,362
„ den Verein. Staaten und		
Kanada . . . . .	1,142,742	1,095,370
Argentinien . . . . .	904,779	572,566
Italien . . . . .	170,008	286,524
Manritius und Reunion . . . . .	77,932	78,124
Deutschland . . . . .	62,640	71,331

Nach geringere Ziffern weist die Ausfuhr nach Peru, Chili, Portugal, den Malaien, Spanien, dem Kaplande, Indien, China und Japan, den Antillen, Paraguay, Teneriffa und verschiedenen Ostasienplätzen auf.

Inhalt: Das russische Turkestan. III. (Mit fünf Abbildungen). — A. Zehner: Rus und über Krabien. VIII. — Die Steppe am Ross-See. — Aus allen Erdtheilen: Einiges über Witterungsangaben. — Asien. — Nordamerika. — Südamerika. — (Schluß der Redaction 26. Mai 1879.)

Redacteur: Dr. N. Siepert in Berlin, S. W. Unter den Linden 13, III. Tr.  
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.









UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 03925 5107

